



BIBLIOTECA NAZIONALE  
B. Prov.  
XXIII  
201  
VITT. EM. II  
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XXXVIII

Palchetto B-6

Num.° d'ordine /



129-a-37





P. Nav.

XXIII

201



Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

---



Gh 0589

Allgemeine  
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. C. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

herausgegeben von

J. G. Gruber.

Siebenundzwanzigster Theil.



DOMINUS — DRURY.



Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1836.

110 110 110



Allgemeine  
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.  
E r s t e S e c t i o n  
A — G.

---

Siebenundzwanzigster Theil.  
D O M I N U S — D R U R Y .





## Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Siebenundzwanzigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

DRANTENRÜCKEN zu Genf. . . . .	Baukunst.
DRUCK. . . . .	Mechanik.





## DOMINUS.

**DOMINUS** ist bei den Römern eigentlich derjenige, welcher dem Hause (domus) vorsteht. Dieser Titel gebührt daher nur den Göttern von Seiten der Menschen<sup>1)</sup>, dem Gemannte von Seiten seiner Frau (Liv. XXXIV, 7) und umgekehrt der Ehefrau von Seiten ihres Mannes (Suet. Claud. 39), dem Vater von Seiten seiner Kinder, dem Herrn von Seiten seiner Sklaven<sup>2)</sup>, und grade um allen Anschein von Abhängigkeit und Sklaverei zu vermeiden, schlugen mehr römische Kaiser den Titel Dominus, den ihnen kriechende Schmeichler beilegen wollten, aus. Augustus mißbilligte diese Schmeichelei so sehr, daß er selbst seinen Kindern und Enkeln untersagte, ihn Dominus zu nennen (Suet. Octav. 53); und Tiberius erklärte sie für eine Beleidigung (Suet. Tib. 27). Auch Severus Alexander wollte nicht Dominus genannt werden (Lamprid. vit. Alex. 4), und selbst Julianus, zu dessen Zeiten dieser Titel doch schon ganz eingebürgert war, konnte ihn nicht leiden (Liban. orat. 12. p. 305). Gaius Caligula nahm ihn zuerst an (Aurel. Vict. vit.), und auch Nero scheint ihn nach Apostelgesch. 25, 26 nicht verschmäht zu haben. Domitian ging sogar soweit, daß er mit dem Titel Dominus noch das Prädikat Deus hinzufügte (Suet. Domit. 13; Eutr. VII, 15<sup>3)</sup>). Von dieser Zeit an wurde die Sitte allgemein, die Kaiser mit dem Titel Dominus zu beehren. Wie finden wir diesen namentlich auf den im Orient verfertigten Inschriften (so auf denen der Memnonssäule). Der jüngere Plinius redet in seinen Briefen den Kaiser Trajan immer mit dem Prädikat Dominus an, und Diadumenus schreibt an seine Mutter von seinem Vater Vespasianus: Dominus noster et Augustus (Lamprid. Diadum. 9). Andere Belege liefert Brissionius (de formulis, Tom. III.

p. 312). Trajanus Decius, Gallienus, Diocletianus werden auch in Inschriften gewöhnlich so genannt. Bei den folgenden Kaisern vermißt man den Titel Dominus noster auf Inschriften nur selten. Dagegen ging der Titel Dominus erst unter Aurelian und Carus auf Münzen über, und zwar auf die nach dem Tode dieser Kaiser geprägten, wo denn *Deo et Domino nato Aureliano Aug. und Domino et Deo Caro Aug.* bloß die Stelle von *Divo* vertrat. Die Eigle D. N., für Dominus noster, findet sich zuerst auf den Münzen des Diocletian und Maximian (*Rasche*, Lex. rei num. II, 1. p. 406), jedoch immer im Dativ, so daß Du fröhne (diss. de inferioris aevi numism. a. 34) mit Recht vermutet, daß diese Münzen erst von den Nachfolgern jener Kaiser geprägt seien. Seit Constantin dem Großen nannten sich alle römische Kaiser, auch auf ihren Münzen, Dominus noster, wie ihren Gemahlinnen (z. B. der Helena) der Titel Domina nostra beigelegt wurde. Zu beachten ist noch, daß in den früheren Zeiten des römischen Kaiserreichs Dominus im Griechischen durch *κύριος*<sup>4)</sup> übersetzt wurde, später aber bei den Byzantinern an dessen Stelle der Titel *δωμνός* trat. Derselbe Bemerkung leiht auch die Prädicate *κύριος* und *θεοκρατωρ*. (C. L. Grotefend.)

**DOMINUS und DOMNUS.** Die Kirchenschriftsteller fanden es an August ungemein lobenswerth, daß er sich nicht habe Dominus nennen lassen wollen<sup>5)</sup>, da Gott allein nur, der Gewalt habe über Erden und Tod, Herr zu nennen sei<sup>6)</sup>. Da man sah, daß Verbot August, sich Domineus nennen zu lassen, als eine wunderbare Wirkung von Christi Geburt an<sup>7)</sup>. Gleichwohl ließen sich Caligula und die folgenden Kaiser und Könige<sup>8)</sup> durch Domine anreden. Auch blieb sich die Kirche selbst nicht consequent, da man die Heiligen später vorzüglich hie-

1) Sichert f. unter *Zuhern Brissan*, De formul. Tom. I. p. 44.

2) Die griechische überlieferte Einteilung der Römern, einen Unterthanen Dominus zu beehren (Suet. Epist. 9; Marc. Epigr. I, 115), gehört nicht eigentlich hieher. Man vergleiche nur Martialis Epigramm des 5. Buchs:

Cum voco te Dominum, nolo tibi, Cinnas, placere;  
Saepe etiam servum si tunculo meum.

Ehezu wenig der auch vorerwähnte Fall, daß Kinder ihre Väter gegen mit dem Epitheton Dominus anreden. 3) Dagegen auch bei Martialis V. epigr. 8: Edicunt Domini Dilectos nostri, und VIII, 2: Terrarum Domino Deoque rerum. Egl. Martialis VII, 4; VIII, 82.

4) Diese Benennung findet sich auch schon auf Münzen des A. Severus und des Tacitus; da Herodotus, wie weit die Griechen den Römern in der Kriecherei voraus waren.

5) Tertullian, Apolog. c. 34. 6) Lactant. Divin. Institut. c. 3. 4. 7) Eo p. B. Chronica & Augustini bei Leibnitz, Script. T. III. p. 559. 8) Landulfus Ragens: Genui Francorum moris est Domineum id est Regem secundum genus principum. Hieronymus Maurus: Reges nostri propter excellentiam commune nomen Domini sive Domini effecerunt.

fig Domini nannte<sup>7)</sup>, und auch die Bischöfe ohne Zusatz nicht selten Domini genannt wurden<sup>8)</sup>. Man fand daher den Ausweg, daß bloß Gott Dominus, Dominus (per synecopen) aber die Heiligen und andere Ausgezeichnete genannt wurden<sup>9)</sup>. Der Autor Graciani sagt: Caelestem Dominum, terrestrem dicitur Dominum. Lateinisch: französisch: Glosse: Dominus Sires, Dominus Sires (Verteuerung). Die Regel des heiligen Benedikt (Cap. 63) bestimmt, daß der Abt Dominus heißen solle, und die Constitutiones Casinenses sagen, daß der Abt nach der Regel nicht Dominus, sondern Dominus genannt werden solle, und daß sie nach ihrer Gewohnheit zum Unterschiede von den Weltmönchen ihre Mönche Dominos nennen, und aus Liebe Brüder. Obilo, Vita S. Majoli, sagt: Et ab omnibus Dominus et Abba honoratur. Bei den Ausgaben der Schriftsteller des Mittelalters ist der Unterschied zwischen Dominus und Dominus gewöhnlich nicht beachtet, sondern Letzteres für eine bloße Schreibverfälschung genommen, und das für Dominus gedruckt worden. Da die Mönche vorzüglich auf den Unterschied hielten, bildete sich auch ein anderer Gegensatz: Dominus und Domina per synecopen komme, wie John de Janua sagt, eigentlich den Mönchen und Nonnen zu, Dominus und Domina<sup>10)</sup> hingegen den Weltlichen<sup>11)</sup>. (Ferdinand Wächter.)

**DOMINUS VOBISCU.** Diese dem katholischen Missional angehörige Intonation führt den Namen des apostolischen Grußes, jedoch, streng genommen, mit Unrecht, da sie von dem Erlöser oder den Aposteln desselben nicht herkommt, sondern sich aus dem alten Testamente herschreibt. Sie ist nämlich aus dem Buche Ruth (Cap. 2, 4) entlehnt, wofür es heißt, daß Boas, der spätere Heirathsmann der Ruth, aus seiner Heimkehr von Bethlehem zu den Schnittern, welche er auf seinem Felde bei der Arbeit getroffen, den bei den Israheliten auch sonst gewöhnlichen (Buch der Richter, Cap. 6, 12) Gruß ברוך אתה יהוה, gesprochen, welcher in der Vulgata von Hieronymus durch das obige „Dominus vobiscum“ übersetzt ist. Die Schnitter erwiderten dem Boas nach der

Vulgata: Benedicant tibi dominus. Diese Antwort ist jedoch in das Missional nicht recipirt worden, sondern nachdem der Geistliche den apostolischen Gruß, zunächst vor der Ertheilung des Segens, intontirt hat, antwortet ihm die Gemeinde nebst dem Chor: „Et cum spiritu tuo.“ Dies ist die Uebersetzung der dem neuen Testamente angehörigen Worte: „μετὰ τοῦ πνεύματος σου,“ mit welchen der Apostel Paulus seinen zweiten Brief an den Timotheus (Cap. 4, 22) geschlossen hat. Jener Gruß des Geistlichen und dieser darauf folgende Antwort der Gemeinde und des Chores kommen schon in den Kirchensängern, namentlich bei Chrysostomus, in den Homilien desselben, vor; sie haben sich demnach in der katholischen Kirche, bei der bekannten Gleichmäßigkeit ihres Rituals, überall in Übung erhalten, nicht nur in der römisch-katholischen, sondern auch in der griechischen, nur mit dem Unterschiede, daß der griechische Geistliche, statt des römischen Dominus vobiscum, die Intonation mit: Pax vobis, ausspricht. Was die Protestanten betrifft, so sollen bei den Reformirten alle Intonationen weg, mithin auch der Gruß und die Antwort. Anders bei den Lutheranern, die sich bekanntlich überhaupt an die frühern Gebräuche näher angelehnt haben; doch wird Gruß und Erwidrerung bei ihnen stets in der entsprechenden Landessprache ausgebracht, im Teutschen also, zu Folge der Lutherischen Uebersetzung der beiden oben angeführten Stellen, durch: „Der Herr sei mit Euch,“ und hierauf antwortet die Gemeinde oder der Chor: „Und mit Deinem Geiste!“ Er findet sich in sämtlichen Agenden des 16. und 17. Jahrh.; so. I. B. in der wittenbergischen Agende von 1564, Bogen C, letzte Zeile; in der auf Befehl Gustav Adolfs 1632 zu Halle herausgegebenen Agende für das Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt, C. 33. Auch ist er in den spätern Agenden beibehalten worden; z. B. in der brandenburg-culmbachischen im Corpus Constitut. Brandenburg. Culmb. (Baruthi 1746), p. 26. Ebenso in der neuen preussischen Agende, insbesondere in der aus derselben für die Provinz Sachsen 1829 revidirten, wo zugleich C. 4 in einer Note die der griechischen Formel entsprechende: „Herr sei mit Euch,“ als gleichbedeutend angeführt wird. Die Stellung des Grußes in der Liturgie ist übrigens nicht gleichmäßig; bald kommt der Geistliche vor, bald nach der Predigt. Uebrigens halten ja die Protestanten eine durchgreifende Gleichmäßigkeit der kirchlichen Feierlichkeiten nicht für notwendig; deshalb wird denn der Gruß in vielen lutherischen Kirchen sogar ganz weggelassen, ungeachtet der Agenden, von denen ohnehin auch in vielfacher anderweitiger Beziehung oft genug abgewichen wird. Es kommt dabei theils auf das Ermessen des Pfarrers, theils auch auf den Willen der Gemeinde fast Alles an, und, so wünschenswerth eine Gleichmäßigkeit der liturgischen Formen sein würde, so rechtfertigt sich die Abweichung selbst von den ausdruksreichen Vorschriften der Agenden doch hinlänglich daraus, daß der Landesherr das ja liturgicum immer nur im Namen der Kirche ausübt. (Dieck.)

Domit, f. Trachyt.

7) S. die Nachweisungen bei Du Rœne unter Dominus. 8) S. Denf. 7. Evodius, Lib. de Mirac. S. Stephani nach Hieronymus ad ann. 416. No. 23. 8) Früher war dies anders; so schreibt Gregorius M. Lib. VI. Epist. 27: Gloriosissimus autem filius meus Dominus Dominican et Dominus Rodochian vice mea salutatus. Domina sollte bloß für die Mutter Gottes ebenso heißen wie Dominus für Gott. 9) Dom, nicht Dom, wie I. Abt. Art. d'Achery gelehrt ist, lateinisch Dominus, contrahirt aus Dominus, was Italische Uebersetzung vor den Namen der Mönche einziger Orten, wie der Benedictiner und Cistercienser und anderer im Französischen und im neuen Lateinischen. Die Mönche legen selbst diese Abkürzung ihren Namen an. Die Erklärung dieses Wortes aus dem Lateinischen Dominus ergibt sich, sowie die mehreremale vormenten Wörter in den übrigen lateinischen Theilsprachen von selbst, so daß mit Dominus an das teutsche Wort Du an zu denken, wie schon Wenage ganz richtig bemerkt, völlig abwegig sein würde. Man vergl. das Dictionnaire étymologique, ou Origines de la langue Française par M. Menage. Nouv. Edit. (Paris 1694.) Fol. p. 252. Man wird veranlaßt, bei dem Worte Dom an die entlehnte ganz ober hoch geistlichste vollstehende teutsche Abkürzung St. Chr. zu denken.

Domitia gena, D. lex, f. die Nachträge zu D. DOMITIAN, Bischof von Geln, wohnte der Kirchenversammlung zu Eternum in Turvergne im J. 535 bei, wie die Unterschrift des Briefes desselben an den König Theobert von Austraßen beweist, mit welchem er als Diakon 516 nach Geln gekommen sein soll. Er lebte wahrscheinlich bis zum J. 560\*.) (Jaock.)

DOMITIANA QUÆSTIO. Derjenige, welchen der Testator gebeten hat, sein Testament niederschreiben, kann ohne allen Zweifel zugleich auch aufgedruckt werden, an der Handlung als Testamentszeuge Theil zu nehmen, nur daß er, wenn er als solcher gelten soll, den letzten Willen gleich den übrigen Zeugen unterschreiben haben muß. Gricimus hatte ein gewisser Domitius Rabo bei dem Juristen Juventius Celsus erst noch förmlich angefragt: „An testium numero habendus sit is, qui, cum rogatus est ad testamentum scribendum, idem quoque, cum tabulas scripsisset, signaverit.“ Diese Frage erregte, bei der Zweifelslosigkeit des Gegenstandes, welchen sie betraf, die Insignation des Celsus, der daher dem Domitius in einem Briefe, welcher uns nebst der Anfrage in den Pandekten aufbewahrt ist (L. 27. D. qui testamenta facere possunt. 28.) folgende Antwort ertheilte: „Aut non intelligo, quid sit, de quo nos consulueris, aut valde aulica est consultatio tua. Plus enim ridiculum est, dubitare an aliquis iure testis adhibitus sit, quoniam idem et tabulas testamenti scripserit.“ Diese so äußerst exorbitante Erwiderung des Celsus hat den Juristen Gelegenheit gegeben, eine grobe Antwort fürschwörtlich zu „Gefinnliche Antwort“ („Responsio Celsiana“) zu bezeichnen; sowie andererseits die Frage des Domitius für die Veranlassung geworden ist, altherbe oder kindische Anfragen mit dem Befehl der Domitianischen zu belegen (Quæstio Domitiana). Wir besigen darüber sogar eine eigene Gelegenheitschrift: *August. Frideric. Schott, Diss. de quæstione Domitiana* (Lipsiae 1771).

DOMITIANUS (Titus Flavius), ein Sohn des Kaisers Vespasianus und der Flavia Domitilla, der Tochter eines Freigelassenen, wurde zu Rom den 24. October des J. 51 n. Chr. geboren, als eben sein Vater zum Consul erwählt worden war. Seine Jugendjahre verlebte er in einer ärmlichen Einfachheit, weil sein Vater damals nur wenig Vermögen besaß und auf Sparsamkeit hielt. In dem Kriege Vespasians gegen den Vitiellus hob er mit seinem Onkel Sabinus und mit einem Theile der in Rom anwesenden Krieger auf das Capitol; als aber die Gegner einbrangen und den Tempel anzündeten, da flüchtete er, als Jüdispriester verkleidet, und hielt sich mehrere Tage jenseit der Tiber bei der Mutter seines Schulfreundes verborgen. Sobald die Anhänger Vespasians den Sieg erhalten, führte Domitian nach Rom zurück, wurde daseibst zum Cäsar ausgerufen und

übernahm das Amt eines Stadtpræfecten mit consularischer Gewalt. Er zeigte dabei schon eine große Eigenmacht, besetzte viele auswärtige und städtische Ämter und entführte dem Atilius Papius seine Gattin, Domitia Longina, mit der er sich vermählte. Dann unternahm er ohne alle andere Ursache, als seinem Vater und seinem Bruder an Kriegstrübungen zu gleichen, einen Feldzug nach Gallien und Germanien. Vespasian verwies ihm diese Mühsür und berief ihn in seine Nähe zurück. Diese beuchelte er Vespasians und stellte sich, als ob er dem Ehrgeize völlig entzogen und eine große Neigung zur Dichtkunst habe, die ihm doch in der That nur verächtlich war. Dennoch bemühte er sich, den Oberbefehl eines Heeres zu erhalten, welches Vespasian dem Partherröyigen Vologesus gegen die Xanten zu Hülfe sandte; auch andere Könige des Orients suchte er durch Geschenke und Versprechungen zu verführen, daß sie sich ihm zum Oberbefehlshaber der Hülfsarmee erdienen möchten; doch Vespasian, seinen Ehrgeiz fürchtend, bewilligte diese Bitten nicht. Als nach Vespasians Tode Titus die Regierung übernahm, verleumdete er diesen, indem er vorgab, Titus habe durch Verführung des Testaments seines Vaters sich der Alleinherrschaft bemächtigt, machte heimlich und öffentlich Anschläge gegen ihn, und nachdem er im J. 81 selbst zur Herrschaft gelangt war, verspottete er seinen milden Bruder in öffentlichen Reden und Schriften. Dergleichen Domitian bereits in seinem Privatstande durch mancherlei Laster, besonders durch Verführung vieler vornehmen Römerinnen, dann durch ungemessene Herrschsücht und Habsucht sich einen üblen Ruf gemacht hatte, so bewies er doch in den ersten Jahren seiner Regierung große Mäßigung, zeigte durch mehrere gute Gesetze und Verordnungen rege Sorgfalt für die öffentliche Wohlfahrt, und gab eine Mischung von Tugenden und Lasteren kund, später aber verwandelte er auch seine Vorzüge in Schlechtheiten, und versank in gänzliche Verworfenheit. Zwar ließ er es schon im Anfange an manchen Wunderthaten nicht fehlen. So beschästigte er sich täglich einige Stunden damit, Widern zu singen und mit einem spitzigen Griffel zu durchstechen. Seine Gemahlin Domitia verließ er, nachdem sie ihm bereits einen Sohn geboren und von ihm zur Augusta erhoben worden war, weil sie den Schauspieler Paris liebte; doch bald nahm er sie, da ihm die Trennung von ihr unerträglich war, wieder zu sich. Unaufhörlich gab er sowohl im Amphitheater als im Circus die prachtvollsten Schauspiele, außer den gewöhnlichen Wettrennen auch Gefechte zu Pferde und zu Fuß, Seeressien im Amphitheater, Thier- und Gladiatorenkämpfe, und sogar des Nachts bei Fackelscheine, wobei selbst Weiber mitfechten mußten. Die längst abgefaßten qualvollen Rechterspiele stellte er wieder her und wohnte ihnen stets selbst bei. Zu den Seesgefechten ließ er einen eigenen, mit Eichen umgebenen See an der Tiber ausgraben und schaute ihnen selbst während eines heftigen Plagregens zu. Auch Secularspiele veranstaltete er, obgleich die eigentliche Zeit dazu noch nicht vorhanden war. Dem capitolinischen Jupiter zu Ehren stiftete er einen dreifach in fünfzigjährigem Jäh-

\*) Sigmond, Conc. gallie. T. I. — Binii Coll. concil. T. II. P. II. — Gregorius Thron. de Sa. patr. vita. C. III. — Mireckens; Conatus chronol. ad catal. episc. Colon. 88.

ramme zu gehenden Wettkampf in der Rüst, im Wettrennen, zu Pferde und in Leibesübungen, wobei auch Jungfrauen im Wettlauf auftraten. Bei diesen Spielen führte Domitian den Vorzug und erschien im griechischen Purpurmantel, in Pantofeln und mit einem goldenen Diadem geschmückt. Auf gleiche Weise feierte er auf seiner Villa in Albanen jährlich ein der Minerva zu Ehren gestiftetes Fest. Dieser Götter hatte er eine besondere Priesterchaft zugeordnet, die verpflichtet war, fernische Darstellungen, Musikeite und andere Belustigungen zu veranstalten. Unter das Volk ließ er während der Schauspiele Geld und Lebensmittel verteilen; auch die Senatoren und Ritter erhielten Geschenke. Verdienstlicher war es, daß er die durch Feuerbrünste verkürzten Prachtbauten, unter ihnen das Capitolium, wiederherstellte. Einen neuen Tempel widmete er Jupiter dem Richter, auch baute er ein Forum, den Tempel des Heils und Gutes, ein Dion und eine Raumachie. Heils aus Ruhmsucht, theils durch Angriffe gezwungen, that er vier Heilzüge, einen gegen die Katten, einen gegen die Sarmaten, die eine ganze Legion nebst dem Legaten niedergebauten hatten, und zwei gegen die Dacier, die einmal den Consulat Dippius Sabinae, dann aber den Präfecten Cornelius Fuscus angegriffen hatten. Wegen Befiegung der Katten und Dacier hielt er einen zweifachen Triumph. Darauf erregte der Präfect von Obergermanien, Lucius Antonius, einen Aufruhr gegen ihn, der aber mißlang, weil der plötzliche Einzug des Rhens die Deutschen hinderte, dem Empörer in die Schlacht Beistand zu leisten. Die Weltstillschaltungen machten stets den Hauptgegenstand seiner Sorge aus. Die öffentlichen Geldaustheilungen hob er auf und führte dafür wieder die sonst üblich gewordenen öffentlichen Eresungen ein. Bei den circensischen Spielen stiftete er zwei neue Banden (Faetiones), die goldene und die purpurfarbige. Ursprünglich bestanden vier Banden Wagenlenker: die grüne, die weiße, die rothe und die blaue. Über die Deutsamkeit dieser Wagenlenker ist nachzulesen: Gibbon, Gesch. des Verfalls des römischen Reichs, 9. Zhl. S. 40 der Übersetz., und v. Bohlen, Abhandlung über diesen Gegenstand in v. Raumer's historischem Taschenbuch. Jahrg. 1831. Den mimischen Tänzern verbot er die Schaubühnen, gestattete ihnen aber die Ausübung ihrer Kunst in Privathäusern. Das Entmannen der Knaben verbot er und den Preis der noch vorhandenen Verschönerungen setzte er herab, um die schändliche Sitte außer Gebrauch zu bringen. Viele seiner Gesetze und Anordnungen, die er in den ersten Jahren seiner Regierung erließ, bekamen sowohl Einsicht als Achtung der Gerechtigkeit und Sorgfalt für die Erhaltung guter Sitten. Als einß der Wein vorzüglich gerathen, die Getreidernte aber fröghelgeschlagen war, verbot er die Anlegung neuer Weinbergs in Italien und befohl die Zubrottung der Hälfte oder Weinstöcke in den Provinzen, damit mehr Fleiß auf den Fruchtbau gewendet würde; doch drang er nicht auf strenge Erfüllung dieser harten Gesetzes. Viele hohe Staatsämter, die sonst nur von Senatoren bekleidet waren, besetzte er mit Rittlern und Freigeborenen.

Den Empörungen der Feldherren vorbeugen verbot er zwei Legionen in einem Lager beisammen zu lagern. Den Sold der Krieger erhöhte er um drei Goldmine oder ein Viertel des Gehalts. Große Aufmerksamkeit wandte er auf die Rechtspflege und war unermüdet im Gerichte sitzen selbst zu ungewöhnlicher Zeit. Die ungerechten Urtheilsprüche der Hundertmänner hob er auf, beschwerte Richter bestrafte er, die Obrigkeit in der Stadt und die Statthalter der Provinzen hielt er in so strenger Aufsicht, daß diese Beamten nie so uneigennützig und frei von allen Verbrechen gewesen sind, als zu seiner Zeit. Schmachschriften auf würdige Personen ließ er vernichten und die Verfasser bestrafen. Wegen leichtfertiger, unerheblicher Sitten stieß er einen Adl aus dem Senat, einen Ritter aus der Gemeinschaft der Richter. Unverheiratheten Frauen entzog er die Rechte der Matronen, Zögenisse, durch Unzucht gegeben, bestrafte er streng, und mehr verfallene Jungfrauen, die unter seinem Vater und Bruder sich vergangen hatten, ohne bestraft worden zu sein, ließ er hinrichten; Habucht und Weiz waren ihm Anfangs so fern, daß er nicht einmal die Vermögenisse annahm, wenn die Erblicher Kinder hinterlassen hatten. Seine Diener und Hausbeamten besetzte er reichlich, warnte sie aber vor gemeinem Eigennutze, Forderungen des kaiserlichen Schatzes schlug er nieder, solche Ankläger, die durch ihre Anklagen den Fiscus zu bereichern strebten, strafte er hart.

Dieser Mäßigung und Uneigennützigkeit blieb er aber nicht treu, er wurde grausam und habüchlich, das Erstere noch bei Weitem früher als das Andere. Um geringfügiger Ursachen oder eines bloßen Verdachts wegen ließ er viele Personen hinrichten. Ein Schüler des Schauspielers Paris mußte sterben, weil er seinem Lehrer ähnelte, den Geschichtsschreiber Herodianus von Lausus ließ er, einiger vermeintlichen Anspielungen in seiner Geschichte wegen, und die Abschreiber derselben ans Kreuz schlagen. Ein Bürger, der die kaiserlichen Fächter (Mimikanten) gezeichnet haben sollte, wurde den Danten vorgeworfen. Viele Senatoren, sogar Consularen, ließ Domitian unschuldiger Scherze wegen, die er auf sich bezog, oder unter andern nichtigen Vorwänden hinrichten. So den Givius Cerealis, den Volodius Drusus, den Aelius Glabrio, den Aulus Lamia, den Salvius Gecorjanus, weil er seines Cheims, des Kaisers Dido, Geburtstag gefeiert, den Metus Pompejanus, weil ihm durch die Gestrirne das Kaiserthum vorgeführt sein sollte, die Zeichnung des Greifschiffs und die Redner des Titus Livius bei sich trug, auch zweien seiner Elaven den Namen Mago und Hannibal beigelegt, den Legaten Sallustius Lucullus, weil er eine neue Art von ihm ersundener Kugel die Lucullischen genannt, den Julius Rufinus, weil er Lobreden auf den Aulus Atracis und Helvidius Priscus geschrieben und darin die tugendhaftesten Männer genannt hatte. Bei diesem Zulaufe ließ der Tyrann alle Philosophen aus Rom und aus ganz Italien verweisen. Um Vieles vermehrte sich aber seine Grausamkeit nach der gedämpften Empörung des Antonius. Er erbatte ganz neue Marten, um die wirklichen oder vermeintlichen Anhänger seines Gegners

zu bestrafen und ließ einigen Feuer an die Schamheile legen, andern aber die Hände abbauen. Seine Grausamkeit schärfte er noch durch Bestellung und Hohn; Personen, deren Tod er schon beschließen hatte, bebandelte er mit der größten Vertraulichkeit, und oft wurden sie hingerichtet, wenn sie so eben seine Gesellschaft verlassen hatten; auch erbat er zum Schein eine leichtere Todesart bei dem Senat für die, deren Hinrichtung er bereits anbefohlen hatte. Um den Hohn vollständig zu machen, rühmte er stets seine Milde, wenn er ein Todesurtheil fällen wollte, und nie war sein Blutdurst mehr zu fürchten, als wenn er recht freundlich und herablassend war. Nachdem er durch die kostspieligen Bauten — auf die Vollendung des Daches des Capitols verwandte er allein 12,000 Talente, 15 Millionen Denare —, die Kämpfe und Schauspiele und durch die Silberverhöbungen der Krieger seinen Schatz erschöpft hatte, übte er die schamloseste Räuberei aus, um ihn wieder zu füllen. Das Vermögen der Lebendigen wie der Todten diente ihm zur Beute und er verschmähte auch den niedrigsten Vorwand nicht, um sich der Habe begüterter Personen zu bemächtigen. Die unschuldigsten Handlungen oder Toden wurden für Hochverrath erklärt und mit Eingekerkelung des Vermögens bestraft, und war ein Richter gefordert, so wurde sein Reichthum zum kaiserlichen Schatz gezogen, wenn irgend ein solcher Zeuge ausfiel, der Verstorbenen habe bei seinen Lebzeiten geklagt, der Kaiser solle sein Erbe sein. Die Juden wurden mit harten Steuern belegt und die Christen erlitten als eine jüdische Secte, die durch ihre Trennung vom Judentume die Steuer umgehen wollten, eine schwere Verfolgung<sup>1)</sup>. Völlig verdoht machte der Tyrann sich durch das Ungesellige seines Betragens, und durch seinen unbegreiflichen Hochmuth. Er rühmte sich, seinem Vater und seinem Bruder zum Throne verholten zu haben, nannte sich selbst Herr und Gott, und Jeder mußte ihn in den Aufschriften an ihn so nennen; auch gebot er, ihm keine andern als goldene oder silberne Bildsäulen zu errichten. In allen Stadttheilen mußten ihm Triumpfbogen errichtet werden. Wegen seines Sieges über die Katten nahm er den Namen Germanicus an, und dann benannte er die Monate September und October nach seinem Namen Germanicus und Domitianus, den ersten, weil er darin geboren, den andern, weil er darin zur Regierung gelangt war. Allgemein gefürchtet und verachtet unterlag er endlich einer Verschwörung seiner Freunde und Kriegerlosen und seiner Gemahlin. Lange schon war er von Todesfurcht gequält worden und hatte bei Astrologen, Wahrsagern und Zeichendeutern über die Zeit seines Todes geforscht. Um nicht hintertrübs überfallen zu werden, ließ er die Wände in den Salainen, wo er sich gewöhnlich zu ergehen pflegte, mit Spiegelsteinen (Phengiaen) belegen, damit er alles sehen konnte, was hinter ihm vorging. Die Angeklagten verordnete er selbst ins Gefängnis, ohne daß jemand zugegen sein durfte, und hielt während des Verhörs ihre Ket-

ten in der Hand. Damit seine Dienerschaft ehrscheit werden möchte, Hand an ihn zu legen, ließ er den Geheimschreiber Euphrodit hingerichten, weil dieser dem Nero bei seiner Entleibung geholfen haben sollte. Seinen eigenen Untergang beschleunigte er aber durch die Hinrichtung seines Neiers Flavius Clemens, dessen Sohn er schon für seinen Nachfolger erklärt und ihm die Namen Vespasian und Domitian beigelegt hatte. Clemens war ein durchaus unschädlicher und unschätlicher Mann, konnte aber dennoch dem Verdachte des Tyrannen nicht entgehen und mußte sterben. Nun hielten sich auch seine vertrauten Freunde und selbst seine Gemahlin<sup>2)</sup> des Lebens nicht mehr sicher und eilten, ihn aus der Welt zu schaffen. Sie konnten Anfangs nicht über die Art und Zeit seiner Ermordung einig werden, bis Stephanus, der Haushofmeister der Domitia, der eben eines Unterschiedes wegen angeklagt worden war, ihnen Rath und Beistand gab. Er trug mehre Tage hindurch den linken Arm, als ob er ihn beschädigt hätte, in einem Banden; so ging er zum Kaiser und gab vor, ihm eine Verschwörung entdecken zu wollen, nach aber, während Domitian die ihm überreichte Schrift durchsah, diesem den Dolch in den Unterleib. Nun eilten Glodanus, ein Cornicius, der Freigelassene des Partemius, der Oberkammerer Satturius und einige aus der Festhute herbei und tödteten ihn vollends mit sieben Stichen. Er wehrte sich oermittelst, doch hatte Partemius den Dolch unter seinem Kopsfisse entwandt und Stephanus riß ihn zu Boden. Er wurde am 18. September 96, im 45. Jahre seines Alters und im 15. seiner Regierung, ermordet. Seine Leiche wurde ohne alle kaiserliche Ehre fortgebracht und von seiner Amme Phyllis heimlich in dem Tempel des Flavischen Geschlechtes beigelegt. Seine Ermordung wurde von dem Volke mit Gleichgültigkeit, von dem Senat mit großer Freude, von den Kriegen mit vieler Erleichterung vernommen. Letztere forderten auch mit Ungestüm die Hinrichtung der Mörder, der Senat dagegen ließ seine Bildsäule umwerfen und zertrümmern, die Aufschriften zu seinem Andenken ausräumen und auf jede Weise sein Gedächtniß verunehren.

Noch ist Folgendes von seiner Persönlichkeit zu bemerken. Er hatte einen schlanen Bau, sein Antlitz eine zarte Röthe, große, aber nicht scharfe Augen. In seiner Jugend besaß er Schönheit und Anstand; älter geworden verunzierten ihn eine Glase, ein fetter Bauch und dünne Schenkel. Seine Glatze war ihm so widerlich, daß er es für eine schwere Beleidigung nahm, wenn er daran erinnert wurde. Sein Körper war einer großen Anstrengung unfähig, daher ging er wenig zu Fuß, ritt auch selten, sondern ließ sich gewöhnlich in einer Sänfte tragen. Waffenübungen liebte er nicht, wol aber schoß er gern mit Pfeilen und besaß darin eine wunderbare Geschicklichkeit<sup>3)</sup>. Ungeachtet er die in den Feuersbränden vernichteten Bibliotheken mit großen Kosten herstellen ließ und nach Alexandrien und andern

1) Wie die zweite in der Kirchengeschichte bezeugt. *Basob.* L. III. c. 20.

2) *Aurelius Victor, Epit. T. II. N. 11.*

3) *Sueton. Domitian. c. 19. in Caca.*

Orten Gelehrte hinsandte, um Bücher abzuschriften oder zu verbessern, so beschäftigte er sich doch mit den Wissenschaften nicht und wandte seine Zeit auf das Lesen. Außer den Denkwürdigkeiten des Liberius las er nichts. Beden, die er halten und Briefe, die er absenden wollte, ließ er von Andern verfassen. In den Geschäftsstunden vertrieb er sich die Zeit mit dem Würfelspiele. Gegen die gewöhnliche Sitte habete er früh, als sich schon bei dem Frühstück völlig satt, so daß er bei der Hauptmahlzeit keinen Hunger mehr hatte. Der Völlust war er bis zum höchsten Uebermaß und auf die gemeinste Weise ergeben. Kurz vor seiner Ermordung wurde er von Todesahnungen schwer beunruhigt. Seine Todesstunde war ihm — wahrscheinlich von einem Mitverschworenen — vorausgesagt worden. Als die Zeit seiner Ermordung herannahete, fragte er, welche Stunde es sei und wann der fünfte, die er als die ihm angehöbste, unglückliche fürchtete, wurde ihm gesagt, daß es die sechste sei. Nun glaubte er die Gefahr vorüber und vernachlässigte die Vorsicht, die ihn vielleicht gerettet haben würde).

(Rauschnick.)

**DOMITIANUS**, Reichsschatzmeister unter Kaiser Konstantinus, der ihn 355 zum Präfecten in Syrien ernannte und ihm den Auftrag gab, den Kaiser Gallus, dessen mißthätige und drückende Regierung Besorgnisse erregte, auf eine schonende und garte Weise zu bewegen, nach Italien zu gehen. Domitian begab sich nach Antiochia, veranlaßte seinen Auftrag, durch sich übermäßig gegen den Kaiser und wollte ihn endlich durch Drohungen zur Abreise nöthigen. Gallus; darüber aufgebracht, ließ durch seine Leibwache ihn verhaften, und als der Quästor Montius, ein Freund des Präfecten und bei dem Hofe des Gallus angestellt, sich dagegen erklärte, forderte der Kaiser seine Leibwache auf, ihn zu rächen. Die ergrimmten Krieger ergrißen den Montius und Domitianus, zogen ihnen Haarfleile durch die Füße, schleiften beide zusammengebunden durch die Straßen, verflümmelten die Leichname und warfen sie in den Strom \*).

(Rauschnick.)

**DOMITIUS**, nach Augustin (de Civ. D. VI, 9) ein Hochzeitsgott bei den Römern, welcher angerufen wurde, daß er der jungen Frau das Haus, welches sie jetzt betrat, angenehm machen möge.

(Richter.)

**DÖMITZ**, Stadt und Sitz eines Amtes im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin. Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer der Elbe, wo dieser Fluß die Elde aufnimmt und ein bedeutender Zoll erhoben wird. Sie ist mit Mauern umgeben; nordwestlich derselben liegt auf einem Hüvelchen die Festung, welche mit mehreren halbrunden Werken umgeben ist, und ein Schloß und Buchtthaus enthält. Die Stadt selbst hat eine Kirche, 168 Häuser und 1625 Einwohner, die von Handel und Gewerbe leben. Bei Dömitz wird ein Eisenfluß und Landzoll erhoben. Über den Ursprung der Stadt vermuthen Eis-

nige, daß sie unter Augustus von Domitius Ahenobarbus erbaut und nach demselben genannt worden sei. Früher gehörte dieser Ort zur Prignitz, allein im J. 1328 wurde er von dem Markgrafen Ludwig I. nebst andern Landstrichen für 6500 Mark Silber an den Grafen von Schwerin abgetreten, und ist von dieser Zeit an bei Medlenburg geblieben. Im J. 1563 wurde Dömitz vom Herzog Johann Albrecht von Medlenburg besetzt, und galt seitdem für einen wichtigen Sitz. Im 30jährigen Kriege wurde oftmals um diesen Ort gekämpft; im J. 1628 wurde Dömitz von Wallenstein, im December 1632 nach sechsmonatlicher Belagerung von den Schweden eingenommen, und blieb bis zum J. 1637 in den Händen derselben, wo es die Schweden eroberten, nachdem sie im J. 1635 einen vergeblichen Versuch darauf gemacht hatten (s. unten Schlacht bei Dömitz). Im J. 1643 eroberten es die Schweden abermals und besetzten es bis zum westfälischen Frieden, wo Stadt und Festung 1650 an Medlenburg zurückfiel, und ein Amt in dem Fürstenthume Wenden ausmachte.

Schlacht den 22. October 1635.

Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen war durch den Frieden von Prag den 30. Mai 1635 öffentlich zur Partei des Kaisers übergetreten, und zog durch sein Beispiel sehr viele Fürsten von dem Bündnisse mit Schweden ab. Die eifrigsten Unterhandlungen des schwedischen Reichskanzlers Oxenstierna vermochten nicht, den Kurfürsten ins schwedische Interesse zurückzuführen, im Gegentheile, die Verhältnisse wurden immer verwickelter, bis endlich Johann Georg, von Ascherleben aus, am 6. Oct. eine förmliche Kriegserklärung gegen Schweden ergehen ließ, und einige Tage darauf mit seinem Heere von 26,000 Mann zum Angriffe gegen dieselben voring. Der schwedische Feldmarschall Banner hatte seine Truppen im Bräunshweigischen und Lüneburgischen Winterquartiere beziehen lassen, nur der Generalleutnant Rudowen (Rittowen) lag mit mehreren Regimentern in der Altmark. Des Kurfürsten Plan war, die Schweden von ihrer Verbindung mit Pommern und der See abzuschneiden, und sich zu diesem Ende zum Herrn der Elbübergänge zu machen. Eine Vortheilung seines Heeres dirigirte er auf Garzben, die Verbindung zwischen Rudowen und Banner zu unterbrechen, er selbst, aber mit dem Generalleutnant Brandt, der an Arnims Stelle den Oberbefehl des sächsischen Heeres übernommen hatte, marschirte an der Elbe hinunter. Der Feldmarschall Banner wurde von dem Vordringen der Kurfürstlichen nicht wenig überrascht, obgleich sein Heer an Anzahl überlegen war; es bestand aus 180 Compagnien Reiter, 19 Compagnien Dragoner und 134 Compagnien Fußvolk; allein seine Truppen lagen sehr zerstreut, hatten aber die Winterquartiere bezogen, sehr viele Regimenter waren durch kurfürstliche Emisariate bearbeitet worden, und fast alle wegen des rückständigen Soldes schwächig. Es war daher eine schwierige Aufgabe für den schwedischen Feld-

\*) Sueton. Domitian. c. 1 — 29. Eutropius, L. VII. c. 27. Aurelius Victor, de Caes. II. Epit. 11.

\*) Ammian. Marcellinus, L. XIV. c. 7.

1) Geschichte von Sachsen von G. H. Böttcher.



marſchall, unter dieſen Umſtänden den Sachſen entgegenzugehen, deſto mehr trug die glückliche und raſche Ausführung für das Heldenthum-Balent Bannern. Vor Allem lag es ihm daran, die Elbe vor den kurfürſtlichen zu gewinnen und ſich mit Pommern und den dortigen Truppen in Verbindung zu ſetzen. Er rüſtete daher die nächſten Regimenter zuſammen, brach mit denſelben gegen die Elbe aus, und beſah dem Generalleutnant Rudown und den Oberſten des entfernt liegenden Regiments, eben dahin zu eilen. Die Sachſen marſchirten ebenfalls in Eilmäſchen der untern Elbe zu, allein ſchon am 15. Oct. hatte Bannern den größten Theil ſeines Heeres bei Arkenburg concentrirt, und begann, ohne die entſetzten Regimenter zu erwarten, am 19. Oct. den Übergang über den Elbſtrom. Zwar griff der ſächſiſche General Döhm die Schweden hierbei mit Cavalerie an, ward aber mit Verluſt zurückgeſchlagen. — Einen erſtkraftigen Angriff unternahmen die kurfürſtlichen gegen die Feſtung Dömitz, deren Beſatz als feſter Elbpaß von bedeutendem Einfluß auf die Operationen ſein mußte. Baubiſſin ließ zu dieſem Zwecke die Högger eine Schiffsbrücke ſchlagen, ging mit 6—7000 Mann Infanterie über dieſelbe und lagerte ſich vor Dömitz; die Belagerung ward kräftig unternommen und bald machten ſich die Sachſen zum Herrn der Stadt. Marſchall Bannern war von dem Vorhaben des Generals Baubiſſin in Kenntniß geſetzt, und entſandte den General Rudown mit dem größten Theile der Cavalerie und 1000 Musketeern gegen denſelben. Am Morgen des 22. Oct. langte Rudown vor Dömitz an, und hoffte durch einen überraſchenden Angriff um ſo größeren Erfolg, als er den Feind ganz von Cavalerie entblößt wußte. (Baudiſſin hatte ſeine Cavalerie zwei Meilen von Dömitz, nach Grabow, detachirt, um dort gegen eine Abtheilung ſchwediſcher Cavalerie einen Handſtreich auszuführen, der auch gelang.) Baubiſſin, der in dem Städtchen ſchon feſten Fuß geſetzt hatte, mußte daſſelbe wiederum verlaſſen, als es durch das unausgeſetzte Bombardement der Belagerten vom Schloß aus in Brand geſteckt wurde. Den günſtigen Augenblick, wo die kurfürſtlichen in ziemlich er Vorordnung aus der Stadt beobachteten, wählte Rudown zum Angriff, der um ſo erſolgreicher war, als der Oberſtleutnant Zernigow von der Feſtung aus einen tüchtigen Ausſall unternahm. Die kurfürſtlichen Truppen wurden ſo in Front und Rücken angegriffen, und obgleich ſie ſich tapfer ſchlügen, ſo wurde ihre Heeresabtheilung doch gänzlich aufgerieben. Gegen 1000 Mann wurden getödtet, 2000 bis 2500 Mann neß vielen Offizieren gefangen genommen; was dem Tode und der Gefangenſchaft entronnen war, floh vollkommen zerſprengt nach allen Richtungen. Von den höhern Officieren befanden ſich unter den Gefangenen der Oberſt Binau, der Oberſtleutnant Arnim und v. Stammer; Baubiſſin ſelbſt war in der größten Gefahr geweſen, gefangen zu werden.

Wenn auch an und für ſich dieſes Geſecht nicht zu den größten Schlachten des 30jährigen Krieges gerechnet werden kann, ſo iſt es doch von großer Wichtigkeit, wenn man die damaligen Verhältniſſe, unter denen es geſchlo-

gen wurde, und die Folgen deſſelben betrachtet. Es war das erſte Mal, daß ſich Sachſen und Schweden, welche als eng Verbündete die erſten 17 Jahre des 30jährigen Krieges geſocht hatten, feindlich gegenüberſtanden; der Muth und das tüche Selbſtvertrauen der Schweden und ihrer wenigen Bundesgenoſſen war durch den Abſall ſo vieler Verbündeten ſehr erſchüttert, und jedenfalls tritt mit dem Angriffe des Kurfürſten im Spätherſte dieſes Jahres für das ſchwediſche Heer eine entſcheidende Krifiſ ein. Dieſer Sieg gab den Schweden ihr Selbſtbewußtſein wieder, vernichtete die Pläne Johann Georgs, ſie von ihrer Verbindungslinie abzuschneiden, vollkommen, und war der Beginn einer neuen Glanzperiode für die ſchwediſchen Waffen<sup>1)</sup>. (A. v. Willebren.)

DOMIZLAUS, der einflußreichſte Stettiner zur Zeit der Belagerung jenes Landes, wichtigſter Beifland Otto's des Heiligen, durch körperliche und geiſtige Vorzüge, edle Abkunft und Reichthum hervorragend, bergeſtalt von Allen verehrt, daß ſelbſt der Herzog Morizlaſ von Pommern nichts zu unternehmen wagte, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, und nach Domizlaſ Willen in ſämmtliche öffentliche Angelegenheiten, als wären es ſeine Privatſachen, verſetzt ward. Stettin, die erſte Stadt Pommerns, war größtentheils von ſeinen Verwandten und mit ihm Erſchwägerten angefüllt, und auch in den umliegenden Landen war ſeine Verwandſchaft ſo mächtig, daß nicht leicht Jemand ſich ihm zu widerſetzen wagte. Otto ſah ein, daß wenn er dieſen Mächtigen neß ſeinen Verwandten der heilſtlichen Lehre zuwenden würde, das übrige Volk leicht nachſolgen würde, fürſetzte aber ſeinen harten, unbedugſamen Charakter, und beſetzte und taufte deßhalb zuerſt in des Vaters Abweſenheit die Söhne und die Mütter. Gewaltſam war nun des Heidenbeſetzers Sorge, daß er vom zürnenden Vater vertrieben werden würde, denn ihm war der günſtige Umſtand unbekannt, daß ſich Domizlaſ ſchon früher in Sachſen hatte taufen laſſen, aber dann, im Elanlande unter Heiden lebend, die Gebräuche des Heidenthums wieder beobachtet hatte. Jetzt, ſtatt Otto'n zu verreiben, erbat er ſich von ihm Abſch und entſagte dem Heidenthume gänzlich. Sogleich wurde auch ſeine ganze Geſindeſchaft, mehr als ſünthunderd Seelen, getauft. Auch ſeine Verwandten und Freunde neß ihren Geſindeſchaften folgten ſeinem Beiſpiel und wandten ſich dem Chriſtenglauben zu. So wuchs von Tage zu Tage die Anzahl der Chriſten, und ganz Stettin mit dem umliegenden Lande ward beſetzt<sup>2)</sup>. Domizlaſ ſtand Otto'n auch ferner bei; ſo geleitete er und ſein Sohn den Hei-

1) Luetken: Theatrum europaeum. Tom. III. Philipp v. Chemnitz, Königl. ſchwediſche, in Deutſchland geſchriebene Krieger. 2. Theil, und die übrigen Schriftſteller des 30jährigen Krieges, die in der Literatur der Kriegergeſchichten und Kriegergeſchichte vom General von Foppe (Berlin 1888) S. 141. näher angegeben ſind. — Geſchichte von Sachſen von G. H. Böttcher (Hamburg 1881).

1) Andreas. Monasterii S. Michaelis prope Bambergum Abbas. Vita S. Ottonis, Babenbergensis Episcopi. Lib. II. Cap. IX. bei Ludewig, Script. Res. Germ. p. 678—679.

denkbehrer nach Jullin (Wollin) <sup>1)</sup>, als dieser von den Jullinern dahin eingeladen ward <sup>2)</sup>. (*Ferdinand Wächter.*)

**DÖMLING** (Joseph), geb. im J. 1771 zu Marreshausen im Würzburgischen, gestorben als Professor der Medicin zu Würzburg im J. 1803. Durch folgende Schriften hat er sich nicht unwürdlich bekannt gemacht: *Morborum gastricorum aetionum pathologia*. (Vircoburg 1797. 4.) — Ist die Leber Reinigungsorgan? Eine physiologisch-pathologische Abhandlung (Wien 1798). — Gibt es ursprüngliche Krankheiten der Gifte? Welche sind es, und welche sind es nicht? (Bamberg 1800.) — Kritik der vorzüglichsten Vorstellungen über Organisation und Lebensprincip, ein Beitrag zur Berichtigung und festen Begründung der Erregungstheorie (Würzburg 1802). — Lebebuch der Physiologie des Menschen (Göttingen 1802 u. 1803). 2 Bde. — J. Dömling und Ph. Jos. Horst, *Archie für die Theorie der Heilkunde* (München 1804). 1. Bd. — Geschichte einer langwierigen priapischen und zwar dreitägigen Melancholie in Herrn's Archiv für medizinische Erfahrung 1804. 5. Bd. 1. Heft. S. 1. (H.)

**DOMMARTIN-SUR-VRAINE** (es gibt in Lothringen zehn Dörfer des Namens Dommartin), Dorf in dem Bisthum von Neuchâteau des Bogendepartements, zwischen Wisches und Neuchâteau, drei Stunden von Neuchâteau, in dessen Amt dasselbe auch vormals gehörte, mag wol der nämliche Ort sein, von dem es in des Bischofs Hermann von Toul (gest. 1026) Lebensbeschreibung heist: „Ipse Domini Martini castellum a fundamentis construxit firmum, custodias circumvicinorum praediorum utilissimum.“ In spätern Zeiten erscheint dieses nämliche Dommartin als der Stammfleh berühmter Freiherren, deren einer, Vari (Barthus), früher Abt zu Gorze, durch Johanns des Nicolais Verzicht auf den bischöflichen Stuhl von Verdun erhoben wurde, und im J. 1109 die Welt verließ, ohne daß er die Weihe empfangen hätte. In der Zeit der Bischöfe von Verdun ist Vari der 88. Eberhard von D., Kallst de Vöge, stiftete gemeinschaftlich mit seiner Hausfrau, Jakobus u. J. Haraheurt, am 16. Junius 1513 zu Ehren U. L. Frauen und des H. Claudius eine Kapelle in der Pfarrkirche zu Dommartin; schon im 14. Jahrhund. hatten seine Vorfahren im Ort ein Hospital zum Besten der Insassen der Freiherrenstift gegründet. Der Glanz des Hauses beginnt aber mit Wilhelm von Dommartin, der sich mit Anna von Neuchâteau, aus dem großen burgundischen Hause, einer Tochter des Ferdinand von Neuchâteau und von Magdalena von Binsingen, vermählte und mit ihr die großen Herrschaften Pontenoy-lez-Château, an den Grenzen von Hochburgund, Uberg und Ronon, anweit Charnes, auch Antheile an Binsingen und Dreviller ererbte. Er starb aber vor dem 7. Januar 1537, denn an diesem Tage empfing seine Witwe von dem

Herzoge von Lothringen die Lehen über die Herrschaft S. Julien, bei la Rocher, und am 31. Januar 1537 verzichtete sie, zugleich mit ihrer Schwester, der Rheingräfin, zu Gunsten des nämlichen Herzogs, auf alle Ansprüche an die Herrschaft Châtell-sur-Moselle, die den beiden Schwestern durch den Tod der Gräfin von Mars vererbt anheimgefallen war. Ludwig von D., Baron von Pontenoy, war mit Philippine, Johanns von der Mark, des Herrn zu Jambes Tochter, verheiratet. Seine Tochter, Diana von D., Gräfin von Pontenoy, Frau aus Binsingen, Dommartin, Bayon, Lécourt, Harbement und Germigny, vermählte sich in erster Ehe mit dem Rheingrafen Johann Philipp, dann, als dessen Witwe, im J. 1570 mit Karl Philipp von Croÿ, dem Marquis von Havré. Aus der ersten Ehe kam eine Tochter, die Rheingräfin Claudia, welcher die Mutter, als Abfindung, die Summe von 100,000 Flores zugesichert hatte; aus der zweiten Ehe kamen drei Söhne, in denen sich das Bestthum des Hauses D. vererbte. Von dem prächtigen Schlosse, welches Diana zu Lécourt erbaute, von dem halben Talersflüchen, welche sie als souveraine Frau von Binsingen prägen ließ, haben wir unter dem Art. Croÿ, Sect. 1. 20. Bd. S. 219 gesprochen. Sie lebte noch als Witwe am 13. Decbr. 1616. Das Wappen der Freiherren von D. ist ein silbernes Kreuz im schwarzen Felde. (v. Stranberg.)

**DOMME**, französische Stadt im Departement Dordogne, Bezirt Saclat an der Dordogne gelegen, hat 619 Häuser und acen 3000 Einwohner. (H.)

**DOMMEL**, niederländischer Fluß, entspringt in Brabant in dem Moraste Donnerich, nimmt in seinem Laufe bis Herzogenbusch fünf Flüsse auf, und in seinem Durchgange durch diese Stadt den Fluß Aa, worauf beide vereinigste Flüsse unter dem Namen des Dieft bei Grevecoeur sich in die Maas ergießen. Nach Entdeckung der batavischen Republik wurde im J. 1798 das Grundgebiet derselben in acht Departements eingetheilt, unter welchen das sechste das der Dommel mit dem Hauptorte Bosch (bis dahin Herzogenbusch) war. Diese Einteilung erlosch bereits bei der zweiten Verfassung vom Jahre 1801. (H.)

**DOMMERICH** (Johann Christoph), war den 25. Dec. 1723 zu Bieleberg geboren, wo sein Vater die Stelle eines Kanzleirecurators bekleidete. In der Schule seiner Vaterstadt forgen der Rector Dittmer und der Conrector Anstet für seinen ersten Unterricht. Mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet bezog er in seinem 17. Jahre die Universität Halle. Dort ward Baumgarten sein Hauptlehrer im Gebiete der theologischen Wissenschaften. Mit der orientalischen Literatur ward er durch Knapp und Michaelis vertraut und in der Philosophie genos er Weiers Unterricht. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn war er eine Zeit lang Lehrer an dem Waisenhause zu Halle und Dozent in dem damit verbundenen Pädagogium. Das Jahr 1744 führte ihn in seine Heimath zurück, wo er eine Hauslehrstelle bei dem Kanzleirector von Lettenm übernahm. Drei Jahre später erhielt Dommerich, nachdem er Müglio

<sup>1)</sup> Das das vordruckte Jullin Wollin ist. f. bei H. Wächter, Forum der Kritik. 1. Bds. J. Arch. S. 19. 20. <sup>2)</sup> *Archiv mus. Vitis et Persephionis* 8. Octon. Lib. II. Cap. 25. bei Eubentz, S. 669.

der lateinischen Gesellschaft in Jena und der deutschen in Göttingen gewesen war, die Stelle eines Frühpredigers in Bückburg, trat aber bereits 1748 aus diesen Verbindungen, um einem Rufe nach Helmstedt zu folgen. Durch Vertreibung seiner Dissertation: *De approximatione Dei ad essentiam ejus omniprescentiam non tollentis* (Helmstedt, 1748, 4.) erlangte er die Magisterwürde. Er ward zugleich Dozent der philosophischen Facultät und im nächsten Jahre, mit Beibehaltung der philosophischen Adjunctur, Rectur an der Schule zu Hohenbützel. Nachdem seine Gattin, eine Tochter des Predigers Breitkopf zu Magdeburg, mit welcher er sich 1750 vermählt, bereits im November des genannten Jahres gestorben war, fand er (1752) in einer Tochter des Consistorialraths Schäfer zu Hohenbützel eine zweite Lebensgefährtin. Im J. 1754 ward er Suprior des Klosters zu Kitzinghausen, und im J. 1759 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik zu Helmstedt, wo er den 28. Mai 1767 starb. Seine gründlichen Kenntnisse in der Ideologie, Philosophie, Mathematik und Literaturgeschichte entwickelte er in mehreren Schriften, größtentheils Dissertationen und Programmen. Dabin gehören seine *Meditationes philosophicae et theologicae de vera constitutione fidei in Serratorum* (Lemgov, 1744), seine schriftmäßige Prüfung der Lehre von der persönlichen Fürsprache des heiligen Geistes (Ebd., 1747, 4.), seine *theoretische Anweisung zur wahren Beterksamkeit* (Ebd. 1750) und mehrere andern Schriften, welche Meusel verzeichnet hat<sup>1)</sup>. Als Mensch zeigte sich sein Charakter durch ungeschwulstete Religiosität, strenge Rechtlichkeit und Sitteneinheit von einer sehr liebenswürdigen Seite<sup>2)</sup>. (Heinrich Döring.)

**DOMMITZSCH**, Stadt im thüring. Kreise des Reg.-Bez. Merseburg, der preuß. Provinz Sachsen, eine Viertelstunde von der Elbe, am westlichen Ufer dieses Stromes, eine Meile unterhalb Zörgau gelegen, mit 232 Häusern und 1700 Einw., früher Dunimatzsch, Dumatzsch, Domitz, Dumatz, ist jedenfalls sorbischen Ursprungs, und kommt unter der letzten Benennung, als im pagus Seicetici belegten, bereits im J. 981 vor, wo Kaiser Otto den Ort dem Kloster Memleben schenkte.

Die Geschichte kennt ein Geschlecht von Dommitzsch; ob und wie lange aber dasselbe die Stadt besaß, ist nicht klar. — Erstus rednet D. zur Grafschaft Regna. Eine Zeit lang war der Ort den Markgrafen von Brandenburg unterworfen. Im J. 1298 übernahm D. der spätere Kurfürst Rudolf von Sachsen, als Wittig, bei seiner Vermählung mit Iutta von Brandenburg. Jedemfalls kam es dann bald wieder in die Hände der Markgrafen von Meissen zurück, doch ist bei der Bewegtheit jener Zeiten nicht zu ermitteln, wie und wann dies geschah. In den Kriegen Albrechts des Unartigen wurde seine Söhne wurde im J. 1292 Eberhard von Anhalt von

den Brüdern Friedrich und Dietmann bei D. geschlagen übrigens hat D. in den Hussitenkriegen und durch die Schweden-unter Banner, sowie durch mannichfache Feuersbrünste, wie die meisten sächsischen Städte, viel gelitten.

In D. war auch seit Anfang des 13. Jahrh. eine zur Pforte Sachsen gehörige Comturre des teutschen Ritterordens. Man weiß, daß derselben im J. 1223 Markgraf Heinrich von Meissen mehr Dörfer schenkte. Noch bis zu Ende des 17. Jahrh. waren teutsche Comture in Dommitzsch.

Literatur: Mag. C. F. Röder's hist. Nachrichten von der alten meißnischen Grenzstadt D. (Zörgau 1750.)

(v. Eridy.)

**DOMNAU**, Stadt im Kreise Friedland, des Regierungsbezirks Königsberg, in der Provinz Ostpreußen, mit 131 Häusern und 1200 Einwohnern. Das Hauptgewerbe ist Bierbrauerei.

(H.)

**DOMNIZO, DONNIZO, DONIZO** <sup>3)</sup>, Geschichtsschreiber und Dichter, war, wie er selbst bezeugt, Römer und Presbyter <sup>4)</sup>, hatte 15 Jahre am Begräbnisse der Markgrafen von Toskana in Genua <sup>5)</sup>, gelebt (wechalt mit aller Wahrscheinlichkeit geschlossen wird, daß er Römer im Kloster zu Genua gewesen <sup>6)</sup>), als die Gräfin Mathilde, um den Fürsten würdigere Begräbnisse zu geben, marmorerne Gräber nach Genua schaffen ließ. Dieses gab unserm Domnizio Veranlassung, die Thaten dieser Helden im heroischen Versmaße zu verewigen. Er lebte auf dem, was er von Griechen und wahrhaftigen Römern seiner Zeit über Mathildens Vorgänger gehört <sup>7)</sup>. Das zweite Buch umfaßt Mathildens Leben, und hier berichtet Domnizio das, wovon er zum Theil Augenzeuge war. Die Vita Comitis Marthildis <sup>8)</sup> in ungebundener Rede ist aus Domnizio's Werke geflossen; so auch das dem Franciscus Maria Florentinus in seiner Lebensbeschreibung Mathildens und andern über Mathildens Schreibenden, wie z. B. dem Benedictiner Basilius in seiner Geschichte des Benedictinerklosters von Paduatore, die meisten Materialien geliefert. Auch das erste Buch von Domnizio's Werk enthält vieles, was man anderwärts nicht findet. Zum Glück für die Geschichtskunde hat Domnizio kein Verdict in eigentlicher Bedeutung geliefert. Als Dichter zeigt er sich bloß in Gleichnissen und Etirungen bei Lobeserhebungen. Sein Stoff sucht er ferner dadurch zu beleben, daß er die

<sup>1)</sup> S. Meusel's Ersten der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 2. Bd. S. 405 ff. — 3) S. Meusel's geograph. Europa. 5. Thl. S. 153 ff. — 4) Heinrich Döring, Die sächsischen Äbte von Friedland. 1. Bd. S. 341 ff.

2. Aufl. d. H. v. R. G. S. S. XXVII

<sup>1)</sup> Gewöhnlich wird er Domnizio geschrieben; und also auch unter Domnizio am häufigsten gesucht werden. Er selbst schreibt sich in der Dedication an die Herzogin Mathilde von Toskana (bei Muratori, Script. Rer. Ital. T. V. p. 341) und im Afrikanisch (Lib. II. Cap. XX. p. 531—532) Donizio, weshalb auch Muratori diese Schreibart vorgeht. *Lebzeit*, Script. Rer. Germ. T. I. p. 629 hat Domnizio und Praef. No. 40. Domnizio vel Donnizio. <sup>2)</sup> Im Afrikanisch Presbyter (*Joannem omnia Presbyterorum*) nennt er sich auch in der Dedication. <sup>3)</sup> Mit der Dedication S. 341 vergl. Lib. VII. Cap. 7. p. 552. <sup>4)</sup> Dieses steht auch in der Dedicationsschrift auch Muratori S. 337, 533. Aber die gewöhnliche Ausgabe (f. z. B. bei Leibnitz, Praef. T. I. No. 40), daß Domnizio Mathildens Kapellen gewesen, beweist sich, und sagt, er wisse nicht, auf welche Urkunden sie sich stütze. <sup>5)</sup> Dedication S. 341—343. <sup>6)</sup> Bei Leibnitz I. S. 689—701, bei Muratori V. S. 349—357.

Erklärung in Canossa: Mund legt: Vorgeschied' artig ist der Streit Canossa's mit Romia über die beiderseitigen Vorzüge, welcher dadurch veranlaßt wird, daß Romia die Leiche des Bonifacius geraubt (d. h. daß Bonifacius nicht, wie die übrigen Grafen und Markgrafen, in Canossa begraben ist), zur Ausübung seiner Schreiberei selbst es nach an den besten Meistern, nicht an Herzog und nicht am Bischof: Domnigio dem Legaten ist er mit Hilfe zugehen, und namentlich vertraut war er mit Raro's Eliaen?); nach begehrt er nicht seinen Verfall gegen die Provoche. Auch hat er sich nicht ganz rein vom Geschmack seiner Zeit erhalten können. Zwar sind die in sich eigentlich gereimten Verse, die Leoninischen, bei ihm nicht sehr häufig. Darin haben aber die meisten seiner Verse: fast das eigenthümliche Reimes die auf dieselbe Weise, wie bei den Leoninischen Versen der Reim gebraucht wird, angewandte Affonanz, so daß diese ihm als Regel galt. Doch haben sich auch Verse ohne Reim und Affonanz: Domnigio hatte sein Werk vollendet (Lib. II. c. 20. p. 384 schließt: Fidis adest libri, Dominum laudamus, amicus) und wollte es der Gräfin Mathilde; die sich damals nicht zu Canossa befand, überschicken?); als ihn die Nachricht von ihrem Tode (im J. 1115) traf, und er nun nach die Klage und den Bericht über ihn hinzugesetzte. Eine in Gold und Silber gebundene Handschrift von Domnigio's Werke ward in dem am Pa. gelegenen Benedictinerkloster von Paderborn, wo ein Mausoleum der Gräfin Mathilde errichtet war, unter den Schätzen des Klosters aufbewahrt. Der kaiserliche Bibliothekar Sebastian Teggnagel, oder vielmehr, der ihm untergeordnete Hilse leistende Jakob Greller, gab: Domnigionis presbyteri Vita Mathildae nach einer ihm von Rom gesandten Abschrift zu Ingolstadt 1612 in dem Werke: Veterum Monumenta contra Schismaticos, jom olim per Gregorium VII. aliquando nonnullis Pontificibus Romanis conscripta heraus; durch welche Aufnahme Domnigio's Schrift zugleich die beste Charakterisirung fand, denn sie ist ganz zu Gunsten Mathildens, der eifrigen Anhängerin des Papstes Gregor, und so auch für diesen: Domnigio leitet Heinrich's IV. Geschichte folglich mit der Sage ein, daß seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, als sie mit ihm schwanger geht, träumt, wie das Kind ein Drache sei?). Leibnitz fand nachher bei seinen Nachforschungen zu Rom, daß jene von Greller herausgegebene Abschrift aus einem neuen Geber genommen, nicht aus dem ältesten, der sich damals nicht in der vatikanischen, sondern in der Bibliothek des Cardinals Euseb befand. Aus diesem ältesten Geber stellt Leibnitz bei Vergleichung mit der Grellerschen Ausgabe Hierles weiter her, ward auch später durch eine neue Vergleichung durch Laurentius von Baccagis unterstützt?).

7) E. de Jurejurand. §. 342, wo er die berühmte Verse aus Ed. I. (60. — 64). Ante lares his pectore valens auf Mathildens anweist, und Lib. XVI. Cap. 16. p. 359 — 360, wo er sich mit Virgil's Worten befaßt.

8) E. de Jurejurand. §. 342, 9) Vita Comitiſſime Mathildae oratione soluta ab Auctore Anonymo scripta, Cap. 18. bei Muratori's p. 879.

10) Vita Mathildae Lib. I. Cap. 18. p. 561. 11) Leibnitz, Praefat. Script. Hist. Brunav. T. I. No. 40.

und stellte so einen Text her, lieferte so im Jahre 1717 eine weit bessere als die frühere Ausgabe in dem ersten Theile der Script. Hist. Brunav. p. 629 — 687, und verschaffte sich auch mit kurzen Anmerkungen. Mit diesen und eigenen, weit reichlicher, gab Muratori im Jahre 1724 im fünften Theile seiner Hist. Italicae Scripta. p. 337 — 383 Domnigio's Werk nach der Abschrift, welche Hadrianus von dem alten Geber in der Bibliothek zu Pabotrone genommen, und nach einem sehr alten regianer Geber, der ihm vor 400 Jahren (also jetzt vor 300 Jahren) zu Folge der Schriftzüge geschrieben schien, mit vielen in den beiden vorhergehenden Ausgaben fehlenden Versen bereichert heraus?). Im alten vatikanischen?) und im regianer Geber wird Domnigio dargestellt, wie er der auf einem Throne sitzenden Kaiserin Mathilde sein Werk mit den Worten: Mathildis lucens, praecor, hoc opus cara volumine laetabit. Ein ähnliches Bildniß bei Melius zu seiner Lebensgeschichte Mathildens, und daraus wieder Wabillon zu den Annal. Benedict. zum J. 1115 in Kupfer stechen lassen. Dem Muratori scheinen es keine Portraits, sondern Phantasiefiguren wie die übrigen Gemäldes im regianer Geber, welche er S. 338 beibringt, zu sein, da Domnigio's Bildniß nicht das eines Königs, sondern das eines Laien vorstellt. (Ferdinand Wächter.)

**DOMO D'OSSOLA**, sardinischer Marktflecken und der Hauptstadt im Thal Ossola in der piemontesischen Provinz Novara, liegt in einer kleinen, von sehr hohen Alpen umschlossenen Ebene, die wegen des öfters überschwemmungen des vom St. Bernhard herabstürzenden Flusses Loccia unfruchtbar ist. Diesen Schaden vergütet der Fluß aber dadurch, daß er von Domo an bis in den Lago maggiore schiffbar ist, was den Handelsverkehr sehr lebhaft macht, da auch von hier der Hauptweg über den Simplon nach Mailand führt. Domo hat eine Collegiatkirche und drei Klostertkirchen, und zählt gegen 3000 Einwohner. (H.)

**DOMOKOS** (Ludwig von), Curator des berühmten Collegiums, hatte wichtigen Einfluß auf vaterländische Gelehrsamkeit. Er war ein guter Kenner der classischen Literatur und ein warmer Freund der magyarischen Sprache. Kaiser Joseph II. besah ihn zu seiner Zeit zur Commission wegen Einführung der gemischten Schulen. Er starb den 18. Nov. 1804 zu Debreczin, 76 J. alt. (Zipser.)

**DÖMÖLK**, zwei ungarische Dörfer in Niederungen jenseit der Danau, eisenburger (Vasváros) Gspanschaft, keményesallischer Bezirk, die nahe aneinander liegen?). 1) Nemess Dömölk (adeliches Dömölk), am Fluße Mactyal, an der Grenze der weiprimer Gspanschaft, fast von lauter Adligen bewohnt; mit einer katholischen und evangelisch-lutherischen Kirche, die vor dem Reichsregiment Joseph's II. eine sogenannte Vicularis (d. h. reichstagsmäßig bewilligte) Kirche war. — 2) Pör Dö-

12) Muratori, Praefat. p. 333 und die 158. Anmerk. zum 16. Cap. des I. Buchs. E. 358. 13) Leibnitz, Praefat. No. 40.

1) Die ganze Gegend um Dömölk heißt Keményes-allja, d. h. die Gegend unter dem Eichenbäume.

malk (gemeines Dömlitz); gleichfalls am Flusse Maveai und an der Grenze der vorpomer'schen Pfarz, mit einer Benedictiner-Propst. Wegen des in der Kirche derselben befindlichen Marienbildes, zu welchem gewaltfaher Zeit wird, brist der Ort auch Kis Maria Czoll oder Klein-Maria-Zell, zum Unterschiede von Maria-Zell in Steiermark. Wegen der Wollfabrik befinden sich hier viele Kammhuben und Wirtshäuser, in welchen die Gaste vorzüglich vielen echten schmeckenden Wein ausspanken. Im J. 1744 wurde hier eine adeliche Gesellschaft zur größern Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche in Ungarn gestiftet, die unter Joseph II. einging. (Rumy.)

DÖMÖS (sprich Dömdsch), ein Dorf im graner Comitatz des Königreichs Ungern, hart an der Donau, wo König Bela I. seinen Tod fand (1063) und Herzog Almus, Vater des Königs Bela II. (gest. 1141) der heil. Margaretha eine Propstie stiftete, in der er lange als Gefangener lebte, und deren Reste noch zu sehen sind. (Garnau.)

DOM-REMY, ein kleines, höchst malerisch gelegenes lörringrassis Grenzort an der Waas, im Departement der Vogesen, drei Stunden von der Stadt Baccoulet, ist berühmt als der Geburtsort der Jungfrau von Orléans. In den frühesten Zeiten stand das Geburtshaus an der Straße, später hatte man einige Häuser untergebaut, so daß es mehr das Hintergebäude eines größeren Hauses. Das schlechte, von der Zeit fast ganz verfallene stehende Bild der Jungfrau, das zuerst über dem Eingange stand, hatte man über der Thür des Vorderhauses befestigt. Auf der ausgespizten Steinplatte darunter sah man oben in einem kleinen Feste gebundene Gebein und Trauben, als Sinnbild des Land- und Weinbaues des Familienvaters. Darunter stand in allem Französisch: *Vive labour MCCCCLXXI*. Daneben erschienen drei Wappenschilde: Das mittlere mit den drei Lilien, als das Wappen Frankreichs; zur Rechten das der Familie d'Arc, oder, wie sie nachmals genannt wurde, *Du Roy*, ertheilte Adelswappen; zur Linken das Wappen der verwandten Familie Thieffins. Am untersten Eodell steht: *Vive le Roi Lois*. Das eigentliche Geburtshaus hat im untern Stode drei Abtheilungen, wovon die größere die Wohnstube der Jungfrau war. Ein Kamin und ein Wandschrank ist alles, was davon übrig ist. Ein Reisender, welcher dem Besizer des Hauses für das Steinbild über der Thür und das eingemauerte Basrelief eine bedeutende Summe bot, weichte den Gedanken, so denkwürdige Ueberreste vor dem Untergange oder der Vergrüfung zu sichern. Mit Enthusiasmus wurde der Antrag von dem Departement der Vogesen aufgenommen und selbst von Ludwig XVIII. und mehreren Ministern und Staatsbeamten als eine Nationalangelegenheit betrachtet.

Die Mitglieder dieser Gesellschaft erhielten einen Stern, den sie auf der Brust trugen, wofür sie in die Societätsliste sechs Gulden zahlten. Zum Besuche der großen Ausbreitung der kathol. Kirche durch die Mitglieder dieser Gesellschaft, durch Prokuren macht, wurden ihnen bekannt und fortwährende Bücher herausgegeben, über welche Segner in seinen Nachrichten über die Prokuren in ungen ausführliche Nachricht erstattet.

Bestandest man, das bisher zur Aufzuehrung von Heu und Stroh benutzte Geburtshaus der Johanna zwar ganz in seinen alten Gestalt zu erhalten, jedoch von allen spätern Umgebungen frei zu machen, schickte Stellen auszugeben, statt des Vorderhauses eine Adelschule zu erbauen, wozu die Regierung selbst einen Beitrag von 12,000 Franken bewilligte, und ein Denmal zu errichten; auf welchem die marmorne Büste der Jungfrau auf einem Piedestal ruht, welches zugleich zu einer Fontaine dient. Zu dem am 10. September 1829 veranstalteten Feste der Einweihung, welches mit großer Würde gefeiert wurde, strömte man von allen Seiten herbei. (Prokuren auf Reisen von A. H. Niesmeyer. Bd. 4. S. 230—34. *Monitoire abrégé de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc par Jollois*, Prachtwerk mit vielen Kupfern in Fol.: *De l'histoire, Relation de la fête inaugurale célébrée à Domremy le 10. Sept. 1829.*) (H.)

DON, der berühmte Kanals der Äten, ein großer, sehr langsam fließender Strom im südlichen europäischen Rußland, von den Tataren Duna oder Duna genannt. Er fließt in der Statthalterchaft Asia aus dem Johannissee (Zwanowsee) Her, fließt in mehrere Krümmungen von Norden nach Süden durch die Statthalterchaften Kasan, Tambow, Woronesch und das Land der donischen Kosaken (die nach ihm den Namen haben), durch ein meistens flaches und offenes Land, hat weder Fülle noch Strudel, und ergießt sich nach einem Laufe von mehr als 150 Meilen und einer großen östlichen Ausbeugung in drei starken Armen, von welchen der größte, Asak genannt, die Insel bildet, auf welcher Ischerak, der Hauptstadt der donischen Kosaken, liegt, in den nordöstlichen Rufen des asowschen Meeres. Er vereinigt sich mit mehreren, zum Theil bedeutenden, Nebenflüssen, von welchen der Woronesch, Donez, Gopher, die Sosna, Medwediga und Alwisa die vornehmsten sind, und die zugleich auch seine Muthartigkeit für Rußland vermehren, da durch diese Flüsse mehr Souveränitäts Antheil an der Schifffahrt auf dem Don selbst nehmen können. (Man vergl. *Illeriem's* Karte von asowschen Gebiet von J. 1782.) Die auf seinen beiden Seiten gelegenen Gegenden stellen eine mit Wäldungen, Wiesen, Feldern, Seen und niedrigen Hügel abwechselnde Ebene dar, zwischen welchen er über einen sanftgelehnten Hügel hinfließt. Sein Wasser ist trübe und die jährlichen, von ihm verursachten, oft starken Ueberschwemmungen sind für die nahe liegenden Landschaften meistens gefährlich. Sein rechtes Ufer von der Sosna an bis nach Iwerkask besteht aus einer Reihe thon- und kieferenariger Hügel, und ein solches hohes, zum Theil bergiges Ufer haben die in denselben fallende Flüsse und Bäche, und fast alle auch an der rechten Seite. Diese Hügel sind jedoch nicht hoch, führen aber besondere Namen. Sie fallen theils gegen das Ufer ab, theils machen sie es unmittelbar schräge oder abgestürzt, und sind holzlos. Im Sommer ist sein Wasser für große Fahrzeuge zu seicht, dabei trübe, ungesund und der starken Winde fast nicht trinkbar; er hat auch ein und wieder, doch

nur niedrige, Sandbänke, und seine drei Mündungsarme sind sehr verlandet, jedoch mit 6—12 Fuß tiefem Fahrwasser, so daß ziemlich große Boote durch dieselben in die See kommen können. Er enthält viele kleine Inseln; die bis zum Donz mit Holz bewachsen, weiterhin aber bloß sind und im Frühjahr, wo sein Wasser sehr schnell und hoch steigt, sämtlich überschwemmt werden. Ungeachtet der Don sehr fruchtbar ist, steht er doch hierin der Wolga weit nach. Seine Erdre, Weißfische, Störche und Entwürgen sind berühmt, werden aber nicht sehr häufig gefangen. Die vorzüglichsten Fischereien gehören den donischen Kosaken. Der Don durchfließt bis Now ein schönes, fruchtbares, gut angebautes Land, und seine mit Wäldern von Tannen, Fichten und Eichen besetzten Ufer gewähren einem angenehmen Anblick. In dem asowschen Bezirke sind die Eiden auf seinen beiden Seiten trocken, waldlos und nur mit wenigen schlechten Büschen versehen, und haben gegen das Meer zu einen salzigen Boden. In denselben haben diese großen Steppen doch stellenweise eine gesunde Dierschür und könnten des warmen Klimas wegen gut zum Bause von Harze, ökonomischen und Medicinalpflanzen benutzt werden.

Zwischen ihm und der Wolga, welcher er in vielen Stellen gleich, sind nur etwa 20 Meilen; eine Entfernung, die sehr verkürzt werden könnte, wenn man die Landz, die sich in den Don ergießt, und die Kamuschenska, welche in die Wolga fließt, schiffbar machen wollte. Nichts ist wird dieser Wunsch bald in Erfüllung gesetzt. Man will nämlich (menn es jetzt nicht schon geschehen ist) den Don im Gouvernement Asla durch den schon von Peter I. angelangenen inanowschen, und im Gouvernement Saratow durch den kamuschenschen Kanal mit der Wolga, folglich das kaspische Meer mit dem asowschen, verbinden. Der erste wird aus dem Don durch die Iwansee in den Schat geleitet, welcher durch die Upa der Dika ausfließt; der zweite vereinigt die Kamuschenska, einen Wolgafluß, mit der Iwoma. Im J. 1707 machten wirklich schon gegen 300 Fahrzeuge diesen Weg; da aber die Fahrt bloß im Frühjahr, und auch dann nur auf eine kurze Zeit, wegen Mangels an Wasser, stattfinden kann, so ward sie bald wieder eingestellt, bis man mehr als hundert Jahre nachher wieder auf diesen Gedanken des großen Schöpfers des russischen Monarchie zurückkam. — Die Breite des Don beträgt zwischen 50 und 200 Klafter, seine Tiefe 1—3 Klafter. Unterhalb Woronesch wird er im November mit Eise belegt, das gegen Ende des Februars wieder zerbricht. In Hinsicht der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und der Versendung der mannichlei Erzeugnisse aus den verschiedenen am Don liegenden Statthalterchaften kann dieser Fluß sehr wichtig werden, um so viel mehr, da im Frühjahr von Woronesch Fregatten mit ihrer vollen Artillerie und den ganzen Sommer hindurch flache Barken auf denselben fahren können. Seine Mündungen sind zwar nicht groß und können bloß Fahrzeuge von mäßiger Größe aufnehmen; aber der tiefe, sichere und geräumige Hafen bei Taganrog liegt nur 4 Meile davon. Man hat also die Schiffbarkeit des Don mit Ungrund bezweifelt. Große

Schiffe können zwar auf denselben nicht gehen, obere Transportboote ihn ganz sicher befahren; in Gaidenstadt (Neile, 2. Bd. S. 54) fand selbst größte Fahrzeug und Kriegsschuluppen von drei Klafter Höhe, welche von Zamerow, wo sie gebaut worden, auf dem Don nach der Festung Kossowa heruntergegangen waren. Werden überdies mehr lange, nicht zu tief gebente Barken für diesen Fluß erbaut, so können sie desto sicherer auf ihm gehen und überaus viel fortbringen, wodurch für den Handel schon viel gewonnen ist. Die Sandbänke bei seinen Ausflüssen bedecken zwar große Fahrzeuge, aber die Möglichkeit ist da, die Mündungen von den Versandungen und Untiefen zu reinigen, um ihn so für größere Schiffe fahrbar zu machen. Dadurch allein könnte Now zu seiner vorigen Größe als Handelsplatz wieder erhoben werden. Man sehe hierüber, außer den schon angeführten Schriftstellern, Pope, Neile durch Rußland, 2. Bd. Bell's Reisen von Petersburg in mehrer Gegenden Asiens (Hamburg 1767). Pallas's Reisen, Georgi's Beschreibung des russischen Reichs, Storch's Gemälde u. d. Bd. Maikowich, Geograph. Wörterbuch des russischen Reichs. Schäffer, Das russische Reich, 1. Th. Campdenausen, Vermerk über Rußland. Wichmann, Darstellung der russischen Monarchie. 1. Th. u. f. w. (J. C. Petri.)

DON, 1) schreibender Fluß in Schottland, entspringt in den Gebirgen des nordwestlichen Theiles der Grafschaft Aberdeen in einer Höhe von 1640 Fuß über der Meereshöhe. Sein Lauf, in welchem er den Fluß Urr aufnimmt, beträgt in gerader Linie 41, mit seinen Krümmungen 62 englische Meilen, wobei ein beträchtlicher Theil seines Wassers zu dem schiffbaren Kanale zwischen Inverury und Aberdeen benutzt wird. Bei Ed-Aberdeen mündet er in die Nordsee. — 2) Fluß in England, welcher bei Ennith in Northshire in den Äire fällt. (H.)

DONÀ (Antonio), erreichte nur das 24. Lebensjahr. Er starb mitten unter den günstigen äußern Verhältnissen und allen Hoffnungen, auf welche seine Talente und schon sein Name ihm Ansprüche gaben. Dessen ungeachtet würde bei seiner nicht erwähnt werden, hätte nicht eine untröstliche Mutter und ein treuer Lehrer sein Andenken gefeiert. Die Erste ließ durch Antonio Bosa's Geschichte Rafael in der Parochialkirche St. Eusebio profeta ein marmornes Bassorilievo mit der Inschrift setzen: Antonio Donato Petri equ. Filio Joanae Dolphina maior moerens P. MDCCXCX., das zu den besten neuern Denkmälern Venezias gerechnet wird. Der zweite, Antonio Donato Brenzetti, schrieb: Elogio di Antonio Donà trà Filareti Fillipponi (Venezia 1809), gleich ausgezeichnet durch innern Gehalt und äußern Schmuck, wozu insbesondere das von Giacinto Raina geschnene Titellapser gehört, auf welchem das Bassorilievo abgebildet ist. (Graf Henckel von Donnersmark.)

Donna, f. Donato.

DONA ANNUA, Annuaia, hießen 1) die Geschenke, welche jährlich von den Franken auf dem Mars-

\*) Siehe Giannant. Moschini, Guida per la città di Venezia (Venezia MDCCXCX). T. II. p. 105.

seih oder dem Künig die Könige zu ihrer und des Staates Vertheidigung dargebracht wurden<sup>1)</sup>, und wo von selbst die Kisten nicht ausgenommen waren<sup>2)</sup>. Die dona annua hießen auch dona regia. So bestimmte Karl der Große im J. 803, daß wer als Königsgeschenke (zu dona regia) Pferde brachte, auf jedes seinen Namen schreiben sollte<sup>3)</sup>. Froihar (Ep. 21) klagt, daß er zu den Kisten und zu den Königsgeschenken (ad dona regia), welche er in die Pfalz schickte, fast alle gute Pferde habe verwenden müssen. Den Charakter der donorum annuorum suchte man auch dem Zins, zu welchem sich besessene Völkler anerkennen machten, zu geben. Als König Pippin im J. 753 die Befestigungen der Sachsen zerstörte und viele von ihnen erlegt hatte, und sie nach den meißlichen Jahrbüchern dem Könige jedes Jahr 300 Pferde als Schätzung oder Zins (in cenna) zu geben versprochen, so erhielt dieser Zins oder diese Steuer den Charakter der Königsgeschenke; denn die meißlichen Jahrbücher erzählen zum J. 758, daß, als König Pippin die Sachsen im J. 758 verurtheilt und viele erlegt, sie endlich seinen Willen zu thun, und die Geschenke (hoonore sive dona) auf seinem Dinge (in ano placio) darzubringen versprochen, nämlich 300 Pferde, jedes Jahr<sup>4)</sup>. Die Sachsen erkannten also, oder sollten durch diese jährlichen Geschenke<sup>5)</sup> die Herrschaft des Frankenkönigs anerkennen. Dieser Steuer an Pferden suchte man also hier den Charakter zu geben, welchen die Geschenke hatten, welche die Franken ihrem Könige jährlich auf des Königs Ding darbrachten. Der Sache nach waren sie aber nicht von jenem Zins (tributum) verschieden, welchen die Sachsen jährlich an fünfhundert Kühen seit Chlotar I. an den Kaiser der fränkischen Könige zahlen mußten, und den ihnen König Dagobert I. im J. 631 gegen das Versprechen ertheilte, die fränkische Grenze vor den Einfällen der Wenden zu vertheidigen<sup>6)</sup>. Der ursprüngliche Charakter der donorum annuorum war die Freiwilligkeit, mit der sie dargebracht wurden; daher war von ihnen auch Niemand befreit. So bestimmt König Ethelbald von England im J. 749, als er alle Klöster und Kirchen seines Reichs von den Staatsabgaben, Steuern und Lasten (a publicis vectigalibus, operibus

et oneribus) loszählt, daß sie auch keine Geschenke (Steuern, manusc. uel) weder dem Könige, noch dem Fürsten geben sollen, außer freiwillige, sondern sollen frei Gotte dienen<sup>7)</sup>. Die Krone zu den donis annuis, sowohl von den Staatsbürgern als von den benachbarten Staaten, finden wir schon bei den Teutschen des Tacitus; es war nämlich gebräuchlich, daß jede Völkerschaft freiwillig und Mann für Mann den Fürsten von ihren Herden und Früchten brachte: dieses als eine Ehrengabe aufgenommen, half auch ihren Bedürfnissen ab. Vorzüglich hatten sie Freude an Geschenken benachbarter Völker, die nicht von Einzeinen, sondern von Staats wegen geschickt wurden: auserlesene Pferde, kostliche Waffen, Kopfschmuck für Pferde, Halsketten. Die Römer hatten sie auch bereits Geld anzunehmen gelehrt<sup>8)</sup>. Fragen wir nach dem teutschen Ausdruck jener Geschenke, so war er wohl kein anderer, als Gaben oder Steuern, d. h. Steuer (stura) in der alten Bedeutung von Geschenk, welche Bedeutung am besten aus dem Nibelungenlied erhellt. Nachdem es vorher erzählt, wie Markgraf Rüdiger dem Könige Guntber ein waffentheiliges Gewand und Bernorten ein gutes Wappen (Schwert) gegeben, und des Markgrafen Weib ihm die Gabe wohl gegönnt, fährt es fort: Gotes lind bot Hagenn, wie ihr wohl geleirte, ihre minnigliche Gabe: da sie der König nahm, daß er auch ohne ihre Steuer (an ir stura) zu Hochzeit (dem Hochfeste bei Etel) von ihr nicht sahen sollte<sup>9)</sup>. — Von jenen freiwilligen Geschenken, welche zu Donis annua wurden, haben die Steuern, welche ursprüngliche Geschenke, Gaben, bedeuteten, ihren Ursprung<sup>10)</sup>. 2) Dona annua, jährliche Geschenke, welche Unterthane ihren andern Vorgesetzten geben mußten; so z. B. wird im Privilegium des Erzbischofs Adrich von Sens für die Gele des heiligen Remigius zu Sens bestimmt: der Bischof solle den Abt dieses Ortes durch Erbetung von Geschenken (maneribus) nicht belästigen, sondern ihm soll genügen zu den jährlichen Geschenken (ad annua dona) ein Pferd und Schild nebst der Lanze. 3) Donn annua, jährliche Geschenke, welche sich fürstliche Personen unter einander machten. In Ludwigs des Frommen Urkunde der Theilung des Reichs unter seine Söhne wird festgestellt, daß sie jährlich aus brüderlicher Liebe und Unterbandens halber zu ihrem ältesten Bruder mit ihren Geschenken kommen sollen, und daß, wenn sie mit ihnen kommen, auch vom ältesten Bruder wieder mit einem großen Geschenk beschenkt werden sollen<sup>11)</sup>. (Ferdinand Wacher.)

DONABU, besetzte Stadt am Traradbi, im birmannischen Reiche. Noch im J. 1827 befand sich diese Stadt in einem guten Zustande. (Palmblad.)

DONACIA, Koboldsk. Käsegerattung, von Fabricius aufgeführt, deren Arten von den frühern Schriftstellern größtentheils zu Lepura gezogen waren. Ihre Kenn-

1) *Hincmarus* in *Quaestione* apud *Collatum*, p. 405, 406. *Idem*, *De Ordine* Pastoral. No. 22. *Opusc.* 14. *Spicilegium Acheronianum*. T. II. p. 587. *Disertation* 14. ad *Joanvillanum*. 2) *Synodus Veronensis* an. 755 et *Hist. Francor.* ex *edit. Du Chesne*. T. II. p. 325. 3) *Capitulare quintum* ann. 803. Cap. 80. *bei Georgievich*, Corp. Jus. Germ. Annot. p. 674. 4) *Annal. Met. bei Ferts*, *Mem. Germ. Hist. Script.* Tit. I. p. 851, 855. 5) Die gewöhnlichen Geschenke (*soluta munera*) werden auch der Blas genannt, welchen König Ethelbald I. den Wenden geben mußte, bevor er sich durch seine Siege davon befreite. *Hittschindl*, *Carb. Annot. Lib. I. bei Altheim*, *Scripta*. T. I. p. 641. 6) Daß dieser Zins an fünfhundert Kühen als wichtiger Zins aufgestellt wurde, lehrt die Worte *Fredergar*, *Cap. 74*, *bei Freher*, *Corp. Hist. Francor.* T. I. p. 145: *tributum*, *quod fisci dilectionibus dissolvant*, und weiter unten *tributum* *Saxonum*, *quod reddere consueverant*, propter exceptionem Dagoberti habent indolentem, *quingentes vaccae inferendales annis singulis* et *Chlothario Seniores censiti reddebant*, *quod a Dagoberto cassatum est*.

7) Urkunde des Königs Ethelbald bei *Inghulph* und bei *Milhelm. Malmesbur.* Lib. I. de *Geal* Angl. p. 29. 8) *Tacit.* *Germania*. Cap. 15. 9) *Nibelungenlied*, c. 6793—6804 et a. 6849 in *sein* *Aug.* von 1816, c. 6765. 10) *Charta Divisionis Imperii Ludov.* Fil. *latur* *filios*, Cap. 2, 5, 12. *bei Baz lucius*.

zeichen sind: fadenförmige, auf der Stirn eingesetzte, fast körperlange Fühler; ein dreieckiger Kopf mit vorgequollenen Augen; ein schmales, fast walziges Halschild, langgestreckt, nach der Spitze verschmälerte, flach gewölbte Deckhäute; lange Beine, mit verdickten Hinterhüfteln und breiten viergliedrigen Tarsen. Diese Käfer, deren man gegen 40 Arten kennt, welche in Europa und Nordamerika zu Hause sind, zeichnen sich durch größtentheils metallische Farben, dicke Bedeckung des Unterleibes mit aufliegenden Höckern und mittlere Größe aus. Sie leben auf Wasserpflanzen, sind aber in ihren Bewegungen träge, und nur bei heftigem Wetter fliegen sie leicht und schnell. Nach Kun Dufoue\*) besitzen sie vier Gallengänge, von denen sich zwei haarförmige, vielfach verschlungene, an eine feine Seitenerhöhung des mit Wurzeln bedeckten Hauptstängels ansetzen, die beiden andern Gallengänge sind kürzer, dicker, und führen von den vorigen getrennt am obern Ende des Hauptmagens. Die Larven der Röhrenkäfer leben in den Wurzeln der Wasserpflanzen.

Eine Monographie dieser Gattung findet sich in den neuen Schriften der holländischen naturf. Gesellschaft. 1. B. 3. Heft 1810 und Nachträge ebend. 1. B. 6. Heft 1811; 2. B. 4. Heft 1818.

Patrulle und Dreian bilden aus denselben Arten, bei denen das vorliegende Längsglied sehr klein, nicht gespalten, dagegen das Klauenglied sehr lang ist, und welche angrastlammert an die Pflanze mehr unten, als über dem Wasser leben, die Gattung *Haemodia*, wozu *Donacia Equiseti*, *Zosterus* u. gehören. (Germar.)

*Donacilla*, f. *Amphiderus* und *Donax*.

*Donacina*, f. *Carpus* und *Donax*.

**DONAGHADEE**, Flecken in Irland, in der Grafschaft Down an der Küste des irischen Kanals, mit einer Kirche und einem Hafen, liegt Port Patrick in Schottland gegenüber, in einer Entfernung von etwa 20 engl. Meilen. Zwischen beiden Orten wird ein regelmäßiger Paketbootlauf unterhalten. (H.)

**DONALD I.**, König von Schottland, besieg, nachdem sein Bruder Ethobius ermordet worden war, im J. 178 n. Chr. den Thron. Wie sein Vorgänger durch Gerechtigkeit, so zeichnete er sich durch Tapferkeit aus, und besonders durch Milde und Gerechtigkeit. Wiewohl er den Krieg nicht liebte, so hielt er doch streng die Jugend seines Landes zu Waffenübungen an, theils das Reich gegen feindliche Angriffe zu sichern, theils auch die jungen Leute zur Thätigkeit zu gewöhnen, da sie durch langen Mühsal und das böse Beispiel seines Vorgängers sich der Lässigkeit hingegen hatten. Bald nachdem er die Regierung angetreten hatte, führte er das Christenthum in Schottland ein, doch gelang es ihm nicht, den Götterdienst bei dem Volk auszuwurzeln, wiewohl die Mehrzahl des Adels sich taufen ließ. Dem Wunsch Donald's, seinem Reiche den Frieden zu erhalten, waren die langjährigen Zwistigkeiten der Römer unter einander günstig, da die Regionen in Britannien den Commodus nicht als Kaiser anerkennen wollten, sondern den Albus

Verdinar verlangten. Daraus ersahen aber Severus mit einer größeren Kriegsmacht, als je in Britannien gewesen war, in der Absicht, die ganze Insel zu unterwerfen. Er hoffte durch dieses Unternehmen die eingebrissene Unordnung in dem Heere zu verbannen und den Streitigkeiten seiner Söhne ein Ende zu machen. Da die Schotten und Picten der überlegenen römischen Kriegsmacht im offenen Felde nicht gewachsen waren, so verließen sie die zunächst der Grenze gelegenen Gebiete und zogen sich in die unwegsamen Gebirge zurück. Von da aus machten sie aber Streifereien gegen die Römer, legten ihnen Hinterbänke und töteten ihnen in einzelnen Gefechten viele Mannschafft, so daß nach und nach 80,000 Mann in diesem Kriege umgekommen sein sollen. Doch Severus, obgleich so krank, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, brach den Kampf nicht ab; er ließ ganze Wälder umbauen, daraus Brücken bauen und Moräste damit ausfüllen, und verfolgte die Picten und Schottländer bis in die entlegensten Gegenden der Insel, so daß sie einen großen Theil ihres Gebiets abtreten mußten, um den Frieden zu erhalten, worauf er den neuerobernten Theil des Landes mit einer Mauer umziehen ließ, die noch 40 römische Meilen weiter nördlich liegt, als die von Hadrian errichtete. Bald nach diesem Friedensschlusse starb Donald im 21. Jahre seiner Regierung<sup>1)</sup>.

Donald II. erhielt die Krone, nachdem sein älterer Bruder Findoch ermordet worden war. Als er sich anschickte, den Tod seines Bruders zu rächen, fand Donald, Fürst der überflüssigen Inseln, gegen ihn auf und überließ ihm mit überlegener Macht. Der König suchte, als er die Schlacht nicht vermeiden konnte, mit großer Tapferkeit, mußte aber, nachdem 3000 der Seinigen getödtet und 2000 gefangen worden waren, die Flucht ergreifen, und gerieth mit 30 aus dem vornehmsten Adel in die Hände der Feinde. Er starb an den erhaltenen Wunden, als er kaum ein Jahr regiert hatte, im J. 255<sup>2)</sup>.

**Donald III.**, der Überwinder des Vorigen, der schon vor dem Siege den königlichen Titel angenommen hatte, war ein grausamer Tyrann, der die Sicherheit seiner Regierung auf die Furcht der Großen gründete, die sich gegen ihn nicht aufzuheben wagten, da ihre gelangenen Angehörigen seit der Niederlage des vorigen Königs sich in dem Gewohlsam des Usurpators befanden. Er ließ eine große Menge Aelteste hinhängen, unterwarf Allen, die nicht zu seinem Hofe gehörten, das Waffentragen, und dann suchte er unter den vornehmsten Aelzten, die seiner Verfolgung entgangen waren, Zwietracht zu erregen, damit sie einander selbst den Untergang bereiten. Aus Misträuen und die Strafe seiner Vorseit fürchtend, hielt er sich stets eingeschlossen. Als er endlich bis ins 12. Jahre so gewüthet hatte, ließ sich Gratilind, der Sohn des Königs Findoch, bewahren, ein Räuber des misshandelten Volks zu werden. Er hatte bis dahin in großer Verborgenheit gelebt, wußte sich unter aborgerm Namen Zutritt bei Hofe und selbst das Vertrauen des

\*) Cuvier, Règne anim.; nouv. éd., V. p. 126.

1) Buchanan, Rerum Scoticarum Historia (Francofurti ad Moenum 1594). L. IV. p. 119. 2) Buchanan, l.c. p. 124.



Thronen zu verschaffen, den er ermordete, und dann mit den Genossen seiner That sich heimlich davon machte \*), ungefähr im J. 280 n. Chr.

Donald IV., auch Donewald genannt, ein Sohn des Königs Eugenius, folgte seinem altern Bruder Heres hard im J. 637 n. Chr. Er zeichnete sich durch seinen regen Eifer für das Christenthum aus, welches er nicht nur in seinem Lande beschützte, sondern auch auswärts zu verbreiten suchte. Den Kindern und Verwandten des Königs Ethelfried von Northumberland gewährte er nach Edwin's Tode eine Zuflucht in seinem Reich, und nachdem sie eine lange Zeit bei ihm einen freundlichen Aufenthalt gefunden hatten, unterstützte er sie mit Geld und Kriegern, damit sie wieder zu den Ihrigen gelangen könnten. Die beiden ältesten Söhne Ethelfried's, ob zwar sorgfältig im Christenthum unterrichtet, traten wieder zum Heidenthume zurück; ihr Bruder und Nachfolger Oswald erbat sich aber von Donald Lehrer, die sein Volk im Christenthum unterrichten könnten, welche Bitte der fromme König gern gewährte. Er starb im 14. Jahre seiner Regierung in dem Rufe großer Gutmüthigkeit und ausgezeichneten Tugenden \*).

Donald V., ein Sohn des Alpin, folgte seinem Bruder Kenneth im J. 834 in der Regierung. Er hatte früher eine große Stillsamkeit und Prägnanz geübt, um sich dadurch das Vertrauen seiner Aemter und des Volks zu erwerben; nachdem er aber auf den Thron erhoben worden war, überließ er sich allen nur möglichen Ausschweifungen, entfernte die alten weisen Räte seiner Vorgänger und umgab sich nur mit den Genossen seiner Vergnügungen, mit denen er den öffentlichen Schatz verschwendete. Die alten Häupter des Volks mochten ihm Vorstellungen über seine ärgerliche Lebensweise; als er aber darauf nicht achtete, wandten sich die Picten an Osfred und Ella, die beiden mächtigsten Könige in England, und bewogen sie, sich mit ihnen gegen den Donald zu vereinigen. Die Engländer fielen in sein Gebiet ein und forderten, als Vorwand des Krieges, die Rückgabe eines früher von den Schotten eroberten Landstriches. Donald ging ihnen geflüstert entgegen und besiegte sie in einer Schlacht an der Jedda. Darauf rückte er bis an den Treow vor, eroberte Bervoid und bemächtigte sich aller auf dem Flusse befindlichen Schiffe. Nach diesen glänzenden Waffenthaten überließ er sich aufs Neue seinen Bgellosgkeiten, die auch in seinem Heere eintriffen. Das benutzten die Engländer, und als sie durch Landkrieger erfahren hatten, daß die schottischen Krieger ein schweizerisches Wahl feierten, überfielen sie sie bei Nacht, richteten eine große Niederlage unter den Trunkenen an, und nahmen den König gefangen. Sie bewachten ihren Eing, plünderten das Land, und theilten dann ihr Herr, um die Schotten vollends zu übermüthigen. Als ein Theil davon nach Forth gekommen war, und über die Gisa setzen wollte, kamen Viele durch Schiffbruch um, der Rest verzogte sich mit dem andern

Theile des Heeres bei Eskling und wollte die Schotten abermals angreifen, als diese durch Gesandte um Frieden bitten ließen. Die Engländer gewährten ihnen denselben unter dem Beding, daß ihnen das ganze diesseit des Walles des Severus gelegene Gebiet eingeräumt werden mußte. Die Picten, die sich mit den Engländern in der Hoffnung vereinigt hatten, das ihnen von den Schotten entzogene Gebiet wieder zu erlangen, sahen sich in ihrer Erwartung getäuscht. Sie wanderten daher nach Dänemark und Norwegen aus und der kleinere Theil, welcher zurückblieb, wurde, als er sich gegen die Engländer empörte, bis auf den letzten Mann aufgerieben. Als Donald nach hergestelltem Frieden seine Freiheit wieder erhalten hatte, lebte er in sein Reich zurück und hoffte durch ein heiliches Gelübde seinen Lebenswandel zu bessern, wieder zur Regierung zu gelangen; allein die Großen mißtrauten seiner Zusage und warfen ihn in den Kerker, wo er bald von Hunger starb. Nach Anders hat er noch mehr Jahre mit Glück und Ansehen geherrscht und ist zu Eone 858 n. Chr. gestorben \*).

Donald VI., ein Sohn Constantin's II., der von seinem Vorgänger Gregor der König selbst zum König empfohlen worden war. Er rechtfertigte die gute Meinung von sich durch eine weise Regierung und besonders auch dadurch, daß er während des Friedens sich zum Kriege rüstete, damit er nicht unvorbereitet überfallen und seine Krieger aus Mangel an Übung verweichlicht würden. Als die Dänen an der Küste von Northumberland gelandet waren, schickte Donald durch ein schnell zusammengejogtes Heer die Gegen. Als darauf die Dänen die Landung im englischen Gebiet unternahmen, sandte er dem König Alfred Beistand, mit welchem derselbe die Dänen so völlig überwand, daß sie sich dem Könige von England unterwarfen und das Christenthum annahmen. Nachdem der Friede hergestellt war, lebte Donald in sein Reich zurück, wo unter der Zeit Unruhen aufgebrochen waren, da die Einwohner des Gebiets von Ross und von Morra einander mit großer Wuth bekämpften. Er stillte diesen Bürgerkrieg, der vielleicht Anlaß seines Todes war; denn er soll gewaltsamer Weise gestorben sein; nach Anders starb er bei dem Heere, welches er in Northumberland gegen die Dänen aufschickte, im J. 903 im 11. Jahre seiner Regierung \*).

Donald VII. wurde nach der Ermordung seines Großvaters, Malcolm, zum Könige von Schottland erhoben. Eine zu große Müde und Rachschmerz gegen die Seinigen wird an ihm getadelt. Außerdem hatte er aber schon in seiner Jugend, als er bei Lebzeiten seines Großvaters Statthalter in Cumberland war, Erweise seines Muthes und seiner Gerechtigkeit gegeben. Er hielt mit großer Treue zu den Engländern; als er aber in einem Kriege von dem Dänenkönige besiegt wurde, da leistete er den Dänen die Lehnspflicht, wie früher den Engländern. Um Beschäftigung zu üben und das Volk gegen die Bedrückungen der Großen zu schützen, zog er

\*) Buchanan, l. c. p. 124, 125.

4) Buchanan, L. V.

p. 161.

5) Buchanan, L. VI p. 173 — 175.

VI. p. 179.

6) Buchanan, L.

im Lande umher und sprach Recht. Deshalb wurden ihm aber die Großen feind, und der Fürst Rüdward erregte einen Aufruhr, bei welchem er die Irlands über zu seinem Beistande herbeirief. Der König sandte ihm seinen Helden Malcolm entgegen, den aber der Empörer gefangen nahm und hinarichtete. Jetzt meldete sich Macbeth, ein Bannanther des Königs, den Aufruhr zu unterdrücken, wenn ihm gemeinschaftlich mit Banco der Oberbefehl des Heeres anvertraut würde, und er hielt Wort; doch zeigte er bei der Verfolgung der Empörer viele Grausamkeit und vertilgte auch die irländische Mannschaft bis auf den letzten Mann. Eine neue und größere Gefahr drohte aber Schottland, als der mächtige Dänenkönig Cueno mit einer großen Flotte landete. Während Macbeth mit einer Heterothallung abwesend war, wurden der König und Banco, sein Feldherr, im J. 1038 bei Gulros geschlagen und mußten nach Perth flüchten; Cueno verfolgte sie dahin und wurde mit Friedensvorschlagen getäuscht. Die Schottländer brachten aus Donald's Geheiß den Siegern Lebensmittel und Getränke, hatten aber dem letztern einen betäubenden Saft beigegeben, und als die Dänen sich dem Schlaf überließen, wurden sie von Macbeth überfallen und erlitten eine große Niederlage. In einer zweiten Schlacht überwand Banco sie, und zwang ihnen das Gelübde ab, nimmer als Feinde Schottlands Hohen zu betreten. Als darauf der Friede hergestellt war, und das Reich sich eines großen Wohlstandes freute, da sagte Macbeth den Gedanken, sich des Thrones zu bemächtigen, wozu er zuerst durch einen Traum aufgeregt worden sein soll. Als Donald seinen Sohn Malcolm zum Statthalter von Cumberland ernannte, wurde Macbeth angetrieben, seinen bösen Voratz auszuführen. Er nahm dazu eine günstige Gelegenheit wahr, ermordete den König, und ließ sich dann zu Seine krönen. Dieser Donald VII. wird in mehreren Chroniken, und gewöhnlich Duncan genannt, daher denn auch eine abweichende Zählung bei den Königen dieses Namens vorkommt. Seine Regierungszeit fällt in die Jahre von 1033 bis 1040).

Donald VIII., mit dem Beinamen Bane, Sohn des von Macbeth ermordeten Königs Duncan, oder Donald. Nachdem sein ältester Bruder Malcolm im J. 1093 in einer Schlacht gegen die Engländer umgekommen war, bemächtigte sich Donald, der bis dahin auf den Hebriden gelebt hatte, mit Hilfe seiner zahlreichen Anhänger und des Königs Magnus von Norwegen des Thrones, von dem er seines Bruders Schwägerin verdrängte. Er verjagte die vielen englischen Ansiedler, die mit des vorzigen Königs Gemahlin, Margarethe, ins Land gekommen waren. Dadurch wollte er sich zwar beliebt machen, allein durch das von seinen Brudersöhnen verübte Unrecht wurde er, wie auch durch eine strenge Herrschaft, dem Adel verhasst, der den Duncan, einen unehelichen Sohn des Malcolm, auf den Thron rief, und den Donald verjagte, nachdem er sechs Monate regiert hatte. Duncan, der

auch von England Unterstützung erhielt, behauptete sich gegen Donald, bis dieser ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ. Er gelangte nun zwar wieder zur Regierung, doch da er das Land weiter gegen die Einfälle der Engländer, noch gegen den Angriff des Königs Magnus von Norwegen schützen konnte, so wurden seine Unterthanen erbittert gegen ihn, und berieten den Prinzen Edgar, einen Sohn Malcolm's III., der mit dem Reichthum König Wilhelm's des Rothen Donald entthronte, der Augen heraus ließ, und in den Kerker warf, wozu in er auch im J. 1098 starb\*).

(Rauschnick.)

DONATELLO (Verfeinerungsform von Donato, nach der beliebten Art der Italiener), der Wiederhersteller der echten Bildhauerkunst in Italien, welcher Cosmus von Medicis den ersten Gedanken einbog, zur Verbesserung dieser Kunst antike Werke griechischer Meister anzuschaffen, wurde im J. 1383 zu Florenz geboren, und starb daselbst 1466. Seine Aetern waren sehr arm; ein wohlhabender Bürger ließ ihn in Zeichnen unterrichten, und er legte sich dann zugleich auf Baukunst und Bildhauerkunst. In dieser letztern erregte gleich sein erstes Werk, eine Verkündigung, Ersäunen; doch erhob er sich erst später zu dem edlen Stile. Das erste Werk, welches er für würdig hielt, seinen Namen darauf zu setzen, war die bronzene Statue einer Judith, im Begriffe, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, nachweislich von der Republik zur Warnung für diejenigen bestellt, die sich der Herrschaft zu bemächtigen suchten. Am Fußgestelle stehen die Worte: Publicus aulius exemplum civis posuere. Bald verbreitete sich des Künstlers Ruhm, und der Senat von Venedig forderte ihn auf, zu Padua die bronzene Statue des Cosmus Raro, Feldherrn der Republik, zu verfertigen. In der Kirche des heil. Antonius stellte er in vortrefflichen Castrelis die Geschichte dieses Heiligen dar. Man ertheilte ihm zu Padua das Bürgerrecht, und wünschte, daß er sich bleibend da niederließe; er aber sagte: „Ich muß zurück in mein Vaterland; hier höre ich nur Lobsprüche, und die könnten mich zur Vernachlässigung meiner Kunst verleiten; in Florenz wird die Kritik ein Sporn für mich sein.“ Cosmus und dessen Sohn beschäftigten denn auch den Künstler fortwährend, und so besaß Florenz viele sehr schätzbare Werke desselben: vier Evangelisten in der Kathedrale Santa Maria de Fiori, einen David in dem Palazzo, mehrere an dem Turme befindliche Statuen, unter denen er selbst einen Oris mit kokeln Kopfe für sein Meisterwerk erklärte, und ihn seinen Zuoccone (Kahlkopf) nannte. In der Sakristei der S. Lorenzokirche sind die Statuen des h. Stephanus, Laurentius, Damianus und Cosmus, sowie die Castrelis an den Pfeilern, und in der Kirche Santa Croce der heil. Ludwig, Erzbischof von Toulouse, von seiner Arbeit. Seinen Evangelisten Marcus in der Kathedrale betrachtete einst Michel Angelo, und rief aus: Marco, perchè non mi parli! (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?) — Schüler Donatello's waren: Anton Gambarelli, Anton

7) Buchanan. L. VII. p. 208. — Da verglichen: Hector Boetius Scot. Hist. (Paris 1574.) Fol.

8) Buchanan. L. VII. p. 222.

Philarete, Bertoldo von Florenz, Desiderio von Seltignano, Andrea Berochio, der Lehrer von Leonardo da Vinci. (H.)

**DONATELLO** (Simone), dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt sind, war ein Bruder des Vorigen und ebenfalls Bildhauer. Ungeachtet er seinem Bruder nicht gleich an Stellen war, wurde er doch von dem Papst Eugenius IV. im J. 1431 nach Rom berufen, um die bronzernen Thüren der St. Peter'skirche zu verfertigen. Die Meisterleistung darauf stellen das Leben dieses Papstes dar. Diese Arbeit vollendete er, mit Hilfe von Philarete, in zwölf Jahren. Sein Hauptwerk ist der bronzene Sarg des Papstes Martin V. in der Kirche S. Giovanni di Laterano. (H.)

**DONATI**, 1) Giovanni, war, wie il Guercino, aus der kleinen Stadt Gento im Bolognesischen gebürtig. Er starb zu Bologna den 9. Sept. 1813 als erster Präsident des Appellationshofes, nachdem er vorher Mitglied desselben und früher adjunkte di studio, vicediotore und adiutore santissimo in Rom gewesen war. Er zeichnete sich aus als Beamter, als Redner, als Gelehrter. Ohne hier eine bibliographische Aufzählung seiner einzelnen Schriften zu versuchen, wird es hinreichen, die Gegenstände nomast zu machen, denen er seine Aufmerksamkeit zuwandte. Zuerst trat er auf mit einer heftigen Kritik über Bettinelli's berühmtes Saggio dell' entusiasmo; darauf vertheidigte er Luvilla, den Verfasser des Saggio apologetico sulla letteratura spagnuola. Er schrieb eine sinnreiche Abhandlung: Sull' inutilità de' precepti della eloquenza e della poesia, zeigte sich als ein entschiedener Gegner des Begräbnigungsrechts, bestritt Newton's chronologische Angaben über die Dauer der königlichen Gewalt im alten Rom, und bewies in einer Schrift, betitelt: L'Uomo, daß der Mensch, obgleich das vollkommenste erschaffene Wesen, dennoch nicht als die Embryonalzeit des Weltalls betrachtet werden könne. Außerdem schrieb er über die Langeweile, die Erstinkung und die Fortschritte der Schiffahrt, und untersuchte die Frage: Ob die Gesehe wirklich dazu beigetragen haben, die Völker tugendhaft zu machen? (H.)

2) Marcello (Graf), aus Mantua, geb. 1538, gekr. am Schloßflusse den 5. Jun. 1602 zu Florenz als Comthur des toscanischen St. Stephanordens. Nach vollendeten medicinischen Studien ward er Doctor der Arzneykunde auf der Universität zu Padua. Sein Werk: De medicina historia mirabili, zeigt von seiner Gelehrsamkeit und seinen tiefen anatomischen und praktischen Kenntnissen. Dieselbe praktische Tendenz haben seine Schriften über die Wurzel des Mechovolus Mechoacanana (Da radice purgante, quam Mechoacanannam vocant, libellus [Mantuae 1568, in 4.], von Tolet ins Französische übersetzt) und über die Blattern und die Windpocken. (Tra-

ctatus de variolis et morbillis. Mantuae 1569, in 4.) Als tiefer Kenner der griechischen und lateinischen Sprachen gehörte das Studium der alten Classiker zu seinen liebsten Erholungen, wie seine Scolia s. elucidationes in latinos plerisque historiarum Romanarum scriptores (Venedicis ap. Juntas 1604, in 8., dann Verona 1668, in 4.) es darthun. Sie stehen auch in Gruteri Thes. crit. Tom. VI. abgedruckt? (Graf Henckel von Donnermarck.)

3) Vitaliano, ein verdienstvoller italienischer Naturforscher, wurde im J. 1713 aus einer edlen paduanischen Familie geboren. Nachdem es in seiner Vaterstadt Padua die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, machte er acht Jahre lang naturhistorische Reisen durch Italien. Hierauf sandte ihn der Papst Benedict XIV. nach Neapel und Sicilien, um dort Naturalien zu sammeln. Von Messina durch die dort zu jener Zeit herrschende Pest vertrieben, wendete sich D. nach Dalmatien, Albanien, Bosnien und Syrien, und sammelte in diesen bisher wenig besuchten Ländern viele seltene Pflanzen, welche sein Freund, Jul. Ponteder, bekannt machte. Auch gab während dieser Reise Carlo Ruffi Donati's wichtiges Werk: Saggio della storia naturale dell' Adriatico (Pad. 1750, in 4. mit 10 Kpftst.), heraus. In diesem Buche sind viele Aigen und einige Pflanzentheile des adriatischen Meeres sorgfältig beschrieben und zum Theil abgebildet, aber nach der falschen Ansicht charakterisirt, daß auch auf diese niederen Organismen das Sexualsystem Einnahme seine Anwendung finden müsse; ein Irrthum, welchen Graf Jos. Ginanni's Opera postuma, Tom. I. u. II. (Venez. 1755. 57. Fol.) zuerst widerlegte. Nach seiner Rückkehr erhielt D. die Professur der Naturgeschichte in Turin. Aber nur kurze Zeit leistete er hier. Da ihm der König von Sardinien Geld zu einer Reise nach dem Orient bewilligt hatte, so begab er sich nach Aegypten und Syrien, wo er fleißig Pflanzen sammelte, und war im Begriffe, nach Dintien zu gehen, als er von dem Bruder eines Mädchens, welches er liebte, seiner ganzen Habe beraubt, und dadurch gezwungen wurde, nach Italien zurückzukehren. Auf der Rückfahrt, im J. 1763, kam Donati durch Schiffbruch um. (Du Petit-Thouars, Biograph. univ. Tom. XI. p. 547). Nach einer andern Angabe wurde er von dem Bruder seiner Geliebten ermordet (Sprengel, Gesch. der Bot. II. S. 250). Ein Theil seiner großen Sammlungen kam an die turiner Akademie der Wissenschaften, Einiges davon erhielt auch Einn. Um das Andenken des unermüdbaren Reisenden zu ehren, haben Seiler, Bösling und Forster Pflanzengattungen nach D. benannt: Vitaliana Seel. ist Andronace (Aretia); Vitaliana Lapeyrouise; Donatia Löst. = Avicennia Lian.; Donatia Forst. aber das ihren Namen behalten (f. d. Art.).

Wenig bekannt ist ein älterer botanischer Schriftsteller dieses Namens, Anton Donati, Apotheker zu Bo-

1) Bergh. Elogio del cavaliere Giovanni Donati, scritto dal caval. avvocato Vincenzo degli Antoni, recitato nell' Accademia dei Ravigoriti di Cento nella pubblica adunanza del giorno 26. Novembre 1815, preceduta da prefazione dell' avvocato Gio. Picini. (Perli MDCCCLXVI) und De vin Joannis Donati centenario. ecentenario. Editio altera. Bononiae MDCCCXXV.

2) Geyff. v. M. u. R. Erste Zeitk. XXVII.

3) Bergh. Elogio del Cavaliere Conte Commendatore Marcello Donati mantovano, del sign. prof. Luigi Confalonieri in Verona. Nuovi concetti di medicina e di chirurgia 1818. Marzo No. 6.

netzig, welcher eine werthlose Aufzählung der an den venetianischen Küsten wachsende Pflanzen herausgab (*Semplici nel lido di Venezia* [Ven. 1631]). (*A. Sprengel.*)

Donati, mehre, f. Donato.

**DONATIA.** Eine von Forster (*Char. gen.* t. 5) nach dem italienischen Naturforscher Vitaliano Donati (f. b. Art.) so benannte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Scitagineae (oder der Pomaceae). Char. Der Kelch mit dem Fruchtknoten verwachsen, freisilberförmig, mit zwei gegenüberstehenden, lang zugespitzten Zähnen und einem etwas tiefer stehenden, auf der Kelchröhre angewachsenen, linienförmigen Stüßblättchen; acht bis zehn linienförmig abtange Corollenblättchen, welche doppelt so lang als der Kelch sind; drei kurze, pyrienförmige, mit den Corollenblättchen abwechselnde Staubfäden; drei bis fünf fadenförmige Griffel; die Kapsel zwei- bis dreifächerig, vielkammig. Die einzige bekannte Art, *D. fascicularis* Forst. (*l. c.*, *Lamarck illustr.* t. 51., *D. magellanica Candolle Prodr.* IV. p. 53, *Polycarpon magellanicum Linn. fl. suppl.* p. 115), wächst in dichtem Rasen auf feuchten Felsen des Feuerlandes als ein perennirendes, fast stengelloses Kraut mit abwechselnden, linien-lanzettförmigen, kumpfen, glatten, leberartigen, immergrünen, dahiegeßförmig über einander liegenden Blättern und am Ende der Ähren stehenden, ungestielten, weißen Blumen.

(*A. Sprengel.*)

**DONATIANUS.** Unter den Kaisern Diocletian und Maximian erging während der Christenverfolgung auch ein Gebot an den Präses von Gallien, daß Alle zur Verehrung des Jupiter oder des Apollon, welche die ganze Welt anbetete, angehalten werden sollten; den Verehrern derselben sollten öffentliche Belohnungen zugesichert, den Widerspenstigen aber mit Todesstrafe gedroht werden. Damals, etwa im J. 285, lebte unter Andern in der Stadt Nantes in Gallia belgica oder Lugdunensis ein Jüngling, Namens Donatianus, aus vornehmerm Geschlecht, edler noch seines Glaubens und seiner Sitten wegen, welcher sich auch so wenig von der Verehrung Christi durch die Verfolgung zurückziehen ließ, daß er vielmehr mit frommen Reden nicht eher nachließ, bis es ihm gelang, auch seinen ältern Bruder, Rogatianus, zum rechten Glauben zu bringen. Die heilige Laus konnte aber nicht vollzogen werden, denn der Präfect war entwichen, sobald er von der Verfolgung hörte. Bald darauf wurde Donatianus dem Richter angezeigt als einer von denen, die es wagten, nicht allein die Verehrung der Götter zu vernachlässigen, sondern daß er sogar seinen leiblichen Bruder durch Ueberredung abwendig gemacht und zur Verehrung der Götter gegen das kaiserliche Gebot verführt habe. Traurig im Herzen, befohl der Richter ihn vorzuführen, hielt ihm mit einbedinglichen Worten seine Halskarrigkeit vor und seine Verführung Anderer. Als nun Donatianus seinen Glauben freudig bekannte, drobete ihm der Präfect mit dem Tode, wenn er seinem überflüssigen Aussprüche keine gemäßigte Wendung zu geben wisse. Dagegen redete der Jüngling: Du selbst wirst in

die Stricke fallen, die du mir bereitest; du liebst die Finsterniß und kannst verfinstert das Licht des Herrn nicht sehen. Erzürnt durch den Präfect, ihn zu seßeln und ins Gefängniß zu werfen, wo ihm entweder sein Sinn durch Qualen gebrochen werden, oder es doch verhindert werden sollte, daß Andere seinem Beispiele nachfolten. Darauf ließ er vor allem Volke jenen älttesten Bruder Rogatianus vor sich bringen und redete mit ihm freundlich, damit er ihn gewinne, versprach ihm auch Belohnungen und die Gnade der Kaiser, wenn er die Götter nicht zu seinen Feinden machen werde. Alcin R. antwortete: Ganz recht verspricht du Verheißtes, weil du selbst verkehrt bist, der du zuvor die Gnade der Kaiser und dann erst der Götter sehest — und dergleichen mehr. So wurde denn auch er in Ketten und Banden gelegt, um des nächsten Tages mit seinem Bruder öffentlich enthauptet zu werden. Rogatianus erlagte aber nichts weiter, als daß er die heilige Laus noch nicht erbalten hätte, glaubte jedoch, es werde ihm eine Laus sein und dafür gerechnet werden, wenn er sich den Ruf seines rechtgläubigen Bruders verdiene. Als dies der selige (*beatus*) Donatianus hörte, betete er zum Herrn für seinen Bruder, daß ihm sein reiner Glaube als Geschenk der Laus angesehen werde und die Vergesung seines Blutes ihm eine Laus der Erlösung werden möge. Des andern Tages wurden die freudigen Bekenner des Herrn vor den Richtstuhl geführt, wo sie vor allem Volke frei, obwohl in Ketten, bekannten, welche Thorheit es sei, Holz und Steine statt des lebendigen Gottes anzubeten, und erweisen sich bereit, um des Namens Christi willen alle Schmach und Schreden auf sich zu nehmen, was ihnen in der Ewigkeit doppelt vergolten werden würde. Der Richter gebot, sie mit Marten zu quälen. Und der Hentzer, um der Wuth des Gebieters zu gefallen, oder vielmehr um die Ehre ihres Märtyrertums zu erhöhen, durchschlug ihre Nacken mit einer Lanze, bevor er sie enthauptete. Der Tag ihrer kirchlichen Verehrung wurde auf den 24. Mai gefest.

Dies und noch mehr steht geschrieben in *Do probatis Sanctorum vitis, quas tam ex MSS. Codicibus, quam ex editis Authoribus R. P. Fr. Laurent. Supius primum edidit etc. (Majus) Coloniae Agrippinae, sumptibus Joh. Krebs et Herm. Myli 1618, in Fol.* — Der Verf. der Erzählung ist unbekannt, allein bezeugt von den älttesten Martyrologien, was S. 297 des Bretern zu lesen ist. (*G. W. Fink.*)

**DONATIBERG,** die westliche Kuppe des Maljengebirges, welches sich längs der kroatischen-Reichermärkischen Grenze dahinjährt und die vorabstiner Gespanschaft vom marburger und sülzer Kreise der untern Steiermark scheidet. Sie erhebt sich nördlich von dem durch seine Mineralquellen berühmten Markte Rohitsch im sülzer Kreise der Steiermark, besteht aus Übergangskalk, reicht südwestlich dem Wosche die Hand, und erhebt sich nach der trigonometrischen Vermessung des Katasterpersonals auf einer Höhe von 465,9 Wiener Klaftern über die Werthesfläche. Dieser Berg wird durch seine ausgezeichnete Form, wovon die höchste Spitze einen Sattel bildet und, vermöge

seiner eigenhändigen Stellung, durch die er das Gewoge von niedrigeren Bergen und Hügeln nach allen Seiten hin weit überragt, fast von allen Höhen des untern Landes gesehen; er ist überdies reich an seltenen Pflanzen der südlich panonischen Flora. In seinem Fuße liegt das gleichnamige Dorf des Bezirkes Ober-Rohitsch und der Pfarre Rohitsch (Delanat Rohitsch, Bisthum Lavant) mit 54 Häusern und 312 wendischen Einwohnern, welche sich hauptsächlich vom Weinbau ernähren und nebstdem Ackerbau und Viehzucht treiben. (C. F. Schreiner.)

**DONATIO CONSTANTINI.** Diese angebliche Ehrengabe hängt mit der Erzählung von der Befreiung und Tausch des Kaisers zusammen. Constantin, so sagt man, sei von Gott mit der Krankheit des Aussatzes, wegen der Verfolgungen, bestraft worden, mit welchen er die Christen zu Rom beimgelacht. Geheilert von dieser Plage habe er die Seher seiner heidnischen Juretheken befragt, durch welche Mittel er die Gesundheit wiedererlangen werde. Es sei ihm von denselben gerathen, anmündige Kinder erwürgen zu lassen, und sich des Blutes derselben zu bedienen. Allein um dieses grausamen Beginnen zu verhüten, hielten sich ihm die Apostel Petrus und Paulus im Schloße dargestellt, mit der Weisung, daß nur der (sei obigen Christenverfolgungen nebst den übrigen Heiden aus Rom entflohen) Bischof Eusebius ihm die rettende Arznei anzeigen im Stande sein werde. Da Constantin die beiden Apostel für zwei Götter seines Aberglaubens gehalten, sei er ihrem Rathe gefolgt. Der nach Rom zurückgekehrte Eusebius habe ihn aber wieder überzeugt, daß ihm nicht Götter, sondern zwei christliche Apostel erschienen seien, und sodann bedeutet, daß er von dem Aussatze nur durch die mit der christlichen Taufe verbundene Reinigung befreit werden könne, nachdem er vorher, seiner Sünden wegen, Buße gethan. Dem habe sich der Kaiser, durch die ihm bewiesene Liebe der beiden Apostel gerührt, und durch Eusebius's Gründe belehrt, bereitwillig unterzogen; kaum aber sei die Taufe an ihm vollzogen gewesen, als er seine Gesundheit sofort wiedererlangt habe. Darüber erstaunt und durchdrungen von dem Geiste der Dankbarkeit habe er nun dem Eusebius, als Nachfolger des Petrus, die im Anfange dieses Artikels genannte Ehrengabe gemacht, welche, nach seiner Erklärung, nicht allein dem Eusebius verbleiben, sondern auch auf dessen Nachfolger zu Rom fortgepflanzt werden sollte. — In der Ehrengabekunde selbst heißt es unter anderm: Wie der heilige Petrus zum Statthalter des Erldises auf Erden bestellt worden, so erkenne er (Constantin) auch die Nachfolger des Petrus als Inhaber einer Gewalt, die größer als die Macht des Kaisers sei, in seinem Reiche an, nebst dem Bezirge derselben vor den Patriarchen zu Alexandria, Antiochien, Jerusalem und Constantinopel, und der Gewalt über alle Kirchen und Geistlichen auf der ganzen Erde. In Sachen, die den Gottesdienst und den christlichen Glauben betreffen, habe der Bischof zu Rom allein zu entscheiden und zu verfügen. Zugleich schenkt der Kaiser dem Eusebius (den er summus pontifex et universalis urbis Romae papa nennt) und seinen Nachfolgern,

welche bis zum Ende der Welt auf Petri Stühle sitzen würden, den lateranensischen Palast zu Rom, die Stadt selbst, dann Italien, und außerdem noch die sämtlichen Provinzen des occidentalischen Reichs. Daher habe er (so heißt es in dem Document weiter) denn auch beschloffen, seine Residenz nach dem Orient zu verlegen, dort sich eine neue Hauptstadt zu erbauen und hier zu regieren; denn es sei nicht recht, daß der Kaiser das weltliche Regiment da führe, wo von dem Könige des Himmels das geistliche Regiment errichtet, und das Haupt der christlichen Kirche zum Herrscher bestellt sei. Daneben ertheilt Constantin dem Papste die kaiserliche Krone, den Scepter, und überhaupt die sämtlichen Insignien und Kleinodien der kaiserlichen Würde. Uebrigens soll derselbe mit den nämlichen Hof- und Ehrenbeamten umgeben sein, als der Kaiser selbst, welcher dabei zugleich erklärt, dem Eusebius, da dieser zu Pferde gesessen, Fügel und Steigriemen erhalten zu haben. Bei dem, was in dieser Urkunde begriffen und enthalten sei, solle es nun und immer bleiben; wer sich dagegen aussprechen oder erheben würde, der solle in der Hölle mit dem Teufel und allen Gottlosen verbrennen. — Kaum ist es nötig, die Unachttheit dieses Documentes, sowie das Fabelhafte dessen, was der Ehrengabe vorausgegangen, näher nachzuweisen. Gleichwohl ist die Geschichte von der wunderbaren Befreiung Constantins noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Matthias Fuchsmann, in einem Werke von zwei Quartbänden, mit erstaunlichem Fleiße, natürlich aber ohne alle Kritik, vertheidigt worden<sup>1)</sup>. Von allem Andern, namentlich davon abgesehen, daß die Befreiungsgeschichte zuerst in Schriften erwähnt wird, deren Verfasser ebenso ungewiß sind, als die Zeit ihrer Entstehung, so steht das Zeugniß des Gusebius entgegen, nach welchem Constantin weder im J. 324, noch zu Rom, sondern erst 337, und zwar zu Nikomedien, gelaufen worden<sup>2)</sup>. Um die Fabel mit Eusebius zu retten, behauptet man nun zwar, daß Constantin sich zwei Mal habe taufen lassen; allein es ist dies ein Nothbehelf, der, wegen bekannter Grundzüge des Kirchenrechts, seiner Widerlegung bedarf. Fällt aber hiernach die Veranlassung der Ehrengabe weg, so wird auch die Ehrengabe selbst dadurch schon sehr problematisch, welche sodann nach dem Inhalte der Ehrengabekunde geradezu in das Gebiet der Erfindungen verworfen werden muß, indem dieses Document dem Papste Rechte beilegt, die ihm Constantin, welcher sehr gut wußte, was des Kaisers sei<sup>3)</sup>, um vernünftigen eingeräumt haben würde, und welche zugleich von der Art sind, daß der Papst selbst am Ende des 8. Jahrhunderts seinen Anspruch darauf machen konnte. — Bei dem Standpunkte, welchen die Bildung in den Frankengeiten einnahm, ist es indessen nicht zu verwundern, daß man die

1) Historia sacra de baptismo Constantini magis (Romae et Vienne 1742, 1746). 2) Eusebii Vita Constantini, Lib. IV. Cap. 61. seq. 3) Nach Eusebii (loc. laud. Lib. IV. Cap. 24) sagte er zu den Geistlichen: "Υστερ' αὐτὸν σὺν αὐτοῖς ἐκταναύουσιν ἅπας ὁ κόσμος ἐν τῷ θεῷ παντοκράτορι ἐκταναύουσιν ἅπας ὁ κόσμος."

Urkunde im Publicum für echt hielt, und sie wurde daher von Rom aus dazu benutzt, die weltliche Herrschaft des Papstes darauf zu stützen. Allein die Schenkung wurde doch schon von Otto III. im J. 999, sowie von den Römern 1152, für unbegründet erklärt<sup>4)</sup>. Dennoch wurde die Urkunde in das Decret Gratian's aufgenommen, indessen nicht von Gratian selbst, sondern von einem seiner Schüler, da sie in einer Falsa steht<sup>5)</sup>. Da die Macht des Papstes bis zum 14. Jahrh. bekanntlich in ihrem höchsten Glanze stand, so verflummten unterdessen die Zweifel an der Echtheit. Laurentius Balla war der Erste, der im 15. Jahrh. wieder öffentlich dagegen auftrat, und in seiner Abhandlung: *De fidei donationis Constantini magni*<sup>6)</sup>, mit den trefflichsten Gründen nachwies, daß das Document apokryphisch sei. Auch hat insbesondere Luther darüber eine Schrift herausgegeben, unter dem Titel: „Einer aus den hohen Ärkeln des allerheiligsten päpstlichen Glaubens, genannt Donatio Constantini“<sup>7)</sup>. Seit der Reformation glauben denn nun auch, selbst unter den katholischen Schriftstellern, nur noch Wenige an die Fabel, unter denen der schon oben erwähnte Matthias Fubmann vorzugsweise zu nennen ist. Die neuesten katholischen Kirchenhistoriker sind aber wol sämtlich dagegen, zumal nachdem Münd eine eigene Schrift neuerdings darüber herausgegeben und seine Gegner vollständig widerlegt hat<sup>8)</sup>. — Schließlich ist nur noch zu bemerken, daß die Urkunde in einem doppelten Texte vorhanden ist, einem lateinischen und einem griechischen. Das Besie hierüber in einem Werke F. A. Biener's<sup>9)</sup>.

**DONATISTEN** ist der Name einer schismatischen Partei, welche sich im J. 311 zu Karthago bildete, und von dort aus über das römische Afrika verbreitete. Die Veranlassung zu dieser Kirchentrennung lag gegeben in einer streitigen Bischofswahl. Cäcilianus, Archidiaconus der Kirche zu Karthago, hatte unter dem Bischofe Mensurius, während der Diocletianischen Verfolgung, sich besonders eifrig gezeigt, einer schwärmerischen Partei entgegen zu wirken, welche sich dem Martyrium entgegen drängte, und durch ihre Handlungswelse die Erbitterung der Heiden steigerte. Nach dem Tode des Mensurius im J. 311 wurde er von der gemäßigten Partei zu dessen Nachfolger gewählt. Die strengere Partei aber versagte die Wahl aus dem zweifachen Grunde, weil sie ohne Zuziehung der numidischen Provinzialbischöfe sei vollzogen worden, und weil Cäcilianus die bischöfliche Weibe erhalten habe durch den Bischof Felix von Aptunga. Dieser aber habe während der Verfolgung die heil. Bücher seiner Kirche an die Heiden ausgeliefert, als ein solcher Auslieferer (traditor) sich durch die That selbst

von der Gemeinde ausgeschlossen, und daher auch die an die Gemeinde gebundenen Gaben des heil. Geistes nicht durch die Ordination auf einen Andern übertragen können. In Verbindung mit den numidischen Bischöfen, 70 an der Zahl, schloß nun diese Partei in einer Versammlung zu Karthago (311) auch den Cäcilianus aus der Kirchengemeinschaft aus, und wählte statt seiner den Lector Majorinus zum Bischof. Der einflussreichste unter den in dieser Versammlung gegenwärtigen Bischöfen war Donatus, Bischof von Casae nigrae in Numidien, und nach ihm erhielt die Partei selbst seitdem die Namen *pars Donati*, *Donatistae*, *Donatiani*. Die Bischöfe derselben brachten ihre Beschwerden wider Cäcilianus an den Kaiser Constantinus II. und erbaten sich von ihm Richter aus Gallien, um über die Streitsache zu erkennen. Constantinus übertrug die Untersuchung dem römischen Bischof Militades und seiner Synode, vor welcher sich zehn Bischöfe einer jeden der beiden Parteien zu Rom im April 313 zu stellen hatten. Diese römische Synode erklärte Cäcilian für unschuldig, und eine demnachst von dem Kaiser zu Karthago angeordnete gerichtliche Untersuchung ergab auch die Unschuld des Felix. Da aber die Partei des Donatus wider diese Entscheidungen Einspruch erhob, so ordnete der Kaiser eine nochmalige Untersuchung der ganzen Streitsache an, welche einer Synode zu Arelate (314, August) übergeben wurde. Auch diese Synode erkannte wider die Donatisten, indem sie, nach dem Canon (13): „für einen Traditor solle nur Derjenige gelten, welcher urkundlich überführt worden, die heil. Bücher oder Geräthe ausgeliefert zu haben“, den Felix freisprach und da sie selbst die durch einen Traditor vollzogene Ordination für gütlich zu halten gebot) jedenfalls den Cäcilianus für einen gebrüg geweihten Bischof erklärte. Aber auch bei diesem bischöflichen Ausspruch beruhten sich die Donatisten nicht, sondern appellirten an das Urtheil des Kaisers, welcher sich selbst darüber verurtheilte, wie doch Christen von dem Gerichte Gottes an das seine appelliren könnten<sup>1)</sup>. Indessen demnach er nun selbst beide Theile persönlich (zu Mailand, gegen Ende des J. 315) und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Anlagen der Donatisten wider Cäcilianus aus Verleumdung beruhten, befristete er denselben nicht nur, sondern gab auch (316) Befehle, daß die Versammlungsorte der Donatisten confiscirt, und ihre Kirchen ihnen genommen werden sollten. Als aber der Comes Ursinus und andere kaiserliche Befehlshaber in Afrika diese Befehle mit schonungsloser Härte vollzogen<sup>2)</sup>, kam es zum Aufstand und inneren Kriege, indem die Donatisten große Scharen berumstreifender, sich von Almosen nährenden Leute, Circumcelliones genannt, fanatisch aufreizten, daß sie als Streiter für die Sache Gottes (Agonistici) und heilige Krieger, deren Führer sich Persege der

4) Hefele, *Lehrbuch der Kirchengeschichte*. 1. Abt. S. 206. v. Th. S. 147. 5) Can. 14. D. 95. Vergl. Can. 15. eodem. 6) Diese Schrift ist streng abgeurtheilt, namentlich in der Sammlung des Matthias Flacius: *De translatione imperii Romani ad Germanos* (Basileae 1566). p. 265 sq. 7) Sie ist zu Wittenberg 1537 erschienen. 8) Münch, über die Schenkung Constantin's (Freiburg 1824). 9) Biener, *De canonum collectionibus ecclesiae Graecae* (Berolini 1827). p. 72 sq.

1) In dem kaiserlichen Ausgesuchen an die Bischöfe (bei *Da Pin*, p. 154) heißt es von ihnen u. A.: *Persequuntur secularia, relinquunt ecclesiam . . . iniquos ecclesiae indicium, non punaverunt postulantium* und dergl. 2) Vergl. besonders das merkwürdige Actenstück bei *Da Pin*, Monum. p. 190 seq.

Heiligen (*duces sanctorum*) nannten, den mit Kriegsmacht umherziehenden kaiserlichen Kirchenvereinigern Waffengewalt entgegenzusetzen und die Katholiken mit Raub und Plünderung heimzusuchen<sup>1)</sup>. Constantinus M. ermahnte die afrikanischen Bischöfe (in einem Rescript vom J. 317), gegen diese Ketziker nicht Unrecht mit Unrecht zu vergelten, sondern die Sache Gott zu überlassen, vor welchem, was man von diesen Menschen zu eriden habe, als Märtyrthum gelte. Auch hob er auf eine Bittschrift der Donatisten im J. 321 die Befehle wider sie auf, indem er ihre Buth dem göttlichen Richter anheimstellte und ihnen gestattete, nach freier Überzeugung zu handeln<sup>2)</sup>. In als die Donatisten sich der auf kaiserliche Kosten erbauten Kirche der Stadt Constantina bemächtigt hatten und deren Wiedererrichtung verweigerten, ging die Nachsicht des Kaisers gegen sie so weit, daß er dort eine neue Kirche aus Kosten des Fiscus (*sumtu fiscali*) erbauen ließ<sup>3)</sup>. Auch sein Nachfolger Constantius suchte anfänglich die Versöhnung der beiden Parteien durch Mittel der Milde zu bewirken. In dieser Absicht sandte er zwei Abgeordnete, Paulus und Marcarius, aus, welche den Armen in den Donatistischen Gemeinden Geld anboten, den Gemeinden selbst Kirchengeräthe schenkten und sie bei solchen Gnadenacten zur Union ermahnten. Als aber diese Commissarien zu Donatus, welcher im J. 316 auf Majorinus als Haupt der Partei zu Karthago folgte (daher Donatus Carthaginiensis, auch Donatus magnus, zum Unterschied von Donatus a Casis nigris, mit welchem man ihn nicht verwechseln darf, gekommen waren und ihre Absicht ihm eröffnet hatten, wies er sie mit Abscheu von sich unter den Worten: Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen? (*Quid est imperatori cum ecclesia?*) Die Gemeinden aber ermahnte er, die kaiserlichen Wahlbathen nicht anzunehmen<sup>4)</sup>. Über die Umtriebe dieser Commissarien entbrannte dann auch die Buth der Circumcellionen aufs Neue, und diese wilden Kanakiler gingen nun in ihren Freuden so weit, daß die Donatisten selbst auf politische Zwangsmaßregeln zu ihrer Unterdrückung angetragen haben saßen<sup>5)</sup>. Ungegründete Gerüchte, besonders das Gerücht, die kaiserlichen Commissarien führten Bildnisse des Kaisers mit sich, um sie auf die Altäre zu pflanzen<sup>6)</sup>, trugen dazu bei, ihre Buth zu heigern. So folgte nun im J. 348, 349 ein strenges Verfabren wider die Donatisten. Große Scharen ihrer Circumcellionen und einige ihrer Bischöfe, welche sich widersehten, als man ihnen die Kirchen gewaltsam entriß und sie zur Communion mit den Katholiken zwingen wollte, wurden niedergemetzelt und gelangten so bei den übrigen zu der Ehre des Märtyrthums; Andere, unter ihnen auch Donatus zu Karthago, wurden ergrißen und ins Exil verwiesen<sup>7)</sup>.

Erst der Kaiser Julianus verordnete (362) auf die Beschwerden der Donatisten, daß ihnen alles gesetzwidrig (*sine rescripto*) Entrissen wiederersattet werde, erlaubte ihnen reizigten Bischöfen die Rückkehr und ihren Gemeinden eine freie Religionsübung. Dadurch aber wurde neue Unruhe herbeigeführt; die Donatisten entrißten nun den Katholiken nicht allein die ihnen früher genommenen, sondern auch solche Kirchen, welche ihnen niemals angehört hatten, und weideten sie zum Gottesdienst in der Art von Neuem ein, als wären sie durch heidnischen Cultus profanirt worden; Unirte aber, welche sich ihnen wieder anzuschließen wünschten, unterwarfen sie derselben Buße, als hätten dieselben sich des Verbrechens der Apostasie schuldig gemacht<sup>8)</sup>. Ihr Haupt war damals Parmenianus, welchen sie, nachdem Donatus im Exil gestorben war, zum Bischofe von Karthago erwählt hatten, wo er aber seinen Sitz erst nach seiner Rückkehr aus dem Exil (362) einnehmen konnte. An ihn richtete Optatus, Bischof von Mileae (zwischen 365 und 370), das Werk des Schismas Donatistiarum, welches über die Geschichte des Schismas und die Streitpunkte der Parteien die vollständige Auskunft gibt<sup>9)</sup>. Unter den folgenden Kaisern vernimmt man von einzelnen Gewaltthaten der Befehlshaber wider die Donatisten, auch gab es Valentinianus (373) und Gratianus (377) Befehle wider die Wiederirrer, welche auf die Donatisten bezogen werden müssen<sup>10)</sup>. Rechttheiliger aber wurden der Partei die Streitigkeiten und Spaltungen, durch welche sie sich selbst trennte und zersplitterte. In Maximianien schieden sich die Rogatisten, welche ihren Namen von Rogatus, Bischof von Carthago, erhielten, unter der Regierung des Valentinianus und Valens von den wilden Circumcellionen, und hatten seitdem gleichfalls von der Buth derselben zu leiden. In Karthago trennten sich die Donatisten über ihren im J. 391 gewählten Bischof Primianus, welchen eine Faction Donatistischer Bischöfe, vorgeblich wegen disciplinärer Begehungen, auf einer Synode im J. 393 absetzte und seinen Ankläger Maximianus zu seinem Nachfolger ernannte. So bildeten sich die Donatistischen Parteien der Primianisten und Maximianisten<sup>11)</sup>. Katholischer Seits wurde den Donatisten die Rückkehr zur Kirchengemeinschaft zwar nicht erschwert; denn man nahm übertretende Donatistische Geistliche nach ihrem Rangverhältniß in den Klerus auf, wenn sie sich nur nicht der Wiedertaufe schuldig gemacht hatten, und die bei den Donatisten Getauften recipirte man unter Handauflegung ohne Wiederholung der Taufe. Erfolgriche Versuche aber zu einer Wiedervereinigung auf dem Wege friedlicher Verhandlungen gingen erst von Augustinus aus, welcher, seit er Presbyter zu Hippo regius geworden war (391), durch Schriften und Verhandlungen für diesen Zweck sich unaußsprechlich thätig zeigte, und wenigstens anfänglich gegen

5) Über diese Circumcellionen vergl. Optatus, *De Schism. Donatistarum*. Lib. III, 4. August. c. Cresconium. L. I, 28. 4) *De Pin.*, Monacum. p. 183, 189. 5) Vergl. das kaiserliche Rescript bei *De Pin.*, Monacum. p. 189, 190. 6) Optatus L. III, 8. 7) Optatus l. c. Cap. 4. 8) Optatus l. c. Cap. 12. 9) Optatus l. c. Cap. 12. und die Donatistischen Märtyreracten bei *De Pin.* l. c. p. 190 seq.

10) Vergl. die Bruchstücke aus dem Rescripte Julian's bei *De Pin.* l. c. p. 202, und Optatus l. c. L. II, 17, und L. VI, ganz. 11) Vergl. den Artikel Optatus. 12) *Codex Theodos.* L. XVI, Tit. 6, l. 2. 13) Vergl. die Kirchenscheide bei *De Pin.* l. c. p. 205—207.

den Gebrauch von Zwangsmitteln zur Herbeiführung der Union sich entschieden erklärte<sup>14)</sup>. Friedensunterhandlungen knüpfte er, seitdem er Bischof geworden war (393), mit einzelnen Donatistischen Bischöfen an (namentlich mit dem zu Hippo regius, Namens Proculianus, und mit dem zu Tibusricum, Fortunius genannt), doch erfolglos, da man sich mit ihm, wegen seines dialektischen Uebergewichts, in keine eigentliche Disputation einlassen wollte<sup>15)</sup>. Seit dem J. 400 behandelte er dann die einzelnen Streitpunkte in ausführlichen Tractaten. Den Grundsatz der Donatisten, daß die äußerliche Heiligkeit der Glieder das Merkmal der Kirche Christi sei, bestritt er im J. 400 in einem an Tychonius, einen gemäßigten Donatisten, wider einen Brief des Parmenianus gerichteten Sendschreiben<sup>16)</sup>. Noch in demselben Jahre gab er eine gründliche Unterfuchung des zweiten Streitpunktes von der Taufe, worin er zeigte, daß die Gültigkeit der Taufhandlung nicht von der sittlichen Beschaffenheit des Vollziehenden, sondern von der Anrufung der Trinität abhängt, unter welcher sie vollzogen werde, und daß eine solche Taufe nicht dürfte wiederholt werden<sup>17)</sup>. Die innern Streitigkeiten der Donatisten kamen ihm hier zu statten; denn da die Primianisten die Taufe der Maximianisten als eine zur Communion vollständige anerkannten, so widersprechen sie sich selbst, wenn sie nicht das gleiche Urtheil über die Taufe der Katholiker fällen; da in beiden Fällen die Taufe nach ihrer Meinung von Unheiligen vollzogen worden war. Denselben Streitpunkt hatte er bald darauf auch gegen Petilianus, Bischof von Constantina oder Girta in Numidien, den gewandtesten und beredtesten Schmalkalter der Donatisten, behauptet<sup>18)</sup>.

Nach diesen Fortsetzungen kamen umfassendere kirchliche Friedensunterhandlungen mit den Donatisten auf dem allgemeinen afrikanischen Concil zu Karthago vom J. 404 zur Sprache. Nach dem Vorschlage des Aurelius, Bischof von Karthago, wurde hier beliebt, daß die einzelnen Bischöfe, unter Beobachtung durch die bürgerlichen Obrigkeiten, sich mit den Donatisten über eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten verglichen, welche über die Mittel, wie der langjährigen Trennung ein Ende gemacht werden könne, sich in freundlichen Conferenzen beraten sollten<sup>19)</sup>. Die Donatisten aber zeigten sich abgeneigt in diese Vorschläge einzugehen, theils weil sie

auf der Einmischung der bürgerlichen Obrigkeiten, in deren Namen und Vollmachten, die Aufforderungen an sie gelangten, Veracht schätzten; theils aus einem wilden und blinden Parteigeiste, welcher ihnen eingab, es ziemte sich nicht, daß „die Ehre der Märtyrer mit den Nachkommen der Traitoren“ zusammenfämen; theils aus Furcht vor dem Fanatismus der Circumcellionen, welche die wenigen Donatistischen Bischöfe, die in diese Verhandlungen sich eingelassen hatten, mit grausamer Wuth überfielen und mißhandelten, wodurch denn die übrigen eingeschüchtert werden mußten. Die Wildheit dieser Fanatiker aber wurde noch mehr aufgereizt durch ein bitterfüßiges Schreiben des Augustinus an die Donatistischen Gemeinden (Ep. 76), worin ihre Ablehnung der Vergleichshandlungen ihnen als ein Mißtrauen in ihre eigene Sache gedeutet wurde. Gegen die Gewaltthatigkeiten der Circumcellionen suchte die nächste Synode zu Karthago (404) den Schutz des Kaisers Honorius nach und verband damit die Bitte, daß das Gesetz des Theodosius, welches alle kaiserlichen Befehlshaber, sammt den Besitzern der Häuser oder Grundstücke, wo kaiserliche Versammlungen gehalten würden, zu einer Geldbuße von zehn Pfund Goldes verurtheilte, in der Art erneuert werde, daß es auch auf diejenigen Keger Anwendung finde, über deren gewaltsame Angriffe man sich zu beklagen habe, das Gesetz aber, welches den Keger Leistenle zu errichten und Erbschaften einzuziehen unterlege, auf hartnäckige Donatisten, welche nicht aus freien Stücken der Union beitreten, ausdrücklich ausgedehnt, und die bürgerliche Obrigkeit zur Vollziehung dieser Gesetze angewiesen werde<sup>20)</sup>. Aber noch ehe diese Vorlesung an den Kaiser gelangte, hatte derselbe schon Strafgesetze erlassen, durch welche der Donatistische Klerus des Landes verwiesen, die übrigen Donatisten aber zu einer Geldbuße verurtheilt wurden<sup>21)</sup>, und am 22. Febr. 405 folgten auf ein Mal vier kaiserliche Edicte gegen die wiederträufersüchtigen Donatisten, welche ihre völlige Ausrottung beabsichtigten<sup>22)</sup>. Durch solche Gewaltmittel wurde die kirchliche Union zu Karthago so schnell bewirkt, daß eine Synode dabeist schon am 23. Aug. 405 dem Kaiser deshalb danken konnte, indem sie zugleich auf Vollziehung der Gesetze im übrigen Afrika drang<sup>23)</sup>, zu welchem Zwecke dann auch der Kaiser am 8. Dec. d. J. eine neue Verordnung erließ<sup>24)</sup>. Da nun auch in den Provinzen einzelne Gemeinden sich untrnten, decretirte das Concil zu Karthago im J. 407, daß die zugleich mit ihrem Bischöfe sich untrntenden Gemeindefürsorge, falls die Union noch vor dem Unionedict erfolgt sei, ihren Bischof behalten könnten, im entgegengegesetzten Fall aber

14) In zwei nicht mehr vorhandenen Büchern contra partem Donati vom J. 398. Vergl. Retract. L. I. Cap. 5. Schon im J. 393 hatte er einen alphabetischen Psalm wider die Donatisten und ein verloren gegangenes Buch, contra Epistolam Donati, geschrieben. Seine sämtlichen, das Donatistische Schema betreffenden Schriften und Verhandlungen in seinen Opp. ed. Bened. T. IX. 15) Augustinus Opp. 23, 83—85, 45, 44, 52 in Opp. ed. Bened. T. II. 16) Contra Epistolam Parmeniani ad Tychonius.

17) De baptismo contra Donatistas, Lib. VII. Doch jedoch nicht alle Donatisten auf die Wiedertaufe der Katholiken, als Bedingung ihrer Einlösung zur Communion, bestanden, geht aus Augustinus Ep. 95, 45 hervor. 18) Contra litteras Petilianii Donatistae, Lib. III., vom J. 401. 19) Vergl. die Conciliacta vom 23. Aug. und 13. Sept. 405 bei Du Pin, Monument, p. 212, 213.

20) Vergl. die Instruktion für die beiden Commissarien, welche die Synode an Honorius sandte, bei Du Pin, Monument, p. 214, und damit die Verträge des Augustinus (Opp. 93, 185) über die Verhandlungen der Synode. 21) August. Cap. 185. 22) Cod. Theod. L. XVI. Tit. 5, l. 34. Tit. 6, l. 3—5, alle vier von demselben Tage, und in einem andern Gesetze (Tit. 11, l. 2) zusammengefaßt unter dem Namen des Untrntedict (Edictum de unitate). 23) Du Pin l. c. p. 219. 24) Cod. Theod. L. XVI. Tit. 5, l. 39.



zu dem Sprengel zu schlagen seien, zu welchem sie früher gehörten<sup>25)</sup>. Inzwischen wurden die kaiserlichen Unionsedikte wiederholt eingeschickt und ein Duldungsgesetz, welches die Donatisten im J. 410 zu erlangen gewünscht hatten, wurde auf Antrag einer Synode zu Karthago schon nach zwei Monaten zurückgegeben<sup>26)</sup>.

Augustinus aber fuhr unermüdet fort, die Donatisten ihres Irrthums zu überführen. Doch hat sich von mehreren Schriften der Art, welche er aus diesen Jahren selbst aufzählt<sup>27)</sup>, nur eine vom J. 406 erhalten, worin Cresconius, ein Donatistischer Grammatiker, welcher die Sache des Petilianus gegen Augustinus zu führen gewagt hatte, zurechtgewiesen wird<sup>28)</sup>. Um Erneuerung der Austrottungsgesetze wider die Ketzer, welche nach Ciriaco's Tode (408) ihre Kraft verloren hatten, hatte er selbst nachgedacht; als sie aber erfolgt war, verwandte er sich mit scheinbarer Milde bei dem Proconsul Africa's, Donatus, damit bei Vollziehung dieser Gesetze des Blutes gespart und wenigstens die Lebensstrafe möglichst vermieden würde<sup>29)</sup>. Den meisten Erfolg aber glaubte die afrikanische Kirche von einer, vorgeblich auch von den Donatisten gewünschten, allgemeinen Zusammenkunft aller Bischöfe beider Theile erwarten zu dürfen, zumal wenn ein kaiserlicher Befehl die Donatisten nöthigte, bei der Verhandlung zu erscheinen. Auf das Geluch der deshalb abgeordneten Bischöfe ging auch Honorius sofort ein, und bestimmte durch ein Edict vom 12. Oct. 410, daß eine solche Zusammenkunft zu Karthago nach viermonatlicher Frist, vom Anfange des Februar gerechnet, gehalten werden solle. Die Donatisten seien drei Mal vorzuladen, erscheinen sie aber nach abgelaufenen Fristen dennoch nicht, so müsse ihr Ausbleiben als ein Zeichen gelten, daß sie die Verteidigung ihrer Sache aufgegeben hätten, und solche Gemeinden seien alsdann zur Union zu zwingen. Den Donatisten dagegen, welche Bereitschaft zeigten sich einzufinden, seien einzuweisen ihre Kirchen zurückzugeben. Endlich wurde ein kaiserlicher Commissarius, Flavius Marcellinus, mit der Beaufichtigung der Versammlung beauftragt. So saßen sich dann die Donatisten wohl genötigt, der Aufforderung Folge zu leisten, und als die Versammlung am 1. Juni 411 zu Karthago eröffnet wurde, zählte man in derselben 286 katholische und 279 Donatistische Bischöfe, aus welchen von jedem Theile sieben zu Vorsitzern erwählt wurden. Nach einer dreitägigen Verhandlung dieser Vorsitzenden erklärte der kaiserliche Commissarius die Donatisten für überwinden, und da sie dessen ungeachtet bei ihrer Meinung blieben, erließ er ein Mandat, worin decretirt wurde, daß wider die nichtumirten Donatisten die Gesetze wiederum in volle Geltung treten, auch die einstweilen ihren zurückgestellten Kirchen wieder zu nehmen seien<sup>30)</sup>, worauf dann auch der Kaiser seine Strafgesetze

erneuerte und immer mehr schärfte. Indessen beharrte die Mehrzahl der Donatisten, trotz aller Schreckmittel, bei ihrem Absehn gegen die Union, und stellte den Vollziehern der Gesetze eine Entschlossenheit entgegen, welche ihnen den Muth benahm. So drohet Sacerdotius, Bischof von Thimugade, dem kaiserlichen Tribun Dulcitius, als derselbe ihm seine Kirche zu nehmen Anstalt machte: er werde sich in diesem Falle mit der ganzen Gemeinde selbst in der Kirche verbrennen. Augustinus, welcher vor Kurzem erwiesen hatte, daß die Züchtigung der Donatisten durch bürgerliche Vertilgungsgesetze ihnen selbst und der Kirche Christi zum Heile gereiche<sup>31)</sup>, zeigte nun, in einer auf Veranlassung des Ciriacius abgefaßten Schrift wider Sacerdotius<sup>32)</sup>, daß der Selbstmord in allen Fällen, selbst unter Verfolgungen und um die Verfolger einzuschüchtern, durch das Evangelium untersagt werde. Auf die Donatisten aber, scheinen diese Vorstellungen ebenso wenig Eindruck gemacht zu haben, als die erfolglosen Verhandlungen, durch welche er um dieselbe Zeit einen ihrer bedeutendsten Lehrer, Emeritus, Bischof von Gafarea in Mauritien, in die katholische Einheit zurückzuführen sich bemühte<sup>33)</sup>. Denn eben zu Gafarea findet man Spuren von der Fortdauer des Schisma noch im J. 440 vor<sup>34)</sup>. Die kaiserlichen Strafgesetze wurden von Theodosius II. im J. 428 noch ein Mal eingeschärft<sup>35)</sup>, konnten aber um so weniger Erfolg haben, da schon im Jahre darauf mit dem Einbruch der Vandalen in Afrika die kaiserliche Herrschaft zugleich mit der der katholischen Kirche daselbst aufhörte. So erhielten sich diese Separatisten nicht allein, sondern ihr fanatischer Geist fand auch neue Nahrung durch die Verfolgungen, welche die Arianischen Vandalen über die Bekenner der Dreieinigkeit verjagten. Daher kann es nicht befremden, daß sie, nach den Klagen zu urtheilen, welche Gregorius M. in seinen Briefen erhebt<sup>36)</sup>, gegen Aus-

landschrift, worin aber ein Theil der Verhandlungen des dritten Tages fehlt, bekannt machte, hat Du Pin l. c. p. 225—225 ausgenommen und auf sie bei *Frans Baldini Hist. Carthagenensis collationis* (Paris 1566) p. 537 seq. folgen lassen. Des Augustinus Auszug aus jenen Acten, *Breviculus collationis contra Donatistas*, steht in f. Opp. ed. Bened. T. IX. p. 571 seqq.

31) Ep. 185. a. de correctione Donatistarum liber. 32) Contra Gaudenium libri duo, geschrieben zwischen 418 und 420, 385 August. De gestis cum Emerito Caesaris in Mauritien Donatistarum Episcopo. Opp. T. IX, 425 und Sermo ad Caesarionem Ecdocium plebem Emeriti praesente habitus, ebend. p. 419 seqq. Bergr. Retract. l. II. c. 45. Possidii Vita Augustini. c. 14. 34) Leonis M. Ep. l. 309 Cod. Theod. l. 65. de Haereticis. 35) Bergr. l. II. Ep. 33 (vom J. 591): didicimus Donatistarum haereticum pro peccatis nostris quodam dilatori, et valde plures — post Catholicum baptismum a Donatistis de novo baptizari. l. III. Ep. 32 (vom J. 594): in illis partibus (Africa) ita Donatistarum crevit audacia, et non solum de suis ecclesiis auctoritate pestiferi eliciant fidei Catholicos sacerdotes, sed hos quoque vera confessione aqua regenerationis abluunt, rebaptizant non mutant. l. V. Ep. 86 (vom J. 596): ad nos pervenit, quia — Catholici homines et religiosi, quod est detestari, filios manducare nos, et alios quos in potestate habent, in Donatistarum haereticos baptizari consentiunt.

25) Du Pin l. c. p. 220. 26) Du Pin l. c. p. 222. 27) Retract. l. II. c. 27—29. 28) Contra Cresconium Grammaticum, Lib. IV. 29) Ep. 97 ad Olympium, Bergr. wie Ep. 100 ad Donatum. 30) Die sehr vollständigen Acten dieser Verhandlung: *Acta Collationis, habita Carthagine, inter Catholicos et Donatistas*, welche Steph. Baluze aus einer

gang des 6. Jahrhunderts sich wieder bis zum Übergang über die Katholiken in Afrika verstärkt hatten, und sich erst dann aus der Geschichte verloren, als das selbst mit der Eroberung durch die Araber, der Islam aus den Trümmern der christlichen Kirche gegründet wurde.

Eine allgemeine und bleibende Wichtigkeit gewinnt das Donatistische Schema durch die Streitfragen, welche es zuerst anregte, und die unglückliche Vermischung des Weltlichen mit dem Kirchlichen, welche es herbeiführte. Die wichtigen Streitfragen nämlich über das Wesen der Kirche Christi, über das Merkmal der Heiligkeit insbesondere, welches in demselben gegeben liege, über die Bedingungen, unter welchen die kirchlichen Sacramente wirksam sind, die unsichtbare Gnade zu erteilen; die einflussreichen Unterscheidungen einer sichtbaren und unsichtbaren, einer äußerlichen und innerlichen Kirche; endlich die Hauptfragen über das Verhältnis der Kirche zum Staat und das Verhalten des Christen, wenn die bürgerlichen Gesetze mit seinen religiösen Überzeugungen in Widerspruch geräthen, wurden in dieser langwierigen Kirchenspaltung von den verschiedensten Seiten aufs Erbitterteste und mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt, welche die Herstellung des Friedens und der Einheit unmöglich machte. Die Grundsätze der Donatisten: Notorische Sünder und Verräther gehören nicht mehr zur Kirche Christi, und die Gemeinde, welche sie in sich duldet, trennt sich mit ihnen zugleich vom Reibe des Herrn. In einer solchen Gemeinde kann der heil. Geist nicht mehr wirken und seine Gaben durch die Sacramente ausströmen; alle von ihr vollzogene sacramentale Handlungen sind demnach leere äußerliche Acte, durch welche keine unsichtbaren Gnaden und Gaben des heil. Geistes mitgetheilt werden. Wer die Taufe in ihr empfangen hat, ist bloß körperlich abgewaschen, nicht geistig gereinigt von den Sünden. Er hat also auch die Vergebung der Sünden noch nicht erlangt, und kann derselben erst alsdann theilhaftig werden, wenn er die wirkliche christliche Taufe, deren er noch ermangelte, in einer Gemeinde empfängt, welche in dem wirklichen Besitze der Geistesgaben geblieben und derselben nicht durch Gemeinschaft mit den Sündern veräußert gegangen ist — diese Grundsätze mußten, sobald man ihre Verteidiger zwingen wollte, in eine Gemeinschaft einzutreten, welche sie für eine Gemeinschaft der Sünder harnadig erklärten, notwendig jenen wilden Fanatismus hervorruft, welcher die Donatisten bis zu den äußersten Grenzen forttrieb. Allerdings hatten sie selbst zuerst ihren kirchlichen Streit sehr unterformen vor das weltliche Oberhaupt zu Entscheidung gebracht und durften sich nun auch von Rechts wegen nicht darüber beschweren, wenn dieses die ihm zu Gebote stehenden weltlichen Zwangsmittel in Anwendung brachte, um seiner Entscheidung Anerkennung zu verschaffen. Aber wenn andererseits die katholische Kirche und ihr Wortführer Augustinus diese weltlichen Zwangsmittel billigte und förderte; so bedachte sie nicht, welchen Gefahren sie sich aussetzte, indem sie dem Regenten Waffen in die Hände lieferte, welche er ebenso wohl zu ihrem

eigenen Verderben, als zu dem der Häretiker führen konnte, je nach dem einseitigen Urtheile, welches er über die wahre Kirche Christi und die Schismatiker sich selbst gebildet hatte. Intem daher die Katholiken den von Augustinus wider die Donatisten geltend gemachten, aus den Worten *ἀνάστασις ἐκείνη* (Luc. 14, 23) künstlich abgeleiteten Grundsatz: *Cogo in arce in Ecclesiam* festhielten, hatten sie auch überflüssig kein Recht sich zu beklagen, wenn die dem Arianismus ergebenen Könige der Bandolen, nach eben diesem Grundsatz wider sie verfabrend, die schärfsten und grausamsten Zwangsmittel aufboten, um die Verwerder der Dreieinigkeit in die nach ihrem Urtheile allein wahrhaftige Gemeinde des Herrn hinein zu nötigen, welche in Christo das erste unter den Geschöpfen des Allworts anzuerkennen gebot. Dem Regimen und weltlichen Machtthronen endlich hält die Geschichte dieser unglücklichen Kirchentrennung einen Spiegel vor, in welchem sie klar und deutlich schauen können, welche Verwüstungen im Staat und in der Kirche entstehen, wenn die Wiedervereinigung getrennter Kirchen, durch die Mittel eines offensibaren oder verdeckten Zwanges und durch Unionsedikte, wie sie Honorius erließ, bewirkt werden soll<sup>27)</sup>.

(v. Coelln.)

**DONATIVUM**, wurde ein Geldgeschenk genannt, welches die römischen Kaiser unter ihre Soldaten theilen ließen, um sich ihrer Anhänglichkeit und Treue zu versichern. Es ist wohl zu unterscheiden sowohl von dem Congiarium, als auch von dem praedae nomine oder de praeda, nach einem Triumphtheiltheilung des Geldgeschenke, wenn man auch beide ihrer Natur nach ebenso gut, wie jenes, Donativum nennen könnte.

Das Congiarium war ein Geschenk an das Volk (plebs), welches ursprünglich in Di (Liv. XXV, 2), auch in Wein, Korn, Fleisch (Plin. Hist. Nat. XIV, 17. XVIII, 4), Salz (Plin. Hist. Nat. XXXI, 41; daher salarium) bestand und von dem dabei gewöhnlichen Rasse (Congius, s. d. Art.) den Namen erhalten hat, später aber meistens theils in Geld ausgebezahlt wurde. Derartige Geschenke waren schon sehr früh, zu den Zeiten der Könige, wie in den blühendsten Zeiten der römischen Republik, vorgekommen (s. Liv. und Plin. l. c.); allein bei weitem häufiger wurden sie in der Kaiserzeit. Eine Aufzählung der von den verschiedenen Kaisern dem Volk er-

27) Quellen für die Geschichte des Donatismus sind theils die angeführten Schriften des Epianus, Augustinus und Hieronymus, theils öffentliche Urkunden, Acten und Decrete der Concilien, kaiserliche Weisungen und Auszierungen. Die Monumenta vetera ad Donatistarum historiam pertinentia, welche Ludw. Ellies Du Pin als Anhang seiner Ausgabe des Optatus (Antwerp. 1702 F. 4. p. 143 seqq.) beigefügt hat, enthalten die vollständigste Sammlung dieser öffentlichen Entschlüsse. (Hilfsmittel: Thom. Ittig, Hist. schismatis Donatist. in Append. dissertationis de Haeresi arianae veli apostolicae (Lips. 1696. 4.) p. 241—400, Falcianus, De schismate Donatistarum. Dissert. in Ezech. edit. Rendingii, p. 775. Historia Donatistarum ex Notis in scholis excerptis in Henr. Noriaii Opp. T. IV. Balch, Kirchengeschichte. 4. Bd. S. 1—358. C. d. 1828, Kirchengeschichte. V. 235—312. VI. 264—275. XI. 354—480. Knebler. 2. Bd. S. 1. Abth. C. 357—453.

theilten Congiarien, hauptsächlich nach Münzen, hat der ältere Bailant in der *Histoire de l'Acad. des Inscriptions*, Tom. IV. p. 198 sq. aufzustellen versucht. Cäsar gab ein einziges Congiarium; allein es war auch, nach Sueton (*Caes.* 38), sehr ansehnlich, indem jeder Bürger außer 10 Scheffeln Getreide und ebenso viel Pfund Öl noch 400 Sesterzien an Geld erhielt. Augustus theilte dem Volke sieben Congiarien aus von verschiedenem Werthe, 400, 300, manchmal auch 250 Sesterzien (*Suet.* Octav. 41; vergl. *Marmor Ancyranum*). Tiberius war während einer 23jährigen Regierung nur zwei Mal gegen das Volk freigiebig (*Suet.* Tib. 48); ebenso Caligula (*Suet.* Calig. 17). Claudius theilte öfter (saepius) Congiarien aus (*Suet.* Claud. 21). Unter Nero wurde die Auftheilung derselben zuerst auf den Münzen, und zwar Anfangs bloß auf den medallentartigen, bemerkt. Man sieht auf diesen meistens den Kaiser auf einer erhabenen Bühne (suggestus) sitzend, neben ihm, aber auf einer niedrigeren Bühne, eine ebenfalls sitzende Person in der toga, gegenüber einem Mann mit einer tessera; ein Bürger steigt die Stufen<sup>1)</sup> hinauf, um die Geschenke des Kaisers in Empfang zu nehmen. Auf den Münzen späterer Kaiser (seit Hadrianus) werden die Congiarien meistens mit dem Worte Liberalitas bezeichnet. Es würde zu weit führen, hier ein Verzeichniß aller der Congiarien zu geben, wie es Bailant a. a. O. aufgestellt hat. Nur die Bemerkung mag hier noch Platz finden, daß Quintilianus, der Bruder des Claudius Gothicus, der letzte Kaiser ist, auf dessen Münzen man die Aufschrift Liberalitas ang. findet. Ob aber die Congiarien nach seiner Regierung aufhören, oder ob sie nur nicht mehr auf den Münzen bemerkt worden sind, diese Frage ist bis jetzt noch nicht gelöst worden.

Nicht bloß eine Sache der Freigebigkeit, sondern gleichsam eine gerechte Forderung, welche die Soldaten machen konnten, war das Geschenk, welches den Soldaten nach einem Triumphe von ihren Imperatoren ausgetheilt wurde. Es waren dies die Prisenfelder (do praeda, praedae nomine) der Alten. Daß dieselben nach Verhältnis der Beute, der Anzahl der Soldaten und namentlich nach der Freigebigkeit der Feldherren, die mit dem zunehmenden Lurus immer mehr stieg, verschieden waren, ist wol natürlich. Livius hat uns einige Angaben darüber aufbewahrt, aus denen ich folgende heraushebe. Bei dem Triumphe des Scipio Africanus erhielt jeder Soldat 40 As (*Liv.* XXX, 45); als Gn. Cornelius über die Insubrer und Genomanen triumphirte, erhielten die Soldaten 70 As; ebenso viel theilte M. Minucius bei seinem Triumphe über die Eburier, Boier und Gallier an seinen Feldsoldaten aus (*Liv.* XXXIII, 23). Als L. Quinctius Flamininus über Makedonien triumphirte, theilte er seinen Soldaten 250 As aus, der Cn. Marcius erhielt das Doppelte, der Ritter das Dreifache, wie es überhaupt gewöhnlich der Fall war (*Liv.* XXXIV, 52).

Amintius Pauslus gab bei seinem Triumphe über die ligurischen Ingauner den Soldaten 300 As (*Liv.* XL, 34); ebenso viel L. Fulvius Flaccus bei seinem ligurischen Triumphe (*Liv.* XL, 50). Schon einige Jahre früher hatte P. Cornelius Scipio, als er über die Boier triumphirte, den Soldaten, welche dem Wagen folgten, 325 As (*Liv.* XXXVII, 40), M. Fulvius Nobilior bei dem Triumphe über die Aetoler und Cephalenier 25 Denare (*Liv.* XXXIX, 5) und L. Cornelius Scipio Asiaticus bei dem syrischen Triumphe sogar außer dieser Summe noch einen doppelten Sold ausgezahlt (*Liv.* XXXVII, 59). Bei dem Triumphe des P. Anicius über die Ägypter kamen auf jeden Soldaten 45 Denare (*Liv.* XLV, 43). Die Soldaten des M. Fulvius Flaccus erhielten nach seinem spanischen Feldzuge 50 Denare und einen doppelten Sold (*Liv.* XL, 43) und bei dem Triumphe des Cn. Octavius über König Perseus erhielten die Bundesgenossen der Flotte je 75 Denare, ein jeder Steuermann das Doppelte, ein Schiffsführer (magister navis) das Vierfache (*Liv.* XLV, 32). Man sieht aus diesen Beispielen, wie schnell die Beutegeteiler fliegen, und man darf sich daher nicht wundern, wenn man liest, daß Julius Cäsar bei seinem dreifachen Triumphe seinen alten Soldaten (veteranis legionibus) 20,000, den Reuten 40,000 Sesterzien ansetzte, nachdem er bei dem Anfange der Bürgerkriege schon jedem 2000 Sesterzien gegeben hatte. (*Suet.* Caes. 38; vergl. *Cassiod.* ad h. l.)

Man kann wol nicht bezweifeln, daß der Ursprung des eigentlichen Donativs, welches die Parteihäupter in den Bürgerkriegen zuerst an ihre Soldaten vertheilten, um sich ihrer Truppe zu versichern (das erste Beispiel scheint das von Cäsar oben angeführte zu sein), theils aus den Vertheilungen der Beutegeteiler hervorgegangen sei, theils mit den Congiarien in gewisser Beziehung zusammenhänge. Zu der ersten Classe können wir alle frühern Donative rechnen, so die des Brutus und Cassius (nach Appian 1500 Drachmen für den Gemeinen, das Fünffache für den Centurio, nach Verhältnis für den Tribunen), des M. Antonius (nach Plutarch und Appian 5000 Drachmen, d. i. 20,000 Sesterzien, dem Gemeinen, das Fünffache dem Centurio, das Sechsfache dem Tribunen); dann noch manche einzelne Fälle, z. B. das Donativ von je 100 Denaren, welches Caligula bei seinem lächerlichen Zuge an die Meerestüste gab, wie Sueton (*Calig.* 46) sich ausdrückt, alle frühern Beispiele von Freigebigkeit überschreitend u. s. w. Mit den Congiarien aber fanden fast alle die spätern Donative in Verbindung, die daher auch manchmal, selbst von Cicero (ad Att. XVI. ep. 8; vergl. auch *Curt.* VI, 2) Congiaria genannt werden. Ohne ein Donativum für die Soldaten wurde nicht leicht ein Congiarium dem Volk ausgegetheilt. Daher finden wir beide Arten von Geschenken bei Tacitus (*Annal.* XII, 41; XIV, 11), Suetonius (*Nor.* 7), Plinius dem Jüngern (*Paneg.* XXV, 41) u. s. w. zusammen genannt, und daher war die Zahl der von den verschiedenen Kaisern ausgetheilten Donative der Zahl der Congiarien fast immer gleich<sup>2)</sup>.

1) Diese Stufen (gradus, daher pennis gradibus) waren bei den Congiarien immer vorhanden, um die Beuteheubenden vor dem Volk auszuzeichnen. *C. Lys.* Kleid. Tab. I. Cap. 8. *Spanh.* De us et praest. numism. II. p. 531.

*Z. Gesch. d. M. u. R. Dritte Section. XXVII.*

2) Richtig war dies auch der Grund, weshalb man auf

Die Donative betragen für den einzelnen Soldaten gewöhnlich drei Goldstücke (75 Denare. Capitol. Clod. Alb. 2; *Lampr.* Heliogab. 26); jedoch waren sie bei außerordentlichen Gelegenheiten bei Weitem größer. Nach dem Tode des Antoninus Pius gab J. B. R. Aurelius und P. Verus den Soldaten 20,000 Sesterzien (Capitol. vit. M. Aurel. Ant. Philos. c. 7); Divus Iulianus erkaufte sich den Thron durch ein Donativ von 25,000 Sesterzien, das er sogar auf 30,000 Sesterzien erhöhte (Spart. Did. Jul. c. 3). Es ist indessen wohl zu beachten, daß diese beiden Donative sich nur auf die Prätorianer, nicht, wie die übrigen weit geringern Donative, auf das ganze Heer erstreckten.

Die Donative wurden nach und nach so gewöhnlich, daß sie sogar stipendia genannt wurden (so von Commodus bei Capitol. vit. Maximi et Balb. 12; Capitol. Maximus 18); ja daß umgekehrt das stipendium bei Vegetius auch donativum heißt. Procopius (Anecd. p. 108) berichtet uns, daß der Kaiser nach alter Sitte alle fünf Jahre dem Heer eine gewisse Geldsumme habe auszahlen lassen, und daß deshalb alle fünf Jahre im ganzen Reich Feste umhergesandt worden seien, welche jedem Soldaten fünf Goldstaten ausgezahlt hätten. Während Justinian's Regierung unterließ dies gänzlich; es leidet kein Zweifel, daß während der nachfolgenden, zum Theil sehr schwachen Regierungen eine für die Soldaten so lucrative Einrichtung wieder in das Leben getreten sei. (C. L. Grotefend.)

**DONATO**, 1) Franz, aus einer der vornehmsten Familien in Venedig, wurde, nachdem er bereits mehrere hohe Staatsämter bekleidet und darin durch seine Besonnenheit und Einsicht sich allgemeine Achtung erworben hatte, am 22. November 1546 einstimmig zum Dogen erwählt. Er war in der Reihe der Dogen von Venedig der 79. Seinen milden, gemäßigten Bestimmungen, die er doch mit soviel Klugheit als Kraft geltend zu machen wußte, verband die Republik die Erhaltung des Friedens während seiner Amtsführung, obgleich sie von dem Kaiser, von dem Papste, von Frankreich und von den teuffchen Fürsten dringend zur Theilnahme an deren Kriegen aufgefordert wurde. Ebenso wurden die wiederholt gemachten Anträge des Papstes und des Kaisers, feindselig gegen die Protestanten zu verfahren und ihre Handelswaaren mit Beschlag zu legen, beharrlich abgelehnt. Um aber nicht wider ihren Willen in einen Krieg verwickelt zu werden, vermehrte auf Donato's Antrag die Republik ihre Streitkräfte zu Land und Meer, daher denn auch weder der Kaiser noch Frankreich es wagten, bei ihren Kriegen das Gebiet Venedigs zu verletzen, und selbst der furchtbare Sultan Soliman gern in die Aufrechterhaltung des Friedens willigte. Während der Regierung dieses Dogen, und durch seine kluge Staatskunst bewirkt, herrschte in Venedig eine goldene Zeit. Die mächtigsten europäischen Monarchen bewarben sich um

die Freundschaft der Republik; der Handel und die Schifffahrt blühten; die großen Reichthümer, die dadurch gewonnen wurden, verwandten die Nobili auf Begünstigung der Wissenschaften und Künste. Ihnen ging darin der Doge voran, auf dessen Betrieb von Jakob Pansevinio der St. Marcuspalaß großentheils, die Bibliothek und die Münze völlig neu erbaut wurden. Franz Donato starb den 13. Mai 1553. Er hatte so musterhaft seinen Beruf erfüllt, daß die Correctoren, die gesetzlich gleich nach dem Ableben eines Dogen dessen Benehmen untersuchen und begangene Pflichtwidrigkeiten rügen mußten, nichts gegen seine Amtsführung zu erinnern fanden').

2) Leonhard, der 90. Doge von Venedig, wurde den 10. Januar 1606 gewählt. Er zeichnete sich durch Rechtschaffenheit, tiefe gelehrte Kenntnisse, große Erfahrung, Gewandtheit in Staatsangelegenheiten und hinreißende Berieseltheit aus, und hat der Republik durch seine glänzenden Eigenschaften die herrlichsten Dienste geleistet. Erwor er zu der höchsten Würde des Staats gelangte, verwaltete er mehrere bedeutende Ämter und übernahm verschiedene wichtige Gefandtschaften, bei denen meistens ein glücklicher Erfolg seine Tüchtigkeit bewies. Nach Spanien wurde er im J. 1572 gesandt, um eine Erneuerung des Bündnisses gegen die Türken zu bewirken. Darauf ward er im J. 1579 beauftragt, die Grenze zwischen dem venetianischen und österreichischen Gebiete feststellen zu lassen. Im J. 1581 ging er nach Rom, um den zwischen Paph Gregor XIII. und der Republik wegen des Patriarchen von Aquileja entstandenen Zwist beizulegen. An den türkischen Sultan Mahomed übernahm er eine Gefandtschaft, und zwei Mal ging er als Botschafter nach Paris zu König Heinrich IV. Ganz besonders nützlich wurde er seinem Vaterland in den heftigen und gefährlichen noch vor seiner Wahl ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem römischen Hofe, die während des größten Theils seiner Regierung seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Den Anlaß dazu gab der jankfuchige Paph Paul V., der durch die ungebührlichen Annäherungen des Senats von Venedig zu den strengsten Maßregeln zur Behauptung seiner Rechte nöthigte. Den Geistlichen wurde die Erwerbung von Grundstücken und der Neubau von Kirchen und Klöstern untersagt und die von den geistlichen Behörden ungehört geliebten lasterhaften Priester vor Gericht gezogen. Der Paph grüßte darüber in den heftigsten Zorn, und erließ harte Drohungen gegen die Republik, wodurch viele Senatoren geschreckt wurden und zum Nachgeben riefen. Jetzt leistete aber die große Erfahrung und der Muth des Donato dem Staat ausgezeichnete Dienste. Er hatte bereits sieben Mal den Gefandtschaftsposfen in Rom bekleidet, kannte das Wesen der Curie ganz genau, und benutzte den Senat, durch bringende Vorstellungen fest auf seinem Rechte zu bestehen. Nachdem Donato noch zum achten Mal eine Gefandtschaft nach Rom übernommen hatte, wurde

den Münzen der römischen Kaiser seit Hadrian die allgemeinere Bezeichnung, Liberalitas, der früher ültigen, Conglarium, vorgegeben sind.

1) J. F. de Wret, Staatsgeschichte der Republik Venedig. 2. Thl. 2. Abthl. S. 1260—1276.

er, als grade der Zwist am heftigsten wüthete, zum Dogen erwählt. Bald darauf belegte der Papst den Dogen und den Senat von Venedig mit dem Bann, und bot zugleich alle Mittel auf, um die Birkung desselben recht sichtbar zu machen. Zu dem Zwecke suchte er die venetianische Regierung bei allen europäischen Höfen als legerlich und kirchenräuberisch darzustellen, doch seine gewandten Gegner arbeiteten ihm so geschickt entgegen, daß er mit Ausnahme des spanischen Hofes überall seine Absicht verscheit. Donato und einige ihm gleichgesinnte Senatoren wußten den Unwillen des Senats, der in seinem Zorne zu den heftigsten Maßregeln schreiten wollte, zu zügeln, verhinderten ihn, Gewaltstritte, die ihn um die öffentliche Meinung hätten bringen können, zu thun, und begegneten mit Festigkeit und Würde der unbefonnenen Wuth Paul's. Sie zogen die berühmten Rechtsgelehrten, Erasmus Grayiani, Marcus Antonius Pellegrini, Antonius Ortelio und Joachim Scaini zu Rathe, nahmen den gelehrten Erbkämmerer Paul Carpi in ihre Dienste und ließen Gutachten über ihren Streit von den berühmtesten Rechtslehrern in Italien, Frankreich und Frankreich abfassen. Der geistvolle Paul Carpi erwieß ihr Recht und des Papstes Unrecht so klar, daß der Bann fast ihnen zu schaden, nur der Curie Nachtheil brachte. Dieser Streit, in den sich demnächst alle europäischen Höfe mischten, endigte durch Frankreichs Vermittelung nicht ohne große Demüthigung des Papstes. Den glücklichen Ausgang desselben dankt Venedig der gewandten Dialektik des Paul Carpi und des Fulgentius Riccio, dem Feuerfeind des Senators Dominikus Molino, vornehmlich aber auch der Staatsklugheit des Dogen Donato, der die Künste des römischen Hofes genau kannte und ihnen zu befehlen wußte. Ein zweiter Streit mit dem Papst im J. 1609 wegen Befestigung einer Abtei endigte ebenso ehrenvoll für die Republik. Außer allem Zweifel ist es, daß Donato's Denkungsart und Handlungsweise viel zu der glücklichen Wendung dieser Angelegenheiten beitrug. Er war ein wissenschaftlich gebildeter, heilwunder Mann, stand mit den Protestanten in freundschaftlichen Verbindungen, und war ihren Lehren so geneigt, daß er sich selbst vielen ihm gleich denkenden Senatoren wahrnehmlich öffentlich dazu bekannt haben würde, wenn ihn die Besorgnis von einem Aufstande des Volks nicht davon abgehalten hätte. Diese Vorliebe der Volkshäupter Venedigs für den Protestantismus war wol auch der Grund der freundschaftlichen Beziehungen der Republik mit England, Holland und Heinrich IV. von Frankreich. Auf diese Verbindung gestützt, schlug die Republik den Spaniern 1610 den Durchmarsch durch ihr Gebiet ab, und achtete der Drohungen dieser Macht nicht. Obgleich Venedig während der Regierung dieses Dogen in vielfache Streitigkeiten verwickelt war, so gelang es ihm doch, den Frieden zu erhalten, wiewol bei dem Zwiste mit dem Papste, da dieser mit Spanien im Bunde stand, kostspielige Rüstungen gemacht werden mußten. Leonard Donato bewies bei jeder Gelegenheit einen großen Eifer für das Wohl der Republik, und trat mit vieler Kraft gegen diejenigen auf, die andere

Grundsätze hegten. Bei einem heftigen Streite der Art, wegen eines Bündnisses mit Frankreich gegen Spanien, in der Sitzung des großen Rathes, erbieth er sich so sehr, daß er am 5. Juli 1612 im 76. Jahre seines Alters vom Schlag getroffen, plötzlich starb. Ihm folgte der Ruhm, daß er einer der weisesten Fürsten gewesen, ins Grab<sup>2)</sup>.

3) Nikolaus, der 93. Doge, ein Sohn des vorigen, der bei seines Vaters Leben sich für die spanische Partei erklärte. Er wurde im J. 1618 gewählt, überlebte die Wahl aber nur drei Wochen<sup>3)</sup>. (Rauschnick.)

DONATO oder DONATI. Unter den vielen Dichtern, Gelehrten und Schriftstellern Italiens, welche diesen Namen geführt, verdienen als die bekanntesten genannt zu werden:

Alessio Donati und sein Sohn Bindo D., beide aus der berühmten Quessischen Familie in Florenz. Sie gehören beide dem 13. Jahrhundert an. Ihre Gedichte sind ungedruckt geblieben, bis auf einige Kleinigkeiten; wie unter Andern Crescimbeni eine Ballata des Bindo anführt.

Fiorise D., aus der nämlichen Familie, Bruder des berühmten Parteihauptes Corso D., und dennoch mit Dante befreundet, welcher ihn im Purg. C. XXIII. trifft. Auch von ihm ist nichts gedruckt.

Agostino D., aus Messina, zu Catania 1659 gest. Er war Minorit und seine hystischen Gedichte befinden sich in der unter dem Titel *Stravaganza lirica* herausgegebenen Sammlung der Rime dell' Accademia della Fucina. Auch ein Dichterin dieses Namens aus dem 16. Jahrh., Talanta D. aus Siena, wird genannt, von welcher sich Einiges in Domenich's Sammlung: *Rime diversi di alcune nobilissime e virtuosissime Donne* (Luca 1559), befindet.

Unter den Gelehrten dieses Namens nimmt den ersten Platz ein: Donato, ein Freund Petrarca's, welcher ihn in den vielen an ihn gerichteten Briefen oft Apenninigen nennt, weil er aus Prato vecchio im Casentino, am Fuße des Apennin, war. Von seinen Lebensverhältnissen weiß man nur aus ebenjenes Briefen, daß er lange Zeit in Venedig Grammatik, d. h. Philologie, lehrte, wo eben Petrarca ihn kennen lernte und so sehr gewann, daß er nicht allein in einem ziemlich lebhaften Briefwechsel mit ihm stand, sondern ihn auch thätig unterstützte, da Donato arm war. Donato erwieserte diese Dienste oft durch kleine Geschenke, worüber Petrarca sich beklagte. Man muß er wol lange gewesen sein, da auch Boccaccio ihn so nennt und da ihm Petrarca in seinem Testamente jebe etwaige Schuld erließ. Später scheint ihm das Glück gelächelt zu haben. Er hatte den nachmaligen Marchese Niccolò III. von Este in dessen Jugend unterrichtet, und dieser ernannte ihn in spätern Jahren zu seinem Kanzler. Man weiß nicht, wie alt er geworden und wann er gestorben; doch muß er etwa in den dreißiger

2) *Annot. de la Housaie*, Hist. du Gouvern. de Venise. T. I. p. 304. 3) *Bret*, Staatsgeschicht. der Republik Venedig. 8. Xpl. S. 214 und 200. 3) *Bret*, Staatsgesch. der Republik Venedig. 8. Xpl. S. 200.

Jahren des 14. Jahrh. geboren sein. Petrarca rühmt oft seine Gelehrsamkeit und seinen Charakter, und debicirte ihm eine seiner letzten Schriften: *De sui ipsius multiorumq. ignorantia*. Dagegen überlegte Donato für den Marchese von Ferrara die Schrift des Petrarca: *De viris illustribus*, ins Italienische, und ebenso das Buch des Boccaccio: *De claris mulieribus*. Beides ist ungedruckt geblieben.

Girelamo D., aus einem vornehmen patricischen Geschlechte von Venedig, welches mehrere Dogen unter seinen Mitgliebern zählte. Er wurde viel zu Gesandtschaften und andern Staatsgeschäften gebraucht, und war doch einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er hat Mehreres aus dem Griechischen überlegt. So die Commentare des Alexander von Aphrodisias über die Bücher des Aristoteles von der Seele, wie auch Mehreres vom St. Chrysostomus und andern griechischen Kirchenvätern. Auch theologische Schriften hat man von ihm und eine publicistische Schrift, eine Apologie Venedigs gegen Karl VIII. von Frankreich, welche ungedruckt geblieben. Er starb 1511, 57 Jahre alt.

Bernardino D., aus Verona selbst oder aus dem Schloß Sono in der Gegend von Verona, einer der ausgezeichnetsten Hellstenen seiner Zeit. Er lehrte das Griechische zu Padua, Capovistria, Parma, wo er 1532 eine Rede: *De laudibus Parmae et de studiis humanitatis*, herausgab, und zuletzt zu Verona, wo er als Professor der Philologie angestellt war. Er hat Mehreres aus dem Griechischen ins Lateinische überlegt, unter Andern des Eusebii *Demonstratio evangelica*, sowie auch Mehreres von Galen, Xenophon und Aristoteles. Seine italienische Uebersetzung des Vitruv ist nicht gedruckt. Außerdem gab er den Commentar des Chrysostomus über die Paulinischen Briefe zuerst heraus, so auch den Dumenius, den Commentar des Arethas über die Apokalypse und des Johannes Damascenus *De fide orthodoxa*. Auch soll er der Erste gewesen sein, welcher eine lateinische Grammatik in italienischer Sprache schrieb, indem die *Grammatica latina in lingua volgare* (Verona 1529) in 4. höchst wahrscheinlich sein Werk ist.

Alessandro D., ein Jesuit aus Siena, lebte im Anfange des 17. Jahrh. und gab eine Beschreibung Roms heraus, unter dem Titel: *Roma vetus et recens* (Roma 1639. 4.), welche sich auch in *Graevii Thesaurus*, Tom. III. befindet. Er starb zu Rom 1640.

Antonio Donati, geboren zu Venedig 1631, gab ein *Trattato de' somplici che nascono nel lido di Venezia* heraus, welches Haller als ein vortreffliches Buch rühmt. (Blanc.)

DONATO (St.), 1) Grafschaft in der Lombard, im Trevisanischen, enthält, außer einigen Dörfern, den großen, nahrhaften, Pflanzung treibenden Flecken St. Donato an der Piave, drei Weilen von Gorgonzano entfernt. 2) Flecken am Comersee, unweit der Stadt Como. 3) Flecken im Neapolitanischen, in Terra di Lavoro, Kirchsprengel von Sora mit 2400 Einwohnern. (H.)

DONATUS, ein Name, der oftmals auf römischen Inschriften der Muratori, Gruterus u. A. vorkommt;

insbesondere aber sind uns unter diesem Namen zwei ausgezeichnete Grammatiker der spätern römischen Zeit, aus dem 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung, bekannt: Aulus Donatus, der ältere, und Vibrius Claudius Donatus, der jüngere.

1) Aelius Donatus lebte zu Rom in der Mitte des 4. Jahrh., wo er als Lehrer der Grammatik in großem Ansehen stand und unter seinen Schülern selbst den heiligen Hieronymus zählte, der solches ausdrücklich im J. 355 n. Chr. bezeugt<sup>1)</sup>. Sonst wissen wir von seinen Lebensverhältnissen so gut wie nichts, und wenn ihm in Handschriften der Titel *Orator* gegeben wird, so ist darunter nach dem Sprachgebrauche dieser spätern Zeit ein Lehrer der Rhetorik, also ein Rhetor, wie man sich fründet, zum Unterschiede von dem praktischen Redner, ausdrukte, zu verstehen, da in diesen Zeiten der Unterricht in der Rhetorik meist mit dem in der Grammatik verbunden war. Auch dürfen wir wol annehmen, daß ein durch Lehre und Schriften so ausgezeichnete Grammatiker zu den Professoren, d. h. zu den seit Diocletian's Zeit vom Staate besetzten, mit gewissen Vorrechten oder Privilegien ausgestattetem und vom Staate besoldeten öffentlichen Lehrern, welchen auch das Prädikat *Vir Clarissimus* zukam, gehörte<sup>2)</sup>.

Als Schriftsteller scheint er in seinem geringen Ansehen gestanden zu haben; wir möchten dies auch daraus schließen, daß uns von seinen Schriften selbst da, wo viele Andere dieselben Gegenstände mit ihm bearbeiteten, noch Manches übriggeblieben ist, dessen immerer Werth diese Erhaltung hinreichend erklären kann. Wir meinen hier zunächst seine Commentarien über Terentius. Viele Grammatiker der frühern und spätern Zeit hatten sich mit der Erklärung des vielgelesenen und in Schulen beim Unterrichte benutzten Dichters beschäftigt und zahlreiche Commentare zu Tage gefördert, von denen aber sämmtlich nur unbedeutende Reste auf uns gekommen sind, die uns kaum über Anlage und Beschaffenheit derselben ein Urtheil erlauben. Dagegen besitzen wir noch zu fünf Komödien des Terentius (die zum *Heautontimorumenos* fehlen) ausführliche Commentarien, welche den Namen des Donatus tragen, obwohl sie schwerlich in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt sehen, von diesem berühmten Grammatiker ausgegangen sein dürfen. Sie haben das gleiche Schicksal erlitten mit so vielen andern Schriften ähnlichen Inhalts, d. h. sie sind vielfach verändert, abgelyrt oder mit fremdbartigen Zusätzen entstellt auf uns gekommen und in dieser ihm gegenwärtigen Gestalt eher zu betrachten als eine Sammlung von Excerpten aus den Commentaren des Donatus<sup>3)</sup>, denen aber auch aus andern, damals noch vorhandenen Commentaren andere Grammatiker über Terentius Manches beigegeben, Anderes hinzubereit, zum Theil Fremdartiges, in ganz späterer Zeit der christlichen Jahrhunderte des Mittelalters hinzugefügt ist, woraus freilich manche Verunstalt-

1) *C. Hieronymus* in Eusebii *Chronica*, ad ann. CCCLV. p. Chr. und adversus Rufinum. Tom. III. p. 92. ed. Basil.

2) *C. Schopen*, *De Terentio et Donato*. p. 35 sq. 3) *H. Westerk.* *Präfat.* p. IX. neß *Schopen* l. l. p. 46 sqq. *Fabrie*, *Bibl. Lat.* l. p. 49 sq.

tungen hervorgegangen sind. Darum kam selbst ein neuerer Gelehrter \*) auf die Vermuthung, als hätte Donatus selbst die Scholien oder Commentare zum Terentius abgefaßt, indem das, was wir unter seinem Namen besitzen, eher zu betrachten wäre als ein Rest von Dictaten, welche seine Schüler nachgeschrieben, die man später gesammelt, und welche denn so, füglich nicht ohne manche Veränderungen erlitten zu haben, in einer abgekürzten Form auf uns gekommen seien. Da übrigens schon Priscian in den Donatus als Commentator des Terentius kennt, und auf ihn sich beruft, so möchte schon aus diesem Grunde jene Ansicht nicht haltbar erscheinen. Wie dem auch sei, die oben ausgesprochene Ansicht von der Beschaffenheit der jetzt unter dem Namen des Donatus unter uns bekannten Commentarien zu Terentius zeigt sich auch darin, daß wir oftmals mehrere Scholien gleichen Inhalts, also zweifach und dreifach wiederholt, neben einander setzen sehen, daß ferner oft Bemerkungen der verschiedenen Art neben einander stehen oder durch einander laufen, die doch so unmöglich von dem Einen Donatus gegeben werden konnten; öfters kommen von einer und derselben Stelle die verschiedenartigen Erklärungen neben einander vor, auch sind später Einschübe, und Bemerkungen von fremder Hand unverkennbar. Dessenungeachtet läßt sich doch aus dem Vorhandenen hinreichend der Charakter und der Werth dieser Commentare bestimmen, in welchen der gelehrte Grammatiker sein Augenmerk auf Erörterung einzelner Ausdrücke, der Sprache und deren Eigenthümlichkeiten ebenso sehr gerichtet hatte, als auf die Anlage des Stils, die Dictione des Satzes, die Personen, die sachliche Erklärung, die Vergleichung mit den griechischen Originalen und anderes der Art, so daß in diesen Beziehungen jene Commentare eine Menge höchst schätzbare Erklärungen und Angaben enthalten, die von dem Werthe derselben hinreichend zeugen, und uns von den Verdiensten des Verfassers einen Begriff zu geben im Stande sind. Selbst die Kritik war, wie wir aus manchen Angaben ersieht, nicht leer ausgegangen, und somit alle Anforderungen erfüllt, die man an ein Werk der Art machen konnte, das selbst in der gegenwärtigen, von seiner ursprünglichen so sehr verschiedenen Gestalt, für uns von so hohem Werth ist. Abgedruckt erscheinen diese Commentare des Donatus schon in den ältesten Ausgaben des Terentius, z. B. in der Veneta von 1479, 1482, 1483, 1487 u. c., oder auch besonders schon früher, um 1472 zu Venedig, per Vindelinum Spirensem, zu Rom um dieselbe Zeit von Vannary, zu Mailand 1476 durch Zarotus. Späterhin wurde den meisten größern Ausgaben des Terentius auch ein Abdruck dieser Commentare beigelegt, jedoch ohne daß auf die Kritik derselben, und die Verbesserung und Berichtigung des vielfach verunstalteten Textes eine besondere Rücksicht genommen worden wäre. Wir nennen in dies-

ser Beziehung die Ausgaben zu Paris von 1529 und 1541 (oder 1542) ex offic. Rob. Stephani, zu Venedig 1553 ap. Barth. Caenannum, von Lindenburg und Gaetani, Paris 1602, von Schrevelius zu Leyden 1644, 1657, und eine andere letztere von 1656, insbesondere die größere Meißnerische in 4. von 1726, und die von F. G. Zeune (Leipzig 1774.) Den Versuch zu einer Verbesserung des Textes machte L. Schopen in zwei Abhandlungen: De Terentio et Donato ejus interprete (Bonnae 1821), und Specimen emendationis in Aulii Donati commentarios Terentianos ad novam totius operis editionem edicendam propositum. (Bonnae 1826. 4.)

Die unter Donatus' Namen bekannten und auch von den Alten mehrfach citirten Commentare über Virgilius gehören einem spätern Donatus an, von dem wir demnach handeln werden, von dem ältern, Aulus Donatus, dem Commentator des Terentius, besitzen wir aber noch folgende Schriften grammatischen Inhalts, welche in den Sammlungen der lateinischen Grammatiker sich finden und auch mehrmals einzeln abgedruckt worden sind: Ars s. Editio prima da literis, syllabis, pedibus et tonis in Editio secunda de octo partibus orationis, wozu noch eine dritte Schrift: De Barbarismo, soloeismo, schematibus et tropis kommt. Neuerdings hat Lindemann, durch Hülfe einer Sautenschen Handschrift das Ganze in brichtiger Gestalt herausgegeben, und zwar als ein in drei Bücher abgetheiltes Werk, unter dem Titel: Donati ars grammatica tribus libris comprehensa, insofern nämlich diese drei Schriften zusammen ein vollständiges Werk über die Grammatik bilden, das wir als das erste System und als die Grundlage des Studiums der lateinischen Sprache für die spätere Zeit betrachten dürfen, das daher auch vielfach von spätern Grammatikern glossirt worden ist, die dasselbe bei ihrem Unterrichte benutzten. Denn es enthält eine seltene und sehr brauchbare Zusammenstellung alles dessen, was nach der Ansicht jener Zeit zu der Grammatik gehörte, und kann uns daher auch einen deutlichen Begriff von der Art und Weise des lateinischen Sprachunterrichts in jener Zeit geben. Die beste Ausgabe dieser Schrift ist die eben bemerzte von Lindemann, in dem ersten Bande des Corpus grammaticorum Latt. gleich zu Anfang; unter den frühern f. Putschii Grammat. Latt. (Hano. 1605.) p. 1735 sq., wozu noch einige ältere Ausgaben des 16. Jahrh. kommen, welche bei Fabricius Bibl. Lat. III. p. 406 sq. angeführt sind. Dabei ist auch eine angebliche Vita Donati abgedruckt (S. 408 fg.), die aber offenbar ein Nachwerk weit späterer Zeiten ist.

2) Tiberius Claudius Donatus, dessen Zeitalter sich nicht genau bestimmen läßt, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß er jünger ist als der eben aufgeführte Aulus Donatus, aber älter als Servius (um 400 n. Chr.) und der spätere Priscianus. Es hatte sich dieser Grammatiker, wie es scheint, hauptsächlich mit der Erklärung des Virgilius beschäftigt; denn darauf führt das Wort, was unter seinem Namen auf uns gekommen ist. Wie

\*) Reinhold, Annotat. criticae in Terentium (Primalae 1830). p. 23 sqq. 5) Buch XVIII. S. 1185 u. 1187. 6) Schopen l. l. p. 44 sqq. p. 48 sqq. 7) Vergl. Bentley ad iniklon Haunontum.

besitzen nämlich unter seinem Namen eine Vita Virgilii, welche in den meisten Handschriften des Virgilius sich bald mehr, bald minder vollständig findet, deren Inhalt aber von der Art ist, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt keineswegs als das Product eines gebildeten Grammatikers des 4. Jahrh. erscheint, aber auch andererseits keinen ganz ungebildeten Verfasser verräth, oder als ein Nachwerk ganz späterer Zeit sich darstellt<sup>1)</sup>. Denn wir finden die Schrift des alten römischen Grammatikers durch manche Erzählungen entsteht, die ihren spätern Ursprung nur zu leicht entdecken lassen, und sich als Einschübeln darstellen, gemacht zum Theil in jener Periode des Mittelalters, wo Virgilius einer fast göttlichen Verehrung sich erfreute und selbst in Dante's Divina Commedia eine so hohe Stellung erhalten konnte. So mag wol die wahre Vita Virgilii des Donatus die Grundlage der vorhandenen, im Laufe der Zeit vielfach entstellten Vita Virgilii, die wir besitzen, bilden; denn dieselbe ganz dem Donatus abzuschreiben, dazu ist nicht gehöriger Grund vorhanden; auch trägt dieselbe in den zahlreichen Handschriften des Virgilius, wo sie sich findet, stets den Namen des Donatus. Daher haben auch die ersten Herausgeber dieses Dichters diese Biographie in ihre Ausgaben aufgenommen und der Berichtigung und Verbesserung des entstellten Textes ihre Sorgfalt zugewendet. Dies gilt besonders von J. Re. Gronov, welcher aus der genauern Untersuchung des Sprachgebrauchs die früher von Gerb. Voss aufgeworfene Behauptung zu bekräftigen suchte, wornach der Grund der jetzt unter des Donatus Namen bekannten Vita Virgilii von dem Grammatiker Suetonius, der eine Vita Virgilii geschrieben haben soll, herrühre, auf welchem Grunde dann andere Grammatiker der spätern Zeit weiter fort gebaut, bis denn unter vielen Zusätzen und Interpolationen das Ganze die Gestalt erhalt, in welcher wir die Vita jetzt in den Handschriften und Ausgaben lesen.

Außerdem werden noch von demselben Donatus Erklärungen (Interpretationes) über Virgil's Aeneide an seinen Sohn Liberius Claudius Maximus Donatianus (wie es in einer Handschrift heißt) gerichtet, angeführt, welche Ceroius in seinen Commentaren über Virgilius gekannt und benutzt haben muß, da er mehrmals den Donatus anführt. Noch besitzen wir auch eine Anzahl von Scholien zu Virgil's Aeneide, welche diesem Grammatiker zugeschrieben werden, aber wol ein ähnliches, wo nicht schlimmeres Schicksal wie jene Vita erlitten haben, und in sehr unvollkommener Gestalt auf uns gekommen sind. So gewiß es daher auch sein mag, daß Donatus wirklich Commentare über Virgilius abgefaßt, so wenig zweifelhaft kann es sein, daß die unter seinem Namen noch vorhandenen Reste in dieser Gestalt schwerlich von ihm abgefaßt worden sind, da spätere Zusätze bemerkt sind, und die wahren und echten Scholien

des Donatus verunstaltet haben. Das Ganze mag eher als eine Sammlung von Excerpten zu betrachten sein, und daraus wird es schon eher ersichtlich, wie Manches von dem, was unter Donatus' Namen von Ceroius zum Theil lobend, zum Theil tadelnd angeführt wird, in den noch vorhandenen Scholien des Donatus sich nicht findet, weshalb auch Merula diese Scholien für unecht oder untergeschoben erklären wollte und in ihnen das Werk eines spätern, nicht ganz ungebildeten Paraphrasten erkannte, während Barth die Echtheit in Schutz nahm, zumal da er selbst in England diese Scholien in einer alten Handschrift mit dem Namen des Donatus gefunden. Auch Andere bezweifelten die Echtheit dieser Scholien, und Ptolemaeus Flavius hielt sie für das Werk des Akinus Pollio: eine Vermuthung, die der nähern Grundlage entbehrt und die wir daher billig auf sich beruhen lassen. Das nur können wir mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß wir keinen vollständigen Donatus besitzen, da selbst Handschriften mit einem weit vollständigen Texte nachhaft gemacht werden, der von dem, was gedruckt vorliegt, wesentlich verschiedenes sein soll, und somit der Vermuthung Raum gibt, daß der frühere Herausgeber dieser Scholien, G. Fabricius, sich manche Änderungen oder Zusätze willkürlich erlaubt habe. Soviel aber läßt sich aus dem, was gedruckt vorliegt, abnehmen, daß Donatus bei seiner Erklärung hauptsächlich auf die Erklärung der Worte, auf das, was wir rhetorische und dichterische Kunst nennen, also auf Anlage und Plan, sowie Durchführung des Ganzen, Charakterzeichnung der in dem Gedichte vorkommenden und handelnden Personen, und Alles das, was die Alten mit dem Worte *νάρος* bezeichnet, abgesehen hatte. Das Ganze war in zwölf Bücher abgetheilt, nach den zwölf Büchern der Aeneide; dem sollte noch ein 13. Buch folgen, welches über die „complexio“ des ganzen Werkes sich verbreiten sollte. Aber es scheint, daß Donatus nicht mehr dazu gekommen ist, dieses Buch abzuschreiben. Nachdem Joh. Joannus Pontanus diese Commentare aufgefunden hatte, erschienen dieselben zuerst zu Neapel 1535 fol., per Besipionem Capysium, dann insbesondere in den basset Ausgaben des Virgilius von G. Fabricius, 1661 fol., und Lucius 1613 fol., zum Theil auch in den zu Leyden 1652 und 1680 erschienenen Ausgaben der Dichtungen Virgil's. Zu beklagen ist es, daß P. Burmann in seine Ausgabe der Dichtungen Virgil's (Amstelred. 1746. 4 Voll. 4.) nicht auch diese Reste alter Erklärungen zu Virgil aufnehmen konnte, „ne in nimiam molem exerceeret opus, maxime quia Servio praeceptum destinaverat curam,“ wie sein Vorrede in der Vorrede zu der erdmündten Ausgabe des Virgil, T. I. fol. xxxxxxxx bemerkt. Die Vita Virgilii findet sich in den meisten größern Ausgaben der Gedichte des Virgil abgedruckt, am Besten bei Heyne in der größern Ausgabe Tom. V.

DONAU (Danubius, Ister, s. den Art. Danubius, 23. Zpl. S. 84 fg.), der größte Strom in Europa, welcher aus drei Quellen, nämlich: aus den kleinen Flüssen Breg und Brig oder Brigach, welche die stärksten

<sup>1)</sup> Heyne ad lat. Vitae Virgil. in dem 5. Bd. f. Zugl. des Virgil. Virgil. damit P. Burmann (den Jüngeren) in der Praefatio zu Virgil xxxxxx, 5. (das zweite Blatt.) und Antholog. Lat. I. p. 569.



sind, und aus einem Flüschen bei Donaueschingen, welches das kleinste ist, im Schwarzwalde des Großherzogthums Baden entsteht, von Abend gegen Morgen durch die Gebiete von Baden, Württemberg, Hohenzollern, Baiern, Oesterreich und Ungern, der europäischen Türkei und dem europäischen Rußland fließt, und nachdem er einen Lauf von etwa 400 teutschen Meilen zurückgelegt hat, in fünf Armen in das schwarze Meer mündet. Derselbe hat auf 1000 Fuß seines Laufes acht Zoll Gefälle. Seine Breite wechselt von 60 Fuß bis 14 Stunde; seine Tiefe beträgt, beim niedrigsten Wasserstande, im Durchschnitte 10, und seine Geschwindigkeit bei diesem Wasserstande in einer Stunde 10 Fuß. Er kann fehlerfrei gebaute Schiffe von einer Ladung zu 1500 bis 4000 Centner tragen. Dieser Strom, welcher bei Ulm durch den Einfluß der Iler schiffbar wird, nimmt in seinem Laufe 60, meistens schiffbare, und in Allem 120 Flüsse auf. Die vorzüglichsten Nebenflüsse sind, a) auf seinem rechten Ufer: Iler, Lech, Isar, Inn, Traun, Enß, Raab, Leitha, Sarowis, Drave (Drau), Save (Sava), Tisza, Morawa; b) auf seinem linken Ufer: Brenz, Bodnig, Altmühl, Lab, Regen, Ilz, Rana, March (Morawa), Waag, Gran, Theiß, Theemes, Aluta, Ardschisch, Jalemgia, Sireth und Pruth. Die Donau ist sischisch vorzüglich wird in ihr der Haufen, einer der größten Flussschiffe, der aus dem schwarzen Meere kommt, gefangen. Ihre Wirbel und Strudel sind nicht mehr so gefährlich, als ihre Untiefen bei Orschowa \*).

(Eisenmann.)

**DONAU**, in Oesterreich. Dieser große, majestätische Strom ist für den österreichischen Kaiserstaat der Weitem der wichtigste unter allen Flüssen, gleich wichtig für die Schifffahrt, Fischerei und für die Landescultur, für den in- und ausländischen Handel. Die Donau, noch früher durch den aus Tyrol kommenden Inn und durch die Ilz verstärkt, berührt die Grenze des Kaiserstaates und des Landes ob der Enß an der Hofmark Krampflein oberhalb des Dorfes Pischwang und verläßt den Staat bei Neu- oder Türkisch-Desova, nachdem sie denselben in einer Länge von 140—150 Meilen durchflossen und die Provinzen Oesterreich ob- und unter der Enß, Ungern, Slavonien und die slawonische und ungarische Militärgrenze bewässert hat. Von Passau an strömt der Fluß nach eine Meile lang durch eine schmale Ebene hin, dann laufen aber die Gebirge auf beiden Ufern zusammen; die Hofmark Krampflein (Krempflein) mit den Ruinen seines hoch über dem Strome liegenden Felsenschlosses und 4 Meile weiterhin das Dorf Pischwang mit dem f. l. Bollwerke liegen am rechten, österreichischen Ufer. Durch die sich immer mehr verengenden, mit waldigen Bergen besetzten, immer höher werdenden Ufer, welche den anziehendsten Wechsel der herrlichsten Felsen und Waldlandschaften gewähren, wird der Fluß tiefer und schneller als bisher, und strömt nun an dem Jochenstein (Joachimstein), einem mitten aus der Donau hervorra-

genden, wahrscheinlich in solche hinabgestürzten, beinahe würfelförmigen Felsen, der eine mit dem österreichischen und bairischen Wappen gezierter Epistulat trägt, vorüber und dem Markt Engelhardzell zu, wo sich das f. l. österreichische Haupteinbruch- und Commercial-Grenzzollamt befindet. Noch vor diesem Markte betritt die Donau, die bisher die Grenze zwischen dem österreichischen Innviertel und dem Königreiche Baiern gebildet hat, das Hausrudiviertel, und scheidet sich fernarhin von dem am linken Ufer gelegenen Mähdiviertel, welches bald unterhalb des Joachims beginn, sodas von Engelhardzell an beide Ufer Oesterreich angehöret. Auch unterhalb des Marktes Engelhardzell bleibt das Ufer hoch bergig und felsig; die Berge, mit Waldungen bedeckt, enden hart am Strome und schließen ihn gleich einer hohen Mauer ein. Auch der Grund des Innflusses ist meist felsig. Bei dem am rechten Ufer im Hausrudiviertel gelegenen Dörs Schögen, wo eine Übersicht ist, wird der Strom durch einen blühenden niedrigen Sandhaufen in zwei Kaufahrts-Kinnale getheilt, wovon der am rechten Ufer bei kleinem und jener am linken Ufer bei höherem Wasserstande der sichern Befahrung wegen von den Schiffen denutzt wird. In dieser Gegend bildet der Strom auch zwei mächtige Krümmungen landwärts in dem Mühlkreise. Dieser Theil des Ufers ist einsam, nur selten zeigen sich einzelne Wohnungen, Dörfer oder Burgrümmen, wie z. B. Marsbachzell. Die Breite des Stromes nimmt nun bedeutend zu, während sie z. B. bei einem mittlern Wasserstande von 4 Schuhen unter Pegelhöhe bei Engelhardzell 96 Klafter breit ist, hat sie bei Marsbachzell schon eine Breite von 130 Kl. und bei Schögen 180 Kl. Unterhalb dieses Dorfes nimmt aber die Breite wieder bis zu dem Dorf Untermaisel bis auf 76 Kl. ab. Zu Aschach hört endlich die Kette von steilen Granitbergen und schroffen Felsennänden auf, durch welche die Donau fließt, und zwar am meisten zwischen den Dörfern Schögen und Untermaisel, so bedeutend beengt wurde; der Strom ergießt sich nun in das ausgedehnte, flache und ebene Thal von Feldkirchen und breitet nun wieder seine Wassermaße immer mehr aus. Von der bairischen Grenze bis nach Aschach durchfließt die Donau eine Strecke von 20,250 Kl. oder 6 Meilen und 250 Kl. (4000 Kl. auf eine österr. Straßenmeile gerechnet). Die folgende Flußabtheilung zwischen Aschach und dem Markt Dittensheim ist größtentheils ein Rhythmus von Inseln, Sandbänken und Untiefen, wo der Stromlauf in einem Jahre vielfältig wechselt und auch Breite und Tiefe bedeutenden Veränderungen unterliegen. So ist z. B. der Strom unterhalb Aschach 340 Kl. breit und 12 Fuß tief; zwischen dem Dörs Schögen und der Weisau zwischen Inseln und Sandbänken hat er eine Breite von 1000 Kl. und eine Tiefe von 11 Schuhen, und vor dem Markt Dittensheim bei dem Kettenstein ist der Fluß wieder auf 400 Kl. Breite eingeschränkt. Bei Aschach begegnet man den ersten Weingärten, doch liefern sie nur in einem anhaltend heißen Sommer einen genießbaren Wein; um so reicher ist aber die Umgegend an Getreide; dort ist auch über den 160 Kl. breiten Strom eine sehr

\*) Über die Verbindung der Donau mit dem Rheine s. d. Art.

stark benutzte Überfuhr nach dem Drie Landshag, auf welcher größtentheils Getreide und Vieh in das Mühlviertel übergeführt wird. Unterhalb des letztern Dries entfernen sich die Berge vom Ufer der Donau, die Bergend wird auf einer Strecke von 14 Meilen flach, die Ufer sind niedrig, und der in viele Äste zersplitterte Strom bildet eine Menge mit Erlen und Weiden bewachsene Inseln, zwischen welchen das Fahrwasser schwer zu finden ist, weil das alte Fahrwasser durch die Hochgewässer gewöhnlich unfahrbar wird, neue Gänge mitten durch Sandbänke und Inseln durchgerissen und neue Arme im Flussbette gebildet werden. Auf dieser regellosen Flussstrecke bis Dittensheim ist wegen der Regellosigkeit der Donau auch kein bleibendes Flussloch. Dieser ändert sich nach jeder Überschwemmung und zieht sich immer unter vielfältiger Übersetzung der Zugänge und Seile durch die verschiedenen Arme des Stromes. Bei Dittensheim schließen die Berge die zerstreuten Gewässer wieder ein und drängen sie zu einem Hauptstrom zusammen; durch Felsenwände wird er hier von einer Breite von 1000, 1400 und 1600 Kl. auf 108 Kl. eingeengt, wodurch das Gewässer gehoben und ihr Abfluss gehemmt wird. Rasch gleiten nun die Schiffe an dem Benedictinerflusse Wilsberg hin und an mehreren malerisch gelegenen Ortschaften vorüber, der fremdlichen Hauptstadt des Landes ob der Enz entgegen. Von dem Markt Dittensheim bis zur lingen Brücke beim Stadtbauhause beträgt das Gefälle der Donau, im eingeengten Rinnthal auf einer Strecke von 4200 Kl. bei dem mittlern Wasserstande von 3 Schubens des lingen Dehdenpegels, 10 Fuß 3 Zoll. Unterhalb Lenz entfaltet sich dem Auge eine freundliche Landschaft, an die sich in raschem Wechsel bis Wien immer neue landschaftliche Gemälde der verschiedensten Art anschließen. Das rechte flache Ufer begrenzen angenehme Auen, am linken ziehen sich Landeinsamkeiten noch in einiger Entfernung anmuthige Berge dahin, und der Strom selbst verfolgt, immer mehr und mehr durch bedeutende Inseln getheilt, ruhig und langsam seinen Lauf, hat aber von dem Orte Welschling bis zur Aufnahme der Traun (am rechten Ufer) eine des Schiffahrt sehr günstige gerade Richtung und einen fast gänzlich concentrirten Rinnthal. Links erheben sich schon wieder hohe Walgebirge, in deren felsigen Thäl die Donau sich mit ihrer ganzen Schwere eingeengt hat, und ihr vor dem Dorfe Welschling bis Eitzgras sehr begrenzt. Bei dem letztern am linken Ufer gelegenen Städtchen entfernen sich die Berge aber das Schloss und Dorf Pulgram landeinwärts in einem weiten Bogen bis zu dem von einer Ruine überragten Dorfe Lutzenberg, während das rechte Ufer auch jenseit der Traummündung bis zu dem Schlosse Spielberg, welches aus einer mit Erlen dicht bedeckten großen Insel, die nur bei dem überflutheten Wasserstande überfluthet wird, mitten im Flussbette liegt, eine fruchtbare offene Ebene bildet. Zwischen der Mündung der Traun bei Siglaur und dem gegenüberliegenden Eitzgras tritt der Fluss in ein labyrinth von Inseln, die mit hohen und niedrigen Weiden und Erlen bewachsen sind, dichtbuschigen Auen und kahlen Sandbänken, über welche man

schon in der Ferne das Städtchen Enz mit seinem stolzen über die weite Ebene emporragenden Thürmen erblickt. Hier strömt die Donau zeitweilig und entkräftet in einem über 4 Meilen breiten Thale, die aus sehr lodern Ackergründe auf Schotterunterlage bestehenden Ufer immerwährend beengend und unterworfend, bei sehr kleinem Gefälle majestätisch langsam dahin. Hier fallen ihr die fruchtbaren Klauen, welche an ihrem Gefälle liegen, jährlich zum Opfer, und unerschöpflich ist der Schade, den sie hier ohne Unterbrechung anrichtet. Bei Lutzenberg reihen sich die Gebirge wieder an das linke Donauufer an, bilden bei Ober- und Unter-Steinung ein in den Strom weit eingreifendes Bollwerk von Felsen, beschränken und bessefeln von da die Ufer des Flusses bis zu dem Dorfe Abwinden, von wo sich bis zu dem Orte Gusen eine niedere, den Überschwemmungen ausgesetzte Landschaft hinzieht. Bei dem alten Schlosse Spielberg wird der Strom durch eine Insel in zwei Arme getheilt, wovon der linke (zwischen Spielberg und dem Dorfe Langenstein) der mächtigere ist und die Schiffahrtstraße der großen Fahrzeuge bildet. Der rechte Arm geht über Engaden und wird von kleinen Schiffen und den Salzzügen besahren. In dem ersten Arm ist ein für die Schiffahrt gefährlicher Ort, indem die Stromschnellen, auf welchen die Ruinen des Schlosses Spielberg stehen, durch das Grundtett reichen und mitten im Fahrwasser sich an drei Stellen einzeln über den niedern Wasserpiegel erheben. Ebenso ist zwischen Gusen und Langenstein eine Stelle, die zwar jetzt vom Flusse verlassen ist, aber durch die vielen Angstbäume, welche hier hantgelenken haben, noch im Augenblicke der Schiffer fortsetzt und den Rinnen des rollenden Halls führt. Unfern von diesem Punkte nimmt die Donau rechts den Enzfluss auf. Von Engelhardt bis zur Einmündung des Enzflusses scheidet die Donau das Mühlviertel von dem Hausruck und Traunviertel, mit Ausnahme eines um die Stadt Lenz sich herumziehenden Landstriches, der zu dem ersten der drei genannten Kreise gehört.

Vermählt mit dem Enzflusse, welcher die Grenze zwischen dem Erzherzogthum Österreich ob und unter der Enz bildet, strömt die volle Donau in einem 70 Kl. breiten Rinnthal rasch an Raubthäusern vorüber bis gegen Pöbuz. Ausgezeichnet herrliche Auen gewähren dem Fluss ein heiteres Ansehen, dessen linke Uferseite von Langenstein bis über Raubthäuser den von St. Georgen hergehende Bergrücken mit Felsen begrenzt und besetzt. Von Pöbuz haben beide Stromseiten hohe Ufer aus sehr lodern Thülen, und von Albing über Ebern bis Markt am linken und bei Seiraur am rechten Ufer ist das Bette des Flusses mit ausgezeichnet, größtentheils hochstämmigen Auen begrenzt, die von jedem Hochgewässer heimgesucht werden. Durch eine große Krümmung, welche die Donau unter dem Markte Au gegen die bewaldeten Gebirge Nieder-Österreichs, die das rechte Ufer einnimmt, bildet, entsteht eine Auffassung des Flusses, wodurch die bewohnte und gut bebauete Halbinsel, die Grünau genannt, sehr oft in Wasserloch versetzt wird. In diesem Maße leiden auch die Felder und Grünte am Stein

in der Au und die Ebenen um das Dorf Kloster: Erla durch Wassergüsse. Den Reisenden begrüßen hier schon aus weiter Ferne die alterthümlichen Thürme der beiden Kirchen im Dorfe Marxen und von Kloster: Erla. An dem Ausgange des Kramergabens am Sinken, und des Schneidergabens am rechten Ufer theilt sich der Strom wieder in zwei Arme, wovon der letztere die KaufstraÙe ist und sich an die Gegend von Achtein anlehnt.

**Donau-Verbindung mit der Moldau.** Die Verbindung des für Süddeutschland wichtigsten Stromes mit der Moldau, Elbe und dem nördlichen Teuthland muß für den bedeutenden Handelsverkehr Teuthlands und Österreichs mit der Türkei von einer um so größeren Wichtigkeit sein, als bereits durch die Elbischiffahrt's Regulirungs-Commission die früher bestandenen Hindernisse und Hemmnisse der Schifffahrt auf der Elbe beseitigt sind, und als gegenwärtig die Dampfschifffahrt auf dem unteren Donau eine Ausdehnung und Lebhaftigkeit hoffen läßt, welche sie bisher in jenen Gegenden auch in den günstigsten Handelsjahren nie stattgefunden hat. Diese Verbindung auf alle Weise zu begünstigen, daß Österreich in Österreich auch an die seit Jahrhunderten projectirte Verbindung der Donau mit dem Rhein endlich Hand anlegen anfangt. Kame endlich zum Ueberflusse noch eine Verbindung der Dniestra mit der Dber, zwischen dem Rarthe-Hauptstrom und dem Drie Manendoss, wo die Entsehung beider Gewässer nicht mehr als zwei Meilen beträgt, und wo sich zur Erleichterung dieser Verbindung die Bäche Horni und Tschik darbieten, zu Stande, so würde der Handel Österreichs, Preussens und Teuthlands mit der Levante durch diese Verbindung seiner Hauptströme und Meere unübersehbare Vorteile gleiten im früheren Zeiten gab es zur Aufsehrung dieses Projertes nur das eine Mittel der Anlegung eines Kanals, in unfern Tagen bieten die Eisenbahnen ein zweites, minderes Schwieriges und auch weniger kostspieliges Mittel zur Erreichung desselben Zweckes dar. Die Wasserleitung wurde seit König Titotars' und Karl's V. Zeiten mehrerorts in Untersuchung genommen. Insbesondere wurde die Vereinigung der Moldau mit der Donau durch einen Schiffahrtskanal im 11. Jahrhund. unter der Regierung des großen Königs Karl IV. befohlen errietet. Der Geschichtschreiber Dubrasky erzählt, daß die Gegend zwischen der Moldau und Donau bereits von Kunstforschern abgemessen, und daß auf Kosten des reichen Hauses Rosenbergs auch mit der Grabung eines Kanals bereits der Anfang gemacht worden, daß die Annabner der Donau über einen Verlust von den Vortheilen dieses Flusses Besorgnisse geäußert haben, und daß endlich die ganze Untersuchung durch die ausgebrochenen Kriege eingestellt worden sei. Seit jener Zeit ist dieser Gegenstand noch unter Kaiser Ferdinand II. durch den Grafen Wallstein, unter Leopold I. durch den Grafen Zinsendoss, unter Kaiser Joseph I. durch den Grafen Bratisslaw, noch endlich aber unter Karl VI. und seiner großen Tochter, Maria Theresia, zur Sprache gebracht, von vielen Wasserbauwarsängigen, Vogennato, Schor, Requinn

Walcher, Rosenauer u. A., untersucht, von Einigen als ausführender angenommen, von Andern als bedenklich geschildert, von Allen aber stets als sehr solid dargestellt, und deshalb noch immer unterlassen. Die kürzeste und am wenigsten kostspielige Wasserstraße würde jene sein, welche der k. f. österr. Hofbauarchitect Joseph Walcher vorgeschlagen hat, nämlich einen Kanal von der Moldau bei Hohenfurth durch den sogenannten Haselgraben bis nach Linz. Der zur Zweittelung dieser Verbindung geeigneter Punkt ist beinahe, wo bei dem Dorfe Dornach, unterhalb der Stadt Linz, der Rißbach, welcher bei Neu-Hellmannsdorf im Mühlkreise Oberösterreichs entspringt und über Waidbach durch den Haselgraben herabfließt, in die Donau fällt. Hier ist die Entfernung beider Flüsse die kürzeste; sie beträgt nur fünf deutsche Meilen. Ein früherer Vorschlag des Bogomonte<sup>1)</sup> bewendete in derselben Gegend die Malsching in Böhmen mit der Äuß in Oberösterreich zu verbinden und den Kanal längs der Schroffen Ufer dieser beiden kleinen Flüsse hinzuführen. Nach einem dritten Vorschlage, den Bogomonte am ausführlichsten beschrieben und am meisten empfohlen wurde, soll die Eufischnitz oder Eufschitz bei Altwaldau durch den Zwettelbach mit dem Kampflusse in Niederösterreich verbunden werden. Diefem Vorschlage würden die sanftern Ufer der Eufschitz in Böhmen und die wasserreiche Gegend, welche dieser Fluß durchschneidet, dann in Österreich die Nähe der Ausmündung des Kanals in die Donau bei Wien als sehr bedeutenden Hauptplatz sehr zu statten kommen. Bei Allen diesen Plänen war aber noch sehr viel zu erwägen, genauer zu ermitteln und die andern Verhältnisse des Frachtwagens, der Preise der Arbeit und dergl. zu erforschen. Der besondere Umstand, daß in Böhmen kein Schiffsverkehr vorhanden ist, sondern der ganze Bedarf für dieses Königreich von den nächsten Salzlagern in Oberösterreich genommen und über das Schlierthalgebirge mit einem bedeutenden Aufwande von Frachtkosten, welches im J. 1812 nur bis zu den nächsten böhmischen Salziederlagen Rudweis, Neupaus und Deutschbrod über eine Million Gulden wien. Währ. betrug, hat sowohl die Landesregierung als auch einzelne Privatleute und Gesellschaften von Zeit zu Zeit auf diesen Gegenstand wieder aufmerksam gemacht. Im J. 1807 nahm sich eine in Böhmen unter dem Vorfige des Anton Hübner, Fürsten von Tockmoss, vereinigte hydrotechnische Gesellschaft dieses alten Projectes der Donauverbindung mit der Moldau an, und forberte den k. f. Hofbauarchitecten Freiherrn von Paschy und den Professor der böhm. Mathematik und der Mechanik an der böhmisch-ländlichen Lehranstalt zu Prag, Franz Ritter von Gerstner, auf, alle bisherigen Vorschläge zu dieser Wasser Verbindung zu untersuchen und den vorzüglichsten wieder aufzunehmen. Beide Gesellschaften am 31. Dec. 1807 bezieht und erklären: daß das Gebirge, wodurch Böhmen von Ober- und Niederösterreich getrennt werde, auf allen seinen niedrigen Berge-

1) Trattato interno allo Stabilimento del Commercio, che introdorsi potrebbe nella Germania rendendo navigabili i Fiumi di esso ed unendoli per mezzo di Canali con il Danubio ed altri fiumi del Mezzogiorno (Vienna 1709).

räden, welche zu einem Übergang oder zur Wasserscheidung (Point de Partage) dienen könnten, über zwei- bis dreihundert Kl. höher als die Bassfläche der Donau sei, eine Höhe, die noch von keinem Kanal überfliegen worden sei; daß, bei der Führung des Kanals über Glosfau (die niedrigste Ebene auf dem Gebirge dieser Gegend, 1700 niedrigerer Fuß über der Donau bei Linz und 784 Fuß über der Moldau bei Joachimsmühle unter Hohemfurch erhoben), unter Hellmannsdorf, Ruderbach, Sombar, durch Dreieck, Gabrus, über Eulentheid bis Miesenswald, wo das Wasser nach Böden fällt, 310 Schleißen, 10 größere und 18 kleinere Brücken zur Ableitung der Gebirgsbäche unter dem Kanal, 40 bis 50 Communicationsbrücken über dem Kanal für die abgeschnittenen Fahrwege, mehr Leiche, Wasserleitungen nöthig wären; daß somit der Plan des Oberhofbauraths Allessors Balcher, obgleich der mindst kostspielige, dennoch einen Aufwand von fünf Millionen Gulden auf die Ausgrabung des Kanals und die Erbauung der Brücken, Schleißen, Dämme, Leiche (Reservoirs), Wasserleitungen und verschiedene andere Arbeiten und Ankäufe nöthig machen würde; rechne man die Zinsen von diesem Anlagecapital zu 5 vom Hundert, und noch ebenso viel auf die jährliche Unterhaltung der vielen Schleißen, der Aufsicht, Verwaltung und dergl., somit zur Besetzung des gesammten jährlichen Aufwandes 10 pCt. von dem Anlagecapital, so müßten jährlich 500,000 Kl. von der Kanalfahrt abgezogen und bei der Verwaltung des Capitals in die Einnahme gebracht werden; sollten nun von der gesammten, im günstigsten Falle, bei durch den Kanal bedeutend vermehrtem Verkehr, auf 500,000 Centner jährlich angenommene Fracht die 500,000 Kl. Zinsen und Unterhaltungskosten einkommen, so müßte auf jeden Centner ein Gulden Abgabe gelegt, mithin die Bausfermuth für einen Centner und eine Meile auf 12 Kr. gesetzt werden, während der gewöhnliche Frachtklohn in den Jahren 1770 bis 1790 für einen Centner und eine Meile zwischen 4 und 5 Kr. betrug. Es würde also die auf den Kanal zu legende Abgabe dreifach bis dreimal soviel betragen als die Kosten der Landfracht. Die nöthige Folge würde demnach sein, daß die Landfracht vorgezogen und der Kanal dem verkündenden Jahre der Zeit überlassen werden müßte. Der erste Plan Vogemonte's würde den Kanal noch um fünf Meilen länger machen und die Gebirgsbäche zwar von der Donauseite um 40 bis 50 Kl. niedriger, baggen aber von der böhmischen Seite (wegen der dahintommenden großen Gefälle der Moldau von Joachimsmühle bis Budweis) um ebenso viel höher fuden. Das schon früher angeführte Frachtkquantum würde sonach mit noch größeren Kosten des Kanals- und Schleusenbaues befaßt, folglich noch weniger im Stande sein, diese Unternehmung zu entschädigen und zu unterhalten. Bei dem zweiten Plane Vogemonte's beträgt die Länge des Kanals, nach dem Thalwege der zu vereinigenen Flüsse gemein, gar 36 Meilen. Die Höhe des Theilungspunktes bei Gräbenhof oder Altmaltrach beträgt 230 Kl. über der Wasserscheide der Donau bei Reims und 152 Kl. über der Wasserscheide

fläche der Moldau bei Atein; beide Höhen zusammen machen 382 Kl., wozu, nach obiger Rechnung, 286 Schleißen erforderlich wären. Schon diese beiden Gegenstände fordern eine Kaufsumme von mehr als 10 Millionen, und dennoch würde diese Wasser Verbindung noch weniger als die beiden vorbegehenden im Stande sein, die Regie- und Unterhaltungskosten aufzubringen. — Auf diese Relation wurde die Aufmerksamkeit der hydrotechnischen Gesellschaft wieder von der Wasser Verbindung gelenkt, ohne daß jedoch ihre Bemühungen ganz fruchtlos gewesen wären. Die neueste, im verfloffenen Jahre, gehend in Antrag gebrachte Wasser Verbindung Bödens mit der Donau ging von dem k. k. österr. Hofbauraths Director Scherndl Ritter von Leytenbach aus, und bezweckte diese Verbindung mittels der wilden Ader (oder der untern Erß) über Rankstreu und Mäslitz in die March, dann über Eimühl bis Treben zur Donau. Auch dieser Vorschlag wurde dem Professor Franz Ritter von Gerslner zur Begutachtung übergeben, der im J. 1821 an das böhmische Landespräsidium seine Meinung abgab, und darin die Schwierigkeiten und Bedenken zeigt, welche der Ausführung dieses Plans und der Unterhaltung desselben entgegenstehen. Aus diesen Untersuchungen ging aber eine neue, der Lösung der Aufgabe einer Verbindung der Donau mit der Moldau viel glänglichere Idee hervor, nämlich: die Verbindung beider Flüsse durch eine Eisenbahn herzustellen. Die Auflockerung der hydrotechnischen Gesellschaft und der Wunsch, für ein so allgemeines Bedürfnis seines Vaterlandes ein zweckdienlicheres Mittel zu finden, gaben dem Prof. Franz R. v. Gerslner die Veranlassung, diesem Gesuchlande eine noch weitere Aufmerksamkeit zu widmen. Bei den von ihm fortgesetzten Untersuchungen stellten sich die Vortheile einer Verbindung durch eine Eisenbahn immer deutlicher hervor; auch suchte er in seinem Wirkungskreise und bei dem allgemeinen großen Vertrauen, dessen er sich in seinem Vaterlande erfreute, immer mehr reiche und einflussreiche Leute für diese Idee zu gewinnen, entwarf die Pläne zur Ausführung seines Projectes, ließ mit Hülfe seines Sohnes, Franz Anton R. v. Gerslner, die Übersichle ausarbeiten und die wichtigsten Vorarbeiten wurden von beiden gemeinschaftlich geleistet. Der Letztere hatte unterdessen in der Hauptstadt der Monarchie, diesem Mittelpunkt des ganzen österreichischen Handels, am polytechnischen Institut die Erbkanzel der praktischen Geometrie erhalten, und benutzte seine Stellung auch dort, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinzulenken. Im J. 1824 erhielt er auf sein Ansuchen am 7. Sept. von dem Kaiser von Österreich ein ausschließliches Privilegium zu dem Bau einer zwischen Raupbau

2) G. Franz R. v. Gerslner's zwei Abhandlungen über Frachtwegen und Stroßen, und über die Frage: Ob und in welchen Thälen der Bau schiffbarer Kanäle, Stenwege oder gemachter Stroßen vorzuziehen sei. Nach einer Untersuchung, ob die Moldau und Donau durch einen Schiffskanal zu vereinigen seien (Prag 1815). S. 110 ff. 3) Franz Anton v. Gerslner, über die Vortheile die Anlage einer Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau (Wien 1824).

fen und Rudweis die Donau mit der Moldau verbindenden Holz- und Eisenbahn auf 50 nach einander folgende Jahre mit mehreren Begünstigungen und mit dem Rechte zur Ausführung des ganzen Plans, auch nöthigfalls eine Aktiengesellschaft zu gründen. Nach dem Ablauf der 50 Jahre, also am 7. Sept. 1874, verbleibt die Eisenbahn mit allem Zugehör freies Eigenthum des Unternehmers, der jedoch wegen Ablösung der Bahn mit dem Staat oder mit Privaten in Unterhandlung treten kann. Dieser Erlaubbis genüßigte Prof. Franz Anton K. v. Gersner am 12. März 1825 eine Unternehmungsgesellschaft, deren Capital anfänglich in 1000 Aktien, jede zu 1000 fl., oder in einer Million Conv. Gulden bestand, das aber später bedeutend erhöht werden mußte. Hierauf erfolgte der Anfang des Baues am 28. Juli 1825 und wurde im Laufe der nächsten fünf Jahre vollendet, und so die für den Handel höchst wichtige Flußverbindung gütlich und rasch bewerkstelligt. Da der k. f. Baubirector Ferdinand Meyer bereits im J. 1815 die nothwendigen Erhebungen für die Anlage einer Eisenbahn von Leimbach gegen Linz zu gemacht und im J. 1818 ein umständliches Elaborat der dortigen Landesregierung hierüber vorgelegt hatte, und da die Verbindung Gmündens, wo sich das k. f. Salzoberamt und die Salzniederlagen befinden, mit Linz durch eine Eisenbahn für die ununterbrochene Verführung des Salzes zur Donau sich als eine der wünschenswerthesten Unternehmungen von selbst darstellte, so wurde die Genehmigung einer Ausdehnung der Bahn bis nach Gmünd mit Leichtigkeit erwirkt und ein Theil dieser Bahnverlängerung bereits vollendet. Die ersten Güter wurden am 7. Sept. 1827 auf einer Bahnlänge von sieben Meilen nach Rudweis verführt; doch war die Bahn in jener Zeit bloß in fahrbarem Stande hergestellt, und es fehlten noch bedeutende Arbeiten bis zur gehörigen vollkommenen Beendigung derselben. Vom 7. Sept. bis letzten November 1827 wurden 9663 Centner, und darunter 5600 Centner Salz, für Rechnung anderer Personen verführt \*).

(G. F. Schreiner.)

**DONAUALTHEIM**, Donau-Altheim, Pfarrort an der Donau, von welcher es seinen Namen hat, in einer getreidereichen Gegend des bairischen Landgerichts und Defenats Dillingen, mit 96 Häusern, 543 Einwohner und einer Mühle, 4 Stünde von Dillingen.

(Eisenmann.)

**DONAUE** (Georg Friedrich), war den 30. October 1738 zu Agerndorf bei Thurnau geboren, und der Sohn eines dortigen Predigers. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte er seit dem J. 1742 den Lehranstalten zu Thurnau und Gumbach. Im J. 1756 eröffnete er seine akademische Laufbahn zu Jena. Von dort ging er 1758 nach Erlangen. Auf beiden Universitäten

studierte er alte und neue Sprachen, Philosophie, Geschichte und Theologie. Im J. 1760 ging er nach Thurnau zurück, ward dort Hofmeister der jungen Grafen von Grech, und begleitete dieselben (1772) nach Ebstingen. Dort widmete er sich mit Eifer der Jurisprudenz, für die er längst ein entschiedenes Interesse gefaßt hatte. Im J. 1775 ward er Hofrath und Kammerdirektor zu Thurnau. Diese Stelle bekleidete er mit Einsicht und Rechtschaffenheit bis zu seinem Tode, den 25. August 1801. Ungeachtet seiner Neigung zur Jurisprudenz waren Theologie und deutsche Sprache seine Lieblingswissenschaften geblieben, mit denen er sich in Mustertunden beschäftigte. In der Literatur machte er sich nicht unvortheilhaft bekannt, durch eine Schrift über die Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes in Franken. (Baireuth 1779.) Durch eine Preischrift über den Kindermord (Münchener 1781. 4.) und durch seine Revision des Alphabets der Teutschen. (Amberg und Gumbach 1800.) Der Blumenorden an der Pegnitz in Nürnberg nahm ihn im J. 1796 unter seine Mitglieder auf \*).

(Heinr. Döring.)

**DONAUESCHINGEN**, offene Stadt mit einem Residenzschloß des Fürsten von Fürstenberg in der Standesherrl. fürstl. fürstbischöflichen Landgrafschaft Baar, und im großherzogl. badenschen Bezirksamte Hüfingen, 4 teutsche Meilen nördlich von der Amtsstadt, in einer freien ebenen Lage mit ziemlich unbeschränkter Umsicht, 2124 pariser Fuß hoch über dem Spiegel des mittelländischen Meeres, nächst dem Zusammenflusse der Donauquellen, von welchen die Brigach und die Bregge die fließtesten sind †), die kleinste aber, die Schloßquelle, hier im Hofe vor der fürstl. Residenz in einem mit Quadersteinen vieredig eingeschlossenen Räume, der etwa 30 Fuß im Umfange mißt, ihren Ursprung hat, von da in das Feld hinaus und nach einer halben Viertelstunde des Weges mit der Bregge vereinigt in die Brigach fließt, wo der Fluß zuerst die Donau heißt.

Der Ort ist alt und schon aus dem Carolingischen Zeitalter unter dem Namen Eschingen bekannt. König Arnulph schenkte ihn im J. 889 der eben in der Reichenau gestifteten Kirche Dettel, wodurch er ein Leben von dem Gotteshaufe Reichenau wurde, und deswegen auch das Bisthum Constanz bis in die neuesten Zeiten hinein einige Lehnsherrlichkeit in Donaueschingen besaß. Im 13. Jahrh. war der Ort im Besitze der Herren von Blumenfeld, und bis in die Mitte des 15. Jahrh. der Sitz einer Linie dieses Hauses. Im J. 1465 fielt man ihn in den Händen der Herren von Stein, von welchen er an die Herren von Habsberg, und von diesen im J. 1488 durch Kauf an die Brüder Heinrich und Wolfgang,

\*) Hitzsch's gel. Fürstenthum Baireuth. 2. Bd. S. 22 fg. 11. Wb. S. 25. Auflage S. 15. Baader's kritisch verß. bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Thl. S. 58 fg. Baar's histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 1. Wb. S. 815. v. Kreut's neuer literar. Anzeiger. 1818. Nr. 18. S. 278. Meusel's gel. Lexich. 2. Wb. S. 87. 9. Wb. S. 253. 11. Wb. S. 178. 12. Wb. S. 523.

†) Bergl. die Art. Brigach und Bregge.

Grafen von Fürstenberg, gekommen ist. Ein Theil des jetzigen Stadt war noch im 18. Jahrh. mit einer Burgmauer umgeben, und hatte zwei Schloßer, wovon das ältere an der Krönung um das J. 1781 nebst noch andern Gebäuden abgetragen wurde, um der Residenz eine freiere Aussicht zu verschaffen, und einen Theil des fürstl. Hofgartens auf dem Platz anzulegen.

Das jetzige Residenzschloß ist ein ansehnliches, drei Stockwerke hohes Gebäude. Das fürstl. Archiv ist ritterschaftlich seiner Einrichtung und feuerfesten Bauart muschest, und fünf Stockwerke hoch, wovon zwei Stockwerke unter der Erde sind. Das Hoftheater und Opernhaus ist 1784 von dem Mechanist Kaim aus Stuttgart in seinen jetzigen Stand gesetzt, und reich an Decorationen. Der Hofgarten, die sogenannten Ueern, sind reizende öffentliche Spaziergänge, im J. 1779 angelegt, seither immer erweitert und auch mit nordamerikanischen und andern Gesträuchen und Gewächsen bereichert worden. Das Zeughaus enthält auch eine Sammlung ritterschaftlicher und anderer alten Waffen, Harnische, Standarten und dergl., welche die Grafen von Fürstenberg in vorigen Zeiten theils selbst getragen, theils erbeutet haben. Die fürstl. Bibliothek ist 30,000 Bände stark. Die Pfarrkirche, die Domainenkanzlei und der Marktplatz sind große und schöne Gebäude, welche ihren Baumeistern Ehre machen. Besonders merkwürdig und sehenswerth ist das fürstl. Brauhaus, eines der größten und vorzüglichst eingerichteten im südlichen Teutschland. Die Brauerei besteht aus 22 Feuerwerken für Bier, Brannwein und Malzbrennen. Es werden täglich 10,000 Maß Bier auf bairische Art gebraut, und in der Umgegend bis nach Freiburg im Breisgau versendet. Der hierzu nöthige jährliche Bedarf an Hopfen ist etwa 300 Centner und an Gerste 10,000 Malter.

Hier befindet sich auch der Sitz der landesherrlichen fürstlich-fürstenbergischen Domainenkanzlei, das Establishment des fürstl. Hofstaates, eine großherzogliche bayerische Postverwaltung, ein Gymnasium, eine Buchdruckerei und verschiedene Künstlerwerkstätten. Der Stand der Bevölkerung, der vor 20 Jahren 2000 Einwohner in 350 Häusern betrug, beläuft sich gegenwärtig auf 3023 Einw. in 633 Familien und 400 Häusern. Die Einwohner sind alle katholischer Religion. Unter ihnen werden nur etwa 10 evangelische und ungefähr sechs Juden gezählt. (Thomas Alfred Leger.)

**DONAUKREIS.** Unter diesem Namen gibt es Distrikte in verschiedenen Ländern, durch welche die Donau ihren Lauf nimmt.

1) In Baden. Als durch die Organisation vom 26. Nov. 1809 das Großherzogthum Baden in zehn Kreise eingetheilt wurde, waren die beiden ersten der zunächst an die Schweiz angrenzende Seckreis (Sitz in Kottbus), an welchen nordwestlich, beim Ursprunge der Donau, der Donaukreis (Sitz in Balingen) grenzte. Im J. 1819 wurde aber Baden in sechs Kreise eingetheilt, und der Donaukreis mit dem Seckreise vereinigt.

S. Seckreis

2) In Württemberg mocht der Donaukreis, der

größte des Königreichs, den südöstlichen Theil desselben aus, zu beiden Seiten der hindurchfließenden Donau sich ausbreitend. Er grenzt gegen Süden an den Bodensee, gegen Westen an den badenschen Seckreis, Hohenjollen, den Schwarzwald, gegen Nordost an den Neckarkreis, gegen Norden an den Jarkreis, gegen Osten an den bairischen Oberdonaukreis. Die größte Länge desselben beträgt 17, die größte Breite 10 Meilen, der Flächeninhalt 111 □ Meilen. Er enthält 28 Städte, 43 Marktflecken, 551 Dörfer, 902 Weiler, 1264 Höfe, 87 Schloßer, 340,130 Einwohner, und zerfällt in 16 Oberämter: 1) Ulm, 2) Wiblingen, 3) Biberach, 4) Badstet, 5) Leutkirch, 6) Wangen, 7) Zeitznang, 8) Ravensburg, 9) Saulgau, 10) Kiedlingen, 11) Ehingen, 12) Münsingen, 13) Blaubeuren, 14) Geislingen, 15) Kirchheim, 16) Göppingen. Dieser Kreis besteht fast ganz aus neuervorbenen Ländern. S. Württemberg.

3) In Baiern, welches die Donau fast in der Mitte des Königreichs von Südwesten nach Nordosten durchströmt, gibt es eine Ober- und Unterdonaukreis. Der Oberdonaukreis ist südlich von Xyrol und des vorarlbergischen Herrschafts, südwestlich und westlich vom Bodensee und dem württembergischen Donaukreis, nördlich vom dem Regat- und Regentkreise, östlich vom Isar kreise begrenzt. Es liegen darin 23 Städte, 72 Marktflecken, 2730 Dörfer und Weiler. Außer der Kreisregierung und dem Appellationsgerichte befinden sich darin 32 Landgerichte zu Aichach, Buchloe, Burgau, Dillingen, Donaumarkt, Friedberg, Hohen, Göttingen, Gredenenbach, Günzburg, Höchstadt, Illertissen, Immenstadt, Kaufbeuren, Kempten, Lauingen, Lindau, Mindelheim, Neuburg, Oberdorf, Dergünzburg, Ottobrunen, Rain, Roggenburg, Schrobenhausen, Schwabmünchen, Sonthofen, Lärtheim, Ursberg, Weiler, Wertingen und Zusmarshausen. In Folge des Gemeindeedikts vom 7. Mai 1818 gibt es eine Stadt mit einem Magistrat erster Classe (Augsburg), 11 Städte mit Magistraten zweiter, und 10 mit Magistraten dritter Classe. Herrschaftsgerichte sind 12 darin, zu Babenhausen, Burheim, Eresstalten, Gtolt, Illertissen, Kirchheim, Miltach, Neuburg, Norderdorf, Oberdorf, Dammhausen, Weichenborn. — In Neumün ist das Grenzpolizeikommissariat mit landgerichtlicher Wirkungskreis. Übrigens sind in diesem Kreise 32 Rentämter, 12 Forstämter, 36 katholische und vier protestantische Dekanate, 527 katholische und 32 protestantische Pfarreien. — Der Unterdonaukreis hat zu Grenzen nördlich den Regentkreis und das königliche Böhmen, östlich Böhmen und Österreich, südlich Salzburg, westlich den Jarkreis. Es liegen darin 12 Städte, 42 Marktflecken, 4511 Dörfer und Weiler. Außer den beiden obern Kreisbehörden sind darin 19 Landgerichte, zu Aiblingen, Buchhausen, Cham, Deggendorf, Eggenfelden, Grafenau, Griesbach, Kötzing, Landau, Mittersfeld, Passau, Pfarrkirchen, Regen, Simbach, Straubing, Viechtach, Vilsbiburg, Wegscheid und Wollseitz; Kreis- und Stadtgerichte und Stadtkommisariate zu Passau und Straubing; außerdem 20 Rentämter, 6 Forstämter, 16 katholische Dekanate und

200 Pfarren, eine protestantische. (Vgl. Baiern, 7. Thl. S. 179.)

4) In Ungern. Niederungern im Allgemeinen zerfällt in den Kreis diesseits der Donau mit der Hauptstadt Presburg, und in den Kreis jenseit der Donau mit der Hauptstadt Odernburg. S. Ungern. (H.)

**DONAUMOOS**, ein theils noch mooriger, größtentheils aber nach und nach, mit vielen Küssen, cultivirter District auf dem rechten Donauufer, zwischen den Städten Neuburg und Angolstadt, Aichach und Schrobenhausen, dann den Flecken Reichertshausen und Pöhlmes, im bairischen Oberdonaukreise, mit einem Umfange von 20 Stunden und einem Flächenraume von vier □ Meilen. Dasselbe in drei Theile (das obere, mittlere und untere Donaumoos) getheilt, enthält 32 Kolonien (unter welchen Kariakon, Kaeßfeld, Ober- und Unter-Marfeld, Neuschwehingen, Brandheim und Großheim, die bedeutendsten) und verschiedene Anlagen, mit 431 Familien, 2240 Einwohnern, 3 Pfarren (2 lathol. und einer protestant.), 371. Pferden, 1143 Stücken Hornvieh, 210 Schafen, 340 Schweinen und 122 Wädhern über die vielen Kanäle und Gräben. Die Hauptnahrung der Moosbewohner besteht im Ackerbau und Handlohn, zu welchem die vielen Mooskauten häufige Gelegenheit geben. (Eisenmann.)

**DONAUSTAUF**, Markt an der Donau, im Herrschaftsgerichte Wörth, des bairischen Regierkreises, mit 160 Häusern, 690 Einwohnern, einem alten und einem neuen Schloß, einem Pfarramt, einem Armenhause, zwei Brauereien, einer Mälzmühle am reiseldinger Bach und einer Brücke über die Donau, eine Stunde von Dorbling. Das alte Bergschloß, wo Albrecht der Große, Bischof von Regensburg, gewohnt und verschiedene Bücher geschrieben haben soll, war zerstört, wurde öfter belagert und eingenommen, und am 11. Febr. 1634 von den Schweden, auf Befehl des Herzogs Bernhard von Weimar, gesprengt. Hier ist auch der Sitz eines Dekanates, unter dem Namen Thumslauf, im Bisthume Regensburg. — Donaustauf war ehemals eine freie Reichsgerichtsstadt, kam nach der Säkularisation der geistlichen Stifte im J. 1803 mit Regensburg an den Kurfürstentum, nachherigen Fürsten Primas, und nach dem Frieden zu Wien im J. 1809 an Baiern. Im J. 1812 erhielt diese Herrschaft der Fürst von Thurn und Taxis, vortürkischer Hofrat. (Eisenmann.)

**DONAUMÜRTHER**, Donaumerth, alte Stadt am linken Ufer der Donau, in welche sich hier die Wörth ergießt, und an der Straße von Augsburg nach Würdingen, und von Neuburg nach Ulm, im bairischen Landgerichte Donaumerth, 16 Pfarren, 1143 Stücken Hornvieh, 210 Schafen, 340 Schweinen und 122 Wädhern über die vielen Kanäle und Gräben. Die Hauptnahrung der Moosbewohner besteht im Ackerbau und Handlohn, zu welchem die vielen Mooskauten häufige Gelegenheit geben. (Eisenmann.)

**DONAX**, Linné (Mollusca) Dreirückmuschel. Ältere Schriftsteller haben diese Gattung mit mehreren andern unter dem Namen Tellina vermischt und auch Adanson hat unter diesem Namen jener Gattung angehörige Thiere beschrieben. Linné stellte dieselbe in dem Umfange auf, den sie so ziemlich noch jetzt behauptet, wenn man diejenigen Gattungen, die ohne Noth davon getrennt wurden, wieder damit vereinigt. Lamarck trennte eine Art, und nannte das Genus Capsa, Bru-

nan. Das ehemalige Benediktinerkloster Heiligkreuz daselbst gehört gegenwärtig dem Fürsten von Dillingen-Wallerstein, und bildet ein Patrimonialgericht. In der Nähe erhebt sich der in der Geschichte merkwürdige Schollenberg, wo am 2. Juli 1704 ein Corps Baiern und Franzosen aus den Besatzungen durch den Prinzen Ludwig von Baden und den Herzog Marlborough vertrieben und geschlagen wurde. — Donaumerth war in frühern Zeiten eine freie Reichsstadt; wurde aber im J. 1609 vom Herzoge Maximilian für die Kissen, welche er wegen Vollzugs des ihm vom Kaiser übertragenen Reichsachtrecruten gegen diese Stadt gehabt hatte, in Besitz genommen. Zwar wurde sie am 9. Juni 1703 durch ein kaiserliches Decret wieder mit ihrer vorigen Freiheit begabt, aber im bairischen Frieden 1714 dem kurbairischen Staate wiederholt eingeräumt. Indessen bemühte sich der schwäbische Kreis, nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph, diese Stadt, welche er noch immer als seinen Mitsand betrachtete, wieder in ihre vorige Freiheit zu setzen; allein vergebens. Im J. 1782 überließ gedachter Kreis diese Stadt, als eine Landstadt, an Baiern auf ewig, und dieses übernahm dafür ihren Reichs- und Kreisanschlag, legte diesen auf die Herrschaft Mindelheim und Wiesensteig, und verschwand für die Rückstände überhaupt 10,000 fl. zu bezahlen. Am 18. Januar 1256 ließ der bairische Herzog Ludwig der Strenge, in der Kaiserin grundloser Ersucht, seine Gemahlin, Maria von Brabant, auf einer Anhöhe bei Donaumerth, entschlafen. Die Bürgerchaft daselbst ließ, zum frommen Andenken, im J. 1824 auf einem Steine der noch bestehenden Reste voriger Burg ein einfaches vergoldetes Kreuz mit folgender Inschrift setzen: „Die Burg zu Wörth ward um das Jahr 900 von Hupald I., Grafen zu Dillingen, auf diesem Felsen erbaut; von seinem Sohne Mangold Mangolstein genannt, von Hupald II. und vier andern Rangelsten bis zum Jahre 1191 bewohnt; im Jahre 1049 durch gleichzeitige Anwesenheit Kaisers Heinrich III. und Papstes Leo IX. verheerlich; im Jahre 1256 mit dem Tode des Herzogs Maria von Brabant durch ihren Gemahl, Ludwig der Strenge, zerstört; im Jahre 1300 von den Feinden verbrannt; im Jahre 1308 auf Kaiser Albrecht's Geheiß von den eigenen Bürgern abgetragen; endlich im Jahre 1818 durch den Abbruch der Stadtmauern leider bis auf den Grund zerstört. Wanderer eine Thelme! Von den spätern Nachkommungen zum Denkmale. 1824.“ — Das Landgericht Donaumerth, im bairischen Oberdonaukreise liegend, enthält auf 4 □ Meilen 9830 Einwohner. (Eisenmann.)

**DONAX**, Linné (Mollusca) Dreirückmuschel. Ältere Schriftsteller haben diese Gattung mit mehreren andern unter dem Namen Tellina vermischt und auch Adanson hat unter diesem Namen jener Gattung angehörige Thiere beschrieben. Linné stellte dieselbe in dem Umfange auf, den sie so ziemlich noch jetzt behauptet, wenn man diejenigen Gattungen, die ohne Noth davon getrennt wurden, wieder damit vereinigt. Lamarck trennte eine Art, und nannte das Genus Capsa, Bru-

güldre folgend, der als *Topus* desselben *Vannus deslorata* Linne's betrachtete. Nach Deshayes (Encyclopédie méthodique. Vers. II.) hatte Daubuis aus dieser Gattung noch eine andere, *Erodona*, gefondert, inessen derichtigst er später dies selbst dahin, daß er die Schalen selbst nicht gleichen habe, daß aber sie nach Herussac zu *Mya* gehören würden. Lamarck blieb sich aber nicht consequent, seine Gattung *Capaa* entspricht jetzt der von Herussac *Donacina* genannten, und Bruguière's *Capaa* hat er *Sanguinolaria* genannt. Cuvier hat diese Verwirrung nicht beachtet. Blainville hat Bruguière's *Capaa* mit Donax vereinigt, eine Vereinigung, welche Rang (Mannal de l'histoire naturelle des Mollusques. 1829), der soviel Gelegenheit hatte, diese Thiere zu beobachten, durchaus billigt. Nichtsdestoweniger hat Menke aus dem Schloßbau sich fügen, die Trennung nicht bloß bestehen lassen, sondern *Capaa* auch weit genug von Donax und in eine andere Abtheilung gestellt. Regierde von Mühlfeld bildete aus denselben Arten, welche weniger quer, sowie im Allgemeinen mehr platt sind und nur einen seitlichen Zahn haben, die Gattung *Caneus*. Poli (Testacea atriisque Sicillae), der nur das Thier betrachtete, vereinigte die Gattung mit *Tellina* unter dem Namen *Peroneoderma* oder eigentlich die Form des Thieres beider mit *Peronea* bezeichnend. Offen hat eine Gattung *Irus* (Schubd der Naturgeschichte, Zoologie, I. 230) aufgestellt und zu derselben auch *Donax Irus* L. gezogen, zugleich aber als Synonymen zu dieser angegeben: *Petricola*. Lamarck gibt eben D. *Irus* sicher nur zu *Venerupis Irus* Lamarck, ist aber bei *Petricola* Lam. von allen Conchyliologen nur fragweise angeführt. Linne sagt von ihr (Syst. nat. XII.) *Cardo utriusque dentibus duobus inaequalibus, altero bifido*, ein Charakter, der bei *Venerupis* überhaupt vorkommt, wenn man die Gattung in dem Umfange nimmt, wie Blains willt der *Petricola* etc. damit vereinigt. Endlich hat Schumacher (Essai d'un nouveau système des habitations des Vers testacées 1816) folgende Gattungen, die jedoch Menke wol mit Recht wider einigt, aus Donax gesondert: nämlich *Hocuba* (L. e. p. 167), Kennzeichen: testa triangularis, aequalivalvis, subaequilatula. *Cardo*: in valva sinistra dens cardinalis solitarius, compressiusculus, subulcatus. In valva dextra dentes duo cardinales triangulares, compressi, anterior minor. In utraque valva dens hymenialis et analis subermotus, conoidaus, compressus acutus; cavitates oblongas, profundas. *Nympha* parva truncata. Die Arten zerfallen in a) striis transversis lamellatis — H. lamellaris (Donax scortum Linn.). b) striis longitudinalibus — H. rosea (f. unten). In Bezug auf erstere Art bemerkt der Verf. noch, daß man bei alten Exemplaren an der linken Schale den Längszahn nach hinten verlängert finde, so daß er eine vorspringende, in der Mitte nur wenig spitzige Linie bilde, welche mit dem hinteren Rande parallel laufe, daß diese Verlängerung bei manchen Arten einem zweiten Längszahn gleiche, aber zu einem generischen Kennzeichen sich nicht eigne, da sie nicht constant sei. Eine zweite ausgesonderte Gat-

tung ist *Latona* (L. e. p. 156): Testa triangularis, inaequilatera, aequalivalvis, compressiuscula; umbonibus subinevis. *Cardo*: in valva sinistra dens cardinalis solitarius, validus, obtusus. In valva dextra dentes cardinales duo divergentes, triangulares, compressi: anterior minor, sublamellaris. In utraque valva, dens hymenialis atque analis remotus, conicus, compressus, obtusiusculus; valvae dextrae minores: anterior vel hymenialis subobliteratus. *Nympha* brevis antice emarginata. Typus der Gattung ist *Latona variabilis* (ib. pl. XVIII. f. 1.) oder *Donax euneta*. L. — Die dritte Gattung ist *Meroë*: testa transversim ovalis oblonga, subcompressa, aequalivalvis. *Cardo*: in utraque valva dentes tres cardinales; anteriores lineares, lamellares, obliqui: posteriores duo valvae sinistrae perpendicularares, par fissuram distincti: intermedii crassior, sublobus, obtusus; posterior minor, compressus, acutiusculus, intermedii valvae dextrae triangularis, antice versus obliquus: posterior lamellaris, perpendicularis. In utraque valva dens analis linearis, obtusus cum margine aoi parallelus. Rima valvae oblonga, profunda, longitudinaliter hians. Die Typus-Art *Meroë picta* ist *Venus Meroë* Linne's. Schumacher citirt zu derselben auch *Caneus costatus* Mühlfeld. Die ebenfalls aus Donax (*Topus* D. laevigata) gesonderte Gattung *Iphigenia* Schumacher's entspricht *Donacina* Herussac's oder *Capaa* Lamarck's, seine Gattung *Capania* oder *Sanguinolaria* Lamarck's. — Aus einer solchen Art hat man die Gattung *Gratelupia* gemacht.

Nachdem wir so die Synonymie dieser Gattung möglichst verständig angegeben haben, lassen wir nun die Kennzeichen derselben in dem angemessenen Umfange folgen, nämlich mit Einschluß von *Capaa*, als Untergattung.

Das Thier von Donax (Rang 1. c.) ist etwas zusammengedrückt, mehr oder weniger dreieckig, der Mantel ist mit tentakelartigen Anhängeln versehen, die Labialanhänge sind groß, der Mund klein; die Kiemen sind auf einer und derselben Seite sehr ungleich; der Fuß ist zusammengedrückt, schneidend, edig; die getrennten Athmenröhren sind verlängert und treten in eine Bucht des Mantels zurück. — Die Schale ist mehr oder weniger dreieckig und zusammengedrückt; immer mehr lang als hoch, regelmäßig, gleichschalig, aber sehr ungleichseitig, indem die hintere Seite kürzer als die vordere ist; die Schalenmitel (Nates, Nates, franz. Sometts) stehen wenig vor und sind fast senkrecht; das Schloß besteht aus zwei Cardinalen oder Hauptzähnen auf beiden Schalen oder nur auf einer und aus zwei mehr oder weniger abgerundeten Seitenzähnen; das Band ist äußerlich, kurz und gewölbt; die Muskeleintritte sind rund, durch einen schmalen, nach hinten stark ausgehöhlten Manteleindruck vereinigt.

Das Thier von *Capaa* hat eine ziemlich weite Mantelfaltung am vordern und untern Rande zum Durchgange des Fußes, die getrennten Athmenröhren sind ziem-



lich lang, an ihren Rändern mit tentakelähnlichen Pupillen. Die Schale ist etwas dreieckig, mit einer Epidermis überzogen, ziemlich gewölbt, gleichschalig, aber ungleichseitig, mehr lang als hoch, das Schloß besteht aus der linken Schale aus zwei ziemlich schwachen Zähnen und einem gespaltenen, der in die rechte Schale eingreift, das Rand ist ebenfalls ein äußeres und liegt nach hinten; die Muskeleinbeine sind ziemlich groß, eiförmig, entfernt, durch einen schmalen, wenig deutlichen, nach hinten stark ausgehöhlten Mantelrand getrennt.

Form und Bau dieser Muscheln haben zu manchen Irrthümern Veranlassung gegeben. Eine merkwürdige Eigenheit der Donax, sagt Deshayes (Dictionnaire elassique d'hist. nat. Art. Donax), ist die scheinbare Versetzung des Schloßbundes, welches in der lunula (anus Linn.) zu liegen scheint, statt in der Scham (vulva, coraelet der franz. Naturforscher). Blainville (Diction. d. Sc. nat. Art. Donax) hat versucht, diese sogenannte Anomalie aufzuklären, und gezeigt, daß dasjenige, was man für die lunula nahm, in der That nur die vulva sei, so daß also nicht das Rand, sondern vielmehr das Thier umgekehrt zu sein schien. Auf diese Idee ward Blainville durch die Richtung des Abdominalindrucks der Schalen gebracht, und wirklich zeigt dieser Eindruck mit seiner Ausdehnung die Gegenwart von Athmenröhren, welche immer nach hinten liegen; Mund und Fuß befinden sich auf der entgegengesetzten Seite, hier aber nimmt die Kopfseite die größte Seite ein, wie dies auch bei Tellina der Fall ist, während man es bei Venus und Cytherea umgekehrt findet; es besteht also ein eigentlicher Unterschied nur in dem beschriebenen Verhältnisse der Seiten. Ein anderer Charakter würde zu demselben Resultate geführt haben, hätte man ihn etwa nicht selbst als eine Anomalie betrachtet. Es sind nämlich bei den regelmäßigen Muscheln die Schalenwirbel im Allgemeinen gegen die lunula hin gerichtet. Diese Regel, welche hier ihre strenge Anwendung findet, bestätigt die Meinung Blainville's und zerstört die scheinbare Ausnahme eines Gesetzes, welches im Allgemeinen generell sein soll; nämlich: immer liegt das Rand in der Scham, such Andere sind die Wirbel bei allen regelmäßigen Muscheln nach der lunula hin gerichtet. Blainville spricht noch von zwei Gattungen, von denen das eine hintere stärker, das andere schwächer sei. Diese sind aber bei allen sehr klasten den Muscheln, deren Schalen sich nur an zwei Punkten ihres Umfangs berühren, das Schloßband und ein Theil des untern Randes, wie man dies bei einigen Arten Solen, bei den meisten Arten Mya, bei Lutaria und Glycimeris bemerkt; die dann sehr weit offene lunula während des Lebens des Thieres durch eine am Rande herablaufende Haut, die mit dem Alter dicker wird, geschlossen. Diese Haut, wenn sie austrocknet, wird zerreiblich, weswegen man sie wenig an Cabinetexemplaren bemerkt. Wie aber die Ränder sich nähern und in verwandten, benachbarten Gattungen sich zu schließen streben, so wird auch die lunula weniger klasten, die sie schließende Haut weniger nöthig, und verringert sich daher verhältnismäßig. Man bemerkt sie daher bei Gly-

meris und Lutaria in ihrer größten Entwicklung, sie erscheint weniger entwickelt bei Solen und Mya, ist noch sehr merklich bei Tellina und einigen Arten Maetra und nur noch rudimentar bei Donax, woher die scheinbare Existenz zweier Gattungen, und verliert sich ganz bei den Muscheln, zu denen Donax den Übergang bildet. Daher kann von einem eigentlichen Bande nicht die Rede sein, da die Haut eine dazu erforderliche Elasticität nicht besitzt, und nur dazu bestimmt ist, die lunula zu schließen, weshalb sie auch nicht selten getheilt ist, um den Schalen eine größere Freiheit, sich zu öffnen, zu gestatten. übrigens muß noch bemerkt werden, daß bei Adanson (Voyage au Senegal) das Thier offenbar verkehrt in die Schale gezeichnet ist.

Die Dreiecksmuscheln sind Küstenthier und strecken nicht sehr tief im Sande, die Athmenröhren nach oben gerichtet. Ausgegraben können sie wol einen halben Fuß weit springen (f. D. trunculus). Es gibt viele (über 40 Arten), von denen einige mit reichen Farben prangen, andere ziemlich groß und selten sind. An manchen Orten sind sie in großer Menge beisammen, sie artensweise, und bilden eine mehr oder weniger dicke Lage, die alten unten von den obern jüngern erdrückt. Manche Küstenvölker essen die Thiere dieser Muscheln.

Die meisten Systematiker stellen die Arten in zwei Abtheilungen, nach denen wir sie unten auch folgen lassen wollen; Blainville hat aber später diese Eintheilung verlassen und folgende angenommen:

A. Eiförmige Arten, deren hintere Seite etwas gestuft ist, und die Scham mehr oder weniger getheilt. Typ. D. scortum.

B. Die hintere Seite ebenfalls gestuft, die Schalen vom Boden nach der Basis zu gestrichelt. Typ. D. dentulata.

C. Arten, welche mehr eiförmig sind, deren Scham weniger getheilt und auf deren Schalen die Farbe strahlenförmig vertheilt, z. B. D. truncatus.

D. Arten, welche mehr verlängert, etwas mit einer Oberhaut überzogen und die weichen der vordere Seitenzahn etwas vermischt. D. annulum.

E. Arten, fast von der nämlichen Form, mit Oberhaut, die Seitenzähne fast vollkommen verloschen, die Cardinalzähne auf einen großen, fast gespaltenen Zahn der rechten Seite reducirt, der zwischen zwei sehr schwachen der linken Schale paßt. Gatt. Capax Lamarck's. D. brasiliensis.

Wir lassen nun die Charakteristik der Arten folgen.

A. Arten, bei welchen der innere Rand der Schalenklappen ganz oder fast ganz ist.

1) D. scortum L. (Martini, Conchylencabinet VI. t. 25. f. 242 — 47. Encycl. method. pl. 260. f. 2.) Die Schale dreieckig, vorn spitz, über's Kreuz gestreift; hinten herzförmig, edlig, flach, fast ungerandet. Eine der größten der Gattung; gegen die Schalenwirbel bräunlich oder violett weißlich; der Länge nach mit feinen, in die Quere mit groben Streifen besetzt, welche jene im rechten Winkel schneiden; die Scham platt, sehr groß, durch einen scharfen Kiel getheilt, mitunter etwas höckerig; die ganze

Schale aufgeblasen, fast herzförmig, am vordern Ende edig; innen violett, der Rand fein geriebt. Im indischen Ocean, auf Amboina, wird über drei Zoll groß.

2) *D. pubescens* L. (Martini a. a. D. t. 25. f. 248. Encycl. pl. 260. f. 1.) Schale dreieckig, gestüpt, blätterig, hinten herzförmig, flach, edig; die Kante flachig; die Ränder blätterig-folgehahnig. Diese Art hat zwar viel Ähnlichkeit mit voriger, doch wohl nicht so viel Verwandtschaft, als Deshayes (Encycl. méth.) meint, der bemerkt, sie sei vielleicht nur eine Varietät von *seorum*. Sie ist kleiner, ihre Streifen sind feiner, gabelig, die hintere Kante, welche die Schale begrenzt, ist schärfer und mit einer Reihe ziemlich langer, etwas rinnensförmiger Dornen besetzt; die kleinen, wenig vorspringenden Wirbel stehen einander gegenüber und sind schwach gegen die lunula gebogen, die wenig merklich lanzettförmig und sehr lang ist; das Band ist kurz. Außen ist diese Art der vorigen ähnlich gefärbt, innen ins Blosste ziehend, die Ränder geriebt. Sie kommt aus dem indischen Ocean.

3) *D. cuneata* L. (Martini a. a. D. t. 26. f. 260. Encycl. pl. 261. f. 5. Knorr, Vergnügen der Augen VI. t. 7. f. 3.) Die Schale dreieckig, zusammengebrückt, keilförmig, roth mit weißen Streifen; die Längsstreifen sehr fein, hinten geriebt, runzelig. Viel zusammengebrückter als die vorigen Arten, keilförmig, etwas quer, hell rothgelb mit weißen Streifen und mit sehr feinen, vertieften Längsstreifen bedeckt, welche in den glatten Rand, der vorn wider als hinten ist, auslaufen. Die ganze hintere kürzere Seite der Muschel ist quer geriebt, die Streifen sind unregelmäßig und wenig erhoben. Von der Größe der vorigen. Kommt aus dem indischen Ocean.

4) *D. compressa* Lam. (Encycl. méth., pl. 262. f. 6. a. b. c.) Die Schale keilförmig, zusammengebrückt, an der Basis scharf, fleischrothgelb strahlig gezeichnet, die Schale etwas runzelig, die Ränder edig. Eine der plattesten Arten, die Form dreieckig; die kleinen spitzigen Wirbel überragen die Schale; diese ist kurz und enthält ein rundliches Band, nimmt den obern Theil der hintern Seite ein, der von der übrigen Schale durch eine stumpfe Kante getrennt ist; er ist kurz und quer runzelig; die äußere Fläche ist glatt, mit unregelmäßig dunkler zunehmender fleischfarbenen rothgelblicher Färbung, manchmal mit düstern Strahlen. Von der Größe der vorigen und wahrscheinlich aus den indischen Meeren stammend.

5) *D. deltoides* Lam. Die Schale dreieckig, etwas glatt, blaß rosenroth; die Schale ziemlich flach und nach der Länge gestreift. Neuholland.

6) *D. radialis* Lam. (Encycl. méthodiq. pl. 261. f. 7.) Der *D. cuneata* ziemlich ähnlich, oder mehr oval, querstreifig, mit weißen und rothgelben Strahlen, die Schale schräg steinig. Vaterland?

7) *D. abbreviata* Lam. Etwa halb so groß als Nr. 1., dreieckig, sehr kurz, schwach in die Quere gestreift, vorn runzelig, weißlich, mit zwei rothen und einem blauen Strahle. Vaterland?

8) *D. granosa* Lam. Schale dreieckig, etwas oval,

sehr schwach gestreift, weiß, mit violetten unterbrochenen Längslinien; die Schale edig und etwas körnig. Vaterland?

9) *D. columbella* Lam. Schale fast halb so groß als Nr. 1., dreieckig-eisförmig, die vordere Seite kurz, schräg abgeflucht; querstreifig, violettweiß, mit unterbrochenen Linien. Neuholland.

10) *D. veneriformis* Lam. Schale fast halb so groß als Nr. 1., dreieckig-streifig, in die Quere gestreift, grau, mit dunklen Strahlen; die Streifen der Schale geriebt. Von Perlen mitgebracht.

11) *D. australis* Lam. Etwas größer als vorige, eisförmig-dreieckig, querstreifig, außen weiß oder rothgelb, innen violett; die Schale etwas körnig, sonst glatt. Von Neuholland.

12) *D. epidermin* Lam. Schale dreieckig-keilförmig, an einer Seite stumpf, ziemlich glatt, mit einer gelblichgrünen Haut bedeckt; Schale in die Länge gestreift. Aus den Meeren Neuhollands.

13) *D. bicolor* Lam. (Gualtieri testaceae, t. 88. f. 8.) Eisförmig, keilförmig, weiß, außen braun angelaufen, innen violett gefleckt; sehr feine Längsstreifen mit wenigen Querstreffen durchzogen, an dem einen Ende etwas wellige Furchen.

14) *D. vittata* Lam. Die Schale eisförmig-dreieckig, querstreifig, weißlich, mit wenigen rothen Streifen, innen mit drei rothen. Diese Muschel hat viel Ähnlichkeit mit der *D. cuneata*, unterscheidet sich aber noch dadurch, daß sie dicker ist und die Querstreffen stärker sind; sie hat fast die nämlichen Farben, ist an den Wirbeln violettroth oder rosenfarben, innen hat sie immer zwei bis drei ziemlich breite purpurrothe Streifen von sehr frischer Farbe auf einem weissen Grunde. Die hintere Seite ist nicht quer wie bei *D. cuneata*, sondern schräg gestreift. Sie kommt, nach Blainville, aus den britischen Meeren und ist 35—40 Millimeter lang.

15) *D. trigoneta* Linn. Funfzehn Millimeter groß, also eigentlich klein, glänzend, dreieckig, fast gleichseitig, mit sehr feinen Längsstreifen, außen weiß, mit einigen Strahlenfurchen, innen mit einem dunkelvioioletten Streifen.

B. Arten, bei denen der innere Schalenrand deutlich geriebt oder gerad ist.

16) *D. ringens* Lam. (Encycl. méth. pl. 260. f. 3. a. b.) Um die Hälfte größer als Nr. 1., dreieckig-oval, kassien, am obern Winkel der Schale einen welligten Zug darstellend, die Schale höckerig, runzelig; die Farbe weiß, innen etwas violett. Kommt aus dem indischen Ocean.

17) *D. rugosa* Linn. (Gualtieri testaceae, t. 89. f. D. Martini, Gendysienecabinet VI. t. 25. f. 250. Knorr, Vergnügen VI. t. 28. f. 8. Encycl. méth. pl. 261. f. 5.) Die Schale dreieckig, aufgeschwollen, hinten schief geflekt, durch sehr viele Längsfurchen runzelig erscheinend; die Schale herzförmig, die Kanten edig. Diese Muschel ist ziemlich groß, ungleichseitig, die Schale besonders durch eine scharfe Kante getrennt, rothgelb oder etwas violett. Innen ist die Farbe am vordern Theile licht violett, am hintern tief violett. Überhaupt an den

die Farbe vielfach ab, von Weiß bis ins Braunrothe. Kommt von den Antillen, aus dem amerikanischen Ocean, von Surinolland. 40 Millimeter groß.

18) *D. Cayennensis* Lam. Der vorigen sehr ähnlich, weniger angeschwollen, weniger dreieckig, die Furchen sehr klein. Farbe purpuroth. Kommt von Cayenne.

19) *D. elongata* Lam. (Le Pame, Adanson, Voyage au Sénégal, t. 13. f. 1. Martini VI. t. 26. f. 238.) Die Schale in die Quere verlängert, der Länge nach gefurcht, hinten sehr abgestutzt, die Furchen der Schale etwas gezähnt. Diese Muschel ist schon lange bekannt. Sie ist innen violettlich, außen vorzüglich oder graulich, auch wol etwas diesel mit zwei breiten braunen Bändern. Am Senegal ist sie sehr gemein, besonders an der Mündung des Nigers, wo sie die Negers während der Ebbe sammeln, indem sie einen Saß Sand wegnehmen; dann küssen diese Thiere nach allen Seiten hin, um wieder Wasser zu gewinnen. Man ist ihr gefochet und weiß, daß sie Leibesöffnung bewirken. Das Hirsch ist weiß; die Athmendorren rosen nur eine Linie weit vor und sind ohne Wimpern; der Fuß biegt sich vor dem Munde vorher, wie das Schwanz an einem Fische. Deshayes (Encycl. math.) giebt Lamarck's *D. bicolor* als Varietät dieser, auf genaue Vergleichung von Lamarck's eigenem Exemplar sich folgend.

20) *D. denticalis* Linn. (Eiffes, Conch. t. 376. f. 218, 219. Le Nour, Adanson l. c. pl. 18. f. 3. Knorr, Bergm. II. t. 23. f. 2 — 5. Martini VI. t. 26. f. 236, 237. Encycl. 262. f. 7. a. b.) Die Schale hinten sehr stumpf, weiß, blau oder purpurfarben schraff; die Streifen der Länge nach laufend, mit eingedrückten Punkten; die Schalenflächen sind querrunzelig. Durch ihre punktierten Streifen unterscheidet sich diese Art besonders von allen übrigen; sie ist dick, sehr stumpf, hinten abgeplattet, der Rand ist in seinen ganzen Länge gezähnt, tiefer am hintern Winkel; auf einem weißen Grunde zeigen sich bei dieser Art 10 — 12 violette oder purpurfarbene Strahlen, innen ist sie violettshwedlich. Sie kommt aus dem mittelindischen Meere, von Senegal u. und ist 25 Millimeter groß.

21) *D. cardiolides* Lam. Schale 20 — 30 Millimeter groß, aufgeschwollen, kurz, wie ein Cardium gefurcht, weiß; außen mit rothbraunen Furchen, oder ganz weiß, innen mit einem orangefarbenen Fleck. Aus dem Meeren Surinlands.

22) *D. Mosae* Linn. (Venus — Eifer, Conch. t. 378. f. 221. Martini, Conchilimab. VII. t. 43. f. 450 — 452. Encycl. pl. 261. f. 1. a. b.) Die Schale eiförmig, dreieckig, zusammengebrückt, parallel in die Quere gestreift; mit purpurfarbenen Linien sehr regelmäßig gezeichnet, die Schale angeschwollen. Deshayes führt eine Abänderung mit gelbbraunen Linien an. Eine sehr häßliche und nicht seltene Muschel, oval, länglich, fast gleichseitig, sehr platt, regelmäßig in die Quere gestreift, die Streifen aus einander hebend, ziemlich regelmäßig, nicht sehr tief; die hintere Seite, kürzer als die vordere, ist zugrundet, nicht abgestutzt; auf ihrem andern Theile steht die sehr tiefe Schale, mit dem Rand unterhalb der Mündung

und ganz nahe an derselben; die Mündel selbst sind klein und deutlich nach einer oben, weißen, verlängerten, lanzettförmigen Juncus hingewendet; ein Netz von edigen, mehr oder weniger breiten, purpurfarbenen Linien bedeckt die ganze Oberfläche der Muschel, welche innen milchweiß mit einem breiten, violetten Flecken in der Mitte ist. Diese Art kommt aus dem indischen Ocean und erreicht eine Größe von 50 Millimetern.

23) *D. scripta* Lam. (Eiffes t. 379. f. 222. t. 380. f. 223. Knorr, Bergm. VI. t. 7. f. 43. Martini VI. t. 26. f. 261, 265. Encycl. pl. 260. f. 2 — 4.) Die Schale eiförmig, fast dreieckig, zusammengebrückt, glatt, mit welligen, purpurfarbenen Linien, wie beschrieben; innen violett, die Schloßstelle stark verjüngt, die Juncus sehr lang, lanzettförmig, die Ränder scharf, fein gekerbt. Diese Muschel ändert in der Färbung sehr ab, so daß man darnach sie nicht, sondern nur durch ihre Bildung untersuchen kann.

24) *D. tranculus* Linn. (Eiffes, Conch. t. 376. f. 217. Le Gafet, Adanson l. c. t. 18. f. 2. Martini VI. t. 26. f. 253, 254. Sowerby, Genera of Shells, No. 10. f. 2.) Die Schale quer verlängert, mit sehr kleinen Längsstreifen; innen violett, die vordere Seite sehr kurz, glatt. Diese Art variiert ebenfalls sehr. Man kann die Abänderungen in zwei Theilungen bringen, nämlich in solche, welche gestreift, und in andere, welche es nicht sind. Die ersten sind meistens weißlich etwas violett, mit weißen Strahlen, die andern sind gelblich oder hornfarben. Die Schale ist länglich, quer, fast dreieckig, ungleichseitig, an der hintern Seite kurz, schräg abgestutzt, zugrundet und glatt. Innen sind die Schalen selten weiß, sondern meist violett oder essigviolett gefleckt. Bei allen Varietäten befindet sich das Schloß gleich, es ist schmal, mit zwei Cardinalzähnen auf der linken Schale, auf der rechten steht ein großer, gehaltener Zahn mit einem kleinen zur Seite, die Seitenzähne sind verloschen. Wird auf 47 Millimeter lang; der Mantelrand ist gewimpert, die Athmendorren halb so lang als die Schale, die vordere mit äßigen Wimpern. Diese Muschel findet sich um ganz Europa, besonders auch im mittelindischen Meer und an den französischen Küsten. In Renéeville bei Caronello, in Respal Tonnain. An der Westküste von Frankreich findet man sie nicht tief im Sande vergraben. Bei großer Ebbe gehen sie oft aus dem Boden heraus und schleppen sich auf dem Sande weiter, wol um Wasser zu suchen, und man findet sie dann oft Fuß weit von ihren Höhlen, in denen sie leben, entfernt, den Weg durch eine Furche bezeichnet, den sie mit dem Fuße machen. Mittels dieses können sie auch springen. Sie strecken ihn nämlich so lang aus, als die Schale ist, wobei er schmaler wird, biegen dann die Spitze gegen den Rücken der Schale, legen ihn auf den Sand, stellen damit die wachstümmelnde Schale auf das Schloß und spreizen den abgeworfenen Fuß los, wodurch die Schale fortgleitet. Bei diesen Act bemerkt Deshayes (Enc. math.): „Il est impossible, d'après Mr. Lamarck, de distinguer cette espèce du Donax angustum; il y a entre ces espèces une confusion, qui

se retrouve dans la collection du célèbre professeur, comme nous avons pu nous en assurer de visu les principales distinctions reposent sur le côté postérieur, plus court dans l'une que dans l'autre, et sur la grosseur relative des stries; mais après avoir vu une quantité considérable de ces coquilles provenant de diverses localités, nous pouvons affirmer que ces deux caractères se perdent par des transitions auxquelles il serait impossible d'assigner des limites. Dans ce grand nombre d'individus que nous avons examinés, nous en avons trouvé quelques-uns qui présentent des caractères constants, et comme ils proviennent des mêmes lieux, nous leur avons conservé le nom de *D. anatinum*."

25) *D. trisulcata Deshayes*. (Enc. 1. a.) Die Schale eiförmig-dreieckig, viel, fest, niedergedrückt, weiß oder gelb, mit drei rosenfarbenen oder violetten Streifen; die lunula gerandet, in die Luerie runzelig. Größe 35 Millimeter. Vaterland unbekannt.

26) *D. obscura Deshayes*. (Ib.) Der *Cuneata* nahe verwandt. Die Schale eiförmig, fast dreieckig; plattgedrückt, fein gestreift, hinten etwas abgestumpft, runzelig; mit der Länge nach laufenden Streifen und Runzeln; außen schwarzbraun, innen violett. 32 Millimeter breit. Vaterland?

27) *D. sabagella Lam.* Eine kleine Muschel von 26 Millimeter Größe, ziemlich länglich, glänzend, mit sehr feinen Verticallinien, welche die Längstreifen durchkreuzen; Farbe röthlichweiß, mit fast eisenfarbenen Strahlen, die kleinere Seite kurz, schief, gewölbt, etwas gekielt. Vaterland unbekannt.

28) *D. anatinum Lam.* (Encl. Synon.) Die Schale quer-länglich, etwas glänzend, weißlich, hornfarben oder bleigroßlich, mit sehr feinen Längstreifen, welche in der Mitte durch Querstreifen gegittert sind; die hintere Seite schief gekielt. 32 Millimeter groß. Französische Küsten.

29) *D. martinicensis Lam.* Platt, 50 Millimeter lang, eiförmig, der Länge nach und sehr fein in die Luerie gestreift; am einen Ende gekielt, am andern verlängert; weißlich, etwas ins Rosa lebend. Martinique. Deshayes führt *Sowerby's Capas complanata*, als zu *Donax* gehörig, auf; unter den Arten mit glatten Rändern noch zwei neue Arten, *D. Lessonii* und *corbuloides*. Nach seiner Angabe ist *Sowerby's* fossilie *D. anatinum* nicht diese, sondern eine eigene Art *D. transverza*. — Cap beschrieb noch eine *D. variabilis*.

C. Als dritte Abtheilung ist die Gattung *Capas* zu rechnen; vgl. L. den Art. (Dr. Thon.)

**DONAX.** Eine Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der Gruppe der Bromeen der natürlichen Familie der Gräser, welche Palisot de Beauvois (Agrostogr.) von *Arundo* getrennt hat. Char. Die Blüthen rispenförmig; die Ähren drei- bis fünfblüthig; die Kelchspelen groß, fast so lang als die Blümchen und diese einschließend; die Blümchen alle zwittrig; die obere Spelze ausgetran-

det, die untere dreiblühig, mit langen Seidenhaaren besetzt; der Griffel sehr lang; die Narben sprengweitblühmig. Trinius behält für diese Gattung den alten Namen *Arundo* bei, und sonderl. Ar. Phragmites unter dem Namen *Phragmites* ab. *Arundo* unterscheidet sich von *Donax* durch drei- bis siebenblüthige Ähren, ungleiche Kelchspelen, welche länger als die Blümchen sind, männliches oder geschlechtslos, nachts unteres Blümchen und zwittriger, mit langen Haaren umrandete obere Blümchen, endlich durch sehr spitzige Narben. Die wenigen Arten dieser Gattung, deren spezifische Unterschiede noch genauer bestimmt werden müssen, wachsen bloß im Gebiete des Mittelmeeres. Die bekannteste ist: *D. arundinaceus Pal. de Beauv.* (*Arundo sativa Scheuchzer Agrostogr.* p. 159. t. 3. f. 14. A.—C. *Arundo sativa Lam.*, *Host gram.* IV. t. 38. *Scalochloa arundinacea Mertens* und Koch *Leutchl. fl.*, *Scalochloa Donax Gaudin fl. helv.*, *Violi* oder *spanisch Rohr*) ein perennirendes Gras mit 6 bis 16 Fuß hohen, über 100 hohlen, hohlen, holigen, knöchigen Stämmen, mit einem Halbstreife kurzer Haare an der Wundung der Blattscheiden, mit langen und breiten, lanzettförmigen, spärlichen Blättern und krautiger, sehr zäher, violett, gelb- und silberfarbener Blüthenrispe. Im südlichen Europa und nördlichen Afrika, besonders an der Meeresküste und an andern stehenden und fließenden Gewässern, auch im südlichen Syrien und in den südlichen Cantonen der Schweiz, sowohl angepflanzt, als wildwachsend. Aus den Stämmen dieser größten europäischen Gräserart werden Angelröhren, Spargelröhren, Pfeifenröhren, Weidenröhren, Mundstücke zu Clarinetten und dergl. mehr verfertigt. Die alten Griechen und Römer kannten diese Rohr unter denselben Namen, und wendeten es zu Pfeilschäften, Stützen und dergl. an (*Sorci Homer.* II. 11, 583., *Theophr.* hist. pl. 1, 7, 4, 11, *Dioscor.* mat. med. 1, 114., *Plin.* H. N. XVI, 66. XXIV, 60. XXXII, 52. Sprengel, *Aegypt.* II. S. 176.). Besonders reichlich und schon wuchs dieses Rohr, nach dem Zeugnisse der Alten, am oryentischen Eux in Babilon.

(A. Sprengel.)

Don Benito, f. Modellir.

**DONCATER**, Modellschmied. Die wohlhabende Handelsstadt in der Beschreibung benannten Abtheilung von Vorkath, am Flusse Don gelegen, der sie in zwei Hälften theilt, die durch zwei Brücken verbunden sind. Sie hat 1898 Häuser und 9116 Einwohner. Außer der schönen Hauptkirche gibt es noch Kapellen für Presbyterianer, Methodisten und Landler, treffliche Anstalten für Kasse und Arme, und seit 1795 ein Theater. Zur Römerzeit hieß die Stadt *Dunum* oder *Dano* in der *Britannia romana*. Noch sieht man Überreste einer Römerstraße, und bei Ausgrabungen findet man öfters römische Alterthümer. Der berühmte Martin Korbber ist hier geboren. (H.)

**DONCHERY**, französische Stadt an der Waas, im Departement der Ardennen, im Bezirke Erbon, kaum eine Meile von dieser entfernt. Sie hat 1898 Häuser und gegen 2000 Einwohner. Besonders wird Bollenweberei getrieben, und eine Art dichter und dauerhafter

tes Bollwerk wird nach diesem Orte benannt: Dondangen. (H.)

**DONDANGEN**, Kirchspiel und Herrschaft des pitentischen Districts von Kurland, wird von der Nord- und Ostseite von der Dñsee und dem rigischen Meerbusen umschlossen, und grñzt von der Landseite mehrertheils durch große, meilenlange Wälder, an die Kirchspiele Erwahnen und Witten. Die Herrschaft bildet demnach, wie man sieht, den nördlichsten Vorprung der Provinz Kurland, und hat einen Umfang von beinaßig 40 deutschen Meilen, davon 11 Meilen Seestrand. Dieser ausgezeichnet fischreiche Seestrand endigt in dem der Schiffahrt so furchtbaren Riffe bei Domesneß, welches den rigaischen Meerbusen von der eigentlichen Dñsee scheidet. Alle Schiffe, die nach diesem Busen, nach Riga oder Pernau segeln oder zurückkehren, schiffen hier vorbei. Die Schiffer müssen um die äußerste Spitze in möglichster Entfernung herumfahren, und sich sehr versehen, wenn sie nicht auf das Riff gerathen wollen; alljährlich stranden hier wol sechs und mehr Schiffe. Auf der äußersten Spitze der Erözunge sind schon in der Mitte des 15. Jahrh. zwei Feuerbothen, ursprünglich nur von Holz, errichtet worden, und die Stadt Riga bezahlte jährlich an die Herrschaft Dondangen 2500 Thaler Abrente, wofür vom 1. August bis zum 1. Januar, alten Stils, alle Nächte auf diesen Bothen ein geößiges Feuer unterhalten werden muß. Erbkiden die Seefahrenden nur ein Feuer, so sind sie recht am Ende des Riffs, und außer Gefahr, sehen sie aber beide Feuerbothen, so sind sie in Gefahr. In den fünf Monaten werden ungefähr 750 Raden Holz verbraucht. Auf der entgegengesetzten Seite des Meeres, auf den Inseln Rund und Dsel, finden sich ähnliche Erleuchtungsanstalten. Die Herrschaft Dondangen selbst enthält außer dem Hauptort, 11 Weiskö, 18 Dörfer und 161 einzelne gestreute Bauergüter. Männliche Seelen wurden im J. 1809 überhaupt 2371 gezählt, so daß sich für den großen, freilich theilweise aus ausgebeuteten Wäldern und Morästen bestehenden Landstrich nicht viel über 5000 Einwohner ergeben. Die Schloßkirche in Dondangen mitgerühnet, stehen in der Herrschaft vier Kirchen, welche von zwei Predigern versehen werden. Der eine wohnt in Dondangen, der zweite in Irben. Unter den übrigen Dörfern ist, neß Anstruppen, mit einem vergessenen Gesundbrunnen, besonders auch das Stranddorf Kollen zu merken. Seine Einwohner sind größtentheils Fischer, aber keineswegs Ketten, sondern Ueberreste des alten Kriernamens, wie ihre von der lettischen durchaus verschiedene Sprache darthut. Ihre Sitten und Kleidung stimmen mit denen der Letten in dieser Gegend überein, auch warten sie den Gottesdienst in lettischer Sprache, die von allen Erwohnen verstanden wird, ab. Dagegen betheuern sie nur unter sich, und sie sind sehr besorgt, ihre Sprache, die sie selbst die lische nennen, auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Man behauptet, daß sie abergläubischer, als die Letten wären. Noch gibt es am diesen Strande, in dem dondangenschen und popenischen Gebiet, acht Dörfer, wo sich diese Vöer finden, und sie bewohnen in Allem ge-

gen 160 Gesinde. Das Schloß Dondangen, eins der ältesten in Kurland, indem es von dem dritten Landmeister von Inland, von Dietrich von Grönningen, im J. 1249 erbaut worden, hat sich vortreflich erhalten, obgleich eine schwedische Belagerung in dem großen nordischen Kriege vielen Schaden anrichtete. Es ist im Wierede gebaut, gewölbt durch die ungleichen Fenster, durch die hohen Mauern einen sehr eigenthümlichen Anblick, und enthält eine Kuchkammer, eine Sammlung von Antiquitäten, eine kleine Bibliothek, Kunst- und Naturalienkammern, auch ein geößtes Zimmer, in dem es nicht ganz geueuer. Es soll nämlich in dieser Stube zu Zeiten eine grüne Jungfrau umgehen. Die Schloßkirche hat eine gute Orgel. Die lettische Kirche enthält eine Menge Monumente, zum Theil von schönem Marmor, welche der verstorbenen Fürst Sacken errichten ließ. In der Mitte der Kirche erhebt sich das feine. In den Händen des Todes ist Dondangen nicht lange geblieben, es wurde ein Laßtag der Erbkiden von Riga, und kam von diesen durch Kauf an das Bisthum Kurland. Die Bischöfe Münchhausen, Elster und Berserwig pflegten nicht selten hier zu residiren. Mit dem Untergange des Bisthums kamen Burg und Herrschaft, Anfangs nur als Pfand von dem Herzoge Magnus von Holstein, an die von Salow, und von diesen durch Heirath an die von Wapdel, die zugleich von 1617—1656 den ganzen pitentischen District unter dem Namen einer Statthalter pfandweise besaßen. Dietrich von Wapdel, Erbkid auf Dondangen, Biera- und Putzinen, verkaufte Dondangen an seinen Schwager, den kurländischen Kanzler Ewald von der Osten-Sacken, aus dem Hause Baden, den nachmals sein Bruder, der besten-cassische Obristlieutenant Johann Ulrich von der Osten-Sacken, beerbte. Johann, Ulrich's Sohn, der königl. preuß. Obrist-Kammerherr, geh. Staats- und Kriegsminister, Fürst Karl von der Osten-Sacken, starb kinderlos, den 31. Dec. 1795, nachdem er vorher durch Testament Dondangen seiner Gemalin, einer geborenen von Dießlau, gegeben. Von ihr kam die Herrschaft in gleicher Weise an den heutigen Besitzer, den Grafen von der Osten-Sacken. — Johann Friedrich Bankau, gestorben als Prediger zu Dondangen, im J. 1725, hat ein historisches Gedicht, Dondangen betitelt, hinterlassen; es ist aber nur in der Handschrift vorhanden und vier Bogen lang.

(v. Stranberg.)

**DONDI** (Jacob de'), auf Latrinisch Dondus oder de Dondia, ein berühmter Arzt, Physiker, Mathematiker und Philolog, wurde zu Padua zu Anfang des 14. Jahrh. geboren. Seine Hauptschrift, eine Materia medica, erschien erst hundert Jahre nach dem Tode des Verfassers (zuerst unter dem Titel: Promptuarium medicinale, Venet. 1481. fol., dann u. d. A. Aggregator, Venet. 1543, 1576. fol.; auch Italienisch als Herbolario volgare, Venet. 1536.) und soll, nächst einer alphabetischen Aufzählung der damals bekannten Gewächse und ihrer Heilkräfte, die ersten botanischen Abbildungen in groben Holzschnitten enthalten. Außerdem schrieb er mehre physikalische und philologische Werke, die aber

Manuscript geblieben sind. Größern Ruhm aber erwarb er sich durch eine sehr künstliche Uhr, welche Anton von Padua nach seinen Angaben verfertigte und welche im J. 1344 auf dem Palaste zu Padua aufgestellt wurde. Jakob D. starb wahrscheinlich um das J. 1370. — Sein Sohn J. Johann de' D., gestorben 1380, gleichfalls Mathematiker und Arzt, war ein Freund Petrarcas. Auch er verfertigte eine sehr berühmte Uhr, welche auf der Bibliothek des Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand aufgestellt wurde, und dem Künstler und seinen Nachkommen den Beinamen dall' Orologio (Horologium oder de Horologio) eintrug. Aus der Familie der Dondi dall' Orologio, welche noch jetzt in Venedig und Florenz blüht, haben sich in neuerer Zeit als Schriftsteller bekannt gemacht: die Marchesen Anton Karl D. dall' D. als Verfasser des *Prodomo dell' storia de' Monti Euganei* (Padov. 1780), und Scipio als Herausgeber der *Notizie sopra Jacopo e Giovanni Dondi dall' Orologio in den Saggi di Padova*. Tom. II. p. 469. (Nach *Euride*, Biogr. univers. Art. Dondi.)

(A. Sprengel.)

**DONDI DALL' OROLOGIO** (Francesco Scipione), Graf von Piove di Sacco, geb. zu Padua den 19. Jan. 1756, gest. daselbst den 6. Oct. 1819. Nach vollendeten Studien auf dem collegio dei nobili in Modena, wo damals Spalanzani, Barbieri, Ruvoletti, Cassiani, Paradisi und andre ausgezeichnete Männer lehrten, trat er in den geistlichen Stand durch Annahme eines Canonikats an der Hauptkirche seiner Vaterstadt. Vom J. 1782 an durchlief er die verschiedenen Ämter des Domstifts und gelangte im J. 1807 zur Würde eines Bischofs von Padua zur allgemeinen Freude seiner Mitbürger, unter denen sein Geschlecht seit dem 13. Jahrh. blühet. Freunde und Bekannte feierten, wie dies bei ähnlichen Veranlassung in Italien zu geschehen pflegt, dieses Ereigniß auf eine seiner würdigen Weise, durch die Herausgabe mehrer wertvollen Schriften<sup>1)</sup>, während er seinerseits die Sammlungen des Seminars mit Modellen, Münzen, Naturproducten, Büchern und Handschriften bereicherte, worunter insbesondere ein eigenhändiges Schreiben von Francesco Petrarca an einen seiner Vorfahren, Giovanni Dondi, sich befindet. Die treueste Erfüllung der Pflichten seines Amtes mitten unter den Stürmen einer gewaltig bewegten Zeit erwarben dem Bischofe die allgemeine Achtung, die tiefen Kenntnisse, die er in dem Kirchencollegio, der Kirchengeschichte und der Literatur besaß, bewogen nachhaltige Gelehrte, von denen wir nur Zarabeschi, Langi und Milani nennen, mit ihm in Briefwechsel zu treten; endlich wurden ihm nach und nach mannichfache Ehrenbezeugungen zu Theil, als die Ernennung zum Doctor beider Rechte, zum membro elettorale del collegio dei savi, zum Baron des Reichs, zum Comthur des italienischen Ordens der eisernen

Krone und zum Vescovo assistente al soglio papale. Seine gedruckten Werke<sup>2)</sup> sind: 1) *Discorso sopra i doveri delle claustrali pubblicato per la professione di donna Maria Clara*. (Padova 1780. 12.) 2) *Memoria sopra Jacopo e Giovanni Dondi*. Dieser gelehrte Zusatz über zwei seiner berühmtesten Vorfahren steht im zweiten Bande der Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Padua, der er selbst angehörte. 3) *Due lettere sopra la fabbrica della cattedrale di Padova*. (Padova 1794. 4.) Sie enthalten schätzbare Beiträge zur paduanischen Kunstgeschichte. 4) *Sinodo inedito e Memoria della vita di Pileo Prato*. (Padova 1795. 4.) 5) *Dissertazioni sopra l'istoria ecclesiastica di Padova*. (Padova, nel Seminario. 4.) Diese Abhandlungen, neun an der Zahl, erschienen vom J. 1802 bis 1817, mit einer Menge erläuternder Kupfertafeln. Sie beweisen den rastlosen Fleiß und dem kritischen Scharfsinn des Verfassers, der die Urkunden aus dem Capitelsarchiv schöpfte. 6) *Serie storico-cronologica del canonici di Padova*. (Padova, nel Seminario 1806. 4.), voll sehtener Notizen. 7) *Sopra li cimiteri*. (Padova 1809.) Hat zwei Auflagen erlebt. 8) *Illustratio pagellae casuum reservatorum*. (Patavii 1807.) 9) *De moro oeculandi anulum episcopalem*. (Patavii 1809.) 10) *Dissertazione sopra li riti, la disciplina e le costumanze della chiesa di Padova sino al XIV. secolo*. (Padova 1816. 4.) 11) *Lettera postuma dell' abate Gennari*. (Padova 1807. 4.) Bezieht sich auf Nr. 3. 12) *Laudatio in funere Bernardi Mariae Carendonii episcopi felsinensis, habita in aede metropolitanae parisiensi coram Patribus nationalis Concilii*, XIII. Calend. octob. ann. MDCCCXI. (Patavii 1812. 4.) Daß in Paris im J. 1810 vorgenommene Nationalconferenz hatte Dondi gewünscht, um die Trauerrede auf das einzige Mitglied zu halten, welches dasselbe während seiner Dauer durch den Tod verlor. 13) *Alessio Lazzio, viro celeberrimo et doctissimo, epistola de argenteo vasculo inaurato*. Stehet nebst Langis Antwort in *da Rio*, *Giornale dell' Italiana Letteratura*. (Padova 1808.) Tom. XXIII. abgedruckt. Die Berzierungen dieses Kirchengefäßes sind auch bildlich dargestellt. (Graf Henckel von Donnermark.)

**DONDIA**. So nannte A. Sprengel (Mem. de la soc. de Mose. V. p. 8), nach Jakob de' Dondi (f. d. Art.), eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Klasse und aus der Gruppe der Sanktulen der natürlichen Familie der Umbelliferae. Candolle behauptet, daß Reder (Elem. No. 306) schon 23 Jahre früher dieselbe Gattung, zu Ehren des Naturforschers B. Hacquet (f. d. Art.), Haesquetia genannt habe. Inzwischen haben die meisten neuern Botaniker den Sprengel'schen Namen angenommen. Ghar. Die Dolde knospenförmig, die Dolbenhülle fünf- bis sechs-

1) Einige De varj opuscoli che vennero qui publicati nel solenne ingresso del cav. Scipione Dondi dall' Orologio a vescovo della nostra diocesi, in *da Rio*, *Giornale dell' Italiana Letteratura* (Padova 1805). Tom. XX. p. 186.

2) Über die nicht gedruckten Schriften und die andern Lebensumstände des Bischofs s. die Necrologia di Francesco Scipione Dondi dall' Orologio vescovo della nostra città, in *da Rio*, *Giornale dell' Italiana Letteratura* (Padova 1819). Tom. I. p. 129.

Mütterig, länger als die Dode; die Kelchblätter stehen bleibend; die Frucht eiförmig, solche, fast dreieckig, mit concaven Zwischenräumen. Die einzige bekannte Art: *D. Epipactis Spr.* (l. a. *Gaudin* fl. helv. II. t. 3, *Epipactis Matthioli*, *Anstracia Epipactis Scopoli* carnol. n. 303. t. 6., *Jacquin* austr. V. p. 32. t. 11., Sturm, *Zeichn.* Pl. 24., *Haequetia Epipactis Cand. Prodr.* IV. p. 85.), ist ein fleischiges Kraut, mit perennirender dickfaseriger Wurzel, gestielten, bandförmig getheilten Blättern, dreilappigen, spitzgelagerten Blattspitzen, eiförmigen, fingerlangen Blüthenköpfen und gelben, zum Theil männlichen, zum Theil hermaphroditischen Blüthen. Diese jährliche Pflanze wächst in Bergwäldern im Thale von Aosta, in Kärnten, Krain, Kroatien, Siebenbürgen, Böhmen und Schlesien. *Dondia Adanson*, f. *Loeben* L. (*A. Sprengel*).

**DONDISIA.** So nannte Candolle nach Jac. de Donbi (auf Lateinisch *Dondus*; daher muß es *Dondia* und nicht *Dondisia* heißen) eine nur unvollständig bekannte und von *Stigmantanthus Loureiro* kaum zu unterscheidende Pflanzengattung aus der Gruppe der Guetarden der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch trichterförmig; mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit sehr kurzem, füsigen Saume; die Corolle mit kurzer Röhre, welche innen mit Reiten, rückwärts gerichteten Borsten besetzt ist, und mit fünf lang zugespitzten Fäden; die kurzen, dünnen Staubfäden sind zwischen den Corollenfäden eingelagert; der Griffel ist fadenförmig, in der Mitte angeschwollen und haarig; die Narbe eiförmig; die Frucht unbekannt. *D. Loebenianulii Cand.* (*Prodr.* IV. p. 469.), die einzige Art, welche Leschenault aus den südlichen Gebirgen von Hindostan gesunden hat, ist ein glatter Strauch mit schlanken Zweigen, gegenüberstehenden, kurzgestielten, ablangen, an beiden Enden zugespitzten, ganzrandigen Blättern, kleinen, zugespitzten, häuflichen Aestblüthen und kleinen, in den Blatt- oder Zweigachseln stehenden drei- bis vierblüthigen Blüthenständen. *Dondisia Scopoli*, f. *Raphanus L.* (*A. Sprengel*).

**DONDRA HEAD,** oder **CAP DONDRA,** die südlichste Spitze Ceylons, 5° 56' nördl. Br., 80° 56' östl. l. v. E. In der Nähe befinden sich Überbleibsel eines einst rathlosen Hindu-Tempels. (*Palmbiad*).

**DONDUCCI** (*Giovanni Andrea*), genannt Mantellina, geb. zu Bologna 1573, bildete sich unter den Carracci, gelangte aber nicht zu der richtigen Zeichnung, wodurch sich die Schule dieser Meister auszeichnete, verstand jedoch diesen Mangel auf eine geschickte Weise zu verbergen; schon dadurch, daß er das Noth zu vermeiden suchte, noch mehr aber dadurch, daß er sich großer Schattenspielen bediente, welche es schwieriger machten, die Umrisse genau zu verfolgen. Seine Kunst ist in der Wirkung von Licht und Schatten ist indessen wirklich zu bewundern. Später veränderte er seine Manier, und ging zu jenen lichten zarten Tönen von Guido Reni und Guercino über, wodurch er aber weniger Glück machte. Die reichhaltigsten Gemälde führte er für einen geringen Preis aus. Zwei solcher Gemälde von großem

Umfange findet man in der Kirche des heiligen Dominicus; in dem einen ruht der Heilige einem Mann, von einem Pferde gedödet, ins Leben zurück, in dem andern rettet er Schiffer vom nahen Untergange. — In seinen Landschaften, welche er mit geschickter Hand in einer hellen glänzenden Manier ausführte, sieht man Lände und Stadtmärkte von kleinen geistreichen Figuren. Viele seiner großen Gemälde zierte die Kirchen seiner Vaterstadt, er selbst begab sich endlich in ein Kloster, wo er in einem hohen Alter starb. *E. Malvasia*, *Felsina Patrucci*. T. II. p. 160. und *Fiorello T. II.* p. 613. (*A. Weise*).

**Donema**, f. **Donellus**.

**DONEGAL**, Grafschaft in Irland, Provinz Ulster, hat nördlich und westlich das atlantische Meer, östlich die Grafschaft Londonderry und Arzney, südlich die Grafschaft Fermanagh und die Bai von Ballyshannon zu Grenzen. Sie erstreckt sich gegen 70 engl. Meilen in die Länge, von 12 bis 36 in die Breite, und enthält 1725 Meilen Areal, der größte Theil der Oberfläche aber ist wüsth. Man rechnet, daß nicht weniger als 70,000 Morgen Landes nur Sumpf oder Seebieg sind. Zwischen die Donegalgebirge tritt der Meeressaum Lough Swilly ein. Außerdem gibt es mehr größere und kleinere Seen. Flüsse sind: Glen, Dale, Erne, Eel, Ombarra. Das Land ist in fünf Baronien eingetheilt, und enthält 42 Kirchspiele mit 30 sogenannten Städten, die aber zum Theil nur aus 20 bis 30 Häusern bestehen, und angeblich mit 500 Dörfern. Die Einwohnerzahl wird gegen 200,000 angegeben. Die Hauptmanufakturwaren sind Woll, Leinwand und wollene Zeuge; auch wird viel Branntwein (Whisky) und Kelp bereitet. Die Bauern an der Küste hält man für die echte irische Uraace, die sich von den Bewohnern des Inlandes sehr unterscheidet, und durchaus die englische Sprache nicht kennt. Durch die ganze Grafschaft findet man zahlreiche Ruinen von alten Schlössern und Klöstern zerstreut, und sonst noch viele Alterthümer. Hauptstadt ist Eilsworth. (*H.*)

**DONEGAL**, Stadt in der gleichnamigen Grafschaft an der Bai Donegal auf der Westküste der Insel bei der Mündung des Eel, mit einem Hafen, 554 Häusern und 4052 Einwohnern. Sie ist sehr im Verfall. In der Nachbarschaft sieht man die Ruinen eines 1474 erbauten Meisters. (*H.*)

**DONELLUS** (*Hugo*), in der Landessprache *Dun-gues* *Doncaus*, geb. zu Châlons sur Saône im J. 1523 oder 1527 (sein Geburtsjahr ist ungewiß), studierte die Rechte in Toulouse unter Coras und Duferrier, und zu Bourges unter Equinard Baron und Franz Duarein, und erhielt daselbst 1551 die Doctorwürde. Auf Durein's Empfehlung erhielt er dort durch den Kanzler l'Hospital, im J. 1551 eine Professur, rückte jedoch nicht in die vier Jahre später eröffnete Stelle des Bandwärters ein, indem ihn in dieser Hinsicht Cujas vorgezogen wurde. Über diesen Vorzug richtete er eine Beschwerde an den Kanzler, die jedoch von demselben unter dem 3. August 1555 (die Antwort des Kanzlers ist in *Donelli opera postuma*. [Hanov. 1604.] p. 268, sowie *Doncaus* Erwiderung auf diesen Brief, ebenfalls

p. 269—276 abgedruckt) in etwas hartem Worten zurückgewiesen wurde; weshalb er lebenslänglich mit Cujas jähnte und einer seiner bestigsten Gegner geworden ist. Daß er von Bourges sich nach Orleans als Professor begeben, ist ein Irrthum; er befand sich noch an dem ersten Ort, als im J. 1572 die Bartholomäusnacht auch dort das Wort herbeiführte. Da er Protestant war, und in die größte Lebensgefahr gerieth, so brachten ihn seine Zuhörer, namentlich die deutschen Studenten, vertrieben aus der Stadt; er floh nach Lyon, von da nach Genf, und wurde, nachdem er sich dort einige Zeit lang aufgehalten hatte, vom dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, nach Heidelberg als Professor berufen, wo er auch einige Jahre die Stelle des ersten Lehrers der Rechte bekleidete. Friedrich's Sohn und Nachfolger Ludwig IV. begann aber die Protestanten zu drücken, und begab sich nach Leyden, wohin er als Professor berufen war. Hier beging er die Unvorsichtigkeit, sich im J. 1587 in die Versammlung des Grafen von Leicester, der Holland der englischen Krone zu unterwerfen beabsichtigte, einzulassen; er mußte daher im J. 1588 das Land verlassen, und begab sich nach Zeuthland, wo er endlich von der Reichsstadt Nürnberg zum Professor in Altser berufen wurde, und daselbst im J. 1591 den 4. Mai verstarb. Sein Schüler und Lobredner war Scipio Gentilius, sein Feind Biffen (Siphanus), der in Bezug auf seinen Vornamen das *οὐδὲν ἴσως* auf ihn anwandte.

Die Urtheile über seinen Werth als Rechtslehrer sind sehr verschieden; Giffen hat ihm Reichthumsfreudigkeit und Unbekanntheit beinahe mit Allem, was nicht das Corpus Juris war, vorgeworfen; wegen anderer, namentlich die Reuten, ihn als einen geistreichen und trefflichen Theoretiker betrachten; ein Urtheil, in welches Haubold<sup>1)</sup> und v. Savigny<sup>2)</sup> einstimmen. Giffen's Urtheil wird einigermaßen durch eine Anekdote unterstützt, welche Wagnier<sup>3)</sup>, Professor zu Frankfurt, dahin erzählt: Intellexi ex meis collegis, Magnum iatum Hugonem Donellum cum professione Lugduni Batavorum fungeretur, nonquam annum fuisse apothecam sive quietantiam accepti trimestris salarii proprie Martae conscribere, sed semper ad collegarum aurum opem confugisse, et cum dicerent eam posse sub lingua Gallien, vel etiam latina conscribere, non tamen sibi tantum summa audebat, metuens semper aliquam exortationem.

Donellus's Schriften sind: 1) Commentaria in tit. Pandectarum de iuribus, nautico fonnere, de fructibus, causa et accessibus et de mora. (Paris 1556. 4.) 2) Ad legem Justinian de sententiis, quas pro eo quod interest profertur, sive de eo quod interest, liber. (Paris 1561. 4. Neustadt 1580. Altorf 1589.) a Donello recognitis (Ap. Carterium 1596. Leyden 1630.) 3) Comment. ad tit. Dig. de

rebus dubiis. (Bourges 1571. Antwerpen 1584.) 4) Comment. ad tit. Cod. de pactis et transact. (Bourges 1572. Paris 1573. Köln 1578.) 5) Zacharias Furnosteri Defensio pro iusto et innocente tot millium animarum sanguine in Gallia effuso adversus Monitum calumniam. 1573 und 1579. (Der Bischof Montluc schrieb im J. 1572 einen Brief an die polnischen Stände, um den Prinzen Heinrich bei der Königswahl zu empfehlen, und nachher noch eine besondere Vertheidigungsschrift gegen die Vorwürfe, die demselben über die Höchstzeit gemacht wurden, beide unter dem Titel: Epistola Johannis Monitum . . . Eiusdem Monitum defensio . . . Gegen diese Schriften erschien die obige des Doneau unter dem angenommenen Namen Zacharias Furnosterus. Dagegen schrieb Cujas anonym eine Vertheidigung des Montluc unter dem Titel: Praescriptio, welche zuerst in Antwerpen im J. 1574, und in einer französischen Uebersetzung 1576 herauskam. Aber auch Doneau antwortete wiederum in einem sehr bestigen Tone; welche Antwort zugleich mit der Schrift des Cujas 1576 gedruckt worden ist, und in die Ausgaben der Opp. Cujacii von 1588, 1722, 1758 aufgenommen ward. Bergl. Zelong bibl. hist. de France. T. II. p. 261.)

6) Comment. ad tit. Dig. de praescriptis verbis et in factum actionibus. (Heidelberg 1574, 1580.) 7) Comment. ad tit. Inst. de actionibus. (Antwerpen 1581. Ap. Gabr. Carterium. 1596. Lond. Bat. 1620.) 8) Tractatus de pignoris et hypothecis. (Francof. 4.) 9) Tractatus da aedilicio edicto, evictionibus, et duplas seipulations, de probationibus, sive instrumentorum et testibus, ebenfalls. 10) Comment. ad tit. Dig. de rebus creditis seu mutuo, de jurajurando, de in litem jurando, condictione ex lege, triticaria, et da eo quod certo loco. (Antwerpen 1582. Fol. Frankfurt. 1626. Fol. 11) Comment. ad Codicis Justiniani partes quaedam. (Lugd. Bat. 1587. Fol.) 12) Comment. ad tit. Digestorum da diversis regulis juris. (Antwerpen.) 13) Comment. ad tit. Dig. da Verborum obligationibus. (Frankf. 1599. Fol.) 14) Commentarium de iure civili viginti octo, in quibus ius civile universum singulari artificio atque doctrina explicatum continetur. (Frankf. 1595, 1596. Fol.) (Sein systematisches Hauptwerk, vollendet von Scipio Gentilius. Neue Ausgabe von König und Bucher. Einen Auszug lieferte Hüliger unter dem Titel: Donellus enucleatus, grundsätzlich, da die Darstellung des Ganzen, die den eigenthümlichen Werth desselben ausmacht, überlassen, und nur einzelne Sätze ausgehoben werden.) 15) Hugonis Donelli opera postuma et aliorum quaedam, ex bibliotheca Scipionis Gentilii. (Hanoviae 1604.) Zusammengeordnet sind die Opera, cur. Barth. Franc. Pellegrini. (Lucerne 1762—1770, in zwölf Folianten.) — (E. vorzüglich Gundling, kleine juristische Schriften. Nr. 11. Ricciaron, 21. Zbl. Haubold inst. jur. lit. No. 68. etc.

(Spangenberg.)

DONEZ (der kleine Don), ein Fluß im europäischen Rußland, der unweit Belgorod im Gouvernement

1) Inst. jur. Rom. iter. p. 71. 2) Erstes vom Besig. 3) Primordia juris Justiniani in der Dedication.



Aurel entspringt, Anfangs von Norden nach Süden läuft, sodann den Dofoi aufnimmt, aber von Mühlwerken sehr eingeschränkt ist, und nachdem er etwa 4 Meile von dem Städtchen Jégem seinen Lauf von Westen nach Osten genommen hat, oberhalb Dmitrio, im Lande der dorfchen Kosolen, in den Den fällt. Durch die an ihm angelegten Mühlen ist er jetzt ganz unschiffbar gemacht worden, indem man in ihr nicht etwa frische Mühlthämme, sondern Dämme von Riß geschlagen hat, welche der Gewalt des Wassers nicht widerstehend fortgerissen werden, sein Bett immer mehr und mehr verschlimmern, das Wasser, welches ohnehin wegen der in denselben enthaltenen Kalktheile nicht sehr gesund ist, sehr und ungesund machen und durch ihre Ansdünnung die Luft vergiften (Journal von Russland, 1. B. Nov. 1794. S. 333). Eine solche, gegen alle Polizeigesetze verstoßende, theuerste Kalamität sollte zum Besten des Staats und zum Vortheile der Einwohner der Stadt hatterisch Gharlow, wo jenes Unwesen besonders statt findet, noch mehr in Hinsicht auf ihre Gesundheit, völlig unterjagt werden, wenn man auch nicht auf die Schiffbaukosten dieses Flusses gehen wollte. Seine Ufer haben von der Stadt Belgorod an bis an seine Mündungen, starke Felsenungen und Krebseberge, welche auch auf dem rechten Ufer des Don bis zu seinem Ausflusse ins asowische Meer fortstrecken. Daß der Donez schon in den ältesten Zeiten schiffbar war, sieht man unter andern daraus, weil der griechische Kaiser Theophrastus um die Mitte des 9. Jahrh. an den Khan von Asagor einen Befehlenden nebst Booten und Krebsefanten schickte, um bei der Erbauung der Festung Sarail, dem jetzigen Belgorod am Donez, Hilfe zu leisten. Der Gesandte sowie als die Arbeitsleute gingen bis an ihren Bestimmungsort in Booten (Schäfer's nord. Gesch. S. 530 fg.), folglich muß damals der Donez sogar bis nach Belgorod schiffbar gewesen sein. (J. C. Petri.)

DONEZK, eine neue Kreisstadt in der russischen Staatsherrschaft Ischeterowas am Donez, welche im J. 1784 bei der neuen Organisation der Staatsherrschaftsverfassung und einem vorwiegenden Kirchvorste zu einer Kreisstadt erhoben wurde; ist noch zur Zeit ein geringer Ort und erst im Werden begriffen. (J. C. Petri.)

DONGAL, Schwager, Königs in Schottland Sohn und Nachfolger des Congal, kam um des J. 874 zur Regierung. Er zeichnete sich durch eine große Strenge, besonders gegen die jungen Krieger aus, die ihnen so unerträglich wurde, daß sie den Prinzen Alpin, einen Sohn des Königs Achafus, nöthigten, sich an die Spitze einer Empörung zu stellen. Alpin willigte zwar scheinbar ein, begab sich aber zum König und entdeckte ihm die Verschwörung. Die Ueberrumpel des Aufstandes wollten nun die Schuld von sich ab und auf den Alpin wälzen, allein Dongal, bereits von ihrem Vorhaben unterrichtet, ließ sie sämtlich gefangen nehmen und hinrichten. Er wollte darauf dem Alpin ja der Herrschaft über die Pieten verschaffen, die ihm nach dem Ausfließen der Regellen dieses Volksstammes nach einem alten Erbrechte zukam. Als die Pieten sich weigerten, ihn als den von ihnen fremd

geachteten Herrscher anzunehmen, überzog er sie mit Krieg, in welchem er aber nichts ausrichtete, da seine Hahnrüge bei dem Übergange über die Spei strandeten. Die Herrschaft der Schotten über die Pieten nahm nun ein Ende, nachdem sie sieben Jahre gebauert hatte\*). (Rauschnick.)

DONGARD, des Königs in Schottland Eugen Sohn, regierte vom J. 452 bis 457. Unter seiner Regierung wurde der Pelagianismus hier ausgerottet. (H.)

DONGO auch DUNGO, eine Gemeinde und Hauptort des Districtes Rr. VII. von welchem der District selbst den Namen hat, in der Provinz Como des lombardischen Königreichs, am nordwestlichen Ufer des romantischen Comersees, am Ausgange eines vortrichen Thaies, an der Mündung des Dongoflusses in den See, zwischen den Dörfern Russe und Gornafino, zwei Miglien von Gravedona entfernt, in einer großartigen und malerischen Umgebung, mit einem Gemeinderathe (Consiglio comunale), einem I. I. Districtcommisariat, einem Schul-Districtinspectorat, einer katholischen Pfarre, einer Pfarrkirche zum heil. Stephan, welche ganz einsam im See liegt und für alle Bestandtheile (Fraktionen) dieser Gemeinde bestimmt ist, einem reichhaltigen Eisenbergwerke und minder ergiebigen Kupfergruben; einer zweckmäßig eingerichteten Eisengießerei des Herrn Kubini, mit einem Hochofen, Eisenhammer, Kupfer- und Eisenblechwalzen, wo auch Kanonen und Eisenzeugwaren von jedem Gewichte gegossen und treffliche Eisenbleche angefertigt werden. Hier erzeugt man auch viele mathematische und physikalische Instrumente und treibt damit einen starken Hausirhandel nach Leutland. Der hiesige Hafen, welcher vom Staat unterhalten wird, hat einen Flächenraum von 130,000 Metres, und bei gewöhnlichem Wasserstande eine Tiefe von 220 Metres. Bei gewöhnlicher Ebbe- und Fluth gehen täglich Schiffe, welche Waaren und Leute mitnehmen, von Gravedona, wo die Pictur ihren Sitz hat, und welches 370,300 Metres entfernt ist, von Reneggio, 12,962 Metres. Entfernung, und von Bellano, 9259 Entfernung, zu bestimmten Stunden nach Dongo und zurück. Am 7. und 8. December werden hier ziemlich besuchte Jahrmärkte gehalten. Zu dieser Gemeinde gehören die Orte Barbignano, Campedi, Martinico, Reggia und Mosenizonic, mit einer Filial-, einer Nebenkirche und einer offenen Kapelle; sie bilden Bestandtheile oder Bruchstücke von Dongo. Zu dem District gleichen Namens gehören 11 Gemeinden, welche theils am See, theils im benachbarten Thal und Gebirge liegen und zu dem Herzogthum des 43. Linien-Infanterieregiments gehören. (G. F. Schreiner.)

DONGOLA, Dar-Dongola, eine Provinz Ru- biens am Nil, welche sich von Zambab bis Gabel-Dela erstreckt, zwischen welchen beiden Punkten die Südwest- spitze einer großen parabolischen Krümmung des Nils liegt. Längs dem Flußufer gemessen nimmt die Provinz eine Ausdehnung von 60 Stunden ein. An den meisten Stellen ist wenigstens eine Seite des Ufers mit

\*) Buchanan. L. V. p. 168.

zuweilen stundenbreites bebaueter Ebene begrenzt; die zahlreichen Inseln sind durchgehend von äppiger Fruchtbarkeit; das, was nicht zum Ackerbau benutzt wird, ist mit kräftigem Baumschlage bewachsen; selbst die vom Nil entfernten Gegenden haben, in Folge schwacher Regen, in den Niederungen Aufsporst. Die ganze Landschaft scheint ein großes, trocken gelegtes Seebecken mit fruchtbarer Ebene zu sein, oben und unten von Felsengen eingeschlossen, durch dessen Horizontalboden der Nil sich in Schlangenwindungen bewegt. Sehr weite, fruchtbare Thalebenen breiten sich bis Hannet aus und zwischen den Stromarmen liegen fruchtbare Inseln. Nirgends ist Felsland, und zur Zeit der Überschwemmung hat der Nil eine Breite von zwei bis drei Meilen.

Die Witterungsphänomene wiederholen sich im Laufe des Jahres mit ziemlicher Regelmäßigkeit. Die Wintermonate December und Januar zeichnen sich häufig durch kalte Nächte aus; und selbst während des Tages ist es bisweilen unangenehm frisch; ja man hat Beispiele, daß die stehenden Wasserstellen in der Wüste sich mit zoll-dicken Eiskrüden belegten. Diese Kälte ist besonders den Kindern sehr nachtheilig. Februar und März sind schon warm zu nennen. Die schnelle Zunahme der Wärme trägt zur Entwidlung einer kleinen Fliege bei, die sich in großen Schwärmen über die Fläche des Nilthals verbreitet und Menschen und Thieren durch ihren Stich läßt. Im April pflegen sich Stürme aus Nordwest einzustellen, die von ungemeiner Felsigkeit sind; zu andern Zeiten wecheln in diesem Monat und im Mai Winde stillen mit bestigen Nordostwinden. Im Anfang des Juni zeigen sich zuweilen Gewitter; frische Nordwestwinde mildern die Hitze, der Himmel ist oft bewölkt. Je nach den Jahren ergießen sich die dicken Wolken in mehr oder weniger heftigen Schauern, die stets von bestigen Windstößen aus verschiedenen Weltgegenden begleitet sind. Ende Septembers und Octobers pflegt schwacher Südwind zu wehen, der häufig den Horizont mit Nebel überzieht. Im November ist kein Wind vorherrschend und das Wetter sehr angenehm, heiter und anständig. Der Nil singt in der Mitte Mai's zu wachsen an.

Während des Sommers entwickelt sich gewöhnlich im Nilthal ein sehr gefährliches epidemisches Fieber; aus oft erprobter Erfahrung weiß man, daß fern von dem die Vegetation besondern den Erbsich in den sanftigen Ebenen nichts mehr davon zu fürchten ist. Nachdem ein Paare Tage lang der Kranke durch eine bestkummende Hitze bedrängelt worden, entwickelt sich eine Entzündung des Nervensystems, das in heftiges Delirium outartet; am achten oder neunten Tage erfolgt der Tod. Unterbleibt die Nerventzündung, so pflegt sich nach einiger Zeit ein schleichendes Fieber einzustellen, von dem der Patient lange gequält wird. Unter den übrigen Krankheiten der Provinz sind Blattern und Syphilis am häufigsten. Augenkrankheiten sind selten, Blindheit von Blattern ausgenommen; aber man findet viele Leute von mittlerem Alter, die vom Staare geblendet sind, besonders solche, welche öfters Reisen durch die Wüste gemacht hatten.

In dieser Gegend waren einst die mächtigen Emporien Merod und Napata, nachdem beide untergegangen waren, ward D. ein wichtiger Ort; sie scheint erst nach dem Falle von Napata erbaut zu sein. Es hatte, nach Abu-Elah, viele schöne Häuser, breite Straßen und Kirchen. Das Königsgelecht war ein halbes Jahrtausend im Stande, den Khalifen Widerstand entgegenzusetzen, bis auch seine Beherrscher mehr durch innern Zwist und Zerstückelung, als durch äußere Gewalt gestürzt wurden. Im J. 1275 ward sie erobert und zerstört; gewiss war die Beute der Muselmänner an Silber und Gold. (S. das Nähere unter Nubien.)

In den letzten Jahrhunderten übete D. ein Leben, welches dem Namen nach dem in Sennar regierenden Fürstenhaufe der Fungbi untergeordnet sein sollte; eigene Könige, die über das ganze Land regierten, waren längst verschwunden, und in neuerer Zeit herrschten von einander unabhängige Weisirs auf Argo, in Harbad, Dongola, Agusa und Kerri, die von Sennar aus befehlt wurden. Die Spakie-Araber hatten aber das Ansehen der Fürsten von Sennar sehr geschwächt; nach Belieben setzten sie in der Provinz D. Weisirs ein und ab und erhoben einen willkürlichen Tribut. Nur die Weisirs von Argo, aus der Familie von Sibera, welche von den früheren Königen von D. abstammten, setzten sich mit gewohnter Hand in Ansehen.

Allgemein waren die Spakie-Araber wegen ihrer Klauereien verhaßt; als daher die aus Egypten vertriebenen Mamluken sich nach D. zurückzogen, wurden sie mit offener Armen aufgenommen; bald ermächtigten sie sich selbst des ganzen Landes, doch ließen sie die alten Weisirs im Besitze ihrer Leben und begünstigten sie mit möglichen Abgaben. Im J. 1820 unternahm Mehmet Ali Pascha seinen Zug nach Sennar; beim Aufmarsche der türkischen Armeen zogen sich die schwachen Reste der Mamluken nach Dar-Fur und Jemal Pascha unterwarf sich im November nach der Schlacht bei Kerri die ganze Gegend. Das Land übete bei Hüppel's Anwesenheit eine türkische Provinz, jedoch war er der Meinung, daß der Zustand, welchen er antraf, von seiner langen Dauer sein könnte, da die Einkünfte die mit der Verwaltung verbundenen Kosten fast deckten. Und demnach hatten die Türken eine große Menge drückender Abgaben eingeführt, welche die Bewohner diese kaum bezahlen konnten. Häufig finden daher heimliche Auswanderungen nach Egypten statt, obgleich dieses streng verboten ist.

Indem Hüppel ankommt, daß auf ein zur Beschreibung der Halber dienendes Massferad 18 Menschen kommen, findet er die Zahl der Bewohner 94,500. Werden dazu noch die Schiffer auf den der Regierung gehörigen Barken und einige Araberhämme gerechnet, so steigt diese Zahl bis zu 104,250. Die Bewohner zerfallen in zwei Hauptklassen, die Araber und die eingebornen Stämme.

Die Araber \*) sind Nachkommen der alten Aethiopier, aber obgleich sie in der Folge mehrmals unterjocht

\*) Die Araber sie erst durch Hüppel's Reise bekannt gemacht; deshalb gebe ich hier nochmals eine Charakteristik des Volkes, obgleich bereits Aht. VII. S. 321 davon die Rede war.

wurden und sich vielfach mit fremdem Blute mischen, so findet man bei aufmerksamer Forschung doch noch vereinzelte die alten Rationalligkeitszüge, die uns ihre Vorfahren in den Bildwerken aufgezeichnet haben. Ein länglich ovales Gesicht, eine schon gekrümmte, gegen die Spitze etwas zugerundete Nase, verhältnißmäßig dicke, jedoch nicht schnutenförmig aufgeworfene Lippen, zurückstehendes Kinn, schwacher Bart, lebhaftige Augen, stark gelochtes, jedoch wolliges Haar, schöner Körperbau, durchgehend nur von mittlerer Größe, eine bronzene Hautfarbe, bilden im Allgemeinen das Äußere der Dongolawi. Die Sprache enthält Worte von wenig Spitzen, die sich meist in Vocale endigen, und scheint eine Negersprache zu sein. Viele Barabra sprechen das Arabische, aber wenig freie Araber halten es ihrer für würdig, das Verstehe zu erlernen; beide Volksstämme halten sich von einander absondelt, und eheliche Verbindungen zwischen ihnen sind sehr selten. Beide Stämme haben jedoch ein arriertes Kleidung. Ein großes, von Fett und Schmutz durchzogenes baumwollenes Tuch, über die Schultern und Lenken geworfen, bilden den ganzen Anzug der Männer; ihre von Butter triefenden Haare hängen ihnen, in kleine Knotenstränge gewickelt, nach dem Nacken. Jeder hat am linken Oberarm ein kurzes Messer angebunden, nebst einigen in Leder eingesehteten geschriebenen Bauberformeln. Obst der Werber über Feld, so trägt er ein durch einen kurzen Riemen quer über den Arm hängendes gerades Schwert von feinsten Arbeit, welches über Köpfen hieher gebracht worden ist. — Der Anzug der Weiber beschränkt sich auf ein weißliches baumwollenes Tuch mit breiten rothen Streifen an dem Einsaume, welches sie selbst verfertigen. Sie werfen es über die Schultern wie die Männer; zuweilen bedecken sie sich auch damit die hintere Hälfte des Kopfes, oder umschürzen sich das mit die Hüften bei Arbeiten, wo sie die Hände frei haben müssen. Nasen und Ohren schmücken sie mit dicken silbernen Ringen. Die Wohlhabenden tragen häufig an Armen und Hüften silberne Spangen und an dem in dünne Röhren geflochtenen Hauptpaare silberne Glöckchen; die Seiten des Kopfes und den Hals verzieren sie mit Glasperlen und unformlichen Kugeln von Bernstein; silberne Fingerringe mit oder ohne polirten Karmoisstein sind stark in der Mode. Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung einen leichten Vortragsbeutel um die Lenden und werfen zuweilen noch ein baumwollenes Tuch um die Schultern. Um die Weichen binden sie an eine Schnur gereibete, längliche, goldgrüne Karmoisstücke, deren äußere Fläche unregelmäßig polirt ist. Die Knaben gehen bis ins zehnte Jahr ganz nackt, dann winden sie sich einen Kappen um die Schamtheile.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Barabra ist Ackerbau; doch steigt der Nil nicht mehr so hoch, um das ganze Land zu überfluthen, und das Wasser muß daher durch Maschinen gehoben werden. Jährlich werden zwei Ernten gemacht, jedoch nicht sämmtlich auf dem nämlichen Ackerlande; die erste wird im September gleich nach der Überschwemmung gesät und im Januar geschnitten; die andere folgt gleich darauf und gelangt

im Mai zur Reife. Man sät Durra, Mais und Drogen, seit der türkischen Statthalterchaft auch Weizen und Gerste. An dem Uferlaume baut man Lupinen und Bohnen, die ohne künstliche Bewässerung gedeihen. Jedoch Wasserirrigation hat einen kleinen District, der mit Baumwolle, Kamien, Zwiebeln und Tabak bepflanzt ist. Die Türlen haben eine so große Abgabe auf den Ackerbau gelegt, daß fast der ganze Ertrag abgegeben werden muß, und das Volk des Volkes wird immer ärmer.

Fast alle Schafe sind wegen der Krauth des Wolles nach und nach zu Markte gebracht und von den türkischen Soldaten verzehrt worden. Pferde findet man fast nirgend. Im J. 1814 oder 1815 fiel deren eine große Anzahl an einer Viehseuche, und die übrigen gebiethen kamen später fast alle in die Hände der türkischen Soldaten, so daß die ehemals mit Recht berühmte Pferderace als erloschen anzusehen ist. Die Gese sind zahlreich, aber schlecht. Kamele sind in geringer Zahl vorhanden und ebenfalls schlecht.

Die Bewohner begnügen sich gegenwärtig mit ephemeren Strohbetten, und diese enthalten nur sehr armseligen Hausrath. Einige von Dattelscheiden oder Lederstreifen geflochtene Bettstellen, mehrere Strohmatte, eine Steinplatte, um das Getreide zu mahlen, eine flache Lehmplatte, auf der das Brod gebacken wird, nebst den dazu gehörigen drei Lehmpeilern, einige flache Schüsseln, von Dampalmen geflochten, einige kleine irdene Töpfe, einige Kürbisflaschen für die Butter und ein Gefäß zur Aufbewahrung der Pomade, endlich einige Kürbisfäßen zum Darreichen der Speise bilden das ganze Mobiliar. Die Speise ist sehr elend. Häufig ist ihre Nahrung nichts als in Wasser gekochte Bohnenblätter mit einem Aufgusse von Bamiendrüse, gesäuerte Milch und Durra brod; ihre einzige Ergetzung ist das Rausgetränk, eine Gährung des Wasserlaufgusses auf von geteinten Durra Körnern gefertigten Brodbruden.

Die Männer sind meistens träge; die Weiber müssen die Hauswirthschaft und den Ackerbau besorgen und die Baumwolle reinigen und verspinnen.

Im achten Jahre werden die Mädchen aufgeschnitten, im zehnten oder elften von den Männern den Mäthern abgetauft. Haben diese den ganzen Preis erhalten, so werden die Weiber aufgeschnitten; nach erfolgter Geburt wird die Öffnung durch Auffrischung der Wundränder wieder zum Verwachen gebracht; sie bleibt in diesem Zustande so lange, als sie das Nil füllt, und nun wird die Öffnung wieder erweitert. — Freudenmädchen sind in großer Menge vorhanden und nicht sehr verachtet, da sie in jeder Wohnung zugelassen werden und in jeder Gesellschaft willkommen sind. Überhaupt ist die Sittenlosigkeit sehr groß, und fast jede Frau treibt mit ihrer Schönheit Handel; Ehescheidungen sind daher häufig.

Der Islam ist zwar herrschend, indessen befolgen die Dongolawi außer den Ramadanfesten seitens eine andere Religionsceremonie. Nur zuweilen verrichtet einer in Folge eines Gelübdes auf einige Wochen mit großer Regelmäßigkeit die vorordneten Gebete.

Für den Handel mit dem Auslande hat die Pro-

ding, fast gar nichts aufzuweisen; nur getrocknete Datteln werden nach Schenbi, Kordofan und Ägypten geführt. Ehemals gab es hier angesehenen Handelsleute, die regelmäßige Reisen nach Senaar, Kordofan und Darfur machten, deren Producte sie nach den nördlichen Märkten führten; besonders waren die Kaufleute von Gondal durch diesen Verkehr zu Reichthum und Ansehen gelangt. Aber dieser Handel ist durch die letzten Kriege und Mehmet Ali's Monopolsystem gänzlich zerstört. Nur ein armseliger Kleinhandel beschäftigt einige Krämer, welche die ersten Landesbedürfnisse auf den öffentlichen Märkten der Dörfer feilbieten.

Zu den größten Vergnügen der Bewohner gehören Musik und Tänze. Beim Tanze werden sie zwei Kirchschalen als Instrument an; beide schwimmen umgürtet auf einer mit Wasser gefüllten Wanne und werden als Pauken geschlagen. Auch die Tambura, eine Leier mit fünf Darmsaiten und einem Resonanzboden, ist eine tägliche Lieblingsablenkung. Sie können Stunden lang die nämlichen Töne darauf klingen, ohne daß diese Ergetzung ihren Reiz dabei verliert.

Bei Todesfällen werden die alten Weiber des Dorfes planmäßig zusammengerufen, um ein großes Geheul zu erheben. Der Todte wird sogleich gewaschen, in ein reines Tuch gewickelt, auf eine Bettstelle gelegt und sobald als möglich zu dem am Rande der Wüste liegenden Begräbnisplatze getragen. Auf das Grab werden kleine weiße Leinwandrollen gelegt. Gehört die Familie des Verstorbenen zu den Notablen, so hält der Patriarch des Dorfes Vorlesungen aus dem Koran; man schlachtet eine Ziege oder eine Kuh und theilt das Fleisch unter die Anwesenden im Namen des Verstorbenen aus. Über das Grab eines Mannes von ganz besonderm Ansehen pflegt man eine 40—50 Fuß hohe zuckerbuntenförmige Kuppel von dicken Lehmziegeln zu erbauen. Die Wände sind öfter 5 Fuß dick, und so erhalten sich diese Mausoleen Jahrhunderte. Eine kleine, kaum 3 Fuß hohe Thüröffnung führt zum innern Raume. Die nämliche Grabkuppel dient auch für einige der nächsten Verwandten des Verstorbenen.

In Betreff des Charakters glaubt Rüppell, daß folgende Züge die hervorsteckendsten sind, obgleich er seitlich seine Beobachtungen nur in einer Zeit anstellte, wo politische Verhältnisse schwer auf alle Classen drückten. Die Dongolawi sind ein leichtsinniges, lustiges, sinnliches und in hohem Grade egoistisches Volk. Gemeinfinn kennen sie auch nicht einmal dem Namen nach. Was Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit sei, wissen sie nicht. Die natürliche Folge ihres entschiedenen Egoismus ist, daß sie nur mit Unwillen Einer dem Andern einen Dienst erweisen. Die Erwachsenen sind träge, wenigstens scheuen sie jede anhaltende Arbeit. Nachlässig scheinen sie nicht zu sein, auch ist Dieberei selten. In der Jugend sind beide Geschlechter durcheinander sehr lebhaft, doch späterhin verliert sich dieser Charakterzug durch das Übergewicht des Egoismus. Fanatisch sind sie nicht; die christliche Religion ist bis auf den Namen vergessen.

Ritter, welcher nur ältere Nachrichten benutzte, konnte, welche die Reisenden gehört hatten, vermuthet,

daß hier sehr viele Ruinen sein möchten, und spricht die Hoffnung aus, daß D's Umgegend; wie seit Jahrhunderten schon die Aethiopia, zum Schauplatz des Studiums der Archäologen, Historiker, Architekten, Sprachforscher und der Künstler vorzüglicher Zeiten werden müßte. Diese Hoffnung ist jedoch durch Rüppell, welcher mehrmals im Lande war, sehr dargelegt worden. In der großen Etrede dieses Gebietes fand er nur an vier Orten alterthümliche Ueberreste, nämlich in Zumbur, Argosene, im Schloß Gondal und in Dongola Agusa. Doch sind ruinirte Wohnstätten aus neuerer Zeit sehr häufig, obgleich dieses nicht einzig und allein der verminderten Volkszahl zuschreiben ist. Es haben die Dongolawi den Glauben, das Beziehen einer einmal verlassen Wohnung sei höchst unglücklich; da nun die einzelnen jährlichen Regenschauer zu schwach sind, um auf die Wohnwände der verlassen Dörfer zerstörenden Einfluß zu haben, so findet man eine große Anzahl ihrer Ruinen zerstreut. (Nach G. Ritter, Erdkunde. I, 598—612 und Rüppell, Reisen. S. 14—98.) (L. F. Kästle.)

DON GRATUIT, ist die Zahlung, welche Adel und Geistlichkeit in Frankreich vor der Revolution an den Schatz leisteten, statt sich der Steuerhebung zu unterwerfen. Die Regierung forberte kein Don gratuit von dem Adel oder den Landherrschaften mehr, als sie statt zu bitten nur zu befehlen brauchte, um auch vom Adel Steuern zu erhalten, wenn er gleich im Verhältnisse zu den übrigen Steuerpflichtigen gehort wurde. Selbst der geistliche Stand hatte sich der Einkommensteuer (capitation) nicht entziehen können, aber sich im J. 1710 davon losgekauft; und um das Ablösungscapital sich zu verschaffen, eine Anleihe eröffnet. Seitdem behauptete er seine Abgabefreiheit und bewahrte sie mehr der That als dem Scheine nach, wie der säkularisierte Adel, obgleich er, wie dieser bei jeder Steuerverwilligung seine Donativedertheilung, so sein Don gratuit zahlte. Das ausgenommenene Schuldcapital ward niemals zurückgezahlt, sondern noch vermehrt, um dem Staate Darlehen unter dem Namen von Don gratuit zu geben oder zu verschaffen; denn es wurden nicht bloß die zu seiner Tilgung angewiesenen Gelder zum Don gratuit verwendet, sondern auch zu dieser Tilgung ein jährlicher Beitrag aus dem Schatz erlangt. So vermittelte man die Besteuerung, und dadurch die Kenntnis des geistlichen Einkommens bei den Verwaltungsbehörden, und, wie alte Schuld abgerechnet, bezahlte man dem König mit dem Gelde des Königs. Necker \*) gibt die Schuld für 1784 auf 134 Millionen Livres an, und berechnet, daß die Kasse der Geistlichkeit durch die an

1) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. IV, 620. Die Donativedertheilung sind ein Nachhall der Boden und Formen mit dem frankreichs Don gratuit überliefert. 2) Man gab bei seinen Anleihen 4 pC. und nahm von dem Schatz für die Darlehen 5 pC. der dabei immer noch Vortheil hatte. 3) Die Vertheilung der Einkünfte von erbliehen Pfründen auf Königl. Bedienung geschah von einer Behörde (administr. d'économique), die nicht unter dem Finanzminister stand, und wofür auch Necker keine Auskunft ertheilte. 4) De l'administ. des finances II, 219.

geordnetem Beiträge von Eüstern und Pfarren jähr-  
lich von 8,400,000 Liv.  
von besondern Beiträgen aus den Bis-  
thümern

überhaupt	1,400,000 —
vom Schatz aber	9,800,000 Liv.
eingekommen habe, und daß sie davon 6,600,000 jähr- lich aus Zinsen, 4,500,000 aus Schuldenzinsen, und das übrige zu kirchlichen Ausgaben verwandt habe. Der geistliche Stand könne etwa gegen die übrigen Steuer- pflichtigen 800,000 Gr. zu wenig zahlen, nach dem An- schlage seines Einkommens zu 110 Millionen. Reder rühmt übrigens die Bereitwilligkeit der Geistlichkeit, bi- sige Wünsche und Forderungen der Regierung zu erfüllen. Nun hat die Geistlichkeit ihre Güter, aber der Schatz, genau gesehen, auch ihr Don gratuit verloren).	

Bisher ist von der Geistlichkeit in den altfranzösi-  
schen Ländern, von dem clergé de France, und nicht in  
den eroberten Ländern, von dem clergé étranger, die  
Rede gewesen. Hier, in Flandern, Lothringen, Elsaß,  
Franche Comté, Orange und Roussillon, theilte die Geist-  
lichkeit mit dem Adel Steuerpflicht und Steuerzins, und  
zahlte kein Don gratuit. (v. Bosse.)

**DÖNHOF**, Rittersitz an der Ruhr, in der Graf-  
schaft Mark, bei dem Kirchdorf und in der Bauerschaft  
Ders-Wengern des vormaligen Reiches Wetter, kommt  
zwar bereits im 10. Jahrh. als derer von Schüren,  
und später als derer von Dissenbrock und Romberg Eigen-  
thum vor, ist aber dennoch das ungeweihte Stamm-  
haus des einst in Polen, Liv- und Kurland, später auch  
in Preußen, so herrlichen Geschlechts von Dönhof.  
Herbord de Dühnhove, dictus Kobbe, lebte im J.  
1303. Henricus de Dühnhove, miles, wird in einer  
Urkunde des Klosters Elsey, vom J. 1313, als Zeuge  
genannt, und war Vater von Johann und Herbord,  
von denen jener im J. 1323 des Klosters Elsey mit einigen  
Ländereien beschenkt. Hermann Dönhoff besiegelt den  
Verband zwischen Ritterschaft und Städten der Grafschaft  
Mark vom J. 1419. Johann D. und seine Gemahlin  
Elisabeth verkaufen 1464 ihr Wasser und Fischerei auf  
der Ruhr, zwischen Wallindrobt's Wasser gelegen, an  
Ademann von Uuna. Die nämlichen Eheleute werden  
1484 als Mitglieder der Kalanderbruderschaft zu Herbide  
genannt und beschenken 1485 die Kirche zu Ders-Wen-  
gern. Johann ist vielleicht der nämliche Johann Dones-  
hoff, der 1478 als militaris bezeichnet wird. Dieterich  
(Gern. Agnes) kommt 1526, 1530 und 1543 in Urkun-  
den des Kirchspiels Wengern und des Klosters Herbide  
vor. Schon früher hatte sich jedoch ein Zweig des Ge-  
schlechts nach Livland gewendet, und daselbst an dem in  
Schamalten entspringenden Ruffluß \*) ein zweites Döns-

hof, jetzt Meyershof gewöhnlicher genannt und dem Kirch-  
spiele Saulede der Provinz Semgallen zugetheilt, erbaut.  
Hermann von Dönhof (Gemahlin eine von Dappenheim)  
aus Hesse, soll der erste gewesen sein, der sich nach Liv-  
land gewendet, und daselbst im J. 1381 sein Leben be-  
schlossen haben. Hermanns Sohn, Gert, starb 1412 mit  
Hinterlassung dreier Söhne, von welchen der älteste, Jo-  
hann, Benedictiner, nicht aber Abt, zu Fulda gewesen  
sein soll; der andere aber, Otto, gestorben 1444, in sei-  
ner Ehe mit einer von Efern das Geschlecht fortsetzte.  
Otto's Urenkel, Gert, erzeugte mit seiner Gemahlin Ma-  
ria von Dampian einen Sohn und eine Tochter. Die  
Tochter, Judith, heirathete den Abt von Jellis zum  
Büchel bei Wesshof, 14 Meile von Geln, und vererbte  
das weltkliche Stammhaus Dönhof auf ihre Kinder;  
der Sohn, ebenfalls Gert genannt, war des treusinnigen  
Ordens Bannerherr oder Landföhndrich, besaß Abbia in  
dem Kirchspiele Hallist des pernauschen Kreises von Liv-  
land, dann in Kurland Klein-Straschn, Kinseln, Eis-  
klawen und Riddeldorf in dem Kirchspiele Dambau, Bis-  
dingen, Sahlingen, Ohlsen, Krabben und Zwangen in  
dem Kirchspiele Goldingen, erbaute, wenn wir nicht irren,  
die zu der Propositur Grobin gehörige Kirche, Dönhofs  
Strandkirche genannt, war mit Elisabeth von der Osten  
genannt Eaden, verheirathet, trug mit seinen vier Sö-  
hnen, Otto, Webig, Gert und Hermann, nicht wenig  
dazu bei, daß Livland sich an Polen ergab, machte im  
J. 1558 sein Testament, in dem der 1564 verstorbene  
Sohn Webig nicht mehr vorkommt, und starb zu Riddel-  
dorf 1574 in dem seltenen Alter von 130 Jahren. Zum  
Unterschiede seines Sohnes Gert nennt er sich in Urkun-  
den gewöhnlich und wahrlich nicht ohne Grund, Gert  
Dönhof de Mde. Dieser jüngere Gert war mit einer  
von Tiefenhausen verheirathet, und Vater von Johann,  
der als königl. polnischer Generalleutnant, Starost von  
Stargard in Polnisch-Preußen und Erbherr auf Ayenke,  
auf Paddern in dem Kirchspiele Goldingen, und auf  
Solmkau in dem dirschauischen Kreise von Westpreußen  
eine nicht unbedeutende Rolle spielte, auch Vater von  
Blaslaw und Johann gewesen ist. Johann war zu  
Witpök, Blaslaw zu Stargard Starost; letzterer mit  
einer Sobieska verheirathet. Blaslaw's Tochter, Con-  
stantia, wurde an den Kronreferendarius Potocki verhei-  
rathet; der Sohn, Franz, besaß das lühauische Ders-  
jägermeisteramt. Hermann, des alten Gert erfigebore-  
ner Sohn, war polnischer Obrister, besaß außer dem  
stattlichen Gut Jügen in dem Kirchspiele Grobin, wel-  
ches er mit Anna von Jöden erheirathet hatte, auch  
Kuzau in dem nämlichen Kirchspiel und Seg, und wurde  
ein Vater von acht Söhnen: Gert, Johann, Christoph,  
Dieterich, Jakob, Ernst, Heinrich und Otto. Johann  
war königl. polnischer Obrister und Kammerherr, auch  
Starost zu Stargard, welche Starostei er gleichsam als  
Erbe für sein Geschlecht erworben hat, starb aber unver-  
mählt, sowie auch Dieterich, der der Schwodze zu Wenden,

und suchte an diesem letzten Kiste das Stammhaus Dönhof. Dem-  
so der Abtheilung.

\*) Die Vortheile einer Flussschiffahrt, aus welcher der Schatz  
leihen konnte, ohne Unkosten und zu billigen Zinsen, und welcher  
der Fluß der Geistlichen reiche Beiträge verschaffte, waren der  
Gewinn, wenn es sich ausglich, daß die Geistlichen nichts kosten-  
ten, oder auch nicht stürzten.

1) Subbäus und Gaulte verwechseln die Waf in die Mofel,

Jakob und Ernst. Letzterer kommt im J. 1583 als Obrister vor. Gert, Christoph, Heinrich und Otto aber stifteten die vier Hauptlinien des Geschlechts. Gert insbesondere, Herr zu Jügen, Rugau und Wahl, war Woiwode zu Wenden und mit Margaretha von Zweifels verheirathet. Unter seinen Kindern sind, außer dem del Gicora als polnischer Generalleutnant gefallenen Hermann, die Söhne Magnus Ernst, Gert und Kaspar zu merken. Kaspar, der jüngste, erwarb sich vornehmlich durch kühne Kriegsthaten der Könige Siegmund III. und Wladislaw IV. Gunst; als Wladislaw's Gesandter ging er 1637 nach Wien, um für den König die Hand der Erzherzogin Cécilia Renata zu begehren, und bei dieser Gelegenheit wurde er sammt seinen Brüdern von dem Kaiser in des h. r. R. Grafenstand erhoben, auch zum Obristhofmeister der jungen Königin ernannt. Eräter besiedelte er die Ämter eines Woiwoden von Serbien und Kron-Großmarschall. Seine Gemahlin, Alexandra Koniecpolska, hatte ihm vier Kinder geboren. Die Tochter, Anna, heirathete den Kronschatzmeister, den Grafen Bogislaw Kschynski. Der zweite Sohn, Alexander, war Abt zu Andrejow. Der dritte, Stanislaus, Starost von Sokal und Wielun, war mit der Fürstin Anna Radzivil verheirathet, und Vater von Siegmund, dem litauischen Schatzmeister, der sich in erster Ehe mit einer Dyakinska, in anderer Ehe mit einer Bogoslofska verheirathete. Die erste Ehe blieb kinderlos, aus der zweiten kam eine an Danolowski, den Starosten von Paryow, verheirathete Tochter. Kaspar's ältester Sohn, Siegmund Ernst, Starost von Sokal, erzeugte in seiner Ehe mit Anna Theresia, des Kron-Großkanzlers Fürken Georg Ossolinski Tochter (verm. 1643) die Söhne Georg Albert, Karl und Franz. Georg Albert widmete sich dem geistlichen Stande und war Bischof von Kamienich, von Przemyssl, und seit 1702 von Krafau; auch Kron-Großkanzler. Karl, der Castellan von Kornaroch, war in erster Ehe mit einer Wloda, in anderer Ehe mit einer Kissalowska, sein Bruder Franz, der Castellan von Serbien, mit einer Mikelska verheirathet. Mit dieses Franz Söhnen, Alexander, einem Kriegsmann, und Mikolau, einem Domherrn, ist die ganze Linie erloschen. Des Woiwoden von Wenden und der Margaretha von Zweifels zweiter Sohn, Gert, wie der Vater genannt, wurde als Page an dem Hofe zu Berlin erzogen. Im J. 1621 diente er unter dem Prinzen Wladislaw und dem großen Gokienmij gegen die Türken, insbesondere befehligte er sammt seinem Bruder Magnus Ernst von Dönhof und Johann Weyher die teutichen Söldner, an deren Spitze er namentlich einen wüthenden, den ganzen Tag durch fortgesetzten Sturm auf seine Pfortung bestand. Er begleitete demnach den Prinzen Wladislaw auf seinen Reisen durch Teutsch- und Wälschland, focht wider Gulas Woll in den preussischen Feldzügen und zwar 1629 die Schweden zur Aufhebung der Belagerung von Thorn. Als Belohnung seiner Dienste empfing er die Starostien Koselien, Lublin, Kellin in Litauen, und Skargowo (Schönau) in Preussen, die Schatzmeisterstelle von Preussen, die große Starostei Ma-

rienburg und 1643 die Woiwodschaft Pomerellen. Er wurde auch zum Generalcommissarius für die Kriegsfachen in Preussen bestellt, und erhielt nach des letzten Herzogs von Pommern Ableben die heimgefallenen Herrschaften Rauenburg und Bütow als eine Starostei. Im J. 1648 stand er an der Spitze der glänzenden Gefandtschaft, welche nach Frankreich ging, für den König Wladislaw die Hand der Prinzessin Louise Maria von Nevers zu erbitten, und er besiedelte auch bei der neuen Königin das Obristhofmeistramt. Er starb zu Marienburg den 13. Dec. 1648. Seine erste Gemahlin, N. Dyalinska, hatte ihm einen Sohn und drei Töchter geboren. Der Sohn, Etto, Graf von D., blieb in der Schlacht bei Wewe 1626. Von den Töchtern wurde Cécilia an den Woiwoden von Posen, N. Krisa, Katharina an den nachmaligen Woiwoden von Pomerellen, den Grafen Jakob Weyher, und Constantia an den Woiwoden von Gulin, N. Kos, und in zweiter Ehe an den Woiwoden von Marienburg, N. Bapowski, verheirathet. Gert, der durch der Dyakinska frühzeitiges Ableben Wittwer geworden, vermählte sich zum andern Male den 23. Aug. 1637 mit Sibylla Margaretha, des Herzogs Johann Christian von Liegnitz und Bries, und der Markgräfin Desrothea Sibylla von Brandenburg Tochter (gest. den 26. März 1657) und erzeugte mit ihr noch fünf Kinder, von denen jedoch nur Johann Friedrich, Wladislaw und Sibylla die Jahre der Mannbarkeit erreichten. Sibylla wurde an den Kämmerer von Kalisch, N. Sedlinski, verheirathet; Wladislaw aber folgte seinem Bruder Johann Friedrich als Woiwode von Pomerellen und Starost von Behrendt und Kaszin (Kessen) in Preussen, führte in dem Gefechte bei Baran am 7. Oct. 1683 die Vorhut des polnischen Heeres, gerieth mit denselben in einen Hinterhalt, und wurde sammt 2000 der Seinen von den Türken erschlagen. Seine Gemahlin, Constantia Suetska, hatte ihm einen Sohn und eine Tochter geboren. Diese, Theresia, heirathete einen Fürsten, Dyakinsky. Der Sohn, Stanislaus, Unterfeldherr von Litauen, Kron-Schwertträger und Woiwode von Polozk, war in erster Ehe mit der Gräfin Johanna von Dönhof verheirathet; nachdem sie ihn zum Wittwer gemacht, vermählte er sich zum zweiten Male den 30. Julius 1724 mit Maria Sophia Siemlowsky, der Erbin der Gräffschaften Sztolow, Wiesz, Lenczyn und Jaroslaw. Aus dieser zweiten Ehe kamen keine Kinder; Stanislaus selbst starb 1728, seine Witwe, die, nachmals den Fürsten August Alexander Czartoriski heirathete, den 24. Mai 1771. Mit den Kindern der ersten Ehe, zu denen die am 8. Aug. 1731 an den Fürsten Paul Sangusko verheirathete Gräfin Constantia von Dönhof gehört haben wird, ist diese ganze Linie erloschen.

Magnus Ernst, der Älteste von Gerts, des Woiwoden von Dorspat, und der Margaretha von Zweifels Kindern, war Woiwode zu Perna und Starost zu Dorspat und Derspahlen, wurde, wie schon erinnert, mit seinen Brüdern Kaspar und Gert in des h. r. R. Grafenstand erhoben, und starb 1640, aus seiner Ehe mit der Burggräfin Katharina von Dohna vier Kinder,

Friedrich, Gert, Ernst und Anna Katharina hinterlassend. Anna Katharina wurde an Johann Siegmund Kettler auf-Estern und Andobtsen verheirathet. Ernst, königl. polnischer Generalleutnant, Rittersode zu Marienburg, Oberjägermeister, Herr zu Pomnicken und Wenden in dem rathenburger Kreise von Preußen, war in erster Ehe mit Sophia Diesnita, in anderer Ehe mit einer Sleska verheirathet, und hinterließ aus der ersten Ehe eine einzige Tochter, Johanna, die wir bereits als die erste Gemahlin des Unterfeldherrn von Lithauen, des Grafen Stanislaus von Dönhof, kennen gelernt haben. Gert, königl. polnischer Kammerherr, litauischer Truchseß und Starost von Telsie in Schamaiten, geb. den 5. Julius 1632, vermählte sich den 4. Julius 1663 mit Anna Beata von Goldstein, des schwedischen Feldmarschalls von Goldstein Tochter, wurde Witwe den 18. October 1675 und starb den 5. Januar 1685, die Kinder Bogislaus Ernst, Magnus Johann, Maria Eleonora, Gemahlin Alexander, Grafen von Rehdorf, und Katharina, Gemahlin von Johann Friedrich von Schlieben und Dietrich von Zettau, hinterlassend. Magnus Johann, holländischer Brigadier und Generalmajor, verheirathete mit Maria Elisabeth von Schlieben das bedeutende, seit 1737 in ein königliches Domainenamt verwandelte Gut Wandlacen und lebte in dem gerdauschen Kreise von Preußen, besaß auch Esherrhöfen in dem nämlichen Kreise, hinterließ aber keine Nachkommenschaft, denn sein einziger Sohn, Johann, erreichte nicht das zweite Jahr. Bogislaus Ernst, endlich war litauischer Oberkammerherr, erster Generalleutnant der Konarmee, Ritter des weißen Adlerordens und Commandant zu Elbingen, welche Stadt er auch, als ein eifriger Gegner der sächsischen Partei, für König Stanislaus behauptete, bis ein Schlagfluß im März 1734 seinem Leben ein Ende machte. Seit längerer Zeit war er von seiner Gemahlin, Maria Magdalena Wielinska, geschieden; sein einziger Sohn, Johann Ernst, beklidete später die Würde eines Kron-Unterfeldherrn.

Des Boiwoden von Perna, des Grafen Magnus Ernst, ältester Sohn Friedrich I., geb. 1639, trat, nachdem er die reformirte Religion angenommen, in hussarische Dienste, und starb als Generalleutnant, Oberkammerherr und Gouverneur von Remel den 16. Februar 1696, aus seiner Ehe mit Eleonora Katharina Elisabeth von Schwern eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassend, aus welcher die Söhne Otto Magnus, Bogislaus Friedrich, Wladislaus Ernst und Alexander, dann die an den Feldmarschall von Barßuk verheirathete Tochter Eleonora zu meriten. Wladislaus Ernst, königl. preussischer Generalleutnant, Gouverneur zu Goldberg und Commandeur von Schleifheim, starb unvermählt den 11. Junius 1724. Alexander, der Stammvater des Hauses Beynähnen, geb. den 9. Februar 1683, ging als bester Generalmajor 1722 in preussische Dienste über, erhielt das Regiment Barennes, ward im Julius 1737 Generalleutnant und im J. 1740 mit einer Pension von 2000 Thlen entlassen. Er besaß das bedeutende Gut Angerapp, dann Klein-Beynähnen in dem inpreubur-

gen Kreise, und starb den 9. Oct. 1742; seine Witwe, Charlotte, Gräfin von Blumenthal, den 28. Sept. 1761. Sie war seit dem 31. Oct. 1720 vermählt, hatte dem Hofe der Gemahlin des Prinzen Heinrich als Oberhofmeisterin vorgestanden und war eine Mutter von drei Kindern geworden. Die Tochter, Wilhelmine Friederike, geb. den 19. Sept. 1726, wurde den 20. Mai 1754 an den Oberhofmarschall, den Grafen Victor Friedrich von Solms aus dem Hause Groß-Reipe, vermählt und starb zu Berlin den 4. Januar 1794, nachdem sie seit dem 24. Dec. 1783 Witwe geworden. Der ältere Sohn, Friedrich Wilhelm auf Angerapp und Klein-Beynähnen, geb. den 8. Febr. 1723, quitirte 1763 als Major bei dem Regimente Prinz Heinrich und starb den 1. Dec. 1774. Seine erste Gemahlin, Sophia Eleonora von Greif und Limbay, verm. am 28. Jun. 1763, war im Februar 1766 ohne Kinder verstorben. Die zweite, Sophia Charlotte von Rangernann, Frau auf Groß-Beynähnen und Dombrowken, bräutete in dem rathenburger Kreise gelegen, wurde ihm den 8. Aug. 1766 angetraut, heirathete nachmals als Witwe den Grafen von Eulenburg und starb den 31. Aug. 1793. Dem Grafen von Dönhof hatte sie nur Töchter, zwei an der Zahl, geboren. Friedrich Wilhelm's jüngster Bruder, Karl Ludwig, geb. am 10. Febr. 1724, trat in kaiserliche Dienste und starb als Generalmajor und des Maria Theresien-Ordens Ritter den 29. Jun. 1788; seine Witwe, Maria Anna Rydowsky von Dobritz, den 22. Jun. 1789. Seine Söhne haben sowohl Angerapp, als Klein-Beynähnen verkauft.

Bogislaus Friedrich, des Grafen Friedrich I. zweiter Sohn, geb. den 6. Dec. 1669, wurde der Ähnherr des Hauses Dönhofs, welches seinen Namen von dem durch ihn von 1700—1714 auf dem Gute Groß-Wolfsdorf prachtooll erbauten Schlosse Dönhofs, entlehnt. Bogislaus Friedrich besaß neben Groß-Wolfsdorf auch Badstheim in dem preussisch-polnischen Kreise, und starb als königl. preussischer Generalmajor und Amtshauptmann zu Bartzen den 24. Dec. 1742. Seine Gemahlin, Sophia Charlotte, Gräfin von Rehdorf, verm. 1702, gest. am 10. Febr. 1756, hatte ihm 13 Kinder geboren, von denen doch nur Stanislaus Gerhard in Betracht kommen kann. Stanislaus Gerhard, geb. am 27. Aug. 1725, Herr auf Dönhofs und Badstheim, vermählte sich den 7. Sept. 1752 mit Friederike Sophie, des Generalleutnants Adam Friedrich von Wrech auf Kamel und Cammin Tochter, und starb den 11. Nov. 1758; seine Witwe, die sich zum zweiten Male mit dem Freiherrn Edo Heinrich von Kniphausen verheirathet hatte, den 19. Jun. 1784. Sein einziger Sohn, Bogislaus Friedrich Karl Ludwig, geb. den 14. Mai 1754, besaß außer der bedeutenden Herrschaft Dönhofs mit ihrem reichen Zubehör (Dönhofs, Groß-Wolfsdorf, Klein-Wolfsdorf, Gardnit, Kamel, Klein-Kemal, Groß-Kemal, Krommen, Weßel, Albertinshausen, Rabial, Schwarzen, Groß-Schatten, Blauskrin, Wendin, Gifenthal, Weßel, Plattal, Petermann, Krimtal, Wargitten, Sandgarden, Kolbinnen, Stallen, Groß-Bogslal, Pommit und

Anteil Rodublen im taubenburgschen, Werder im gerbauenschen Kreise) auch Waldheim und Sclandau in dem gerbauenschen Kreise, erbt 1795 von seinem mütterlichen Oheime die prächtigen von Breeschden Güter Groß- und Klein-Gammeln, Tamsel und Barnick in dem landbergischen Kreise der Neumark, war königlicher Kammerherr, Johanniter Ritter, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und mechanischen Künste zu Berlin, und hinterließ aus seiner Ehe mit der Gräfin Sophie Henriette Dorothea von Schwerin, verm. am 17. Jul. 1784, einen Sohn und fünf Töchter. Der Sohn, Stanislaus Otto, geb. am 26. Sept. 1795, starb unvermählt den 25. Jul. 1816, worauf seine Schwestern sich in die Güter theilten.

Otto Magnus endlich, des Grafen Friedrich I. ältester Sohn, geb. am 18. Oct. 1663, hat die Hauptlinie des Geschlechtes, aber, wie man sie später nannte, das Haus Friedrichstein fortgesetzt. Er erbauete vom J. 1709 an das schöne Schloß Friedrichstein, zwei Meilen südlich von Königsberg, war königl. preussischer erster Hofkammerherr des Kurfürstenthums zu Utrecht, bevollmächtigter Minister an verschiedenen Höfen, geheimer Etats- und Kriegsminister, Generalleutnant, Gouverneur von Memel, Kammerherr und des schwarzen Adlers Ordens Ritter, vermählte sich den 8. Sept. 1701 mit Amalia Gräfin von Dohna-Schlöbitten und starb den 14. Dec. 1717, seine Wittve den 25. Sept. 1757. Sein jüngerer Sohn, Philipp Otto, geb. am 4. März 1710, erbt durch des Grafen Karl Friedrich von Barup Testament vom J. 1740 die bedeutende Herrschaft Quittainen mit Rauten und Sammet in dem morungenschen Kreise, quitteerte als Major von der Infanterie und starb den 25. April 1787. Dessen Wittve, Maria Amalia Gräfin von Dohna-Schlöbitten, verm. den 16. Nov. 1740, betrauerte ihn und zwei in der zartesten Jugend entschlafene Kinder auf eine höchst merkwürdige Weise, die einem Aufsch in Hippel's Lebensläufen, der Sterbegraf, wenn wir nicht irren, beisteht, das Dasein gab, und starb den 8. Mai 1798. Groß- und Klein-Sammet wurden hierauf verkauft, Quittainen und Rauten aber zu einem Fräuleinsitz geordnet, während die Administration der Stiftungs-güter dem gräflichen Janie blieb. — Friedrich II., der ältere Sohn von Otto Magnus, war den 8. Dec. 1708 geboren, vermählte sich den 8. Junius 1740 mit Sophie Wilhelmine von Kamede, quitteerte 1744 als Oberst und starb den 29. März 1769. Sein jüngerer Sohn, Emil Friedrich Paul Magnus, geb. den 2. März 1749, wurde mit dem Gute Hohenborn in dem morungenschen Kreis abgefunden, war in erster Ehe mit einer von Platen, in anderer Ehe mit Wilhelmine Dorothea Friederike von Dewitz verheirathet, und starb den 12. Mai 1824. Sein einziger Sohn erster Ehe, Paul Heinrich, beßigt Hohenborn. Friedrich's II. älterer Sohn, Christian August Ludwig Karl, geb. am 12. Febr. 1742, erhielt die Herrschaft Friedrichstein (mit Groß- und Klein-Hohenbagen, Hohenbagen, Reichenbagen, Dorff, Serwießen, Worinen, Eckenwalde, Klein Warten, Birrenwalde, Rosengarten, Schäferei, Pregelwölbe, Amalienhof, Friedrichsberg,

Torhaus und Hofanerie), dann die im nämlichen Königsberger Kreise belegenen Güter Vorderdorf und Weissenstein, war bis zum J. 1775 preussischer Generalist in Schweden, seit 1786 geheimer Etats- und Kriegsminister, auch Obermarschall und Chef des Papiencollegiums in Preußen, des roten Adlers- und Johanniterordens Ritter, vermählte sich den 1. Jun. 1761 mit Charlotte Amalie du Rosty und starb zu Königsberg den 30. März 1803. Von seinen acht Kindern haben ihn sechs überlebt. Der älteste Sohn, der Graf August Friedrich Philipp auf Friedrichstein, Weissenstein und Schanow, war mit einer Gräfin von Lehnort vermählt.

Nach müssen wir von den Einien sprechen, die von Hermann von Dönhofs und der Anna von Jöben jüngern Söhnen, von Christoph, Heinrich und Otto, abstammen. Christoph, Erbherr zu Aldien und Jügen, Castellan von Bützel, hatte aus seiner Ehe mit Agnes von Wittinghof, genannt Schell, drei Kinder. Der jüngere Sohn, Heinrich, geb. 1585, Erbherr zu Dobelsberg in dem kurländischen Kirchspiel Aug, und zu Kertlingen in dem Kirchspiele Frauenburg und Essern, gelangte durch seltene Gelehrsamkeit zu den höchsten Ehrenstellen an dem polnischen Hofe, vermählte sich 1623 mit Sophia von Mantuffel, und starb als Woywode von Perna und Starost von Ermes in dem walschen Kreise von Lieland, im J. 1658, ohne Kinder. Sein älterer Bruder, Hermann, Herr zu Jügen, Griesbed und Sareden, Landmarschall in Kurland, Hauptmann von Dürben vom J. 1620 — 1636, auch Ritterbanführer im J. 1620, hatte aus seiner Ehe mit Hedwig von der Dissen genannt Sadan, zwei Söhne, von denen der ältere, Heinrich, als Herr zu Jügen und Oberhauptmann zu Lüdum vorkommt. Dieser Heinrich und der Anna Margaretha von Roiben zu Hakenpottshütten Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, beßaß Jügen, diente in der polnischen Armee als Major und hinterließ von zwei Frauen, Katharina von Kettler und Anna Dorothea von Rhaden zu Metß, eine zahlreiche Nachkommenschaft, aus der aber doch nur der andere Sohn der ersten Ehe, Friedrich, Erwähnung verdient; dieser war Generalmajor bei der lithauischen Armee, mit einer Babyli verheirathet, jedoch kinderlos und, wie es scheint, der letzte Mann von der ganzen Einie.

Heinrich war Mitglied des lit- und kurländischen Lehngerichts, und hinterließ aus seiner Ehe mit einer von Schorlemer die Söhne Otto, Theodor und Heinrich Otto; er war ein tapferer Kriegsmann und starb als Woywode von Perna im J. 1661. Theodor war Woywode zu Wenden; Heinrich kommt als polnischer Generalleutnant und Gouverneur zu Dinaburg vor. Von diesen jüngern Heinrich's Söhnen war der mittlere, Otto, Abt zu Pselpin in Westpreußen; der jüngste, Heinrich, Oberst in polnischen Diensten, blieb unvermählt; der älteste aber, Theodor, königl. polnischer Kammerherr, hatte aus seiner Ehe mit der Gräfin Katharina von Bessen drei Söhne und zwei Töchter. Die ältere Tochter, Elisabeth, heirathete den Kron-Großmarschall, Fürsten Stanislaus Kosla Lubomirsky; die jüngere, Ursula, den Woywoden von Krakau, Johann Kaszy. Der älteste Sohn, Jo-



hann Casimir, geb. 1655, erwählte sich den geistlichen Stand. Erich für seinen Beruf weiter auszubilden, unternahm er eine Reise nach Rom, wo eben Papst Innocenz XI. der Christenheit vorstand. Er hatte kaum angekommen sich hier umzusehen, als ihm von König Johann Sobieski der Auftrag wurde, einige Angelegenheiten mit dem päpstlichen Stuhle zu verhandeln, und als der Kurfürst Erbkönig von Böhmen eine nähere Verbindung unter den christlichen Höfen notwendig machte, ernannte der König ihn zu seinem Gesandten bei dem Papste. Diesem gefiel Johann Casimir dergestalt, daß er in die Zahl der Hausprälaten aufgenommen, zum Commandeur des großen Hospitals S. Spirito in Saffia ernannt und am 2. Sept. 1686 mit dem Purpur bekleidet wurde, letzteres zum großen Mißfallen des Königs von Polen; denn dieser hatte den Bischöfe von Beauvais den Hut zugesagt. Seitdem residirte Johann Casimir regelmäßig in seinem Bisthume Gnesen; er starb auch daselbst den 20. Jun. 1697, nachdem er Blies geschrieben und noch mehrere Übersetzungen geliefert. Des Grafen Theodor zweiter Sohn, Heinrich, war zu Argendorf, der jüngste, Franz, zu Biskula Starost; letzterer hinterließ aus seiner Ehe mit einer Potocki die Söhne Andreas und Theodor, mit denen auch diese Linie zu Grabe getragen wurde.

Dito endlich, Hermanns von Dönhofs und der Anna von Löben jüngster Sohn, Obrist in polnischen Diensten, war mit Arula von Wehr, Johann's und der Margaretha von Grothausen Tochter, geb. Freitag nach Pfingsten 1769<sup>1)</sup>, verheirathet. Sein Sohn Johann, königl. polnischer und schwedischer Kammerherr, besaß Plasskauen in dem kurländischen Kirchspiele Gendau, Wallgahlen in dem Kirchspiele Jabeln, ferner Bahm und Jorall, und hinterließ aus seiner Ehe mit Margaretha von Schwerin den einzigen Sohn Friedrich, der als Obrist, königl. polnischer und schwedischer Kammerherr, Starost zu Augustowo und Strolenska, Erbherr zu Darsheim und Pospellen in dem tapiauschen Kreise von Preussen vorkommt, und 1654 das Zeistliche segnete, aus seiner Ehe mit Anna Maria von Höding drei Töchter hinterlassend. Die älteste, Anna Helena, wurde an Albert Friedrich von Raucke; die zweite, Sophia, in erster Ehe an Reichard Florian von Schlieben, in anderer Ehe an Wolfgang Christoph von Schlieben die jüngste, Juliana, an Johann Friedrich von Schlieben verheirathet.

Gotthard Dönhofs, heist in der Reskion vom J. 1599 *Nobilis antiquissimas familiae generosus Livon.* und besaß Langheim im Haderndenschen<sup>2)</sup>. Dito Dönhofs verkaufte im J. 1541 sein Gut Dremhof in dem Dömpfischen an den nachmals berühmten bischöflichen Kanzler Georg Holtzscher, wir wissen aber keinen Ort, wo seinen Platz anzuweisen.

Der Dönhofs Wappen zeigt im silbernen Felde den blutigen Kopf eines ergrimmten schwarzen Ebers mit hohen Waffen; auf dem goldgekrönten Helm erhebt sich

bis an den Unterleib ein bewehrtes Eber mit aufgerichteten schwarzen Borsten, der mit zwei auf der Krone ruhenden silbernen Vögel, im Andreaskreuz über ihm liegend, durch den Hals von Unten heraus durchstoßen ist. Die Helmdrücke ist von Silber und schwarz. (v. *Siramberg*).

DONI, 1) Anton Francesco, ums J. 1513 zu Florenz, aus einem alten und edeln Geschlechte dieser Stadt geboren. Er soll in seiner Jugend dem Servitenorden angehört haben, verließ ihn aber für immer, obgleich er zeitweilen in geistlicher Kleidung einherging, welcher sein Lebenswandel übrigens nicht im Geringsten entsprach. Er verließ Florenz im J. 1540 und trieb sich an verschiednen Orten umher. Nach einigen Jahren kehrte er nach Florenz zurück und legte eine Buchdruckerei an, in welcher er sowohl eigne als fremde Werke verlegte; doch war er im J. 1547 wieder zu Venedig, wo er sich lange Zeit aufhielt, und auch eine Zeit lang für den Buchhändler Giolito arbeitete. Auch beim Herzoge von Urbino, Guidobaldo II. war er einige Jahre und wurde von diesem unterthüt. Seit dem J. 1564 aber zog er sich nach Argua, einem Dorf unweit Padua, wo Petrarca gestorben, zurück und verlebte hier und in dem benachbarten Montebelluna seine letzten Jahre; er starb am letztern Ort im J. 1574. Wie so manche andere zu seiner Zeit lebte er von seiner allseitigen Fertigkeit, und suchte durch Dedicatationen an Fürstliche, Gelehrte zu erlangen; nicht selten, wenn es ihm damit nicht nach Wunsch ging, bediente er dann später das nämliche Buch einem Andern. Alles, was er geschrieben, trägt die Spuren seines Unstetens, flüchtigen, verworrenen und halbverworfenen Besandes. Lange war er ein Freund des nichtswürdigen Arcetino, als er aber die Sankt des Herzogs von Urbino gewonnen zu haben schien und Arcetino aus Reid darüber ergrimmete, und ihm drohete, den Herzog mit seinem wahren Charakter bekannt zu machen, entstand zwischen beiden die wüthendste Feindschaft, und D. begann den Angriff durch eine Schrift: *Terremoto del Doni fiorentino, con la rovina d'un gran colosso bestiale, Anticristo della nostra età. Libro primo 1556.* u. d. noch sechs andere folgen sollten, was aber, weil Arcetino bald darauf starb, unterblieb. Von seinen zahlreichen Schriften sind bei Weitem die meisten untergegangen; die wenigen, die man noch kennt und die allenfalls Erwähnung verdienen, sind: *Libreria del Doni* (Venezia 1560. 12.), worin er zwar höchst ungründlich und voll leidenschaftlicher Parteilichkeit, aber doch zurecht, den glücklichen Gedanken ausgeführt hat, alle bis dahin in Italien gedruckten Bücher zu verzeichnen. Die *Seconda libreria* (Ven. 1651) enthält die Liste der nur in MS. vorhandenen Werke. Beide zusammen sind Venedig 1557 erschienen. I sonetti del Burchiello commentati dal Doni (Ven. 1553); der Commentar ist aber ebenso toll und unverständlich als die Gedichte selbst. *Prose antiche di Dante, del Petrarca, del Boccaccio* ed 4 molti altri nobilissimi virtuosissimi ingegni (Firenze 1547. 4.), worunter sich aber auch einige von D. selbst fabricirte Sachen befinden, die er frech unter jenen berühmten Namen abdrucken ließ. *Tro libri di lettere*

<sup>1)</sup> Selbst der feigste Geschichtschreiber des Hauses Wehr. Es gilt kaum nur ihrem Namen, und weiß nichts von ihrer Verheirathung.

del Doni (Venet. 1552), oft gedruckt und jedes Mal mit bedeutenden Auslassungen und Aufbuden; sie wurden von der Kirche verboten. Auch über die Musik schrieb er einen Dialogo (Venet. 1544. 4.). Er selbst schätzte zuweilen aufschicht oder frech über seine Büchermacherei, und in der That verstand er es meisterhaft, die nämlichen Sachen in mancherlei Formen wieder abdrucken zu lassen, auch wohl fremde Arbeiten für die seinigen auszugeben, wie denn seine angebliche Uebersetzung der Epistole di Seneca (Venet. 1549), nur ein Abdruck der schon im J. 1494 gedruckten Uebersetzung des Sebastiani Manilio sind. Seine Vorlesse: I mondi del Doni, cioè: il mondo piccolo, grande, misto, visibile, imaginario; Inferno degli Scolari, de' mal maritati, delle Puttane, Ruffiani, Soldati, e Capitani poltroni, Poeti, compositori Egnoranti (Vened. 1562), ist von Chapuis ins Französische überfetzt (Lyon 1580). (Blanc.)

2) D. Giovanni Battista, aus einer Patricierfamilie in Florenz stammend, geb. im J. 1593 und gest. 1646, sollte nach dem Willen seines Vaters sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen, und studirte auch fünf Jahre lang in der Schule des Giusso zu Bourges, widmete sich aber zugleich mit dem größten Eifer den philosophischen, historischen und philologischen Wissenschaften, und erlernte die französische und spanische Sprache vollkommen. Nachdem er im J. 1618 zu Pisa Doctor geworden, studirte er noch das Hebräische. Der Cardinal Ottavio Corsini, der als Legat nach Frankreich ging, nahm ihn mit nach Paris, wo er viel mit Petau und Salmasius umging. Familienverhältnisse riefen ihn im J. 1622 nach Florenz zurück, wo er sich ganz dem Studium der Antiquitäten hingab, und eine bedeutende Sammlung zusammenbrachte. Der Cardinal Barberini, Nefse des Papstes Urban VIII., berief ihn nach Rom, wo er durch den Papsi und Cardinal zu einem besondern Studium der alten Musik veranlaßt wurde. In Rom, und nachmals in Frankreich und Spanien, wohin er den Cardinal begleitete, benutzte er jede Gelegenheit, seine Kenntnisse und seine Sammlung zu erweitern. Die Früchte seiner vielen Arbeiten blieben fast ein Jahrhundert lang unbekannt, und wurden es erst durch die Archäologen Gori und Passeri. Der Erste gab heraus: J. B. Doni Inscriptiones antiquae, nunc primum editae, notis illustratae ab Ant. Fr. Gorio (Florenz 1731. f. m. h.), der Letztere aber: Doni Litterae Barbariae AMPHIXOROS, accedunt ejusdem opera, pleraque nondum edita, ad veterem musicam illustrandam pertinentia, collegit et in lucem proferri curavit Ant. Fr. Gorius (Florenz 1763. 2 Bde. Fol.). Gori war im J. 1757 gestorben, und Passeri unterzog sich der Herausgabe. Bantini gab Doni's Briefe, mit einer Biographie begleitet, heraus. (H.)

DONIA. So nannte R. Brown zu verschiedenen Zeiten zwei verschiedene Pflanzengattungen, nach dem englischen Botaniker David Don, Aufseher des kaiserlichen Herbariums, Herausgeber von Hamilton's Prodromus Florae Nepalensis (Lond. 1825), und Verfasser vieler botanischen Abhandlungen in den Transactions of Linnaean Society, in den Memoirs of

Wetmerian Society und in dem Edinburgh Philosophical Journal \*).

Für die dieser Gattungen ist der ältere Hülfsche Name Oxryia (f. d. Art.) allgemein angenommen. Die Andere, aus der Gruppe der Radiaten (Analeae) der natürlichen Familie der Compositae und aus der zweiten Ordnung der 19. Eintheilung Classe, hat Cassini später Aurelia genannt. Charakter. Der gemeinschaftliche Kelch vielblättrig, dachziegelförmig, gespreizt; der Fruchtboden nackt; die weiblichen Klümpchen des Strahls zungenförmig; die Antheren langgeschwänzt; die Samentreue ist sehr hinfällig und besteht aus einer Reihe sehr feiner, sehr hornartiger Fortsätze. Der einzige Unterschied von Grindelia Willd. now besteht in den geschwänzten Antheren. Die beiden Arten 1) D. glutinosa R. Brown. (in Aiton Fil. Hort. kew. ed. 2. V. p. 82, Doronicum glutinosum Willd. sp. pl.) in Merito, und 2) D. canariensis Lessing (Syn. Compos. p. 199, Bapththalmum canariense Brroussonet in Willd. Herbar.) auf den canarischen Inseln; sind unbehaarte Sträucher mit abwechselnden, halbtengelungsauffenden, ablangen, gezähnten Blättern und einzeln, am Ende der Zweige stehenden, großen, gelben Blumenköpfen. (A. Sprengel.)

DONINI (Jerónimo), Maler, geb. zu Correggio im J. 1681, erst zu Bologna 1748, war Anfangs ein Schüler von Giovanni Battista del Sole in Bologna, begab sich aber nachher in die Schule von Carlo Cignani zu Forlì. Bald erhielt er selbst Ruf, und kam ganz eigentlich in die Mode. Seine Werke werden aber auch noch jetzt geschätzt, denn die Zeichnung ist correct, die Composition wohl geordnet und das Colorit hat einen harmonischen Ton. (H.)

DONJON, ursprünglich ein überragender, starker und fester Thurm in alten Schlössern, welcher der Besatzung, vom Feinde bedrängt, als letzter Zufluchtsort diente. Man findet ihn daher beinahe in jeder alten Ritterburg, mit ungeheurer diesen Mauern von 18—21 Fuß. In einer alten Urkunde vom J. 1179 heißt der obere Raum von Castel-verchio in Gharfagna Donjono, und auf einer Marmorplatte in Castel Albino, was früher dem Marchese Manfredi gehörte und in der Umgegend von Reggio ist, steht: „A. D. 1277 hoc Opus factum, sc. Palat. e. Dujoño et puteum, et turris et domus extra Dujoño et murus dicti castri de Albino.“ Was unterchied den Donjon immer von andern Thürmen auf den Stadtmauern und an den Häusern und Schlössern der Adeliche — denen auch den angehörenden Bürgern der italienischen Städte abkalkt erlaubt war, dergleichen Thürme zu bauen. Doch ward er häufig mit den Schlössern selbst verwechselt (Cassera und Rocca), dessen ganzer innerer Theil als-

\*) Zwei andere englische Botaniker dieses Namens sind: George Don, Member der Horticultural Society in London, welcher neuerdings getrocknete großbritannische Pflanzen herausgab (Lond. 1804, 1805), und John Don, welcher Aufseher der botanischen Gärten zu Cambridge war und die Pflanzen beständig bekannt machte (Hortus Cantabrigiae 1804, zweite Ausgabe durch Pursh 1815.)

dann der Donjon hieß. So das Schloß Emmer, das vier große Thürme auf den Ecken und einen tiefen Bass vergangen hatte. Es lag auf einer Insel und war außerhalb von einer starken Mauer mit vier Thürmen umgeben, hinter welchen vier Cavaliere (hoch angeschüttete Bollwerke), durch einen Erdwall und Graben zusammengehangen, lagen. Von dem 16. Jahrh. an kamen diese Thürme mit dem Steinbau aus dem Brauch; man findet sie nur als gemauerte Reuten in den Festungsumrissen Laubans, Landeburgs, Heers u. A., mit Schießlöchern für das kleine Gewehr, — mehrtheils in vorliegenden besondern Werken. Weil jedoch diese kleinen Werke von 90—120 Fuß Fronte zwar gegen die Bomben gesichert sind, einem feindlichen Angriff mit Geschütz aber nicht widerstehen, sondern durch ein starkes Kanonensfeuer leicht zerstört werden, denen sie zu geringen Widerstand leisten, hat der Schwede Virgin in seinen Festungsumrissen einen gemauerten Donjon mit drei langen Kanonen über einander — zwei in zwei Stockwerken Kasematten und eine aus dem obern Walle — angebracht, der von einem Wassergraben umschlossen, dadurch sturmsicher ist, und das angrenzende Kastion in seinem innern Raum unter ein nades und bestiges Feuer nimmt. Stachlwoerb (Reguläre Kriegsbaukunst. 1755) schlägt dazu, nach Guldberg, einen runden Thurm vor, mit 13 Fuß hohen Mauern. Von zwei Reihen Gewölben, welche um eine hohe Spindel, in der sich die Treppe befindet, herumlaufen, sind die innern zu Bahndarmmatten, die äußern aber zur Vertheidigung eingerichtet und deshalb mit Kanonenscharten und mit abwärtsgehenden Schießlöchern versehen. Von diesen Thürmen scheint Montalembert, bei seinem Aufenthalt in Schweden (Die Vertheidigung stärker als der Angriff. Berlin 1819. 4.), die erste Idee zu seinen Tours angulaires genommen zu haben, deren kernförmiges Erdgeschloß auf rechtwinklig neben einander stehenden Spizen zusammengefaßt ist, mit Schießlöchern zur wechselseitigen Vertheidigung. Die beiden obern Stockwerke haben Kanonenscharten, neun Fuß von einander, paarweise in 18—20 Fuß weiten Gewölben, deren Widerlager als Kadien aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreise gezogen sind, damit ihnen dieler nur als Schildmauer dient, deren Niederfallen keinen Einfluß auf die Festigkeit des Thurms hat. Die Größe des letztern wächst von 60—140 Fuß; seine Grundfläche aber ist zur besten Vertheidigung stets ein Achteck, damit die vorspringenden Spizen nicht über 60 Grad halten und sich einander rechtwinklig bestreichen. Der mittlere Theil des Thurmes enthält die Treppen, ist als Kern drei Fuß dick gemauert, und oben über der Batterie mit Schußplätzen versehen, um als letzte Zuflucht zu dienen.

Die Vorschläge Montalembert's haben bei seinen Landesleuten wenig Beifall gefunden; seine vornehmsten Widersacher waren der Ingenieur-General Fournoy, Grenier und d'Arcon, durch die Erfindung der schwebenden Batterien bekannt. Sie sprachen ihm alle Kenntnisse, alles gesunde Urtheil ab, und behaupteten: seit Baubau und Vornontaigne könne nicht Besseres in der

Kriegsbaukunst erfunden werden, man gebe vielmehr durch Vorschläge, die von jenen Bestimmungen abweichen, nur einen Beweis seiner Unwissenheit (!). Erst seit der Revolution hat man angefangen, dem genialen Montalembert's Berechtigung widerfahren zu lassen. Balmir und Mandar empfehlen seine Ideen in ihren Werken über die Kriegsbaukunst. In Preussland jedoch hatte der preussische General Linber einen Theil von Montalembert's Fortification perpendiculaire überseht, doch wahrscheinlich nur zum eigenen Gebrauche, denn es ist nichts davon im Druck erschienen. Er fand jedoch bald Gelegenheit, jene Ideen bei den unter seiner Leitung ausgeführten Festungsbauten in Schlesien anzuwenden; wie es auch von den Österreichern zu Euremburg gesah. Späterhin ist die Thurmform allgemeiner geworden; man hat sie in England (Martello) und in Frankreich zur Schwächung der Meerestüste angewendet. Als Danjons (Kobult) in Italien war, wagh sie Montalembert hauptsächlich bestimmt hatte, machen sie einen integrierenden Theil der neuern preussischen Befestigungsart. Hier weichen sie jedoch von den Bestimmungen ihres Erfinders, oder vielmehr Erneuerers, durch eine sparsame Besetzung mit Geschütz ab, wodurch aber allerdings der Hauptvord, Überlegenheit des Feuers gegen die Angriffsbatterie, verloren geht.

Man besetzt auch wol ganze Befestigungswerke, ein Schloß, die in oder neben einer höhern Festung liegende Citadelle mit dem Namen des Donjons, fa den Danjon von Vincennes, der als Staatsgefängniß diente, wo manche Opfer der Politik und nach zuletzt die Minister Karl's X. schmachteten. Ungeheimlich wird auch wol das bloße Gefangenhaus, das in seiner Rücksicht als Zufluchtsort dient und dienen kann, so benannt. Noch eine andere Bedeutung des Namens findet in der Civilbaukunst statt, wo es ein über das Dach eines großen Gebäudes aufgesetztes Schwächen angibt. (v. Hoyer.)

DONIS (Nikolaus), Benedictinermönch im Kloster Reichenbach, Ideolog, Astronom und Geograph, lebte im 15. Jahrh., und ist besonders merkwürdig durch seine Bearbeitung der Erdbeschreibung des Ptolemäus und der

\*) Schon vor dem siebenjährigen Kriege ließ die Kaiserin Maria Theresia in Linz als infanterie Batterien erbauen, deren Gewölbe aber auf den Futtermauern ruhten, und daher durch Niederlegung derselben eingestürzt sein würden. Nach dem habsburgischen Frieden aber gab Friedrich der Große seinen Ingenieuren Auftrag: „Infanterie Bate anzufragen, deren Batterien nicht ruhten und deren das feindliche Geschütz nicht mercklich bekömmen könnte. Es sollten aber nicht bloß zu Bekräftigung des Grabens, sondern zum Angriff der Contrabatterien und zu Verhinderung des Baues dienen.“ Der Oberst Dörfler führte diese Batterien in Schwelmich zur Zufriedenheit des Königs aus und baute sie hinten offen; doch nur hier in Abzich der Standfestigkeit durch lateral gestützt, denn jede Kanone fand in einem besondern 15 Fuß weiten, 35—37 Fuß hohen Gewölbe mit 9 Fuß hohen Widerlagern, so daß die Kanonen 24 Fuß von einander standen. Diesen Gebäuden folgten andre ähnliche in den übrigen preussischen Festungen, welche die Ingenieure Regler, Linber, Brunst, Fobst und Gombach ausführten. Dinten offen, demerksliche Kanonenmündungen jedoch in Portemouth (Jhon 1750—1756 erbaut worden.

beigefügten Karten. (S. Ptolemaios.) Dieser Bearbeiter fügte er einen Abriß der Erdbeschreibung in der Art des Solinus bei: de locis et mirabilibus mundi. (S. Ebert's Bibliogr. Latinen unter Ptolemaios. Nr. 18221 f.) (H.)

**DONISCH-WOLGASCHIE STEPPE.** Ein großer, sehr trockener, unfruchtbarer, wald- und wasserloser Strich Landes im südlichen europäischen Rußland, der den ganzen weiten Raum zwischen dem Don und Kuban einnimmt, bis jetzt nur äußerst sparsam demohnt und voller Salzseen und Salzgründe ist. Diese Steppe, deren Größe man noch nicht genau kennt, dehnt sich in dem größten Theile der kaukasischen, und einem Theile der sibirisch-sibirischen und sibirischen Steppengebiete aus, enthält in ihren kaligen und salzigen Klüften Steinkohlen, Schwefelsteine und warme Bäder, und ist mit einem Überflusse von Wildpret und Geflügel versehen.

(J. C. Petri.)

**DONIZO**, lebte als Benedictiner in dem Kloster, welches dieser Orden in Canossa besaß. Rühmlich war er Kaplan oder Beichtvater der berühmten Markgräfin Mathilde, die in der Geschichte des Kaisers Heinrich IV. und des Papstes Gregor VII. eine so wichtige Rolle spielt. Voll dankbarer Verehrung gegen seine Gebieterin schrieb er ihr ihren heiligen Leben und widmete die diese seine Arbeit; doch kann er erst nach ihrem im J. 1115 erfolgten Tode sein Werk vollendet haben, da er ihres Leichenbegängnisses darin gedenkt. Diese Lebensbeschreibung, bekannt unter dem Titel Vita Mathildis, erschien, unserm Wissen, zuerst in Sebastiani Tegganelli Monumenta veterum pro Gregorio VII. aliasque Pontificibus 1612, dann in Leibniz's Scriptores rerum Brunsvicensium, und zuletzt in Muratori's Rerum italicarum scriptores. Der Verfasser hat die Form eines Gedichtes gewählt. Man tadelt an ihm die Härte seines lateinischen Stils, seine schlechten Verse, mit einem Worte, seinen geschmacklosen, fehlerhaften, selbst zuweilen dunkeln Vortrag, doch läßt man seiner historischen Treue Gerechtigkeit widerfahren, da er nicht erzählt, was er nicht entweder selbst mit erlebt oder von unabweislichen Zeugen erfahren hat. Unter dem Titel: „La prisa de Morat en MXLII.“ hat Louis Eibel im Conservateur Suisse. Tome VI. p. 322—331, aus dem 11. Kapitel des ersten Buches der Vita Mathildis, ein 92 Verse der Urchrift umfassende Bruchstück ins Französische übersetzt, das für die Schweiz am so wichtiger ist, als es einer Belagerung von Murten im J. 1042 gedenkt, von der die datirlichen Chroniken nichts wissen. Sie erwähnen nur die Belagerung vom J. 1033. Rückfichtlich der vorhandenen Handschriften der Vita Mathildis verweisen wir auf Muratori a. a. D. 5. Band und auf A. L. Millin, Voyage dans la Milanais. etc. (Paris 1817.) II. p. 175, der den Verfasser Donizone nennt, während Voigt (Encyclopädie. 15. Theil S. 96. Art. Canossa) den Namen Donizio schreibt.

(Graf Henckel von Donnermark.)

**DONKOW**, eine gereinigte Kreisstadt in der russischen Statthaltschaft Kasan, am Don (unter dem 54.

Gr. der Br.), ungefähr 33 Meilen von Moskau. Sie hat einen Dom, ein Kloster, fünf Pfarrkirchen, gegen 400 Wohnhäuser, und 2700 Einwohner, welche Landwirtschaft, Production, besonders Kornhandel und Kleinhandlung treiben. Die Stadt hat auch zwei Jahrmärkte. (J. C. Petri.)

**DONLAGE**, im Berg- und Hüttenwesen: abhängige Richtung; nach Don, engl. down, abhängig, niedrig. Davon kommt Donkege und doniege, was eine abhängige, schräge, schiefe Richtung ist, welches in der Kunstsprache des Bergwesens in vielen Zusammenstellungen vorkommt. (H.)

**DONNAI**, richtiger Dong-nai, auch Saung, Salgon genannt, ein großer Strom Hinterindiens, in der sibirisch-indischen Provinz Kambodja. Seine Quelle ist noch immer unbekannt, wahrscheinlich entspringt er in den Gebirgen von Lao. Er hat einen Lauf von 300 bis 400 engl. Meilen, und fließt durch ungeheure Wälder. Nach 20 Tagereisen, oberhalb der Stadt Saigon, trägt er nur kleinere Fahrzeuge; bei dieser Stadt wird er für größere Schiffe schiffbar. Früher hielt man ihn für einen Zweig des großen Kambodjastromes; mit diesem oder eigentlich mit dessen südlichem Arme, dem sogenannten japanischen Fluß, steht er allerdings in Verbindung; auch soll er \*) mit ihm in neueren Zeiten durch einen Kanal verbunden sein. Mannebe ist aber kaum zu bezweifeln, daß er nicht ein selbstständiger Strom ist. Das Delta, welches er bei seiner Mündung bildet, theilt sehr dem gangetischen; es ist von einem Labyrinth von Kanälen durchschnitten, mit niedrigen, bebaueten Ufern, wo Tiger dem verirren Wanderer mit Unheil drohen. (Palmblad.)

**DONNAI**, auch an verschiedenen Stellen Mekong, Maykuang, Monam-kong, Fluß in der sibirischen Provinz Laos. Nach den besten Nachrichten, freilich nur im Tiefstande eingeschmelt \*\*), soll dieser Fluß aus einem See in Yunnan entspringen, und dort Klu-lang-kwang, d. t. der Strom der sieben Drachen, heißen. Schon hier, zwischen 22—23 Br., oder noch vor seinem Eintritt in Laos, soll er schiffbar für kleinere Fahrzeuge sein; er fließt der Stadt Kamschang vorbei, stürzt aus dem Hochlande Laos in fürchterlichen Katarakten herunter, und wird erst 8, 9 Meilen vom Meere schiffbar für größere Fahrzeuge. Nahe seiner Mündung theilt sich der Fluß in drei Kanäle, von welchen der westliche von europäischen Schiffen der Salustius, der östliche der Japanfluß genannt wird. Im Westen ist Donnai mit den beiden, dem Siamesenflusse anfließenden Flüssen Ketsa oder Ketsa und Ketsam, im Osten mit dem Saigonflusse verbunden. Dieser letztere wird, bei der Schwammung

1) Crawfurd, Voy. to Siam and Cochin-China, ch. 17. 2) Hamilton, Kon-Indie. Gazette. I. p. 526. 3) Nach dieser Ansicht ist er auch auf Bergshaus neuer, veralteter Karte über Hinterindien niedergelegt. Vgl. dessen Denkschriften dazu. I. Auf. (Weid 1851) S. 71.

\*) Erdmann, Geographische Reise nach Siam und Tonkin, S. 705. H. Du Halde, Nouvelle Carte de l'Inde et du Tonkin, S. 705.

der Namen in diesen Ländern, von einigen Donnal genannt, er fällt beim Cap St. John, 10° 16' N., 107° 45' O. E. v. Gr. ins Meer. (Palmblad.)

**DONNAUER** oder **DANHAUER**, aus Schwaben gebürtig, war ein Mann von ausgezeichneten Talenten. Er lernte bei seinem Vater die Uhrmacherkunst, erlangte aber zugleich auch Fertigkeit in der Musik, und begab sich nach Venedig, um sich in dieser Kunst mehr auszubilden. Hier aber von der Malerei angezogen, nahm er Unterricht bei Sebastiano Bombelli, und wurde einer seiner besten Schüler. Er ging sodann nach Venedig, wo er im J. 1733 farb. Fast alle seine Gemälde befinden sich in Rußland. (Hagedorn, Lettres à un Amateur de la Peinture. p. 273.) (A. Weiss.)

**DONNDORF**, ein bedeutendes, über 700 Einwohner umfassendes Dorf in der Unstrut-Lue, gehört zum Kreis Schardtberga, im königl. preuß. Regierungsbezirk Merseburg. Daneben auf einer Anhöhe, welche reizende Ausichten gewährt, Kloster Donndorf — in alten Urkunden meistentheils *Tautorp*, *Tundorf*, saß auch Thondorf, Donthorf — ehemals ein Jungfrauenkloster Cistercienserordens, dessen Ursprung ins 12. Jahrh. fällt, über dessen Geschichte aber nur höchst mangelhafte Nachrichten vorhanden sind.

Zur Reformationzeit kommen die Herren von Werthern als Advocaten des Klosters D. vor. Sie zogen auch im J. 1561, nach Absinken der letzten Rönne, die Klöstergüter an sich, unterthielten aber aus dem größten Theile der Revenuen eine Erziehungsanstalt, welche mit der einzigen Unterbrechung des Zeitraums vom J. 1644 bis 1670, eine Folge der schwedischen Besatzungsmuth, bis jetzt erhalten worden ist. — Gegenwärtig ist diese Anstalt für Knaben vom 10. bis 14. Jahre bestimmt. Sie zählt 18 solcher Zöglinge, welche in Kost, Wohnung und Unterricht ganz frei unterhalten werden, sechs, welche gegen ein geringes Stipendium dieselben Wohlthaten genießen, und 12 fogen. Kasellgänger, bei dem jetzmaligen Rectar. Den Unterricht besorgen ein Rector, ein Adjunctus und der Prediger in Langenrader. Er erstreckt sich, in einem dreijährigen Cursus, über Religion, deutsche Sprache, vaterländische Geschichte, die Anfangsgründe der Poesie, die der französischen Sprache, im Lateinischen bis zum geläufigen Verständnisse des Cornelius Nepos; im Griechischen bis zur vollständigen Kenntniß der Declinationen und Conjugationen; Gesang, Calligraphie und Zeichen werden ebenfalls geübt. In wissenschaftlicher Hinsicht kamen die Zöglinge vom Kloster D. immer vorzüglich vorbereitet nach den Klosterschulen Pforta und Kasselien. Den Grundstein ihrer Bildung legten in D. Joh. Chr. Wilschke, Prof. in Göttingen, K. Friedr. Heinrich, Prof. in Bonn, K. Friedr. Krause, zuletzt in Göttingen, L. Wiltz und Lud. Aug. Dindorf in Leipzig. (v. Egidy.)

**DONNE** (John), war im J. 1574 zu London geboren. Er studirte zu Oxford und Cambridge die Rechte, und ging nach angesehener Prüfung von der katbolischen Kirche zum Protestantismus über. Nachdem er unter der Regierung der Königin Elisabeth als Secretair in

Staatsgeschäften gebraucht worden war, und mehr Reisen nach Italien, Spanien und Rußland unternommen hatte, widmete er sich dem Studium der Theologie. Ein theologischer Tractat, dem er den Titel: *Pseudo-martyr* gab, empfahl ihn dem Könige Jakob I. Er ward von diesem Monarchen zu seinem Hofprediger ernannt, und im J. 1621 Dechant an der St. Paulskirche zu London, wo er im J. 1631 farb. Als Dichter war D. ausgezeichnet in der didaktischen Gattung der Satyre. Horaz und Persius schienen die Muster gewesen zu sein, nach denen er sich gebildet hatte. Die beitere und schmerzende Satyre lag nicht in seinem Charakter. Er trug die Lasten und Thorheiten seiner Zeit mit männlichem Ernst und unerbittlicher Strenge. Seine Denkart hat er selbst in der Einleitung zu seinen Satyren charakterisirt, die in Donne's Poems. (London 1628. Ibid. 1635. 4. Ibid. 1669. Ibid. 1719) gesammelt worden sind. Einer seiner beifälligen Satyren, gegen die Jesuiten gerichtet, gab er den Titel: *Ignatius his Conclaves, or his Institution in a late Election in Holl.* (London 1635. 12.) Im Allgemeinen gelangen ihm treffende Aesklionen besser, als eine lebendige Darstellung der Sitten und Charaktere. Etwas Gelegtes und Gezwungenes hatte seine Manier fast durchgängig, am wenigsten jedoch in den eigentlich didaktischen Stellen, wo seine Sprache und Versification sich leichter bewegte. Neben seinen Satyren versuchte sich D. auch in Den

#### 1) Die Stelle lautet:

Away! thou chageling motely humorist;  
Leave me, and in this standing wooden chaat,  
Comforted with these few books, let me lie  
In prison, and here be coffin'd, where I die.  
Here ere God's conduits, grave divines; and here  
Is nature's secretary, the philosopher;  
And wily statesmen, which teach how to lye  
The slaves of a city's mystic body;  
Here gathering chroniclers, and by them stand  
Giddy fantastic poets of each land.  
Shall I leave all this constant company,  
And follow headlong wild uncertain to thee?  
First swear by the best love, here in earnest,  
(if thou which lov'st all canst love any best)  
Thou wilt not leave me in the middle street,  
Though some more spruce companion thou dost meet etc.

#### 2) J. B. in der folgenden Stelle:

Though Truth and Falschood be  
Near twins, yet Truth a little elder is:  
Be hush to seek her; believe me this,  
He's not of none, nor worst, that seeks the best.  
T'adore or scorn an image, or pretend  
May all be bad. Doubt wisely. In strange way  
To stand inquiring right, is not to stray;  
To sleep or run wrong is. Oo a huge hill  
Cragg'd and steep, Truth stands; and he that will  
Reach her, about must, and about it, go. . .  
And what the hill's suddenness resists woe so.  
Yet strive so that before age, death's twilight,  
Thy soul rest; for none can work in that night.  
To will implies delay; therefore now do  
Hard down the so body's pains, hard knowledge  
The mind's endeavours reach; and mysteries  
Are like the sun, dawning, yet plain fall eyes.

und Riedern, unter denen auch einige geistliche vorkommen. Von der elegischen Satzung schien er keinen Begriff zu haben; die meisten seiner sogenannten Elegien unterschieden sich fast nur durch den Titel von seinen Satiren. Eins dieser Gedichte, To his Mistress, going to bed überschrieben, ist merkwürdig als ein äppiges Product eines Moralisten, der noch dazu ein Geistlicher war. Erst mehrere Jahre nach seinem Tode (1648) ward seine Schilft, *Dixiſaroc*, gedruckt, in welcher er den Selbstmord in gewissen Fällen vertbeibigt hatte\*).

(Heinrich Döring.)

Donner, f. Gewitter.

**DONNERBÜCHSEN** wurden genannt, was lateinisch Bombardae (französisch Bombardes) hieß. So sagt Hermann Körner, da, wo er zum J. 1378 erzählt, daß, als der Kaiser mit dem Herzoge Rudolf von Sachsen und dem Herzog Albrecht von Lüneburg vor das Schloß Dannenberg auf der Heide gezogen, die Krieger des Kaisers 600 Wappener mit zwei Bilden (machinien) im lateinischen Texte: Bombardae enim pro tunc non erant ita communes, sicut nunc sunt<sup>1)</sup>, und im Deutschen gesagt: Wenta donnerbussen zu moine nicht waren<sup>2)</sup>. Für Donnerbüchsen ward auch diese Büchsen gebraucht. So sagt der König im Reineke Buche, als er seine Herren zum Zuge gegen Reineke's Schloß aufbietet: Wacht euch bereit

Myt juwene harnesche, spete, un boghen,

Myt donnerbussen, polixen un harden,

und weiter berichtet der Grevint Reineken, wie der König ihn aufgeboten, nach sechs Tagen hier zu sein:

Myt boghen, myt swerden, bussen, un wagen<sup>3)</sup>.

Doch werden auch die Donnerbüchsen von den vorzüglichsten genannten Büchsen unterschieden. So heißt es im Ordinarium des Rathes zu Braunschweig vom J. 1408: des Raden bliden, donnerbussen, armborsten, pile, biessen, pulvere<sup>4)</sup>. Unter den letztern Büchsen sind kleinere Büchsen und unter den Donnerbüchsen das schwere Geschütz zu verstehen. In dem Verzeichnisse des Geräths auf der Burg Badenweiler vom J. 1422 kommen vor: 1 messig Handbüch, 1 yserin Handbüch, und in dem vom J. 1424: ein groff moloch fusen, ein groff yserin fusen. Item aber ein lochbusse von kupfer und fus 10 (funfzig) möschin stabbusen, schiefen kleine bips

schloß. — Item 4 fass, ligen by den bufsenkeinen<sup>5)</sup> (im Keller). Von den hier genannten Büchsen waren die große messingene und die große eiserne Büchse Donnerbüchsen. In dem auf dem frankfurter Reichstage im J. 1427 gemachten Anschläge kommen Kammerbüchsen, Terrasbüchsen, Eisenbüchsen, Handbüchsen, große und kleine Büchsen, und dazu Steine (Kugeln), Blei, Pulver, Büchsenpulver und Gezeuge u. s. w. in gleichen Büchsenmeister vor<sup>6)</sup>. Hierunter finden sich mehrere Donner-

5) Die im freiburger Stadtbuche befindlichen Aufzeichnungen des Rathsrahs auf der Burg Badenweiler vom J. 1422 und 1424 im Auszuge bei Schreiber, über Vertheil Schorn und den frühesten Gebrauch des Schießpulvers und der Feuerwaffen in und am Freiburg, in den Schriften für Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg im Breisgau. I. Bd. 1838. S. 66. 6) Freiburg sendete im J. 1427 seinen Büchsenmeister nach Basel, um legendes eine Geube zu finden, wo harte Büchsensteine zu hauen wären. Die Stadt Basel berichtet freundschaftlich: sie wisse fast kein, als der Stadt Geube, wo solch Gestein zu finden wäre. Sie schickte also die eigene eigene Werkmeister in Basel, und mußte von jedem Stadt nach in der Geube acht Schilling Pfennig bezahlen (Schreiber nach dem fränk. Stadtbuche, S. 66). Auch bediente man sich der Kugeln. So hieß unterm 17. Sept. 1415 die Stadt Strassburg Freiburg um gelassene Grobfeileung der in Freiburg bestellten 100 eiserne Kugeln: „Als haben wir uns den bestellten e yserin Büchsenstücken zu dem anverm Pfenniglichen“ u. s. w. Es scheint in Freiburg um diese Zeit die Büchsenfertigung gebildet zu haben, denn unterm 18. Juli 1416 bietet die Stadt Basel ihren Bürger, Meister Hans Ambrosius, der etwas Büchsenling (etwas geschäftig von Baslen) in Freiburg erworben hat, um zehn Pfennig nach Basel zu bringen. (Auftrag aus dem Stadtbuche bei Schreiber S. 65). Im J. 1419 schickte die Stadt Ulm mit Hans Kantselger einen Vertrag über eine Anzahl in gleicher Büchsen und Kugeln ab, wozu ihm der Rath Kupfer und Blei selbst gab. Für die Arbeit erhielt er den Centner Kupfer nach acht und den Centner Blei nach sechs Schilling Heller als Gold: Hans von Schilling lieferte ihm die nämliche Zeit 37 große Steine aus einem Guden, 15 mittlerer Größe und 17 kleiner, eben zu zwei Schilling Heller. Ulrich Richter verfertigte im J. 1424 500 Büchsensteine für die vier Büchsen, die Meister Hans Kantselger bestellte; für jeden erhielt er einen Schilling, so daß er dem 400 kleinen Steine nach 200 Schilling 21 Pfennig 8 Schilling 4 Heller als Lohn. Meister Hans Kantselger war ein sehr geschickter Büchsenmeister, und im J. 1444 hat die Stadt Ulm, um die Stadt Ulm, ihm bestellten zur Befestigung eines Wirtes in Verspottung an ein Tage zu leisten, er stürzte, wenn sie seiner bedürfte, ab nach zu reiten. Im J. 1428 diente der Rath von Ulm einen Büchsenmeister von Rottweil, Meister Edward, welcher der Stadt eine große Büchse und zwei Handbüchsen gab, welche letztere zusammen 80 Centner wogen mußten. Meister Hans Kantselger, der Büchsenmeister, gab ihm die Badenweiler, Kugel und Pfeile des Vaterlands aus dem Wundloch aus, den jedem Centner erhielt er zwei Gulden als Lohn; den Rath gab ihm die Stadt Baden, aber eine der Nimmbüchsen mußte er umsonst liefern; meistens die Kupf. so wurden sie ihm heimgeschlagen, und er mußte für dieselben Preis andere liefern. Schon im J. 1388 gab man in Ulm Kugeln, bestellte einen Büchsenmacher eine Büchse und Pfeile zwei Büchsenmeister an. Doch im J. 1377 scheint der Leudard Büchsenmeister hier noch nicht geschäftig gewesen zu sein; denn im J. 1377 verband sich Meister Heinrich der Rehen mit Ulm nach Baden, um 150 Gulden auf ein Jahr lang für die Diener, Hermann und Meister zu sein. Der Stadt Badenmeister und Büchsenmeister war im J. 1402 Meister Jurg Siegel (Jäger, Geschützliche Unterweisen des Mittelalters. I. Bd. S. 419 nach Feststellungen, Verträgen, Redungen, Briefen). Zum ersten Mal im J. 1405 kommt namentlich ein freiburger Büchsenmeister vor, um welchen der Herzog Friedrich, der sich seiner gegen die Schweiz

\*) Siehe Rietzen's Nachrichten von berühmten Gelehrten. 8. Bdt. S. 164 ff. Riegel's Geschichte der kaiserlichen Literatur. 2. Bdt. S. 344 ff. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Belletristik. 7. Bdt. S. 558 ff. Bahr's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. I. Bd. S. 949 ff.

1) Hermann Körner Chronicon bei Record. Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1129. Beryl. Spä zum J. 1451. S. 1551. wo er erzählt, daß die Burgmänner auf Newert mit ihren Bombarden einzunehmen den sie belagerten Dithmarsen niederschossen; über das Wort Bombarden f. Du Fresnoy, Glossarium unter die. f. Wort Bombard.

2) Uth D. Hermann Körner's Chronicon genommen bei Leibnitz, Scripta. T. III. p. 193. 3) Reinecke des I. des II. buok dat III. Cap. Effenbutter Zug. von 1701 S. 161. dat IV. Cap. p. 163. 4) Die Ordinarium des Raden (a Brunswick vom Jahre 1408. Cap. XII. bei Leibnitz, Scripta. T. III. p. 452.



büchsen, aber unter speziellen Benennungen<sup>1)</sup>. Eine Donnerbüchse war es auch, von welcher Johann Kothke bei der Belagerung des Herzogs Albert II. auf dem Schlosse Salz der Heiden durch Friedrich den Strengen und seine Brüder im J. 1365 redet: und ließen Werke machen, die man zu dem Schlosse treiben sollte<sup>2)</sup>, und da hatte er eine Diebüchse auf dem Schlosse, und schoss damit in das Werk. Dies war die erste Büchse, die in diesen Renden vernommen ward<sup>3)</sup>. Diese Donnerbüchse that eine so gute Wirkung, daß die Belagerer abzogen. Die Löwener kauften im J. 1366 32 Bombardas, Donnerbüchsen<sup>4)</sup> von ihrem fürchtbaren Kothken genannt<sup>5)</sup>, oder nach Andern kauften die Lütticher im nämlichen Jahre 12 Bombardas, genannt Donnerbüchsen, und sie wurden im Treffen bei Casseliet im J. 1357 gebraucht<sup>6)</sup>. In einem Längsbüchse, dessen Handschrift man in das J. 1371 setzt, heißt es:

Ich schuß zu ein Büchsen  
Schließen, das es niemand hört<sup>7)</sup>.

Von dem donnerähnlichen Kothken ward das Pulver Donnerkraut genannt. So kommt in einer Urkunde vor: eine Tonne Donnerkreutz<sup>8)</sup>. (Ferdinand Wächter.)

ger der Ältesten bedienen will, von Schaffhausen aus die Stadt angeht (s. das Schreiben des Herzogs bei Schreiber, S. 63). Zwei Jahre später (1407) schwerer der Büchsenmeister Krenhard, dem Rath auf ein Jahr zu dienen, und während desselben, ohne Urlaub von Seiten des Bürgermeisters, die Stadt nicht zu verlassen. Von nun an sind fortwährend die Büchsenmeister auch ihre Büchsenmeister, und werden deshalb in jeder Büchsen in Pflicht genommen (Schreiber, S. 65). Im August des J. 1578 Johann von Tarnu drei metallene Büchsen, von denen die größte eine eiserne Angel von 127 Pfund, die mittlere eine von 70 und die kleinste von wenigstens 50 Pfund auf 1000 Schritte weit schuß. Dieser Büchsenmeister führte als ein Geheimniß drei ausstehenden Rathsherren die Kiste, solche Büchsen zu laden und abzuschießen (Grazius, Annal. Suov. P. III. L. V. c. 12. ad ann. 1578. p. 291). Ein Büchsenmacher zu Prag wirt zum J. 1514 erachtet (Schreiber, Die Magister Reichth. Kenn. S. 18. Bd. S. 618). Im J. 1574 gab die Stadt Speier 2 Pfund 18 Schell. 4 Pfenn. an einen Meister, der mit der Büchse schießen konnte, und ward viel auf Büchsen und Armbrust gewandt (Schömann, Speirische Chron. 7. Bd. Cap. 53, französ. Ausg. von 1612, S. 812). Was nie ist Jünglings vonnen, dieß damals Büchsenhaderi: so J. B. in Alin (Jäger, S. 414).

7) Ruch Samml. des Reichthums. P. I. No. 84. S. 33. S. 122. f. 8) Das überbergische Heibsch sagt zum J. 1570 (bei Zeitsitt, Scripta, T. III. p. 150): daß sich die auch Herzog Magnus mit vielen geschnittenen Leuten demannen das Schieß (zu Ebernburg) und bilden ein schreckende warcke (erschreckende Werke) darauf bringen, und weiter unten, wo es erzählt, er habe die Kirche der Heiligen Michael durchschossen und Gefir und Hosen darans machen lassen: da ließ er Armbrüste, Büchsen und Hehre darauf bringen. 9) Joh. Kothke, Älter. Chron. bei Mencke, Scripta, T. II. p. 1805. 10) Donnerbüchsen (Donnerbüchse) niederländ. Büchse. Auch im Dänischen hat man Tordenbüsse (Donnerbüchse), eine alte Art Kanonen von krumm Kaliber. Dänisch: truchtes Hæderbüchse (Mittau 1811). S. 357. 11) Auberlus Miraeus, Chron. aus Diuinae, welcher das Etardbüchse benutzte, und nach Miraeus Pontanus, Ker. Dan. Hist. Lib. VIII. p. 507. 12) Franc. Haraeus, Annal. Duenn Brabant. P. I. p. 555, und nach ihm Schreiber, S. 618. 13) So B. Schreyer's Heibsch und daraus bei Schreiber, S. 60, welcher S. 61 über die von Schreyer angegebene Jahrszahl zu vertritt. 14) Urf. bei Guehard in C. D. M., in Archive Landscron. No. 504. p. 1261, und daraus bei Schreiber, S. 618.

DONNEREICHE, bei Seismar, wird die berühmte Dpfersche der Hefen genannt<sup>1)</sup>. Es ist dieses die Übersetzung von robur Jovis; Willibald sagt nämlich: roborem (nach anderer Lesart arborem) quondam mirae magnitudinis, qui (?) prisco pangarum vocabulo appellatur robur Jovis<sup>2)</sup>, und aus dieser Benennung hat sich die Meinung verbreitet, daß die Eiche dem Gotte des Donners beigegeben gewesen. Gegen diese allgemeine Meinung hat sich auch eine besondere geltend zu machen gesucht, nach welcher die prisci pagani den Gegensatz zu den Heiden in Hefen, welche Bonifacius sand, bilden und die Römer zu verstehen sind, und die Stelle zu übersetzen: so ein Baum von ungeheurer Größe, welchen die Römer Robur Jovis nannten<sup>3)</sup>. Die Donnerreiche bleibt daher zwar immer als berühmte Dpfersche merkwürdig, aber dieses zweifelhaft, ob sie von den Zeuthen als Eiche des Donners (d. h. Donnergoites) verehrt worden, und was sich die Hefen Aderes darunter gedacht, kann nur vermuthungsweise vorgetragen werden, wiewol man selbst die zur Angabe geschrieben ist, daß an der Eiche das Bild des Gottes gewesen<sup>4)</sup>. Eine große Dpfersche wird vielleicht am richtigsten mit der Irminsul verglichen, und wurde wahrscheinlich als Sinnbild des Weltalls verehrt, ähnlich wie die Eiche Dagdrasil (f. d. Art.) der nordischen Götterfage<sup>5)</sup>. Die Geschichte der Umbauung ist später aufgeschmückt worden. Nachdem Willibald vorausgeschickt, wie die Hefen Höhlern und Quellen geweiht, erzählt er nur. Auf den Rath derjenigen Hefen, welche schon Christen waren, unterwand sich Bonifacius, an dem Drie, der Gaedmar<sup>6)</sup> hieß,

1) So J. B. Fullenkstein, Älter. Chron. 1. Bd. S. 169. Collecti, Gesch. Älter. Chron. 1. Bd. S. 118. 2) Willibald Presbyter, Vita S. Bonifacii. Cap. 8. bei Perts, Monum. Germ. Hist. Scripta. T. II. p. 343. 3) Eben, Gesch. des truchten Volks. 4. Thl. S. 463, 464, welcher fordert, daß die unglücklich ungedachte Gelehrsamkeit Mithras irr geführt habe und die Donnerreiche zusammenhänge s. f. w., und daß man die Hefen durch die allgemeine Übersetzung von Robur Jovis kann leicht, freilich und immer mit einer solchen Sprange vom Donner zum Donner, den Donner oder vom Thor zum Thor gehet. An der Übersetzung scheint uns nichts auszuweichen, da sie nach der Ähnlichkeit des Donnerbergs (mons Jovis), Donnerberg (dies Jovis), Donnerbart (Jovis barba) gebildet. Auch kommt man, da im Alttesten Thonar, Thunar, sowohl den Donner aus auch den Donner (der Hefenbrunnensformel bei B. Wachter, Forum der Krit. 2. Bd. 1. Thl.) bedeutete, ohne Sprung zum Donnergeit. 4) So sagt Finn-Magnusen, Lex. Magn. p. 364: De arbori Haasorum sacro, Jovis habitaculo, und p. 368: Romanicus dicitur Gaemarie (aut Gaemarie Haasorum) everbia arborem mirae magnitudinis cum Jovis (Jovis vel Osini) imagine vult Daemone (Vitu Bonifacii) Darum, Denkmal alter Sprache und Kunst. 1. 70). Das dicitur, ist auf die Verkörperung der Eiche bezieht, ist nicht zu leben, da diese Thatsache wol keinem Zweifel unterliegt, und ist nur an seinen Orte, wenn es aus das vorerwähnte Bildnis des Thor oder Drie bezogen wird. 5) J. B. Wachter, Gesch. Sachsen. 3. Thl. S. 261—263. 6) Willibald hat im Jahr 801 unter dem Namen des Dorf Seismar an der Eber, am weit Frigale und Ebernburg, Schmelde, Diuinae de cultu religiosum a Jovis Jovis. 1. 4. Thl. 1. Bd. S. 284. 7) Willibald, Gesch. Sachsen. 3. Thl. S. 284. 8) Willibald, Die Geschichten der Zeuthen, und Pers in Willibald, S. 344. Dingens Sargarius, Mogunle, Ker. Lib. III. p. 471.

unter dem Beistande seiner Gefährten eine wundergroße Eiche umzubauen. Eine große Menge Heiden war zugegen und stieß Bervünschungen gegen den Feind ihrer Götter aus. Noch nicht gar weit war in den Baum gebauen, als ein Windstoß ihn umstürzte. Der Gipfel brach ab und der Stamm ward in vier Theile von gleichem Länge zerpalten<sup>1)</sup>. Da ließen die Heiden von ihren Bervünschungen ab und segneten gläubig den Herrn. Aus dem Holze der Eiche ward ein Bethaus gebaut. So nach Willkür. Nach Ditho wollten die Heiden den Bonifacius während des Umhauens tödten, aber der baldige Sturz des Baumes rettete ihn<sup>2)</sup>. Daß die Heiden dem Umhauen ruhig zusehen mußten, erklärt sich hinlänglich daraus, daß Karl der Hammer den Bonifacius in seinen Schutz genommen<sup>3)</sup>. Später jedoch hat man dieses Verhältniß nicht genau erwogen und folgender Rhythmus als Ahasbalth vorgetragen: Das Volk habe, bevor es den Zerföher seines heiligen Baumes hinderte, erst erwarten wollen, daß die Göttheit, der diese Eiche geheiligt war, sie, wie es zuverlässig geglaubt, selbst vertheidigen werde<sup>4)</sup>; oder: der Donnergott werde den Frevler durch augenblicklichen Tod strafen<sup>5)</sup>; oder speciell: sie haben ganz gewiß geglaubt, Feuer würde hervorsahren und den Bonifacius mit allen den Seinigen verzehren<sup>6)</sup>, um den Frevler zu rächen<sup>7)</sup>, oder das aus dem Holze fahrende Feuer werde das Haupt des Frevlers verschnitten<sup>8)</sup>. Auch fehlt es nicht an Ausschmückungen im Geiste der christlichen Legenden, nämlich auf das Gebet des heiligen Bonifacius sei ein mächtiger Sturm und Donnerwetter gekommen und habe die Eiche gespalten<sup>9)</sup>.

(Ferdinand Wächter.)

**DONNERKOGEL**, ein 1084,70 m. Kloster hoher Berg im Zuge der nördlichen Kalkalpen, und erhebt sich im oberösterreichischen Saizkammergute, südwestlich vom Gosautthale. Er gehört seinem Gekleise nach zu der Formation des Juras oder Alpenfalks, scheidet die Aitenau

oder das Thal der Kammer von dem Becken des Gosautbaches und hat den Groß-Jörning und das Hühnerhorn zu Nachbarbergen.

(G. F. Schreiner.)

Donnerlegien, f. Legio.

**DONNERSBACH**, eine der f. l. innerberger Hauptgewerkschaft gehörige Besitzerschaft und Schloß im jubenburger Kreise der obem Steiermark, mit einem Landgerichte, der Gültbunau, einem Flächenraume des ganzen Bezirkes von 31,000 Jochen und 1410 Bezirksinsassen. Zu diesem Bezirke gehören die Dirschaffen Donnersbachau, Donnersbachwald, Erlsberg, Kurrach, Fuchberg, Jagenberg, Rikensberg und Winklern bei Irnding. Die Unterthanen dieser Grundbesitzerschaft sind außer den genannten Dirschaffen noch in den Dörfern Fischern, Gröschenberg, Raumburg, Rohrmoss, Sallaberg, Sonnberg bei Grödingen und Straßberg verstreut. Diese Herrschaft hat auch die Vogtei über die Kirchen St. Patry und Leonhard in Donnersbachwald und St. Agiti in Donnersbachau. Das Gebiet dieses Bezirkes ist von hohen Bergen bedeckt, unter welchen der Eberesberg sich zu einer Höhe von 1107,96 wiener Klafter, nach trigonometrischer Messung, erhebt.

(G. F. Schreiner.)

**DONNERSBACHAU**, auch **Au** genannt, eine Gemeinde im Bezirke Donnersbach im jubenburger Kreise der obem Steiermark, vom Irndingbache, der sich am rechten Ufer in die Mur ergießt, durchflossen und von diesem und dem Wosersalpenbach und dem Kirchgraben begrenzt, eine Meile südlich von dem Mark Irnding gelegen, mit einem zum Defanat Haus der leobner Diöcese gehörigen Vicariat, eine katholische Kirche zu dem heil. Agiti und einer Schule, welche unter dem Patronat der f. l. innerberger Hauptgewerkschafts-Direction zu Eisenberg stehen, mit einem Priester und 943 Pfarrkindern (Diöcesan-Schematismus für das Jahr 1832). Die Häuser dieser Gemeinde liegen theils im Thal und theils auf den Bergen verstreut.

(G. F. Schreiner.)

**DONNERSBACHWALD**, eine Gemeinde im Bezirke Donnersbach im jubenburger Kreise der obem Steiermark, zu beiden Seiten des Irndingbaches und auf den benachbarten Bergen verstreut, südlich von und oberhalb Donnersbachau im Gebirge gelegen, mit einem zum Defanat Haus der leobner Diöcese gehörigen katholischen Vicariat, einer katholischen Kirche zum heiligen Leonhard und Patry und einer Schule von 18 Kindern, einem Seelsorger, 449 Bewohnern und einem Viehstande von 12 Pferden, 32 Ochsen, 184 Kühen und 240 Schafen. Das Patronatsrecht hat der f. l. steiermärkischen Religionsfonds.

(G. F. Schreiner.)

**DONNERSBERG**, ein 416 Toisen hoher Berg bei Milleschau im leutmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen. Er ist der höchste Punkt des ganzen böhmischen Mittelgebirges, besteht ganz aus Kieselstein und ist allgemeiner unter dem Namen des milleschauer Berges bekannt. Seine Höhe wird nach Hallaschs auf 430,27 wiener Klafter angegeben. Die reizende Fernsicht und Rundschau, die man von seinem Gipfel über einen großen Theil Böhmens, besonders über den leutmeritzer und saager Kreis, bis weit in den dumpyauer Kreis hinein, und auf

472 versteht unvorschriftlicher das heilige Städtchen Weimar im Amte Schmberg darunter.

7) Dinn nicht anders ist wol das: sed ad modicum quidam arboru praecina, coactum innamora robora molem divino desuper flatu exagitatur, palmisum constracto culmine corruit des Willibald zu verstehen.

8) Die Eiche war, wie sich von ihrer angestrichen Größe auf ihr Alter schließen läßt, alter Baurschälchheit nach hoch. Daher ihr schärfer Fall beim Windstoß und ihre Verpaltung in vier Theile, auch daß Willibald nichts Wunderbares darin, denn er sagt mit: et quousi superius autus solatio. Daß die Theile des Stammes gleich lang waren, ist, da der Gipfel abgebrochen war, auch nichts Wunderbares, sondern ganz in der Ordnung.

9) *Othlo*, De Vita S. Bonifacii. Lib. I. Cap. 27. bei *Serarius*, *Mog. Rer. Lib. III. p. 350*. *Legenda Bonifacii*, Cap. XI. bei *Mencke*, *Script. Rer. Germ. T. I. p. 836*.

10) *Waltetti*, *Geich. Thüringens. I. Bd. S. 118*. 11) *G. Z. Kraus*, *Geich. der Deutschen. I. Bd. S. 425*.

12) *Schmidt*, *Geich. der Deutschen. I. Bd. 12. Cap. 11. 12. Ausg. von 1754 S. 577*.

13) *Ortelius*, *Handbuch der geographischen Geschichte. I. Thl. S. 166*, welcher sich auf Willibald bezieht, wo sich aber keine Stelle von dem erwarteten Draubergbau des Juras findet.

14) *Fergus*, *Geich. des thüringischen Volks. S. 89*. 15) *Johannis a Poelde*, *Curiosum Hamelnense bei Mencke*, *Script. Rer. Germ. Tom. III. p. 821*.



der andern Seite über den raroniger Kreis und bis in die Höhe von Prag auf das Erz- und teusch-böhmische Gebirge hat, machen diesen Berg mit Redl zu einem derjenigen Punkte, wohin die Badegäste von Teplitz die häufigsten Ausflüge machen. (G. F. Schreiner.)

**DONNERSBERG** (Mont Tonnerre), als Berg, f. Vogesen. Von ihm führte ein Departement Frankreich den Namen, welches aus Theilen von dem Erstflusse Rheins, der Rheinpfalz, des Zweibrückens und der Bisthümer Worms und Speyer zusammengesetzt, in die vier Theile: Mainz, Speyer, Kaiserstuhl und Zweibrücken eingetheilt war, und auf 99 000 Meilen 342,000 Einwohner in 685 Gemeinden zählte. Gehört jetzt zum Rhein-territorium von Baden. (H.)

**DONNERSKIRCHEN** oder **DUNDELSKIRCHEN** (Főszegyház), ein fürstl. Oberbischöflicher Marktsiedel des Oberburger Comitats im Königreich Ungarn, links an der Landstraße von Dornburg nach Pressburg, mit gutem Weinbau und einem herrschaftlichen großen Keller, in welchem sich ein Weinfass von 999 Eimern befindet. Der Ort hat eine katholische, zum Bisthume Raab gehörige Pfarre, eine katholische Kirche, Schule, 206 Häuser und 1564 teutsche Einwohner, welche einen starken Weinbau treiben und einen sehr guten Zwischwein erzeugen. Die Gegend ist überaus anmuthig und durch die Nähe vollreicher Ortschaften belebt. (Gamauf.)

Donnersmarkt, f. Henckel.

**DONNERSMARKT**, (lat. Sturtek, ung. Cseretóhely, Quinoforum, ein großer Marktsiedel, der Stammort der jetzigen preussisch-schlesischen Grafen Henckel von Donnersmarkt, im leusschauer Gerichtsbezirk der sippigen Gemarkung im Kreise diesseits der Elbe Ober- und Unter-Weiden südlich von Kämmart, an der von Leutschau nach Pörsch führenden Hauptstraße auf einem Hügel gelegen, den Grafen Ladislaus und Emerich Eszaky gehörig, mit einem bühlichen Minoritenkloster, einer römisch-katholischen Pfarre, einer sehr alten Kirche und Schule, 85 Häusern und 637 teutschen und slavischen Einwohnern, unter welchen sich 635 Katholiken und 12 Arianer befinden, mit einem Schenkwirt und einem zur Herrschaft Altpetersdorf gehörigen herrschaftlichen Hofe. Hier war bis zum J. 1774 der Sitz der Justizkammer, welche in jenem Jahre nach der Stadt Ansbach verlegt worden ist. (G. F. Schreiner.)

**DONNERSMARKT**, Chonora, wol. Moneradsje, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, unterabender Gemarkung, maroscher Kreis, blasendorfser Bezirk. Ein schönes, ansehnliches Dorf, das zu den Domainen des griechisch-unierten Bischofs von Nagaradsje gehört. In den Umgebungen desselben findet man eine sehr feine, gelbgrüne Thonerde, welche alle Eigenschaften des sonst in den Apokryphen so hoch geschätzten und theuer bezahlten armenischen Polus hat. (v. Benigai.)

**DONNERSTAG**, ist der dem teutschen Donner-gotte Thor oder Júpiter tonans geweihte Wochentag, welcher im Schwedischen Torsdag, im Dänischen Thoraday, im Englischen Thursday, aber im Teutschen schon

bei Rostker Tonisrtas genannt wird. Im Französischen heißt er nach der ägyptisch-römischen Benennung Dies Jovis, Jeudi, im Niederländischen dagegen, wie in andern Gegenden Oberdeutschlands, wo vormals germanische Völker wohnten, welche den höchsten Berggott Wodan oder Wodenus verehrten, Pünstag oder Pünstag, wobei auch der grüne Donnerstag nicht bloß, wie der in die Antikahöhe oder Wodanwoche fallende Frohnleichnamstag Anlass fand, sondern Anlass-Pünstag genannt wird. Im Schwedischen heißt aber dieser Tag Skändorstag, von Skära (reinigen); umständlich ist aber die Vermuthung von Frisch, daß die Benennung des grünen aus dem mittlern Latein carona, für das französische carême oder quadragesima (Fasten) stamme, da sich vielmehr hieraus die Benennung der trümmern Mittwoche ergibt, woraus der grüne Donnerstag als derjenige Tag folgt, an welchem der gemeine Mann das erste Grün des Frühlings zu essen pflegte, wober schon im mittlern Latein die Benennung Dies viridulum üblich war. Daß grün hier, wie in mehreren andern Ausdrücken des gesellschaftlichen Lebens, soviel als gewogen bedeute, beweist der niederländische Ausdruck guter Donnerstag, wofür in Oberdeutschland auch großer und hoher Donnerstag, sowie weißer Donnerstag, von den weißen Kleidern der Geistlichen in der römischen Kirche, gebraucht ist. In der römischen Kirche ist außerdem der feiste Donnerstag, im Französischen Jeudi gras, als Benennung des Donnerstags nach Aschermittwoch bekannt, weil alsdann noch Kuden und Butter zu essen erlaubt ist. (G. F. Grotzsch.)

**DONNERSTEIN**, provinzieller Name für verschiedene knollige und gestaltliche Gebilde, die durch ihre auffallende Gestalt auf die Vermuthung brachten, daß sie vom Himmel gefallen wären. (Germar.)

**DONNIHUDAH**, in der Sanskritsprache Name des Universums, daß in 15 Büchern oder Weltregionen getheilt ist, von denen sieben über der Erde und sieben unter derselben sind, so daß die Erde als achte und mittlere den Übergang zwischen beiden ausmacht. Nach dem Sastra des Drama bei Holwell schuf Ekumene, d. h. der Immererde, der Ewigkeit, die 15 Büchern des Weltalls, um den gefallenem Geistern zur Wohnung zu dienen, welche auf diese Art durch ein Leben in Körpern sich bessern und wieder für den Himmel bilden sollten. Die sieben Regionen unter der Erde waren den sündigen Geistern zur Strafe für ihre Sünden und Züchtung bestimmt; durch physische Uebel sollten sie zur Reue und Anerkennung ihres sündhaften Wesens gebracht und so geschickt gemacht werden, auf die Erde, als den Ort der Prüfung ihrer Besserung, zu kommen, und hier in Menschenform als verständliche und freie Wesen wieder aufzutreten. Hatten sie durch gute Werke gezeigt, daß sie der Gnade des Himmels würdig wären, so gingen sie in die sieben oberen Regionen der Reinigung über, wo vollends alles Sündhafte vertilgt wurde und kein Rückfall mehr möglich war. Um dies Alles zu vollenden; hatte die Gottheit eine Weltdauer von 12,000 göttlichen Jahren bestimmt, die in vier Beihalter (Yugas) getheilt war.

Baran nun die 12,000 Jahre zur Prüfung der gesallenen Geister vollendet und waren noch nicht alle zur ersten Region der Reinigung gekommen, ja sollte Schwa diese als Unerbessliche auf ewig in die Dunderoth, den Sitz der ewigen Finsterniß, hinabführen, und die acht Welten der Strafe, Läuterung und Prüfung vernichten, Bischnu aber die sieben Welten der Reinigung nach eine Zeit lang erhalten, bis die in dieselben übergegangenem Geister ganz zu ihrer Vollkommenheit gelangt und zu ihrem ursprünglichen Zustande zurückgeführt wären; dann sollten auch diese obren Welten vernichtet werden. Auch in andern indischen Schriften werden die sieben abern und die sieben untern Welten erwähnt, zwischen denen die Erde das Mittel hält. Ob sie nun mit dem Bodunß des Sastira im Gängen einerlei sind, scheint nach nicht entschieden, da die Mythe des Sastira in diesem einzig dasthet, und man nur indirect auf ihre allgemeine Annahme in der Religion der Hindus schließen kann. In den gewöhnlichen Systemen der Indier heißen die sieben obren Regionen oder Himmel, van der Erde aus gerechnet, Bhulal, Bhuvorl, Sural, Mahalal, Annatal, Tapal, Suttelot. Sie werden als ebensoviel Paradiese der Götter dargestellt, welche von Sonne, Mond und den Planeten regiert werden. Über Bhulot herrscht die Sonne, über die folgende der Mond, dann nach der Reihe die Planeten Mars, Merkur (Bhudda), Jupiter, Venus, Saturn, jeder Gott mit seinem Hofstaate von untergeordneten Geistern. Die sieben untern Regionen, im Allgemeinen die Patals genannt, sind dunkel und werden nicht von der Sonne, sondern von den acht Edelsteinen erleuchtet, wamit die Köpfe der acht Hauptschlangen, die hier ihrem Geschlecht als Regenten vorstehen, geschmückt sind. Ihre Namen sind, wieder von der Erde aus nach der Tiefe zu gerechnet, Talal (Dtalal), Beshalot (Bittalot), Suttalot, Talatalot, Beshantalot (Joalot), Kuthatalot (Kistatalot) und Patatalot, die unterste und niedrigste dieser Regionen. Die Namen haben wir nach Volet angeführt, die in Klammern eingeschlossenen finden sich in Reier's myth. Wörterb. S. 259. Bei Gores S. 86 heißen sie Tai, Alai, Batal, Sural, Kesatal, Talatal, Mahatal nach dem Duppekat 2. Th. S. 286. Man sieht zugleich, daß nicht nur in den Namen, sondern auch in der Aufeinanderfolge Verschiedenheiten stattfinden. Nach einer Abhandlung von Colebrooke in As. Res. T. V. p. 345 sq. und VII. p. 232 sq., über die religiösen Ceremonien der Hindus, insbesondere der Bramanen, auf indische Cammentare gestützt, sind die mystischen Namen der sieben Welten der Sapatri des Brama vorgelegt, und nun werden dieselben so beschrieben. Die erste Welt ist der Det, wo alle Wesen, feste und demegliche, existiren (die Erde). Die zweite ist der Det, wo die Wesen zum zweiten Mal existiren, aber ohne Sinnlichkeit, um am Schlusse des Zeitraums, welcher der Dauer des jetzigen Weltalls bestimmt ist, wieder sinnlich zu werden. Es ist die Welt des Wiedererlebens. Es scheint dies die Meinung anzudeuten, daß die abgeschiedenen Seelen in irgend einer Zwischenwelt (ist wie der Pades der neuen mysti-

schen Philosophen) ohne sinnliche Form bis zum Untergange des Weltalls (bis zum jüngsten Tage, wie wir sagen würden) fort existiren und dann (gleichsam auf der neuen, schönen Erde) wieder mit einem materiellen Körper verbunden, aus neuem Leben würden, eine Reinkarnation, die mit der Auferstehungslehre des Joroostriden Systems und des Christenthums viel Ähnlichkeit hat. Die dritte Welt, der Himmel genannt, ist die Wohnung der Guten, wo Kälte, Hitze und Licht beständig herabgebracht werden. Die vierte Welt heißt die Mittelwelt, weil sie die Mitte zwischen den vorliegenden drei untern und den folgenden drei abern einnimmt. Die fünfte heißt die Welt der Geburten und ist der Himmel, wo Thiere wieder geboren werden, die bei dem allgemeinen Weltuntergange umkommen. Die sechste heißt das Haus der Seligen, in welcher Sanata und andere Söhne Brama's gerechtfertigt durch strenge Buße, befreit von aller Herrschaft, in einem seligen Zustande wohnen. Nach der Mythe gebar Brama zuerst vier Söhne, die das Menschengeschlecht fortpflanzen sollten, aber sie thaten es nicht, und weichen sich einem strengen bösen Leben. Diese scheinen hier gemeint zu sein. Die siebente Welt ist die Wahrheit, Wohnung Brama's, auf den Gipfel aller andern Welten gestellt. Sie wird erreicht durch wahre Kenntniß, durch sorgfältige Erfüllung religiöser Pflichten und durch Wahrhaftigkeit. Einmal erreicht, wird sie nicht wieder verloren. Dann heißt es noch, die Namen dieser sieben Welten werden im Sapatri genannt, um die Wirksamkeit des Gebets zu bezeichnen, denn sie bedeuten, daß das Licht die sieben Welten erleuchtet und durchdringt, welche eine über die andere (gleichsam schichtweise) gestellt und die Häuser aller Wesen sind, sie werden die sieben Wohnungen genannt, selbst bestehend in einer frühen Periode und erneuert in dieser. Unstreitig sind dieser ganzen Vorstellungstheorie buddhistische Ideen beigegeben, da sie in einer früheren Weltperiode schon einmal da waren, in der jetzigen wieder erneuert sind und am Ende derselben auf Neue verbrannt werden; denn solchen Wechsel der Weltperioden, sowie die Ordnung in Schichten über einander, hat auch die Lehre des Buddhas, worüber der Art. Dhjanna zu vergleichen ist. Einige dieser Welten scheinen die Zustände der Wesen zu bezeichnen, andere, wie z. B. die fünfte, scheinen auf bis jetzt noch unbekannten Vorstellungen zu beruhen. — Die Buddhisten sprechen von 31 Welten, die sie Sona nennen, und wenn man die fünf Abtheilungen der Unterwelt, welche die Straßener begreifen, abrechnet, von 26 Welten. Die Erde selbst ist eine runde Scheibe, und über ihr liegen in parallelen Schichten die 26 Abtheile des Universums. Die nächsten sechs, den ersten sechs Welten der Hindus ähnlich, werden von Rats bewohnt, die noch materielle Körper haben, und männlich und weiblich sind. Jede ist von der andern über 126,000 Meilen entfernt. Die erste, die Welt der Rats Adamahariti ruhet auf dem Gipfel des Berges Bouganbo (Vouganbre), in der Hälfte der Höhe des Niemo, und enthält Sonne, Mond und Sterne. Dann folgt auf dem Gipfel des Niemo selbst

der Wohnplatz der Rats Lavateinza, dann der der Dschama, der Duffida, der Reinmanati, der Para neimataavassani Rats. Diese sechs-Himmel heißen zusammen auch Tsama und bilden die erste Abtheilung unter den Welten der seligen Rats. Nun folgen die 16 Himmel der Rats Kupa, höhere Geisteswesen als die vorigen, mit einem feinem Körper, geschlechtlos und ohne Fortpflanzung. Der niedrigste dieser Himmel ist 1,674,000 Meilen über den höchsten der vorigen erhoben, und dies ist auch der Abstand eines jeden der folgenden Himmel von einander. Jeder der drei ersten Himmel enthält drei abgetheilte Abtheilungen, die als gleichzeitige Dreiecke neben einander liegen. In dem ersten dieser drei Himmel wohnen die Rats Jhan, im zweiten die zweiten Jhan, im dritten die dritten Jhan. Über die höchste dieser 16 Welten erheben sich nun abermals in gleichen Entfernungen die vier Himmel der Arupa oder körperlosen Rats. Vergleichen wir diese Darstellung von Rhobe in seiner zeitigen Bildung der Hindu's, 1. Th. S. 392 mit dem, was wir nach Schmidt (Gesch. der Hindugoten) im Art. Dhjama aus einander gesetzt haben, so scheinen Rhobe's Jhan ebenfalls zu sein, was Schmidt Dhjana oder Djan nennt, womit aus ziemlich das übereinstimmt, was der erste über die Beschreibungen des Weltalls durch Feuer, Wasser und Wind sagt. Die durch Feuer betreffe die Erde und den Riemmo, also die beiden untern Himmel der Dschama, das Wasser zerstreue auch noch die 11 untern Himmel der Kupa und der Wind endlich auch die Himmel der Arupa. Nach Schmidt aber wird durch Feuer, sowie auch nachher durch Wasser die Zerstörung des sichtbaren Universums und auch des ersten Dhjana, durch die Hauptzerstörung aber, welche der Wind bewirkt, auch das zweite Dhjana vernichtet. Wenn aber Rhobe auch die körperlosen Arupa mit vernichtet werden läßt, so weicht dies von Schmidt's Darstellung ab, denn nach dieser behalten die reinseeligen und gestaltlosen Wesen unverändert ihr Dasein. (Richter.)

**DONNINGTON**, auch Dunnington, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln mit 1500 Einwohnern, hat einen guten Hafen für kleine Schiffe, die eine beträchtliche Menge Hanf, der in der Umgegend für den sonderer Markt sehr angebaut wird, ausführt. 2) Dorf in der Grafschaft Berks, in dessen Nähe man die Überreste des Schlosses sieht, welches der Dichter Shاعر bewohnte, und das in den bürgerlichen Kriegen von Karl I. zweimal belagert wurde. 3) Castle Donnington, Stadt in der Grafschaft Reichster mit 2300 Einwohnern. (H.)

**DONON** (le), heißt einer der höchsten Berge in der Kogelensette. Er erhebt sich im Hagbau an der Grenze zwischen Lothringen und dem Eläß. Schon Schöpsin und Dom Calmet gedenken in ihren Werken der vielen römischen Altstüben, die man auf seiner Spitze findet. Erst kürzlich ist eine eigene mit lithographirten Abbildungen ausgestattete Schrift über diesen erschienen, die den Titel führt: *Mémoires sur les antiquités du Donon, par M. Jollois, ingénieur en chef des ports et chaussées etc.* (Epinal 1828.)

(Graf Henckel von Donnersmarck.)

X. Suppl. v. B. u. A. Geist Section. XXVII

**DONOP**, ein sehr angeesehenes altadeliges Geschlecht, welches theilweise in den Freiherren- und Grafenstand erhoben wurde, in dem Fürstenthume Lippe seinem Ursprung und seine meisten Besitzungen hat, von wo es sich dann nach Sachsen, Thüringen und Franken weiter verbreitete.

Der Ritter Lambert von Donop ist der erste, welcher vom J. 1240 an diesen Namen geführt hat, und von diesem weiß man eine fortlaufende documentirte Genealogie bis in die neuesten Zeiten nach. Auch hier gibt eine Sage zum Namen- und Wappen-Ursprung dieses Geschlechtes Anlaß. Dieser Lambert habe nämlich, bei der Belagerung einer Feste, seine Begleiter mit dem Ausrufe: do thenup, donup, da hinaus, angefeuert, um den Hauptthurm zu erklimmen, wodurch auch die feste Stadt erobert worden. Der Kaiser habe ihn darauf zur Belohnung zum Ritter geschlagen, den bezeichnenden Namen und Wappen dieser That verliehen, als: im silbernen Felde eine rothe Steig- oder Sturmlleiter; auf dem gekrönten Helm ein weißer Thurm mit rothem Dache, die Spitze des Daches mit einem weißen Fledermaus geschlossen; drei Eiser befinden sich am Thurme, woran an dem rechten eine solche rothe Sturmlleiter, wie im Schilde, angelehnt steht. Dieses Wappen führt das Geschlecht noch bis jetzt.

Aus dieser Familie, welche über dreihathshundert männliche Stammprossen in neun Linien zählt, haben sich eine große Anzahl von ihnen in den höchsten Stellen des Kriegs- und Civildienstes ausgezeichnet. In der achten Generation war Bruno Großvoigt des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg (1460—1511), der Stammvater von diesen nachherigen neun Linien zu Alt-Donop, Wöbdt, Stedtfreund, Schöttmar, Lüdershof, Entrup, Heiligenrode, Maspe und Blomberg. Dessen Enkel Gabriel, der ebenfalls herzoglich braunschweig-lüneburgischer Großvoigt zu Beka war (gest. 1599), stiftete die Linie zu Alt-Donop. Unter seinen Nachkommen zeichnete sich Anton Gabriel, Hofmarschall bei Landgraf Moriz von Hessen, aus (1630). Dessen Söhne waren, Johann Moriz I., kaiserl. kippischer Oberhofmeister und Ritter des königl. preussischen Ordens pour la generousité, Friedrich Wilhelm, Simon Heinrich und Hermann, königl. dänische Generalmajore der Cavalerie und Infanterie. Die in der literarischen Welt durch ihre Gedichte rühmlichst bekannte Charlotte Wilhelmine Amalia, Mitglied der teutschen Gesellschaft zu Göttingen und kaiserliche gekrönte Poetin (1760), war von ihnen entsprossen; sie schrieb: Die Schönheiten von Pyrmont, besungen von Carl R. Amal. v. Donop. Sol. 1751.

Die Linie zu Stedtfreund in der Grafschaft Ravensberg hat in dem kurhalschischen Obristen Heinrich Bruno ihren Stifter. Sein Sohn Levin Christoph, im J. 1723 Dompropst zu Straßburg, resignirte und wurde kurtrierischer Geheimrath und Oberhofmarschall. Levin Moriz I. teutscher Ritter, kurhalschischer Kammerherr, Obrist über ein Regiment zu Fuß, und Gouverneur von Münster, starb 1741. Die Brüder Levin Friedrich (1740) und Karl Amal (1766) heßische Obristen der Gardien

und Wilhelm Heinrich (1770). Generalleutnant von der Infanterie, Inhaber der beiden preussischen Orden, waren im siebenjährigen Krieg ausgezeichnet. Karl Wilhelm, berzogl. sachsen-meiningischer Geheimrath und Oberamtmann (gest. 1798) Stifter einer Nebenlinie zu Graismann; dessen Sohn, berzogl. sachsen-meiningischer Geheimrath und Regierungspräsident, ist berühmt als Kammerkassirer und Schriftsteller: Das magasanische Europa etc. 1. und 2. Abth. (Meiningen 1819—21.)

Der Stifter der Linie zu Wöbhel Simon Moriz I., f. l. Hofkriegsrath und Obrist über ein Regiment Cuirassier von 3000 Pferden, war im 30jährigen Kriege sowohl durch seine persönliche Tapferkeit, als auch durch seine Kenntniß so vorthellhaft bekannt, daß er zu manchen Gefandtschaften an verschiedene Höfen und vorzüglich auch nach Regensburg gebraucht wurde. Nach dem Schlusse des westfälischen Friedens nahm er weder die angebotenen Stellen vom Könige von Schweden, noch die vom Kurfürsten von Brandenburg an. Er starb als lippischer Geheimrath und Landvoigt des Fürstenthums Lippe, im J. 1676. Levin Moriz II. erhielt die Stelle des Vaters, und dessen Sohn, Karl Moriz, f. l. Reichshofrath in Wien, war bei aller seiner Gelehrsamkeit ein solcher Verschwenker, daß er das Schloß Pfortenhausen für 50,000 Thlr. verkaufte, um bei der Krönung Kaiser Karl's VII. in der gehörigen Pracht erscheinen zu können (1742). Sein Bruder August Moriz wurde von dem Kaiser Karl VII. in den Grafenstand erhoben (wovon er aber keinen Gebrauch machte), und stand bei dem Könige Friedrich von Schweden und Landgrafen von Hessen, als Staatsminister und Oberhofmeister in solchem Ansehen, daß man ihn nur die rechte Hand seiner Herren nannte; dieses blieb auch bei den beiden Nachfolgern, Landgraf Wilhelm VIII. und Friedrich II. Als man ihm einstens (1756) mit hunderttausend Dukaten erlauben wollte, damit er die Einberufung der preussischen Armee (24,000 Mann) und deren Neutralität bewirken sollte, gab derselbe zur Antwort: „sein Leben sei er bereit für seinen Herrn aufzuopfern, ein Verräther aber könne er nicht werden.“ Simon Moriz II., fürstl. preussischer Generalleutnant der Cavallerie und Gouverneur von Amlin, zeichnete sich im siebenjährigen Kriege aus, und erhielt die preussischen Orden zur Belohnung; er war der Stifter der Linie zu Schöthmar (1778). Seinem Sohne Leopold Moriz wurde als Königl. französischer Brigadier und Chef von royal alliancé die französische Grafenwürde gegeben; er quittirte im J. 1764 und wurde kurfürstlicher Kammerherr zu Dreesden.

Johann Moriz I., Urheber der Linie zu Lüderhof, fing seine Laufbahn als französischer Rittermeister an und wurde darauf fürstl. lippischer geheime Rath, Oberhofrichter und Droß zu Sternberg (gest. 1723). Seine Söhne waren Levin Hilmar, Prior und Vicarius des Bisthums Corvey (gest. 1763), und Johann Moriz II., kurfürstlicher Obrist über ein Regiment zu Fuß und Commandant der Festung Biele (1778). Wilhelm Levin (geb. 1741), war während des siebenjährigen Krieges Leibarzt bei Friedrich dem Großen und trat nachher in

fürstl. lippische Dienste, wo er als Geheimrath und Oberhofmarschall das Land während der langjährigen Krankheit des Fürsten Leopold von der Lippe regierte. Als Schriftsteller hat er Folgendes herausgegeben: Histor. geograph. Beschreibung der fürstl. lippischen Lande in Westfalen; mit Kart. (Lemgo 1790.)

Der Stammvater der drei ausgestorbenen und einer noch in Sachsen blühenden Linie war: Christoph I., Geheimrath und Landvoigt bei Graf Bernhard I. von Lippe, er hatte sich um die Ausbreitung der evangelischen Lehre im lippischen sehr verdient gemacht und stand mit Martin Luther in Briefwechsel. Seine Söhne, nämlich: Christoph II., geb. im J. 1539, gest. 1572, wurde, als er seine Studien in Bittenberg und Orleans vollendet hatte, zum Oberhofrichter des Fürstenthums und zum Droßen von Pyrmont ernannt; Moriz II. aber, der seine erste Erziehung als Gellnabe an dem spanischen Hofe in Brüssel erhalten hatte, ging in den Türkenkrieg und gegen Frankreich, wurde mehrmals hart verwundet, und starb als Hofmeister des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen, an den Folgen jener Wunden (1580).

Bernhard Friedrich, Königl. dänischer Obrister, war Urheber der Linie zu Raspe, in welchem Dienste auch dessen Sohn Christoph Moriz II. als Generalmajor starb; desgleichen waren alle ihre Nachkommen bis zum Aussterben der Linie am Ende des 18. Jahrh. in diesem Staate angestellt.

Von Johann Philipp, der nach dem siebenjährigen Kriege aus preussischen Diensten seinen Abschied nahm, leitet die Linie zu Heiligenrode im Großherzogthume Sachsen-Weimar: Eisenach ihren Ursprung her.

(Albert Frh. v. Royneburg-Lengsfeld.)

DONOSO (Don Josef Gomez). Geb. zu Villa Conjuera im J. 1628. In den Anfangsgründen der Zeichnung von seinem Vater unterrichtet, ging er zu weiterer Ausbildung bei Francisco Fernandez zu Madrid, und zuletzt nach Rom, wo er sich sieben Jahre aufhielt. Hier weniger mit der Malerei und dem Studium der Antike beschäftigt, trieb er mehr die Architektur und Perspective, und folgte in ersterer den Grundsätzen des Borromini, dessen Manier er auch nach Madrid verspant. Als er hier noch einige Zeit dem Unterrichte des Don Juan Carreño in der Malerei genoßen hatte, verfertigte er in und außer Madrid eine große Anzahl Malereien. Unter diesen Werken zeichnen sich vorzüglich aus das Abendmahl Christi mit schönen Architekturen und Perspective, für die Kirche del Cavallero da Graecia, und der heilige Jussio und Pastor, in natürlicher Größe. Späterhin verband er sich mit Guallo, einem portugiesischen Maler, in dessen Gemeinschaft er in den Jahren 1673 und 1674 viele Werke ausführte. D. starb im J. 1686 und hinterließ einige Schriften über die Perspective. (S. Velasquez, Leben der spanischen Maler. Übers. S. 253. Vergl. Fiorillo, Gesch. der Malerei in Spanien. 4. Abth. S. 329.) (A. Weis.)

DONSCHÉ FESTUNGEN. Es find ihre zwei; die eine liegt in der russischen Statthaltertschaft Saratow, auf der janzinschen nach Nordwest bis an den Don

sich erstreckenden Linie, die andere aber in dem kaukasischen Gebiete. (J. C. Petri.)

**DONSCHIE KOSAKEN.** Dieses tapfere, kriegerische und unerschrockene Volk hat seinen Namen von den Gegenden des Donflusses, welche sie seit ihrem Ursprunge bewohnen. Sie stammen größtentheils von den großen oder nowgorodischen Russen ab, und sind folglich nach ihrem Ursprunge wahre Russen, mit welchen sie auch Sprache und Religion gemein haben. Der Name Kosak kommt wahrscheinlich von dem tatarischen Worte Kosak her, d. h. ein unansässiger, freier, herumziehender Mensch, der leicht bewaffnet ist, und vom Raube und Streite lebt. Das sind nun freilich die jetzigen, zumal die donschen Kosaken, als ein policirtes Volk, nicht mehr, denn sie leben von Landgrundstücken, welche sie, als ein von allen Abgaben und Diensten völlig freies Eigenthum, besitzen: aber sie machen dennoch unter den Russen noch immer einen besondern Stand aus, und sind noch gegenwärtig sehr kriegerisch, gewandt, wild, ungestüm, heuteulustig, ja raubhüchtig. Das Land der donschen Kosaken liegt an der untern Hälfte des Don, südlich von Saratow, östlich von Kaukasien, nördlich vom asowschen Meere, und westlich von den Statthaltertschaften Woronesch, Charkow und Zscharjefinowsk umgeben, und erstreckt sich von Pawlowsk bis Zscharjefsk, ihre Hauptstadt, sodas es auch die in den Don fallenden Flüsse Donez, Medwedjia und Choper begreift, von der choperischen Festung bis zur Mündung dieses Flusses herunter, sowie die Gegenden am Wukoluf. Dieser große Landstrich ist über 75 Meilen lang und zwischen 50–60 Meilen breit, und enthält nach Gölbenkötts und Wichmann's Angabe 3611 □ Meilen in der Fläche. Er ist überaus fruchtbar, mit den herrlichsten Naturgaben reichlich versehen, größtentheils niedrig und eben, wird aber ebensoviele oft vom Don überschwemmt. An Waldungen, zumal längs den genannten Flüssen, fehlt es nicht; aber es gibt auch große Steppen, die aus Mangel an Wasser und Holz beinahe unwohnbar sind. Das Klima ist ziemlich warm und angenehm, der Boden sandig, thonig und kalkig; Salpeter findet sich in großer Menge, nach ihm ist Salz das vornehmste mineralische Product. Die Zahl der Einwohner gibt Plestschkiew auf 260,000, Wichmann aber nur auf 150,265 an, unter denen 40,000 dienstfähige Männer sind, deren ganze Militärflamme in 80 Regimenter, jedes zu 500 Mann, getheilt ist, und die auch sämmtlich in russisch-kaiserlichen Diensten stehen.

Die Kosaken wohnen fast blos an den größtentheils hohen, holzreichen und fruchtbaren Ufern der Flüsse, an denen es doch auch hier und da niedrige Stellen gibt, welche den Uferschwemmungen ausgesetzt sind. Ihre ersten Niederlassungen am Don können nicht wohl frühere Kitzgenunden haben, als nachdem die Tataren aus diesem Gebiete verdrängt waren. Dieses Wohnsitze und gleiche Lebensart mögen auch wol den tatarischen Namen der Kosaken auf diese neu entstandene Colonie gebracht haben, der sich nachher auch auf die unter einer ähnlichen militärischen Verfassung späterhin verwendeten Kleinrus-

sen fortgepflanzt hat. Wahrscheinlich fanden die russischen Anldmmlinge auch noch beträchtliche Ueberreste von Tataren in diesen Gegenden vor, mit denen sie sich vereinigten und die sie zur Annahme der griechischen Religion und der russischen Sprache bewogen. Diese Voraussetzung erklärt wenigstens (nach Etzsch's Meinung, Gemalde des russischen Reichs, 1. Bd. S. 85) den schnellen Anwachs der Republik und die russisch-tatarische Mischung, die man noch jetzt sowohl in den Gesichtszügen, als in der Sprache der donschen Kosaken wahrnimmt. — Bald nach ihrer Entsehung ward diese Colonie ein beträchtlicher Staat. Der glückliche Erfolg ihrer betriebenen Streifereien lockte eine Menge Kämpfe und deutestüßiger Jünglinge aus allen Provinzen des Reichs herbei, und die um dieselbe Zeit in Rußland eingeführte Leibeigenschaft der Bauern trug ebenfalls viel dazu bei, die donsche Volksmasse durch Ueberläufer aus diesem gedrückten Stande zu vermehren. Aehnliche Häufen von entflohenen Tataren kehrten jetzt wieder in ihre ehemalige Heimath zurück, und selbst den Kriegsgefangenen schenkte die Politik der Kosaken das Bürgerrecht, um die Anzahl der Streiter zu vergrößern. Nach dem unglücklichen Feldzuge der Türken gegen Astrachan im J. 1570 fühlten sie sich kühn und mächtig genug, 10 Meilen von der türkischen Festung Aßow, ihre Hauptstadt Zscharjefsk anzulegen. Nun wurden sie in der That eine Vorwahr für das russische Reich: die Beherrscher desselben thaten also für diese Kosaken, was die Könige von Polen ungeschärf um dieselbe Zeit für die Kleinrussischen gethan hatten; sie begünstigten ihren Anwachs, wiesen ihnen an der Grenze freiere Länder an und suchten sie in einer Art von Abhängigkeit zu erhalten, die der Regierung, wenigstens in Kriegeszeiten, nützlich werden konnte. Im J. 1579 trifft man zum ersten Male donsche Kosaken unter den russischen Heeren; ein Corps derselben von 3000 Mann hatte dem Feldzuge des Jaren Iwan Wassiljewitsch gegen Litland beizugehört, wofür sie auch belohnt wurden. Seit dieser Zeit sind sie dem russischen Reich durch ihre Tapferkeit oft sehr nützlich geworden, obgleich sie sich auch durch ihre Liebe zur Unabhängigkeit und ihren Hang zum Brutemachen zuweilen zu großen und allgemeinen Empörungen haben hinreissen lassen, wovon die wichtigsten die vom J. 1670, unter Leitung des Senka Kasin, und die von 1708, unter Anführung des Bulawin, waren, bei welchem letztern Aufstand über 7000 Menschen am Leben gestraft wurden.

Das Gebiet der donschen Kosaken war ehemals weit größer als jetzt; aber nach der Empörung vom J. 1708 ward ein Theil desselben zu den angrenzenden Provinzen geschlagen, sodas es jetzt noch einen Flächenraum von 3611 □ Meilen einnimmt. Man nennt es das Land der donschen Kosaken und rechnet es zwar zu dem russischen Reich in Europa, jedoch zu keinem seiner Gouvernements. Die jetzige Verfassung der donschen Kosaken ist noch immer so einfach, wie ehemals. Sie haben eine Art republikanischer Regierungsform, an der Spitze einen selbstgewählten Hetmann (Oberhaupt, Befehlshaber, von Het, englisch head, Haupt), dessen ehemalige große Gewalt

jetzt zwar ziemlich eingeschränkt ist, der aber außer seiner Würde im Kriege als Feldherr (als der Tapferste unter den Kosaken), auch gegenwärtig noch im Frieden mehr Regent als Gouverneur des Landes ist. Da sich sein Ansehen vorzüglich auf die Anerkennung seiner persönlichen Verdienste stützt, die allerdings das wirksamste Mittel zur Beherrschung der Menge sind; so ist die Liebe zu ihm und die Anhänglichkeit seines Volks an seine Person sehr groß. Der unlängst verstorbene (1819) Hetmann war der General von der Cavalerie und Ritter mehrerer Orden, Matwei Iwanowitsch Platow, ein Eingebornen des Landes, der vorher gemeiner Kosak war. Die Zeichen seiner Würde sind eine roth überzogene Standarte und ein Commandostab (Bulawa), die ihm beständig nachgetragen werden und ihn im Gefecht und im Lager kenntlich machen. Sein Wohnsiß ist in Tscherkassk am Don, dem Haupt- und Waffenplatz der donschen Kosaken, der gegen 2000 Häuser und über 10,000 Einwohner zählt. Die übrigen Wohnplätze heißen Stanizen (Dörfer), welche zuweilen 1, auch wol 3 Meilen aus einander liegen, theils 400, theils auch nur 140—150 meistens hölzerne Häuser enthalten. In den letztern sieht man bloß eine, in den erstern aber auch wol zwei, bald von Stein, bald von Holz erbaute Kirchen. Die Zahl der übrigen Stanizen ist 112. Sie haben folgende Einrichtung: In einigen ist ein beständiger Oberrichter (Staroscha, Altes), oder Polkownik (Oberster). Ein solcher ist über 10, 15—20 Stanizen gesetzt. Der zweite Befehlshaber, deren in jeder Stanize einer ist, heißt Ataman oder Hetmann; auf diesen folgt der Jesaul, deren bald einer, bald zwei, niemals aber mehr als drei, in einer Stanize sind; nach diesen kommen die Cotniks oder Hauptleute. Diese drei Arten von Vorstehern werden jährlich durch die Wahl der Einwohner jeder Stanize verändert oder bestätigt, und an sie werden auch die Befehle aus der Kanzlei des ersten Hetmanns gerichtet, für deren Vollziehung sie sorgen. Alle streben dann wieder unter dem obersten Hetmann der ganzen Nation.

Alle Kosaken sind geborne Soldaten, mithin auch die donschen. Zu jeder Zeit zum Kriegsdienste verpflichtet, machen sie eine unermüdende allgemeine Landmiliz aus, welche, weil die Natur in diesen Gegenden besonders die Hirtweid und ihren Unterhalt durch den schönsten Grasschnitt in großen und üppigen Triften erschietert, vielleicht auch, weil es eine allgemeine Gewohnheit ihrer angrenzenden, sowie aller asiatischen Völker ist, ausschließend nur als leichte Reiterei Krieg zu führen, ihren Dienst stets zu Pferde verrichten. Es entzieht sich keiner dem Kriegsdienste, weil dies eine allgemeine Verachtung nach sich ziehen würde. Dem Hetmannne gehorchen und die Standarte weder im Kriege, noch in der Schlacht zu verlassen, sind die vornehmsten Befehle, welche von dem veranlassenden, von dem Vertrauen auf das Glück ihrer Waffen, und besonders von einem festen Glauben an Gott und an eine Bestimmung gelehrt werden. Der feige Ehrlose wird mit dem Verluste seines Eigenthums und seiner Ansprüche auf Erbthommen bestraft. Außerdem ist die Achtung gegen Ältern und gegen die Ältern überhaupt,

wie im patriarchalischen Leben, mit welchem ihre Lebensart so viele Ähnlichkeit hat, die erste und vornehmste Pflicht, die man nächst dem Begriffe von Gott, dem unbedingten Gehorsame gegen den Hetmann, und den Pflichten als Soldat den Kindern vorzüglich einprägt. — Auch im Frieden bleiben alle Männer bis ins höchste Alter greyt, und als Soldaten in ihre Pforten vertheilt, und es dienen nicht allein ganze Familien, sondern auch die nächsten Verwandten gewöhnlich in einem solchen Pfort zusammen, welches nicht nur die Eintracht, sondern auch den Muth erhöht. Jeder Kosak weiß, wenn er zum Feldzuge aufgerufen wird, daß er sich bei seiner Kirche, wo gewöhnlich ihr Bezirksversammlungsplatz ist, stellen muß, und kennt sowohl seinen selbst erwählten Volkswort, als auch seinen Cotnik. Die gegenwärtigen Kosaken-Pforts befehlen jedes aus fünf Cotnen, diese zu 100 Pferden. Jede Cotne führt eine Fahne oder Standarte, gewöhnlich mit dem Bilde eines Schutzheiligen, oder mit einer Waffe geziert; es trägt selbige der Älteste und ehrwürdigste Kosak als eine Auszeichnung. Außer dem Cotnik steht bei jeder Cotne nur noch ein Officier, Pintefähnli (einer über 50 Mann); über 10 Mann hingegen ist eine Desänin oder Urednit (Unterofficier) gesetzt. Jedes Pfort hat einen Jesaul oder Adjutanten, welcher dem Range nach Major ist. Mehrere Kosaken-Pforts, oder ein Corps, commandirt ein Polkownik-Hetmann; der Generalrang hat. Alle streben dann wieder zu Kriegzeiten unter dem Oberbefehle des Chef der irregulären Truppen, in bürgerlichen Angelegenheiten aber unter einer bürgerlichen Kriegsverwaltung, welche alle innern ökonomischen Einrichtungen, die Hebung aller dortigen Geschäfte, wie auch alle Handel und Gewerbe betreffende und vor das bürgerliche Gericht gehörende Sachen, nach den allgemeinen Verordnungen zu besorgen hat, mit Aufrechterhaltung der diesem Soldatenvertheilten Privilegien, nach derselben Einrichtung, wie in den Statthaltertschaften des russischen Reichs. Außerdem ist in ihren Gerichtsstuben die im J. 1732 festgesetzte Ordnung üblich, daher ihnen auch ein Siegel mit dem kaiserlichen Wappen und der Inschrift: Siegel der bürgerlichen Kriegsverwaltung der donschen Kosaken, ertheilt ist.

Alle Kosaken, folglich auch die donschen, sind freie Leute, und, wie schon erinnert worden ist, sämmtlich militairpflichtig, am meisten dann, wenn sie bei einem stehenden Kriege von ihrem Kaiser aufgefodert werden. Außerdem erhalten sie keinen Sold; zu Kriegzeiten hingegen empfängt jeder Gemeine von der außerordentlichen Kriegskasse jährlich 12 Rubel, das nöthige Pulver und Blei, Soldatenproviand und für seine beiden Pferde, die er sich selbst anschaffen muß, Fütterung, wo keine Weide möglich ist (denn eigentlich muß jeder Kosak seine Pferde sechs Monate auf der Weide halten, für die übrigen sechs Monate bekommt er Hafer und Heu). Höfere Officiere erhalten Säge und Rationen nach dem gewöhnlichen Feldetat, und wenn sie ansehnliche Würden durch ihre Patente besitzen, auch wol außer dem wirklichen Dienste einen beständigen Gehalt. Bekanntlich entrichten keine Kosaken, mithin auch nicht die vom Don, weder

Steuern noch Frohndienste; sondern statt derselben thun sie in- und außerhalb Russlands Kriegsdienste, und halten sich dafür beritten, bewaffnet und beliebt. Ungeachtet sie aber im Felde gleich den übrigen Truppen ihre Ebnung bekommen, legen sie sich gleichwohl auf Plündern, wenn sie in Feindes Land kommen, und sind durch ihr beständiges Herumschwärmen für das Land des Kriegsschauplatzes verheerend, und durch ihren Heng um Raube dem gefangenen Feinde furchtbar. Sonst sind sie durchgängig mehr von mittlern als großem Schlege, und tragen abgeschliffenes, kurzes Haar und Knebelbärte, viele jedoch auch den ganzen Bart. Ihre Starshinen aber und übrigen Vorgesetzte gehen ohne Bärte. Die Pferde sind, obgleich meistens mager und klein, dennoch vorzüglich abgedrät und deswegen dauerhaft. Im Kriege haben fast alle deren zwei, mit welchen sie wechseln. Der Sattel ist gewöhnlich schloß und liegt über einer Hilzdecke; die Steigbügel sind in breiten Riemen daran befestigt; oft hängen an beiden Seiten des Sattels noch große ledrerne Blätter herab, welche mit Emaillerei verziert sind. Oben drauf liegt ein ledernes oder tuchenes Kissen, in welchem sich während des Kriegs die Kleidungsstücke und der ganze Reichtum des Kosaken befinden. Der Anzug der donschen Kosaken besteht aus einer knapp anliegenden Jacke, langen und weiten Pantalons, Stiefeln oder Stiefelstiefen ohne Sporen, um den Leib haben sie einen schwarzledernen breiten Gürtel, und tragen eine Hülsdecke an einem runden Gut. Wenn sie in Parade sind, tragen sie eine hohe Wähe von schwarzem Sammet mit einem weissen Federbusche, und an einem schwarzen Riemen eine kleine Patronentasche mit 12 Patronen. Die Nationalfarbe ist blau; doch tragen manche auch Röde von andern Farben. Über dieser Kleidung haben viele noch einen groben Filzmantel, dessen sie sich nicht selten, vermittelst eines Paares untergestützter Stangen, im Felde auch statt eines Obdaches, bedienen.

Ihre Waffensystem ist, wie bei allen Kosaken, sehr stark, und besteht aus einer Pike oder Ranze, einem Säbel, Karabiner, zwei oder drei Pistolen und einem großen Streitmesser. Ihr vornehmstes Waffensystem aber, woran man sie gleich erkennt, ist die 10—12 Fuß lange Pike, welche an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen ledernen Ring hat, in welchem, sowie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht. Damit sie beim Reiten nicht zu sehr hin- und beschwanken, ist sie mit einem ledernen Riemen an einem Brustknöpfe befestigt, von dem er sie zur Zeit des Angriffs losmacht, und mit der rechten Hand, sowie vermittelst des ledernen Ringes, in welchem er mit dem Fuße steht, in gerader Richtung mit dem Leibe seines Pferdes bringt, und ihr beim Aufstoßen mit dem rechten Fuße den Nachdruck gibt. Der Dolch steht in einer Scheide, ungefähr wie bei den Infanteristen das Bajonet. Doch findet man nicht eben bei jedem alle diese Waffen zusammen, bestimmt aber immer Pike und Säbel. Diese Waffen sind in der Familie erblich, und als meistens vom Feinde erobert, die Ehrengeweihe derselben. Als eine Zugabe führt jeder noch einen Kantschu, d. i.

eine kleine kurze Peitsche, in der Hand, mit welcher er sowohl sein Pferd, als den überwundenen und wehrlosen Feind schlägt. Außer dem Kantschu haben manche noch eine Schlinge, womit sie die Gefangenen fortziehen, oder feindliche Schildwachen aufheben und wegschleppen. Ihre Pferde sind alle zum Schnelllaufen abgerichtet, und mancher hat, wie schon bemerkt wurde, deren zwei, ja drei, theils um durch den Wechsel schneller fortzukommen, theils um das wenige Gepäck mit sich zu führen. Statt des Sattels, der am Sattel befestigt ist, und im Nothfall auch statt der Halfter dient, haben viele einen dicken Bindfaden, oder einen dünnen Strid. Ihre Pferde sind so gewöhnt, daß sie (weil die Kosaken nicht in geschlossenen Gliedern reiten), ohne Beschwerde in einem Tage oft 12—15 Meilen zurücklegen. Sie reiten sie gerade aus, sondern galoppiren in verschiedenen Richtungen, wodurch ihr Angriff gefährlich wird, zumal wenn sie mit regelmäßiger Cavalerie zu thun haben. Außer den Standarten haben sie keine Feldzeichen, auch keine Felte noch Feldmusik.

Die donschen Kosaken sind am zahlreichsten marschfertig und halten in der Regel 80 Regimenter, ober eigentlich Bataillone, jedes zu 500 Mann, zur Zeit der Gefahr stellen sie 60—70,000 Mann mit 2150 Officieren, sämmtlich zwischen 18—24 Jahren, ins Feld. Sie haben bereits eine sehr gute reitende Artillerie, und tirailiren auch schon zu Fuß, haben sich auch in den jetzigen Kriegen, besonders durch ihre Wachsamkeit auf den Vorposten, vortrefflich ausgezeichnet. Sie sind unermüdet den Feind abzumatten, und vermöge ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit zum Aufsehen feindlicher Vöthen und Piquets, sowie zum Recognosciren und Durchspähen der Wälder ebenso geschickt als brauchbar. Beständig thätig, entfernen sie sich oft, und kehren ebenso schnell wieder zurück. Die feindlichen Vorposten werden und brunnigen sie unaufhörlich. Ihr Angriff geschieht gewöhnlich in kleinen getheilten Haufen auf die feindlichen Flanken, mit einem lauten Hurrah und gefällten Lanzen in vollem Laufe. Geht es ihnen, durch diesen wüthen den Anfall den Feind zu trennen, so bedienen sie sich dann des Säbels und der Pistolen zur völligen Niederlage desselben; finden sie hingegen Widerstand, ohne einbringen zu können, so zerstreuen sie sich einzeln und Lieben eiligt nach einem vorher verabredeten Sammelplatz. Doch ganz besonders sind sie durch ihr Lebendigkeit im Verfolgen dem fliehenden Feinde gefährlich, indem es diesem dadurch unmöglich wird, sich wieder zu sammeln. Auch macht ein unverhoffter Widerstand die Kosaken nicht mutlos; nur vor dem groben Geschütz halten sie nicht Stand.

Erit genauer Zeit muß immer ein Regiment donscher Kosaken nach St. Petersburg auf die Wache kommen, und daselbst sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt Patrouille reiten. Nach einem Jahr oder längerer Zeit wird es wieder nach Hause entlassen und durch ein anderes abgelöst. Auch sind seit mehreren Jahren von diesen donschen Kosaken Leibkoscaken errichtet, welche eine eigene Uniform haben. Sie bestehen aus 200 Mann,



von denen immer 24, nebst einem Officier, den kaiserlichen Befehlen begleiten, wenn der Kaiser oder die Kaiserin aus der Stadt fährt. — Unter allen Kosaken besitzt der Hettmann der donschen Horde das meiste Ansehen und eine Macht, die allein im Stande ist, ein Heer im Raume zu halten. Sie unterscheiden sich auch von den Russen nicht allein durch andere Sitten und Gebräuche, sondern auch durch mehr Freiheit und Unerbundenheit. Doch sind sie dabei gewandt und entschlossene, auch genügsame und fleißig fröhliche Menschen, welche dem Vergnügen der Liebe, dem Tanze und Gesänge, mehrtheils auch dem Trunke, fast alle leidenschaftlich ergeben sind, und um diese zu befriedigen, auch das Weib lieben. Gleichwohl aber sind auch Treue, Danbarkeit, wahre Freundschaft, Gastfreundschaft und Bruderliebe unter ihnen ebenso rühmliche Tugenden, die sie bei jeder Gelegenheit üben. Viele sind wohlhabend und begütert, treiben den Ackerbau und die Viehzucht emsig, und haben es sogar in dem Weinbau hier und da ziemlich weit gebracht. Ihre Frauenzimmer sind ebenfalls sehr thätig und brav; denn in ihren Häusern herrscht Ordnung, Keuschheit und Sparsamkeit. Sie besorgen auch bei der oftmaligen Abwesenheit ihrer Männer die Viehzucht, den Acker- und Gartenbau, und spinnen, weben und bleichen nach Umständen.

In Abicht der Religion ist ein großer Theil dieser Kosaken Kragliniten, d. h. Axtgläubige, und tragen lange Bärte; die Officiere aber, und ihre übrigen Vorgesetzten lassen sich rasiren, und halten es mit der rechtgläubigen Kirche; weshalb sie auch unter dem vornehmlichen und höchsten Erzbischofe stehen. Übrigens sind sie beinahe durchgängig von gutem Wuchse und festem Körperbaue, werden selten krank, und fast immer sehter und lustiger Laune und zu Handwerken, Künsten und Wissenschaften nicht ungeschickt, ungeachtet nur wenige sich den letztern widmen, und man daher selten einen in St. Petersburg auf Schulen, oder in Moskau und Charkow auf der Universität sieht. Daß aber ihre Gesichtsbildung solche auffallende Ähnlichkeit mit den Tataren hat, scheint von ihrem Ursprünge und der Vermischung beider Völker durch Heirathen herzufließen. Ihre Wohnungen sind kleine Häuser von schwachem Fachwerke, mit Lehmwänden und dem nöthigsten Hausrathe versehen. In der Stube findet man, wie bei den Russen, oben in einem Winkel gegen Osten, den Heiligen oder Schutzpatron des Hauses (Vog) und ihre Waffen an der Wand aufgehängt, und Brod, Käse und Salz, die Attribute ihrer Gastfreundschaft, beständig auf dem Tische stehen. Ihre Dörfer (Stanizen) liegen meistens am Wasser, sind zum Theil sehr groß, und gegen leichte Überfälle mit einem Wall und Graben besetzt, mit geraden, aber ungepflasterten Gassen, und einer oder zwei hölzernen Kirchen. Ihre Nahrung besteht in weit bessern Speisen, als die der Russen sind; besonders lieben sie das Genuß, welches ihre schönen Gärten in Ueberschuß liefern. Ihre Lieblingsgetränke sind Bier, Brannwein, Wein, und ihr selbst erzeugter Landwein. In der Hauptstadt Icherfak herrscht bei den reichern und vornehmern Kosaken schon eine Art

von Luxus. Dieser schreibt sich zum Theil noch aus dem siebenjährigen Kriege her, wo diese Leute vieles sahen, was ihnen gefiel, was sie zu haben wünschten und nachahmten, zum Theil aus dem letzten Feldzuge in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 bis 1815. Die Zurückgekehrten führten Manches ein, was sie gesehen oder mitgebracht hatten. Daher findet man bei mehreren bessere Hausgeräthe, nobelmehr Geschirre und einen ledernen Tisch. Reiche stellen auch wol Bälle und Maskerabden an, und schicken ihre Kinder zur Erziehung nach Charkow, Moskau oder St. Petersburg. Übrigens sind alle Kosaken unter einander völlig gleich und heißen Brüder, sie lassen daher bei sich keinen Unterschied der Stände, namentlich keinen Erbadel, gelten. Fremden zeigen sie dadurch die größte Ehre, daß sie sie unter ihre Brüderschaft aufnehmen. Bei aller ihrer Frömmlichkeit herrscht dennoch immer auf ihrer Seite ein fester männlicher Ernst. Dieser ihr beständige Frohsinn, ihr stets mannteres Temperament, ihre Treue, Taz und Gesang, gepaart mit Erbsamkeit und hoher Freiheitliebe, charakterisiren die donschen und andern Kosaken sehr genau. Die letzte verleiste sie, wie wir gesehen haben, oft zu Empörungen gegen ihre zu harten Beherrscher. Die russische Regierung weiß dies auch, daher sie dieses Volk bei seiner Freiheit schützt und ihm manche Vorrechte zu gesteht, die andere Unterthanen nicht genießen. Daher war nie ein Kosak leidigen, wie es thedem all Edele mannabauern in Rußland waren und zum Theil noch sind; keiner bezogt Kopfsteuer, noch von seinen Landesreihen Grundsteuer, sondern sie beßien wol noch freie Jagd, Fischelei, das Recht, für sich Salz zu machen, Brannwein zu brennen u. Sie bilten in ihrer Heimath einen völligen Freistaat und regierten sich selbst durch ihre Hettmann. Dafür müssen sie aber auch ihre und des Reichs Grenzen gegen die Tataren und andere wilde Völker schützen und verteidigen. Daher ergeht bei einem Kriege auch gewöhnlich an sie das erste Aufgebot, weil man weiß, daß man sie nie unworbereitet findet. Sie sind geborne Soldaten, eine stehende Grenzmiliz und ihre Verfassung ist durchaus militärisch. Nach ihrer beständigen Gleichheit und Freiheit steht man den Officieren oft mit den Gemeinen an einem Tische aus hölzernen Geschirren essen; ja, wer heute Officier ist, kann morgen, ohne Kränkung seiner Ehre, wieder gemeiner Kosak sein. Nach demselben Grundsatze der Standesgleichheit nennt auch kein Kosak einen Officier bei seinem Range und Titel, sondern ohne Unterschied Paika, Vater, Pataschka, Väterchen, und einer ruft den andern Brater, Bruder.

Als Colonien der donschen Kosaken können angesehen werden: 1) Die wolgalischen Kosaken, welche erst im J. 1734 völlig von den donschen getrennt wurden. Jetzt ist ihre kosakische Verfassung ganz erloschen, und nur zwei Colonien stehen noch auf dem eigentlichen Kosakenfuß und leisten Kriegsdienste. Dies sind die theidem folgenden: 2) die aschraganschen, theils in Astrachan selbst, theils in den Dörfern darum wohnend; 3) die dubowskischen; der Landstrich, wo sie wohnen, liegt zwischen Dmitrow und Sarajew, und ist 15 Meilen



lang und 10 Meilen breit. Sie sind gegen 3000 Mann stark. 4) Die grebenstischen, auch die terelschen genannt. Ihre jetzigen Wohnungen sind am Ural, wo sie aus 1200 Mann bestehendes Regiment in den Grenzkünien gegen die kaukasischen Grenzjagaren Dienste thut. (S. Storck's Materialien zur Kenntniß des russ. Reichs, 1. B. S. 471.) Neben ihnen wohnen die semeinischen, an Städte jenen etwas überlegen. 5) Die uralischen, vormalig jaisischen Kosaken, längs dem rechten Ufer des Ural, von der Mündung des Irtysch bis an das kaspijsche Meer, in einem Gebiete, das ungefähr 80 Meilen lang ist. Ihre Hauptstadt ist Uralst mit der beträchtlichen Stadt Surjew am kaspijschen Meere. Ihre Anzahl beläuft sich über 30,000 Köpfe männlichen Geschlechts. Ihr Stamm ist spärner, reicher, gesunder, stärker und kriegerischer als der donsche. 6) Die orenburgischen. Sie wohnen Anfangs insgesammt am Samaraflusse, aber nach Errichtung der urenburgischen Festungslinie wurden die meisten in dieselbe hin verlegt. Jetzt haben diese Kosaken ihre Wohnsitz längs dem Samara-, Ural- und Uralflusse von Berchouralsk bis Irtysch. Sie können leicht 20,000 berittene Männer ins Feld stellen, obgleich nur etwa 10,000 zum Kriegsdienst eingeschrieben sind. 7) Die noch übrigen sibirischen Kosaken, merkwürdig durch ihre frühern erwerbenden Schritte gegen Sibirien unter ihrem Anführer Jermak Timofeev. Sie bilden dieselbige gegenwärtig eine Art von Miliz, und ihre Anzahl steigt weit über 100,000 Mann, von denen aber die meisten ihr Kosakenleben aufgegeben haben und bürgerliche Gewerbe treiben; nur etwa 14,000 thun noch als eigentliche Kosaken Dienste, in und außer dem Kriege. 8) Die tschujschewischen Kosaken, 6400 Köpfe beiderlei Geschlechts stark. Endlich 9) die tungusischen und bratskischen Kosaken, unter welchen 6250 tributär sind.

Das Land der donschen Kosaken ist sehr fruchtbar und für Acker- und Weinbau, sowie für die Viehzucht ungemein vortheilhaft; aber die Kosaken bestürmen sich wenig um die Vortheile, welche sie durch eine fleißige Bearbeitung ihres erziehbigen Bodens sich und ihren Nachbarn verschaffen könnten. Sie beschäftigen sich nur, so weit es die Noth erfordert, mit dem Ackerbau; Hans und Flachs bauen sie nur für den eigenen Bedarf, desto sorgfältiger Gartengewächse und Wein, welcher jedoch mehr von ihnen selbst getrunken als verkauft wird. Besonders ist ein von ihnen verfertigtcs Getränk, Wismoroska (aufgefrorener Wein), berühmt, welches an Geschmack dem Burgunder gleich kommt; da aber nur wenig davon gemacht wird, so bekommt man ihn selbst in Rußland nur äußerst selten ganz echt. Ihr vornehmstes Erwerbsmittel ist die Viehzucht und der Fischfang. Sie ziehen viele Pferde, Hornvieh, Schafe, Schweine, auch Ziegen und Wienen. Den Ueberfluß ihrer Erzeugnisse vertauschen sie gegen Kleingeflügel, Gewerbe, Eisen und Hausgeräthe an russische, persische, tartarische und türkische Kaufleute, sowohl in Akterast, als an andern Orten, besonders an den Jahrmärkten, welche von russischen Kaufleuten, Tataren, Tataren, Kalmden, Armeniern und Geor-

giern besucht werden. Mit der evangelischen Brüdergemeine in Sorepia haben sie seit mehrern Jahren ebenfalls Verlehr. Ihre vorzüglichsten Handelsartikel sind Pferde, Schlachtschafe, Häute, Salz, Schaf- und Kammervelle, Erdre, Haufen, Kawiars, Fischleim, Fildröden, Honig, Wachs, etwas Obst, Weintrauben, Melonen, Solpeter und etwas Wein. Städtische Gewerbe werden bloß von Fremden, die hier Gasse (Gossu) genannt werden, vorzugsweise in der Hauptstadt getrieben. Die blühende Industrie erstreckt sich auf das Branntweinbrennen und die Zubereitung des Kawiars und der Hausenblase. Vom Branntweine geben sie der Krone nicht das Mindeste ab, inessen hat nicht jeder das Recht, ihn zu verkaufen, sondern es wird dieses nur dem Starshina, oder dem Heitmann, oder sonst einem verdienten Manne zur Belohnung gegeben, welcher dafür an den Woiwodsowoi (obersten) Heitmann einen jährlichen Zins geben muß. Außer den Kosaken halten sich in den donschen Ländern bei den Vorwerken und Elodden (Bieden und Dörfern), welche dem Starshina gehören, eine große Menge kleinrussische und andere Bauern an, sowie viele Tataren und Kalmden, welche nicht nur in Akterast, sondern auch in andern Stätten angelesen sind, und sich, nachdem sie sich haben taufen lassen, ungehindert mit Kosaken verheirathen. Auch gibt es am Don viele Zigeuner, welche das Schmiedehandwerk treiben und sich mit Pferdecuren und dem Handel beschäftigen, und sonst noch viele andere Fremdlinge. Unter den Kosaken selbst findet man keine Handelsleute, weil sie als echte Söhne des Kriegsgottes Handel und Wandel verachten, und sich auf ihre Unwissenheit darin viel zu Gute thun. Die Priester, welche dabei ihre Rechnung finden, suchen dieses Vorurtheil in seiner ganzen Stärke zu erhalten. Fast ebenso viele Aberglauben wie gegen den Handel hegen sie gegen den Ackerbau, obgleich jetzt viele anfangen sich auf diesen zu legen. Das Land, welches sie bewohnen, und das, wie wir gesehen haben, dazu vortreflich ist, enthält ganze große Strecken, die noch edel und ungebaut liegen, und wo nur die dringende Nothwendigkeit einige Felder urbar gemacht hat. Dieses haben aber nicht die donschen Kosaken gethan, sondern die kleinrussischen, arbeitsame Leute, von denen mehrere unter ihnen wohnen.

Die Kosakinnen bei der donschen Horde, zumal die von gemeinem Stande, tragen lange, bis auf die Knie herunter gehende Leinwänder, und lange, mit vielen kleinen Knöpfen besetzte Röcke. Die Weiber tragen zum Theil lächerliche Kopfschmuck mit breiten, empor stehenden Flügeln, die sie ganz entstellen. Die Mädchen gehen mit bloßem Kopfe, ohne deshalb reizender auszu sehen. An Festtagen tragen sie eine breite Kopfbinde, mit allerlei Glittern und Klirperwerk geschmückt; die Weiber verzieren damit ihr Halsband und ihre Hüften bergestalt, daß alle Kosakinnen ein Wohlgefallen daran finden, sich schon von weitem durch das Geklirre von Münzen, kleinen Schellen &c. bemerkbar zu machen. Ubrigens sind sie ihren Männern treu, fleißig und nützlich, die Weiber der im Kriege befindlichen Kosaken ausgenommen, welche, da sie viele männliche Arbeiten verrichten müssen, ganz

den Männern an Sitten und Betragen ähnlich werden und sich daher auch dem Trunke ergeben. Zu Hause spinnen sie fleißig Wolle und Flach, wovon sie zu ihrem Gebrauche Keimsand und Zeug weben. Sie verheirathen nicht nur Brod zu backen, Fisch von allerlei Arten zuzurichten, Bier zu brauen, Weib, Kirsha (ein aus Hirsle verfertigtes Getränk) und Brantwein zu machen, sondern auch, wie die Männer, das Feld zu bauen, zu säen und zu mähen.

Von ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen sprechen wir, wenn wir auf den Artikel Kosaken überhaupt kommen. Hier zum Beschluß dieser allgemeinen Charakterisierung noch einige einzelne zerstreute Züge und Bemerkungen aus dem Leben und Treiben der Kosaken von der donischen Horde. Wenn sie in Gefächten oder gegen den Feind sind, beweisen sie sich im Trinken enthaltsamer, als im Zustande der Ruhe. Im Felde ertragen sie Durst und Hunger, Kälte und Hitze mit bewundernswürdiger Kraft und Standhaftigkeit. Bei ihrer starken Selbstbeschaffenheit fällt ihnen auch Feind von beiden eben sehr schwer. Wäßen sie eine Wagenburg, eine Schanze oder sonst einen Ort vertheiligen, so thun sie es mit Muth und Tapferkeit. Wenn sie Beute machen, reiten sie sich gern aus; sonst ist ihr Angut, sowie ihre Lebensart, in der Regel schlecht. Den Sonnabend vor Ostern gehen sie (wie alle Russen) in die Kirche, um den Erbknam Christi mit großen Heilichkeiten aus dem Grabe nehmen und wieder hineinlegen zu sehen. Dabei überreicht einer dem andern ein rothes Ei, mit der Frage: *Christos wosakrest?* (ist Christus auferstanden?) worauf geantwortet wird: *wosakrest* (er ist auferstanden). Dabei küßt man einander, und weder Frauen noch Mädchen dürfen den sich ihnen auf solche Weise nähernden Männern den Kuß abschlagen. Am Ostermontag durchziehen die Knaben die Gassen, halten die ihnen begegnenden Mädchen an, führen sie an einen Brunnen und begießen sie reichlich und über und über mit Wasser; doch darf dies nur den Vormittag hindurch geschehen. Der folgende Tag ist der Tag der Rache für die Mädchen. Sie ermächtigen sich jedes vorübergehenden Knaben, halten ihn fest und üben an ihm, durch Ausschütten ihrer schon in Bereitschaft stehenden Wasserkrüge über seinen Kopf, das Vergeltungsrecht aus. Bei hohen Kirchen- und Kronfesten, als am Geburtsstage des Kaisers, wird das Volk nach dem Gottesdienste mit Fischen und Brantwein reichlich bewirthet, welche auf Tischen von Zirkelrunden aufgetragen werden. Der Hettmann und die Angehörigen genießen im Konseilshause Brod, Fisch, Kaviar und Wein, nebst Brantwein. Unter Schießen und Jubel wird die Gesundheit des Kaisers, das Wohl der Regierung und der Kosaken getrunken. — Das zu einer Stanije gehörige Land heißt *Jurt*, doch sind die Grenzen eines solchen Stückes, da kein Rangal an Boden ist, weder abgemessen noch festgesetzt. Jeder bedient sich der Steppe nach Gefallen, wenn er sie noch nicht bebaut findet; nur Wiesen werden mehr als Eigenthum gehalten. Ihre alten Vorrechte, völlig steuerfrei zu sein, sängt man jetzt immer mehr an zu beschränken.

Man läßt ihnen zwar immer noch ihre Freiheit bei den allgemeinen Wahlen; doch wird ebenfalls schon bei der Ernennung der Anführer auf die reicheren und sich auszeichnenden Familien Rücksicht genommen. Durch die seit vielen Jahren mehrern obern Kosakenoffizieren ertheilten Offizierspatente der regelmäßigen Truppen und Orden kann bei ihnen mit der Zeit doch wahrscheinlich ein Erbadel entstehen. So war der letzte Hettmann, Matthei Zwanowitsch Platow, wirklicher General von der Cavallerie und Ritter. Dadurch werden die Vornehmern und Reichern dem Interesse der Krone und des Hofes immer mehr angeknüpft, und dies muß dereinst auf die ganze demokratische Verfassung und Landescultur einen wichtigen und entscheidenden Einfluß haben: ob einen nachtheiligen oder vortheilhaften, wird die Zeit sehen. So lange inebnen diese Kosaken ihre militärisch-demokratische Einrichtung beibehalten, und so lange ihre Hauptbeschäftigung bloß kriegerische Unternehmungen sind, so lange wird ihr Land sich keiner höhern Cultur erheben können. Der auf Beute hessende Kosak läßt sich lieber auf seinem Roffe mit der Kanne, als daß er die Werkzeuge des Ackerbaues in die Hand nehmen sollte. Die, welche schon im Kriege die Reize der Beute kennen lernten, bequemen sich noch weniger zum Feldbau, als solche, welche ihre Stanije nie verlassen. Wünsche nach neuer Beute verschleichen die nützliche häusliche Thätigkeit; und Jünglinge, von der Lebensart ihrer Väter begeistert, von ihren Thaten und deren Erzhlung hingefesselt, kennen kein größeres Glück, als nach alter Sitte das edle Roß zu besorgen und dem Rufe zum Kriege zu folgen. Bei dieser Denkart und Wandelstunde muß nothwendig der Ackerbau leiden. Am meisten aber wird dadurch die Bevölkerung gehindert. Nicht selten sind die Weiber drei und mehr Jahre, so lange der Feldzug dauert, von ihren Männern verlassen. In den Stanijen befinden sich alldam bloß Knaben und Greis, und der nothdürftigste Ackerbau wird von gemieteten Russen und den Weibern betrieben. Ein 10 oder 20jähriger Friede ist noch nicht im Stande, ihrem Geiste die kriegerische Raubheit zu benehmen und ihn an die stillen Künste des Friedens und die thätigen häuslichen Verrichtungen und Freuden zu gewöhnen. Künste und Handwerke, noch weniger Wissenschaften und Handel, werden auch von dem großen Haufen nicht geachtet. Kaum die nöthigsten Bedürfnisse vorrätig für der Kosak selbst, wenn er sie nicht kaufen kann. Dennoch zeugt seine Wohnung von einer Keimlichkeit, die aus dem Gefühl der Freiheit und zum Theil aus einem großen Wohlstand entspringt. Vergleichen man bei den Russen nicht so allgemein findet. Ein mit Fenstern und einem Schornsteine versehenes Haus, von Außen weiß angestrichen, laßt den Fremden ein, von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, und der sich immer mehr verbreitende Luxus erweckt endlich auch eltere Geistesbedürfnisse. Die Reichen und Vornehmern, welche einen Militärcharakter oder Orden erhalten haben, fühlen auch schon, daß eine feinere Bildung und Erziehung, welche man vorzugsweise in Moskau oder St. Petersburg für die Kinder zu finden glaubt, zum weitem Fortkommen

und zur fernern Auszeichnung im künftigen Dienste nothwendig sei. Auch ist bereits seit 1793 in Zcherkaas eine hauptvolksschule mit fünf Classen eröffnet worden, in welcher schon gute Fortschritte gemacht werden. Ein glücklicher Anfang zur bessern Bildung des Volkes und der Volkserziehung! — Unter Alexander I. ist noch mehr geschehen und ein Gymnasium eingerichtet worden. Die Universität Charkow wird ebenfalls nicht unterlassen, Einfluß auf die Cultur der Kosaken zu zeigen. Sobald nur erst mehr Givilcultur unter diesem Volke wird verbreitet sein, wird auch die Raublust verschwinden und die rauhe Lebensart eines solchen Kriegeres Abscheu erregen. Hoffentlich wird das jetzige Jahrhundert noch friedliche Wohnungen, angebaute Felder, Anstöße des Friedens, ja vielleicht den Anfang zu wissenschaftlicher Bildung erblicken, sobald das angefangene Werk der Veredlung des Geistes und der Entwidlung schlummernder Kräfte unter den Kosaken sich mehr verbreiten und Früchte tragen wird. Der Staat wird dabei am meisten gewinnen, und Rußland in seinen künftigen Kriegen eine gebildetere, disciplinirtere und regelmäÙigere Reiterei bekommen.

Als Quellen und Hilfsmittel bei diesem Artikel bedienen angeführt zu werden: Storch's Gemälde des russ. Reichs, 1. Th. und Kupfand unter Alexander I. 6. B. Pallas's Reise in die südl. Provinzen des russ. Reichs, 1. B. Kriebe, über Rußlands Handel u. 1. B. Die Kosaken von Karl v. Flotho. Journal von Rußland, 2. B. Rußland von Chantreau, 3. Th. Die Kosaken in Rußland, von J. G. Petri, in den thüring. Erpöhlungen, Jahrg. 1812, Nr. 98 fg. Wichmann, die russ. Monarchie, 1. Th. Das russ. Reich von Schäffer, 2. Th. Gaidenködt's Reise u. 1. B. Georgi, Besch. der Nat. des russ. Reichs. Storch's Materialien, 1. B. Falk's Beiträge zur topograph. Kenntniß des russ. Reichs, herausgegeben von Georgi (St. Petersburg. 1785), 3. B. (1. B.) Makinowits Slovar geogr. Rossijskago Gosudarstwo (geograph. Wörterb. des russ. Reichs). A. B. Gupel's Versuch von den Kosaken (Riga). Prostrannoje Samolepisanie Rossijskago Gosudarstwo, d. i. ausführl. Erdbeschr. des russ. Reichs (St. Petersburg. 1787).

(J. C. Petri.)

**DONSKAJA**, Colonie in Kaukasien, asiat. Rußland, Kreis Stavropol, mit 300 männlichen Einwohnern, die Acker-, Tabaks- und Weinbau treiben. (Palmblad.)

**DONTAS**, griechischer bildender Künstler aus der Schule der Dädaliden Diponos und Ephylos gegen die 55. Olympiade. In einem mit Golde verzierten Schnitzbilde aus Ebernholz in der Schatzkammer der Regare zu Olympia besand sich sein Werk, den Streit des Herakles mit Achelios darstellend; nebst den Figuren des Zeus und Ares, der Pallas und Deioneira (Paus. VI, 19). Diese Schnitzbilder waren nicht groß, und das der Pallas besand sich zur Zeit des Pausanias nicht mehr bei den Iliariern, sondern im Tempel der Here. (H.)

**DONTOSTEMON** (Odontostemon), nannte Andrejewski (bei Candolle) eine Pflangengattung, welche

Z. Geogr. u. Bot. u. Z. Erste Section. XXVII.

Candolle annahm und Anfangs (Syst. veg. II. p. 464), als Untergattung von Sisymbrium, Hesperisodopsis, dann aber, jenem polnischen Botaniker zu Ehren, Andreoskia (Prodr. I. p. 190) benannte. Sie gehört zur dritten Ordnung (Siliquosae) der 15. Primären Classe und zu der Gruppe der Silymbrien der natürlichen Familie der Kreuzblumensplanzen (Cruciferae). Char. Der Kelch fast aufrecht, hinfällig, an der Basis gleich; die Corollenblättchen ganzrandig; von den Staubfäden sind die beiden kürzern, seitlichen frei und ungezähnt, die vier längern sind entweder oberhalb paarweise zusammengewachsen, oder ebenso mit einem Bahne versehen (diese Bildung macht den einzigen Unterschied von Sisymbrium, und hat Veranlassung zu der Wahl des ersten Gattungsnamens gegeben: *σπυρίων* Staubfaden, *σδός* Zahn); die Schote ist ungespitzt, drehrund, mit dem kurzen, dünnen Griffel gekrönt; die Scheidewand blutig; die eiförmigen Samen liegen in einer Reihe; die Samenlappen sind flach und auf dem Würzelschen aufliegend. Die drei Arten, welche Candolle hierher rechnet, sind fäbrische ein- oder zweijährige, behaarte Kräuter mit linienförmigen, ganzrandigen oder halbgesiederten Blättern und weichen oder röthlichen Blumen. 1) Andreoskia integrifolia Cand. (Prodr. I. e.), Sisymbrium integrifolium Linn., 2) Andr. eglandulosa Cand. (l. e.), Sisymbrium eglandulosum Cand. syst. I. e., Sis. Sieversianum Redowski, 3) Andr. pectinata Cand. (l. e.), Sisymbrium pectinatum Cand. syst. I. e.) mit den Abarten a) Hesperis pinnata Persoon (Syn. II. p. 203), b) Sisymbrium pectinatum Fischer ms. und c) Chiranthus pinnatifidus Willd. (Sp. pl. III. p. 523.)

(A. Sprengel.)

**DONTOSTOMA** und **DONTOSTOMAE** (Mollusca). Unter dem ersten Namen hat Klein (Metho. ostrae) eine Schneidegattung aufgestellt, deren Arten, ganz verschiedenen Gattungen angehörig, nur darin übereinstimmen, daß ihr Mund gezähnt. Dontostomae nennt Kerussat eine Abtheilung der Gattung Helix, welche Mente (Synopsis Moll. ed. 2) unter dem Namen Placostyll auführt. Sie haben an der Spindel eine schiefe Falte. Es gehört dahin u. a. Anricula bovia Lamarek.

(Dr. Thon.)

**DONUS** I. (Papst), zuweilen auch Dominus genannt, ein Römer von Geburt, im Nov. des J. 676 zum römischen Bischof erwählt. Es ist wenig von ihm bekannt, da er den bischöflichen Stuhl kaum anderthalb Jahre besaß, während welcher Zeit er sich in Rom meist mit Wiederherstellung und Ausschmückung der Kirchen beschäftigt. Der griechische Kaiser Constantin IV. suchte ihn in einem Schreiben, worin er ihm den Titel eines „allgemeinen Papstes“ gab, zur Theilnahme an einem allgemeinen Concilium zu gewinnen, dessen Zweck die Bewschwichtigung der Zerwürfisse der Patriarchen und obersten Geistlichen der Kirche und die Herstellung eines allgemeinen Friedens unter den mannichfaltigen christlichen Secten und Parteien sein sollte. Donus aber starb bald nach der kaiserlichen Concilium zu diesem Concilium am 11. April 678.

(Voigt.)

**DONUS II.** (Papst), ein Römer, von der toskanischen Partei im J. 974 als Nachfolger Benedict's VI. zum Papst erwählt und durch manche löbliche Eigenschaften ausgezeichnet. Da er insofern in dem nämlichen Jahre noch lebte, so ist sein Name unbedeutend gebildet.

(Voigt.)

**DONUSA, DONYSA und DIONYSIA**, scheint eine und dieselbe Insel des ägäischen Meeres zu bezeichnen. Die Handschriften weichen in den Stellen, wo die Insel genannt wird, meistens sehr ab. Jedoch wird bei Virgilius (Aen. III, 125. Ciris v. 476) Donusa vorgelesen, und ebenso liest man bei Tacitus (Ann. IV, 30). Am auffallendsten ist die Verschiedenheit des Namens in den Handschriften und Ausgaben des Pomponius Mela (II, 7, 11), wo jedoch Nachschude Dionysia vorzieht. Und allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, daß Donusa aus Dionysia durch Corruption entstanden ist, zumal da schon Stephanos von Byzantien Donusia, welches Eustathios (ad Dionys. 530) von ihm angenommen hat, aufhört. Eine andere Schwierigkeit bietet die Bestimmung der Lage dieser Insel dar. Nach Stephanos gehörte sie zu Rhodos. Das ist durchaus unverständlich, und deshalb schlägt schon Heyne vor, anstatt  $\rho\acute{\eta}\delta\omicron\nu\varsigma$   $\mu\epsilon\tau\alpha\tau\epsilon\tau\epsilon\tau\alpha$   $\rho\acute{\eta}\delta\omicron\nu\varsigma$  zu lesen:  $\rho\acute{\eta}\delta\omicron\nu\varsigma$   $\mu\epsilon\tau\alpha\tau\epsilon\tau\epsilon\tau\alpha$  oder  $\mu\epsilon\tau\alpha\tau\epsilon\tau\epsilon\tau\alpha$   $\rho\acute{\eta}\delta\omicron\nu\varsigma$ . Denn nach Virgilius muß sie auf der Fahrt von Delos nach Kreta gelegen haben, und Stephanos selbst deutet darauf hin, daß sie in der Nähe von Rhodos zu suchen sei, weil er anführt, Dionysos habe die Ariadne vor den Verfolgungen ihres Vaters Rhos nach dieser kleinen Insel in Sicherheit gebracht. Durch diese Sage erklärt sich auch schon ihr Name, und zugleich wird dadurch die Unwahrscheinlichkeit dargethan, daß sie eine von den dionysiadischen Inseln, welche erweislich ganz nahe der Küste von Kreta lagen, sein könne. Dem zufolge und dazu noch auch die Auctorität des Plinius (II, N. IV, 23) und des Pomponius Mela, der sie zu den Sporaden zählt, läßt sich annehmen, daß Donusa eine von den kleinen Felseninseln gewesen sei, welche sich zwischen Rhodos und Patmos finden; nach Kruse deut zu Lage Stenosa genannt. Virgilius gibt der Insel das Beiwort „grün“, welches Servius entweder von dem dortigen grünlichen Marmor oder von ihrer Balmung herleitet. In der Zeit der römischen Kaiser diente sie zum Verweisungsorte verurtheilter Staatsverbrecher. Vergl. Tacitus (Ann. IV, 30).

(L. Zander.)

**DONZDORF oder DONZENDORF**, württembergischer Marktflecken in dem Donaustrome, im Oberamte Weislingen, an der Lauter gelegen, mit 1700 Einwohnern. Das Schloß bafelst, im Viereck mit Thürmen gebaut, hat geschmackvolle Gartenanlagen und Wasserwerke; doch zeichnet man darin am meisten die ungemeine Geräumigkeit des Parks aus.

(H.)

**DONZELLI**, die Brüder Pietro und Ippolito, im Anfange des 15. Jahrh. geboren, Maler aus der neapolitanischen Schule des Colantonio di Fiori, übten ihre Kunst dann auch bei Agnolo Franco und Bizarro, und studierten die Baukunst bei Giuliano da Majano. Mit ungemeinem Erfolge, sagt Fiorello II, 763, mal-

ten sie vereint die Thaten des Königs Ferdinand im Palazzo von Poggio Reale. Ebenfalls vierien sie durch ihre Pinsel das Refectorium des Klosters von S. Maria nuova; die Figuren, welche sie bafelst abgebildet, zeichnen sich durch eine gute Farbgebung, vielen Ausdruck und vortreffliche Gruppierung aus. Ippolito begab sich in der Gesellschaft Malano's nach Florenz und arbeitete bafelst mit vielem Glücke. Pietro blieb aber in seinem Vaterlande und starb im J. 1470. Die Donzelli besaßen zwar nicht die Mannichfaltigkeit im Erfinden, wozu sich ihr treger Lehrer Bizarro hervorthat, sie waren jedoch die besten Schüler, die er hinterlassen hat. (II.)

**DONZY**, 1) französische Stadt, am Flusse Rhoinan gelegen, im Departement Nièvre, Bezirk der Gabelle de Cosne, hat, mit Einschluß des Kirchspiels, zwischen 3—4000 Einwohner, einen Hochofen, drei Eisenhämmer und treibt mit Eisen und Holz starken Handel. (II.)

**DOODIA**. Diese Pflanzengattung aus der 24. Einne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der echten Farren (Polypodiaceae) hat R. Brown (Prodr. Fl. Nov. Holland.) so benannt nach Samuël Doody, Apotheker und Aufseher des botanischen Gartens zu Gießen, einem Freunde Johann Roß's, dem er Beiträge zu der Synopsis lieferte, dem Entdecker der Keimblätter in Focus vesiculatus und andern Lagen, welcher im J. 1706 starb. Char. Die Kapselbüchsen halbmondförmig oder linienförmig, reihenweise in einiger Entfernung von der Blattrippe und mit dieser parallel; die Schließröhren sind häutig, flach (nicht gewölbt, wie bei der nahe verwandten Gattung Woodwardia Smith) und öffnen sich nach der Spitze zu. Die vier bekannten Arten sind premirende Farnkräuter mit halbgliederförmig oder gestieltem, steifem Laube und flachgetragenen, gefiederten, fleischnen Laube und flachgetragenen, gefiederten, fleischnen Laube. 1) *D. nespera* R. Br. (l. e. Sprengel, Neue Entdeck. I. t. 3. f. 1. Hooker, Exot. flor. I. t. 8), 2) *D. mondia* R. Br. (l. e.), 3) *D. caudata* R. Br. (l. e. Hook. I. c. t. 25. Woodwardia caudata Cavanilles) und 4) *D. Kunthiana* Gaudichaud (Freyinet, Voyage aut. du monde, Bot. p. 401. t. 14). Die drei genannten Arten wachsen in Neuholland, die vierte auf dem Sandwicheinseln. Doodia Roxburgh, f. Uria Desv. (A. Sprengel.)

**DOOLEN**, eine der 136 Grafschaften, worin der Staat Georgia in Nordamerika in der neuesten Zeit eingetheilt war. Sie liegt südlich von der Grafschaft Peach und östlich von dem Gebiete der Krebsschnecken, von welchen sie der Flint trennt. Sie ist fast nur ein großer Wald, durch welchen eine Straße von Burnard nach St. Marks führt. (Eiselen.)

Doom (Düm), f. Hyphaena Gärt.

**DOONSEN**. Dieses braunschweigische Dorf, im Westerdistrict, Kreisgericht Scherbenhausen, gelegen, mit nahe an 400 Einwohnern, ist namentlich durch die treffliche, unter dem Namen doonser oder Löwent-Kännen bekannte Leinwand, die in der Umgegend verfertigt, und wovon in einer dafigen Handlung jährlich für 180,000 Gulden debührt wird. In der Nähe findet man Eisenstein. (H.)

**DOOR**, ein zur k. k. Generalherrschaft Füzis gehöriges und mit dem Bezirkshauptort Füzis (Pez) zusammenhängendes Dorf im Bezirke Füzis im gänzlichen des Königreichs Ägypten, im triester Gouvernement und im Verwaltungsbezirke des 22. Linien-Infanterieregiments, hoch über dem rechten Ufer des reichenden Nilflusses, zwischen dem höchsten und höchsten Gebirgen des Seefüßlandes an der sogenannten karmätherischen Straße, welche über den Predel aus dem Nil in das karmätherische Kanalthal führt. Ein großer Theil von den Familienvätern dieser Ortschaft, die mit Füzis 447 Häuser und über 2031 Einwohner zählt, treiben den Hausherhandel mit Büchern aus Karmäthen und mit Schnittwaaren. Die ganze Umgegend ist hochgebirgig und steinig, auf den Alpen wird Viehzucht getrieben, und Käse und Vieh bilden die Haupterzeugnisse derselben. (G. F. Schreiner.)

Doornick, s. Tournay.

**DOPEKHAM**, in der Lama'schen Religion der Tibetener, ein aus sechs über der Sonne gelegenen Plätzen bestehendes Fahrenreich, in welchem die beiden Geschlechter der Lamen durch Bilde der Augen, Fächeln des Mundes, Berührungen, Küsse und Umarmungen Kinder zeugen. Georgii Alpb. Tibet. p. 201. (Richter.)

**DOPIHREN**, nennt man in Salzbergwerken das Verfahren, das Seinsalz zu zerklüpfen, zu reinigen und flüssig zu machen, wozu man eigene Doppelfässer und Doppelfässer hat. (H.)

**Doppel und Doppelt**. Alles hiermit Zusammengefaßt und hier nicht Aufgeführt suche man unter dem Hauptworte. So **Doppellader** unter **Adler**.

**DOPPEL b**, wird entweder mit bb vor der Note angezeigt oder mit einem vergrößerten b, was jedoch leicht zu Mißverständnissen Veranlassung gibt und daher seltener gebraucht wird. Sowie ein b den Ton um die Hälfte erniedrigt, so erniedrigt ihn das Doppel b um einen ganzen Ton. Da ferner dem Buchstaben der Tonbenennung durch ein b die Syllabe es angehängt wird (ausgenommen bei h, das heißt in der Erniedrigung, a as und o es), so wird beim Doppel b die Syllabe es wiederholt, also für e mit der Vorzeichnung bb eses gesagt u. s. w. (für b — bb, für as — asas). Das b wird wieder aufgehoben, d. i. ungültig werden, setzt man das Widerrufungszeichen oder Requadrat  $\square$ . Dies gilt für das einfache b. Wenn daher ein Doppel b wieder zurückgenommen werden soll, wird in der Regel ein doppeltes  $\square$  gesetzt. In der neuern Zeit ist dies nicht immer beachtet worden; Wolkeles, Hummel und Kalkbrenner haben sich nicht selten für den Widerruf eines Doppel b nur eines einzigen  $\square$  bedient, was auch hinsichtlich ist, weil die Veränderrung eines doppelt erniedrigten Tones um einen halben Ton (z. B. ases in es), wie folgt, geschrieben wird:  $\square$ . Die Bezeichnung ist völlig bestimmt. Grade dasselbe gilt im Erhöhungsfalle durch Kreuze ( $\sharp$ ), wo die Syllabe in dem Namen des Tones abhängt und beim Doppelkreuz wiederholt wird, also e, eis, eis. Für das doppelte Kreuz  $\sharp\sharp$  hat man der Leichtigkeit überflüssig wegen folgenden Zeichens eingeführt  $\times$ , das man seiner Gestalt nach

das einfache Kreuz nennt, ob es gleich zweimal erhöhende Kraft hat, jedes  $\sharp$  um einen halben Ton, folglich das  $\times$  um einen ganzen. Da dieses einfache Zeichen des Doppelkreuzes (der Wirkung nach) leichter aufzufassen ist und weniger Raum wegnimmt, so würde für das Doppel b ein Gleiches wünschenswerth. Hummel hat daher in seiner großen Pianofortschule ein solches vorgeschlagen  $\sharp\sharp$ , was jedoch noch nicht in Gebrauch gekommen ist. Desgleichen wünscht er auch, man möge den Tönen ihre Buchstabenbenennungen auch bei Vorzeichnungen lassen, weder es noch in anhängen und dafür sagen: e — Be, d — De, e — Be; e — Kreuz, d — Kreuz, o — Kreuz  $\times$ , folglich auch e — Doppel b, d — Doppelkreuz. Bedächte auch diese Benennung und Lautschreibung andern Völkern, als den Italienern, Franzosen, Engländern, hierin näher: so würde doch damit nicht das Geringsste gemonnen, weshalb es wol beim Alten bleiben kann und wird. Vergl. übrigens Versetzungszeichen.

(G. W. Fink.)

**DOPPELCONCERT** (Concerto doppio), heißt ein Concertstück, wo sich zwei Virtuosen zugleich hören lassen, sei es auf verschiedenen oder gleichen Instrumenten. Beide Spieler müssen Gelegenheit erhalten, sich zu zeigen, so daß keines Vortrag untergeordnet erscheint und Jeder für sich etwas Eigenes darzustellen hat. S. Concert.

(G. W. Fink.)

**DOPPELFAGOTT**, ist soviel als Contrafagott. Er intonirt um eine Octave tiefer als der gewöhnliche, und wird in der Regel für Harmonie- oder Blasinstrumentenmusik gebraucht, wo er die Stelle des Contrabasses vertritt.

(G. W. Fink.)

**DOPPELFLÖTE**, war unter den Griechen und Römern gebräuchlich; ein Instrument, das zwei Flöten so vereinigte, daß beide zugleich durch ein gemeinschaftliches Mundstück angeblasen wurden. Ueber die Beschaffenheit dieser Doppelflöten, deren es verschiedene Arten gab, ist viel, oft Seitsames, geschrieben worden. Das Nähere über sie s. unter Flöte. — Das so genannte Doppelregister s. unter Flötenregister oder Flötenstimmen.

(G. W. Fink.)

**DOPPELGRIFFE** erfordern zwei Töne, die mit einer Hand auf irgend einem geeigneten Instrumente zugleich angegeben werden. Auf den Streichinstrumenten müssen sie natürlich stets auf zwei verschiedenen Saiten, so auch auf der Harfe, der Gitarre, gegriffen werden, auf dem Clavier mit zwei Fingern. Für Streichinstrumente sind sie, der Reinheit der Töne und der oft schwierigen Lage der Finger wegen, in einer Reihenfolge gar nicht leicht auszuführen. Nicht alle Doppelgriffe sind auf Violinen und Violoncellen ausführbar. Es gehört genaue Kenntniß der Streichinstrumente dazu, wenn eine ganze Folge derselben angemessen ausfallen soll. Man überläßt sie in den meisten Fällen des Sages besser dem Virtuosen der Instrumente. Jede Schule der Streichinstrumente vorzüglich lehrt ihre Behandlung. (G. W. Fink.)

Doppelkreuz, s. Doppel b.

**DOPPELMAYR** (Johann Gabriel), war im 3.

1671 zu Nürnberg geboren und der Sohn eines dortigen Kaufmanns. Seit dem J. 1669 besuchte er das Agidanium seiner Vaterstadt und darauf die öffentlichen Vorlesungen der Professoren Arnold, Eschenbach, Wölfer und Ungelt. Im J. 1696 bezog er die Universität Altdorf, wo Hildebrand, Klenow, Dreis und Sturm seine juristischen Studien leiteten. Er setzte sie in Halle fort, besonders unter Stof und Thomajus. Bald aber entsagte er der Jurisprudenz, um sich ausschließlich der Physik und Mathematik zu widmen. Im J. 1700 führte ihn eine Reise über Berlin, Magdeburg, Halberstadt, Helmstedt, Braunschweig, Hannover, Gelle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Emden, Gröningen und Franeker nach Amsterdam. Neben seinen mathematischen und astronomischen Studien, die er zu Utrecht und Leyden mit großem Eifer betrieb, beschäftigte er sich dort mit den neuern Sprachen, besonders dem Englischen und Französischen. In England verweilte er mehrere Monate zu London und Oxford, und ging dann im August 1702 über Gassel, Warburg, Gießen und Frankfurt wieder nach Nürnberg zurück. An dem dortigen Agidanium ward er (1704) Professor der Mathematik. Sein Lehramt eröffnete er mit der ungedruckt gebliebenen Rede: *Quod Deus Geometria in mundo exercent*. Der Wartgraf zu Ansbach rief ihn oft zu sich. Mehrere Gelehrte, selbst einige Fürsten, beehrten ihn mit Briefen und Besuchen. Im J. 1713 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London, 1715 der kais. Akademie der Naturforscher, 1739 der königl. Akademie zu Berlin und 1741 der kais. Akademie zu Petersburg. Auszeichnungen dieser Art verdankte er mehren zu seiner Zeit noch unbekannten Versuchen mit der Electricität. Seine *Physica experimentalis illustrata* (Norim. 1731. 4. teutschend. 1731. 4.) wurde mit großem Beifall aufgenommen, mit noch größerem sein im J. 1742 zu Nürnberg in Fol. gedruckter *Atlas coelestis*. Um die Literaturgeschichte machte er sich verdient durch seine historische Nachricht von den nürnbergischen Mathematicis, welche im J. 1730 in Fol. erschien. Er starb den 1. Dec. 1750. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften hat Meusel geliefert \*).

**DOPPELSALZE und TRIPELSALZE**, heißen die Verbindungen besonders von solchen Neutralsalzen, die häufig noch Asäure gegen andere Salze zeigen und mit ihnen Verbindungen eingehen, welche als Gänge krystallisiren. Vergleichend Doppelsalze, als Verbindungen der dritten Ordnung, bilden sich vorzüglich aus jenen Salzen, welche zwar eine verschiedene Salzbase, aber dieselbe Säure enthalten. Sie heißen Doppelsalze, sofern

in ihnen zwei Basen mit einer Säure verbunden sind. Die saltsfähigen Grundlagen, welche besonders geeignet sind, mit einander und mit einer Säure ein solches Doppelsalz darzustellen, sind: Ammonium und Bittererde; und Alaunerde; und Kobaltoryd; und Nickeloryd; und Kupferoryd; und Platinoryd u. s. w. Kali und Alaunerde; und Nickeloryd; und Platinoryd u. s. w. Kalium und Platinoryd; und Palladiumoryd; und Rhodiumoryd u. s. w. Silberoryd und Nickeloryd u. s. w. In mehreren Fällen, wie in manchem Alaun, im rothen Platinsalz u. s. w. sind drei saltsfähige Basen mit derselben Säure vereinigt, woraus Tripelsalze hervorgehen. (Th. Schreger.)

**DOPPELSCHLAG**, heißt eine verschiedentlich ausgeführte Verzierung der Melodie, wo zu einigen Nebennoten der Hauptton doppelt angegeben wird. Die verschiedenen Arten desselben werden über den Noten mit veränderten Zeichen und in der Sprache mit Zeichenstern angezeigt. Das Hauptzeichen ist  $\omega$ . Der einfache Doppelschlag heist mit dem über der geschriebenen Note liegenden Ton an, läßt dann den Hauptton, darauf den unter ihm zunächst liegenden hören und geht auf den schriftlich angegebenen Ton zurück, wie bei a. Soll die Tonfolge umgekehrt werden und der unter der Hauptnote liegende Ton der erste sein, so setzt man auch das Zeichen an und schreibt  $\omega$ . Damit es das Auge bestimmter untersehe, wird der von unten anfangende Doppelschlag von Einigen auch so bezeichnet 2. Die Ausführung ist wie bei b). Soll die Hauptnote zuerst einfach angegeben werden und die Verzierung nachfolgen, schreibt man das Zeichen nicht über, sondern nach der Note, wie bei c), wo auch die Ausführung angezeigt worden ist. Trifft sich's, daß der unter der Hauptnote liegende Ton der Verzierung ein zufälliges  $\sharp$ , b oder d erhalten muß, so wird das nöthige Verzeichnungszeichen über die Verzierungsfigur geschrieben, wie bei d—: soll die untere Hissenote des Doppelschlages ein solches Verzeichnungszeichen bekommen, so schreibt man  $\sharp$  oder b unter die Figur, wie bei e—.

Die zusammengesetzten Doppelschläge sind mit andern Verzierungen verbunden. Soll der einfache Doppelschlag weder mit der obern noch untern Hissenote, sondern mit der Hauptnote beginnen und mit ihr eine geschleifte Figur bilden, setzt man einen Vorschlag auf die Stufe der Hauptnote, wie bei f), welcher der geschleifte Doppelschlag genannt wird. Wird der Doppelschlag mit einem Pralltriller verbunden, erhält er den Namen des prallenden und läßt in der Ausführung den Pralltriller vor dem einfachen Doppelschlag eintönen, beide in eine Figur zusammengeschleift, wie bei g). Wird er mit dem Saleiser, d. i. mit zwei Vorschlägen von unten verbunden, heißt er der geschleifte Doppelschlag, der wie bei h) bezeichnet und ausgeführt wird. Der einfache Doppelschlag kommt jedoch am häufigsten vor, darf aber nicht zu viel angebracht werden, um die Melodie nicht zu verfinckeln. Daß Nebenstimmen gar keine wirklichen Verzierungen ohne ausdrückliche Vorchrift des Componisten anbringen dürfen, sehen wir als bekannt voraus.

\*) S. Meusel's Verzeichn. der vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 2. Bd. S. 411 fg. Vergl. Dunkel's histor. krit. Nachrichten von verst. Gelehrten. 1. Bd. 1. Thl. S. 58. 2. Th. S. 338. S. Schmeissel's neue Nachrichten von jüngst verst. Gelehrten. 2. Bd. 2. St. S. 349 fg. Will's nürnbergischen Gelehrtenlexicon. 1. Bd. S. 287 fg. 5. Bd. S. 245 fg. Waaber's Verzeichn. verst. bairischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 122 fg. Oebert's allgem. bibliograph. Verzeichn. 1. Bd. Nr. 6369 und 6570.



Übrigens muß auch bei Ausführung dieser Verzierungsarten Manches dem Geschmade des Vortragenden überlassen bleiben. Rundung der Ausführung ist unerlässlich. (G. W. Fink.)

**Doppelstern**, f. Kalk, kohlenaurer, und Licht, polarisirtes.

**DOPPELSTERNE.** Darunter versteht man Sterne, welche dem bloßen, oder mit einem mittelmäßigen Fernrohr bewaffneten Auge nur als Ein Stern erscheinen, aber, durch vollkommene Werkzeuge gesehen, als zwei oder mehrere Sterne erscheinen. Die scheinbare Größe eines Gegenstandes nämlich verschwindet für das unbewaffnete Auge, wenn derselbe etwa 5000 mal weiter von demselben entfernt ist, als sein größter Durchmesser beträgt, oder wenn der Gesichtswinkel kleiner als eine halbe Minute ist. Hätten also zwei Sterne einen wirklichen Abstand von 1000 Millionen Meilen von einander, wären aber 5000 mal weiter als dieser Abstand oder fünf Billionen Meilen von uns entfernt, so würden beider Bilder auf der Netzhaut sich mit einander vermischen, und wir würden nur einen einzigen Stern zu sehen glauben. Das Fernrohr vergrößert den Gesichtswinkel, und ist diese Vergrößerung hinlänglich, so sehen wir beide Sterne von einander getrennt, also einen Doppelstern. Die scheinbare Nähe solcher Sterne kann entweder wirklich oder eine optische Täuschung sein. Der letztere Fall findet statt, wenn der eine Stern uns näher, der andere aber entfernter ist, die Gesichtslinien von beiden aber so nahe aneinander weggehen, daß der Winkel, welchen sie am Auge bilden, die erwähnte Kleinheit erhält. Befindet sich (f. Figur) ein Stern in B, ein entfernterer aber in C,



aber in A das Auge, so find CA und BA die Gesichtslinien und CAB der Gesichtswinkel. Das Auge kann den Unterschied der Entfernungen nicht wahrnehmen und sieht daher den Stern C nach D neben den Stern B. Ist nun der Gesichtswinkel die erforderliche Kleinheit, so

erblickt es nur Einen Stern, wird aber durch ein Fernrohr, das jenen Winkel hinlänglich vergrößert, zwei Sterne neben einander in B und D erblickt. Dieser Fall kann allerdings eintreten, und dem ersten Ansichne nach könnte man glauben, daß dadurch alle Doppelsterne entstehen. So erklärte sich Herschel wirklich Anfangs diese Erscheinung und glaubte darin ein Mittel zu finden, die Parallaxe der Fixsterne zu bestimmen, indem es offenbar ist, daß der Stand der Erde an entgegengesetzten Enden des Durchmessers ihrer Bahn eine Änderung in dem scheinbaren Abstände solcher Sterne hervorbringen könnte, die vielleicht meßbar sein dürfte. Aber andere Betrachtungen und Beobachtungen überzeugten ihn und andere Astronomen bald, daß die meisten Doppelsterne in der That aus zwei oder mehr Sternen bestehend müßten, die einander nahe und von uns in ungefähr gleichem Abstände sein müßten. Entstünde die Erscheinung der Doppelsterne bloß aus jener optischen Täuschung, so müßte ihre Zahl weit beschränkter sein, als die Beobachtungen sie zeigen. Dringt man sich die Oberfläche der scheinbaren Himmelskugel in lauter kleine kreisförmige Räume getheilt, deren jeder 5" im Durchmesser hat, so würde die Zahl dieser Räume 34,000 Millionen betragen. Von der ersten bis zur siebenten Größe zählt man aber etwa 7000 Sterne an der Himmelskugel, also fast fünf Millionen mal weniger, als solche Räume vorhanden sind. Stehen also zwei Sterne 5" weit von einander entfernt, so verhält sich die Wahrscheinlichkeit, daß sie hinter einander liegen, zu der, daß sie wirklich neben einander stehen, wie 1 zu 5 Millionen. Ebenso unwahrscheinlich ist auch der Fall, daß zwei Sterne nur wegen ihrer ungleichen Entfernung von uns einander bis auf fünf Sekunden nahe rücken sollten, wenn sie auch ziemlich gleiche Abstände von uns hätten. Arctur und Vega stehen z. B. in ihrer jetzigen Entfernung 59" von einander. Sollten sie nun für uns scheinbar bis auf 5" zusammenrücken, so müßten sie wenigstens 35,400 mal weiter von uns abgehen, als es jetzt der Fall ist; eine Entfernung, in der sie, auch wenn das vollkommenste Fernrohr zu Hilfe genommen würde, uns völlig verschwinden müßten, da das menschliche 40föhrige Teleskop sie nur in einer 1300 mal größeren Entfernung noch erkennen lassen würde. Aber außerdem haben die Astronomen an vielen Doppelsternen Bewegungen bemerkt, die deutlich zeigen, daß die Sterne, aus welchen sie zusammengesetzt sind, bestimmte Beziehungen zu einander haben und zusammen ein einziges System ausmachen. Diese können also keinen ungeheuren Abstand von einander und keine sehr ungleiche Entfernung von uns haben. Dahin gehören z. B. solche Doppelsterne, die eine eigene, beiden gemeinschaftliche Bewegung im Raume haben, so daß beide mit gleicher Geschwindigkeit fortgehen. Sollte z. B. dies bei Sternen, wie C und B, die in sehr ungleichem Abstände von uns wären, der Fall sein, so ließe sich dies nur dadurch erklären, daß der entferntere Stern C grade soviel mal geschwinde sein müßte, als der nähere B, als seine Entfernung CA größer ist als BA, und dies ist in der That eine Voraussetzung, die nur in

sehr seltenen Fällen wirklich stattfinden mag. Aber bei sehr vielen Doppelsternen bemerkt man auch deutlich eine Kreisbewegung des einen um den andern, die ihre bestimmten Perioden hat. Diese Bewegung kann aber durchaus nicht auf bloß optischer Täuschung beruhen. — Man findet Doppelsterne in allen Theilen des Himmels, aber die meisten derselben hat man in der Nähe der Milchstraße, besonders im Pfeil, Fuchs, Geier, Orion, in der Leier und im Schwan beobachtet, die wenigsten im großen Bären, im Drachen und in den Jagdhunden. Vielleicht liegt die Ursache davon zum Theil mit darin, daß jene Gegenden und näher sind, als die letztern, womit auch der Umstand zu harmoniren scheint, daß man verhältnismäßig mehr Doppelsterne unter den lichtstarken als unter den lichtschwachen Sternen beobachtet. Unter den ersten ist, fast jeder zehnte, unter den letzten nur jeder vierzigste ein Doppelstern. Die Ursache liegt vielleicht in der Stärke unserer Sehkraft. Da nämlich die beiden Sterne, welche einen Doppelstern bilden, meist von verschiedener Größe sind, so ist es sehr natürlich, daß wir bei den lichtschwachen Sternen den noch schwächeren Begleiter seltener wahrnehmen, als bei den lichtstarken. Herschel wachte den Doppelsternen zuerst eine besondere Aufmerksamkeit. Vom J. 1779—83 entdeckte er 445 Doppelsterne von der ersten bis zur vierten Classe, die von einander einen Abstand von 1 bis 32 Secunden haben. Er unterscheidet nämlich sechs Classen von Doppelsternen, und setzt in die erste diejenigen, wo die beiden Sterne einander so nahe und zugleich so lichtschwach sind, daß die vollkommenen Instrumente und zugleich die größte Reinheit der Luft nöthig sind, um sie wahrzunehmen. Zur zweiten Classe rechnet er diejenigen, deren Abstand von einander vom Auge sich schätzen oder durch ein Mikrometer messen läßt. Das Instrument muß soviel als möglich den Stern frei von allen Strahlen vorstellen, die ihn in gewöhnlichen Teleskopen umgeben, seine scheinbare Scheibe vollkommen rund und gut begrenzt und den kleinen Raum zwischen beiden Sternen tief schwarz zeigen. In die dritte Classe setzt er diejenigen, deren Distanz von einander mehr als 5" und weniger als 15" beträgt, in die vierte, fünfte und sechste Classe aber die, deren Abstand von 15" bis 30", von 30" bis 1' und von 1' bis 2' oder mehr beträgt. In den Jahren 1800—1802 wiederholte Herschel seine Beobachtungen und Messungen der Doppelsterne, mit dem Zwecke, durch die etwa gefundenen Veränderungen eine Parallaxe der Fixsterne zu entdecken, und jetzt machte er die unerwartete Beobachtung, daß mehrere der kleinen Begleiter ihren Standort gegen den Hauptstern verändert hatten. Am bestimtesten zeigte sich dies beim Doppelstern Kastor. Dieser war schon früher im J. 1759 von Bradley und 1760 und 1761 von Maskelyne und nachher von Herschel 1779 beobachtet worden; und binnen der Zeit hatte sich der kleine Stern um den größern so fort bewegt, daß ihm Herschel eine Umlaufperiode von 342 Jahren geben konnte, welche neuere Beobachtungen jetzt zu 373 Jahren bestimmt haben. Diesen Schluß machte man aus der veränderlichen Lage der Distanzlinie des kleinen Sterns

gegen den Parallelskreis des großen, d. h. aus der veränderlichen Größe des Winkels (des Positionswinkels), den diese beiden Linien mit einander machen. Dieser Winkel verändert sich bei Kastor jährlich um 0",965, und damit in 360" blüht, gibt die obige Umlaufzeit. Derselbe Winkel verändert sich auch bei vielen andern Sternen, z. B. bei  $\alpha$  in der Kassiopea, bei  $\delta$  in den Fischen, bei  $\gamma$  in der Jungfrau,  $\sigma$  in der nördl. Krone,  $\alpha$  im Hercules und mehreren andern, woraus ebenfalls Umlaufperioden sich folgern lassen. Bei  $\delta$  im Schwan ist die jährl. Änderung des Positionswinkels = 0",73, welches einen Umlauf von 493 Jahren gibt. Eben dieser Stern hat zugleich mit seinem Begleiter unter allen bekannten Sternen des Himmels die größte fortschreitende Bewegung im Welttraum. Sie beträgt nämlich in 100 Jahren 496 Raumfucubden (= 8' 16") in Rectascension und 330" = 5' 30" in der Declination. Die Bewegung des einen Sterns um den andern geschieht überdies in einer Ellipse, sodaß seine Bewegung in dem Theile seiner Bahn, den wir das Perihelium nennen würden, bedeutend schneller ist, als in dem entgegengesetzten Apellium, woraus sich ergibt, daß auch in jenen Räumen die aus dem Gesetze der Schwere fließenden Kepler'schen Gesetze ebenso gut wie in unserm Sonnenhimmel gelten. In kleineren Perioden geschieht die Bewegung des kleinen Sterns um den größern bei  $\epsilon$  im großen Bären und bei  $p$  im Schlangenträger, sodaß die Umlaufzeit bei dem ersten nur 60 und bei dem letztern nur 53 Jahre beträgt. Die secundäre fortschreitende Bewegung im Welttraum, welche der Begleiter ebenfalls theilt, beträgt bei  $\epsilon$  im gr. Bären 60" in der Rectascension und 62" in der Declination. Herschel und Struve haben sich jetzt bei 7 Doppelsternen eine Umlaufzeit von weniger als 100 Jahren berechnet, bei 2 beträgt sie beinahe 200, bei 12 zwischen 3 und 400, bei 6 zwischen 4 und 600, bei mehr als 20 zwischen 8 und 900 Jahren, und bei sehr vielen war die Bewegung so langsam, daß man auf eine Umlaufzeit von 1000 bis 2000 Jahren schließen muß, wenn nicht vielleicht die außerordentliche Langsamkeit dem zuwider schreiben ist, daß sich grade jetzt der sich bewegende Körper in der größten Entfernung von dem Centralkörper befindet. Bei sehr vielen ist noch keine Bewegung wahrgenommen worden, oder hat vielleicht wegen der Kürze der Zeit noch nicht beobachtet werden können. — Zu bemerken ist auch noch, daß bei Doppelsternen nicht grade der eine um den andern sich dreht, sondern daß vielmehr beide um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt sich bewegen, der sich außerhalb beider Sterne befindet. Dies ist den Gesetzen der Anziehungskraft gemäß. Auch die Planeten bewegen sich im strengsten Sinne nur um den ihnen mit der Sonne gemeinschaftlichen Schwerpunkt, aber weil die Sonne jeden Planeten so sehr an Masse übertrifft, so liegt dieser Schwerpunkt innerhalb des Sonnenkörpers selbst, sodaß notwendig die Erscheinung entstellen muß, als ob die kleinern Körper sich um die Sonne bewegen. Bei den Doppelsternen aber findet sich die beiden Körper an Größe nicht sehr von einander verschieden, z. B. ganz gleich bei Kastor,  $\gamma$  Jungfrau,  $\omega$  Schlange,



16 und 61 Schwan,  $\gamma$  Biber,  $\mu$  Drache, 65 Fische, ja wol sogar bei einigen ist der Begleiter etwas größer, wie dies bei  $\mu$  Drache,  $\gamma$  Jungfrau, 65 Fische, 49 Schlang, in der That den Anschein hat; es muß also das Centrum der Bewegung nicht in den Raum des einen Körpers selbst fallen, sondern außerhalb, und folglich müssen beide Körper in Bewegung sein. Aber gewöhnlich drückt sich der Astronom so aus, als ob nur der eine Körper sich um den andern bewege, weil man nur auf die relative Lage des kleineren zum größeren adelt. Als sehr wahrscheinlich läßt sich dagegen annehmen, daß es in einem solchen Hirsensystem auch noch kleinere, unsrer Augen verschwindende Körper gebe, die ebenso, wie unsere Planeten, sich um eine Hauptsonne bewegen. Wir sehen also wahrscheinlich bei den Doppelsternen nur die größeren Körper des Systems, die wir aber nicht für Planeten, sondern auch für Sonnen erkennen müssen, weil sie sonst, wenn sie an und für sich dunkel und bloß durch fremdes Licht erleuchtet wären, für uns gar nicht sichtbar sein würden. Wenn man in unserm Sonnensystem auch alle Planeten und Monde in eine einzige Kugel vereinigen wollte, deren Oberfläche etwa den funfzigsten Theil von der Sonnenfläche enthalten würde, so würde eine solche Kugel in der Entfernung der Erde von der Sonne doch mit einem 300,000mal schwächeren Licht als die Sonne leuchten, vorausgesetzt, daß sie nur von dieser ihr Licht erhalte. Sie müßte daher in der Entfernung der Hirssterne und völlig unsichtbar bleiben. In jenen Hirssternensystemen bewegt sich also in der That Sonne um Sonne, und zwar verhältnismäßig in nicht sehr großen Entfernungen von einander, denn wenn  $\lambda$  B. die scheinbare Distanz beider Körper, wie Le Kasser, 5,6 beträgt und beide eine oder zwei Sternweiten von uns entfernt sind, so würde die wahre Distanz im ersten Falle 5,4 und im zweiten 10,8 Erdweiten, also nur 100 bis 200 Millionen Meilen betragen. In vielen Fällen müssen die einzelnen Sterne der Doppelsterne einen sehr bedeutenden Umlauf haben, denn ihre scheinbare Entfernung von einander scheint oft nicht größer, bisweilen sogar kleiner, als der Durchmesser des größeren Sterns. Man sollte in diesem Fall eine sehr kurze Umlaufzeit erwarten, weil die Anziehungskraft sehr groß sein muß, aber das findet sich nicht durch Erfahrung bestätigt; man glaubt daher, daß diese Körper eine sehr geringe Dichtigkeit, und also nur schwache Anziehungskräfte, haben. Um ein Beispiel von der bedeutenden Größe zu geben, bemerken wir, daß Herschel den Durchmesser Kaster's = 1,3 und den von 6 in der Krone sogar einige Centen groß gefunden hat. In einem solchen Abstande von uns aber würde der Durchmesser der Erdbahn etwa nur 1" haben, woraus folgt, daß jene Körper mehr als unsere ganze Erdbahn ausfüllen müßten, wenn sie sich im Mittelpunkt unseres Systems befänden. — Die Ebene, in welcher die Doppelsterne sich bewegen, hat alle mögliche Lagen gegen unsere Gesichtslinie. Ist sie senkrecht auf dieser, so bleibt die scheinbare Distanz beider Sterne unverändert und die Bewegung ist kreisförmig, wie bei  $\delta$  Schlang und  $\epsilon$  Bootes; kleine Änderungen, die dem

nach in der Distanz stattfinden, scheinen von einer wirklich elliptischen Bewegung herzuführen. In den meisten Fällen ist aber freilich die Lage der Ebene gegen die Gesichtslinie schief, und dann erscheint die Bewegung als eine mehr oder weniger sich öffnende Ellipse. Bisweilen fällt die Ebene der Bahn mit der Gesichtslinie zusammen, dann erscheint die Bewegung geradlinig, der kleinere nähert sich dem größeren, wird von ihm bedeckt, tritt auf der andern Seite wieder hervor und beginnt nun die Oscillationen von Neuem. Eine solche Beobachtung ist bei  $\zeta$  im Herkules gemacht worden. Im J. 1781 erkannte ihn Herschel deutlich als Doppelstern, aber jetzt kann man auch mit den besten Fernrohren keine Duplicität an demselben wahrnehmen, welches aber wahrscheinlich in der Folge wieder geschehen wird, wenn die Bedeckung beider Sterne aufgehört hat. Die vortheilhaftesten Fraunhofer'schen Instrumente werden vielleicht bald darüber nähern Aufschluß geben. Endlich ist noch merkwürdig, daß die Doppelsterne häufig in verschiedenen Farben erscheinen, und zwar oft so, daß der eine die complementäre Farbe des andern hat, nämlich eine Farbe, die mit der des andern vereinigt Weiß geben würde, z. B. in  $\gamma$  Andromeda,  $\alpha$  Perseus,  $\epsilon$  Bootes,  $\gamma$  Löwe ist der eine Stern rötlich, der andere bläulich oder grünlich. Ebenso ist bei  $\rho$  Schlang der große gelblich, der kleine roth, bei 61 Schwan der große gelb, der kleine tiefroth, bei  $\beta$  Schwan der große gelb, der kleine blau. Zu bemerken ist noch, daß die Bewegung des einen Sterns um den andern bald rechts, bald rückgängig ist, und daß er bald vorangeht, bald demselben folgt, wie dies auch der Natur der kreisförmigen Bewegung nach nicht anders sein kann. — Alles das, was bisher von eigentlichen Doppelsternen gesagt ist, gilt auch von den drei-, vier- und mehrfachen Sternen. Auch diese bilden ein harmonisches System und bewegen sich um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Derselbe ist  $\lambda$  B.  $\psi$  in der Kassiopea, 11 im Einhorn,  $\zeta$  im Krebs,  $\zeta$  in der Bode. Als vierfach wurde bisher 9 im Orion erkannt, gegenwärtig ist noch ein fünfter Stern dazu entdeckt worden. Vierfach ist auch  $\epsilon$  und  $\beta$  in der Leier;  $\sigma$  im Orion aber bildet sogar ein System von 16 Sternen. — Einige Astronomen haben die Frage aufgeworfen, ob auch unsere Sonne eine Gegensonne habe und mit dieser sich um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewege? Daß unsere Sonne mit ihrem ganzen System eine fortschreitende Bewegung im Weltraum habe, ist wol ziemlich ausgemacht, und dadurch möchte es allerdings wahrscheinlich werden, daß sie mit einer Gegensonne um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt sich drehe. Man hat Wega in der Leier, diesen glänzenden und vielleicht um mehr, als die andern Hirssterne erster Größe, nahen Hirsstern für diese Gegensonne erklärt; aber allerdings ist diese Annahme nur noch bloße Vermuthung, gegen welche die immer noch ungeheure Entfernung der Wega von uns, da dieselbe auch keine merkliche Parallaxe zeigt, ein bedeutender Einwand ist. Fortgesetzte Beobachtungen werden in Zukunft darüber etwas entscheiden. — Um die Beobachtung der Doppelsterne haben sich außer Herschel, dem ältern, sehr verdient gemacht auch Herschel der jün-

gere, South, Bessel und Struve, dem der treffliche Fraunhofer in Dorpat dabei die größten Dienste leistete. Er entdeckte seit dem Jahre 1824 unter 120,000 Sternen achter bis neunter Größe 3057 Doppeldsterne aus der ersten bis vierten Classe, und darunter 207, wo beide Sterne gleich hell waren. Von dreifachen Sternen fand er 52 und darunter auch mehrere gleich helle. Dunlop zu Parramatta in Neuholand fand an der südlichen Hemisphäre 254 Doppeldsterne, unter denen sich a im Kreuz und  $\alpha$  im Centauren besonders auszeichnen. Wir beschließen diesen Art. mit einer Tafel der vornehmsten Doppeldsterne aus Litrow's Vorlesungen über Astronomie:

Die Sterne sind nach der Rectascension geordnet, die in Zeit angegeben ist. Unter der Rectascension steht bei jedem die Distanz beider Sterne, bezeichnet mit  $\Delta$ . In der zweiten Columne befindet sich die Distanz vom Pole und unter dieser der Positionswinkel, oder der Winkel, den diese Distanz mit dem Parallelkreise des Sterns macht, bezeichnet mit P. Die letzte Columne enthält Anmerkungen, und hier bedeutet  $\Delta P$  die jährliche Änderung dieses Winkels, woraus man auf die Umdrehungsperiode schließen und diese finden kann, wenn man mit  $\Delta P$  in  $360^\circ$  dividirt.

Verzeichniß

der vornehmsten Doppeldsterne für das Jahr 1826.

Stern.	Rectasc. und Distanz $\Delta$	Positionswinkel P.	Anmerkungen.
35 Piscium	$0^h 6'$ $\Delta 11''$	$82^\circ 9'$ P. $61^\circ$	Sechster und achter Größe. Der größere weiß, der kleinere blau.
51 Piscium	$0^h 23'$ $\Delta 26''$	$84^\circ 1'$ P. $7^\circ$	Sechster und neunter Größe. Der kleinere röthlich.
$\alpha$ Cassiop.	$0^h 31'$ $\Delta 53''$	$34^\circ 27'$ P. $41^\circ$ (1820)	Dritter und zehnter Größe. Der Winkel P ändert sich stark.
$\gamma$ Cassiop.	$0^h 38'$ $\Delta 9''$	$33^\circ 7'$ P. $8^\circ$ (1821)	Vierter und neunter Größe. Der größere roth, der kleinere grün. Umlauf nahe an 700 Jahre.
65 Piscium	$0^h 40'$ $\Delta 6''$	$63^\circ 13'$ P. $26^\circ$ (1822)	Beide von der siebenten Größe. Umlauf vielleicht über 3000 Jahre, da $\Delta P = 0^\circ,117$ ist.
26 Ceti	$0^h 54'$ $\Delta 16''$	$89^\circ 34'$ P. $15^\circ$	Siebenter und zehnter Größe. Der größere weiß, der kleinere blaugrün.
$\alpha$ Ursae min.	$1^h$ $\Delta 19''$	$1^\circ 37'$ P. $61^\circ$ (1823)	Zweiter und eilfter Größe. Die Position scheint abzunehmen.
$\gamma$ Arietis	$1^h 44'$ $\Delta 10''$	$71^\circ 33'$ P. $89^\circ$	Beide fünfter Größe und von bläulicher Farbe.
$\alpha$ Piscium	$1^h 53'$ $\Delta 5''$	$88^\circ 4'$ P. $66^\circ$	Zweiter und vierter Größe. Beide geben ein schönes Bild. Die Position scheint constant.
$\gamma$ Andromedae	$1^h 53'$ $\Delta 11''$	$48^\circ 30'$ P. $25^\circ$	Dritter und fünfter Größe. Der größere orange, der kleinere smaragdgrün. Ein sehr schönes Bild. Die Position nimmt ab.
Mira Ceti	$2^h 10'$ $\Delta 113''$	$93^\circ 48'$ P. $1^\circ$	Es ist dies der bekannte veränderliche Stern im Wallfisch. Der größere ist stark roth, der kleinere ist wegen seiner Kleinheit nur schwach zu sehen. Die Distanz nimmt zu.
$\eta$ Persei	$2^h 38'$ $\Delta 30''$	$34^\circ 50'$ P. $31^\circ$	Vierter und achter Größe. Der größere roth, der kleinere dunkelblau. Die Position wächst.
$\pi$ Arietis	$2^h 39'$ $\Delta 3''$	$73^\circ 15'$ P. $32^\circ$	Vierter und neunter Größe. In der Entfernung von $25''$ von dem größern ist ein sehr schwer wahrzunehmender Stern, in gerader Linie mit den zwei ersten.
$\delta$ Arietis	$2^h 49'$ $\Delta 2''$	$69^\circ 23'$ P. $83^\circ$	Beide siebenten Größe und ungemein nahe, vielleicht $\Delta$ nur $0,05$ , sehr schwer zu erkennen. Farbe beider gelblich.
32 Eridani	$3^h 45'$ $\Delta 8''$	$93^\circ 27'$ P. $79^\circ$	Vierter und sechster Größe. Der größere strohfarben, der kleinere blau. Die Distanz scheint zu wachsen.

Sterne.	Rectasc. und Distanz $\Delta$	Polarität und Po- sitionswinkel P.	Anmerkungen.
$\alpha$ Persei	3° 46' $\Delta$ 8"	50° 30' P. 80°	Dritter u. neunster Größe. Der große weiß, der kleine bläulich und scharf begrenzt; $\Delta$ wächst.
62 Tauri	4° 13' $\Delta$ 29"	66° 8' P. 20°	Sechster u. achter Größe. Der große weiß, der kleine purpurroth. Mehrere nahe Sterne.
$\gamma$ Camelopardi	4° 18' $\Delta$ 10"	36° 29' P. 36°	Fünfter u. sechster Größe. Der große gelb, der kleine blau. P. und $\Delta$ scheinen sehr veränderlich.
$\omega$ Aurigae	4° 47' $\Delta$ 8"	52° 22' P. 82°	Vierter u. achter Größe. Der große granatfarben, der kleine blau und schwach.
26 (Bode) Ori- onis	4° 49' $\Delta$ 30"	75° 45'	Dreifach, siebenter, achter u. funfzehnter Größe. Die Farbe gelb, blau und bläulich.
$\beta$ Orionis	5° 6' $\Delta$ 9"	98° 25' P. 69°	Erster u. zehnter Größe. Der große weiß, der kleine bläulich.
32 Orionis	5° 21' $\Delta$ 1"	84° 12' P. 67°	Fünfter u. sechster Größe. Beide schwer zu trennen; $dP = -0,41$ , also vielleicht Umlauf über 870 Jahre. Rückgängig.
$\phi$ Orionis	5° 27'	95° 32'	Fünffach, von der vierten, siebenten, achten u. zwölften Größe, im großen Nebel; der fünfte im November neu entdeckt.
$\sigma$ Orionis	5° 30'	92° 43'	Schröter sah ihn durch den 25füßigen Reflector zwölffach, Struve mit dem 43füßigen Fraunhofer Refractor sechzehnfach.
$\zeta$ Orionis	5° 32' $\Delta$ 2"	92° 4' P. 60° (1822)	Zweiter u. siebenter Größe. Der große gelblich-weiß, der kleine bläulich, scharf begrenzt, $\Delta$ sehr veränderlich.
11 Monocerotis	6° 20'	96° 55'	Vierfach, von der siebenten, achten, neunten u. zehnten Größe $\Delta$ bei 1 u. 2 = 7", bei 2 u. 3 = 3", der vierte weit absteigend. P ist beim zweiten = 39°, beim dritten = 11°.
12 Lyncis	6° 30'	30° 23'	Dreifach, der entfernteste blau. Der erste u. dritte sind sechster u. siebenter Gr.; $\Delta$ bei 3 u. 1 = 10", bei 2 u. 1 = 3".
$\delta$ Geminorum	7° 9' $\Delta$ 7"	67° 43' P. 75°	Dritter u. dreizehnter Größe. Der große weiß, der kleine blau, schwer zu sehen.
Castor	7° 23' $\Delta$ 5"	67° 45' P. 5° (1823)	Dritter u. vierter Gr.; $\Delta$ constant. Südlich v. Kastor geht ein sehr kleiner Stern voraus und ein anderer folgt. Der große weißgelb, der kl. blaugelb; $dP = 0,97$ , also vielleicht Umlauf über 370 Jahre.
$\gamma$ Cancri	8° 2' $\Delta$ 6"	71° 50' P. 68°	Fünfter u. sechster Gr., $\Delta$ nimmt ab: $dP = -0,58$ , also viel. Umlauf 620 J. Bewegung rückgängig. Eigentlich ein dreifacher Stern.
24 u Cancri	8° 16' $\Delta$ 6"	64° 55' P. 32° (1822)	Siebenter u. achter Größe; $dP = 0,51$ , vielleicht also Umlauf ungefähr 700 Jahre.
$\pi$ Hydrae	9° 20' $\Delta$ 65"	92° P. 86°	Beide ungleich groß. Der große rötlich-weiß, der kleine bläulich, $\Delta$ u. P. scheinen abzunehmen.
$\gamma$ Leonis	10° 10' $\Delta$ 3"	69° 16' P. 9°	Zweiter u. vierter Größe; $dP = 0,30$ , vielleicht also ein 1200-jähriger Umlauf. Eigentlich vierfach.
54 Leonis	10° 40' $\Delta$ 2"	64° 18' P. 8°	Fünfter u. siebenter Größe; der große gelblich, der kleine grün.
$\xi$ Urs. maj.	11° 9' $\Delta$ 3"	57° 30' P. 11° (1823)	Einer der wichtigsten Doppelsterne von der fünften u. sechsten Größe. P ändert sich sehr schnell, daraus schloß schon Herschel 1781 auf einen Umlauf von nahe 60 Jahren.

Sterne.	Rechteck. und Distanz $\Delta$	Polarität und Po- litionswinkel P.	Anmerkungen.
2 Can. venet.	12 <sup>h</sup> 7' $\Delta$ 11"	48° 24' P. 10°	Sechster und achter Größe; der große roth, der kleine blau.
24 Com. Beren.	12 <sup>h</sup> 26' $\Delta$ 21"	70° 39' P. 2°	Fünfter u. sechster Größe. Der große roth, der kleine grünlich-blau.
$\gamma$ Virginis	12 <sup>h</sup> 33' $\Delta$ 3"	90° 29' P. 13° (1822)	Beide dritter Größe und weiß, $\Delta$ nimmt ab, $dP = 0^{\circ},67$ , viel- leicht also Umlauf 530 Jahre.
$\zeta$ Urs. maj.	13 <sup>h</sup> 17' $\Delta$ 14"	34° 9' P. 58° (1822)	Dritter u. vierter Größe. Es ist Rizar, von dem 3 <sup>e</sup> nördl. der Stern Alcor erster u. fünfter Größe steht. Aber Alcor ist einfach. Der größere des Doppels. ist weiß, der kleinere blau; $\Delta$ um P. scheinen konstant.
$\zeta$ Bootis	14 <sup>h</sup> 33' $\Delta$ 2"	75° 31' P. 37°	Beide sechster Größe und schwer zu trennen. Der große gelb, der kleine blaugrün.
$\epsilon$ Bootis	14 <sup>h</sup> 37' $\Delta$ 4"	62° 11' P. 53°	Dritter u. sechster Größe. Der große gelb; der kleine blaugrün; $dP = 0^{\circ},44$ , also vielleicht Umlauf über 800 Jahre.
$\xi$ Bootis	14 <sup>h</sup> 44' $\Delta$ 9"	40° 34' P. 71° (1823)	Fünfter u. achter Größe. Änderung der Pos. gleichförmig und nabe 1", vielleicht also Umlauf = 360 Jahre. Der kleine scheint sich in gerader Linie zu bewegen; $\Delta$ wächst stark.
44 Bootis	14 <sup>h</sup> 58' $\Delta$ 2"	41° 38' P. 41°	Fünfter u. sechster Größe. Schwer zu erkennen.
$\zeta$ Cor. Boreal.	15 <sup>h</sup> 33' $\Delta$ 7"	52° 49' P. 31°	Beide siebenter Größe; einer weiß, der andere blau.
$\xi$ Librae	15 <sup>h</sup> 54' $\Delta$ 7"	100° 52' P. 12° (1823)	Eigentlich dreifach, von der vierten, fünften und achten Größe. P. ändert sich stark.
49 Serpentis	16 <sup>h</sup> 4' $\Delta$ 4"	76° 1' P. 42°	Sechster u. siebenter Größe. Beide weiß; $dP = 0^{\circ},510$ , also viel- leicht Umlauf über 700 Jahre.
$\sigma$ Cor. Bor.	16 <sup>h</sup> 8' $\Delta$ 1"	55° 40' P. 18° (1823)	Fünfter u. siebenter Größe. P. ändert sich schnell und $\Delta$ nimmt stark ab.
$\gamma$ Herculis	16 <sup>h</sup> 14' $\Delta$ 33"	70° 25' P. 26°	Vierter u. funfzehnter Größe. Der kleine sehr schwer zu sehen.
$\lambda$ Ophiuchi	16 <sup>h</sup> 22' $\Delta$ 0,7"	87° 38'	Vierter u. siebenter Größe. Seit Herschel nicht mehr doppelt ge- sehen, erst wieder 1825 von Struve. P. ändert sich schnell.
17 Draconis	16 <sup>h</sup> 32'	36° 45'	Dreifach, dritter, fünfter u. sechster Größe. Die Distanz des ersten und zweiten = 4" und P. = 25°; die Distanz des ersten und dritten = 90" und P. = 74°.
$\zeta$ Herculis	16 <sup>h</sup> 35' $\Delta$ 1"	58° 5'	Dritter u. siebenter Größe. Vor mehreren Jahren noch einfach. P. ändert sich schnell.
43. Herculis	16 <sup>h</sup> 37' $\Delta$ 80"	81° 5' P. 39°	Der große stark roth, der kleine bläulich.
$\kappa$ Herculis	17 <sup>h</sup> 6' $\Delta$ 5"	75° 24' P. 30°	Dritter u. siebenter Größe. P. ändert sich. Der große gelb, der kleine schön blau.
$\rho$ Herculis	17 <sup>h</sup> 17' $\Delta$ 4"	52° 39' P. 38°	Vierter u. fünfter Größe. P. wächst.
$\tau$ Ophiuchi	17 <sup>h</sup> 53'	98° 10'	Nach Herschel ungemein nahe. Jetzt einfach, aber länglich.

Sterne.	Rectasc. und Distanz $\Delta$	Polabstand und Po- sitionswinkel P.	Anmerkungen.
95 Herculia	17 <sup>h</sup> 54' $\Delta$ 7"	68° 25' P. 8°	Beide fünfter Größe. Der eine blau, der andere gelb.
$\gamma$ Ophiuchi	17 <sup>h</sup> 56' $\Delta$ 4"	87° 27' P. 65° (1822)	Siebenter und achter Größe. Der große weiß, der kleine gelb. P. ändert sich schnell. Umlauf in nahe 33 Jahren.
39 Draconia	18 <sup>h</sup> 21'	34° 18'	Dreifach, fünfter, sechster u. zehnter Größe. Beim zweiten ist $\Delta = 3''$ , beim dritten = 90". P. beim zweiten 86°, beim dritten 68°.
$\alpha$ Lyrae	18 <sup>h</sup> 31' $\Delta$ 42"	51° 23' P. 42°	Der eine erster Größe, der andere sehr klein.
$\epsilon$ Lyrae	18 <sup>h</sup> 38' $\Delta$ 4"	50° 30' P. 64°	Vierter u. sechster Größe, beide weiß. Ganz in der Nähe noch ein Doppelstern.
$\zeta$ Lyrae	18 <sup>h</sup> 38' $\Delta$ 44"	52° 35' P. 60°	Dritter u. vierter Größe. Der große weiß, der kleine blau.
$\beta$ Lyrae	18 <sup>h</sup> 43' $\Delta$ 44"	56° 55' P. 60°	Vierfach, von der dritten, achten, neunten u. zehnten Größe.
$\eta$ Lyrae	19 <sup>h</sup> 8' $\Delta$ 29"	51° 8' P. 6°	Vierter u. zehnter Größe. Der kleine blau.
$\beta$ Cygni	19 <sup>h</sup> 24' $\Delta$ 34"	62° 25' P. 35°	Vierter u. sechster Größe. Der eine gelb, der andere blau.
$\delta$ Cygni	19 <sup>h</sup> 39' $\Delta$ 2"	45° 47'	Dritter u. achter Größe. Noch 1783 erschien er einfach, jetzt ist er wieder doppelt.
$\pi$ Aquilae	19 <sup>h</sup> 41' $\Delta$ 2"	78° 37' P. 45°	Sechster u. siebenter Größe; $dP = 0,31$ , also vielleicht Umlauf an 1160 Jahre.
$\alpha$ Aquilae	19 <sup>h</sup> 42' $\Delta$ 153"	81° 36' P. 55°	Erster u. zehnter Größe.
Anonymus	19 <sup>h</sup> 59' $\Delta$ 37"	54° 42' P. 62°	Auf dieser Stelle sind vier Doppelsterne nahe beisammen. Wenn der schönste oder nördlichste in den untern Theil des Feldes ge- beacht wird, so erscheinen alle vier im Robee
$\gamma$ Delphini	20 <sup>h</sup> 38' $\Delta$ 12"	74° 31' P. 4°	Fünfter u. sechster Größe. Der große weiß, der kleine gelb.
61 Cygni	20 <sup>h</sup> 59' $\Delta$ 15"	52° 6' P. 5°	Sechster u. siebenter Größe. Der eine gelb, der andere dunkelroth. Die eigene Bewegung in Rectasc. = + 5",33 und in Polabstand = - 3",30.
$\beta$ Cephei	21 <sup>h</sup> 26' $\Delta$ 13"	20° 13' P. 20°	Dritter u. achter Größe. Der große weiß, der kleine blau.
8 Lacertae	22 <sup>h</sup> 29'	51° 16'	Dreifach. Distanz des ersten u. zweiten = 24", des ersten und dritten = 82"; Positionswinkel des ersten und zweiten = 86°, des ersten und dritten = 55°. Die zwei größern von der sechsten Größe und weiß, der kleinere von der vierzehnten Größe und blau.
231 Aquarii	22 <sup>h</sup> 39'	95° 9'	Dreifach, von der neunten, zehnten u. zwölften Größe. Distanz des ersten u. zweiten = 4", des ersten u. dritten = 57"; P. beim zweiten = 24°, beim dritten = 57°.
$\alpha$ Cassiop.	23 <sup>h</sup> 50' $\Delta$ 3"	36° 12' P. 58°	Sechster u. zehnter Größe. Der große weiß, der kleine blau. (Richter.)

Doppeltsehen, f. Diplopie.

DOPPET (Frans Anders), geb. im J. 1753 zu Chamberg in Savoyen, trat als Jüngling von 16 Jahren in ein französisches Cavallerieregiment. Es dauerte aber nicht lange, so war er, von Jugend auf an ungebundene Freiheit gewöhnt, des pedantischen Waffendienstes überdrüssig. Die Arme verlassen ging er nach Turin, um auf der dortigen Hochschule Medicin zu studiren. Nachdem er mit glänzendem Erfolge die Prüfung bestanden und den Doctorhut erhalten hatte, wählte er Paris zu seinem Aufenthalt, und kam gerade in dem Augenblick in der Hauptstadt Frankreichs an, als die große Frage über den theierrischen Magnetismus, welchen sein Erfinder, der Deutsche Mesmer, auf die Heilkunst angewendet wissen wollte, fast ganz Europa — Ärzte und Nichtärzte — beschäftigte. D. gehörte bald zu den Gegnern und schrieb, über die sonderbare Art zu heilen ersaunt, sein burleskes Gedicht „Die Mesmeriade“ (*La mesmeriade*) durch Schwermüdigkeit und abgeschmackte Bigotterie ganz dazu geeignet, in jenem Streit eine würdige Rolle zu spielen. Als die französische Staatsumwälzung von Paris aus wie ein Wirbelwind über ganz Frankreich sich verbreitete und die Volkswuth auch in Grenoble Fellege victirte, war D. nicht nur einer der ersten Theilnehmer, sondern gar bald das Oberhaupt und die Seele der demokratischen Clubb. Einen solchen Mann aber konnte man in Paris selbst noch besser, als in einer Provinzialstadt gebrauchen. Auch er übte sich dort mehr in seinem Elemente, raste deshalb mit Aubert-Du-Royet dahin ab und sank in der Gesellschaft der „Freunde der Verfassung“, welche bald unter dem Namen des „Jakobiner-Clubb“ berühmt und berüchtigt worden ist, einen seiner Thatkraft angemessenen Wirkungskreis. Häufig führte er da den Vorschlag und trug auf Vereinigung seines Vaterlandes Savoyen mit Frankreich an. Als endlich eine Legion von „Allobrogern“ (so hießen die ältesten Bewohner Savoyens und des Kantons längs des Genfersees) gebildet worden, erhielt D. eine Anstellung als Brillienenant bei derselben und den Befehl, im militärischen Frankreich die Königlichgesinnten zu bekämpfen. Er benahm sich in diesem ersten Kampfe des nachmals so langwierigen Revolutionskrieges mit ebenso großer Mäßigkeit als Herzhaftigkeit und Ausdauer. Mit Unrecht hat man ihm den Brand und die Verwüstung des kleinen Städtchens Nîmes zugeschrieben. Während die Republikaner und Königlischen sich noch um den Besitz desselben schlugen, bot er all sein Ansehen auf, um die Flammen zu löschen und das Blutvergießen zu verhindern. Im J. 1793 zum Brigadegeneral ernannt, nahm er Theil an der Belagerung von Autun, erhielt später den Oberbefehl über die Alpenarmee und wurde, nachdem Koon gegen den Nationalconvent aufgestanden war, als General- en-Chef zur Belagerung dieser Stadt abgesendet. Jedermann kennt das unglückliche Schicksal der armen Bewohner, doch was nur wenige Eingeweihte wissen, ist der Umstand, daß D., obwohl ein eifriger Conculotte, wie erstens, die grausamereigenen Gesinnungen eines Gouthon und Collot d'Herbois zu theilen, noch weniger

deren Schreckensmaßregeln zu billigen, mehrere Bürger selbst mit eigener Gefahr das Leben rettete. Im Lauf einiger Monate erhielt er nach und nach den Oberbefehl über die Alpen- und die Pyrenäenarmee, in welcher Stellung er jedoch nur kurze Zeit wirkte und dann den General Dagobert im Commando ablöste. Er besaß mehr persönlichen Muth, als militärische Kenntnisse, setzte es aber durch List und Beharrlichkeit durch, daß die Befehle der Franzosen geachtet blieben, und der Friebe zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen wurde. Doch zu der nöthigen Zeit unterlagen die Jakobiner der gemäßigten Partei, und D., der ihnen seine Erhöhung verdankte, wurde mit denselben gestürzt. Die Gegenwirkung, welche auf den 18. Fructidor folgte, führte ihn für kurze Zeit auf den politischen Schauplatz zurück, von dem er sich jedoch, vielfach verkannt, umhüllte, im stillen häuslichen Kreise nur den Wissenschaften lebte, und im J. 1800 zu Aix starb.

Doppet's Schriften sind: 1) *La mesmeriade, poëme barlesque*. (Paris 1784). 2) *Traité théorique et pratique du magnétisme animal* (Turin 1784). 3) *Oraison funebre de Mesmer et son testament*. (Genève 1785). 4) *Les mémoires de Mme. de Warens* (Genève et Paris 1785). (Zugehängt sind die „Mémoires de Claude Anet, von einem Bruder Doppet's“). 5) *Le Médecin philosophe* (Paris 1786). 6) *Déclaration contre les vendeurs et distributeurs de remèdes secrets*. 7) *Le médecin d'amour* (Paphos et Par. 1787). 8) *Les numéros parisiens* (Lausanne 1787. 2 Vol. 18.). 9) *Mémoires du Chevalier de Courtullo* (Laus. 1787. 12.). 10) *Célestina*, ou la Philosophie des Alpes (Laus. 1787. 12.). 11) *Aphrodisiaque externe, ou traité de souet et de ses effets sur le physique de l'homme, ouvrage medico-philosophique, suivi d'une Dissertation sur tous les moyens capables d'exalter aux plaisirs de l'amour, par D\*\*\*, médecin* (Genève 1788. 18.). (Einige Exemplare, obgleich von derselben Ausgabe, haben folgenden Titel: *Traité de souet, ou Aphrodisiaque externe* (Paris). Diese Abhandlung ist keine Uebersetzung der Weibdomischen Schrift: *De usu flagrorum in re venera*, wie dies die Biographie Universelle mit Unrecht behauptet. Mercur de Compigné hat 1792 jenes Werk ins Französische übertragen. 12) *Des moyens de rappeler à la vie des personnes qui ont toutes les apparences de la mort* (Chamberg 1788). 13) *Manière d'administrer les bains de vapeurs et les fumigations* (Turin 1788. 12.). 14) *Médecine oculente, ou traité de magie naturelle et médicinales* (1788). 15) *Zelmire, ou les liaisons bizarres* (1788). 16) *Etat moral, civil et politique de la maison de Savoie* (Paris 1791). 17) *Le commissaire de la ligue ou le messenger d'Outre-Rhin* (Par. 1792.). 18) *Destruction de la Vendée lyonnaise, ou rapport des événements y arrivés jusqu'à la reddition de Villefranche* (1793). 19) *Eclaircissements sur la suite et l'arrestation des fuyards de Lyon*, (Villefranche 1793). 20) *Mémoires politiques et militaires du*

Général Doppel (Carouge 1797). — Dies an frühest noch unbekannter Abfassung aus der Periode der französischen Staatsumwälzung so reiche Werk ist 1824 wieder gedruckt und in die Sammlung der Denkschriften über die Revolution (Collection des mémoires relatifs à la révolution française), aufgenommen worden. 21) Essai sur les Calomnies; dont on peut être accusé en révolution, et sur la manière, avec laquelle doit y répondre un citoyen (Carouge 1797); überdies hat D. viele kleinere Aufsätze in Zeitungen geschrieben, im J. 1797 zu Carouge, einem kleinen Städtchen 1/2 Stunde von Genf, ein demokratisches Blatt herausgegeben und bei seinem Tode noch mancherlei interessante Denkschriften hinterlassen, welche aber bis jetzt von seinen Erben noch nicht zur Öffentlichkeit bestimmt zu sein scheinen. (Karl Falkenstein.)

DOPSCHAN, DOPSCHAU, auch DOPSHINA und TOPSCHIAN, ein im sehr ungenauen Geruch nach oder Bezirk (Provincia) der gebirgigen Gegend, im Kreise dieser der Rhein überungangs, an der nördlichen Grenze des Comitats, in einem von hohen Gebirgen eingeschlossenen Kesselthal, am Fuße des Langen- und Schwarzen gebirges gelegener Bergflachen, vom gleichnamigen Fluß, der sich am linken Ufer in den See ergießt, durchflossen, drei Meilen nordnordwestwärts von Roscau entfernt, unregelmäßig gebaut, hat enge schmüßige Gassen, einen kleinen Platz, eine katholische und eine evangelische Pfarre, eine katholische Kirche und ein evangelisches Bethaus; 454 meistens hölzerne Häuser; 4336 meist deutsche Einwohner, von denen 4367 sich zur evangelisch-lutherischen und 469 zur katholischen Kirche bekennen; eine Papiermühle, in welcher gutes Papier gemacht wird; eine Pulvermühle, einen Kupfer- und einen Eisenhammer, welcher viel und gutes Eisen erzeugt. Dopschau hat schöne, sehr alte Freiheiten, gute Jahrmärkte, starke Bienenzucht, ansehnlichen Klacchbau und starken Bergbau auf Kalkstein, Kupfer, Eisen, Zinnstein und Quecksilber. Außerdem findet man in den hiesigen Bergen, unter welchen außer den genannten der Argenstein, auf welchem der Bach Dopshina entspringt, die Rabina, der Brona-Berg und der spitze Hübel die höchsten der Gegend sind, noch Aëßel, Granaten, mit Gypsstein gemischten schönen Serpentin, Braunkohle, gebiegenen Wismuth-, Epiglasen, Marmor, Alaunstein, Schieferstein, Wernitstein, Trüppel, Hornstein, Zeisenerze, Amethyste, und noch manche andere Mineralien. Das einst blühende hiesige Opmanium der Pflanzenwelt ist bis zu den grammatischen Gassen herunter; auch die hiesigen einst bedeutenden Wäldungen sind schon sehr gesätet worden. Auf einigen Höhen wird auch eine starke Schatzkammer getrieben. Das ganze Thal bis nach Roscau herab ist mit Eisen- und andern Hülsen bedeckt und sehr beieit. Die hiesige Kugel- und Stützgeräth wird nur sehr schwach betrieben. (G. F. Schreiner.)

DOPPSA, auch DOPSZA; 1) ein ungrif Felad-Doppsa, slav. Wissna-Doppsa genanntes Dorf im gebirgigen Bezirk, im südlichen Theile der oba-ungarischen Gegend, im Kreise dieser der Rhein überungangs,

nicht an der Grenze des zempliner Comitats, bei Káskó-Górkó, nicht fern vom linken Ufer des reißenden Hernachflusses, in gebirgiger Umgebung, eine Weite westwärts von dem Markte Szántó gelegen, mit einer Pfarre der selbstständigen Confession, einem Bethause der Reformirten, 118 Häusern und 907 magyarischer Einwohner, welche starken Tabak- und Weinbau treiben und 515 Reformirte, 346 Katholiken und 46 Juden unter sich zählten. Im J. 1778' ereignete sich hier ein Bergsturz, durch lange anbauende Kasse veranlaßt, durch welchen der Hernad in seinem Laufe gehemmt wurde; mehre Weingärten stürzten mit dem ganzen Berggebirge in die Tiefe. 2) Alsó oder Kis-Doppsa, ein Dorf im zempliner Comitat Ungarns, mit einer Pfarre und Kirche der Reformirten, 52 Häusern und 390 Einwohnern, am linken Ufer des großen Hernad, westlich von dem Marktflecken Meggyás. (G. F. Schreiner.)

DOR, Awa; Dorá, Dura, Naphoth-Dor (Josua 11, 2), Dorapheth, Stadt in Palästina auf der Küste des Starnes Mannas (Samaria). Nach Pococke ist das jetzige Tortura daraus entstanden. „Dieses,“ sagt er, „ist ein kleiner Flecken mit einem Hafen gegen Süden für große Schiffe, welche bisweilen des Wetters wegen in denselben einlaufen müssen. Dieser Ort scheint das alte Dora zu sein, welches nach dem Hieronymus neun Meilen von Gázara liegt. Der gegenwärtige Flecken liegt auf der Westseite des Meerbusens.“ Gegen Norden des Hafens ist ein kleines Berggebirge, woraus ein kleines verwüstetes Schloss sich befindet. Hier war vermuthlich die alte Stadt, denn dieselbe wird als eine Halbinsel beschrieben, II, 84.“ Von Antiochos Soter wurde die Stadt im J. 139 v. Chr. belagert, späterhin von dem römischen Feldherrn Gabinus besetzt. (H.)

113) DORA oder DORIA. (Nemals Duca), der Name zweier Flüsse im Fürstenthume Piemont, welche durch besondere Brücken unterschieden werden: 1) Dora Baltea (Daria major in Gallia transpadana) entspringt auf dem kleinen Bernhard (Col blanche), empfängt viel Wasser von den Gletschern, nimmt mehre Flüsse in sich auf, und fällt bei Ceresentino in den Po. 2) Dora riparia, auch riparia (Daria minor) entspringt auf den grasigen Alpen bei dem Col de Ture, strömt südlich von dem vorigen, und ergießt sich unterhalb Turin ebenfalls in den Po. — Zur Zeit der französischen Revolution wurde ein Departement nach dem ersten benannt: Dep. du Poire, mit der Hauptstadt Ivrea, welches die Provinzen Aosta und Capanese umfaßte, und auf 73 Quadratmeilen 235,000 Einwohner zählte. (H.)

DORA, ein zur Kameralherrschafft Rodoworna und zum Bezirke des 58. Linien-Infanterieregiments gehöriges Dorf, im südlichen Theile des kaiserlichen Reiches des Königsreichs Ungarn, in einem kurzen Seitenthale des linken Pruthus, an einem Wildbache, eine geographische Meile südwestlich von dem Markte Delatin, unterhalb des Dorfes Samna gelegen und von dem bewaldeten Mittelgebirge der Karpathen umgeben, mit einer Kirche und bemerkenswerthen Salzquellen. Umfern dieses Ortes geht die Saumstraße vorüber, auf



welcher durch einen Engpaß längs des Pruth Getreide und andere Artikel auf Saumroßen über die Karpathen nach Ungern geschafft werden. Die Gegend umher ist eine wahre Wüsten, die nur das Rauchen des Pruth belebt.

(G. F. Schreiner.)

Dorade f. Coryphæna.

DORAENA, nannte Thunberg (Fl. Jap. p. 6) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Eintheilung Classe und aus der natürlichen Familie der Solanaceen (?). Char. Der Kelch fünftheilig, mit eiförmigen, gewölbten Zähnen; die Aehren sehr ungestielt, vierkantig; um den Fruchtnoten stehen fünf bleibende Schüppchen; der Griffel ist einfach; die Frucht eine über dem Kelche stehende, kugelige, gestreifte, mit fünf um den Griffel angeordneten Schüppchen gekörnte, trockene Beere; der hohle Mutterkuchen steht frei in der Mitte; die zahlreichen Samen sind eiförmig, der kleine, gerade, aufrechte Embryo mit kurzen Samenlappen und Würzeln liegt in der Mitte des fleischigen Eimertörpels. Die einzige Art, D. japonica Thunb. (l. c. p. 84, Gärtner fil. suppl. carpol. p. 27. t. 184 f. 1), ist ein japanischer fünf bis sechs Fuß hoher Baum mit weit ausgebreiteten Zweigen, abwechselnden, oblangen, gefägten, glatten, lederartigen Blättern, traubenförmigen, seitlichen, weißen Blüten und Früchten von der Größe eines Pfirsichs.

(A. Sprengel.)

DORANGE (Jacques Nicolas Pierre), geb. zu Marseille im J. 1786, machte sich in Paris, wohin er im J. 1808 kam, als Dichter vortheilhaft bekannt, besonders durch drei patriotische Oden auf die Siege der Franzosen, die im J. 1809 unter dem Titel *Bouquet lyrique* erschienen. Im J. 1810 erschien von ihm *Traduction nouvelle, en vers français, des Bucoliques de Virgile*. Er starb in der Blüthe seiner Jahre den 11. Febr. 1811. Demnebaron sammelte die vorhandenen Bruchstücke seiner Übersetzungen der *Georgica* und *Aeneis* Viegil's und des befreiten Jerusalem's von Tasso, und gab sie im J. 1812 heraus.

(H.)

Doras (Pisces) f. Peinalodus.

DORAT, französische Stadt im Departement der obern Rhone, Bezirk Belleg, mit 3000 Einwohnern, liegt an der Savre, dreinabe sechs Meilen von Limoges. (H.)

DORAT (Claude Joseph), war im J. 1734 zu Paris geboren. Früh entwickelten sich seine Geistesanlagen. Seine lebhafteste Phantasie behauptete das Übergewicht über die ruhigen Verstandeskkräfte. Daher vermochte er ersten Studien seinen Geschmack abzugewinnen, am wenigsten der Jurisprudenz, für die ihn seine Eltern bestimmten. Aber auch der Militärdienst, dem er sich hierauf widmete, befügte ihm nicht. Seine Neigung zog ihn zur Poesie und zu den schönen Wissenschaften. In eine sehr frühe Lebensperiode fallen seine Trauerspiele und Heroiden. Seine entscheidenden Beifall erntete er durch die letztern ein. Aber ihm fehlte die leichte Erregbarkeit des Gefühls und die lebhafteste Begeisterung, um dieser Dichtungsgattung den erforderlichen Grad der Vollendung zu geben. Am glücklichsten und gleichsam dazu

\*) Il étoit né, sagt Laharpe in seinem *Cours de Littérature*,

geboren war er für poetische Erzählungen, Lieder, Epikeln und andere flüchtige Poesien. Er glich in dieser Gattung Chaulieu, ohne so nachlässig im Styl zu sein, wie jener beliebte französische Dichter. Zu bedauern ist, daß er zu oft in jenen Geschichten den Anfang und besonders das Entschlußgefühl verlegte. Seine größern Gedichte: *La Déclamation* und *le Célibataire*, sowie einige seiner Heroiden, zeigen, daß es ihm auch nicht für die höhere Poesie an Talent fehlte. Unter diesen Heroiden zeichneten sich besonders Horo à Leandro und Abelard à Heloise aus. Das bildhafte Gedicht in vier Gesängen, la *Déclamation* betitelt, handelt vom Trauerspieler, Lustspiele, von der Oper und dem theatralischen Tanz. Unter seinen Lustspielen werden in Frankreich besonders la *Feinte par amour* und *le Célibataire*, unter seinen Trauerspielen vorzüglich *Regulus* geschätzt. Seine Erzählungen und Fabeln sind zum Theil Nachbildungen Lessing's, Gellert's, Gleim's, Hagedorn's und Eichwer's; denn D. las, wenn auch wahrscheinlich nur in den Hüber'schen Übersetzungen, die deutschen Dichter, und daß er ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, zeigt die von ihm herausgegebene Schrift: *Idée de la Poésie allemande*.

D. starb zu Paris den 19. April 1780 im 46. Lebensjahre an Entzündung. Von seinen sämtlichen Werken, die im J. 1779 zu Paris in 17 Octavbänden erschienen, ward ebenselbst im J. 1786 unter dem Titel: *Oeuvres choisies* eine Auswahl in drei Duodecimbänden veranstaltet.

(Heinrich Döring.)

DORATIUM, nannte Solander eine Pflanzengattung, indem er den Namen Haffsager-Boom, mit welchem dieselbe von den holländischen Colonisten am Borsgebirge der guten Hoffnung bezeichnet wird, durch ein griechisches Wort (*δοράτιον*, kleiner Spieß) andeutete.

(A. Sprengel.)

pour reulair par le bel-esprit auprès des gens du monde, et il s'est point lui-même assez heureusement dans ces quatre vers, qu'il a mis à la tête de ses fustalices:

Entre l'Amour et la Folie  
Ce pauvre globe est ballotté.  
Sentir l'un est mal volupé,  
Rire de l'autre est mon génie.

\*) Eine sorgfältige der einzelnen Schönheiten dieses Gedichtes gibt Dufch in seinen Briefen zur Bildung des Geschmacks (Leipzig u. Berlin 1764). 1. Xpl. 22. u. 23. Br. Laharpe, so streng er auch in seinem *Cours de Littérature* p. 597 sagt, über Dorat urtheilt, erkennt dem sehrgerühmte: la *Déclamation*, des *Amours* und *Heroides* Dorat's den Preis zu. \*) Es heißt darin unter *Amours*: „MM. Schmalz et Goussier peuvent disputer à Théocrite et à Virgile le prix du poème pastoral. MM. Lichtwer et Gellert dans les Fables égaler Esop, Phidre, et n'ont de maître que la Fontaine. L'aimable Hagedorn vaut quelquefois Anacréon, et Mr. Haller a répondu dans ses productions une morale saine et aimable, qu'Horace ne dévoureroit pas. Je n'ai d'oublier Mr. Wieland etc.“ 4) G. Laharpe, *Cours de Littérature*. p. 597 sagt. *Dictionnaire des Poètes français morts*. p. 166 sagt. *Bretet und Rotté*, *Darbuch der franz. Sprache und Literatur*. poetischer April. S. 502 fg. *Montierwett's Geschichte der Poesie und Heroiden*. 6. Bd. S. 291 fg.



**DORATOMYCES** (Längenzig: *δορυ, πέγμη*) nennt Gorda eine Pilzgatung, welche nach Fries (Syst. myc. III. p. 342. Index p. 86) von Cephalotrichum Lank nicht verschieden ist. D. Neesii Corda (Sturm Deutschl. Fl. III. 7, t. 30) ist Ceph. Stemonitis Nees (Ephl. S. 87) in vorgeräthtem Alter. (A. Sprengel.) Darcadion Adanson, ist Orthotrichum Hedwig.

**DORCADION** (Dalmat.) Käfergattung aus der Familie der Bockfliegen (Cerambyci Latr.) und der Abtheilung Lamiarinae. Sie besitzen einen sehr hoch stehenden Kopf, mäsig lange Fühler mit verbreitert kegelförmigen Gliedern, verbreitert eiförmige, an der Wurzel gerundete, auf dem Rücken gewölbte, an den Seiten stark niedergebogene Deckflügel und ziemlich kurze, starke Beine. Man trifft die hieher gehörigen Arten, deren man gegen 30 in Europa und Asien einheimische kennt, unter Steinen, oder auf Bergen und Wiesen umherkriechend, und die Flügel fehlen ihnen. Es gehören hieher Lamia erucata, morio, fuliginator Fabr. u. a. (Germar.)

**DORCADOCERUS** (Dorcacerus Dej.), Name einer Käfergattung aus der Familie der Bockfliegen (Cerambyci Latr.), durch zusammengebrückte, zwölfflügelartige Fühler, verticalen Kopf, kleines Schildehen und wulstigen Körper ausgezeichnet; wozu, als einzige bekannte Art, Cerambyx barbatus Oliv. aus Brasilien gehört. (Germar.)

**DORCATOMA**, Käfergattung von Herbst errichtet, aus der Familie der Bockfliegen (Pliniores) mit folgenden Kennzeichen: Fühler neungliedrig, das 2. bis 6. Glied klein, fugeilig, das 7. und 8. sehr groß mit einem dreieckigen Fortsatze nach Innen, das letzte lang, eiförmig; Körper klein, fast fugeilig; Fächer dreiförmig. Es sind nur wenige, vorzüglich in Teutschland einheimische Arten bekannt, welche in Schwämmen und saurem Holze gefunden werden. (Germar.)

**DORCHESTER**, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, an dem Flusse Drome bei dessen Vereinigung mit dem Isis, das jetzt fast das Ansehen eines großen Dorfes und nur 7—800 Einwohner, war aber im Alterthum sehr bedeutend. Man vermutet, daß es das Dorocina der Römer gewesen; Birinus, der Apostel der Bristolischen, gründete hier einen Bischofsstift, der aber zur Zeit der normannischen Eroberung nach Lincoln verlegt wurde. Die jetzige große und schöne Kirche wurde von dem Bischofe zu Lincoln Alexander im J. 1140 gegründet. 2) Hauptstadt der englischen Grafschaft Dorset, am Flusse Frome gelegen, mit 2600 Einwohnern, bildet ein unregelmäßiges Viereck und besteht eigentlich aus drei breiten und schön gebauten Straßen, hat drei Kirchen, drei Armenhäuser und ein nach Howard's Plan erbauten Gefangenhaus. Wührend sind die Manufacturen von wollenen Zeugen. Zur Zeit der Römer hieß sie Durnovarium (Durnum, Dunium) und war Hauptstadt der Durotriges in Britannia romana. Zu verschiedenen Zeiten hat man hier beträchtliche römische Alterthümer ausgegraben, und in der Nähe, auf der

Straße nach Bournemouth zu sieht man noch ein römisches Gebäude, wahrscheinlich von einem Amphitheater, das an 13,000 Menschen gefaßt haben kann, und dessen Erbauung man in die Zeit des Agricola setzt. (H.)

**DORCHESTER**, in America: 1) Grafschaft in dem nordamerikanischen Staate Maryland, das von Ost nach West 33 engl. Meilen in der Länge, und von Nord nach Süd gegen 27 engl. Meilen Breite; der letzten Zählung zufolge 18,108 Einwohner. Die Hauptstadt ist Cambridge. 2) Eine der 24 britischen Grafschaften in Unterkanada im Gouvernement Quebec auf der Südseite des Lorenzflusses. In dieser Grafschaft ist der Wassersfall des Flusses Chaudière (s. d. Art.). 3) Kleine Stadt in dem nordamerikan. Staate Südcarolina, an dem nordöstlichen Arme des Flusses Achler. 4) Stadt in dem nordamerikan. Staate Massachusetts, kaum eine Stunde weit von Boston entfernt. 5) Kleine Stadt im nordamerikan. Staate Newhampshire. (H.)

**DORCUS**, Megerle von Mühlfeld (Insecta). Eine Käfergattung aus Lucanus gefondert, zur Familie Lamellicornes der Pentameren gehörig, von Latreille (Cuvier, Règne anim. ed. II. IV. p. 580) zu Pterygus gezogen. Der Errichter hat die Gattungskennzeichen nicht angegeben; Mac Leay (Horae entomologicae ed. Paris. p. 24) führt folgende an: Antennae aliae fere perfoliatis, quadrilamellatis, articulo ultimo majiori semicirculari. Labrum elypei fere processu exsertus, cornuus, transversus. Mandibulae arcuatae, val sulcatae, breves, latus dentatus. Maxillae processu apicali recto, cylindrico, membranaceo, pilis fimbriato, lacinia interna membranacea, dilatata. Palpi maxillares elongati, articulo 3 ultimo compressis ultra clypeum emissis, secundo lato conico, tertio brevi conico, quarto longiora ovato, apice obtuso; labiales breves. Labium bilobum, lobia cylindricis hirsutis, quam in sequentibus brevioribus. Mentum breve, semicircularae, planum; margina antice integro recto. Corpus depressum; lateribus subrotundatis. Caput latitudine fere thoracis. Thorax vix canaliculatus. Scutellum trigonum, postice fere rotundatum.

Typus ist: D. parallelepipedus Linne (Panzer fauna I. f. 19). Der Vorderrücken. Schwarz, ziemlich glänzend, die Mandibeln von der Länge des Kopfes, in der Mitte mit einem erhabenen Zahne, die letzte breit gekantet, der Abdomen mit geraden Seiten, die ganze Oberfläche fein punctirt. Findet sich in Teutschland, Schweden und nicht selten in sauren Eichen, Buchen, Weidenstämmen, daher in Wäldern. Unter dem Namen Lucanus capra hat Panzer fauna 58. f. 12 einen ähnlichen Käfer beschrieben und abgebildet, den einige für eigene Art, andere für das Weibchen des obigen halten, oder umgekehrt. Er unterscheidet sich auf folgende Weise: Die ganze Oberfläche ist hier runzelig punctirt, der Kopfschild ausgerandet, der Kopf zweiförmig. Er findet sich mit vorigen.

Dejean (Catalogue ed. 2) führt folgende Arten auf: aus Java Urus; Axio; Pygargus; emarginatus;

*Panicum, de Haan; glabratum id.; puncticeps id.; lateralis; Bonasus, tomentosus; Juvencus; acuminatus, Fabr.; elatricosus, Wiedem.; Porcellus, Dej.; vom Cengal senegalensis, Dupont; von Gbili chilensis, aus Nordamerika aper; von der Insel Bourbon, agnus, aus Neuholland, curvicaornis Latr.; unbekannter Vaterlandes lama! Fabr.; exaratus Dej.*

(D. Than.)

**DORDOGNE.** 1) Fluss im südwestlichen Frankreich, entspringt am Fuße des Mont d'or in Auvergne (Département Cantal), bildet Anfangs in seinem Laufe die Grenze zwischen den Départements Puy de Dôme und Corrèze, macht einen Lauf von 54 Meilen, von denen 38 schiffbar sind, und ergießt sich unterhalb Bourges in die Garonne, worauf beide vereinigte Flüsse den Namen der Gironde erhalten. 2) Das Département, welches von jenem Fluss den Namen erhalten hat, die vormalige Landschaft Périgord, hat auf einem Flächenraume von 132 □ Meilen 410,350 Einwohner, unter denen 8000 Reformirte sind. Das Klima ist angenehm und gesund; die Oberfläche des Bodens sehr uneben, meist hügelig, zum Theil bergig. Die Bewässerung durch 1400 Bäche und Flüsse ist ungemein gut, der Boden jedoch im Durchschnitt nicht vorzüglich fruchtbar; nur längs der Flüsse — Dordogne, Isle, Drome, Dordiat u. a. — giebt sich geräumige, schöne und fruchtbare Thäler hin. Der Ackerbau ist nicht zum Besten bestellt, der Obstbau ziemlich beträchtlich; häufig sind die Kastanien, die Trüffeln berühmt. Die Viehzucht wird stärker betrieben als die des übrigen jähren Viehes. Die Industrie ist sehr thätig. Mineralquellen gibt es mehrere. Eingetheilt ist das Département in fünf Bezirke: Périguenx, Bergerac, Sarlat, Montorn und Ribérac, zu denen 642 Gemeinden gehören. (U.)

**DORDRECHT** (Dortrecht, Dort, Dordrechtum), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Prov. **Südhol**land im Königreiche der Niederlande, mit 3955 Häusern und an 19,000 Einn.; die älteste Stadt in **Holland** und ehemals die Residenz der Grafen von **Holland**. In frühern Zeiten hatte die Stadt ein schönes Gebiet, aber im J. 1421 durchbrach eine furchtbare Fluth die Dämme, wobei 72 Dörfer und über 100,000 Menschen ihren Untergang fanden, und seitdem liegt **Dordrecht** auf einer Insel, an der Meerz und am **Wesdijk**; sehr gelegen für den Handel, dem auch der gute Hafen befördert. Ihr ehemaliges **Bischofthum**, den Rheinwein allein zu führen, und die Stapelgerechtigkeit, daß alle den Rhein und die Maas herankommenden Schiffe ihre Waaren ausladen und verladen mußten, verlor die Stadt in der Zeit, da **Holland** als batarische Republik zu Frankreich gehörte; in dessen ist ihr Handel noch sehr beträchtlich, zumal mit Rheinwein und Baize, welches aus **Leutland** nach **Rotterdam**. Ein lebhafter Handel wird auch mit Garn und Leinwand getrieben. Zum Schiffebau sind einige Docks hier; 12 Buchdruckerien. Von öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken die Hauptkirche, im J. 1363

vom Grafen Albrecht gestiftet, die **Mikolastirche**, das Stadthaus, die Mänge, das Gymnasium. Es ist hier ein Handelsgericht, eine Artillerie- und Ingenieurschule. Die Stadt ist mehr durch ihre Lage als durch Festungswerke geschützt. Historisch merkwürdig ist sie durch die daselbst gehaltene Synode (s. d. folg. Art.) und als Geburtsort der Brüder de Wit, deren Vater hier Bürgermeister war. **Bosius** (Gerardus Johannes) war hier als Lehrer angestellt, des Kosmograph **Paulus Mercator** ist hier gestorben. (H.)

**DORDRECHTER NATIONALSYNODE**, zur Entscheidung über die Prädestinationsfreiheit der niederländisch-reformirten Kirche und allgemeinen Feststellung ihres Glaubensbekenntnisses zu **Dordrecht** vom 13. Novbr. 1618 bis 9. Mai 1619 in 154 Sitzungen gehalten. Schon zu Genf hatte die Frage, in wie weit ein unbedingter Katholik Gottes zur Seligkeit und Verdamnis annehmen sei, Differenzen in der reformirten Gemeinde veranlaßt. Salvo's strenge Fassung dieses Punktes war von Hieron. Vossef, eines Freundes und Nachfolgers Theod. Beza, seltenegeige Entwicklung und Begründung desselben von Eschsch. Gualius angegriffen worden. Jak. Arminius, ein Schüler Beza's (seit 1587 Prediger zu Amsterd., seit 1603 Professor der Theologie zu Leyden, starb 1609) wurde die Veranlassung, daß auch unter den niederländischen Reformirten sich Parteien über diese Streitfrage bildeten. In der strengen Fassung des Lehrpunktes, den er zuerst in Anspruch genommen, als er zu Amsterd. sich mit Widerlegung der Einwürfe beschäftigte, welche Theodor Koornb. dastellte, wider die Calvinische Prädestinationslehre erhoben hatte. In Leyden bildete sich sein Lehrgang unter dem akademischen Streitigkeiten, in welche er mit seinem dortigen Amtsgenossen, Franz Gomarus, einem leidenschaftlichen Prädestinarianer, hineingezogen, vollständig aus. Der Streit zog sich auch auf die damaligen Lehnmormen der niederländischen Reformirten, die helgische Confession (1560) und den heidelberg. Katechismus (1563), indem Arminius mit seinen Freunden auf einer Revision dieser Bekenntnisschriften, welche die Calvinische Prädestinationslehre zu enthalten schienen, wider Gomarus und seinen Anhang, welcher sie unumändert beibehalten wissen wollte, glaubte bestehen zu müssen, ja die gänzliche Abweisung solcher verpflichtenden Bekenntnisse für ratsam erachtete. Die immer bedenklicher werdenden Fäden unter den beiden Parteien (Arminianer und Gomarusen), welche sich über diese Differenzen gebildet hatten, bezogen Arminius im J. 1608 bei den Generalstaaten die Synode zur Entscheidung derselben in Antrag zu bringen. Diese aber, nachdem sie ein Colloquium zwischen Arminius und Gomarus angeordnet hatten, erklärten die Streitpunkte für minder wesentlich und geboten den Parteien ein friedliches Verhalten, bis die Sache vor eine Provinzial- oder Nationalsynode könne gebracht werden. Die Gomarusen aber hielten sich durch diese Verordnungen so wenig für gebunden, da sie darin eine Ausbreitung der weltlichen Macht über die ihr gesetzten Schranken und eine unstatthafte Einmischung

berseiben in die Kirchenangelegenheiten erblickten. Bei einer neuen, durch Krankheit des Arminius unterbrochenen Unterredung der beiden Parteiliche vor den Ständen Hollands (1609) vocirten sie wiederum auf das Urtheil einer Synode, welche auch die Arminianen, jedoch unter der Bedingung, daß sie keinen Glaubenszwang einführe, wünschenswerth fanden. Nach des Arminius Tode übergraben seine Anhänger, an deren Spitze erst Johann Uytenbogaert stand, den Staaten von Holland und Westfriesland im Juni 1610 eine Reklamationsschrift in holländischer Sprache, Remonstrantis genannt, worin sie ihre dogmatischen Differenzen von den Gomartisten, unter fünf Artikel zusammengefaßt, offen darlegten, gestützt auf diese Darlegung eine synodische Unterredung der beiden Bekenntnisschriften in Antrag brachten und sich auf den Grund der fünf Artikel bis zur Entscheidung der Synode Duldung erbaten. Auf diese Eingabe ließen die Stände von sechs Deputirten einer jeden der beiden Parteien eine Unterredung über die fünf Artikel der Remonstranz zu Haag. (11. März bis 11. Mai 1611) in ihrer Gegenwart halten. Die Deputirten der Gomartistenpartei producierten in dieser Zusammenkunft eine Replik auf die Remonstranz (welche sie erst jetzt zu Gesicht bekommen zu haben vorgaben) unter dem Namen „Contraremonstranz“, um bei den Verhandlungen zu Grunde gelegt zu werden. Diese letztern aber führten in keinem Punkte zur Annäherung, geschweige denn zur Vereinfachung und endigten sich remonstrantischer Erit mit der Erklärung: es bleibe kein anderer Weg zum Frieden übrig, als die gegenseitige Duldung der Differenzen und Erhaltung der Lehrs- und Religionsfreiheit für jede der beiden Parteien. Die Contraremonstranten dagegen, welche gleichfalls sich dahin verwarbten, daß durch die Verhandlung nichts festgestellt und bestimmt worden sei, erklärten: der sicherste Weg, den Streit auszugleichen, sei, daß man dieselbe dem Urtheil einer Nationalsynode submitte. Nach einmal versucht es die Stände Hollands, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen durch ein Religionsgespräch zwischen Abgeordneten beider Theile, welches sie zu Delft den 27. Febr. 1611 hatten ließen. Auch diese Verhandlung hatte wieder den Ausgang, daß die eine Partei auf sofortige Toleranz, die andere auf synodische Entscheidung bestand. Da aber auch Jakob I., König von England, durch Hugo Grotius für die erstere Meinung gewonnen, den Generalsstaaten anempfohlen hatte, die Duldung der Verschiedenheiten einem synodischen Endurtheile vorzuziehen<sup>1)</sup>; so erließen dieselben nun wirklich (22. Decbr. 1613) ein Toleranzedict, worin den Lehrern

untersagt wurde, die Streitfragen auf die Kanzeln und vor das Volk zu bringen, akademische Disputationen über dieselben aber, unter der Bedingung, daß sie auf freundschaftliche Weise geführt würden, gestattet blieben. Aber dieser Verordnung wurde von den Contraremonstranten so wenig Folge geleistet, daß sie sich nun erst die heftigsten Angriffe auf die Lehren der Remonstranten von der Kanzel herab erlaubten, und dadurch eine Erbitterung herbeiführten, welche an mehreren Orten bereits kirchliche Trennungen zur Folge hatte. Aber Partei aber wurde dadurch verstärkt, daß der Statthalter Moriz von Oranien (welcher früher die remonstrantischen Prediger am liebsten gehört, sich aber um den Streit eben nicht bekümmert hatte) sie in seinem Schutze nahm, seitdem die Freunde der Toleranz, unter ihnen vornehmlich Hugo Grotius, seinen politischen Vergrößerungsplänen entgegen wirkten. Unter seinem Einflusse erlangte die Partei, welche auf synodische Entscheidung bestand, das Ueberwicht, und auf einer Versammlung der Generalsstaaten im Mai 1617 stimmten die Provinzen Geldern, Seeland, Friesland und Gröningen für die Zusammenberufung einer Nationalsynode zu Dordrecht. Gegen diese Majorität machten die drei Provinzen Holland, Utrecht und Ober- und Nieder- und die Fortbauer der Toleranz entschieden, daß durch die untreue Union (1579) den Provinzen gewährt Majestätsrecht geltend, nach welchem jeder Provinz die Freiheit zustehe, in allen Religions- und Kirchenangelegenheiten ganz nach eigenem Dafürhalten Beschlüsse zu fassen. Am 11. Novbr. 1617 vereinigten sich die Generalsstaaten zu einem Decret, durch welches die Nationalsynode, um über die fünf Streitpunkte und andere allgemeine Angelegenheiten der niederländisch-reformirten Kirche zu erkennen, nach Dordrecht zum 1. Novbr. 1618 aufgeschrieben, zugleich aber bestimmt wurde, daß zu derselben auch die auswärtigen reformirten Gemeinden, um der Entscheidung ein desto größeres Ansehen zu geben, eingeladen werden sollten<sup>2)</sup>. Die dissentirenden Provinzen aber wurden durch eine fernere Erklärung (in der Versammlung der Generalsstaaten am 27. Juni 1618) beruhigt, daß dem Majestätsrechte der Provinzen in Kirchenfachen durch die Entscheidung der Synode nichts entgegen werden solle. Da zu gleicher Zeit der Statthalter die Anstalten zu einem drohenden Widerstande, welche in den dissentirenden Provinzen getroffen waren, zu unterdrücken gewußt hatte, so lagen diese sich zum Nachgeben genöthigt, und es wurde nun in den Classen und Provinzialsynoden zur Wahl der auf die Nationalsynode zu sendenden Deputirten geschritten. Zu gleicher Zeit wurden an Jakob I., König von Großbritannien, an die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, an den Landgrafen von Hessen-Cassel, an die reformirten Landschaften und Städte der Schweiz, die Grafen der Wetterau und die freien Städte Bremen und Embden Schreiben erlassen, in welchen die Generalsstaaten sie er-

1) Von den Acten dieser Collatio Hagensis, zu welchen auch die Remonstranz und Contraremonstranz gehören, sind zwei sehr ergötzliche Sammlungen erschienen, eine: *Pat. Bert. Scripta advaria Collatio Hagensis de praedestinatione divina* (Lugd. Bat. 1615. 4.), von den Remonstranten; die andere: *Mem. Brand. Collatio scripto habita Hagae Comitum a 1611* (Zürich 1615. 4.), von den Contraremonstranten angelegt. Uebrigens vergl. Jo. Wolff. Jaeger, *Hist. eccl. Saec. XVII. T. I. p. 174—185.* 2) Ein Schreiben an die Generalsstaaten in franz. Sprache d. d. 6. März 1613, bei Jaeger a. a. O. S. 218 ff. X. Concil. d. B. u. A. Erste Section. XXVII.

3) Vergl. das in der dritten Section vorgesehene Decret in den Synodalacten, S. 19—22.

suchten, Deputirte zu der Synode zu senden. Brandenburgischer Seits bestimmte zwar der Kurfürst Johann Siegmund zwei Theologen, Christoph Pelargus und Joh. Bergius, zu Deputirten, da aber beide, dem Universitätsmus in der Gnade zugehört, sich dem Auftrage zu entziehen mußten, wurden zuletzt gar keine Deputirten abgeleitet, daher denn auch die Synodalschlüsse selbst späterhin zu keiner Geltung im Kurfürstenthume gelangen konnten<sup>4)</sup>. Die französische Nationalsynode hatte gleichfalls zwei Deputirte (Dumoulin und Rivet) bereits designirt, konnte aber von der Regierung die Erlaubniß zu ihrer Absendung nicht erlangen. Die reformirten Orte der Schweiz stellten sieben Deputirte, obwohl sie erst spät und ungern sich dazu entschlossen<sup>5)</sup>; Großbritannien sandte sechs, darunter Georg Carleton, Bischof von Landaff, und Joh. Davenant, Professor zu Cambridge; die Pfalz drei, Abr. Scultetus, Paulus Lessius und Heint. Alting; Hessen vier; Bremen drei, darunter Ludw. Crocius; Meisen zwei; Nassau und die Wetterau zwei, darunter Heint. Aßfeld, Professor zu Herborn. Dagegen sandten sich 58 Contra-remonstranten ein, darunter 5 Professoren, 33 Prediger und 20 Kirchendiener. Die von dieser Versammlung am 13. Novbr. 1618 eröffnete Synode erwählte am folgenden Tage, in ihrer zweiten Sitzung, Joh. Begermann, Prediger zu Kerwarden, zu ihrem Präses, welchem zwei Assessoren und ebenso viele Schreiber beigegeben wurden. Von Seiten der Gläubigen war Dan. Heinsius, Professor zu Leiden, zum Secretär ernannt worden. In der fünften Sitzung (16. Novbr.) wurden Citations schreiben an die Remonstranten erlassen. In den nächsten Sitzungen (6—13) handelte man über eine Revision der holländischen Bekenntnisschriften, welche einem Aufschuß übergeben wurde. Zunächst bezogen sich die Debatten auf die Form des lateinischen Unterrichtes, und in der 17. Sitzung (30. Nov.) wurde angeordnet, daß ein dreifacher cursus für denselben eingeführt werden solle, und zwar in der Art, daß in den beiden ersten cursus Auszüge aus dem heidelberger Catechismus, in dem dritten für die Confirmanten bestimmten, der vollständige heidelberger Catechismus, dessen symbolische Auctorität somit bestätigt wurde, zur Grundlage dienten. Erst in der 22. Sitzung erschienen die vorgeladenen Remonstranten, welche Simon Episcopus zu ihrem Wortführer erwählt hatten, vor der Synode. Sie bestanden auf freier Unterordnung und Prüfung der streitigen Punkte nach klaren Ansprüchen der heil. Schriften, nicht aber nach der in den beiden niederländischen Bekenntnisschriften enthaltenen Norm, erkannten die Synode nicht für ihren Richter an, räumten ihr kein Recht der Entscheidung ein, sondern nur die Befugniß ein Com-

promiß oder einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, und bezielten sich die Freiheit vor, die Gegenseite aus Gründen zu befreien. Da diese Bedingungen verworfen wurden, folgte endlich (Sess. 57, d. 14. Jan. 1619) die Verweisung der Handpfaß bei ihnen verbliebenen Remonstranten aus der Synode. Genauere Darstellungen der streitigen Punkte wurden seitdem schriftlich von ihnen eingegeben. Aber bei den aus dem Grunde dieser schriftlichen Erklärungen geführten Unterredungen kamen auch unter den Synodalen selbst sehr bedeutende Differenzen zur Sprache. Besonders erklärten sich die französischen und englischen Theologen in einzelnen Bestimmungen ganz für die Lehre der Remonstranten, deren Zurückweisung aus der Synode fast von allen auswärtigen Theologen gemißbilligt wurde. So zogen sich die Verhandlungen bis zur 136. Sitzung (23. April) fort, in welcher endlich fünf Synodalschlüsse (Canones), welche hinsichtlich der streitigen Punkte zuerst die orthodexe Lehre feststellten, dann die ihr widerwärtigen Irrthümer unter der Form von Verwerfungsätzen hinzusetzten, durch Unterschrift der Synodalen bestätigt wurden<sup>6)</sup>. Die in diesen Schlüssen enthaltenen doctrinellen Entscheidungen sind im Wesentlichen folgende: 1) Gott hat nach einem freien, unbefangenen Rathschlusse sich aus der sündigen Masse der Menschen Einige erwählt, um sie unter Christi Vermittelung, durch den Glauben, welchen er ihnen schenkt, zur Seligkeit zu führen; Andere aber hat er, gleichfalls aus freier Willkür, in dieser Wahl übergegangen, so daß sie in der Verdammniß gelassen werden, indem er ihnen den Glauben, durch welchen sie selig werden könnten, nicht schenkt. Diese Ausschließung von der Erwählung ist aber zu fassen als ein Rathschluß der Verwerfung (Decretum reprobationis). Verwerflich ist dagegen die Meinung, daß der göttliche Rathschluß sich bloß auf die Beilegung durch den beherrschten Glauben, nicht aber auf die Ertheilung und Befestigung des Glaubens beziehe; daß die Erwählung durch würdige Vorbereitung und vorausgesetzten Glauben bedingt und nicht unwiderruflich sei; daß die Verwerfung, ob die Ausschließung von der Wahl nicht in dem göttlichen Rathschlusse gegeben liege; daß die Predigt des Evangeliums unter den Völkern nicht nach Willkür, sondern nach Maßgabe der bereits vorhandenen Empfanglichkeit von Gott geordnet werde. 2) Der Lob Christi ist zwar die vollkommenste Gemüthsart für die Sünden aller derjenigen Menschen, welche an Christus glauben. Aber die wirksame Kraft dieses Lobes kann sich nach Gottes Willen nur bei denen äußern, welche es selbst erwählt hat, sie mit dem Glauben zu begaben und durch denselben zum Heile zu führen. Diese nämlich sollte Christus nach Gottes Willen wirksam erlösen (efficaciter redimere). Dagegen ist es verwerflich, die Wirkungen des Lobes Jesu nur auf die Beilegung des Glaubens zu gründen, ohne sie auf eine bestimmte Anzahl von Erwählten zu beschränken, gleich als habe durch Jesu Lob nur ein neuer Weg zum Heil eröffnet, nicht aber ein neues Bündniß mit bestimmten Personen abgeschlossen

4) Bzgl. Dan. Heint. Herting, Historische Nachrichten von dem ersten Anfang der ref. Kirche in Brandenburg (Balle 1778). S. 388—394, und das Encyclopädische Verzeichnis der Kurprinzen Georg Wilhelm in den Synodalen Cass. 119, p. 553 sqq. 5) Den Bericht der beiden Abgeordneten Baisit, Euseb. Beck und Georg. Meyer, über ihr Verhalten bei der Synode s. Mart. Graf. Beitr. zur Kenntniß der Gesch. der Synode von Dordrecht (Bale 1825).

6) Bzgl. die Synodalarren, S. 349—351.

werden sollen. 3) und 4) Über des Menschen Verderbniß und Befreiung zu Gott wurde gelehrt, daß der nach Gottes Ebenbild erschaffene Mensch auf Anstößen des Teufels von Gott abgefallen, und dadurch in ein durch Korrumpation der verderbten Natur auf alle Nachkommen Adams verbreitetes Verderbniß hineingerathen sei, welches es ihm so lange unmöglich mache, wiederum zu Gott zurückzukehren, bis er durch die Kraft des heil. Geistes sei wiedergeboren und zum Glauben an den Erlöser berufen werde. Diese Berufung ergehe zwar an Alle ernstlich (aerio), jedoch Diejenigen, welche ihr nicht Folge leisten, dies ihrer eignen Schuld beizumessen haben. Aber wirksam (efficiens) berufe Gott nur Diejenigen, welche er, als von Ewigkeit in Christo Erwählte, mit dem Glauben und der Liebe begabe. In diesen bewirke Gott die wahrhafteste Befreiung, nicht allein, indem er ihnen äußerlich die Gnadenmittel zukommen lasse, sondern auch indem er ihr Inneres verändere und ihrem Willen neue Beschaffenheiten einlege (voluntati novae qualitates infundat), so daß aus dem widerstehenden ein willfähriger werde. Diese durchaus übernatürliche und unbegreifliche Wirkung Gottes im Menschen sei es, was die Schrift Wiedergeburt nenne. Durch sie werde dem Menschen zwar auch der Glaube eingegeben, doch handle Gott bei ihr mit dem Menschen nicht wie mit einem Stroh und Klebe, sondern er belebe auch geistige Wesen (spiritualiter vivificat). Da aber diese Einwirkung eine innerliche und geistige sei, so könne auch Keiner darüber urtheilen, ob der Andere zu den Wiedergeborenen gehöre. Endlich sei festzuhalten, daß diese innerliche Wirkung Gottes an den eifrigen Gebrauch der von Gott verordneten Gnadenmittel geknüpft sei, daher denn auch dieser nothwendig werde, um die Gewissheit zu bewahren, daß man zu den Wiedergeborenen gehöre. Verweilich seien dagegen nicht allein alle die Bestimmungen, welche dem von Gott abgefallenen Menschen noch irgend eine Kraft des guten Willens und des richtigen Erkennens göttlicher Dinge beilegen, sondern insbesondere auch die Lehre, nach welcher Gott bei der Befreiung dem Willen keine neue Beschaffenheiten einlege und ihn nicht allmächtig umbege, sondern nur nach dem schon in ihm liegenden Beschaffenheiten auf ihn einwirke und ihn zum Bessern lenke. 5) Dieß Wort der Befreiung und Wiedergeburt sei Gott in den Erwählten bis ans Lebensende beharrlich fort, so daß sie, auch wenn sie in große Sünden verfallen, doch den lebendigmachenden Glauben niemals verlieren können, durch welchen sie sicher gemacht werden, daß Gott sie unter seiner Obhut zum ewigen Leben führen wolle. Verworfen wurden dagegen die Behauptungen, daß Gott nur die Mittel zur Beharrlichkeit, nicht die Beharrlichkeit selbst gewähre; daß auch die Wiedergeborenen des Heiles verlustig gehen und Keiner von seiner Beharrlichkeit im Glauben volle Gewissheit erlangen, daß die Wiedergeburt wiederholt werden könne; endlich die „verwurmerische“ Behauptung, daß die Lehre von der Beharrlichkeit der Ausgewählten ein bequemes Ruhepolster für Sündensklaven und der Trägheit für den guten Eifer gleich schädlich sei. In der 138.

Sitzung (24. April Nachmittags) wurde sodann das Urtheil über die Prediger der Remonstranten dahin ausgesprochen, daß die vor der Synode erschienenen sofort ihres Amtes entsezt, die Urtheile über die übrigen aber den Presbiterien, Classen und Provinzialsynoden anheimgegeben, keinem jedoch geistliche Functionen fortan in den Gemeinden gestattet werden sollten, welcher nicht zuvor seinen Beitritt zu den synodischen Lebensscheidungen ausdrücklich erklärt habe. Auch sollten keine kirchlichen Separaterversammlungen solcher Dissidenten geduldet werden. Diese Beschlüsse wurden dann sofort auch von den Generalsynoden genehmigt und in solcher Strenge vollzogen, daß die Remonstranten, um Religionsfreiheit zu gewinnen, sich zur Auswanderung genöthigt sahen. Die nächsten Sitzungen wurden zu einer Prüfung der alten niederländischen Confession (Confessio Belgica) vom J. 1560 verwandt, welche, nachdem sich auch die auswärtigen Reformirten für sie erklärt hatten, in der 146. Session (30. April Nachmittags) von Arum als Lehrnorm bestätigt und als solche in die Acten<sup>7)</sup> aufgenommen wurde. Die Synodalschlüsse wurden endlich in der 153. Session (6. Mai, Montage, am Vermittage) in der Hauptkirche der Stadt, wohin sich die Synode in Procession begeben hatte, von der Kanzel herab der Gemeinde bekannt gemacht, und darauf in der 154. Sess. (9. Mai 1619, Vermittags) die auswärtigen Theologen von den Generalsynoden unter Danfagung für ihre verdienstlichen Bemühungen entlassen. Einige fernere Sitzungen der Inländer, welche man bis zur 180. fortzählen kann, betrafen locale Angelegenheiten und wurden in das Actenprotokoll der Nationalsynode nicht aufgenommen. Die Acten der Synode erschienen im folgenden Jahr im Druck, mit einer Vorrede von Dan. Heinsius versehen, welche über die Veranlassungen der Zusammenberufung eint einseitig, parteiischen Bericht erstattet; diese Sammlung wurde dann mit einigen Vermehrungen zu Hanou nachgedruckt<sup>8)</sup>. In demselben Jahre wurden die Actenstücke, welche die Remonstranten über ihren Antheil an der Synode gesammelt hatten, von ihnen vollständig aus Licht gestellt<sup>9)</sup>. Außerdem sind die Berichte des als Zuhörer den Sitzungen beizuhörenden, englischen Gesandtschaftspredigers im Haag, Joh. Paley, an den Gesandten<sup>10)</sup> für die Geschichte der Synode zu benutzen. Die Vergleichung dieser Acten und Berichte möchte aber zu dem Urtheile berechtigen, daß die Synodalschlüsse zwar die Remonstranten verdammt, diese aber durch ihre Schwärzen den Sieg über sie davon getragen haben. (v. Coella.)

7) Bergl. die Synodalacten, S. 332—334. 8) S. 414—439. 9) Acta Synodi Nationalis in nomine D. N. I. C. auctoritate — Ordinum Generalium foederati Belgii Provinciarum Dordrecht habitae. (Augsb. Joh. 1620. f. Haanvise 1620. 4.)

10) Acta et scripta synodalia Dordracena ministrorum Remonstrantium in foederato Belgio. Harderwilae ex officina typographi synodali (Antwerpiae?) 1620. 4. 11) Ans Estreniell übersezt unter dem Titel: *Joannis Halesii Hist. Concilii Dordraceni. Jo. Laur. Moschemius Latina vertit, varis obs. et vita Halesii auxit. Accedit eiusd. de auctoritate concilii Dordraceni, pacti sacrae noxii, Consultatio* (Hamb. 1724).

**DOREMA.** Eine von D. Don (Philosoph. magaz., New series. Jan. 1831. p. 46) geprüfte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der süßen Pinnlichen Classe und aus der Gruppe der Peuceanen der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Der Kelchsaum undeutlich; aus dem Fruchtknoten eine becherförmige Druze; die Doppelfrucht hochgedrückt, gerändert mit drei sadenförmigen Rippen; in jedem Zweikammer ein Sackgang, auf der Nabelfläche vier Sackgänge. Von Peucedanum unterscheidet sich die Gattung nur durch die becherförmige Druze unter den Griffeln (Griffelpolster). Die einzige Art, D. armeniacum Don (l. c., Peucedanum Ammoniacum, Rees und Ebermaier, Handb. der pharm. Bot. III. S. 42) hat Don nach trocknen Exemplaren aus Persien untersucht, welche ihm der britische Oberstlieutenant Wright geschenkt hatte (daher wol der Gattungsname: *diapneus*, Geschenk). Es ist ein starkes Kraut mit großen, meist doppelseitigen Blättern. Die Hauptstiele trägt mehrere kleine Dolben und ist fast traubenförmig. Die kleinen Dolben sind kugelig, kurz gestielt; die Blüten sind unspekt und in Wölle eingehüllt. Don glaubt, daß von dieser Pflanze, welche auch der Franzose Bellanger und der Russe Spornitz neuerdings im nordwestlichen Persien bei Raskitschman (im alten Armenien) gefunden haben, und nicht von einer nordafrikanischen Ferula, wie man bisher annahm, das Ammoniak-Gummi (Gummi ammoniacum, f. Ammonium und Agayallia) herflamme. Der Name Ammoniacum soll aus der Bezeichnung des Vaterlandes, Gummi armeniacum (armenisches Gummi), entstanden sein.

(A. Sprengel.)

**DÖREN (Reinbot von),** Hofpoet des Herzogs Otto von Bolen, vermutlich Ottonis illustris, lebte in der Mitte des 13. Jahrh. Er ist Verfasser eines geistlichen Ritterromans von dem Heiligen Georg, den Justus Moser im J. 1749 herausgegeben wollte. S. die Ankündigung in Gottsch's Buchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste 8. B. S. 365—376. Derselbe hat auch Auszüge mit Anmerkungen von Moser. Die Moser'sche Handschrift vom J. 1446, 104 Bl. Fol., ward vollständig abgedruckt in v. d. Hagen's und Böhling's Sammlung für altteutsche Literatur und Kunst, 1. Bd. (6099 Verse). Ein Bruchstück von dem Ende des Gedichts, handschriftlich auf sechs Pergamentblättern, fl. 8., in der Bibliothek zu Württemberg, den Verfasser, die Quellen und sonstigen Bearbeitungen der Legende vom heiligen Georg, f. v. d. Hagen's Einleitung dazu. Eine Romanze vom heiligen Georg, aus einer handschriftlichen Niederfassung vom J. 1601, steht im Wunderhorn. 1. Bd. S. 151 fg.; eine andere in J. M. Schamell's Geschichte des Georgenklösters von Raumburg. (Raumburg 1728.) S. 26 fg.; ein profaischer Roman, zum Theil nach englischen Quellen in den neuen Volksmärchen der Teutchen (von Benedikt Raubert). 2. Bd. S. 353 fg.). (Heinrich Döring.)

\*) Bergl. Museum für altteutsche Literatur von v. d. H.

**DÖRENBACH, DÖRRENBACH,** Pfarrdorf im Canton und protestantischen Dekanat Bergabern des bairischen Rheintales, mit 158 Haupt- und 183 Nebengebäuden, 1192 Einwohner, dem Sitz eines Bürgermeisters, einer Di- und einer Pöhmühle, eine Stunde von Bergabern. (Liesmann.)

**DÖRENTHAL, DÖRNTAL, DORNTAL, DÜRRENTAL** (Dorotheenthal), ein Dorf mit etwa 900 Einwohnern, liegt fünf Stunden südlich von Freyberg im sächsischen Erzgebirge, in einer Meereshöhe von 2350 pariser Fuß. Es hat seinen Namen von der ehemals hier im Thale gestandenen und zum Kloster Dösetz in Böhmen gehörigen St. Dorotheenkloster. Zum Rittersgute gehören Heibigsdorf (Heidsdorf), Klein-Ruschberg, Gutha und Zeiba, zusammen mit 2535 Einwohnern. Dörenthal ist merkwürdig wegen des dort des sächsischen großen Bergfels, des dörenthaler Kunstgrabens und des damit in Verbindung stehenden Friedrich-Brennstollens. — Der dörenthaler Bergreich ist eine von dem verstorbenen Seb. Kmanzsch Joh. Freyberg projectirte, in den Jahren 1787 bis 1789 aufgeführte Anlage, welche zum Zweck hat, die Wasser bei Dörenthal zu sammeln, und so die Gegend bei Freyberg im Umtriebe zu erhalten. Man hat deshalb einen Damm von 20½ sächs. Ellen (37' Rhein.) Höhe, unten 64 Ellen (103'), und oben 24 Ellen (38½') stark von Keimen und Fellen aufgerammelt. Hiermit ist der neue dörenthaler Kunstgraben in unmittelbarer Verbindung. Er führt die Wasser aus dem oben beschriebenen Teich in den Bergwerfsteich bei Dersaiba. Seine Länge betragt (incl. der Seitengräben) 5363½ freiberger Lachter (2515½ Rhein.), wobei er 280½ freib. Lachter (131') weit durch fünf verschiedene Klöfchen unter der Erde wegst. Hierbei hat der Hauptgraben zwei Ellen (34½) Tiefe, während er im Westen oben 3½ Elle (34½) und unten zwei Ellen (34½) weit ist. Remerkenswerth hierbei ist vornehmlich das Nivellement, indem der Graben auf 100 freib. Lachtern (562½') nur 3' sächs. (27' Rhein.) fällt hat. — Der Friedrich-Brennstollen ist noch nicht vollendet. Sein Zweck ist, das Wasser des Fließendes Fließes für die freiberger Werke durch eine Verbindung der Flöße mit den übrigen freiberger Bergwerfsteichen zu gewinnen. In Großartigkeit feil der Anlage darf diese Klöße mit allen dazugehörigen europäischen Unternehmungen weitem; allein die Flöße, welche vier sächs. Ellen (6½') betragt, dürfte hierzu den Beweis liefern. (v. Egidy.)

**DORF,** wird von Einigen diejenige Gemeinheit genannt, welche mit seinem Stadtrecht versehen ist, und deren Mitglieder sich zunächst vom Ackerbau und der Viehzucht ernähren. Da die Städte, welche den Gengen der Dörfer bilden, ehedem durchweg befestigt

gen, Doern und Böhling. 1. Bd. 1. St. S. 195. Literatur. Bruchst. zur Geschichte der teutischen Poesie von v. d. Hagen und Böhling. S. 331 fg. Böhling's Geschichte der Poesie und Poesiefamilie. 9. Bd. S. 115, 153.

1) Dams, Handbuch des heutigen teutischen Privatrechts. 5. Bd. S. 159.

waren, und noch heutiges Tages, wenigstens ordentlicher Weise, mit Mauern umgeben sind, so nimmt man öfters auch in diesen Begriff mit auf, daß das Dorf unbefestigt, und bloß von einem Saum eingeschlossen sei<sup>2)</sup>. Andere stellen den Begriff so auf, daß sie von dem Gegensatze der Städte abstrahiren; und vielmehr von dem Begriffe des Bauerngutes ausgehen; sie versetzen dann unter Dorf eine Gemeinheit, welche aus den Besitzern solcher, neben einander liegender, Bauergrüter gebildet wird<sup>3)</sup>. Schließt man sich dieser letztern Definition zunächst an, und denkt man sich also unter einem Dorf eine offene Niederlassung; nebst dazu gehöriger, geschlossener Gebäude<sup>4)</sup>, so darf man annehmen, daß die Germanen schon zur Zeit des Tacitus in Dörfern gewohnt haben. Zwar sagt Tacitus: „Nullas Germanorum populus urbes habitari, satis notum est; ne pati quidem inter se iunctas aedes. Coloni discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit“<sup>5)</sup>; die Wohnungen grenzten also nicht aneinander, sondern die Höfe lagen, nach niedersteuflcher Art; zerstreut umher. Allein Dörfer gab es bei unsern Altvordern dennoch, wie auch Tacitus zugibt, wenn er unmittelbar nach seinen Bemerkungen also fortfährt: „Vicos locant, non in nostrum morem, connexi et cohaerentibus aedificia: nam quisque domum spatulo circumdat, sive aduersus casus ignis remedium, sive inscitia aedificandi.“<sup>6)</sup> Daß diese zerstreut liegenden Höfe in einer Gemeinverbindung stehen mußten, leuchtet auch schon daraus ein; daß die Germanen die beiden ersten Stufen, welche man in der Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes annehmen pflegt, damals bereits überschritten hatten, also nicht mehr ein Jäger- und Hirtenleben führten, sondern schon Ackerbau trieben. Dies geht deutlich genug aus Tacitus hervor, welcher durch die Bemerkung: „Arva per annos mutant, et superius ager“<sup>7)</sup>, auf die von den Germanen beobachtete Dreifelderwirtschaft zurückweist, indem er unter den Arvis die Saatkfelder, unter den Agreis die Brachfelder versteht. Caesar berichtet freilich: „Agricolurae non student.“ — neque quisquam agri modum certum, aut fines proprios habet; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus, — quantum eis et quo loco visum est, attribuant agri, acque anno post alio transire cogunt. Eius rei nullas afferunt causas; ne — studium belligenandi agricolura committunt etc.“<sup>8)</sup> Allein eines Theiles ergibt sich doch auch hieraus, daß die Germanen zu seiner Zeit bereits Ackerbau trieben, und dann ist seine Mittheilung aus einer falsch verstandenen Auffassung des durch die Dreifelderwirtschaft bedingten jährlichen Wechsel der Gebäu-

stöße in der Verarbeitung und der Trache entstanden, welcher mit dieser Wirtschaft verbunden ist. Auch haben ja unsere Vorfahren seit sehr ihr Hauptaugenmerk auf Ackerbau betrieben. Darnach streben sie gleich das erste Mal, wo sie in der Geschichte auftreten; denn die Cimbrer, Teutonen und Luguriner, welche in dem Anfange des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung mit den Römern in Berührung kamen, forberten von diesen: „ut Martius populus aliquid sibi terrae daret“<sup>9)</sup>. Nur unter Voraussetzung eines allgemeinen Ackerbaues war auch die altgermanische Verfassung möglich, wornach nicht nur die werthvollen Familienglieder unter sich Verbrüderungen zum Schutz und Arug bildeten, sondern ebenso auch die einzelnen durch mehr Familien gebildeten Markgenossenschaften, und zuletzt selbst die aus mehreren Stammesverwandten Markgenossenschaften bestehenden Gauen<sup>10)</sup>. — Standen hiernach die Mitglieder der einzelnen Markgenossenschaften unter einander in engerer Vereinigung, so mußten sie auch, ungeachtet ihrer zerstreut liegenden Höfe, ein in sich abgeschlossenes Ganges bilden, und ebenies mußte von der Gesamtheit ihrer Höfe, sowie derjenigen Ländereien gelten, welche theils zu den einzelnen Höfen gehörten, theils zur gemeinschaftlichen Benutzung der Commardonen, vornehmlich als Weide und Holzung dienen. Die einzelnen Marken bildeten daher ein geschlossenes Territorium<sup>11)</sup>, und die darin befindliche Ritterlaffung kann mithin sehr gut ein Dorf, oder Vicus, wie Tacitus sagt, genannt werden. Im Allgemeinen sind die Bezeichnungen locus, villa, mit Mark gleichbedeutend; weniglich sie zunächst für die spätern Dörfer mit aneinander grenzenden Gehöften passen, welche in den fränkischen Zeiten bereits längst bestanden<sup>12)</sup>.

Da die Leibeigenschaft und Hörigkeit den alten Germanen erst durch Eroberung bekannt geworden ist<sup>13)</sup>, so wurden die Dörfer, so lange noch keine Eroberungen gemacht waren, von lauter freien Männern bewohnt; sie waren daher ursprünglich durchaus unabhängig von dritten Personen, die etwa gutherrliche, oder ähnliche Rechte darüber ausgeübt hätten. Die Höfe (manni) waren mithin auch sämtlich Manai ingenuales, denn diesen Namen führten die Höfe der freien Leute, wenigstens in den fränkischen Zeiten, im Gegensatze der Manai serviles, welche ausgethan waren an unfreie Leute<sup>14)</sup>. Erst nachdem die Hörigkeit aufgeskommen war, entstanden auch herrschaftliche Dörfer, oder Villae iudomianciae s. domoicuales<sup>15)</sup>, deren Veranlassung hauptsächlich darin zu suchen ist, daß dem König und Adel, bei den gemachten Eroberungen zu bedeutende Landstücke zugefallen waren, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, die darin liegenden Höfe, sämtlich auf eigene Rechnung bewirth-

2) Gadow, Grundzüge des Dorf- und Bauerntums. §. 4. Dörfer auch des Rechtsprüdners: „Wäner und Bauer schneidet nicht, denn die Wauer.“ Eisenbach, Teutisches Recht in Sprachwörtern. S. 49 fg. (3. Ausg.) 3) Ranke, Grundzüge des gemeinen teutischen Privatrechts. §. 482. 4) Eichhorn in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 1. Bd. S. 149 — 150. 5) Tacitus, Germania. Cap. 16. 6) Germania. Cap. 26. 7) Eichhorn's Zeitschrift. §. 13. 8) De bello Gallico. Lib. VI. Cap. 28.

9) Florus, Lib. III. Cap. 3. 10) Tacitus, Germania. Cap. 12, 21. Bergl. Leg. Edwardi. Cap. 20 (bei Schmid, Die Gesetze der Angelsachsen. S. 287). 11) Habonus Maurus nimmt in seinen Glossen Rodmarcha oder Territorium als gleichbedeutend. Eichhorn in der Zeitschrift. S. 150. Not. 6. 12) Eichhorn a. D. S. 150. Not. 6. 13) Eichhorn a. D. S. 157 fg. 14) Capitular. Caroli Calvi. Tit. 42. 15) Edictum Platonae. Cap. 5, 8.

schaften zu lassen. Sie investirten daher ihre Höfen, oder auch andere Leute mit Höfen (mansa investiti), oder überließen ihnen dieselben in anderer Art (mansa papi), entweder pachtweise, oder auf Widerruf<sup>16)</sup>. Ein Inbegriff solcher Höfe machte dann ein herrschaftliches Dorf aus. — Anfangs bildeten die herrschaftlichen Dörfer die Ausnahme; dagegen bildeten sie schon seit den letzten Carolingischen Zeiten die Regel. Es hängt dies mit den großen Veränderungen, und der rücksichtslosen Behandlung zusammen, welche der freie Mann von Seiten der königlichen Beamten auszuweisen hatte<sup>17)</sup>. Um diesen Willkürlichkeiten zu entgehen, opferte man lieber seine Freiheit und begab sich unter den Schutz eines Dritten, mit welchem man Verträge abschloß, in denen die Bedingungen der Ergebung enthalten waren. Es erlangte man wenigstens der Regel nach einen bessern Zustand, wiewol es nicht an Beispielen fehlt, daß dergleichen Verträge von manchen Gutsherrn wenig geachtet wurden. Folgende Urkunde, welche dem 10. Jahrh. angehört, liefert dazu einen sehr unferntlichen Beleg: „In Wola habitavit quondam secularis ac praepositus vir, nomine Guntramnus, habens multas possessiones et ibi, et alibi, vicinorumque suorum rebus inhians. Aestimantes autem quidam liberi homines, qui (in) ipso vico erant, benignum et elementem illum fore, praedia sua sub censu legitimo illi contraxerunt, ea conditione, ut sub mundiburdio ac defensione illius semper tuti valeret esse. Ille gavisus et suspiciens statim ad oppressionem eorum incubuit, corripitque eos primum petitionibus aggredi, deinde libera utens potestate, pene quasi mansuorum sui essent, jussit sibi servire, scilicet in agricultura sua, et secundo foenum et metendo, et in omnibus rebus, quibus voluit, oppressit eos“<sup>18)</sup>. — Achete man hiernach nicht einmal die förmlich abgeschlossenen Verträge, so läßt sich erwarten, daß derjenige, welcher die Macht in Händen hatte, andere Personen, denen er durch Vertrag gar nicht verpflichtet war, noch viel willkürlicher behandelt haben werde; besonders in den nachcarolingischen Zeiten, weil die Reformen, welche dieser Periode angehören, sowohl in öffentlicher als privatrechtlicher Hinsicht gar zu groß waren, und die beste Gelegenheit zur Unterdrückung des gemeinen freien Mannes darboten, dessen durch die altteutsche Verfassung gestützte Freiheitsrecht, seit der Sprengung der Bauverfassung, ohnehin um so mehr geschwächt wurden, als die kriegerische Ehre, welche als das Merkmal der bürgerlichen allein übrig geblieben war, ein ausschließliches Vorrecht des unmittelbaren Ritterstandes ward. So wird es hinreichend erklärlich, wie es möglich war, daß von den Dörfern, welche ursprünglich eine Herrschaft befaßen hatten, während der immer verwirrten Zeiten des spätern Mittelalters, sich nur wenige in ihrer Freiheit von gutsherrlicher Abhängigkeit erhielten. — Hiergegen scheinen zwar

folgende Stellen des Kaiserrechts zu sprechen; in der einen heißt es: „Wo — jwa siete oder jway dorff sich machin ainmüchtig, ir sache und ir not mit ainander zu fragnen, und tonß daz mit des Kayfers warhait, das ist also vil gesprochen, als ain glübe mit ganzer trewe“<sup>19)</sup>; in der andern Stelle: „Der keyser hat erloubet, — daz — alle siete, unn alle dorff mögen machin fredeberre ding; aber also, daz der keyser wissende werde von den bract“<sup>20)</sup>. Wenn jedoch die Dörfer in diesen beiden Zeiten mit den Städten ohne Weiteres gleichgestellt werden; so darf solches durchaus nur aus diejenigen bezogen werden, welche von besondern Gutsherrschaften befreit geblieben waren, oder mindestens aus lauter freien Einsassen bestanden; daß aber unter diese Zahl die wenigsten Dörfer gehörten, bezeugt uns die Geschichte zu deutlich<sup>21)</sup>. — Ubrigens haben viele Dörfer im Laufe der Zeit ihre Gutsherrn wieder verloren, theils durch das Aussterben vieler gutsherrlichen Familien, theils durch Unterdrückung derselben, theils auch dadurch, daß manche Gutsherrn sich zu Landesherren erhoben. Außerdem ist die Gutsherrschaft derjenigen Familien, welche fortbauerten, und sich bei ihren Kräften zu behaupten wußten, während der neuern Zeiten immer mehr beschränkt worden<sup>22)</sup>; nicht selten ist sie zu einem bloßen Zins- oder Dienstrechte herabgesunken. In vielen Territorien, oder wenigstens Provinzen, befinden sich daher die meisten Dörfer zu ihrem Landesherren in einem unmittelbaren Subjectionverhältnisse. Diejenigen, von denen dies gilt, heißen Zins- oder Kammerdörfer; die andern hingegen adlige, Junker- oder Patrimonialdörfer. — Zur Zeit des teutschen Reichs gab es außer den Kammer- und Patrimonialdörfern noch Reichsdörfer, welche reichsunmittelbar waren. Sie hörten jedoch schon im J. 1803 auf, indem sie in dem Reichsdeputationshauptschlusse dieses Jahres, nebst den meisten Reichsstädten und geistlichen Territorien, mediatisirt, und denjenigen Landesherren, für ihre auf den Grund des säcularisirten Friedens erlittenen Verluste, zur Entschädigung überwiesen wurden, in oder an deren Gebieten sie belegen waren. Ihre Zahl war übrigens, im Vergleich zu der frühern Zeit, einerseits durch Erhebung solcher Dörfer zu Städten<sup>23)</sup>, andererseits aber auch durch Mediatisirung, damals schon sehr zusammengeschmolzen. In Franken gab es deren nur noch drei: Gochsheim, Sennfeld und Althausen, die ersten beiden umweit Schweinfurt, das dritte umweit Weimarsheim belegen; am Rhein ebenfalls drei: Freyense im Solms-Laubachischen, und Eichenbach und Ecken, diese beiden in der Nähe von Frankfurt; in Schwaben endlich: Althausen, Alttorf, Egloff, Röhman und die freien Leute der leutlicher Haide, deren Bezirk 39 Dörfer, Höfe und Weiler ausmachte<sup>24)</sup>. Wie die Reichsfreiheit dieser Dör-

19) Kaiserrecht. 4. Buch. Cap. 2. 20) Kaiserrecht. 4. Buch. Cap. 11. 21) Dies ist j. B. der kürzeste Artikel des brandenburgischen Landrechts vom J. 1375 (Berlin u. Leipzig 1731). 22) So z. B. ist die Patrimonialgerichtsbarkeit in Württemberg 1809, in Klett 1816, in Württemberg 1819 aufgehoben worden. 23) Dann a. a. O. I. 2. 24) So ist dies entnommen aus Rörers's Werk von den Reichsfreien. S. 1510. Brühl und Dacheröden in der folgenden Anmerkung.

16) Capitular. I. a. 812. Cap. 1. 17) Capitular. III. a. 811. Cap. 3. 18) Eichhorn a. a. O. S. 214. Not. 95.



ter sich historisch gebildet habe, ist zweifelhaft. Man streit darüber die Hypothese auf, daß bei einigen die gutherrlichen Familien aufgefordert und so die Bauerschaften dem Reich unmittelbar unterworfen worden seien; bei andern, besonders denen in Schwaben, soll sich die Reichsfreiheit davon herleiten, daß ihre Bewohner früher kaiserliche Leibeigene gewesen, deren Hörigkeit sich aber verloren habe. Diefenigen, deren Reichsfreiheit sich bis in die neuen Zeiten erhalten hatte, besaßen sich in denselben, ihrer Unmittelbarkeit ungeachtet, in einer sehr verschiedenen Lage, und hatten zum Theil viel von ihren alten Freiheiten verloren<sup>25)</sup>; so z. B. Freyensee, dessen noch übrig gebliebene Rechte ohnehin in den neuesten Zeiten bestritten wurden in einem heftigen, vor den Reichsgerichten geführten Proceß zwischen Dessen Darmstadt, als Schutzherrn, Solms-Laubach und dem Dorfe selbst. Ebenso suchte der trautsche Orden, welcher die Schutz- und Genggerichtsbarkeit über das Reichsdorf Althausen hatte, seine Rechte darüber immer weiter auszuweihen. Doch wurden die Althäuser gegen diese Anmaßungen von Brandenburg-Dönhof, welchem die Rechte in Kirchensachen darüber zustanden, gestöhrt. Ähnlich wurden Gochsheim und Sempsteden von ihrem eignen Schutzherrn, dem Bischofe zu Würzburg, viel bedrängt, und durch Kaiser Ferdinand III., im J. 1637, dem Bischofe sogar als landfässige Dörfer zugesprochen; wogegen sie aber durch den wesslischen Frieden in den vorigen Stand wieder eingesetzt wurden<sup>26)</sup>.

Da gegenwärtig alle Dörfer einer Landesherrschaft, wo nicht gerade unmittelbar, doch wenigstens mittelbar unterworfen sind; so führt der Landesherr die Deraufsicht über die Administration der öffentlichen Angelegenheiten der Dorfschaft. Zunächst werden aber diese Angelegenheiten freilich von den Bauerschaften selbst beraten und verwaltet; nur in ungleich größerer Abhängigkeit von den Staatsbehörden, als die städtischen. An der Spitze der Dorfschöpfung steht zu dem Ende der Bauernmeister, Schultheiß, Dorfstar oder Dorfgemeindevorsteher<sup>27)</sup>. Dieser kommt schon in den frühesten Zeiten vor; es war der Decanus, der den alten Decanen, in welche die verschiedenen Gentenen, aus denen der Bau bestand, zerfiel<sup>28)</sup>, amtlich vorstand<sup>29)</sup>. Dieser Vorsteher hat sich demnach das ganze Mittelalter hindurch erhalten<sup>30)</sup>, bis auf unsere Zeiten<sup>31)</sup>. Er beruft die Gemeinde zu Versammlungen, und unter seiner Auctorität werden die Beschlüsse von der Bauerschaft ebenso vollzogen, als er es ist, welcher dieselben in Vollzug setzt. Bei den Beschlüssen selbst entscheidet, mit Ausnahme der Sachen, welche Jura singulorum betreffen, die Stimmenvorheit. Schon die Rechtbücher des Mittelalters enthalten diesen Satz, und der Sachsenspiegel lehrt: „Ewal so die buernmeister

scherp des dorpes vromen mit wilkore der merren menie der bure, dat ne mach die mynre deel nicht wederreden“<sup>32)</sup>; die aruesten Particularrechte verordnen das Nämliche<sup>33)</sup>. Doch richtet sich die Stimmenvorheit nicht lediglich nach den Köpfen, sondern zugleich mit nach der Art und Weise, wie die verschiedenen Dorfbewohner Mitglieder der Gemeinde sind. Es ist daher zwischen den vollbärtigen Gemeindegliedern (Vollbauern, Halbbauern) und den übrigen (Koschassen, Gärtner, Einlieger) zu unterscheiden. Der Regal hat den Bauern kein Recht der Theilnahme an der Gemeindeversammlung; das Stimmrecht der Erstern aber pflegt sich so zu regeln, daß die Vollbauern mehr Stimmen als die Halbbauern haben. Dasselbe Verhältniß pflegt auch dann statzufinden, wenn Dreiviertel- und Viertelbauern daneben noch besonders unterschieden werden<sup>34)</sup>. Durch einen Beschluß der Voll- und Halbbauern können indeffen die wohlverordneten Rechte der von der Gemeindeversammlung ausgeschlossenen Dorfbewohnereinfelnig wieder geschmälert, noch aufgehoben werden<sup>35)</sup>. — Außer den schon angegebenen Rechten steht dem Bauernmeister die laufende Verwaltung der Gemeindegüter zu; auch hat er die Gerechtsame des Dorfes in Acht zu nehmen und überhaupt für das Beste des Ganzen zu sorgen. Ebenso reparirt er die Käsen und vertheilt die Abgaben. Die letztern werden zugleich unter seiner Auctorität eingesammelt, und entweder ihm, oder, was der regelmäßige Fall ist, einem besondern Einnehmer abgeliefert. Der Bauernmeister ist ausserdem das Organ für den amtlichen Verkehr des Dorfes mit den landesherrlichen Behörden. Einerseits macht er daher über Alles, was die Dorfgemeinde angeht, die erforderlichen Berichte oder Vorstellungen, oder, erfolgt ihre Conception durch den Gemeindevorsteher, welches Amt der Schultheiß zu führen pflegt, so werden sie doch unter seinem Namen und unter seiner Unterschrift abgesendet. Andersseits ergeben die obrigkeitlichen Verfügungen und Rescripte an ihn, und er hat sie hiernächst bekannt zu machen, sowie erforderlichen Falls für ihre Ausführung Sorge zu tragen<sup>36)</sup>. — Der Bauernmeister wird entweder von der Gutsherrschaft, oder der Gemeinde gewählt, und zwar aus den Dorfsingelassenen, vorausgesetzt, daß sein Amt nicht mit dem Besitze eines bestimmten Gutes (Bauernmeisterlehen) verbunden ist<sup>37)</sup>. Immer aber bedarf er erst noch einer Bestätigung von Staats wegen, ehe und bevor er zu fungiren befugt ist.

Neben dem Bauernmeister kommt noch der Dorfrichter, Schulze oder Schultheiß vor, dessen Amt jedoch mit dem des Bauernmeisters oft in einer und derselben Person vereinigt ist<sup>38)</sup>. Besonders war dies früher der Fall, weshalb die Ausdrücke Richter und Bauernmeister in den Rechtbüchern auch gegen einander verwechselt

25) Da herab den Versuch eines Staatsrechts. Geschichte und Statistik des freien Reichsdeutsches in Deutschland (Leipzig 1785).

26) Instrument. pacis Osnabrug. Art. V. §. 2. 27) Wabbe a. a. D. §. 21 ff. 28) Fried Wisigothor. Lib. IX. Tit. 2. Cap. 4. 29) Walafrid Strabo. De exordiis rerum ecclesiasticarum. Cap. 51. 30) Sachsenspiegel. 2. Buch. Art. 18. 55.

31) Preuss. Landrecht. 2. Abt. Tit. 7. §. 46 ff.

32) Sachsensp. II. Art. 55. Vergl. auch Schwabensp. Art. 403. §. 1. (Krieg. Grundbegriff.) 33) Preuss. Landrecht. 2. Abt. Tit. 7. §. 52.

34) Hegemann's Landwirthschaftsrecht. §. 55. §. 95. Ret. 2. 35) Preuss. Landrecht a. a. D. §. 20, 21. 36) Preuss. Landrecht a. a. D. §. 52 ff. 37) Preuss. Landrecht a. a. D. §. 46 ff. 38) Wabbe a. a. D. §. 9 ff.

werden<sup>39)</sup>. Wie schon in dem Worte selbst liegt, hat der Schuldheiß es zunächst mit Zuerkennung von Strafen zu thun. Über seine Competenz drückt sich unter andern der Sachsenspiegel so aus: „Beshiet in me dorpe des dages en dave, die man den dries schillinge wert is, dat mit die Burmeister wol richten des selven dages to hut unde to hare, oder mit dren schillingen to losene. So bist iene erenlos und rechtlos. Dit is dat hogeste gerichte, dat die burmeister hevet; des selven ne mut he nicht richten, of it oernachtig wirt na der klage. Ummen ne penninge unde um andere vorende have mut he wol richten vorbat. Dit selve gerichte gal over unrechte mate unde unrechte wage, over valschen lop, of mans overwundig wirt“<sup>40)</sup>. Aus dieser Stelle läßt sich zugleich abnehmen, was nach Walosfried Strabo darunter zu verstehen sei, wenn derselbe bemerkt: „Deamini — quodam minoris exerceo“<sup>41)</sup>; eine Noth, welche dem Rechte des 9. Jahrh. angehört. Als Beispiel der Competenz des Dorfgerichts für die neuesten Zeiten mögen folgende Bestimmungen des preussischen Landrechts dienen: „Dorfgerichte sollen sich in Einsetzung streitiger Rechtsbündel nicht mischen. Doch sind Übertritten der innern Dorfpolizeiordnung, auf welche nur kleine zur Gemeindefolge stehende, einen Thaler nicht erreichende, Strafen gesetzt worden, ihrer Untersuchung und Entscheidung, mit Vorbehalt der Berufung auf die Gerichtsberechtigt, unterworfen. Dorfgerichte können, mit Zuziehung eines vereideten Gerichtsschreibers, gerichtliche Handlungen, bei welchen es auf keine Rechtskenntnisse, sondern auf bloße Beglaubigung ankommt, gültig vornehmen. Doch müssen sie auch solche Verhandlungen, zur Beurtheilung der Gesetzmäßigkeit, dem ordentlichen Gerichtshalter ohne Zeitverlust vorlegen. Ist dies unterlassen worden, so müssen die Dorfgerichte allen daraus entstandenen Schäden ersetzen; und sollen nach Verhältnis desselben mit Gefängnißstrafe belegt werden. Unter der Direction des Gerichtshalters vertreten die Dorfgerichte die Stelle des ermangeten Gerichtsschreibers oder Protokollführers. Der Gerichtshalter kann den Dorfgerichten die Aufnahme von Inventarien und Acten unter seiner Aufsicht übertragen, auch sich ihrer zur Vollstreckung der Execution bedienen“<sup>42)</sup>. Die Competenz des Schuldheißens ist hiernach noch gegenwärtig ungefähr dieselbe, als nach der obigen Stelle des Sachsenspiegels, im 13. Jahrh. — Der Schuldheiß oder Schulze übt inzwischen diese Gerichtsbarkeit nicht für sich allein aus, sondern in Gemeinschaft mit den Schöppen<sup>43)</sup>, welche ihm als Beisitzer zur Seite stehen, und über deren Wahl ebenso, als über die Wahl des Schulzen dasselbe gilt, was oben von der Wahl des Bauernmeisters bemerkt worden<sup>44)</sup>. Nur in Gemeinschaft mit Schöppen, deren Zahl sich wenigstens auf zwei belaufen muß, macht der Schulze das Dorfgericht aus.

Solche Schöppen waren zu einem Dorfgerichte seit jeher erforderlich, wie sich aus der altteutschen Gerichtsverfassung hinlänglich erklärt<sup>45)</sup>. Wie es scheint, bedurfte der Dorfrichter zur Zeit des Mittelalters zu dem Orte sieben Beisitzer<sup>46)</sup>. — Das Recht des Dorfgerichts, bei Strafe zu gebieten und zu verbieten, beruht technisch die Frage, daher die Dorfgerichte auch Rügegerichte genannt werden. Das Verfahren vor diesen Rügegerichten war, wie das gerichtliche Verfahren ebendort überhaupt, öffentlich; unter freiem Himmel, an gotterweiteter Stelle. Dies hat sich freilich als Regel verloren; doch sind die Rügegerichte an vielen Orten bis in die neuesten Zeiten öffentlich unter freiem Himmel gehalten worden<sup>47)</sup>. — Bei Vergehen, die vor das Dorfgericht nicht gehören, stellt das Gericht wenigstens die nöthigen Hausfugungen an, arretirt auch den Übeltäter und macht den competenten Behörden die erforderlichen Anzeigen über die verübten Rechtsverletzungen. Auch diese Rechte begriff man unter der Rüge, welches Wort man dann in einem weitern Sinne nimmt.

Es versteht sich von selbst, daß sich bei den Rügegerichten, und im Dorf überhaupt, zugleich besondere Rechtsgewohnheiten und Überspanzen bildeten, welche das Dorfrecht ausmachten. Wie die Gerichte für die Wahrung und Erhaltung des hergebrachten Rechts in Teutschland seit jeher von höchster Wichtigkeit gewesen sind, so nun insbesondere auch die Dorfgerichte für das Dorfrecht; vornehmlich diejenigen Gerichte, welche den alten Satzungen entsprachen, und in denen also die künftigen Gemeindeglieder zusammenkamen. In solchen Gerichten wurde das hergebrachte Recht durch die sogenannten Hof- oder Bauersprachen in stichem Andenken erhalten, d. h. durch Fragen und Antworten, welche sich auf dieses Recht bezogen. Einen merkwürdigen Beleg dazu liefert das wendbägenische Bauerrecht, welches Spangenberg nach einer Handschrift vom J. 1731 hat abdrucken lassen<sup>48)</sup>. Dasselbe beginnt, wie folgt: „Meine liebe gütliche Bauern der Bauerschaft Wenthoggen, Ihr wißt euch alle mit einander zu erinnern, daß die Vordere haben ihre Baur- Lage des Jahrs 4 mal feyn ehtlich gehalten, und ihre Alte Bredigkeit den Iherigen erinnert; die Baur- Artikel über die angebenden Bauern öffentlich hören und gehen lassen: damit ihre Nachkommen sich in vielen Dingen darnach zu richten haben. So will und deswegen ebensmäßig gebühren, daß wir solchen alten Gebrauch recht nachkommen, und unsere Nachkommen auch wissen mögen, wie sie sich nach unserm Ahlherben verhalten sollen, und ihre Gerechtigkeit und Artikel vernahren und beantworten könnten. So höret, ihr Nachbarn und Freunde, es findet sich ein ehrlicher Mann; auf diesem löblichen Bauertage an, und begehret nach alten Gebrauch, Urtheil und Recht über sich ergehen zu lassen; ist es auch, daß die Bauerschaft oder jemand unter euch wider ihn zu sprechen hätte, der thue solches bey Zeiten, oder schwache hernachmahlen. Weil sich dann Niemand

<sup>39)</sup> Sachsensp. II. Art. 55. Vergl. mit Schwabenp. Art. 408. §. 1. <sup>40)</sup> Sachsensp. II. Art. 13. <sup>41)</sup> Bgl. oben die 29. Zamerlung. Auch ist damit zu vergleichen: Caroli Magni leg. Longob. Cap. 37. Capitular. III. ann. 812 Cap. 4. <sup>42)</sup> Preuss. Landrecht a. d. §. 80—86. <sup>43)</sup> Gaddt a. d. §. 30 fg. <sup>44)</sup> Preuss. Landrecht a. d. §. 79 fg.

<sup>45)</sup> Sachsensp. II. Art. 55. III. Art. 69. <sup>46)</sup> Schwabenp. Art. 109. <sup>47)</sup> Bauer, Geschichte des altteutschen Gerichtsverfahrens: §. 177, 223. <sup>48)</sup> In feinen Beiträgen zu teutschem Recht des Mittelalters. S. 199—204.

findet, der wider ihn zu sprechen hat, so kann ich ihn auch nicht abweisen. Also frage ich erstlich um ein Urtheil und Recht. NB. Ob es noch so früh Zeit und Tag sey, daß man das Sieben freye Hager-Recht, nach unser Väter Weise und Gebrauch, über diesen jungen Bauern möge gehen lassen? — Antwort: Ja! weil unsere Vorfahren uns solches geerbt haben, so kann solches geschehen, es sei Vormittage oder Nachmittage, wenn es der Bauerschaft notwendig ist, und Verbot hat. — Also frage ich nun: wo der erste Pfahl in den 7 freyen Hagen ist aufgeschlagen worden? — Antwort: Auf unsern Gnädigsten Herrn Gnab, und der 7 freyen Hagen Gerechtigkeits ic.“ — Aus solchen Fragen und Antworten besteht nun dieses ganze wendenspagische Bauerrecht, welches sich über Gegenstände der Polizei und des Landwirtschaftsrechtes, mitunter bis in die kleinsten Details erstreckt. Der Inhalt dieser Bauerrechte beschränkt sich indessen nicht immer: grade auf das hergebrachte Recht, sondern betrifft namentlich auch die Willkür des Dorfes, welche aber nur selten die Natur des eigentlich statutarischen Rechts haben. Denn die meisten Bauern waren früher leibeigen, entbehrten daher das Recht der Autonomie, und nachdem die Bauern mehr zu persönlicher Freiheit gekommen wären, war es gewöhnlicher geworden, neue Rechte nicht sowohl durch Autonomie, als vielmehr durch die gesetzgebende Gewalt zu bestimmen“). Nur ausnahmsweise gibt es daher Dörfer, die ihre eigenen Statuten haben, wie z. B. des leipziger Rathsdorf Eutrigsh, das Dorf Hoburg in Weissen, das Dorf Cunib bei Jena“). Die meisten Bauerführer bestehen in Beschülten, welche die Gemeinden, unter Autorität ihres Gerichtsherrn, über die öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde und die Verwaltung ihrer Güter fassen; sie haben oft die Natur förmlicher Verträge“). Wie schon bemerkt, sind in den neueren Zeiten diejenigen Quellen des Dorfsrechts häufiger geworden, welche dem sogenannten geschriebenen Recht angeboren, also vom Landesherren erlassen sind. Es sind hierher unter andern zu zählen, die pommersche, ravenbergische, osnabrückische, meißnerische Dörfer oder Eigentumsverordnungen vom J. 1616, 1660, 1722, 1770“). — Besondere Erwähnung verdienen endlich noch die Erb-Hur-Lagerbücher oder Heberregister, d. h. die Verzeichnisse über die den Bauern und ihren Gütern zustehenden Rechte und die darauf basirenden Lasten“). Diese Bücher werden, wenigstens in den neueren Zeiten, nach vorausgegangener Aufzählung und Schätzung der in den Dörfern belegenen Grundstücke, sowie der auf denselben und den Dorfbewohnern lastenden Abgaben und Pflichten, unter Berücksichtigung der Zuständigkeiten, angefertigt. Daß sie indessen unter öffentlicher Autorität und mit Hinzuziehung der Bauern

errichtet sind, gibt ihnen noch keineswegs volle Beweiskraft, sondern diese genießen sie erst, wenn sie von dem Bauern zugleich auch freiwillig anerkannt worden sind. Ist dies geschehen, so bilden sie freilich über die wichtigsten Gegenstände der Dorfsverhältnisse die zuverlässigste Quelle.

Schon oben ist bemerkt worden, daß die Dörfer nicht (wenigstens der Regel nach, nicht) mit Mauern umgeben sind; statt dessen sind sie mit einem (meist lebendigen) Gehege oder Zaun, oder auch einem Graben umschlossen. Was innerhalb dieses Geheges oder Grabens liegt, ist besiedelt, und es erklärt sich hieraus der Dorfsriede, welcher die Bedeutung hat, daß jedes in oder an dem Dorfe begangene Verbrechen härter, als sonst gewöhnlich, geahndet wird; der Sachsenpiegel lehrt insbesondere: „Jewelt dorp bynnen siner grawe unde sinne tune, — so len dede wredel hebben, unde allet, dat dar bynnen kumt““).).

Wie ferner ebenfalls gleich bei der Definition des Dorfes angegeben ist, beschäftigen sich die Dorfbewohner zunächst mit dem Ackerbau und der Viehzucht. Die eigentlichen (zünftigen) Handwerke bleiben mithin vom Dorfe ausgeschlossen; sie gehören in die Städte, und machen einen vorzüglichsten Zweig der städtischen Nahrung aus; Gleiches gilt von der Bierbrauerei und dem Handel“). So z. B. heißt es in einem kurfürstlichen Gehege vom J. 1661, daß „Handtierungen, Kaufmannschaffen und Handwerke zu treiben, dergleichen Weßen, Brauen, und Schenken eigentlich denen Bürgern in Städten, zu Erhaltung des bürgerlichen Standes, aus sonderbaren erheblichen Ursachen gerignet, auch dertselben Weßen und Wohlstand darauf gleichsam gewidmet und gegründet““). seyn“). Doch versteht es sich von selbst, daß dieser Grundsatz sich nicht in seiner ganzen Strenge durchführen läßt, und auch aus Rücksichten der Billigkeit manche Modification erleidet. In letzterer hat es z. B. seinen Grund, wenn den Dorfbewohnern gestattet zu sein pflegt, sich das Centebier selbst zu brauen, wie ein kurfürstliches Reglement vom J. 1724 ihnen nachgibt“), oder wenn in einem Mandat desselben Landes vom J. 1767 aller Handel im Ganzen auf dem Lande““ zwar untersagt, dabei aber verordnet wird, daß „nachverzeichnete Bedürfnisse, als Baum-, Rübten und Leindl, — Schwefel, — und allerhand in der Wirtschaft nöthige, getrocknete Kräuter von denen Dorfsröthern geföhret, jedoch nur einzeln aus der Hand veräußert werden dürfen,““ übrigens unter dem Vorbehalte, daß „in einem Dorfe nur einer Person, Krämerer zu treiben, nachgelassen seyn,““ dieselbe aber „weder Jungen lehren, noch Diener halten““ soll“). Was dagegen in den Dörfern betrieben werden, welche ihrer eigenthümlichen Beschaftenheit wegen in den Städten nicht wohl geübt werden können, wie z. B. die

49) Runde a. a. D. §. 75. 50) Daz. Handbuch des teutschen Privatrechts. I. Thl. S. 268. 51) Runde a. a. D. I. 74. 76. 52) Eichhorn's Einleitung in das teutsche Privatrecht. §. 69. 53) Engel, Programmata de librorum, quos Grenz-Lagerbücher, Flußbücher, Keltbücher und Heberregister edere solent, forma, constitutione, revisione librorum varia (Francof. et Lips. 1756).

Z. Ana. R. I. B. u. R. Erste Section. XXVII

54) Sachsenp. II. Art. 66. 55) Eichhorn, Einleitung in das teutsche Privatrecht. §. 875. 56) Codex Augustanus. Tom. I. p. 252. 57) Codex Augustanus. Tom. II. p. 124. 58) Codex Augustanus Contin. Tom. I. p. 941—948.

Gewerbe der Glasbläsenmeister, der Ziegler, Kalkbrenner, Müller, Säger, Decker, Rementeier oder Kiemmer, und welche deshalb auch entweder überhaupt nicht, oder doch nur selten, häufig sind<sup>59)</sup>. Diese Handwerke werden daher in manchen Gegenden von den nur in den Städten zu betreibenden Gewerben ausdrücklich ausgeschlossen; wie unter andern in dem mediaburgischen Landesgrundgesetzbuche Erbvergleiche vom 18. April 1755, in welchem es jedoch auch heißt, daß außer den vorher gedachten und ähnlichen Gewerben „keine Handwerker auf dem Lande gehalten oder gebildet werden sollen, als bei jedem Gut: 1. Ein Grobschmied mit einem Gesellen; 2. Ein Grob-Rademacher, zur alleinigen Verfertigung der zur Landwirtschaft nöthigen Pflugs und Baumwagen, ohne Gesellen; 3. Ein Grob-Reinweber, überhaupt mit drei Tauen; 4. Ein Bauerschneider ohne Gesellen; 5. Ein Bauermann ohne Gesellen. Falls aber Jemand keinen Maurer haben will, kann er einen Zimmermann mit einem Gesellen halten. Ist aber der Müller schon ein Zimmermann, so steht ihm dennoch frey, einen Maurer dabei zu halten. 6. Ein Tischler ohne Gesellen; 7. Ein Schuhmacher ohne Gesellen, jedoch daß dieser nicht auch neue Schuharbeit, wie die Weibchen haben mag, zu machen sich unterlasse. Die Schmiede, die Maurer, die Zimmerleute und Tischler auf dem Lande, sollen es mit einem Amt oder einer Kunst in einer unserer Städte zu halten schuldig seyn“<sup>60)</sup>.

Als juristische „Amnition,“ um den Ausdruck Menage's beizubehalten, möge zum Schluß noch des Dorfgenen erwähnt werden, von welchem eine Gemeinde, als ein Fremder an ihren Galgen gehängt werden sollte, durch ihren Advocaten vor Gericht erklären ließ: „Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder!“ So sehr man sich über diese Geschichte lustig machte; so wahr ist es doch, was Müller darüber sagt, daß dieselbe, ungeachtet sie der Form nach lächerlich scheint, doch einen sehr ernsten Sinn habe, und daß die Sache von dem Landesherren, da ihm der Vorgang als ein Geschichtchen erzählt worden, allen Ernstes aufgefaßt sei. Das Nähere darüber lese man in anmutiger Einkleidung bei dem geistreichen Verfasser selbst<sup>61)</sup>. (Dieck.)

**DORFELDEN**, Ober- oder Klein-D. und Nieder oder Gross-D., zwei Kirchdörfer in dem kurheff. Kreise und Landgerichte Hanau, beide am linken Ufer der Räder, eine kleine halbe Meile von einander entfernt. Ersteres hat 43 Häuser und 260 Einwohner, letzteres 100 Häuser und 590 Einwohner. Die Kirche oder Kapelle von Niederdorfelden ist ein Filial der Kirche zu Oberdorfelden, und beide gehörten ehemals zu dem Landcapitel von Rastdorf. In Niederdorfelden befinden sich verschiedene adelige Güter, von denen zwei, den Familien von Edelshelm und von Hof zugehörnde, von dem Landesgrafen Karl von Hessen erworben wurden und die sich jetzt im Besitze des Landgrafen Friedrich von Hessen be-

finden. Ein letztes, welches ehemals den von Dorfelden gehörte, befiel jetzt der Lutherische Kirchentag zu Hanau. Schon unter den Karolingern werden beide Dörfer genannt, wo die Räder Forst und Judas Güter daselbst erworben.

Auf einer kleinen Höhe über dem Dorfe Niederdorfelden liegen die Ruinen der alten Burg Dorfelden. Sie war eine der Stammburgen der alten Dynastien, spätem Grafen von Hanau, welche ursprünglich sich zum Theil davon nannten. So Reinhard, Herr von Dorfelden, im J. 1168. Im J. 1195 waren die Gebrüder Reinhard Herr von Dorfelden und Heinrich Herr von Hanau (Hagen). Ersterer führte denselben Namen noch im J. 1228, wo er in Kaiser Heinrich's Gefolge war, nannte sich aber schon im J. 1234 von Hanau, während sein Siegel noch den Namen von Dorfelden führte. Im a. J. gab derselbe die Burg Dorfelden seinem Bruder Heinrich, der der eigentliche Stammvater der Dynasten von Hanau wurde. Später kam eine Hälfte der Burg an die Herren von Falkenstein, welche dieselbe im J. 1268 (1271) mit andern Gütern dem Abte von Fulda überließen. Nachdem die von Hanau sie wieder in ihrem alleinigen Besitze gebracht, verpfändete sie dieselbe den Herren von Weinberg und trugen sie, nach der im J. 1325 geschenechten Wiedereinlösung, im J. 1333 dem Herzoge Rudolf von Sachsen für eine Summe von 240 Schod böhm. Groschen, zu Kunkelstein auf, in welchem Lehnverbande sie bis in die neuere Zeit blieb.

Auch war eine niederadelige Familie von Dorfelden vorhanden. Von dieser erscheinen im J. 1323 Eppichen und 1330 Thilemann. Im J. 1366 erhielt Heinrich ein hanauisches Burglehn zu Winderken und wurde bis im J. 1368 Amtmann daselbst. Luz von Oberdorfelden ist im J. 1380 in hanauische Gefangenschaft. Des genannten Heinrich's Söhne waren Heinrich und Eppichen, welche im J. 1408 den Hof zu Wöhrlesch zu hanauischem Mannlehn empfingen. Letzterer fiel im hanauischen Dienst im J. 1410 in die Gefangenschaft der Baner von Ebersberg. Seine Söhne waren Friedrich und Eppichen, welche im J. 1457 die hanauischen Ämten erhielten, wozu ein Burglehn zu Dorfelden gehörte. Während Eppichen's Stamm schon mit seinem Sohne Philipp im Anfange des 16. Jahrhunderts erlosch, setzte Friedrich, welcher hanauischer Dieramtman war, das Geschlecht mit seinem Sohne Friedrich, dem sein anderer Sohn Johann starb kinderlos, fort. Außer diesen lebten damals noch zwei Heiride, welche als mannsfähige Domherren im J. 1462 und 1490 starben. Friedrich war im J. 1512 Amtmann zu Hanau und Münzenberg. Seinem Sohne Johann folgte Philipp, der im J. 1582 eine Finken zu Bergen, Enshelm und Seebach verkaufte, diesem Johann n. Nach im 18. Jahrhunderte lebte die Familie.

(Landau.)

**DÖRFURT** (Dr. August Ferdinand Ludwig, nimmt unter den ausgezeichnetsten praktischen Pharmaceuten eine ehrenvolle Stelle ein, und hat sich auch in der pharmaceutischen Literatur einen verdienten Ruf erworben. Er wurde geboren zu Berlin am 12. August

59) Runde a. a. D. §. 475. 60) Oedenburgerleich, I. 250, 260. 61) Meier, Patriarchische Phantasien, 2. Bd. Num. 45. E. 298.

1767 und starb als Bürgermeister und Apotheker zu Wittenberg am 27. Junius 1826, im 59. Jahre seines thätigen Lebens an der Bauchwassersucht. Sein Vater war Bürgermeister zu Berlin, verkaufte aber in dem ersten Jahren von Dörffurts Kindheit seinen Wohnort mit Spandau, wo er die Stelle eines Mühlenbesizers annahm. Der für ihre Zeit ausgezeichneten Stadtschule dieses Ortes verdankt D. seine erste Jugendbildung, und rühmend hat er es stets anerkannt, daß der vortreffliche naturhistorische Unterricht des damaligen Rectors Sprengel und des Conrectors Dülmann zunächst die Liebe für das Fach in ihm erweckt habe, dem er sich späterhin widmete, und ihn in den Stand setzte, dasselbe mit Erfolg zu betreiben, indem dieser frühzeitig gelegte Grund seine fernere Ausbildung (die er stets mit Ernst und Eifer und unermüdlicher Ausdauer erstrebt, und wovon er späterhin so treffliche Beweise hinterlassen) im hohen Grade gefördert habe. Bereits in seinem 14. Jahre (Jahren 1781) begann unser Dörffurt nach damaliger Sitte seine pharmaceutischen Studien. Auf Veranlassung des Bergraths Schadow, eines Brudersohns seiner Mutter, nahm ihn der Apotheker Weinlich, Besitzer der Stephanenapothek zu Berlin, als Lehrling in seine Officin auf; im J. 1785 seiner Lehre entlassen, versetzte er bis 1789 als Gehilfe in verschiedenen Officinen zu Sentlin, Halle und Jersch, und vermalte zuletzt als Provisor ein Jahr lang die Apotheke des Dr. Thomä zu Wittenberg. Sein Trieb nach höherer Ausbildung führte ihn endlich nach seiner Vaterstadt zurück, in der Hoffnung, akademische und namentlich chemische Vorlesungen besuchen zu können. Da ihm dies jedoch nicht nach Wunsch gelingen wollte, so lehrte er schon gegen Ende desselben Jahres von Berlin wieder nach Wittenberg zurück und übernahm im J. 1789 die früherhin verwaltete Apotheke auf eigene Rechnung.

Es konnte nicht fehlen, daß D. sich bald den Ruf eines einsichtsvollen Pharmaceuten und gründlichen Chemikers erwarb; oftmals zur Untersuchung medicinisch-gerichtlicher und polizeilicher Gegenstände in Anspruch genommen, wurde er endlich am 24. Februar 1797 förmlich als Rathschemicus verpflichtet. Die leipzigische ökonomische Societät gab ihm im folgenden Jahr ein öffentliches Zeichen ihrer Anerkennung seiner gründlichen Wissenschaft und seiner gemeinnützigen Bestrebungen durch Ernennung zu ihrem Ehrenmitglied. Im J. 1802 folgte die weisälliche correspondirende Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde diesem Beispiel und ernannte ihn zu ihrem Mitglied. In demselben Jahr erhielt er auch die Würde eines Doctors der Philosophie.

Derseibe praktische Sinn, der unermüdete Fleiß, die rege besonnene Thätigkeit und gewissenhafte Rechtlichkeit, die Beseitigung seiner Erfahrungen und die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, verbunden mit dem edeln Eifer, nicht sowohl seinen eigenen Vortheil wahrzunehmen als eitle Ehre zu erwerben, als dem Gemeinwesen nach Kräften zu dienen und zu nützen, alle diese Eigenschaften, die ihn in seinem gewählten und mit Liebe geprüften Beruf, in seinem Verhältnisse zu seinen jüngern Fach-

genossen, welche seiner Lehre anvertraut worden oder als Gehilfen bei der Verwaltung seines ausgedehnten Geschäfts ihn unterstützten, wie in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und literarischen Leistungen charakterisirt, wurden indessen gewissermaßen das Grab seiner engeren Berufsthätigkeit und seiner wissenschaftlichen Arbeiten in diesem Kreise; der Pharmaceut und Naturforscher ging im Bürger unter. Bereit, dem Gemeinwohl jedes Opfer darzubringen, opferte er ihm auch seine liebsten Neigungen und, fast im eigentlichen Sinne des Wortes, Gut und Blut. Er war dem Armen und Hülfbedürftigen ein treuer Erbsand, dem Rathbedürftigen ein wohlmeinender, freundlicher und einsichtsvoller Rathgeber. So wurde er schon im J. 1800 zum Mitgliede des Stadtrathes aufgenommen, und bewährte als Senator der Stadt in den verhängnisvollen Kriegsjahren, in welchen Wittenberg später wiederholt von mannsichaden Drangsalen heimgesucht wurde, das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade, deren Liebe und Achtung er auch durch Thätigkeit und Einsicht bei Führung seines Amtes als Bürgermeister, wozu er im J. 1814 ernannt wurde, in solchem Maße zu erhalten wußte, daß sein verhältnißmäßig frühzeitiges Dahinscheiden allgemein als ein großer Verlust für die Stadt betrauert wurde.

Die Theilnahme an der städtischen Verwaltung als Mitglied des Stadtrathes hatte ihn seit dem Ausbruche des unglücklichen französischen Kriegs und namentlich seit der ersten Occupation Wittenbergs durch das feindliche Heer in so vielfache Geschäfte verwickelt, daß seine literarische Thätigkeit und seine praktisch-chemischen Arbeiten mehrere Jahre lang ganz ruhen mußten, und selbst der Verwaltung seiner Apotheke konnte er häufig nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken; noch süßbarer wurde dies seit Übernahme des Bürgermeistersamts, je mehr die Stürme des Freiheitskriegs ihm nicht bloß den größten Theil seines Vermögens geraubt, sondern in Folge der großen Anstrengungen und mannsichaden Sorgen, mit denen er während dieser Zeit zu kämpfen hatte, auch seine sonst fröhliche Gesundheit untergraben hatten. Ihm war kein Sohn geworden, der seine Geschäften mit ihm theilen und dessen Händen er die Verwaltung seiner Apotheke hätte anvertrauen können; jedoch fand er hinreichende Entschädigung in einem wackeren Schwiegersohne, G. W. Richter, einem Sohne des verstorbenen Regierungs- und Eisterraths Richter zu Dessau, einem tüchtigen praktischen Pharmaceuten und achtungswerthen Manne, dem er wenige Jahre nachher seine Apotheke übergab, und von nun an der Pharmacie ganz entzogen, lediglich seinem Bürgermeistersamte lebte, welches er denn auch bis zu seinem Tode bekleidet hat.

Seine literarischen Arbeiten beziehen sich fast ausschließlich auf Chemie und Pharmacie, und haben größtentheils eine praktische Tendenz. Mannichfache Verdienste um die Pharmacie insbesondere hat er sich durch Abhandlungen erworben, die in verschiedenen Jahrgängen von Trommsdorffs Journal der Pharmacie und verwandten Zeitschriften zerstreut sind; auch finden sich von ihm einige Aufsätze meist gemeinnützigen Inhalts in den Jahr-

gängen 1804, 1806 und 1812 des wittenberger Wochenblattes mitgetheilt. Seine erste Abhandlung schrieb er im J. 1789; diese erschien jedoch erst 1792 unter dem Titel: Abhandlung über den Kampf, mit einer Vorrede von Dr. Joh. Gottfr. Leonhardi (Wittenberg und Seibst). Sein Hauptwerk aber, wodurch sich der Verdienst eines bleibenden Verdienst um die Pharmacie erworben hat, ist sein Commentar über die preussische Pharmacopoe von 1799 (mit Benennung der zweiten Ausgabe von 1801 in den später erschienenen Bänden), welcher unter dem Titel: „Neues deutsches Apothekerbuch, nach der letzten Ausgabe der preussischen Pharmacopoe zum gemeinnützigen Gebrauche bearbeitet von ic.“) allgemein bekannt ist und von allen gebildeten Pharmaceuten noch jetzt hochgeschätzt wird. Bereits im J. 1790 fing er, durch den gefühlten Mangel einer Landpharmacopoe in Sachsen veranlaßt, an, ein solches Apothekerbuch auszuarbeiten, um es dem Urtheile der sächsischen Medicinalbehörden, Ärzten und Apothekern zu unterwerfen; das Erscheinen der für ihre Zeit vortrefflichen Pharmacopoea Borussiae von 1799 beschleunigte die Ausföhrung seines Planes, den er mit dem damals noch lebenden Professor Dr. Aitius gemeinschaftlich entworfen. Die späte Vollendung des Werkes wird durch die oben beröhrten Verhältnisse erklärlich. Um so mehr ist die Ausdauer zu bewundern, welche dieses mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit (wenn auch nicht ohne gewisse Schwermüdigkeit im Periodenbau und Pedanterie in der verunglückten Vertretung technischer Ausdrücke) bearbeitete Werk unter so ungünstigen Umständen zu Ende brachte. „Dörfstür's Name wird unvergessen bleiben.“ sagt ein verehrungswürdiger Veteran der Pharmaceuten und Chemiker bei der Anzeige von D.'s Tode; „denn durch sein neues deutsches Apothekerbuch hat er sich ein Denkmal gesetzt, das einen bleibenden Werth hat, und noch in späten Zeiten ein treuer Rathgeber der Pharmaceuten sein wird. Dieser Commentar enthält nicht nur einen wahren Schatz eigener Erfahrungen, sondern ist auch eine reichhaltige Quelle von literarischen Nachweisungen. Nur ein mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter Mann konnte mit deutschem Fleiß ein solches Werk bearbeiten.“ Die sorgfältig bearbeiteten Register geben denselben noch einen ganz besondern Werth vor allen ähnlichen Arbeiten selbst des neuesten Zeit.

Dörfstür's letzte Schrift war: Beschreibung der Feier des dritten 100jährigen Jubeljahres der Kirchenverbesserung zu Wittenberg (1818). Val. Kruegel, Gelehrtes Teutschland a. m. D. Schmidt, Neuer Nekrolog der Teutschen. 3. Jahrg. 1826. 2. Hft. S. 1482, 1483 und Trommsdorff, Neues Journal der Pharmacie. 13. Bd. 1826. 2. Stck. (Schweigger-Seidel.)

**DORFGEFECHT** entsteht durch die Behauptung eines Dorfes, in dessen Besitz entweder der Feind kommen

will, um irgend einen Zweck dadurch zu erreichen; oder das, von ihm besetzt, aus Gründen ihm nicht überlassen bleiben kann. Nothwendig muß in dem einen wie in dem andern Falle die Besiegung des Dorfes vortretten, ohne die keine oder doch nur eine höchst unvollkommene Vertheidigung möglich ist. Gegenstände, welche bei der Vorbereitung eines Dorfes zum Widerstande gegen den Feind ganz besonders in Betracht kommen, sind: 1) die Lage, sowohl im Allgemeinen als in besonderer Hinsicht auf die vorwaltenden Umstände. 2) Die Bauart des Dorfes, ob es feuerfest oder nicht und daher dem absichtlichen oder zufälligen Anzündungen ausgesetzt. 3) Die Besetzung und mögliche Unterstützung bei einem feindlichen Angriffe. 4) Die besondern und zufälligen Umstände, welche die notwendige Dauer des Widerstandes bebingen, und darüber entscheiden: ob es; verloren, dem Feinde überlassen werden kann, oder unter jeder Bedingung wieder erobert werden muß. Endlich 5) die vorhandenen Mittel zur Besetzung und Verstärkung des Dorfes, und die Zeit, welche man darauf werten kann.

1) Die Lage eines zu vertheidigenden Dorfes kann entweder günstig sein, wenn es von Tüchern, tiefen Gräben, fast undurchdringlichen Heden umgeben ist; wenn es auf einer, vielleicht an einigen Stellen unzugänglichen, Höhe liegt u. s. w. Der Feind ist der Vertheidigung nachtheilig, wenn es von einer nahen Anhöhe beherrscht, gegen die selbe keine Deckung darbietet; wenn es auf einer freien Ebene von mehreren Seiten mit einer überlegenen Geschützmenge beschossen werden kann, wo mit Gewisheit anzunehmen ist, daß es in Kurzem in Brand kommen muß; wenn es, wie gewöhnlich in Gebirgsgegenden, sich längs eines langen Grundes hin ausdehnt, wodurch eine größere Besatzung nothwendig wird, als die vorhandenen Gebäude auszunutzen vermögen.

2) Dörfer, die, wie z. B. in Polen, Ostpreußen, Rußland und in den meisten Gebirgsgegenden Teutschlands, aus über einander geschränkten Baumstämmen, oder aus Holz und Lehm erbaut, und mit Stroh, Schilf oder Baumrinde bedeckt sind, eignen sich durchaus zu keiner Vertheidigung. Sie find dem Anzündn zu sehr ausgesetzt, als daß man sie gegen einen feindlichen Angriff behaupten könnte. Beseht hingegen das Dorf aus steinernen, mit Ziegeln oder Schiefer bedeckten Häusern; kann es auch nur durch Haubitzgranaten in Brand kommen und auch da noch die Möglichkeit stattfindet, einen zufälligen einlaufenden Brand zu löschen.

3) Ist das Dorf in den Cantonirungen oder Winterquartieren mit Infanterie besetzt, — Cavalerie ist zu einer souellen und dauernden Vertheidigung unfähig, — so muß dasselbe der zu einer kräftigen Gegenwehr erforderlichen Mannschaf Unterkommen gewöhnen. Seine Besatzung wird dadurch bebingt und kann bei einem feindlichen Angriff allezeit nur nach einer gewissen Zeit von den nächsten Quartieren Unterstützung bekommen. Anders gehalten es sich, wenn das Dorf auf dem Schlachtfelde liegt und zu Anlehnung eines Flügels und zu Verstärkung der Stellung dienen soll. Hier kann sowohl Besatzung als Reserve willkürlich und nach den Umständen

\*) Leipzig, 1. 241. Kocherspharmacopoe 1801. XIV. und 960. S. 2. 261. Seimittlerversteigungskunde, 1. Abth. 1803. 964. S. 2. 264. 1804 bis zu S. 2000. 3. Abth. 1806 bis zu S. 3043. 5. Abth. Register, Anmerkungen und Aufsätze 1812. VIII. 626 und 124 S.



bestimmt werden. In solchen Fälle hängt 4) die Entscheidung des Treffens gewöhnlich von dem Besitze des Dorfes ab, das daher jedenfalls behauptet werden muß; da im Gegenfalle besetzte Quartiere verlassen werden können und müssen, um die Truppen zusammenzuziehen und nicht en detail geschlagen zu werden. In Hinsicht 5) der Zeit, welche man auf die Befestigung verwenden kann, verhält es sich jedoch umgekehrt: Posten und Cantonirungen können gewöhnlich mit Mühe verkannt werden; während bei einem bevorstehenden Treffen nur Stunden für diese Arbeit vorhanden sind. Die Vorkehrungen zur Vertheidigung sollen nun den verschiedenen Modifikationen des Angriffs beugen und dieselben zurückweisen; man muß daher mit diesen bekannt sein, um jene machen zu können. Jeder Angriff, der nicht als Ueberfall erscheint, wird gewöhnlich durch das Geschütz eröffnet und vorbereitet: theils um die schützenden Umfassungen niederzulegen, theils die Unterstüßungstruppen zurückzuhalten. Demnach das Dorf eine oder mehrere unzugängliche Seiten, stellt man auch gegen diese einige Geschütze auf, um den innern, vielleicht durch vorliegende Gebäude gegen das Feuer von der andern Seite geschützten Raum zu beschützen. Das Anjünden des Dorfes darf aber dabei nicht Zweck sein, muß selbst möglichst vermieden werden, weil man dasselbe brennend weiter besetzen, noch durchziehen kann. Dieses gilt besonders von den Dörfern in der Schlachtlordnung, die angeordnet für beide Theile unzugänglich sind. Quartiere aber und Posten werden dadurch unbarbar; will man sie nicht selbst besetzen, darf man sich wol des Feuers zur Vertheidigung des Heindes bedienen. Auch in der Schlacht von Belle Alliance im J. 1815 konnte die Mitrail Houzumi von den Franzosen nur dadurch erobert werden, daß sie mit Handbüchsengranaten in Brand gesetzt ward.

Hat die Wirkung der aufgestellten Batterien das feindliche Geschützfeuer — wenn auch nicht zum Schweigen gebracht, doch in etwas gedämpft; vielleicht den Eingang in die umschließenden Verschanzungen und Barrikaden geöffnet; so rückt sich die Infanterie in Angriffscolumnen, die — durch eine Tirailleurlinie verdeckt — auf das Dorf losgehen und mit dem Bajonnet in dasselbe eindringen, während die Schützenabtheilungen die Umfassungsmauern übersteigen, zur Deckung der Flanken sich zu beiden Seiten aufstellen und den Feind aus den niedeliegenden Häusern vertreiben. Eine hinreichende Reserve steht bereit: aus Infanterie, um den vordringenden zu folgen; aus Reiterei, um die feindlichen Unterstüßungstruppen anzugreifen, indem sie das Dorf umgibt. So entfiel im J. 1813 in der Schlacht bei Leipzig der Angriff des brandenburgischen Fußartillerie-Regiments unter dem Major (jetzt General) von Solt auf die französischen Reserven über den Besitz von Möden und den Gewinn des blutigen Gefechts (die Franzosen verloren 53 Geschütze und 2000 Gefangene, die Preußen 172 Officiere und 5508 Mann an Todten und schwer Verwundeten). Bei dem Angriff selbst wird alles möglich gemacht, um den Feind mit dem kleinen Gewehr zu vermeiden; auch die Schützen tirailiren nur so lange, bis sie noch außerhalb

des Dorfes sind; in diesem angelaufen bedienen sie sich bloß des Bajonnets und schicken nur bisweilen einen Schuß dem zurückgebliebenen Feinde nach. Hat dieser irgend ein großes, feineres Gebäude, Kirche, Gießhof u. dgl. im Dorfe als Reduit besetzt, werden sogleich ein Paar Geschütze hervorgezogen, wenn es irgend das Local erlaubt, um den Angriff zu bräunigen und zu erleichtern. Wäre dies jedoch nicht möglich, kann man durch ein hingeworfenes Pulverfaß, das man vermittelst eines Granatenbränders anzündet, sich den Eingang öffnen, weil die Eroberung eines solchen Reduits um jeden Preis unerlässlich ist. So der Kirchhof von Hochkirch nach dem bekannten Ueberfalle des preussischen Heeres, im J. 1758, der von dem zweiten Bataillon Markgraf Karl besetzt, von den Oesterreichern mit aller Anstrengung nicht erobert werden konnte, bis die Preußen sich gänzlich verschossen hatten, und der Major Lange sich durchzuschlagen beschloß, was ihm auch gelang, obgleich er und ein Theil seiner Leute dabei getödtet wurden. So der feinerne Speicher in Göttingen im J. 1809, der drei Stochwerke hoch war und dessen Zuglöcher die Stelle der Schießspalten vertraten. Von den Transephen besetzt, widerstand dieses feste Gebäude allen Versuchen der Oesterreicher, es zu erobern. Fünf Angriffe der österreichischen Grenadiere wurden abgeschlagen. Der Erzherzog Karl ließ keinen neuen Sturm unternehmen, weil die Transephen im Rückzuge waren und das vertheidigte Dorf von selbst verließen.

Aus diesem Verlaufe des Angriffes vertheidigter Dörfer ergeben sich die Maßregeln zur Gegenwehr von selbst. Hierbei kommen nun hauptsächlich die Bedingungen 6) die gegebene Zeit und die vorhandenen oder zu erlangenden Verstärkungsmittel in Betracht. Von diesen hängen alle Anstalten und Arbeiten ab, die man nicht unternehmen darf, wenn man nicht gewiß ist, sie ausführen zu können; wie immer, gilt auch hier der Grundsatz, daß halb vollendete Verschanzungen nicht besser sind, als gar keine, weil sie die Truppen bei der Vertheidigung beschränken, ohne ihnen die erwartete Sicherheit zu gewähren; ohne das Anjünden des Feindes erschweren oder wol ganz hindern zu können. Aus den oben hierüber aufgestellten Bedingungen fließt, daß auf dem Schlachtfelde nur wenige Nachhilfen, eigentliche Schanzarbeiten gar nicht ausgeführt werden können; wo es geschehen ist, hat die Erfahrung ihre Unzulänglichkeit erwiesen. Als, was geschehen kann und muß, ist: die Eingänge gegen die feindliche Seite zu verschütten; hinter den äußern Umfassungen der Gärten und Höfe sich rings um das Dorf eine freie Verbindung zu bereiten; die Gartenmauern und die Umfassungsmauern der neben den Eingängen liegenden Häuser mit Schießlöchern zu durchbrechen, wenn es nämlich über Bauart verflattet; Strohdächer und sehr brennbare Gebäude hinwegzureißen, um die Gefahr des Anjündens zu verringern; endlich in dem stärksten und größten Gebäude sich einen Zufluchtsort zu bereiten, der das Festhalten des Dorfes erleichtert, bis die Reserve zur Unterstüßung herankommen kann. Wenn je doch die Häuser im Dorfe bloß aus Holz mit Stroh-

oder Koberdächern erbaut und dadurch dem obfließenden oder zufälligen Entzündungen ausgesetzt sind, taugen sie nicht zur Vertheidigung. Sie werden in solchem Falle bloß mit Schützen besetzt, bei einem ersten Angriff aber verlassen und in Brand gesteckt. Gebirgsdörfer von der erdwardaten Bauart, die einen Posten zur Verwahrung eines Passes aufnehmen, müssen nothwendig verschanden werden. Sie können dies um so leichter, weil man immer mehr Tage Zeit dazu hat, und Arbeiter und Werkzeuge dazu nicht fehlen. Die Schanzen werden geschlossen, 100 bis 200 Schritte vor das Dorf gelegt, damit die Besatzung durch das Angünden des letztern nicht an der Vertheidigung gehindert wird. Als im Winter 1779 drei preussische Bataillone von den Kärntnern in Neustadt angegriffen wurden, stellten die Kärntner das Stadthorn an, wo selbst die Vertheidigungsgesetze an der Stadtmauer vom Feuer vergetet wurden, daß keine Vertheidigung hätte stattfinden können, wenn nicht zum Glück für die Vertheidiger der Angriff aufgegeben worden wäre. Lindemau (über Winteroffensiven, 1789) rath daher: „sich lieber aus starken, gutgebauten Schanzen in der Nähe des Quartiers zu wehren, die wo möglich eine solche Lage haben, daß sie mit dem Angriffe nicht umfaßt werden können.“ In der That ist es, selbst bei ziemlich feuerfesten und vertheidigungsfähigen besetzten Dörfern vortheilhaft, hinter ihnen eine tüchtige, mit Geschütz besetzte Schanze als Rebut anzulegen, um die aus dem Dorfe herausgeworfene Besatzung aufzunehmen und das weitere Vordringen des Feindes zu hindern. Sie muß aber 300—400 Schritte von dem Dorf und dergestalt liegen, daß die Ausgänge desselben gut mit Koriärschensfeuer besprochen sind. Die Dorfbesatzung ist dadurch im Stande, den hohnköstlichen Widerstand zu thun und sich so lange zu halten, bis die Truppen aus den nebenliegenden Quartieren ihnen zu Hilfe kommen können.

Wenn das Dorf, wie in den südlichen Ländern wehrentheils und auch in einigen Gegenden Deutschlands, aus steinernen Häusern besteht, läßt es sich noch dem Hinwegräumen der wenigen brennbaren Gebude, Schwuppen u. dgl. leicht in einen gut zu vertheidigenden Stand setzen, indem man die äußern Umfassungen durch Pallisaden, herbeigeschleppte Bäume oder angeschüttete Erde verstärkt, die Fenster mit Holz versetzt, worin Schußspalten eingeschnitten sind, weil sie durch die Mauern nicht immer gebrochen werden können; nur bei Ziegeln und Lehm- oder Pflasterwänden ist dies ausföhrbar; die Thürten werden versperret, doch so, daß man sie zum Ausgange der Besatzung von Innen öffnen kann, wenn das Gebäude durch Zufall dennoch in Brand kommen sollte. Dies muß besonders bei dem zum Zufluchtsorte bestimmten größern Gebäuden geschehen, dessen Eingänge man noch durch vorliegende Pallisadenambours verschließt. Kann der Feind das Geschütz gegen das Gebäude auführen, muß die Pallisade in einem vier Fuß tiefen, hinten flach auslaufenden Graben stehen, drei Schritte hinter dem äußern Rande desselben, damit die Stürmenben nicht von demselben auf die Spizen der Pallisaden treten und diese ohne Mühe überspringen können. Bei der

Vertheidigung wird die Pallisade besetzt, das Umbauen oder Ausheben derselben zu hindern, wozu auch die im obern Stock stehenden Schützen mit Eisig angewendet werden. Große Steine und Balken auf dem Boden des Hauses, dessen Dach heruntergeworfen worden, dienen zur Vertheidigung des Mauerneiges. Die Alten haben oft mit Vortheil siedendes Wasser oder ungelöschten Kalk dazu angewendet. Die Ruern verlassen sich wol zu sehr auf ihr Hüntenfeuer, dessen Wirkung nicht allzeit der Erwartung entspricht, und auf tüchte Angreifer gar keinen Eindruck macht. Die Gartenmauern werden nach Beschoffenheit ihrer Stöße und Höhe mit Schießböhmen durchbrochen, oder hinten mit Gerüsten zum Überschießen versehen. Die auf solche Art eingerichteten Häuser am Eingange des Dorfes Langfur leisten in der letzten Belagerung von Danzig 1813 einen dauernden Widerstand, bis die Belagerte sie endlich mit Geschütz beschossen und dadurch die Besetzung, nöthigen, sie zu verlassen. Rückten auch die Angreifer mit steter Entschlossenheit an, sie wichen jedesmal zurück, sobald sie in das nahe Feuer der renenlichten Gartenmauer kamen. Ebenso verhielt es sich mit den besetzten Dörfern in der Schlacht bei Leipzig 1813 und mit der Kierrei Hongomunt, jene konnten nur durch wiederholte Angriffe der Kärntner erobert werden, und die letztere ward von den Engländern nicht eher verlassen, bis sie die französischen Granaten angezündet hatten.

Finden sich Waldungen, große Baumpflanzungen, Allen von Obstbäumen oder Weiden in der Nähe, können sie bei der Barrirabirung eines Dorfes sehr zweckmäßig zu einem Verbaue benutzt werden. Am vortheilhaftesten ist diese Verschanzungsort in Gebirgsgegenden, wo fast gewöhnlich das nöthige Holz in der Nähe und in hinreichender Menge vorhanden ist, und wo auch die Pflanzen des Verbaues öfter durch fleile Vergründe oder durch Fellenwände gesichert werden können. Man sollte hier nie unterlassen, dieses nöthige Mittel zur Versperren der Zugänge und Erschwerung des Angriffes anzuwenden. Lindemau u. a. D. empfiehlt daher ihre ausgedehnte Anwendung, welches jedoch dahin zu beschränken ist, daß der Verbau in einer angemessenen Nähe mit Geschütz und kleinem Gewehr beschoffen werden kann, um den Feind an dem nicht sehr schwierigen Aufstrome des Verbaues zu verhindern. Hat man große Egen, Arte und Arbeiter genug, dann lassen sich binnen sehr kurzen eine Anzahl Eßnungen zu Stande bringen, daß die Infanterie mit ganzen Bügen hindurch marschiren kann. Im nahen Feuer würde dies jedoch viel Leute kosten, den Verbau aber durch Kanonen zu effnen, ist ebenso wenig ausföhrbar, und erfordert viel Geschütz und Munition. Die Kärntner und Preußen haben sich daher der Verbaue in ihren Kriegen in Böhmen, Sachsen und Schlesien häufig bedient.

Andere Annderungshindernisse, Fladminen, künstliche Überschwemmungen u. dergl. sind für die Dorfsescheite nicht wohl anwendbar; sie erfordern Vorbereitungen, zu denen Geizigkeit und kundige Arbeiter fehlen. Störke und zweckmäßig aufgestellte Reserven sind hier



unter jeder Bedingung das beste Vertheidigungsmittel. Sie setzen sich dem eindringenden Feinde mit Nachdruck entgegen, wenn es ihm gelungen ist, die einzelnen Vertheidiger des Umlanges und der an den Eingängen liegenden Häuser zu überwinden; sie müssen seine Vorstöße hemmen, ihn um jeden Preis wieder zurückzuweisen suchen, sobald er den Angriff von Neuem beginnen muß. Die neuesten Kriege stellten eine große Anzahl merkwürdiger Beispiele von Dargesehten auf — die leipziger Schlacht bestand aus einer Reihe derselben — wo mehrere Angriffe mit der größten Erbitterung unternommen und mit Ausdauer geführt, an der unerschütterten Gegenwehr der Vertheidiger scheiterten, — diese nur mit Mühe und durch große Opfer zu besiegen vermochten. Die Franzosen zeigten sich immer besonders geschickt in dieser Art des Krieges, die besonders in den Heftigkeiten auf der pyrenäischen Halbinsel ausgebildet, von ihnen auch zu den übrigen Völkern überging, zu der sich aber auch früher schon die ungrische Infanterie der Kaiserreich mehr geeignet erwies. (v. Hoyer.)

**DORFGILL**, evangelisches Filialdorf im großherzogt. Hess. Kreise Hannen, drei Stunden von Hungen und dem Fürsten von Solms-Knaufsfeld gehörend. Es hat 68 Häuser und 330 Einw., eine Kirche und ein Rathhaus. Schon unter den Karolingern erwarben hier die Klöster Ferich und Fulda Güter. Der Ort hieß damals Wullen. (G. Landau.)

Dorfhagen, f. Hagen.

**DORFITTER**, Filialdorf im großherzogt. Hess. Kreise Bühl, auf beiden Seiten der Aar, hat 40 Häuser und 260 evangel. Einw., sowie eine Kirche, eine Schärrel und zwei Wäldchen. Im J. 1126 wird der Ort zuerst genannt. Schon im 13. Jahrh. besaßen es die von Edwenstein, von denen es an die Familie Gaurgrebe kam, welche es im J. 1589 nebst allen Zubehörungen an den Landgrafen Ludwig IV. von Hessen-Marburg verkaufte. (G. Landau.)

**DORFKEMMATHEN**, ein protestantisches Pfarrdorf im Bezirke des Landgerichts Dinkelsbühl vom Reichskreise des Königreichs Baiern, im Thal an der Sulzach gelegen, mit 68 Feuerstellen und 85 Familien. Es war der Stammsitz des altfränkischen adeligen Geschlechts der von Kemmaten, welches gegen Ende des 15. Jahrh. erloschen ist. In ältern Zeiten war dasselbst ein Franciskanerkloster, welches zur Zeit der Reformation eingegangen ist. Der noch vorhandene Klosterhof, sowie der sogenannte Klostergarten haben jedoch noch von selbigem ihren Namen. Auch die Spenteln von Arberg waren zu Dorfkemmaten begütert. Im J. 1303 gab Bischof Konrad II. zu Eichstätt, Heinrich Schenken von Arberg eine Curiam dasselbst zu Lehn (Falkenstein, Cod. dipl. Nordgau. p. 118), f. Th. IV. dieser Encyclop. S. 215. Nr. 25. (Fenkohl.)

**DORGOSS**, ein großes, zum bulgar. Rentamt gehöriges Dorf im Banat, und zwar im lipparer Gerichtskreise der temeser Spenschaft, im Kreise jenseit der Theiß oberungarns, am westlichen Ende der großen ungrischen Ebene, nächst Déjazgeni in wellenförmiger,

hügeliger Gegend gelegen, 1½ Meilen südostwärts von dem Markte Lippa entfernt, von Waldungen rings weit und breit umgeben, mit einer nicht unriten griechischen Pfarre und Kirche, 127 Häusern, 697 walachischen Einwohnern, die, mit Ausnahme von drei Katholiken, sich sämmtlich zur nicht unriten griechischen Kirche bekennen, und einer Kolbrennerei. (G. F. Schreiner.)

**DORHEIM**, 1) kurheffisches, zur Provinz Hanau gehörendes Justizamt, liegt abgesondert von dem Kurstaate, mitten im Großherzogthume Hessen und fließt südlich an die Stadt Friedberg. Es ist das kleinste kurheffische Amt, und besteht aus zwei Marktflecken und zwei Dörfern, Dorheim, Raubheim, Schwalheim und Alldeden, und zählt 425 Häuser und 2500 Einw. Sein fruchtbarer Boden wird durch die Wetter und Ubach bewässert. Die vorzüglichsten Erwerbsquellen bieten die schöne Saline zu Raubheim und der Mineralbrunnen zu Schwalheim. Die Grafen von Hanau brachten es im J. 1578 von den königlich-sächsischen Erben durch Kauf in ihren Besitz.

2) Wohlgebauter Marktflecken und Hauptort eines zur Provinz Hanau gehörenden Justizamts an der Wetter, hat 119 Häuser, 660 Einw. und zwei Kirchen. Das Patronat der Kirche gehörte im J. 1252 dem Kloster Betters, in der spätern Archidiaconatsregirung wird sie aber als ein Filial der Kirche St. Johannisberg beschrieben. Unmittelbar am Flecken liegt eine mit Mauern und Gräben versehene Burg, welche der Familie Rau von Halshausen gehörte und jetzt zum Amtsaufse dient. (G. Landau.)

**DORIA**, ein edles Geschlecht in Genua, welches seit dem Anfange des 12. Jahrh. eine große Menge berühmter Helden, Staatsmänner und Kirchenfürsten zu seinen Mitgliedern zählt, die nicht nur einen wichtigen Einfluß auf die Regierung ihres Vaterlandes ausgeübt haben, sondern auch bei den Begebenheiten der andern italienischen Staaten vielfach theilhaftig gewesen sind. Bis zum Anfange des 16. Jahrh., in welchem der große Andreas Doria sich einem weltbürischen Namen und seinem Stamme die Fürstenwürde erwarb, treten aus diesem Hause folgende Personen als ausgezeichnet in der Geschichte ihres Vaterlandes hervor. Antanius Doria, der im J. 1154 nebst noch drei andern Patriern zum Consul von Genua gewählt wurde. Er nahm jedoch diese Würde nur vom Vail und Bischof gewungen an, wol deshalb, weil ihm, dem vornehmsten Patrier, der Einfluß des Vailen auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht zusagte. Während seiner Amtsführung gelangte Genua's Schifffahrt und Handel zu hoher Blüthe. 3) Ansaldo Doria, der im J. 1155 als Gesandter nach Sicilien ging und mit dem Könige Wilhelm einen für seine Vaterstadt vortheilhaften Bundes- und Handelsvertrag schloß. Andreas, wahrscheinlich ein Bruder Ansaldo's, vermählte sich im J. 1166 mit der Tochter und Erbin des zum König erhobenen Großrichters Dorica von Arborea, und nahm als dessen Erbe den Besitz eines großen Theils von Sardinien in Anspruch; auch wurden

ihm Gagliari und mehre Gebiete zugesprochen. Nikolaus Doria zeigte große Anhänglichkeit an den Kaiser Heinrich V., und bewog die Genueser gegen den Willen ihres Podesta Marcellino eine Flotte nach Sicilien zu senden, die er beschligte. Nach seiner Heimkehr mit der Flotte erregte er Unruhen in Genua, demüthigte sich im J. 1197 des erzbischöflichen Palastes und wollte den Podesta absetzen, doch ließ er sich von seinen Freunden überreden, die Waffen niederzulegen. Als darauf Mißthellenen zwischen Genua und Sicilien ausbrachen, da schloß Nikolaus Doria mit der Königin Constantia einen für Genua vortheilhaften Frieden. In dem Jahrhunderte sahen Partienkämpfe der Guelken und Gibellinen gehörten die Doria mit seltenen Ausnahmen Rets zu den Letztern, daher wurden sie von den Kaisern als deren treue Anhänger hochbegünstigt, und erwarben auch für ihre Vaterstadt wichtige Vorrechte.

Perceval Doria wurde vom Könige Manfred im J. 1260 zum Generalvicarius des Mark Ancona, des Herzogthums Spoleto und der Romagna ernannt, und strebte das Ansehen Manfred's zu verdienen. Er eroberte die Festungen Naro di Valle, San Cipibio, San Ginnesio und schloß sie; darauf beandachtigte er Racetrata und Reconati, und nahm dann Telesimo, Fermo, Ancona, Adosio und Sesi. Der Kesse des Papstes, Anniball, wollte eine Streikflotte gegen Manfred's Heer aufbringen, Perceval Doria ließ ihm keine Zeit dazu, sondern eroberte auch Sinigaglia und Fano. Als er darauf von Manfred nach Sicilien berufen wurde, setzte er seinen Neffen Rainald zum Generalvicarius ein, der den Paps nicht weniger ängstigte. Manfred hat besonders dem damals schon so mächtigen Hause Doria den glücklichen Erfolg seines Kampfes gegen den Paps zu danken, denn die Doria waren mit den vornehmsten italienischen Adligen befreundet, und bewogen sie, auf die Seite des Königs zu treten. Als im J. 1266 die genuesische Flotte von der venetianischen bei Terpani erobert worden war, segelte Derto Doria mit einem neuaußgerüsteten Geschwader nach Candia, eroberte und plünderte Ganea, nahm viele venetianische Schiffe und brachte eine große Anzahl Gefangene mit zurück \*).

Zu dem Kreuzzuge Königs Ludwig IX. von Frankreich gaben die Genueser 10,000 Mann und eine ansehnliche Flotte, die Ansaldo beschligte. Die Flotte wurde durch Sturm vernichtet. Gleich darauf entsandten in Genua Unruhen, weil Lucas Grimaldi sich zum Podesta aufgedrungen hatte. Das Volk vertrieb ihn und wählte den Derto Doria und den Derto Spinola zu Capitainen und vertraute ihnen die Herrschaft an. Dergleich ein Niebzer als Abt zum Erzbischof des Oberhauptes des Volkes war, so befand sich die öffentliche Gewalt doch in den Händen der beiden Capitaine. Grimaldi begann einen Krieg gegen Genua, doch Derto Doria verteidigte sich mit Muth gegen sie und stellte ihnen auch den Nikolaus Doria, seinen Bruder, entgegen, der

gleichfalls siegreich stritt. Auch gegen den König Karl von Neapel, der Genua von Frankreich aus angriff, foht Derto glücklich. Er bestieg selbst die Flotte und beunruhigte die Küsten der Provence. Die Doria hielten es als Gibellinen mit den Hohenstaufen, und einzelne traten auf die Seite ihrer Gegner. Simon Doria lebte als Karl's I. Gesandter an dem Hofe zu Neapel, und Perceval Doria, der sich als Gelehrter und Dichter auszeichnete \*), war dieses Königs Statthalter in Anagnon und Arles. Es starb im J. 1276 zu Neapel. Derto Doria beherrschte mit Spinola gemeinschaftlich Genua unumschränkt. Da die Familie Bieschi aus Genua verbannt war, so wurde dieser Freistaat auf Petried des Cardinals Ottobon de Bieschi vom Paps Gregor X. im J. 1270 mit dem Banne belegt, doch bewirkte dieses keinen Vortheil für die Bieschi. Als aber dieser Cardinal unter dem Namen Innocenz V. Paps wurde, da hob er den Bann auf, worauf zwar eine Versöhnung zwischen den feindlichen Familien zu Stande kam, doch blieben Doria und Spinola am Ruder, und da dies die Bieschi und Grimaldi nicht dulden wollten, so wanderten sie wieder aus. Derto Doria wurde von dem Volke so geliebt, daß ihm die erbliche Herrschaft von Genua nicht entgangen wäre, wenn ihm die Spinola nicht entgegen gewesen wären. Gleichzeitig mit ihm lebte Jakob Doria, der von dem Senat den Auftrag erhielt, eine Geschichte des Freistaats zu schreiben. Während Derto Doria an der Spitze der Regierung von Genua stand, kam es zwischen Genua und Pisa zum Kriege, weil letztere Stadt mit Karl von Neapel im Bunde stand. Derto Doria und sein Sohn Konrad beschligten die genuesische Flotte und erfochten zwei große Siege über die Pisaner, den letztern am 2. April 1284, in welchem 11,000 Pisaner gefangen genommen wurden, und die Seemacht von Pisa für immer zu Grunde gerichtet wurde. Unter Derto's Regierung hoch sich die genuesische Seemacht so sehr, daß sie ihres Gleichen in Italien nicht hatte. Im J. 1288 legte endlich Derto Doria die Regierung nieder und sein Sohn Konrad wurde neben Derto Spinola als Capitain auf fünf Jahre erwählt; doch nahmen sie nur auf drei Jahre die Aemter an, um keine Eifersucht zu erregen. Dessenungeachtet stifteten die Adligen schon in dem folgenden Jahre einen Aufruhr an, und beachten es dahin, daß auswärtige Adelige zu Capitainen gewählt wurden; doch erzielten Konrad Doria und Derto Spinola jeter 3000 genuesische Pfand als Ehrengeschenk. Ein Krieg, der im J. 1294 zwischen Venedig und Genua ausbrach, gab dem Hause Doria Veranlassung, seinen Einfluß auf die Regierung des Freistaats auf Neue zu beschließen. Derto Doria wurde zum Admiral der Genueser ernannt, er konnte aber nichts von Bedeutung ausrichten, weil die Grimaldi und ihre Anhänger nicht unter ihm dienen wollten. Davon nahmen aber die Doria und Spinola Anlaß, die Grimaldi und ihren Anhang aus der Stadt zu vertreiben.

\*) De Reet, Venetianische Staatsgeschichte. 10. Bd. Cap. I. §. 10.

\*) Er schrieb: *Traité de la guerre de Charles Royet du Tyrant Maindroy, und ein Gedicht: Fine folle et amour.*

Dieses geschah nun in Folge eines blutigen Kampfes, nach dessen Verwundung Konrad Doria und Konrad Spinola wieder zu Capitainen von Genua gewählt wurden. Während dieser Unruhen hatten die Venetianer die Niederlassungen Genua's am schwarzen Meere geplündert. Dieses zu rächen rüstete Genua eine große Flotte aus und übergab sie dem Befehle des Lamba Doria. Er segelte mit 18 Galeeren ins adriatische Meer. Venedig's Flotte, 90 Galeeren stark, unter Dandolo's Befehle, zog ihm entgegen. Am 8. Sept. 1297 kam es zur Schlacht, die Doria völlig gewann, den Feinden 68 Schiffe verbrannte, 18 eroberte und 7000 Gefangene machte, unter denen auch Andreas Dandolo war; doch hatte auch die genuesische Flotte so sehr gelitten, daß sie in dem Jahre nicht wieder in See gehen konnte.

Die Häuser Doria und Spinola waren getreue Bundesgenossen des Königs Friedrich von Sicilien, der auch aus dem Hause Doria seinen Großadmiral wählte. Die lange Eintocht zwischen den Häusern Doria und Spinola wurde endlich unterbrochen. Die Doria wollten im J. 1306 die Spinola stürzen, bildeten eine Partei der sogenannten Verwundten und geissen sie den Bassen; sie wurden jedoch überwunden und mußten die Stadt verlassen. Das Volk aber wählte den Barnabo Doria, der an der Empörung keinen Antheil genommen, und den Drippo Spinola zu Regenten. Erstere wurde von Spinola im J. 1308 verdrängt, der nun die Alleinherrschaft besaß, doch Doria verbündete sich mit den Fieschi und Grimaldi, und bemächtigte sich der Herrschaft wieder. In den Bürgerkriegen, die während des 14. Jahrh. Genua, sowie die andern italienischen Staaten, zerrütteten, standen die Doria stets an der Spitze der Ghibellinen, daher sie auch die Unterstützung der deutschen Kaiser und aller italienischen Ghibellinen erhielten, wogegen sie von dem Papst und den Königen von Neapel angefeindet wurden. So wurden die Ghibellinen von Matthäus Visconti von Mailand unterstützt, wogegen Genua vom J. 1319 an eine vierjährige Belagerung vom Könige Robert von Neapel aushalten mußte. — Endlich wurde ihm zwar die Oberherrschaft über die Stadt zugesandt, zu deren völligen Besitze er jedoch nicht gelangte, da sich ihm die Ghibellinen nicht fügten. Diese erhielten endlich wieder das Übergewicht und wählten im J. 1335 den Rafael Doria und den Galeotto Spinola zu Capitainen. Eward Doria erhielt aber den Befehl der Flotte und ersocht wichtige Siege über die Aragonier. In einem Volksaufstand im J. 1339 wurde aber Rafael abgesetzt und verließ die Stadt. Mit ihm zugleich verlor der Adel die Herrschaft, deren sich nun das Volk bemächtigte, und einen Dogen aus den Plebejern wählte; doch schon im J. 1344 kehrten die Adligen zurück und die Doria standen mit den Spinoli, Grimaldi und Fieschi wieder an der Spitze der Herrschaft. Die Erlangung dieser Herrschaft ging nicht ohne Blutvergießen ab; auch blieb das Übergewicht der Adligen nicht unangefochten. In diesem Kampfe zeichnete sich besonders Anton Doria aus. In dem darauf folgenden Kriege Genua's gegen Venedig und Aragonien rüsteten die Genueser eine Flotte

aus und sandten sie unter Paganini Doria's Befehle gegen Venedig, der das griechische Küstenland beunruhigte und darauf Negroponte belagerte, doch wegen der tapfern Vertheidigung des Nikolaus Pisani es nicht erobern konnte. Einen zweiten Kriegszug unternahm Philipp Doria im October 1350. Er verkehrte die Insel Negroponte und eroberte 23 venetianische Galeeren. Nachdem aber die Genueser ein anderes Seetreffen, bei welchem ihre Flotte vom Grimaldi beschlagnahmt wurde, verloren hatten und auch von Aragonien zugleich angegriffen wurden, sahen sie sich genöthigt, der Seuchterfahrschiff Mailands sich zu unterwerfen. Diese Oberherrlichkeit wurde aber nur, so mild sie auch war, mit Widerwillen getragen und die Genueser trachteten durch Siege zur See ihr verlorenes Ansehen wieder zu erhalten. Dazu verhalf ihnen der tapfere Paganini Doria. Er segelte mit 33 Galeeren aus, ließ drei davon gegen Poros abgeben, drei reichbeladene Schiffe wegnehmen und dann die Stadt plündern und verbrennen. Darauf suchte er die venetianische Flotte auf, traf sie bei Portolongo, schlug und vernichtete sie den 4. Nov. 1354 beinahe völlig. Er kehrte mit einer unermesslichen Beute und 5000 Gefangenen in sein Vaterland zurück. Paganini starb bald nach diesem Siege, dessen Folge ein vortheilhafter Friede mit Venedig war. Noch aber war Genua mit Aragonien wegen Cardinen im Kriege. Philipp Doria wurde mit 15 Galeeren ausgesandt, um die aragonischen Plätze in Cardinen zu erobern; als er sie aber zu stark besetzt fand, segelte er nach Tripoli, eroberte diese Stadt und machte eine unermessliche Beute an barrem Geld und an Sklaven. Die Nachricht von diesem Übersalle verursachte in Genua einen großen Schrecken, weil zu vermuthen stand, daß die Muhammedanischen Mächte, mit denen die Genueser in Handelsverbindungen standen, die Plünderung und Eroberung von Tripoli rächen würden; doch der König von Tripoli wurde von seinen eigenen Glaubensgenossen geholt, und so verkaufte Philipp zu seinem und seiner Streitgenossen Vortheile die Stadt Tripoli an einen Muhammedanischen Fürsten für 50,000 Goldducaten. Darauf ersocht er mehrere Siege gegen die Aragonier in Cardinen. Matthäus Doria suchte auch mit dem glücklichen Erfolge gegen die Aragonier, erklärte dieselb. im J. 1356 das feste Schloß Doria, und eroberte einen großen Theil der Insel. Im J. 1372 gerief ein Paganini Doria, der Ballo aus Espren war, bei der Krönung des Königs mit dem Ballo Maffiotti von Venedig wegen des Vorrangs in Streit und wurde ermordet. Der Haß der beiden Feindstaaten erhielt dadurch neue Nahrung und bald begannen die Feindseligkeiten wieder. Lucion Doria erhielt im J. 1379 den Oberbefehl über die Flotte und segelte damit ins adriatische Meer, um Venedig völlig zu vernichten. Er eroberte den Hafen von Zara, schloß dann alle Zugänge zu Venedig ab, welches er selbst zu erobern suchte. Der berühmte Seeheld Pisani bot ihm eine Schlacht an, die am 7. Mai auch statt hatte. Doria blieb Sieger, machte 2400 Mann gefangen und eroberte 15 Galeeren und sieben Transportschiffe mit einer unermesslichen Beute an Geld und Was-

sen. Einen zweiten Sechser ersocht Lucian Doria bei Doria, allein er verlor dabei das Leben. Nun übernahm Androsio Doria den Befehl der Flotte und setzte Venedig durch seine Eroberungen in Schrecken. Er hatte sich mit Peter Doria vereinigt, der gleichfalls als Seeheld glänzte und nach Androsio den Oberbefehl der Flotte übernahm. Letzterer brachte durch seine kühnen Angriffe Venedig dem Untergange nahe und wies die Gefandten dieses Reichthums voll Übermuth zurück, als sie demüthig um Frieden baten und ihm selbst die Bedingungen zu bestimmen überließen. Er verlor im J. 1380 sein Leben durch eine Bombe, und mit seinem Tode nahm das Kriegsglück der Genueser zur See auf lange Zeit ein Ende. Die Vermählung des Hilarius Doria mit der Tochter des griechischen Kaisers Emanuel im J. 1397 bewies, in welchem hohen Ansehen das Haus Doria schon damals stand. In den Unruhen, die von jetzt an Genua zerrütteten, waren die Doria als Häupter der Ghibellinen betheiligt, besonders that sich Gova Doria hervor und war mit Veranlassung, daß sich Genua der Schutzherrschaft Frankreichs unterwarf; als aber die Franzosen die Quellen mehr als die Ghibellinen begünstigten, da waren es die Doria und Spinoli wieder, unter deren Leitung die Genueser im J. 1409 einen Aufstand erregten und der Herrschaft der Franzosen ein Ende machten. Von nun an traten die Doria auf eine ziemlich lange Zeit in den Hintergrund der Begebenheiten ihres Vaterlandes, welches nach wie vor den Partikämpfen zerstückelt wurde. Zwar übten sie dabei nicht untheilhaftig, doch spielten sie keine entscheidende Rolle darin, da die Fieschi ein überwiegendes Ansehen in der Republik behaupteten. — Während der Zeit machte sich Andreas Doria, ein Dominikaner, nach Eingen als Bischof von Andros, in der gelehrten Welt einen Namen. Er schrieb *Sermones varios et Tract. brevem de Censuris* <sup>1)</sup>. — Mittlerweile hatte Genua im J. 1458 sich in französische, darauf aber, nachdem es Frankreich Besetzung verweigert, in mailändischen Schutz begeben. Als der mailändische Statthalter Pallavicini im J. 1475 vertragswidrig neue Festungswerke anlegen und deshalb eine Menge Bürgerhäuser niederreißen lassen wollte, da gerieth Lazarus Doria das Geiß, welches die Befestigungslinie bezeichniete, und der Statthalter wagte es nicht, ihn deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Als darauf im J. 1477 Matthäus Fieschi sich gegen den mailändischen Statthalter empörte, da vereinigte sich Peter Doria mit ihm und unter den acht Personen, denen die Regierung des Staats anvertraut wurde, befand sich Gova Doria. In den Kämpfen, die nun zwischen den Adorni und Fresco erfolgten, waren Lazarus, Johann und Gova Doria auf Seite der Letztern, zeichneten sich auch nebst Matthäus und Ludwig Doria in der blutigen Schlacht gegen die Mailänder am 9. August 1478 aus. Mit großer Thätigkeit wirkten die Doria dem mailändischen Einslug auf Genua entgegen; so Johann, der im J. 1483 die Fieschi davon abwendig machte, so Lucas, der im

J. 1495 eine mächtige Partei für Frankreich gewann. Siebzehn bekämpfte dieses Haus die überwiegende Macht einzelner adeligen Familien seines Vaterlandes, doch ebenso entschieden widerlegte es sich auch der Volksherrschaft, in deren Bekämpfung Visconti Doria, ein verteilvoller Mann, im J. 1506 bei einem Aufstande erschlagen wurde. Immerfort hatten die Doria, ihrer großen Verdienste um den Staat ungeachtet, zahlreiche Widersacher unter ihren Mitbürgern, die die reine Bürgerthum des alten Andreas Doria den Gegnern seines Hauses allen Grund, es ferner anzusehnen, benahm <sup>2)</sup>. (Rauschnick).

DORIA, 1) Andreas, der berühmteste Seeheld seiner Zeit, und sowohl in Hinsicht seines Charakters als seiner Thaten einer der ausgezeichnetsten Männer des 16. Jahrhunderts, war ein Sohn des in den Bürgerkriegen Genuas bekannt gewordenen Gova Doria, des Mitglieds der Herrschaft Dneglio, eines mit geistigen und körperlichen Vorzügen hochbegabten Mannes, und wurde am 30. November 1468 in der Stadt Carrascosa geboren. — Eine lange Reihe berühmter Vorfahren, der Glanz seines Geschlechts und die wichtige Rolle, die sein Vater in der Republik spielte, das Alles verpflichtete den talentvollen und sorgfältig erzogenen Jüngling, so früh als möglich eine thätige Laufbahn zu betreten; doch fand er Anfangs dazu in seinem Vaterlande keine Gelegenheit, weil die darin wüthenden Partikämpfe es um seine Selbstständigkeit gebracht hatten, und die vornehmsten adeligen Familien sich an Mailand anschließen mußten, um sich gegen das Volk, welches ihnen allen Ansehen an der Regierung entreissen wollte, behaupten zu können. In seinem 19. Jahre begab Andreas Doria sich nach Genua, bald darauf aber nach Rom zu seinem Verwandten Dominicus Doria, einem Feldherrn des päpstlichen Heeres, der ihn ehrenvoll aufnahm und mit großer Sorgfalt seine fernere Ausbildung leitete. Er dagegen diente demselben in dessen häuslichen und Militärangelegenheiten mit großer Treue. Als nach Innocenz' VIII. Tode die Lage der Dinge in Rom sich änderte, begab sich Andreas Doria an den Hof des Herzogs Friedrich von Urbino, damals eine Freistadt vieler geistreichen und tugendhaften Männer, durch deren Umgang der Charakter Doria's seine Vollendung erhielt. Von da ging er nach Neapel, um dem Könige Ferdinand seine Dienste anzubieten. Er wurde bei dem Heere des Herzogs Alfonso von Calabrien angestellt. Nachdem dieser den Thron bestiegen, nahm er den Doria in seine Leibwache auf, und dann sandte er ihn mit dem Prinzen Ferdinand dem Jüngern gegen Ludwig Sforza. Doria erwarb sich in dem Dienste des Hauses Aragonien das Lob eines tapfern Kriegers und einsichtsvollen Führers. Als König Alfonso von den Franzosen vertreiben nach Sicilien flüchten mußte, nahm er den Doria mit sich, der diesen Monarchen auch in seinem Unglücke nicht verlassen wollte.

<sup>1)</sup> *Folietta et Justiniani, Anales Gen. Sigonius, Vita Doriae. Simonde de Simonde, Histoire des Républiques Italiennes du moyen age. J. B. de Vert, Gesch. von Italien. Et Bret, Historische Etüden.*

<sup>2)</sup> *Eckard, Bibl. Doria, T. I. p. 790.*

Darauf that er eine Wallfahrt nach Jerusalem, besuchte alle Andachtsörter des heiligen Landes und erhielt daseibst den Ritterorden des heil. Grabes. Bei seiner Rückkehr hatte König Ferdinand, von Aragonien unterstützt, den Krieg gegen Frankreich zur Wiedereroberung von Neapel begonnen, und der aragonische Feldherr Gonzalvo setzte, nachdem er die Franzosen vertrieben, auch Rom in Schreden, wo damals der Präfect Johann von Rovere die Verteidigungsaufgaben leitete. Dieser war mit dem Hause Doria befreundet und hatte dem Andreas Doria viele Gefälligkeiten erwiesen. Deshalb entschied der Letztere sich, ihm gegen Gonzalvo beizustehen, rüstete auf eigene Kosten eine kleine Schar Reiter und begab sich zu Rovere, der ihm die Feste Rocca Guglielma zur Vertheidigung anvertraute, von wo er als Parteigänger den Aragoniern vielen Schaden zufügte. Bemerkenswerth ist es, daß dieser große Mann, der durch seine Heldenthaten auf dem Meere und durch seine Weisheit als Staatslenker einen unsterblichen Ruhm errungen hat, sich in seinen jüngern Jahren, ausschließlich dem Kriegsdienste zu Lande widmete und von aller Abtheilung aus dem Staatsangelegenheiten fern hielt. Als in den Bürgerkriegen Genua's die Adligen von dem Volk aus der Stadt verjagt worden waren und in Savona über die Art und Weise in ihr Vaterland zurückzukehren berathschlagten, ging auch Doria dahin. Darauf wurde er zum Generalcaptain ernannt und nach Genua gegen den Manuccio geschickt, der sich an die Spitze der Empörer gestellt hatte. Dagegen Doria nur 200 Mann Fußweil und 40 Reiter besetzte, so übermüthigte er doch die Empörer und stellte die Ruhe auf der Insel wieder her. Diese ausgezeichneten Thaten in dem Landkriege öffneten ihm den Weg zum Ruhm im Seebienste. Als im J. 1511 die Franzosen jaglich mit der Partei der Adorni aus Genua verjagt, und die Fregats, denen Doria anhing, hergeschickt wurden, zeichnete er sich ebenfalls durch viele bewundernswürthe Thaten aus. Er erlangte dadurch, und auch durch sein geschicktes Benehmen, eine solche Gunst bei seinen Mitbürgern, daß, als im J. 1513 ein neuer Befehlshaber über die Galeren ernannt werden sollte, die einstimmige Wahl ihn traf. Noch besaß er nicht die nöthige Kenntniß vom Seebienste, doch in Kurzem machte er darin so glänzende Fortschritte, daß er zu dem ersten Admiral seiner Zeit glich. Bald erhielt er Gelegenheit, sein Talent für den Flottenbefehl zu zeigen. Zur Sicherheit Genua's war es notwendig, den Franzosen die noch von ihnen besetzten festen Plätze zu entreißen, und vor Allem sollte ihnen die Citadelle genommen werden, die bei dem Capo di Fano erbaut hatten. Die Belagerung erfolgte; allem als die Besatzung schon aufs Äußerste gebracht war, gelang es einem französischen Fahrzeuge durch die genuesische Flotte durchzubrechen und den Belagerten Verstärkung zuzuführen. Doria entschloß sich aber schnell, segelte in den Hafen, eroberte unter dem Kanonen der Belagung das Schiff und bewirkte dadurch die Uebergabe der Festung. Durch die Unterstützung seiner Freunde in den Stand gesetzt, vier Galeren auf eigene

Rechnung auszurüsten<sup>1)</sup>, verfolgte er mit diesem kleinen Geschwader die Seeräuber ohne Rast und brachte durch die von ihnen gemachte Beute ansehnliche Reichthümer zusammen; mit den Galeren der Republik aber reinigte er nicht nur den Golf von Genua von den Piraten, sondern setzte diese so in Furcht, daß sie nicht mehr so dreist, wie bis dahin die italienischen Küsten durch häufige Plünderungen verheerten. Kurz nach der Einnahme von Fano änderte sich zwei Mal die Regierung Genua's, da in diesem Jahre selbst die Herrschaft von den Fregats zu den Adorni überging. Als nun Antonio Adorno und Hieronimo, sein Bruder, den Janus Fregoso mit Hilfe des Königs Ludwig, der zum zweiten Male mit neuen Streitkräften in Italien gelandet war, aus der Stadt vertrieben hatte, brachte Doria in diesem Unfalle den Fregoso mit der größten Schnelligkeit glücklich nach Spezia. Aber in weniger als einem Monat, als die Adorni mit den Waffen der Liga verjagt worden waren, bemächtigte sich Ottaviano Fregoso der Stadt. Janus Fregoso hatte Anfangs mit dem alten Titel eines Dogen die Republik regiert; als er aber nachher erbedachte, daß die Adorni und Fieschi mit der Liga heimlich unterhandelten, ihn aus der Stadt zu jagen, so änderte er die Verfassung Genua's, unterwarf es der Schutzherrschaft des Königs von Frankreich und regierte mehrere Jahre unter dem Titel eines königlichen Statthalters. In dieser Veränderung hatte Andreas Doria mitgewirkt, weil er überzeugt war, daß nur unter dem kräftigen Einschreiten einer fremden Macht den Unruhen, durch die sein Vaterland unaufrührig zertrütert wurde, ein Ziel gesetzt werden könne. Von dieser Ansicht geleitet widmete er selbst dem Könige von Frankreich seine Dienste. Anfangs nur mit seinen eignen Galeren und als Befehlshaber der genuesischen Schiffe, dann aber wurde er im J. 1524 zum Admiral der französischen Galeren ernannt und that mit den vereinigten genuesischen und französischen Schiffen der spanischen Seemacht vielen Abbruch. Seiner wichtigen Dienste ungeachtet, die er Frankreich leistete, behandelten ihn die französischen Minister, nachdem Franz I. im J. 1525 bei Pavia gefangen genommen worden, mit so großer Bezingung, daß er sich dadurch bewegen ließ, Frankreich den Dienst aufzusagen. Papst Clemens Franz, mußte ein geheimer Bundesgenosse des Königs Franz, mußte Doria's Beeth besser zu würdigen, und damit er nicht zum Kaiser übertritten möchte, so nahm er ihn mit acht Galeren zum Schutze der Küsten des Kirchenstaats gegen einen Jahrgang von 35,000 Dukaten in Dienste. Der Papst stiftete nun eine Liga mit Frankreich und Venedig gegen den Kaiser, und wollte mit einer Flotte, wozu er selbst 11, Venedig 13 und Frankreich 16 Schiffe stellte, das königreich Neapel überfallen. Doria sollte den Oberbefehl dieser Flotte übernehmen. Doch König Franz durch seine Minister gegen diesen eingenommen,

1) Ein von dem Vater ererbtes betrübtes Vermögen hatte er größtentheils in Dienste des Königs von Neapel und des Meeres vergraben, ohne dafür entschädigt worden zu sein. C. Della Vita e Fatti di Andrea Doria da Pompeo Aranello, p. 23. 2) De Bret, Geschichte von Italien. 7. Bd. S. 461.

wollte dem Peter Roberto den Oberbefehl anvertrauen. Die Flotte vereinigte sich im Hafen von Civita vecchia und erschien unter Doria vor Genua, nachdem die Franzosen Savona besetzt hatten, konnte aber nichts ausrichten, weil König Franz I. sie nicht zu Lande unterstüzte. Wie unpolitisch das Verfahren Frankreichs auch war, so thatigigte sich doch der Papst zu dessen Vortheil, und in seinem Sinne handelte Doria. Diesen zurückzubringen wurde Clemens zwar durch einen mit dem kaiserlichen Feldherrn Moncada geschlossenen Waffenstillstand gehindert, doch bald erschien Doria mit sechs Galeeren vor Genua, um diese Stadt den Spaniern, die sie seit dem J. 1523 im Besitze hatten, wieder zu entreißen. Während Doria Genua von der Seeseite belagerte, war der Vizekönig Cannus mit einer Flotte aus Gortopago ausgelaufen, traf ihn an der corthischen Küste und brachte ihm bei Gode monte einen großen Verlust bei. Darauf setzte er die Belagerung von Genua fort, hielt aber auch Civita vecchia besetzt und vertheiligte diesen wichtigen Hafen gegen die Kaiserlichen. Nachdem diese Rom erklumt und den Papst zum Friedensvertrage gezwungen hatten, sollte Doria auf päpstlichen Befehl Civita vecchia an die Kaiserlichen übergeben, er weigerte sich aber dessen, bis ihm 14,000 Dukaten, die er von dem Papste zu fordern hatte, bezahlt wurden. Da nach der Plünderung Roms der Papst nicht länger im Stande war, eine Seemacht zu unterhalten, so veranlaßte er, da er noch immer heimlich Frankreichs Partei hielt, daß Franz I. den Doria, dessen Werth er kennen gelernt hatte, mit acht Galeeren für ein Jahrgehalt von 36,000 Kronen in Dienst nahm und ihm den St. Michaelsorden verlieh; auch schmeichelte der König dem Admiral mit großen Vortheilen, die seine Vaterstadt durch Frankreich erhalten sollte, machte ihm selbst Hoffnung auf die Statthaltertschaft von Genua und ernannte ihn zum Admiral des levantischen Meeres. Doria, der während der Belagerung Genua's eine Menge gemessener Schiffe erobert und die spanischgesinnte Partei der Adorni dadurch völlig um Wacht und Einfluß gebracht hatte, half nun dem französischen Feldherrn Lautrec Genua gewinnen und die Oberherrschaft Frankreichs, die er seinem Vaterlande für zuträglich hielt, über diesen Freistaat auf sein begründen. Seine Hoffnung, Statthalter in Genua zu werden, ging indessen nicht in Erfüllung, denn König Franz bestellte den Adorbo Trionvi mit dieser Würde. Wie schmerzlich ihm diese Zurücksetzung auch sein mußte, so achtete er doch seines eigenen Vortheils nicht, sondern war nur darauf bedacht, seinem Vaterlande und dem Könige von Frankreich, als dessen Soldat, zu nützen. Zu dem Zwecke gab er den Rath, zuerst in Dertalium der Herrschaft der Spanier ein Ende zu machen, welches am leichtesten schien, da sich Frankreich und Venedig in die Hände boten. Er selbst wollte mit der vereinigten französischen und venetianischen Flotte Scardinien angreifen. Auch hierfür hatte er einen guten Grund, da die frühe Jahreszeit unsere Unternehmungen zur See nicht mehr begünstigte. Sein Plan wurde aber verworfen, Lautrec

mußte gegen Neapel vordringen und die Flotte sollte seinen Angriff auf dieses Königreich unterstützen und Sicilien angreifen. Was Doria vorgelegt, traf ein. Die Flotte wurde von einem furchtbaren Sturme besessen und konnte daher wenig leisten. Die venetianischen Schiffe zogen sich nach diesem Sturme nach Corfu zurück und Andreas Doria, der sich deshalb mit dem Beschickhaber der Venetianer, Renzo Gri, einweichte, kehrte mit seinen Schiffen nach Genua zurück. Er nahm zur Vorwande die Ausbesserung der Flotte, sein eigentlicher Grund war aber die Erhaltung der Freiheit seines Vaterlandes, die durch die französische Oberherrschaft beeinträchtigt wurde. König Franz hatte versprochen, den Freistaat Genua bei seinen Rechten und Besitzungen zu lassen, das that er aber nicht. Er gab die eroberte Stadt Savona nicht an Genua zurück, ließ dasebst Schiffe bauen und begünstigte den Handel dieser Stadt auf Kosten Genua's. Die Genueser boten dem Könige von Frankreich 200,000 Dukaten für die Aufrechterhaltung ihrer republikanischen Freiheit, er schlug dieses Anerbieten aber aus. Unter diesen Umständen hielt es Doria für angemessen, in Genua zu bleiben, um durch Rath und That es zu verhindern, daß der französische Statthalter seine Bedrückungen zu weit treibe und Alles zu versuchen, um den König von Frankreich zu billigen Maßregeln zu bewegen. Dennoch vernachlässigte er auch Frankreichs Interesse nicht; er sandte im Anfange des J. 1528 seinen Neffen Philipp Doria mit 10 Galeeren, um den Rautrec bei der Belagerung von Neapel zu unterstützen und diese Stadt von der Seeseite einzuschließen. Philipp Doria kreuzte vor Neapel und schmit der Stadt von der Seeseite alle Zufuhr ab. Die Venetianer sollten ihn dabei unterstützen, sie ließen ihn aber im Stiche, und nun hielt sich der Vizekönig von Neapel Moncada für stark genug, dem Doria eine Seeschlacht zu liefern. Diese Schlacht fand bei dem Capo d'Orso statt. Philipp Doria blieb Sieger, eroberte einen Theil der feindlichen Schiffe und machte viele Gefangene, unter ihnen den Marschall del Dajio, den Arcanius Colonna, den Fürsten von Salerno und andere mehr. Diese Gefangenen hatten sich dem Philipp Doria unter der Bedingung ergeben, daß er sie nicht an den König von Frankreich ausliefern sollte. Er sandte sie deshalb dem Andreas, von dem sie König Franz, dem Kriegsgeldbrauche und der Capitulation zuwider, gebieterisch forderte, dadurch aber den bereits stattfindenden Mißmuth Doria's gegen Frankreich, wegen vieler erlittenen Kränkungen, bis zur Eritterung steigerte. Als geborne Republikaner und von Jugend an im Kriegsdienste thätig, war er unfähig, sich durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit Freunde und Gönner zu gewinnen, trug seine Meinung stets freimüthig vor und nahm bei seinen Besuchen, die er gegen die Verletzung eingegangener Verträge vortrachte, keine Rücksicht, ob er vielleicht dadurch einen Günstling beleidigte. Deshalb war er bei dem französischen Hofe nicht beliebt und die Minister beschloßen ihn zu stürzen. Sie raubten ihm das Vertrauen des Königs, indem sie seine Treue verdächtig machten, und ihn als einen übermüthigen und eigennützi-



gen Mann darstellten, der seinem Vortheile das Interesse Frankreichs opfere. Daher wurde sein Rath in Betreff des Ceremonie nicht geachtet, seine Befehlshung ihm vorenthalten, endlich erhielt er noch den Befehl, seinem gegebenen Worte zuwider die Gefangenen aufzuliefern. Hatte alles dieses ihn schon mit großem Unwillen erfüllt, so wurde sein Kummer über die fortwährenden Begünstigungen Savona's auf Kosten Genua's auf den höchsten Grad getrieben. Er machte dringende Vorstellungen dagegen und ließ es nicht an Drohungen fehlen. Nun gelang es den Hofleuten, den König Franz dahin zu vermögen, daß er den Vorfesieur zum Admiral auf dem mittelländischen Meer ernannte, und ihm befahl, sogleich nach Genua zu segeln, den Andreas Doria in Verhaft zu nehmen und sich seiner Galeeren zu bemächtigen, dann sollte er nach Neapel segeln, um den Philipp Doria gleichfalls zu verhaften und dessen Galeeren in Beschlag zu nehmen. Andreas Doria erhielt von der ihm drohenden Gefahr sehr genug Nachricht, um ihr entgegen zu können. Er segelte mit allen seinen Galeeren sogleich nach Lerici in den Archipel von Seggia und sandte von da aus den Befehl an Philipp Doria, sich schnell mit ihm zu vereinigen. Sein Gefangener, der Marschall des Vasto, der längst sein Widerwagnen gegen Frankreich bemerkt hatte, beredete ihn nun ohne viele Mühe, in den kaiserlichen Dienst zu treten. Doria sandte einige seiner Officiere mit Vorschlägen an den Kaiser, die unbedingt angenommen wurden. Karl V. nahm ihn mit 12 Galeeren in seine Dienste und bewilligte ihm einen Jahreslohn von 60,000 Dukaten. Doria sandte darauf dem Könige Franz seine Bestallung und die Kette des Michaelisordens zurück, steckte die kaiserliche Flagge auf und segelte nach Neapel, um diese Stadt dem Kaiser zu retten. Die Einschließung zu Lande blieb nun, da die Stadt Verstärkung und Mundvorrath erhielt, fruchtlos, das französische Heer durch Hunger und Seuchen vermindert, mußte die Belagerung aufheben und bald auch das ganze Königreich verlassen.

Franz I. hatte kaum den Abfall des berühmten Seehelden erfahren, als er jedes Mittel versuchte, um ihn abermals auf seine Seite zu ziehen. Er machte ihm die glänzendsten Anerbietungen und trug ihm sogar die Souveränität über Genua an, wenn er wieder zu ihm überzutreten wollte; doch der großherzige Doria zog den Vortheil seines Vaterlandes dem seinigen vor und blieb dem Kaiser treu, da dieser in die Aufrechterhaltung der Freiheit Genua's willigte. Gleich nach der Befreiung Neapels segelte er nach Genua mit 13 Galeeren und 500 Mann. Die von der Pest heimgesuchte Stadt war von dem größten Theil ihrer Einwohner verlassen und die französische Besatzung weder ordentlich bezahlt, noch ergänzt. Das hatte Doria durch seine Kunstschasser erfahren und war gewiss, daß die noch übrigen Bürger, des fremden Joches längst müde, sich gern mit ihm zur Wiedererlangung ihrer Freiheit vereinigen würden. Die französischen Galeeren zogen sich, sobald sie seine Flotte erblickten, nach Savona zurück. Er setzte bei Nacht seine kleine Flottille aus Land, überrompte eine der Thore

von Genua, Livulci zog sich mit seiner geringen Besatzung in die Citadelle, und Doria gewann, ohne einen Tropfen Blutes vergossen zu haben, die Stadt. Livulci mußte die Citadelle aus Mangel an Lebensmitteln am 12. Sept. 1628 ergeben, die das Volk sogleich schloste, und Genua war nun völlig frei. Jetzt stand es in Doria's Willen, in die Reihe der regierenden Fürsten einzutreten und Oberherr von Genua zu werden, die Andänglichkeit seiner Freunde, die Dankbarkeit seiner Landleute, die Unterstützung des Kaisers berechtigen ihn dazu. Doch mit einem Edelmuthe, der ihm die Verehrung der Zeitgenossen und der Nachwelt erworben hat, wies er alle Redungen des Ehrgeizes zurück und opferte gern seinen und seiner Familie Vortheil dem Wohle des Vaterlandes. Er versammelte das Volk vor dem Thore seines Palastes, versicherte, daß die Freude, Genua frei zu sehen, die schönste Belohnung seiner Dienste sei, und daß der Name eines freien Bürgers ihm theurer sei, als die Würde eines Landesherren. Er begehrte seinen Vorzug vor andern Bürgern und überließ es dem Volk, eine neue Regierungsform zu entwerfen und einzuführen. Das Volk vernahm seine Rede mit Bewunderung und Freudenthränen, und sein Edelmut theilte sich seinen Mitbürgern mit. Die Parteien, die so lange den Staat zerrüttet hatten, vergaßen ihren Haß, 12 Personen wurden gewählt, eine neue Regierungsform zu entwerfen. Der Einfluß der Familien Strozzi und Adorni ward vernichtet und eine Staatsverfassung eingeführt, wie sie bis zum Ende der Republik bestanden hat; da aber Doria's Ansehen unbegrenzt war und seinem Rath in Allem gefolgt wurde, so vermigte er mit dem Rukm eines Befehlsh. auch den eines Gesetzgebers seines Vaterlandes. Seine Verdienste blieben nicht unbelohnt; durch einen Senatsbeschl. wurde ihm der Titel „Vater des Vaterlandes und Wiederherstellers der Freiheit“ beigelegt, dann auf öffentliche Kosten ein Palast erbaut und ihm zu Ehren eine Bildsäule errichtet<sup>3)</sup>. Nicht weniger dankbar zeigte sich Kaiser Karl V., der ihm so viele Beweise seiner Gunst ertheilte, als er nur wünschen mochte. Er schenkte dem Helden sein volles Vertrauen, ernannte ihn zu seinem Oberbefehlshaber zur See, verlieh ihm den Orden des goldenen Vlieses, später auch das Fürstenthum Nizza und das Markgrafat Tursin, und erhob ihn zum Großkanzler des Königreichs Neapel; Doria dagegen gebrauchte die ihm eigenthümlich gehörigen 12 Galeeren stets zum Dienste des Kaisers und vermehrte deren Zahl nach und nach bis auf 22, die so wohl bemant und mit solchen erfahrenen Befehlshabern besetzt waren, daß Doria's Seemacht für die vollkommene in Europa galt. Niemand hat ein Privatmann eine solche Macht beßsen, denn ohne Landesherren zu sein, war Andreas Doria der Bundesgenosse des mächtigsten Herrschers seiner Zeit und der Beschützer seines Vaterlandes. Nachdem Doria sein Vaterland frei gemacht, vertrieb er die Franzosen aus Savona und brachte diese Stadt wieder an Genua. Darauf wandte er mehr Jahre hindurch eine ganz vorzügliche Thätigkeit auf Unternehmungen zur See, gegen die

3) Sagen, Vita Doriae, p. 1140.

afrikanischen und türkischen Seeräuber, die damals durch ihre Zahl und Gewandtheit sich so fürchtbar machten, daß nur allein der heldenmüthige Andreas Doria ihnen die Spitze zu bieten vermochte. Selbst mit dem allgemein gefürchteten Barbarossa Hayrabin bestand er mehre siegreiche Kämpfe, wiewol dieser ihm an Erfahrung und Kühnheit nicht nachstehende Gegner in einigen Gefechten durch die Überlegenheit seiner Streitkräfte die Oberhand behielt. Einen der glänzendsten Siege erfocht Doria im J. 1532, in welchem er die türkische Flotte an der griechischen Küste schlug und sich der Städte Koron und Patras bemächtigte. Seinen Rathschlägen und seiner einsichtsvollen Thätigkeit bei dem Oberbefehle der Flotte verdankt Kaiser Karl V. besonders den glücklichen Erfolg seines Unternehmens gegen Tunis im J. 1535. Doria's Galeeren machten mit ihrer kriegserfahrenen Bemannung und vortheilhaften Einrichtung den schönsten Theil der Flotte des Kaisers aus, und der berühmte Befehlshaber derselben bewirkte die Landung des Heeres so schnell und vollständig, daß Barbarossa sich ihr gar nicht zu widersehen wagte. Daraus beschloß Doria Galletta von der Seeseite so wieksam, daß dieser wichtige Platz dadurch zu Ubergabe gezwungen wurde. Durch die Einnahme von Galletta gerieth Barbarossa's Flotte, aus 18 Galeeren bestehend, in Doria's Gewalt, der freilich die Beute mit den kaiserlichen theilen mußte. Dunkel sind die Ursachen geblieben, die den wadern Doria wegen einer Seeschlacht zu veranlassen, als er im J. 1539 mit der türkischen Flotte, unter Barbarossa's Befehle, bei Prevesa zusammentraf. Dieser für ihn ansehnend günstige Umstände ungeachtet, wich er unter mancherlei Vorwänden dem Treffen aus und ließ, wie seine Gegner behaupten, einen gewissen Sieg aus den Händen. Mit der kaiserlichen Flotte hatten sich die venezianischen und päpstlichen Galeeren vereinigt, die Überlegenheit schien ganz aus Seiten der christlichen Seemacht, und dennoch griff Doria den Feind nicht an. Seine Feinde beschuldigten ihn eines geheimen Einverständnisses mit Barbarossa, da er die türkische Seemacht nicht mit einem Schlage habe vernichten wollen, um dem Kaiser stets unentbehrlich zu bleiben; doch dieser Anschuldigung widerspricht sein über allen Verdacht kleinlicher Eigensucht erhabener Charakter. Wahrscheinlich wurde sein Benehmen in dieser Angelegenheit durch genaue Befehle des Kaisers bestimmt. Die Unternehmung Karl's V. gegen Algier im J. 1542 widerrieth er auf das Dringendste, da die spätre Jahrezeit das Wiltigen voraussehen ließ. Als der Kaiser dennoch darauf bestand, begleitete er ihn mit allen seinen Galeeren. Das Unternehmen lief höchst unglücklich ab; denn als kaum die Truppen aus Land gestiegen und ehe noch die Munds- und Kriegsbedürfnisse ausgeschifft waren, wurde die Flotte durch einen furchterlichen Orkan zerstreut und ein großer Theil davon vernichtet. Ohne Geschütz, ohne Lebensmittel, von einem wüthenden überlegenen Feinde unaufhörlich angegriffen, hielt Karl selbst seinen Untergang für unvermeidlich und nur Doria's einsichtsvolle Thätigkeit rettete ihn. Dieser hatte die Ueberbleibsel seiner Flotte in den Hafen bei Me-

tasuz geborgen, ließ den Kaiser davon benachrichtigen und ihm dringend rathe, mit dem Reste seines Heeres dahin zu kommen und sich einzuschiffen, und nur durch schnelle Befolgung dieses Rathes entging Karl dem gewissen Verderben. Kaum war die Einschiffung bewirkt, als ein abermaliger Sturm die Flotte zerstreute; Doria verlor 11 von seinen Galeeren. Der Verlust bei Algier unterbrach die Thätigkeit des alten Seehelden nicht lange; bald hatte er die geschädigten Galeeren durch neue ersetzt und machte sich den Seeräubern wieder fürchtbar. Als im J. 1543 Frankreich mit Barbarossa verbündet Nizza belagerte, da segelte Doria mit seinen Galeeren dahin und zwang den Seeräuberkönig, sich von der französischen Flotte zu trennen und die Belagerung aufzuheben. Da ihm aber theils sein hohes Alter, theils die Staatsangelegenheiten nicht erlaubten, allen Unternehmungen seiner Galeerenflotte persönlich beizuwohnen, so bediente er sich dazu seines Veters Giannettino, den er erzogen und zum Seediensle gebildet hatte. Dieser gab die Mitveranlassung zu einer Empörung in Genua, wodurch das Ansehen des Doria gestürzt und die Regierungsverfassung verändert werden sollte. Andreas Doria hatte durch seine uneigennützigte Rechtschaffenheit, Mäßigung und Weisheit einen unbeschränkten Einfluß auf die Regierung der Republik erhalten und stets gezeigt, daß er sein Ansehen nie mißbrauchen wolle. Giannettino aber, den er zu seinem Erben eingesetzt hatte, war stolz und übermüthig, und ließ es merken, daß er nach dem Tode seines Veters auch dessen Ansehen und Macht behaupten wolle. Das erregte einiges Widerwärtigen unter den Flektern, die, eifersüchtig auf die Bezüge der vornehmen Familien, eine demokratische Verfassung wieder einzuführen wünschten. Diese Stimmung benutzte Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, um eine Verschwörung zu stiften, durch welche die Doria ermordet werden sollten, worauf er sich dann zum Herrn von Genua machen wollte. Er hatte sich dazu die Unterstützung der Franzosen und einiger italienischen Fürsten gesichert und Alles so wohl eingerichtet, daß die Doria nichts davon merkten. Anfangs sollte Andreas Doria während der Messe in einer Kirche ermordet werden; da er aber seines hohen Alters wegen nicht stets bei dem öffentlichen Gottesdienste anwesend war, so wurde dieser Plan verworfen und bestimmt, daß die Doria mit ihren Anhängern zu einem Gastmahle bei Fiesco geladen und dalestisch umgebracht werden sollten. Als aber auch dieser Anschlag durch eine Reise Giannettino's vereitelt wurde, da entschieden sich die Verschwörer für offbare Gewalt. In der Nacht vom 2. auf den 3. Januar 1547 brach die Verschwörung aus. Ein Theil der Verschwörer bemächtigte sich des Thores von St. Thomas, Fiesco selbst drang in den Galeerenhafen, um die 20 Galeeren des Andreas Doria zu erobern. Giannettino Doria eilte, als er das Getöse des Auftrubs hörte, nach dem Hafen und wurde sogleich ermordet. Andreas Doria lag am Pöbgen nie der; als er aber die Ermordung seines Veters hörte, warf er sich auf ein Knüttstier und ließ nach Rapone, einem Schlosse der Spinoli. Unterdessen war Fiesco, als



er beinahe sein Blei erreicht hatte, im Meer ertrunken, und dem Senat gelang es nun, durch eine Unterhandlung die Verschworenen hinzukalten, bis er einige Verschönerungsmittel herbeigesogen hatte, worauf die Ruhe denn hergestellt wurde. Schon am Abend des folgenden Tages kam Andreas Doria wieder in die Stadt und wurde mit großem Jubel empfangen. Er zeigte, obgleich tief betrübt über den Tod seines Vaters, eine große Mäßigung und sorgte dafür, daß der Senat in Befestigung der Aufrechter der notwendige Strenge nicht überschritt. Da mehrere der Verschworenen nach Montebello geflohen waren und sich daselbst verschanzten, so erhielt Andreas Doria von dem Herzog Cosmus von Florenz Beistand, mit welchem er Montebello eroberte und die Auführer sämtlich hingerichtete. Kaum war dieser Aufbruch unterdrückt, als der Marschall Julius von Gibo eine neue Verschwörung gegen die Doria stifete, um die Herrschaft von Genua an Frankreich zu bringen. Er war ein Schwager des Giannettino Doria, aber dennoch gegen den Andreas Doria erbittert, weil dieser ihm keine Hilfe gegen die Kaiserlichen leisten wollte, die seine Herrschaften Rassa und Carrara ihm entrißen hatten. Gibo's eigene Mutter entdeckte die Verschwörung, in die auch die Fieschi abermals verwickelt waren, von denen zwei auf Doria's Befehl hingerichtet wurden. Gibo starb in Mailand auf dem Witzgerüst. Nach wiederhergestellter Ruhe erklärte Andreas Doria dem Sohn seines ermordeten Vaters Johann Andreas, zu seinem Erben und bediente sich seiner, wann ihn Krankheiten oder Geschäfte hinderten, selbst den Befehl seiner Galeerenflotte zu übernehmen. Doch gab er seine Zügel noch nicht auf, allein er mußte dabei auch die Launen des Glücks erfahren, denn im J. 1552 überfiel ihn der berückte Dragut zwischen dem Inseln Sclia und Ponzi mit überlegener Streitmacht, zwang ihn zu fliehen und eroberte einige seiner Schiffe. Dagegen eroberte er im J. 1554 San Fiorenza auf Corsica, und versagte die Franzosen daraus. Nach Kaiser Karl's Abdankung im J. 1556, bestieg Philipp II. alle von seinem Vater dem alten Heiden gemachte Schenkungen und die mit ihm geschlossenen Verträge, und genehmigte die Vererbung derselben auf seinen Neffen. Nachdem Andreas Doria noch in seinem Todesjahre die Freude erlebt hatte, den furchtbaren Dragut, den sein Neffe in einer Seeschlacht besiegte, als Gefangenen in seinem Palaste zu sehen, befiel er im J. 1560, über 93 Jahre alt, sein thalreichs Leben. Er war zwar vermählt, doch hinterließ er keine Nachkommenschaft und ihn beerbte sein Neffe, Johann Andreas. Er hinterließ sehr weitläufige Besitzungen, doch weniger gebarre Reichthümer, als nach den vielen Gelegenheiten, die er gehabt hatte, zu vermuthen gewesen wäre; davon war theils seine große Freigebigkeit, theils aber die wenige Aufmerksamkeit, die er bei seinen vielen Geschäften seinen häuslichen Angelegenheiten hatte widmen können, die Ursache. Sein Ansehen wurde in Genua, welches ihm die Herstellung seiner Ruhe und eine geregelte Verfassung verdankte, bis in die neuesten Zeiten hoch in Ehren gehalten, und mit Recht glänzt sein Name unter den ersten

Heiden und unter den tugendhaftesten Männern aller Zeiten).

2) Antonius D., Feldherr unter Kaiser Karl V. Mehr als durch seine Thaten ist er durch seine Geschichte: *Compendio delle cose di sua noizia e memorie occorse al mondo nel tempore dell' Imperatore Carolo V.*, die er im J. 1570 herausgab, bekannt geworden.

3) Giannettino D., ein Sohn des Thomas und Vetter des berühmten Andreas. Noch im Knabenalter verlor er seinen Vater, der ihm so wenig Vermögen hinterließ, daß nichts auf seine Erziehung gewandt werden konnte und er durch Seitenwinken seinen Unterhalt erwerben mußte. Sobald der große Andreas in Genua zu Einfluß und Ansehen gelangt war, nahm er den Jüngling zu sich, sorgte für dessen Bildung und stellte ihn bei dem Dienste an. Giannettino rechtfertigte das Vertrauen seines Vaters, zeichnete sich sowohl durch persönliche Tapferkeit, als auch einsichtsvolle Leitung des Kampfes gegen die Corsaren aus, erfocht mehr wichtige Siege über sie und bestiegte die genuesische Flotte mit nicht minder glücklichem Erfolg, als sein berühmter Vetter, der ihn, weil er auch in Staatsangelegenheiten viel Geschick zeigte, als Gehilfen bei den öffentlichen Geschäften brauchte, ihn, da er selbst kinderlos war, zum Erben annahm, und auch den Einfluß, den er auf Genua's Regierung besaß, auf ihn zu vererben wünschte. Giannettino entsprach aber hien in den Hoffnungen seines Vaters nicht, denn was dieser durch seine offene Redlichkeit und Mäßigung gewonnen, das verzehrte er durch Stolz und Anmaßung wieder, da er; das Ansehen seines Vaters missbrauchend, sich mehr wie ein Landesvater, als wie der Bürger eines Freistaates betrug. Sein Vetter übte aus zu großer Vorliebe für den Erben seines Namens und Ruhmes eine allerbings tadelnswürthe Nachsicht, und gestattete ihm manchen Übermuth; den er selbst sich nie hatte in Schulden kommen lassen. Dadurch entstand ein Mißvergnügen gegen die Doria, und Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, stifete eine Verschwörung, die am 2. Januar 1547 zum Ausbruche kam, und bei welcher Giannettino, als er nur von zwei Dienern begleitet nach dem Galeerenhafen ging, mit vielen Wunden ermordet wurde. Er hinterließ einen noch minderjährigen Sohn, Johann Andreas, den der ältere Andreas erzogen ließ und zu seinem Erben setzte).

4) Hieronymus D., Graf von Gremolin, Zeitgenosse des berühmten Andreas und gleich diesem in seinem Vaterlande hochangesehen. Er bekleidete die wichtigsten Staatsämter und zeichnete sich darin durch seine Weisheit und Vaterlandsliebe aus. Von großem Nutzen war er der Republik bei einer Seefahrt, die er im J. 1512 an den Papst Julius II. übernahm. Nach dem

4) Vita Andreae Doriae. Pomp. Anstf. Delle Vita e Fatti di Andrea Doria (vermuthet Übersetzung des Herrn Thuanus. Hist. rei temporis. De Bret. Geschichte von Italien. 3. Thl. Debertson, Gesch. Karl V., über. von Kiemer. 8. Bd. 5) Justiniani, Annalen Genuae. Sigonius, Vita Doriae.

Tode seiner Gemahlin trat er in den geistlichen Stand, und Papst Clemens VII. ertheilte ihm im J. 1530, auf die Fürsprache des Andreas Doria, den Cardinalsput, wofür er wiederum die Ansehnlichkeit seines Vaters und seines Vaterlandes bei dem päpstlichen Hof auf das Beste unterstützte und beiden auch den Hof von Florenz geneigt machte. Er erhielt nach und nach die Bisthümer Nebbio, Jacca und Fuvéca, dann das Erzbisthum Tarazona. Er starb zu Genoa im J. 1558).

5) Johann Andreas D., ein Sohn des in der Verschwörung des Fiesco ermordeten Giannettino. Er war bei dem Tode seines Vaters noch minderjährig und ihn ließ sein Oheim Andreas auf das Sorgfältigste erziehen. Er widmete sich früh dem Kriegsdienst und zeichnete sich schon als Jüngling in Land- und Seeschlachten aus. Bereits im J. 1556 übernahm er mit Bewilligung König Philipp's II. den Oberbefehl über die im spanischen Dienste stehende genuesische Flotte, überwand damit den berühmten Corfarenhauptmann Dragut und nahm ihn gefangen. Im J. 1560 befehligte er das spanische Belagerungsheer vor Tripolis. Im J. 1564 gewann er ein Seeressien bei Corfica, 1570 führte er den Befehl über die spanische Flotte, die den Venetianern gegen die Türken zum Entsatze von Cypern zu Hülfe gesandt wurde. Wahrscheinlich aus Nationalhaß vergrößerte er unter den wichtigsten Vorkommnissen seine Anfunft und Vereinigung mit der venetianischen Flotte, und verursachte dadurch den Verlust der Insel. Als im Jahre darauf Don Juan von Österreich den Oberbefehl über die spanische Flotte erhielt und die Türken bei Lepanto angriff, nahm Doria Theil an der Schlacht, ließ sich aber mit seinen Galeeren von der Hauptflotte Don Juan's abschneiden, wodurch beinahe der Verlust der Schlacht bewirkt worden wäre. Er erbe im J. 1560 von seinem Oheim das Fürstenthum Melis und das Marchesat Turis in Italien, außerdem aber noch viele Güter im Genuesischen, Mailändischen und auf Sardinien. Er starb im J. 1606 und hinterließ zwei Söhne, Innocenz, der 1642 als Cardinal starb, und Andreas, der allein den Stamm der Doria fortpflanzte hat. Seine Nachkommen haben sich in verschiedene Zweige getheilt, die noch als Fürsten von Melis, Bal de Auro, Herzoge von Arezio, von Turis, Marchese, von Triglia u. s. w. in Neapel, im Kirchenstaat, in Sardinien und Genua häften. Viele Glieder davon haben sich als Kaiserliche, nachmals auch als spanische und neapolitanische Feldherren ausgezeichnet, andere haben die höchsten Kirchenwürden, noch andere wichtige Staats- und Hofämter in den italienischen Fürsten des Reiches, und mehr von ihnen sind großmüthige Beförderer von Wissenschaften und Künsten gewesen, wovon die reichen Kunstsammlungen in ihren Palästen zu Genua, Rom und Neapel Beweise geben. (Rauschnick.)

Doria Thunb., Scop., Less., f. Cineraria, Othanna, Senecia, Salidaga.

DORIDEA, Menke (Mollusca). Eine in der Classe Gasteropoda, Ordnung Gymnabranchia, Unterordnung Cyclobranchiata, aufgestellte Weichtierfamilie, zu welcher die Gattungen Doris, Polycera Cuvier, Idalia Leuckart, Onchidoris und Peronia Blainville, Placobranchia Hasselt gerechnet sind (Menke, Synopsis molluscorum ed. 2. p. 10). Ehrenberg nennt die Familie Doridinae. (Dr. Thon.)

DORIDES, ein Beiname der Nereiden von ihrer Mutter Doris.

Doridinae, f. Doriden.

Doridium, f. Lobaria.

DORIER. Die Dorier (Aegaei, Doroi und Dorionenses) sind unter allen Völkern der griechischen Nation der, welche die am stärksten ausgeprägten Eigenständigkeit, den am kräftigsten und bestimmtesten hervortretenden Charakter an den Tag legt. Wie von dem Mittelpunkt eines solchen Nationalcharakters alle Zustände und Verhältnisse des geistlichen Lebens, sowie alle Arten geistlicher Thätigkeit, ihr besondere Gestalt, ihr charakteristisches Gepräge erhalten, läßt sich vielleicht an keinem Stamme des menschlichen Geschlechts deutlicher nachweisen, als an diesem. Die Bestrebungen geistlicher Bedürfnisse und Ideen, welche dem Naturell des vorischen Stammes angemessen waren und sich aus ihm entwickelten, haben auf den innern und äußern Zustand der ganzen griechischen Nation in der Periode, welche man das griechische Mittelalter nennen kann, zwischen der Detailentwicklung und den Vorkriegszeiten einen vorwaltenden Einfluß ausgeübt; und Griechenlands geistige Bildung und Künste haben vor der Zeit ihrer höchsten Blüthe und Entwicklung, die ihnen in Athen zu Theil wurde, besonders durch jene dem vorischen Stamme eigene Bestrebungen und Ideen ihre Richtung und Gestalt erhalten. Es wird dem historischen Forscher nicht zu verargen sein, wenn er, um diesen schönen Zusammenhang zu vollenden, um den durch die Uebersetzung gegebenen Vorstoß zu einem ebenmäßig gegliederten Körper zu ergänzen, jede Spur, jedes verlorene Wort ausfüllt, vermittelst dessen sich dieser Volkstamm nach allen Richtungen charakterisiren, und sein kräftiges Wirken, durch alle Zeiten der griechischen Geschichte hindurch verfolgen läßt. Der Historiker kann nirgends mehr Antieid empfinden als hier, die Geschichte eines Volkes zu einem regelmäßigen und symmetrischen Ganzen auszubilden<sup>1)</sup>. Solcher Art ist indessen nicht die Aufgabe dieses für eine Encyclopädie bestimmten Aufsatzes, von welchem man nichts anderes erwarten darf als eine einfache Zusammenstellung des Geprägstesten und Sichersten, was wir von dem Gegen-

1) Der Verf. des Aufsatzes bezeichnet durch diese Worte die Tendenz seines Werkes „die Dorier“, welches den zweiten und dritten Band der Geschichte des griechischen Stammes bildet und 1844 erschienen ist. In der englischen Uebersetzung: The History and Antiquities of the Doric race, by C. G. Miller. Translated from the German by Henry Tynnell and George Cornewall Lewis 1850, hat der Verf. die Güte gehabt, manchen Einzelnen zu berichtigen und manchem Ausdruck mehr Bestimmtheit und Klarheit zu geben.

6) Ughell., Ital. sac. T. IV. p. 1014. 7) Sigenius, Vita Doriae. Prantome, Memires, G. M. Gallenti, Doriae stor. e geogr. dell' Italia.

konnte historisch wissen, nicht aber den Versuch aus den verstreuten Gliedern den organischen Körper, dem sie angehörten, gleichsam in ursprünglicher Jugend und Schönheit wieder darzustellen.

(2.) I. Natürliches Stammverhältniß der Dorier. Die erste Frage, welche Beantwortung fordert, ist die nach der Stelle, welche die Dorier unter den vielen Stämmen einnahmen, die durch das wechselseitige Verflochten ihrer Mundarten sich als Glieder einer Nation erkannten, obwohl sie ursprünglich kein gemeinschaftlicher Name vereinigte. Als eigentliche Quellen können hier nur zwei benutzt werden: die Sagen, welche die Meinungen der griechischen Stämme über ihren eigenen Ursprung und ihre Verwandtschaft ausdrücken, und zweitens der historisch bekannte Charakter der Stämme selbst, soweit er als ein ursprünglicher gelten kann, wobei vor allem andern die Mundart, das Hefteste und Kleinste im besondern Leben eines Volkes, in Betracht gezogen werden muß. Die Ansichten der alten Historiker dagegen über die Verwandtschaft der Stämme dürfen, da sie immer nur aus jenen beiden Quellen, den mythischen Überlieferungen und dem Stammcharakter selbst, gezogen werden konnten, nur als ein secundäres Hilfsmittel gelten.

Was nun aber die mythischen Genealogien anlangt, durch welche die Griechen in früherer Zeit sich eines familiären Zusammenhangs ihrer Stämme unter einander bewußt zu werden strebten, so muß bei der Benutzung von diesen, wie von allen mythischen Überlieferungen, fürs Erste beachtet werden, daß neben der Erinnerung hier noch ganz andere geistige Motive einwirkten, welche mehr der Einnistung und dem Herzen angehören, als dem Verstand und dem Gedächtnisse der Menschen; und daß in diesen halb mythischen, halb geschichteten Gestalten die Welt sich so aufnehmen mußte, wie sie nach den Wünschen des mythenbildenden Volks, nach seinen Neigungen und Abneigungen aufstehen sollte. In der am meisten verbreiteten Genealogie, welche schon in dem Hesiodischen Gedichte, Katalogi, enthalten war<sup>1)</sup>,

2) S. die Schol. Apollon. III, 1086 (Fragm. 14. bei Lehmann). De Hesiodi carminibus praefatio, 21. bei Göttling. Hesiodi Carmina, wo *Ἰσχυρότατος* & *Ἰσχυρότατος* wahrscheinlich so, entstanden ist, daß eine Irrige *Ἰσχυρότατος* neben der

Prometheus — Pandora.

Deukalion — Pyrrha.

Pandora II. von Zeus.

Hellen.

Thyia von Zeus.

Gräko.

Doros.

Xuthos.

Aelos.

Makedon.

Magnos.

Achios, Ion.

Krethos, Athamas.

Sisyphos, Salmenes.

Perieres.

Diktys, Polydektes.

Während von Deukalion's Sohn Hellen die Griechenstämme Rame, werden in dieser Genealogie benachbarte barbarische oder halbbarbarische Stämme, wie die Welken (in Ogyris), die Maken und Keltinnen, von Äthiopen besessen verzeichnet. Pandora erscheint hier verheiratet, grade wie Polygamos in der Iliadigen Sage (Pindar's Olympe II. mit Diktys's Göttertrunken). — Wenn nach Hesiodes (bei den Scholien zu Thukyd. I, 2. Capitel 1. u. 2. u. 2. Capitel 2. XXVII.

wurden die griechischen Stämme, welche in der geschichtlichen Zeit Griechenland zum größten Theil innehabten, und einen herrschenden Einfluß auf das Ganze übten, von Hellen abgeleitet, welcher ein Sohn des Prometheus vaters Deukalion hieß, dem man wieder den Titanen Sohn Prometheus zum Vater gab. Es versteht sich, daß diese mythische Genealogie sich erst bilden konnte, als diese Stämme sich alle den Namen der Hellenen angeeignet hatten, also nach der Zeit der Entleerung der Homerischen Gedichte. Die früher namhaften und in Griechenland weitverbreiteten Stämme der Pelasger und Leleger werden nicht in diese hellenische Stammtafel aufgenommen; die Keltier entstehen bei Hesiod aus den von Deukalion geworfenen Steinen, Pelasgos aber ist ein Autochthone. Von den Söhnen des Hellen aber wird bei Hesiod Doros zuerst genannt, wodurch er als Erstgeborener bezeichnet zu werden scheint<sup>2)</sup>; der Grund davon wird in nichts andern zu suchen sein, als in der ausgezeichneten Ehre, welche der dorische Stamm bis in die Zeiten Pindar's und des peloponnesischen Krieges hinab unter den Griechen genoß<sup>3)</sup>. Nach ihm wird Xuthos genannt, unter dessen Namen die Stammväter der Akder und Ionier vereinigt wurden; und zuletzt Aelos, von welchem Hesiod mehr Hellen der äolischen Staaten zu Iolkos, Arkhomenos, Korinth, in Pisatis und Messenien, als Söhne ableitet, deren Zahl hernach in demselben Grade vermehrt wurde, in welchem noch mehr Stämme der griechischen Nation dem äolischen Namen beigegeben wurden. Diese Stammtafel ist in Griechenland offenbar die verbreitetste geworden, und hat auf die Ansichten der Griechen über den verwandtschaftlichen Zusammenhang ihrer eigenen Nation den größten Einfluß gehabt. Andere Sagenformen sind dadurch verdunkelt

richtigen (*Juvall*). In den Text gekommen ist. Zum Beweise dient auch das Schol. zu Apollon. IV, 268. Doch ist der Text alt, da auch Eubolia den Hellen Sohn des Prometheus und der Porthea nennt. Die weitere Geschichtsfolge von Hellen über als liefert das Fragment bei Plutarch, Quaes. Sympos. I, 15, 2. Text. ad Lykophr. 254 und Äthien (bei Lehmann, Fragm. 16. bei Göttling 23). Zur Beurtheilung dieser Nachrichten dergl. die Prolegomena zu einer hellenischen Mythol. S. 179. Erwähnt man mit diesen Nachrichten auch die Fragmente bei Lehmann, Rr. 17, 18, 19 (bei Göttling 20, 25; das Letzte fehlt hier noch), so erhält man folgende Stammtafel der Griechenstämme nach der Ansicht dieses Hesiodischen Gedichte:

3) Deukalion's Sohn Prometheus und von diesem Hellen ein Sohn war: so find hier die beiden ersten Personen, im Verhältnisse zu Hesiod's Erzählung, ungeteilt; denn bei Prometheus und Prometheus' erstgeborene Tochter Hellen sind, grade wie bei Hesiod, die Namen der Hellenen (hier. 27) der Hellen als dem ältesten bezeichnet. 4) Dorier IV, 5, 2. 2. Ed. S. 402.

und verdrängt worden, wie die aus Aolien stammende, welche gewiss auch ihren Boden in der Wirklichkeit hatte, oder das Bild derselben von einem ganz andern Standpunkt aussieht. Nach dieser kam ein Mann Aiolos aus Erit nach dem kurlischen Lande (von Pleuron), wo er die Söhne Apollon's und der Phibia, den Doros, Raodolos und Polypotes, die ihn aufgenommen hatten, erschlug, und alsdann zwei Söhne, Plaiton und Kalidon, zeugte, von denen der erste wieder eine Tochter des Doros, Xanthippe, zum Weibe nahm<sup>1)</sup>. Offenbar bezieht sich diese Tradition auf die Verhältnisse des dorischen und aiolischen Volkes in der Zeit ihrer Nachbarschaft, und enthält zugleich eine Hindeutung auf die eifrige Verehrung des Apollon bei dem ersten Stamme.

(3.) Wendet man sich nun von diesen Geschichtstafeln zu der ungleich wichtigsten Quelle, der Mundart der Stämme als dem bestimmtesten Ausdruck ihrer ursprünglichen Nationalität, so muß man bald gefehen, daß die Resultate, welche aus deren Betrachtung fließen, mit den Angaben jener Hölterials sehr wenig übereinstimmen. Nach dem Mythos würden Dorier, Jonier, Aolier als verwandt zusammenstehen, Pelasger und Keloger als ganz verschieden sich davon trennen. Man findet sich aber keine Spur von einer so großen Verschiedenheit der pelasgischen oder kelogischen Sprache. Die Landschaften, welche ehemals pelasgisch genannt wurden, und niemals von sogenannten hellenischen Stämmen überzogen worden sind, wie Akabien, Perakabien und Epieiros, sprachen (insfern die letztere Landschaft nicht durch barbarische Einflüsse ihr Griechenthum einbüßte) ein Griechisch, was, wie alles nicht-Ionische und nicht-Dorische, zum aolischen Dialekt gerechnet wurde, ebenso finden wir bei den kelogischen Völkern einen aolischen Dialekt<sup>2)</sup>. Dagegen treten uns als die beiden Pole unter den griechischen Mundarten das Dorische und Ionische entgegen, auf solche Weise, daß dem dorischen Dialekt, nur mit weniger entschiedenem und gleichförmigem Charakter, die verschiedenen aolischen Mundarten sich anschließen; dem ionischen Dialekt aber die Sprache der epischen Dichter nahe steht, obgleich sie doch von der ionischen Volksmundart wesentlich abweicht<sup>3)</sup>. Es ist nicht glaublich, daß die beiden unter einander am weissen verschiedenen Dialekte von Stämmen ausgegangen seien, die zu einander in einem nähern Verhältnisse standen, als zu der Masse der Urbewohner Griechenlands; vielmehr wird man zu der Ansicht hingedrängt, daß Jonier und Dorier schon

von Ursprung sehr verschiedenen Zweigen oder Ästen des griechischen Volkes angehört, und nur dadurch, daß es beiden gelang, bedeutende Landstriche in Besitz zu nehmen und ihren Namen zu einem herrschenden zu machen, in dieselbe Kategorie kamen.

Unter den aolischen Dialecten steht, wie die unten §. 35, 36, 38, 41 gegebene Auseinandersetzung zeigt, der aolische (welcher aus Aolis in Thessalien stammt) dem dorischen näher, als der lesbische Dialect der dorischen Völkern, indem diese Aolis zwar zum Theil von den Doriern ausgegangen sind, aber bei ihrer Mischung mit Aoliern auch vieles von deren Mundart angenommen zu haben scheinen. Besonders aber steht dem strengen Dorismus der Spartaner sehr nahe die raue aolische Mundart der Aelrer; die merkwürdigsten Eigenschaften des einen finden sich auch in der andern wieder (§. 34, 35, 36). Der Stamm der Aelrer war aber mit dem der Aolier theils nach mythischen Genealogien von Ursprung nah verwandt gewesen, und dann durch die Ereignisse der sogenannten Rückkehr der Herakliden von Ruem gemischt worden. Auch hätten die Aolier noch später im Allgemeinen ein dorisches Gepräge der Mundart bewahrt<sup>4)</sup>. Ebenso wird den Einwohnern des alten eigentlichen Epieiros ein dorischer Dialect zugeschrieben. So möchte wol überhaupt das Gebirgsland im Norden Griechenlands um den Pinios herum die Heimatstätte dieser durch männliche Kraft und großartige Einfachheit ausgezeichneten Mundart gewesen sein; während dem weichen und gleichsam zerstückelten Dialect der Jonier und verwandten Stämme das westliche Griechenland längs den Küsten des ägäischen Meeres, Süd-Thessalien, Euböa, Attika, Argolis, als der erste Wohnsitz angewiesen sein möchte.

(4.) Nur wenn man sich auf solche Weise mit den authentischen Zeugnissen über die natürliche Stellung der Stämme gegen einander bekannt gemacht hat, kann man von den Ansichten der alten Historiker wahren Nutzen ziehen und, ohne zu blinder Nachfolge sich verführen zu lassen, die Gründe ihrer Anordnung in Erwägung nehmen. Herodot hat über die Stammergebältnisse der Griechen ein System, welches ganz sein eigenes ist, und von keinem andern Historiker des Alterthums, soviel wir wissen, angenommen worden ist. Dem Herodot sind alle Jonier Pelasger<sup>5)</sup>, welche nur den Namen der Hellenen angenommen und deren Sprache erlernt und sich angeeignet haben, indem ursprünglich die Pelasger eine barbarische Sprache redeten<sup>6)</sup>. Ebenso sind ihm die Aolier, z. B. die an der kleinasiatischen Küste, Pelasger von Ursprung<sup>7)</sup>. Nur die Dorier gelten ihm für eigentliche Hellenen, von denen er annahm, daß sie unter Stammsürken vom Geschlechte des Hellen umhergejagten wären, bis sie den Peloponnes in Besitz genommen hätten<sup>8)</sup>, während er sich, nach dem Zusammenhange dieser Ansicht, die andern ionischen und aolischen Stämme als

5) Apollodor. I, 7, 6 et 7. Doros Neptun filius fuit unde Dori originem ducunt, sagt aliter Strabo u. Aeneid. II, 27.

6) Anders nach Strabo (VIII. §. 338) alle Hellenen außerhalb des Peloponnes, mit Ausnahme der Aelrer, Megarer und panassischen Dorier, Aolier heißen. — Die Priester derer den angeblich in den Hellen gerechnet in den interessantesten Schöllen ad Dionys. Per. V, 800; v. Aelrer von Strabo.

7) Die Ansicht, daß die epische Sprache hauptsächlich aus der Mundart der alten Aelrer hervorgegangen sei, was mit dem Gerankende und der Richtung des epischen Geistes so vortrefflich übereinstimmen würde, daß eine große Etüde an Pausanias (II, 37, 5), nach welchem die Sprache der Argiver vor der Heraklidenwanderung, also der Aelrer in Argos, dieselbe wie die attische war.

8) Dorier II. §. 514, 515. 9) Herodot. I, 56, VII, 94, 95. Daß auch VIII, 73 dadurch erklärt wird, ist bemerkt in des Verfässers Angem. p. 46 seq. 10) Herodot. I, 57. 11) Herod. VII, 95. 12) Herod. I, 56.

alte Einwohner ihrer Landschaften dachte, welche nur durch einzelne Fürsten vom Stamme der Hellen, die sich die Herrschaft über sie zu erwerben ergrüßte, mit einer hellenischen Rationalität zugleich einen andern Namen erhalten hätten. — Wie Herodot zu dieser Ansicht kam, nach welcher die Dorier die einzigen ursprünglichen Hellenen sind, ist schwer mit Bestimmtheit zu sagen. Theils möchte ihm der Siolz der Dorier imponiren, welche frühzeitig den Namen Hellenen angenommen hatten, und indem sie sich, ihrer Rationalgeimung gemäß, von aller Vermischung freier zu erhalten strebten als die Jonier, besonders reine Hellenen zu sein sich rühmen konnten, theils führte den Herodot zu dieser Ansicht auch wol das natürliche Bestreben, das Verwickelte auf eine einfache Form zu reduciren und die beiden Gegenstände, Pelasger und Hellenen, Jonier und Dorier, auf einen einzigen zurückzuführen, wobei er ganz natürlich die attischen Ansichten, welche auf ihre Autiothone stolz waren, für einen Theil des uralten Wohnens der Pelasger erklärte, das eingewanderte Kriegervolk der Dorier aber für alte Hellenen, mit deren Namen sich leicht die Vorstellung von Wanderung und Eroberung verknüpfte. — Wie dem aber auch sei, so ist das ganz klar, daß Herodot Unrecht hat, die Dorier für die ersten und echten Hellenen zu halten, indem aus Homer und andern mythischen und geographischen Angaben mit Sicherheit erhellt, daß der Name Hellenen zuerst einen Theil der phthiotischen Achäer (welche auch in Ägina wohnten) angehörte und mit dem der Myrmidonen ungesähr zusammenfiel; diese Hellenen-Myrmidonen aber haben ganz andere Stammesnamen, und die Wanderungen, welche in mythischen Sagen von ihnen berichtet werden, sind ganz andere, als die der Dorier. Man müßte denn etwa annehmen, daß, ob zwar diese Hellenen bei Homer als Achäer erscheinen, sie doch nicht ursprünglich diesem Stamm angehört hätten, sondern ein aus dem Noeden Griechienlands, aus dem Pyriuslande, eingewandertes Kriegerstamm wären, welcher sich bloß den Achäern in Thessalien beigesellt hätte, wobei man sich auf die Beziehung, in der bei Homer Äthleus zum dobornischen Heliogonum erscheint, und auf Aristoteles, welcher die alte Hellas um Dobona und den Aeliosos setzt<sup>15)</sup>, stützen könnte. Doch könnte man dadurch immer nur die ursprünglichen Hellenen in nahe Beziehung zu den Doriern bringen; diesen Hellenenstamm aber gradezu für Dorier erklären und das homerische Hellas bei Phthia zum alten Sitz der Dorier machen, kann man nur, wenn man alle genaue Sondernung von Stämmen in der griechischen Mythologie vernichtet. — Nur aus dieser Verwischung der Dorier und der ursprünglichen Hellenen, welche Herodot einmal angenommen hatte, erklärt sich alsdann seine ganze Erzählung von den frühen Wanderungen der Dorier, indem er sie zuerst unter Deukalion in Phthiotis (das heißt im thessalischen Hellas), dann unter Doros, Hellen's Sohn, in Hesiodis wohnen läßt, wovon sich nur die letzte Angabe ursprünglich auf die

Dorier, jene erste aber auf die Hellenen-Achäer bezieht. Diese werden wir also auch in der folgenden Darstellung von den Nachrichten von echtem Gepräge abzusondern haben<sup>16)</sup>.

(5.) II. Ältere Wohnsitz und Wanderungen der Dorier. Die älteste Sage des vorischen Volkstammes, von denen auf eine bestimmte und sichere Weise die Rede ist, lagen in Hesiodis, d. h. in dem Biegelande nördlich von Venosio, welches hernach als eine der vier Tetrarchien Thessaliens den Namen Hesiodis trug. Nach Herodot wohnten die Dorier am Olympos und Ossa, so daß also das Thal Tempe, welches diese Gebirge von einander trennt, zu ihrer Landschaft gehörte. Andere geben Phthiotis als die Heimath der Dorier an, womit der östliche Strich von Hesiodis gegen den Olympos hin bezeichnet wird<sup>17)</sup>. Wie die Verhältnisse der Dorier gegen die Peräer gemein, bleibt dunkel; dagegen erzählen die Sagen von einem Kampfe der Dorier mit den Epiloten im Peniosstale, wobei Agimios, Doros' Sohn, der Dorierfürst, von seinen Feinden besdrängt, den wandernden Helden Theseus beehruft, welcher für das Versprechen, daß der dritte Theil des vorischen Gebietes seinen Nachkommen zu Theil werden solle, der Bundesgenosse der Dorier wird, die Feinde derselben überwindet, deren Fürsten Koronos erschlägt und das streitige Land erobert<sup>18)</sup>. Es ist deutlich, daß durch diese Sage unter Andern erklärt werden sollte, warum dem Stamm oder der Pöple der Hellen, welche sich von Theseus' Sohne Phios herleiteten, ein Drittel des vorischen Gebietes zukomme. Diese Geschichte war, mit manchen Epikoden, der Inhalt des dem Hesiod oder Kerkops beigelegten Epos Agimios<sup>19)</sup>.

(6.) Nach dem Historiker Andron<sup>20)</sup> jagen die Dorier aus diesen Gegenden bald nach der Landschaft am Eda und Parnas, dagegen sie, dem Herodot zufolge, erst nach dem Pindeos, im Nordwesten Thessaliens, wandern, wohnen sie von den aus Theden vertriebenen Akameern gedrängt worden sein sollen<sup>21)</sup>. Diese Nachricht

14) Daß übrigens diese Bezeichnung der Dorier und ursprünglichen Hellenen dem Herodot nicht allein zuzuschreiben ist, zeigt deutlich die Stelle Pindar's, wo Lakos, der Vermittler zwischen ihm mit dem vorischen Volks verhandelt wird (Oll. VII, 50 mit Dissen's Erklärung, Commentar. p. 94). 15) S. im Ganzen Herodot. I, 56. Andron, de Strabon. X. p. 475 s. Charas bei Stephan. B. s. v. Aigaios. Schol. Pind. P. I, 124. Schol. Aristoph. Plut. 385. 16) Apollodor. II, 7. Diodor. IV, 87. 17) Es die sichern und mathematischen Bruchstücke daraus in Strabon's Hellenod. Fragm. I—IX. Nur bemerke ich, daß nicht die Stelle im Apollodor (II, 1, 3, 1), wo es nach Hesiod ein Krieger bei Pindos genannt wird, aus dem Agimios abgeleitet werden darf, sondern die (II, 1, 3, 3 und I, 5, 13) vorkommenden Wörtern über den Wächter Keros und die rühmliche Person, als deren Dürft Kerkops genannt wird. Denn unter dem Namen Kerkops kann Apollodor sicherlich ein anderes episches Gebirge bezeichnen haben, als den Agimios; auch post besonders die erste Aufzählung sehr gut in den Zusammenhang der andern Fragmente. Schied aber Apollodor den Agimios dem Kerkops zu, konnte er nicht wohl dasselbe Gebirg unter dem Namen des Hesiodos citiren. 18) Bei Strabon. X. p. 475. 19) Nach Hesioden (V, 1888), welcher die Dorier Aigaiopoliten nennt, darf darauf bezogen werden.

15) Meteorolog. I. p. 32, 4. B. Str.



wird dadurch sehr misslich, daß nach Herodot die Dorier in diesen Wohnsitzen Maledoner hießen<sup>21)</sup>, und noch nicht Dorier, welchen Namen sie erst später erhalten haben sollen, obgleich sie doch, nach Herodot selbst, schon am Dympos von Doros herrscht wurden. Während man sich sonst im Alterthume begnügte, das Herrscherhaus der Maledonier auf verschiedene Weise (durch Perdikas, oder Karanos, oder Arkelaos) von dem dorischen Argos abzuleiten, werden nach dieser Auffassung die Maledonier selbst für alte Dorier erklärt, dagegen ungleich wichtigere Gründe, wie es uns scheint, zu bestimmen müssen, in den Maledoniern Nichts als ein Gemisch von Pelasgern und Ägyptern zu sehen<sup>22)</sup>.

(7.) Vielmehr gesichert sind die Wohnsitze der Dorier in der Landschaft zwischen dem Parnass und Dragebirge, da hier noch später ein Rest des Dorierstammes anfassig war. Die Landschaft wird in historischen Zeiten bald die Tripolis, bald die Tetrapolis der Dorier genannt<sup>23)</sup>. Zu jener rechnet man die Orte Pöon, Kotinon und Erineos oder Erionon, welche Stadt von Lortas als Hauptstadt bezeichnet wird, und deswegen auch vorzugsweise Dorion genannt worden zu sein scheint<sup>24)</sup>. Als vierter Ort wird Pindos, welches auch Aktyphas hieß, hinzugefügt; beide Namen stammen aus den nördlichen Wohnsitzen der Dorier, vom Gebirge Pindos und der perriphäischen Gegend Aktyphas her<sup>25)</sup>. Diese Orte lagen alle in einem engen Thale zwischen dem Parnass und Ota, welches von einem in der Periphios mündenden Fluschen Pindos durchströmt wird<sup>26)</sup>. Daran schließt sich ein Streich Landes an, welcher mit einem schmalen Zipfel beinahe bis zu den Thermopylen reicht; dieser war ebenfalls im Besitze der Dryoper gewesen und ihnen von den Dorieren abgenommen worden<sup>27)</sup>. In den Zeiten, in welchen die Dorier noch mit ihrem ganzen Stamm in diesen Bergthälern wohnten, mußten sich ihre Wohnsitze notwendig weiter ausgedehnt haben als später; auf diese Reize mag es sich beziehen, wenn uns, außer den drei Städten der Tripolis und einem schwerlich jemals vorhandenen Dryope, noch Hidon oder Hida und Karypha als dorische Orte genannt werden<sup>28)</sup>; dies letztere möchte mit Karyphe einraef sein, welches schon in der Ilias

(II, 533) als ein lokrischer Ort vorkommt, und nach Strabon<sup>29)</sup> später Pharyga hieß.

(8.) In diesen Wohnsitzen wiederholen sich nun jene allgemeinen ethnographischen Sagen und Namen, welche oben bei den hesiodischen Ursprüngen angegeben wurden. Auch hier soll Doros, Hellen's Sohn, geherichtet haben<sup>30)</sup>; auch hierher wird Agimios (bei Strabon in Apolios verschrieben) versetzt<sup>31)</sup>. Wichtiger ist, was wir von den Verhältnissen der Dorier in diesen Sagen zu den benachbarten Stämmen erfahren. Die Dryoper, wahrscheinlich ein ureinwohnendes Volk dieser Gegend, sind, wie schon gesagt, zum Theil von den Dorieren aus ihren Sagen vertrieben worden, zum andern Theil von den Mäliern, die von der nördlichen Seite her auf sie einbrangen<sup>32)</sup>. In mythischer Erzählung ist es Deraktes, der sie als Bundesgenossen der Lapithen und als Freier gegen Apollon's Dienst bekämpft und überwindet; er weist sie, nach einer mythischen Nachricht, als Unterthanen oder Trophäenstücke dem mythischen Heiligtume des Apollon. Daß dieser Sage wirklich factische Verhältnisse zum Grunde liegen, erhebt daraus, daß in der Geschichte der Zerstörung Krissa's durch die Amphiklyponen unter den Bewohnern dieses Gebietes ein Stamm Kragaliden, oder Kragaliden, erscheint, welcher offenbar mit dem alten Dryoper-Heros Kragaleus zusammenhängt<sup>33)</sup>. Mit den Mäliern waren die Dorier schon durch gemeinschaftliche Feindschaft gegen die Dryoper verbunden; besonders waren es die trachinischen Mälier, welche mit ihnen zusammenhielten: so sehr, daß sogar Trachis als Metropolis von Kaledämon betraget werden konnte<sup>34)</sup>. Die Sage stellt dies Verhältniß unter dem Bild eines Bundes zwischen dem trachinischen Könige Kroy und dem Peraktes dar. — Selbst Bölder, Mälier und Dorier, wurden gleich beeinträchtigt durch die Einwanderung der Änionen, welche, früher in andern Districten Thessaliens wohnhaft, sich am Ende der mythischen Zeit im Thale des Spercheios und längs des Diagebirges niederließen, und dadurch den Namen der Älier erhielten; wobei sie Städte von dem Rande der Mälier und Dorier abrißen<sup>35)</sup>, und notwendig in ein feindseliges Verhältniß zu diesen traten, welches auch auf Kaledämon überging<sup>36)</sup>. Gewiß hat die Einwanderung dieser Änionen bedeutenden Einfluß auf den Aufstieg der Dorier nach dem Peloponnes gehabt. — Nach Westen grenzte die dorische Tetrapolis

20) Herod. I, 56, vergl. mit VIII, 43.

21) Die weitere Ausdehnung in der Gegend: über die Wohnsitze, die Abkennung nach die ältere Geschichte des macedonischen Volks (Berlin 1825). 22) Andron. bei Strabon. X, p. 476 u. Thukyd. I, 107. Konon bei Photios. Histor. 27. Thucyd. bei Stephan. Byz. s. v. Akyphas. Skymnos Chios V, 691. 23) Aeschines. De falsa legat. p. 256, 2. §. 116. Bitter. 24) Über den Namen Aktyphas vergl. Ghrroboles in Bitter's Lexik. S. 1815. 25) Die gemauerten geographischen Angaben sind in den Dorieren I, S. 58 ff. und in der kürzlich erschienenen Relation dazu: Zur Karte der nördlichen Theilung von R. D. R. Litt. S. 81, zu finden. S. auch Strab. V, 611a. S. 234. 2. Akty. S. 98 ff. wo W. 98. S. 12 für Hida „Pindos“ zu lesen sein wird (daß post auch das Folgende nicht billig). und S. 101. S. 11 für Kotinon „Hida“ vergl. den folgenden Artikel Doris. 26) Herodot. VIII, 81, 43. Vergl. Atylas p. 24. Apydopis. 27) Schol. Pindar. Pyth. I, 121.

21) Die weitere

22) Andron. bei Strabon. X, p. 476 u. Thukyd. I, 107. Konon bei Photios. Histor. 27. Thucyd. bei Stephan. Byz. s. v. Akyphas. Skymnos Chios V, 691. 23) Aeschines. De falsa legat. p. 256, 2. §. 116. Bitter. 24) Über den Namen Aktyphas vergl. Ghrroboles in Bitter's Lexik. S. 1815. 25) Die gemauerten geographischen Angaben sind in den Dorieren I, S. 58 ff. und in der kürzlich erschienenen Relation dazu: Zur Karte der nördlichen Theilung von R. D. R. Litt. S. 81, zu finden. S. auch Strab. V, 611a. S. 234. 2. Akty. S. 98 ff. wo W. 98. S. 12 für Hida „Pindos“ zu lesen sein wird (daß post auch das Folgende nicht billig). und S. 101. S. 11 für Kotinon „Hida“ vergl. den folgenden Artikel Doris. 26) Herodot. VIII, 81, 43. Vergl. Atylas p. 24. Apydopis. 27) Schol. Pindar. Pyth. I, 121.

28) IX, p. 426. Vergl. Plutarch im Pholion 53, der Pharyga nach Pholis segt. 29) Strabon. VIII, p. 353. Skymnos und Kanan I. c. Apollodor. I, 7, 8. 30) Strabon IX, p. 427. Steph. Byz. s. v. Akyphas aus Apollodor. 31) Herodot. VIII, 43. 32) Dieser Zusammenhang ist noch deutlicher als in den Dorieren I, S. 43, 257, auseinandergelegt. 33) Zur Berücksichtigung des Gegenfalls, der sich auf Herakles und die Dryoper bezieht, liefern ältere Bemerkungen dass Herakles bei Herakles Iliad. 11. Zeitung 1834. Strabon. IX, 11 einen schinen Beitrag. Die Dryoper hätten einen Heros Theiodamon, der dem ostlichen Bogenzug entsprach, und dem Herakles die Ochia seines Gespanns verleiht und den Eöna, Theiodomes, entführt haben soll. 34) Diodor. XII, 59. 35) Strabon IX, p. 422, zu vergl. mit Thukyd. III, 92. 36) Thukyd. VIII, 9.



man ohne Zweifel der Wahrheit, wenn man sich an die Gestalt des Mythos hielt, wie sie in Hesiod's Agamios niedergelegt worden zu sein scheint, und verhältnismäßig noch am meisten für ursprünglich zu halten ist. Nach dieser hat Doros' Sohn, Agamios, zwei Söhne, Dymann und Pamphylus, von denen zwei der dorischen Phylen entstammen; dazu kommt als der dritte Hyllos, der Stammvater der Hylleer oder des ersten dorischen Stammes, welcher eigentlich Sohn des Herakles, aber von Agamios adoptirt (*Ἀγαπίος πατὴρ Δόρος*) ist, wodurch also die Verbindung der Hylleer und Herakliden mit den Dorern in die Urzeiten des dorischen Stammes, in welchen sich überhaupt erst die dorischen Stämme bildeten, gesetzt wird. Herakles hat, heist es ferner in dieser Sagegestalt, als er den Dorern in ihren Ursitzen befindend, dem Agamios das Versprechen abgenommen, daß seinen Nachkommen der dritte Theil ihres Landes für immer gehören sollte, d. h. die Hylleer als eine der drei Phylen in gleichen Besitze mit drei andern sein sollten, woraus am wahrscheinlichsten der Hesiodische Satz bezogen wird, nach welchem die Dorier „insgesammt *τοῖσιν αἰσιν* genannt wurden, weil sie vom Vaterlande fern (das heist aller Wahrscheinlichkeit nach, als Besitzer des Peloponnes) ihr Land dreifach (unter die Phylen der Hylleer, Dymannen und Pamphyler) theilten“). Auf diese Weise gibt also die dorische Sage von den drei Stämmen des Volkes dem einen, welchem die Herrscherfamilie angehört, einen höhern und edlern Ursprung, indem sie ihn an den Zeussohn Herakles anknüpft. Wenn nun aber anerkannt ist, daß der Name Herakles in Griechenland ein sehr vielumfassendes und weiterverbreitetes Heroideal bezeichnete, und die Sagen von seinen Thaten nicht in dem Besitze einer Landschaft allein aufgewachsen sind, wer bürgt uns dann dafür, daß der Herakles, welchen die dorische Sage meinte, eben der altpeloponnesische Held von Perseus' Stamm sei, von dem die Erlegung des Hydra, des nemesischen Löwen u. erzählt wurde? Dazu kommt als ein innerer historischer Grund, der hinzu, daß, wenn wirklich das eine Drittel des dorischen Volkes und zwar der angesehene und einflußreiche Theil, der Stamm der Hylleer, von nicht dorischer Abkunft wäre, der Charakter der Dorier sich kaum in dieser scharfgezeichneten Eigenthümlichkeit hätte bilden und erhalten können. Unverkennbar ist ferner die innere Vertheidendheit zwischen den altpeloponnesischen Sagen von Herakles, dem Thier-

bärtiger, und den sich auf den Vorden Griechenlands beziehenden, in denen Herakles durchaus immer als Herrscher und Städteoberer erscheint. Daß die letztern sich größtentheils auf die Stammverhältnisse der Dorier, ihre Heimath gegenüber die Kapiten und Drapper, ihre Befremdung mit den Aoliern und Moliern, beziehen, darauf ist im Vorigen (§. 6, 8) schon aufmerksam gemacht worden. Nur Heraklesgeschlechter, welche im Vorden Griechenlands herrschten oder von da stammten, leisteten sich bei den Griechen von Herakles her; wie außer den dorischen die thessalischen, die macedonischen und von weiblicher Seite auch die molossischen Hülsen, welche eine Kanassa, Tochter der Kleodas, Entelien des Hyllos, als Ummutter nannten“), welches auch darauf hinweist, daß die politische Bedeutung des Namens der Herakliden von einem nordgriechischen Stamm ausging, während die peloponnesischen Heraklesstämme wol ursprünglich ohne alle Beziehung auf politische Ansprüche von Stämmen und Geschlechtern gewesen sein möchten.

(11. III. Gründung dorischer Staaten. Wir müssen uns hier, der Stelle, welche dieser Aufsatz einnehmen soll, gemäß, damit begnügen, die sämtlichen von Dorern gegründeten Staaten unter einen Ueberblick zu bringen, indem wir nur kurz ihre Lage, die Mutterstadt, und wo es angeht, die Epoche ihrer Entstehung nach der am meisten beglaubigten Angabe, sowie den häufig erhaltenen Namen des Gründers (Stifters) angeben; die weitere Geschichte aber ganz den besondern Artikeln über diese Staaten überweisen.

#### A. Dorier im Peloponnes und der unmittelbaren Nachbarschaft.

1) Argos, erobert durch Temenos, Sohn des Aristomachos, Entel des Kleodas, Urentel des Hyllos, gleich nach der Rückkehr der Herakliden, als deren Epoche das 80. Jahr nach Troja's Zerstörung schon vor Thukydides, wahrscheinlich durch ältere Geographen, fixirt war.

2) Messene, eingenommen durch Kleophontes, Temenos' Bruder, zur selben Zeit. Der eigentliche Sitz der Dorier im Lande war Stenoklaros. Bei der Einnahme dieser Landschaft war die Befremdung mit den Arkadern von großer Wichtigkeit, da die Dorier, um nach Messenien zu gelangen, durch Arkadien zogen. Daher auch Kleophontes die Tochter des arkadischen Königs Kypselos, welcher zu Paphlos in Porthakien herrschte, zur Frau genommen haben soll. Diese Befremdung dauerte nach messen Spuren fort, und wie sie dazu gewirkt haben mag, der dorischen Herrschaft in Messenien über die ältern Einwohner einen mildern Charakter zu

46) Im Klymolog. Magaz. p. 768, 25. — Hierbei ist zu berücksichtigen, obgleich zweifelhaft, ob die dorischen Stämme aus Argos nach Griechenland gekommen sind, oder ob sie von Argos nach Griechenland gekommen sind, hat nur darin seinen Grund, daß der Stammvater der dorischen Phylen sich nur an die Stelle der Dymann erinnert, worin derselbe Andromachos vorkommt. 47) Hierbei möchte man auf eine eigene Konsequenz der Sage aufmerksam sein. Es kann nicht zweifelhaft werden, daß die Herakliden ein Theil des peloponnesischen Stammes in den dorischen Staaten waren, nicht des pamphyliischen und molossischen. Darnach sollten sich alle Herakliden bei den Dorern von dem Sohne der Delanira, Hyllos, ableiten. Allein eine große Anzahl der dorischen Herrscherfamilien in Korinth, Epidaurios, Argos, Argos, Argos (s. unten §. 11. 12) nannte ihre Vorfahren unmittelbar Söhne des Herakles selbst, ohne darum weniger Hylleer sein zu wollen.

48) Plat. Pyrrh. I. Justin. XVII, 8. — Hierbei ist auf die Geschichte nicht Rücksicht genommen, welche dies durch Umänderung des Herakles als ihren Vorfahren nannten, wie die Hylleer Herakliden, welche eigentlich Enteliden waren (Hylleer, was dem III, L. §. 28 fg.), und die römischen Herakliden, deren Stammvater Herakles der thessalische Ganeus gewesen sein mag. 49) S. Pausan. V, 4. I und VII, 29, 4. Polybios, I, 71 auch bei Strabo, in Aristides p. 33. Prommet. über Paphlos, welches mit Kypselos identisch scheint, Dorier I. C. 63. II. C. 445.



geben, so kann sie auch schon zur Entzweiung der messenischen und spartanischen Dorier den Grund gelegt haben.

3) Sparta, in derselben Zeit von den Dorieren eingenommen. Der Distrikt war nach spartanischer Landeslage Arkibomotis, der Bruder des Lemenos; nach gewöhnlicher Erzählung aber dessen Sohn, die Zwillingbrüder Eurypheos und Prokles \*).

4) Korinth, nicht Kolonien einer der drei vorher genannten Staaten, aber auch nicht gleich bei der Invasion des Peloponnes durch die Dorier gegründet, sondern nach einem Zwischenraume, welchen die alten Chronologen auf 30 Jahre gesetzt haben \*). Der Distrikt ist Aktes, Sohn des Hippotes, welcher durch Philas von Antiochos, dem Sohne des Herakles und der Rikea, hergeleitet wird.

5) Megara. Die Eroberung dieses früher ionischen Landes und die Gründung von Megara wird in allen Nachrichten an einen Zug der Dorier gegen die Jonier in Attika angeknüpft, bei welchem die Korinther besonders thätig waren. Daher Aktes, Hippotes' Sohn, als Anführer genannt wird; neben ihm auch Althamenes, Skios' Sohn, Lemenos' Ankel, von Argos. Auf diese Weise kam es, daß Megara lange in großer Abhängigkeit von der Korinthis blieb, bis, als im Innern erkrankt, sich endlich loszureißen wagte. Die Gründung Megara's wird einige Jahre vor der ionischen Wanderung gesetzt, welche die alexandrinische Chronologie auf das Jahr 60 nach dem Heraklidenzuge fixirt hatte.

6) Sikyon, von Argos aus, den Dorieren unterworfen. Als Gründer wurde Phallos, der Sohn des Lemenos, genannt.

7) Phlius. Nach einer Angabe unmittelbare Kolonie von Argos, indem Phlias, ein Sohn des Keisos, des Sohnes von Lemenos, als Gründer genannt wird; nach der andern, wahrscheinlichsten, zunächst von Sikyon gegründet, durch einen Sohn des Phallos, Abganidas.

8) Kleonä, zwischen Phlius und Korinth gelegen, nannte als Distrikt einen Herakliden Adersantros, der sich von demselben Kleippos abstammte, von dem auch die epidaureischen Herakliden stammten \*). Darnach scheint

Kleonä, wie Epidaurus, von Argos aus, gegründet worden zu sein.

9) Epidaurus, Kolonie von Argos. Als Gründer wird der Heraklide Driphontes genannt, der durch Antimachos, Drafanor, Kleippos von Drakles und der Akhameia abgeleitet wird, und zugleich als Gemahl der Hyrnetho, Schwiegerkohn des argoischen Lemenos war.

10) Agina, Kolonie von Epidaurus. Der Distrikt wird ein Heraklide, Arakion, genannt. Agina bildete lange Zeit einen Staat mit Epidaurus.

11) Trögen, Kolonie von Argos, gegründet, wie man aus Ephoros abnehmen kann \*\*), durch Agdos oder Agados, einen der Söhne des Lemenos.

(12.) B. Dorier an der Westküste Kleinasiens und auf den benachbarten Inseln.

1—3) Rhodos, Kolonie von Argos, aber, wie es scheint, zugleich von Epidaurus, oder aber Epidaurus geführt. Auch hier waren die Führer Herakliden, aber durch eine Verwirrung, welche in der Heraklidenfolge von Kos, Salamis und andern Städten der Gegend wiederkehrt, wird Neleolos, von welchem die dortigen Fürsten von Rhodos sich abstammten (wie Pindar in Beziehung auf Diagoras angibt), von den Dorieren losgerissen, und soll geraume Zeit vor ihnen nach Rhodos gelangt sein \*\*), was man denn darnach auf verschiedene Weise in der Geschichte der Herakliden und ihrer Züge zu motiviren versucht. Bei Pindar verläßt Neleolos den Peloponnes, während die Herakliden noch in ihrem alten Bestuhme sind \*); bei Apollodor und andern

53) S. Dorier I. S. 51, 52.

54) Ich wiederhole hier, daß man diese Ansicht auch ableiten und nicht dem Sänger der Ilias zu schreiben darf. Denn in der Ilias (abgesehen vom Katalog der Schiffe) hört Nichts die natürliche und an sich schöne Aufzählung, daß um Argos die Gebirge von Arkadienland mit denen von der Ostküste des ägäischen Meeres (wenn auch diese ebenfalls von gleichzeitiger Herkunft sind) streiten. Selbst aus Rhodos und Kos bei den Äoliern würden die Dichter nur vermerken; eher müßte man sie bei den Troern zu finden erwarten, wie die Iliischen Helden Sarpedon und Glaukos. Nun steht es aber so, daß in der Ilias Aiphiomen, Herakles' Sohn, zwar vorkommt und sein Kampf mit dem Iliischen Sarpedon beschrieben, aber durch Nichts ange deutet wird, daß er aus andern Gegenden kommt, als die übrigen Äoliern und Danaer. Nur der Katalog weiß, nach derselben Sage, von seiner Flucht nach Rhodos. Die Gebirge von Kos aber und Smyrna, welche der Katalog unter die Äoliern stellt, kommen sonst in der Ilias gar nicht mehr vor, und scheinen aus nachhergefügten, thürkischen Geschichten heranzutragen zu sein. Ernst Buttmann, über die Herakliden (Mythologus II. p. 256), sagt, daß Antippos (der Heraklide) nach Homer vor Argos bliebe, so ist hier eine Verwechslung mit einem Priamiden Antippos (Ilias II. 1097). Sonst ist Buttmann's Ansicht dieser Mythen der hier entgegengesetzt in vielen Stücken verworren.

55) Dies entsprang aus dem Zusammenhang der Stelle des Pindar, Ol. VII. 29. II. 66, den man sich so veranschaulichen und entwickeln muß. Diotiron, Fürst von Argos, hat von einer ersten Frau die Aikme zur Tochter, deren Ankel Neleolos war. Ein Sohn desselben, Diotiron, von einem Kleomeides, Rikea, ist Elymnios, der glänzendste Sohn Deneas hat. Dieser Zweig der Familie wohnt zu Rhodos, einem Rieken im Gebiete von Troas, der zur Herrschaft des Diotiron gehört; den da 149 Deneas mit einer Verwechslung unter Deneas gegen den dortigen Fürsten August. Neleolos soll nun den Elymnios erschlagen

50) Die lateinische Sage bei Herod. VI. 52, 53. Xenophon, Agaei. B. Plutarch. Ages. 19. — Die andere der den Dichtern, die vor Herodot die Sage demselben thut (VI. 52); und sonst ähnlich. Bei Thukyd. V. 16 und Platon Gesetze III. S. 693 wird sie mit der Landesgeschichte verwechselt. 51) Didymos bei den Schol. Pind. O. XIII. 17. Diobor (I. XI — A. fragm. 12) gibt die Regierungsdauer der herrschenden Könige und Priester an, so, daß die 30 Jahre Diagoras' nicht werden müssen, um die Rechnung voll zu machen, und setzt doch die Thätigkeit bei Aktes der angeblichen diotiron des Peloponnes gleichzeitig, worin die Eintheilung liegt nach. Regl. Dorier I. S. 56. II. S. 502 mit Krebs, Lect. Diotiron, p. 51. 52) Pausanias II. 16, S. 66. *ἀπογονοὶ τοῦ Ἀντιφιδίου; βασιλεῖες τοῦ κλειμενίου, ἀπογονοὶ τοῦ ἀντιφιδίου ἀντιφιδίου ἀντιφιδίου τοῦ κλειμενίου.* Der König für Kleonä war richtig Kleonäus von (seinem vordem, denn die Verwirrung des Antias, De. Antias XII. 51, wo derselbe Kleonäus als Fürst von Kleonä vorkommt. Nur wird dort sein Vater Kleonäus genannt.

Mythographen aber wird seine Flucht an die erste vorübergehende Eroberung des Peloponnes durch die Herakliden angeknüpft. Die Dorier nahmen in Rhodos drei Orte, Jalylos, Lindos und Kamiros, ein, und zwar, wie die Worte des Homerischen Katalogs besagen, nach ihren drei Stämmen (*καταγενεῶσι*), so daß also die Hyläer, Dorianen und Pamphylien getrennt in den drei Städten wohnten. War diese Trennung streng, so konnten die Herakliden, welche zum Stamme der Hyläer gehörten, nur in einer dieser Städte wohnen, und dann in Jalylos, wo wir wissen, daß die Eratiden, welche Herakliden waren, ihren Sitz hatten<sup>54)</sup>. Ohne Zweifel bestand neben den Doriern die ältere Bevölkerung fort, auch ein einheimischer Adel, welchem das Geschlecht der Palladen (Helladen) angehört haben mag<sup>55)</sup>.

4) Kos, Colonie von Argos, oder bestimmter und spezieller gesagt, von Epidauros. Auch hier waren Herakliden Führer, obgleich auch das Geschlecht der Aeliden, von Epidauros stammend, sehr angesehen war. Der Stammbaum dieser Herakliden war sonderbarer Weise derselbe, wie der der Herakliden Fürsten der Thebais<sup>56)</sup>; und noch sonderbarer, gemau die kolische Sage die Oberhand, nach welcher Herakles den Theseos als den Ahnherrn der kolischen Herakliden dort auf der Insel erzeugt haben sollte; während die offenbar natürlichere Auffassung der Sache, nach welcher dieses Heroengeschlecht von Ephora in Theoprotien, woher die Thebais kamen, herkam, sich nur in einer leicht zu überschenden Spur erhalten hat<sup>57)</sup>.

5 und 6) Die kleinen Inseln Rhizos und Kalydna oder Kalymana erhielten ihre dorischen Einwohner mit den Kernen zusammen von Epidauros aus. Daher auch eine Stadt Kos (nach Plinius) auf der letzten Insel.

7) Telos, vor dem triopischen Vorgebirge, scheint mit Lindos auf Rhodos gleiche Bewohner gehabt zu haben.

haben, s. *Thyridis*, d. h. im Schilde von Athen, als er auf den Grenzgebirgen der Wägen hervertrat, d. h. auf der Rückseite seiner Mutter Athene in der gleichnamigen Drachse. Folglich drückt sich Pinbar die Herakliden in der Zeit dieser Eigenschaft auch in ihrem ursprünglichen Wohnsitz. Der Amil des Atepolis und Ktemistos hat wahrscheinlich in dem Grotte der echten Nachkommen des Götterpaars gegen die Kataklysmen seinen Grund. Siegl. Prolog. zu einer wissenschaftl. Mythol. S. 405.

56) Mit Rücksicht darauf weist auch bei Pindar, Olymp. VII, 74 Jalylos *απογενεῶσι*. S. Böckh's Classification zu dem Gedichte.

57) Unter den heiligen Götterschwestern, die sich, besonders in markantester Zeit, in Griechenland in starker Menge bildeten, ist durch eine merkwürdige Inschrift (Kerassgebirge von Ol. Kellernm. Arch. d. Inschriftensammlung 1834. Nr. 1) das *αὐτὸς ἄνθρωπος καὶ ἑκαστὸς* zu Rhodos zum Vorschein gekommen, d. h. eine den Hellenen nicht fremde Götterschwestern, welche ein thebaisches *ἄνθρωπος*, das sich von den alten Thebanen ableitete, an ihre Spitze stellte und ihm wahrscheinlich das Priesterthum über Cynos übertrug. 58) Dem Herakles und der kolischen Herakliden Chalkopie wird ein Thebais, von diesem Thebais und Antippos, von Thebais der Herakliden der Thebais, Kalydos, dann ein griechischer Thebais abgeleitet. 59) In dem Epigramm im Anthologischen Papyrus, Nr. 27.

8) Knidos, von Sparta aus gegründet. Als dieses wird ein Heraklid Hippotes genannt.

9) Syme, die kleine Insel, erhielt Dorier von Knidos. Dieses einer der Begleiter des Hippotes, Naufos.

10) Die Insel Karpathos erhielt argivische Colonisten; Anführer derselben ein Argier Jollos, Demoleon's Sohn.

11) Halikarnassos, eine argivisch-trözenische Colonie, als deren Anführer Melas und Akenaios, wahrscheinlich Herakliden, genannt werden. Neben diesen war das Geschlecht der Antekiden von großem Ansehen, durch welches besonders der trözenische Poseidonienst nach Halikarnassos verpflanzt wurde<sup>60)</sup>. Auch hier finden wir, daß fast der Nachkommen der Akenaien genannt, und die Gründung von Halikarnassos dem Antheos selbst, einem Poseidonischen Heros der Urzeit von Trözen, beigelegt wird. Wie die ephorischen Städte von einzelnen dorischen Phylen bevölkert werden sein sollen, so werden von Halikarnassos<sup>61)</sup> dorische Dymanen allein als die Gründer von Halikarnassos genannt, worauf auch Etykophon hindeutet<sup>62)</sup>.

12) Rhynchos, hatte gleiche Einwohner, wie Halikarnassos erhalten. Auch Rhysa (s. oben) dürfte dorische Geschlechter enthalten zu haben.

13) Karpasa in Korien, von der dorischen Insel Melos colonisirt. In Karpasa, früher von Argos der Dorische, dann durch die Milesier ionisirt, ist nur im Vorübergehen zu erwähnen.

Von diesen dorischen Staaten hielten nur sechs, die Dreifaltigkeit auf Rhodos, nebst Kos, Knidos und Halikarnassos, und nach der Ausschließung von Halikarnassos, nur fünf, einigermaßen zusammen, und setzten sie gemeinschaftlich die triopischen Inseln auf dem Vorgebirge der indischen Halbinsel. Die übrigen standen, weit entfernt, einem Bunde mit jenen anzugehören, vielmehr in einer Art von feindseligen Verhältnissen gegen jene.

60) Dorier I. S. 107. Auf dies Geschlecht scheint sich auch eine Inschrift zu beziehen, welche durch Brändes in Rhodos gefunden worden ist und in dem Index lectionum Univ. Berl. vom J. 1830 vorkommt. Sie zählt die Priester der Poseidonischen Herakliden zu Halikarnassos von der Gründung der Colonie an, mit Angabe der Jahre ihres Priesterthums. Als erster wird Adamas, Poseidon's Sohn, genannt (und nicht hundert, daß er zugleich ein Antekas gewesen, wie Herakles ein Poseidon war); später kommt auch ein Antekas, Antekas' Sohn, in der Liste vor. 61) *Βίη* Stephan. Byzant. s. v. *Αλικαρνασσός*.

62) Etykophon (V. 1388—1396) beschreibt in seiner Weise die dorische Colonie nach Kleonax. So: „Die dorische (welche von Europa aus Kleonax überliefen) werden von dymanischen Stämmen sein. Kleonaxische und Kleonaxische *Κλεοναί* (s. Dorier I. S. 68), welche Argos und das Götterschiff (in Korien) bevölkern werden, und dem Stamme der Halikarnassischen Herakliden von Rhodos, den die Halikarnassische (als Demeter) anspricht, daß sie, die Dorier die vorgelegenen (sachlichen) Wägen, welches durch Überlieferung der ephorischen Wägen von gewissen Heilungen der Dorier stützte, des ein fremdes Land erwerbenden Aken.“ Das Erste geht auf den Mythos von Argos und seiner Tochter Melia, welcher mit der Melia der triopischen Demeter aus zusammenhängt (Dorier I. S. 400), und daher mit dem triopischen Cynos zusammen von dem dorischen Heiligtum in Thebais nach der indischen Halbinsel getragen wurde.

## (13.) C. Dorier im ägäischen Meere.

1) Thera, unter den sporadischen Inseln, Colonie von Sparta. Diese Colonie bestand indessen weniger aus Dorieren, als aus Achäern, Minnern und andern iberonischen und Radmischen Geschlechtern der Ägäiden; sie ging eigentlich nicht von Sparta, sondern von Amphil aus, wiewol sie unter dem Einflusse Spartas geführt wurde<sup>65)</sup>. Als Hektor wurde Theras genannt, ein Nachkomme der alten Radmerkönige, und angeblicher Heimer der Könige Spartas<sup>66)</sup>, Cypselides und Prokles<sup>67)</sup>.

2) Melos, erkannte ebenfalls Sparta als Metropolis an, obzwar es, nebst Gortyna auf Kreta, eigentlich aus dem amphiläischen District von Minnern und andern Völkern besetzt worden war. Als die Anführer dieser Colonien werden Pollis und Delphos genannt; als Epoche wird die Zeit des ionischen Zuges angedeutet<sup>68)</sup>.

3—5) Asypallada hatte seine Bewohner zum Theil von Megara erhalten; die Einwohner sprachen Dorisch. Auch Anaphe und Phlegandros werden am Dialekt dort gefundener Inschriften als dorische Niederlassungen erkannt. So zieht sich hier eine Reihe dorischer Colonie von Salonika nach der dorischen Colonie in Kasien hinüber, grade ebenso wie die ionischen Kolonien den Übergang von Asila nach den ionischen Inseln bilden vermögen.

(14.) An dieser Stelle berühren wir endlich einen der wichtigsten und schwierigsten Punkte in der Geschichte der Verbreitung des dorischen Stammes, die Frage nämlich, wann und in welchem Umfange Kreta dorisch geworden. Die Angaben des Alterthums sprechen von folgenden Niederlassungen. Erstens erzählt Diodor<sup>69)</sup> nach antiken Schriftstellern, daß Ariamos oder Teutamos, Sohn des Doros, eine Anzahl von Dorieren nebst Pelasgern und Achiern vom Olympos, also aus der ersten Heimath der Dorier, nach Kreta geführt habe, und

leitet von diesem Teutamos das Geschlecht des Minos her<sup>70)</sup>. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß Teutamos kein dorischer, sondern ein pelagischer Name sei; die Mythologie bezeichnet damit die Hürden von Larissa am Peneios und andern davon abgeleiteten Larissen<sup>71)</sup>; hier erscheint nun in einer, offenbar schon sehr verunkelteten Tradition dieser pelagische Name mit den Dorieren grade so verbunden, wie die pelagischen Dorier Nachbarn der larissischen Pelasger waren. Derselbe Angabe, wie bei Diodor, wird uns im Wesentlichen auch aus dem Historiker Antrom mitgetheilt<sup>72)</sup>; durch diese alte Wanderung kann es allein (ohne Anachronismus) erklärt werden, wenn die Homer- (Odyssoe XIX, 174) für die Zeit des troischen Krieges als Einwohner von Kreta „dreigetheilte Dorier“ neben Achäern, Eteoleuten, Kydonen und Pelasgern genannt werden. — Ferner erhielt Kreta dorische Bewohner durch die von Argos ausgehende und mit dem Zuge gegen Attila zusammenhängende Colonie des Herakliten Althimenes, des Sohnes von Kei-fos und Enkels von Armenos, welche zugleich eine Zweigang nach Rhodos hatte<sup>73)</sup>. Als gleichzeitig wird die amphiläische Colonie betrachtet, welche außer Melos Gortyna auf Kreta einnahm. Ueberdies wird Lythos mit Entschiedenheit als larissische Colonie bezeichnet, gleichem Ursprung scheint Kampa oder Kappa gehabt zu haben. Phallos scheint dorische Bewohner von Sitpon erhalten zu haben. Phard wird Colonie des messenischen Phard genannt (welches von dem larissischen Phard oder Pharis wohl zu unterscheiden ist). Polytronia, im Lande der Kydonen, wurde, da die Einwohner früher in Dörfern wohnten, durch Kolonen und Achäer zu einer Stadt ausgebaut<sup>74)</sup>. Kydonia erhielt, wenn nicht schon früher dorische Bewohner, solche durch die äginetische Niederlassung, Dlymp. 65, 2<sup>75)</sup>.

67) über Kreta läßt Diodor diese Colonie wol nur darum gehen, um die Achäer, die Homer als alle Einwohner Kretas erwähnt, bald als Larissier abzuweisen zu können. 68) S. Hila II, 843. *Hellenica* bei Dionysius I, 23. *Poliodor* II, 1, 4. *Troikos* bei Lyophar, 838. 69) Bei Strabon X, p. 475 d. nach Stephan. Byz. a. v. *Argives*. 70) über diese handelt es nach Hdd. Kreta II, §. 427 ff. 438 ff. Wenn man Xenon, Hist. 47, bei Photios p. 141. Besser, mit Diodor V, 59 vergleicht, so leuchtet ein, daß der argivische Althimenes, Sohn des Kei-fos, der nach Kreta und Rhodos zieht, and der troische Althimenes, Sohn des Sartrios, der, angeblich aus Kreta geführt, nach Rhodos wandert, eines Vaters ist, und die Kreten nur dem Herakliten Heiden klaren einheimischen Stammes anerkennen haben. Aeginet. p. 42. 71) Strabon X, p. 479. Willstich gesch. des Samos, alt Sparta durch Garmithos, Euthos<sup>76)</sup> Sohn, die Kreten bewegt, ihre Städte mehr am Meer anzulegen (Pausan. III, 2, 7), unter dem König Alkamen, im ersten messenischen Kriege. Damals gab es noch in Larissa achäische Dorischen. — Noch manche beachtenswerthe Vermuthungen über die Niederlassungen auf Kreta bei Hdd. II, §. 431 ff. Bei allem miß an Vertheilungen larissischer Achäer treten, welche in der Primat herabdringt, daß besonders nach Kreta, nicht mehr (72) Aeginetia p. 112, wo die Stelle Diodors (III, 59) nicht anders verstanden wird, als sie lautet: Die Samier nahmen Kydonia auf Kreta ein, gleiches ist nicht der Zweck ihrer Unternehmung war, sondern nur die Aufnahme aus der Insel zu weissen (sie nahmen oder bei ihrer Gelegenheit der Verbreitung der

65) Es muß, um die Colonisationsgeschichte von Thera, Melos und Gortyna, der larissischen Colonien auf Kypros, selbst nach von Zaros und Kreta, zu erklären, angenommen werden, daß von den Seiten der dorischen Einwanderung an bis gegen den Anfang der Plomben ein achaischer Staat in Larissa bestand, welcher Thera für Samothrace hatte, aber von da längs des Küstens bis Äthien reichte, und zwar in einer Art von Vasallenverhältnis, aber doch im Innern fast selbst überlassen waren. Sparta drückte, auch mit den Achäern die Verträge bei Peloponnes in einiger Verbindung blieb. 64) Der Rest, kann aber die Gründungsgegeschichte von Thera jetzt ganz auf das Werk: *Res Gymnasium, a primordiis loci civilis usque ad actum, quod in provincia formae a Romania est deducta, novis coris illustravit Jo. P. Thierse* (Halsius 1828), p. 23—35 verweisen, in die Sache ganz auf die Weise, die er für die rechte hält, rats nicht ist. 66) S. *Oxyrhynchus* p. 816 sqq. — Hdd. Kreta, 2. Bd. §. 418—427. Plutarch und Polybios erwähnen die dorischen Thierse, welche sie vertrieben hatten. Indessen kommt in ihrer Erzählung immer die wahre Kreta liegen, daß Pelasger Vorfahren an dieser Colonie Theil nahmen; nur mögen diese nicht um am amphiläischen Komos, sondern aus der Gegend von Melos in Larissa gekommen sein, wo sie wirklich eine Zeit lang wohnten. 68) Diodor IV, 60, V, 80. Da Diodor aus freilichen Schriftstellern, nicht aus Antrom, schöpft, geht wol aus der letzten Stelle hervor.

69) Es muß, um die Colonisationsgeschichte von Thera, Melos und Gortyna, der larissischen Colonien auf Kypros, selbst nach von Zaros und Kreta, zu erklären, angenommen werden, daß von den Seiten der dorischen Einwanderung an bis gegen den Anfang der Plomben ein achaischer Staat in Larissa bestand, welcher Thera für Samothrace hatte, aber von da längs des Küstens bis Äthien reichte, und zwar in einer Art von Vasallenverhältnis, aber doch im Innern fast selbst überlassen waren. Sparta drückte, auch mit den Achäern die Verträge bei Peloponnes in einiger Verbindung blieb. 64) Der Rest, kann aber die Gründungsgegeschichte von Thera jetzt ganz auf das Werk: *Res Gymnasium, a primordiis loci civilis usque ad actum, quod in provincia formae a Romania est deducta, novis coris illustravit Jo. P. Thierse* (Halsius 1828), p. 23—35 verweisen, in die Sache ganz auf die Weise, die er für die rechte hält, rats nicht ist. 66) S. *Oxyrhynchus* p. 816 sqq. — Hdd. Kreta, 2. Bd. §. 418—427. Plutarch und Polybios erwähnen die dorischen Thierse, welche sie vertrieben hatten. Indessen kommt in ihrer Erzählung immer die wahre Kreta liegen, daß Pelasger Vorfahren an dieser Colonie Theil nahmen; nur mögen diese nicht um am amphiläischen Komos, sondern aus der Gegend von Melos in Larissa gekommen sein, wo sie wirklich eine Zeit lang wohnten. 68) Diodor IV, 60, V, 80. Da Diodor aus freilichen Schriftstellern, nicht aus Antrom, schöpft, geht wol aus der letzten Stelle hervor.

(15.) Hieraus erhellt, daß in der Zeit nach der Heraklidenvwanderung Züge von den Doriern aus Argos und Lakonien nach Kreta ziemlich häufig waren, aus denen die immer weiter gehende Dorification der Insel erklärt werden kann, durch welche zuletzt alle Städte derselben ein ziemlich gleiches dorisches Gepräge erhielten. — Aber eine andere Frage ist die, ob nicht, abgesehen von jenen mythischen und homerischen Zugrissen, auf welche wir allein kein entscheidendes Gewicht legen würden, da ein Zurücktreten historischer Zustände in die mythische Vergangenheit so sehr gewöhnlich ist — der ganze Zusammenhang der Geschichte des dorischen Stammes uns nöthigt, eine frühere, der Heraklidenvwanderung vorausgehende Eristenz von Doriern in einem Theile von Kreta anzunehmen. Daß die Gesele und Herkommen der Kreter in historischer Zeit, besonders grade in Punkten, welche durch keine äußere Legislation bestimmt werden können, sondern mit der ganzen Denkart und Geisteshaltung eines Volkes innig zusammenhängen, einen dorischen Charakter trugen, daß Sparta's und Kreta's Verfassungen und Verkommen verworren waren<sup>74)</sup>, ist anerkannt und sicher. Nun ist aber das Alterthum darin einstimmig, diese Ordnung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in Kreta aus mythischer Zeit, von dem kretischen Herrscher Minos abzuleiten, und gewiß wäre es eine sehr künstliche Annahme, daß etwa die Minosische Ordnung eine andere als die spätere kretische gewesen, und Kreta zwei Mal, durch ganz verschiedene Anlässe, ein Vorbild Griechenlands hinein gewesen sei. Viel eher dürfte man wagen, die ganze Minosische Geschordnung für einen mythischen Reflex der spätern kretischen Einrichtungen und für eine Zurückziehung geschichtlicher Zustände in die Vorzeit zu erklären. Wäre indessen Kreta's Staatsleben nicht zugleich durch das Ansehen des hohen Alterthums geheiligt gewesen, schwerlich hätte es, wie doch sehr allgemein geglaubt wurde, dem Polygros als Muster für die Anordnung spartanischer Verhältnisse dienen können; so junge Colonien, wie damals besonders die kretischen gewesen waren, würden schwerlich jemals in Griechenland von ihren Metropolen zum Vorbilde genommen. Ferner wird das Minosische Knosos noch von Platon als erste Stadt Kreta's, und als Hauptsitz der kretischen Gesele und Ordnungen dargestellt; daher auch in Platon's Geseßen ein Knosier als der Repräsentant und Vertheibiger des kretischen Wesens im Allgemeinen auftritt<sup>75)</sup>, obgleich um diese Zeit Knosos doch schon am inneren Verderben litt, und der Ruhm der treuen Bewahrung altkretischer Sitte bald auf die kleinen Städte Gortyna und Lefkos überging<sup>76)</sup>. In älterer Zeit waren aber jedenfalls die kretischen Gesele (κοινοὶ νόμοι), welche Archilochos als von eigenthümlicher Art

erwähnt<sup>77)</sup>, besonders in Knosos zu finden. Nun gibt es aber keine Spur, daß Knosos von Argos oder Sparta aus colonisirt worden sei<sup>78)</sup>; und doch ist es unglücklich, daß ein Colonialverhältniß einer so ruhmvollen Stadt mit einer peloponnesischen sich ganz spurlos in der Erinnerung sollte verloren haben, woraus denn nothwendig folgt, daß Knosos seine dorischen Gesele oder Herkommen sammt der Bevölkerung in einer frühern Zeit erhalten haben müsse. — Hieran knüpft sich noch eine andere Beweisführung. Die Gebräuche und Herkommen der Kreter in Kleinasien werden von Herodot als ein Gemisch kretischer und lakischer bezeichnet<sup>79)</sup>, was natürlich die kretischen Gesele für dieselben zu nehmen sind, welche in Kreta historisch bekannt und ziemlich leicht überall wieder zu erkennen waren. Die Verschmelzung aber kretischer Niederlassungen mit einheimischen Völkern, wie sie zur Bildung einer solchen halbgriechischen Lebens, als nöthig vorausgesetzt werden muß, kann schwerlich in der Periode der griechischen Coloniegründungen in Jonien, Aolis und Doris stattgefunden haben, da bei diesen Coloniegründungen nirgends ein Beispiel einer solchen Verschmelzung gefunden wird. Während Halikarnas und Andros als griechische Städte in starker Sonderung von den lakischen Barbaren bestanden, unterschied man in Eosien gar nicht mehr kretische Ansiedler und einheimische Ureinwohner. Wie nun in der Ueberlieferung nur von mythischen Wanderungen der Kreter nach Lykien, unter Sarpedon, berichtet wird, so werden mit die Verbindung dieses Landes auch nach Gründen der Analogie in jene Zeit hinaufstellen, aber dann auch annehmen müssen, daß Kreta schon damals seine später so genannten κοινούς νόμους hatte<sup>80)</sup>.

#### (16.) D. Dorianer an der Südküste von Kleinasien.

Außer den Städten Lykien, in denen ein hellenisches und barbarisches Element bis zur völligen Durchdringung mit einander verschmolzen waren, sieht sich an der Südküste Kleinasien eine Reihe Niederlassungen hin, bei welchen geschichtlich die Rhodier am meisten bekannt gewesen sind, nach mythischer Auffassung aber argivische Helden und Weissager als die Führer hervorgehoben werden<sup>81)</sup>. Näher bekannt sind als dorische Städte dieser Gegend:

1—3) Gagai und Korymballos, rhodische Colonien in Lykien. Obste Zweifel auch Rhodien in Lykien.

4) Phaselis an der Grenze Lykiens und Pamphyliens, von Rhodiern aus Lybos, Olymp. 23, 1 (nach anderer Rechnung 16, 4), gegründet. Der Ktistes Lykos oder Rhakios bezeichnet nur den Antheil des

Jakynthier auch Rhodien weg). Der Taber Krüger's, *Dionysii historiographica*; p. LXII, ist unrichtig.

75) *Adelphoi νόμοι*. Platon, *Gesele* III. S. 683. 74) S. besonders Platon, *Gesele* I. S. 636. VI. S. 754. *Κνωσίου νομοφύται τῶν πολλῶν νόμων*. 75) Strabon X. p. 475; vergl. p. 481 nach Ephoros.

76) Archilochos bei Heraklid. *Pont. poet.* Korymb. Fragm. 86. Gaisford. 77) *Id.* II. S. 445. Nur ist die angebliche Befestigung mit Äthen kein Grund gegen dorischen Ursprung überhaupt, sowenig wie bei Eosien. 78) Herodot. I. 175. 79) Vergl. zu dieser Unternehmung *Id.* II. S. 328 fa. 80) Dörfer I. S. 110 — 115. Vergl. Freytag. einer wissenf. Beschreibung. S. 133 fg.

Brachidenorakels bei Milet, dessen mythischer Gründer Apalos war, an dieser Niederlassung.

3) Von Phaelis aus wurde Pampholien zum Theil kolonisirt, was die Mythologie auch schon in mythischer Zeit durch Kropos, Apalos' Sohn, und seine Gefährten geschehen läßt. Namentlich wird Xepandos in Pampholien als dorische Colonie bezeichnet und von Argos hergeleitet. Doch Pampholien wirklich dorische Colonisten erhielt, beweist sehr bestimmt die Sprache, in welcher neben ungleichlichen Ausdrücken solche Dorismen vorkommen, wie sie auch der spartanische Dialekt aufweist<sup>81)</sup>.

6—8) In Pisidien rühmte sich Selge nebst Sagalassos lakonischer Herkunft. Auch dieser ins Land hinein, in Phrygien am Raschbachflusse, wird ein Ort Norikon Gründung eines Spartiaten Pisistratos genannt. So wenig wir diese Nachrichten zu verwerten wagen, so wenig können wir die Verhältnisse genau angeben, unter welchen diese Niederlassungen entstanden<sup>82)</sup>.

9) In Cilicien ist Soloi eine rhodische Colonie, als deren Histi Solon der Lindier genannt wird<sup>83)</sup>.

10—12) Mallos, Mopuflia und Mopsos trennen werden bloß mythisch, durch die Weissager Amphichos und Kropos, an Reichthum angereicht. Doch möchte auch hier rhodischer Einfluß die Hauptsache gewesen sein.

13—16) Auf Kypros wird Kurion eine argivische Colonie genannt, Lapathos und Keonia werden von einer lakedämonischen Colonie hergeleitet; genauer genommene waren es achäische Städte, gestiftet von Proandros und Kropos, wovon einer aus dem lakonischen Abreapne (bei Amyklä), dieser von Menos und Dyme in Achaia ausging. Volgoi auf derselben Insel war syonisch.

Die weite Verbreitung der Sagen von Argos in diesen Gegenden bewies, daß auch Orte, welche ursprünglich gar nicht hellenisch gewesen waren, mit Argos in Verbindung gebracht wurden. Theils durch Umdenung asiatischer Gottheiten in griechische Helden, wie bei Karpos geschehen ist<sup>84)</sup>, theils durch ein bloßes Spiel mit Etymologien und Namensähnlichkeiten. So lag

am Berge Silpion südlich vom Dronetes in Syrien ein Kiesen Ione, welcher unter den Seleukiden in die große Stadt Antiochia hineingezogen wurde. Was war nun leichter, als diese Ione von der argivischen Io abzuleiten, damit die Antiochener in den Prunktrüben ihrer Aetoren als ursprüngliche Argiver gepriesen werden konnten!

(17.) E. Dorier an der Nordküste Kleasiens.

Hier sind nur die meistentheils megarischen Colonien anzumerken:

1) Galkedon am Boeoporos, Olymp. 26, 2, nach Eusebios gegründet. Als Gründer wird Dineos genannt.

2) Askos in Bithynien, Olymp. 17, 1 gegründet (nach Memnon), 18, 3 nach Euseb (in der armenischen Uebersetzung).

3) Gerakleia Pontike, hauptsächlich von Megarern unter Ensiechos' Anführung, außer ihnen von Boeotern aus Theben und Tanagra, besteht, in Kyros' Zeit; nachdem schon früher die Mäler eine Niederlassung an demselben Orte gestiftet hatten<sup>85)</sup>.

(18.) F. Dorier an der thrakischen Küste.

1) Potaidäa, die korinthische Colonie in Chalkidike.

2 und 3) Silymbria an der Propontis, von den Megarern vor Byzanz colonisirt. Von da scheint das benachbarte, von den Samiern gegründete, Perinthos dorische Einwohner erhalten zu haben.

4) Byzantion, Olymp. 30, 3, nach Eusebios (30, 2 nach der armenischen Uebersetzung) von den Megarern gegründet, welche dabei auch Colonisten aus Mytenä, Korinth und Karyssos aus Euböa zuzogen<sup>86)</sup>.

5) Mesambria am Pontos, von den Lyoniern und Chalkedoniern, mit Zugabe Megara's, gegründet in der Zeit des ionischen Aufstandes, Olymp. 70.

(19.) G. Dorier an der Küste des triskäischen Meerbusens und des ionischen Meeres.

1) Woherulis woschen Boioten und Phokis seine dorischen Einwohner erhalten haben, erfährt man nicht; vielleicht unmittelbar von der dorischen Tetrapolis am Varnassos aus.

Weiterhin zieht sich eine mit einer gewissen Planmäßigkeit gegründete Reihe korinthischer Colonien weit an der Küste hin, wozu die folgenden gehören:

2) Polykreon an der Küstspitze des kaisäischen Busens, neben Kapustos, von den Korinthern gegründet.

85) Dies muß man wol nach Strabo XII. p. 875 anschauen. Bergl. Polabern, De rebus Heraclens Spec. I. p. 13 seq. — Vermuthungen über ägäinische Colonien in dieser Gegend Aegina, p. 84. Der Gründer von Sinepe, Kos, wird jetzt richtig für den Äthener der Mäler genommen, nicht für einen Koss. 86) Diese wichtige Angabe, welche sich bei Strabo Boeot. I. p. 12 ed. Voss. p. 27. Bonn. findet, verdient Vertrauen, da die Zeitnahme der Mäler, die dem argivischen Herakles zu nächst wohnten, das große Krüsen dieses Kultus in Byzanz erklären kann. Bergl. Prelegeum, zu einer wissensch. Mythol. S. 132. Die andern Nachrichten über Byzanz's Gründung steht Alex. Pall., De origine Byzantii (Vratil. 1829) zusammen.



bet, denen es auch bis gegen die Zeit des peloponnesischen Krieges gehörte.

3) Chalkis am Fu e des Berges Chalkis in Aolien, in den Händen der Korinther, bis es die Athener, Olymp. 81, 1, eroberten<sup>71)</sup>.

4) Solion in Akranien; korinthische Colonie. Das benachbarte Aklia hat wenigstens dieselben Münztypen wie Korinth und dessen Colonien; doch scheinen diese Typen grade in Akranien sehr verbreitet und allgemein gewesen zu sein.

5) Die Insel oder Halbinsel Leukas, von Korinthern und Korinthern unter Perikles' Herrschaft in Besitz genommen.

6) Anaktorion in Akranien, in derselben Zeit und unter denselben Umständen colonisirt.

7) Pale, auf Kephallenia, wird durch seine enge Verbindung mit Korinth, im persischen und im peloponnesischen Kriege, als Colonie erkannt.

8—9) Ambrakia, eine sehr ansehnliche korinthische Colonie. Die Gründung wird entweder Herakleiden, d. h. Bakchiaden, oder dem Bruder des Perikles, Gorgos, beigelegt<sup>72)</sup>. Ambrakionen gingen nach Argos im Lande der Amphikloer über, und bewirkten die Pelenisierung dieser Stadt.

10) Korpyra, korinthische Colonie, gegründet durch den Bakchiaden Chersikrates, in derselben Zeit wie Syrakus.

11) Epidamnus in Ägypten, Colonie von Korpyra. Der Stifter aber war Phaios, Eratostheides' Sohn, ein korinthischer Heraklide. Olymp. 38, 2, nach Euseb. (38, 4, armen. Übers.).

12) Apollonia in Ägypten, von Korinth aus unter Perikles gegründet, mit Theilnahme der Korpyrer. Der Anführer der Korinther hieß Cholar.

13) Korpyra-Melana, an der dalmatischen Küste, war eine knidische Colonie.

14) Die Insel Issa an derselben Küste, wird korakusisch genannt. Vielleicht wurde sie aber erst durch den alten Dionys besetzt, dessen Unternehmungen und Befestigungen in diesen Gegenden hier nicht weiter berücksichtigt werden können<sup>73)</sup>. Korpyra scheint die bis in den illyrischen Meerbusen hinein beseffen zu haben.

## (20.) H. Dorier an der italischen Küste.

1) Lokroi am zephyrischen Vorgebirge, obgleich in der Hauptsache wol sicher lokrische Colonie, wurde doch zugleich unter Aufsicht Sparta's gesandt<sup>74)</sup>, und

behauptet immer einen wenigstens halb dorischen Charakter. Die Gründung wird nach Aristoteles an den Schluss des ersten messenischen Krieges (Olymp. 14, 1) gesetzt, womit auch Strabon und Pausanias im Einklange zu sein scheinen.

2) Kroton hatte zwar hauptsächlich achäische Bevölkerung, welche theils aus Akrop und der benachbarten Gegend von Zakia (daher der Flussname Krathis), theils, wie es scheint, von Lokonia ausging, aber auch hier fand Sparta der Gründung vor, und ein Heraklide, wie es scheint, Mikellos, leitete den Zug<sup>75)</sup>. Die Epoche setzte Timos Olymp. 17, 3 (Eusebios nach der armenischen Übersetzung 18, 1). — Daneben wollen wir Metapontos wegen seines Zusammenhanges mit den dorischen Colonien erwähnen. Man kann darthun, dass diese Colonie hauptsächlich von Aiolern und Phokern geführt wurde. Der Name ist von Metapa am trichinischen See abzuleiten; auf derselben Gegend erhielt Metapont den Gult des Achelos, seine Hauptculte aber von Krissa und dem pythischen Heiligtume, mit dem die Stadt in enger Verbindung blieb. Die Sagen von Epieios, Diomedes, Dauidos zu Metapont beziehen sich auf diesen Ursprung. Als die Zeit dieser Gründung wird Olymp. 3 angegeben<sup>76)</sup>.

3) Taras, spartanische Colonie, gegründet von den Partenien, d. h. wahrscheinlich von Jünglingen spartanischen Geschlechtes, welche aber durch ihre Geburt, vor der eigentlichen Ede ihrer Eltern, in ihrem Verrechte geschmälert waren<sup>77)</sup>. Ausgleich nahmen auch hier Zakos von Amphil Antheil, daher auch die Gottesdienste dieses Orts besonders auf Lakon übergingen, namentlich die Hysanthien. Wahrscheinlich waren dies solche Zakos, welche der Herabsetzung zu Perikles oder Unterthanen von Sparta noch immerfort trübsinnig widerstanden<sup>78)</sup>. Der Stifter von Tarant war Phalantios, Kratos' Sohn, ein Heraklide; als Epoche wird von Eusebios (womit die andern Nachrichten ziemlich stimmen) Olymp. 18, 1 angegeben.

4) Herakleia, Colonie der Tarantiner und Thuriat, unter der Führung des Spartiaten Kleantidos gegründet, Olymp. 80, 4.

Ihre Hellen mit den Lokrischen gegen Messene Krieger. Das aus erfuhr ich aus auch der Antwort des Dionysios Verlog. *ausführliche Geschichte*, annehmen, wie bereits Kleuber bemerkt hat. Nachträge zur zweiten Auflage der römischen Geschichte, S. 33 (zu S. 162 f. 5).

91) Vergl. A. B. Krücke, De societatis a Pythagora in urbe Crotoniensi condita scopo politico (Göttinge 1831), S. 13.

92) Zur Begründung dieser Sage (s. oben Dorier II. S. 264), besonders die Abhandlung von F. Millingen in den Transactions of the R. Society of Literature, V. I. P. 1, N. XI.

93) Der unterzeichnete hält die Auffassung des Ausdrucks Dorier II. S. 285, noch für die richtige. Das ist klar, dass es gewöhnlich spartanische Recht und Verkommen der Gründung zum Grunde liegen. Diodor (Exc. Vatic. XII) sagt die Gründung für die Partenien (Heracl. a. v. *Periclenius et metapontus*), welche freilich eigentlich etwas anderes gewesen sein müssen (Dorier II. S. 46).

94) Der Verf. nimmt den Ursprung bei, welche für diese Ansicht Bud. Vereng. entwickelt: De origine veterum Tarantinorum (Berolini 1827), S. 4.

87) Vergl. zur Rarte des nördlichen Griechenslands, S. 50, 88) STROZ wird nun auch durch Münzen von Ambrakia, welche den Namen des Stiften enthalten, als richtige Rarte erkannt. S. die von Kaiser Rodolphe herausgegebene Pl. 14 der Monumente deselbst Instituts di. corrip. archaeol. und 34 Annulli deselbst Instituts 1829. Fase. III, p. 312, 315 (ein Kufas, der Rarte zur Aufklärung der korinthischen Colonienforschung beiträgt). 89) Über diese „Gründer“ 1. Bd. S. 143, 146. 90) Man findet jetzt aus dem Handschrift des Ptolemaios aus Buch XII in Wolf's Scriptura veterum nova collectio, p. 253, dass Petros Epiphysios nach Aristoteles den Schluss der Rarte angelegt worden war, welche mit ihren Periklen gebauet hatten, während

b) Elpis oder Salapia im Lande der Daurier, Colonie der Rhodier und Koe.

6) Eine äginetische Colonie im Lande der Umher, von welcher Strabon spricht, sonst völlig unbekannt.

7) Rhogion, eine halb haldische (also ionische) und halb messenische und dorische Stadt. Die Wanderung der Messenier dahin wird in der frühesten Geschichte der messenischen Kriege verschiedentlich motivirt. Dym. 14, 1. Der rhoginische Dialekt hatte mehrere Eigentümlichkeiten des strengern Dorischen<sup>95)</sup>.

8) Parthenope in Opide oder Campanien, eine rhodische Colonie, die nachmals in die lydische Gründung Neapolis überging.

(21) 1. Dorier in Sicilien und der Umgegend.

1) Messene, früher Zante, erhielt durch Anaxilas von Rhogion mehr den messenischen Namen, als eine Bevölkerung dieses Stammes, da die Einwohner Chalcidier, Samier und eine vermischte Rasse waren. Indessen wurden die sicilischen Messenier doch immer als Verwandte der peloponnesischen betrachtet, und liebten es, sich, in westlichem Dialekt, Messenier zu nennen.

2—4) Hybla oder Megara, eine megarische Colonie, gegen Dym. 13, 2, von Lomis gegründet, welcher vorher in derselben Gegend Krotilon und Thapsos angelegt hatte.

5) Syrakusa, oder in älterer Form Syrakossa, von Korinthern unter dem Herakliden Archios gegründet. Auch Megarer nahmen Theil. Die Epoche der Gründung wird auf Dym. 5, 4, und 11, 4 (11, 3, im armen. Codex des Vesp.) angegeben<sup>96)</sup>; welcher Thukydides bestimme, ist aus seiner Erzählung schwer zu entnehmen; jedoch spricht auch die Gründungsgeschichte von Krotilon mehr für das letztere Datum. Vergl. auch Note 97.

95) Dorier II. S. 519, 530. *Thyol Rhogini carminum reliquiae*, ed. Fr. G. Schneiderwin, p. 64. — über den Cultus der Artemis Ephelitia, welchen die Rhogier aus Messenien, und den des Apollon, den sie durch die dem peloponnesischen Heiligthume geweihten Statuen erhalten hätten, Fr. G. Schneiderwin, *Diana Phaeacitis et Orestes epod Rhogines et Scylos* (Gott. 1837). 96) Wenn man Thukydides mit der herrschenden Angabe von Syrakus' Gründung ausstehen will, muß man den Zusammenhang seiner Darstellung (VI, 3, 4), so fassen, daß nicht vor dieser Zeit nicht auf die unmittelbare vorhergehende Gründung von Krotilon zurückgeht, sondern die Ankunft der Megarer unter Lomis als gleichzeitig bezeichnet mit der der Chalcidier unter Thukos und der Korinther unter Archios, und muß ferner annehmen, daß Lomis' Wanderung nach Krotilon mit der Gründung dieser Stadt im Zusammenhang stand und der Lomis gleich nach seiner Vertreibung und Gründung von Thapsos erfolgte (vielleicht bei Thukydides auch geschildert) und ferner gleich nach dessen einge zur Anziedlung). Dann würde folgende Zeitfolge gewonnen sein: Krotilon Dm. 11, 5. Syrakus 11, 4. Lomis' Ankunft und Krotilon's Gründung gegen 12. Gründung von Krotilon 13, 1, von Thapsos und Megara 13, 2. Zerstörung von Megara 14, 5, 4 gegründet wird, vergl. Boeckh, *Corp. Inscr.* II. p. 335, scheidet dem chronologischen System dieser Zeitfolge ganz entgegenstehend zu sein. Diodor folgt der Angabe von Dm. 11 (*Krotilon*, Leontion Diodor, p. 213) und mußte es, nach der von ihm angegebenen Geschichte vom Lande des Krotilon, die

6) Akra, syrakusische Colonie, Dym. 29, 2 gegründet (wenn man 11, 4 zum Grunde legt).

7) Enna, syrakusische Colonie, zur selben Zeit gegründet.

8) Kasmena, von Syrakus gegen Dym. 34, 2 angelegt.

9) Kamarina, zum ersten Male von Syrakus Dym. 45, 3 gegründet<sup>97)</sup>. Die Gründer hießen Dakon und Meneklos.

10) Gela, von Rhodiern, und zwar besonders Rindern, unter Antiphemos, und von Krotilon unter Entimos gegründet, Dym. 23, 1 (nach der Epoche 11, 4 für Spekus). Auch Kolonisten von Telos, Akropolis und Thera kamen hinzu.

11) Akragas, Colonie von Gela. Die Hellen waren Aristoneros und Pophilos. Die Zeit Dym. 50, 1.

12) Minoa, Colonie von Selinus, wobei vielleicht zugleich Kreter hinzugezogen wurden<sup>98)</sup>. Heraklia genannt, seit einer der Begleiter des spartanischen Herakliden Dorieus, Euryleon, es eingenommen hatte, Dym. 65.

13) Selinus, vom sicilischen Megara gegründet, unter Anführung des Pamphilos, eines Megarers aus der Metropolis, gegen Dym. 38, 2, nach Thukydides (nach Diodor 32, 2).

14) Himera, eine haldische Stadt, zu deren Bevölkerung sich indessen auch syrakusische Flüchtlinge gesellt hatten, daher der Dialekt aus westlichem und haldischem gemischt war. Dym. 32, 4 gegründet.

15) Sicilien demnach ist Lipara, unter den dorischen Inseln, von Knidiern besetzt worden, unter Anführung der Herakliden vom Stamme des Hippotus, Gorgos, Theodor und Epithides, Olympios 50 nach der glaubwürdigsten Nachricht.

(22) K. Dorier an andern Küsten des mittel-ländischen Meeres.

Hier sind nur die rhodischen Niederlassungen an der Kühlung des Rhodanus (wovon man aber nur eine unbestimmte Spur hat), und zu Rhodo in Iberien; und die glänzende Colonie Xerene in Afrika, welche von Xerodern angelegt (König Dattos von lakonischem Xerogeschlecht, Dym. 37), aber nachmals durch austr-

den Archias jünger als den argieischen König Phidros zu setzen nöthigt (Aeginetia, p. 55 und besonders Alexander, *Aetol. Fragm.* 12. Gutschmann).

97) Dies Datum beruht auch auf der Annahme, daß Syrakus Dym. 11, 4 gegründet sei. Man wissen wir durch Ektanones Ep. V. 293, daß Kamarina 46 Jahre nach der Gründung zum ersten Male zerstört wurde, alle 57, 1 (Dym. 55 geben die Schätzung zu Phidros' Dym. V. 165). Dann begreift man, wie Parmenides von Kamarina Dym. 63 im Stadium sagen konnte, die Unterwelt lag erst 24 Jahre in Ruinen. Schwieriger wird die Sache, wenn man von der Epoche, Dym. 5, 3, für die Gründung von Syrakus ausgeht; dann wäre damals Kamarina schon 50 Jahre zerstört gewesen.

98) Wenn man die Angaben von Meneklos' Stiftung in diese Gegend durch ein historisches Zeugnis zu erklären sucht. Auf jeden Fall beweisen die letzten Angaben in Minos (*Herakl. Pont.* 29), daß eine wirkliche Bevölkerung Minos's mit dem dorischen Krotilon bestand. *S. S. 372—381.*

menbe Kreter und Peloponnesier sehr erweitert wurde, nebst ihren umliegenden Pfanzsäulen zu erwähnen.

(23.) IV. Bürgerliches und gesellschaftliches Leben der Dorier. Die Griechen erkannten, daß dem doriſchen, wie dem ionischen und andern Stämmen, gewisse Grundzüge und charakteristische Normen des öffentlichen und überhaupt des geselligen Lebens eigen wären, welche durch die besondern Verfassungen der einzelnen Staaten zwar modificirt und verschiedentlich ausgebildet werden konnten, aber doch schon vor ihnen als ihre tiefere Grundlage vorhanden waren. Thukydides unterscheidet genau, welche von den in Sicilien gegründeten Colonien doriſche, welche daktilische Herkommen (*ἀρχαία*) hatten. Pindar \*) bezeichnet die Verfassung Sparta's durch die Benennungen der Pythischen Ritzsäulen (*Ἰλίδος στήλαι*) und der doriſchen Sagenen des Agamios (*Ἀγαπίος Ἀγυῶν ἱερὸν*), wodurch er gewiß dem spartanischen Eptargos nicht das Verdienst, den Staat in eine feste Ordnung gebracht zu haben, entziehen, aber zugleich die Einrichtungen Sparta's als die strengste Ausbildung alt-doriſcher Grundlage bezeichnen will. Diese Grundzüge des doriſchen Staatslebens zu finden, ist bei Sparta und Kreta, wo der Dorismus treuer bewahrt wurde, nicht schwer, schwieriger bei den Staaten, welche sich im Fortgange der Zeit immer mehr ihres doriſchen Charakters entäußerten, wozu im Peloponnes besonders der Einfluß der Pyramen (zwischen Olymp. 40 und 60), in Unteritalien die gegen die Pythagoreer gerichteten Volksbewegungen beitrugen.

Zu diesen doriſchen Sagenen des Agamios gehört gewiß zuvörderst die Eintheilung des Volkes in die drei Stämme oder Phylen, Phylakes, Dymanen und Pamphylien \*), von denen schon die alten Stammsagen der Dorier (oben §. 5) aufs Deutlichste sprechen, und durch welche der alte poetische Beiname der Dorier, *Τριφυλῆες*, am besten erklärt wird. Wo die Dorier völlig abgesondert erscheinen, haben sie auch nur diese drei Phylen, wie in Sparta, wo die Zahl drei in der Anordnung des Staatswesens durchgeht; in welchen Staaten aber die Dorier sich mit andern Volksmassen zu einer Bürgerſchaft vereinigt haben, treten auch andere Phylen hinzu, wie in Argos die *Gynathia* \*), in Sikyon die *Agaleis* \*). Immer waren diese Phylen nach natürlicher Verwandtschaft geordnet; sie sind nicht mit localen Bezirken zu verwechseln, obgleich auch solche namentlich in Sparta als Eintheilung der Gemeinde vorkommen \*). Es ist nach dem ganzen Charakter der Do-

rier vorauszusetzen, daß sie vor andern Griechen nach einem regelmäßigen Grundbaue der Staatsordnung strebten. In Sparta war die freie doriſche Bürgerſchaft aus drei Phylen, 30 Phai, 300 Triakaden (nach der wahrscheinlichsten Auffassung dieses Ausdrucks) und 9000 mit Grundstücken verbundenen Häusern zusammengefaßt.

(24.) Charakteristisch für die Dorier ist ferner die scharfe Unterscheidung und verhältnißmäßig lange Festhaltung des Unterschiedes zwischen einer freien, dem öffentlichen Leben und dem Waffengebrauche sich vorzugsweise widmenden Bürgerſchaft, und unterthänigen, ursprünglich durch Wassergewalt unterworfenen Ständen, welche das unabhängige Dasein der erstern durch ihre Arbeiten und Leistungen möglich machen sollten. Und zwar finden wir in den Staaten, wo diese Unterthänigkeitsverhältnisse eine bestimmte Gestalt gewonnen hatten, das heißt in Lakonika, Kreta, früher auch in Argos, erstens solche Unterthanen, welche als Individuen nicht von den Befehlen der herrschenden Dorier abhängig, in besondern Gemeinden fortlebten, und nur als Ganie nach bestimmten Verträgen den Befehlen der doriſchen Herrſchergemeinde Folge leisten, und einen Tribut zahlen mußten (diese hießen in Lakonika *πελοποννοί* und *Λακεδαιμόνιοι*, in Kreta *πελοποννοί* und *εὐνοῖοι*, in Argos *πελοποννοί* und speziell *Ὀπυνταί*); und zweitens solche, welche in persönlicher Abhängigkeit von den Befehlen des herrschenden Standes, auf den einzelnen Gütern und in den Häusern der doriſchen Herren wohnten, und alle Sorge für das Bedürfnis übernehmen mußten (in Sparta *ἐλωτες*, *ἐλωται*, *ἐλωται*, in Kreta *Μισοῖται*, *Αγυῶνται* und *Κλαῖονται*, in Argos *Ἰερψονοί* genannt), ein Verhältnis, welches sich von der durch Kauf entstehenden Sklaverei dadurch unterscheidet, daß es doch immer noch als ein öffentliches, staatsrechtliches, keineswegs dem Privatinteresse ganz hingegebenes betrachtet wurde, was besonders darin recht deutlich hervortritt, daß der Zins oder die Quote des Ertrages, welchen die Hölsten von den von ihnen bewirthschafteten Gütern an die Herren derselben zu zahlen hatten, ein für alle Mal durch allgemeine Gesetzbestimmungen fixirt war \*).

(25.) Während auf diese Weise der freie doriſche Bürger von der Sorge für den Unterhalt befreit wird, wird ihm zugleich in den Staaten, in welchen der doriſche Sinn und Geist in der Gesetzgebung am meisten seinen vollständigen Ausdruck gefunden hatte, durch allgemeine Anordnungen das Streben nach Erwerb und Besitz unmöglich gemacht. Dapin zweckt die aus doriſchen Grund-

99) Poth. I. 61 fg.

1) Dorier II. S. 75.—81. 2) Stephan. Byzant. s. v. *Δωριῶν*, Corp. Inscr. No. 1150, 1151. 3) Herod. V. 61. In Sikyon gab es ein Priesterthum *ἄρχος Τριφυλίας*, welches in Beziehung stand zur Theilung und Abtheilung der Phylen. S. Becker's Archäol. S. 750. Vielleicht war es unter Kleisthenes gebaut. 4) S. Dorier II. S. 49. Corpus Inscript. I. p. 609. Die spartanischen Inschriften, welche wir aus römischer Zeit haben, erwähnen nur drei Sozialbezeichnungen, und darunter Oken, welche also nach Aufhebung der alten Geschlechtsphylen fortbestanden, wie in Athen die *Phylakien* neben den neun Kleisthenischen Phylen sich fortsetzten.

5) Über diese beiden Verhältnisse Dorier II. S. 21—61. Wachsmuth's griechische Alterthumskunde I. s. S. 168, 218 fg. R. Fr. Hermann, Entwurf der griechischen Staatsalterthümer, §. 19. S. 41 fg. In Bezug auf Kreta III. s. S. 22—40. Von den mariandylischen Keltigen der Herakleiten handelt folgende Polabern. De cedon Heracleas Pont. p. 35 sqq. Aber die *Βεαῖαν* als Adelsmacht in Perakia-Streit desponirte auf stark falken Erklärung von *Μααχολ*, Thess. Herakl. p. 224, indem sie in den Herakleiden *Ταῖν* ertheilte *γυναικῶν* den Zusammenhang mit und aus andern Stämmen für Argivern (*γυναικῶν*, Corp. Inscr. Græc. P. II. No. 98) zu nehmen fiob.



haben hervorgegangen<sup>6)</sup>), wenn auch vielleicht niemals vollkommen durchgeführt, gleiche Theilung des den Dorfern von Sparta angehörenden Landes (der πολιτικὴ χώρα) in 9000 Lothe (χάροες), welche den einzelnen Familien als unveräußerliche und untheilbare Erbgüter überwießen waren, denen wahrscheinlich immer der älteste Sohn als Haupteire (τοκοδικεὶς) vorstand, aber so, daß die jüngeren Brüder, so lange sie nicht anderweitig durch Colonien, Adoptionen oder Verheirathung mit Erbsohnen) versorgt werden konnten, als Gensossen desselben Hauses betrachtet wurden<sup>7)</sup>. Ein Fünftel der bestehenden Zahl und Größe der Güter lag auch in der Tendenz; andere aliborischer Gesetzgeber, wie des korinthischen Theibon, welcher zwar die Ungleichheit bestehen ließ, aber die Zahl festhalten wollte, des ebenfalls von Korinth stammenden, aber zum Gesetzgeber von Theben erlenen Philaios, welcher durch Bestimmungen der Zahl der Kinder (παῖδες δατοῦ) die Zahl der Kleren zu erhalten suchte<sup>8)</sup>; endlich des thessalischen Phalaos, welcher auch davon aufging, daß das Eigentum der einzelnen Bürger gleich sein müsse, aber wenn dies einmal so anordnet war, die immer von Neuem notwendige Aufteilung (ἀναμίσκωσις) durch ein unmöglich mildes Mittel herbeizuführen wollte, indem nämlich die Missethäter der verheirateten Wöchner nach dem Vermögen der Familie, oder der sie hervorbringen, bestimmt werden, aber zugleich mit den Gütern des Hauses, in welches sie heiratheten, im umgekehrten Verhältnisse stehen, und durch das, was die Eine zu viel hatte,

das, was die Andere zu wenig besaß, ergänzen sollte<sup>9)</sup>. Alle diese Anordnungen gingen aus dem dorischen Bestreben nach Erhaltung des Bestehenden, nach Unabhängigkeit der freien Staatsbürger von wankelbaren äußeren Zufällen, und nach regelmäßigen Zahlverhältnissen hervor, und suchten die unberechenbare Zufälligkeit der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Ehen und der möglichen Veränderungen des Besitzthums in die Bande fester Gesetze zu schlagen. So befaßten sie sich in einem ähnlichen Kampfe mit der Natur, wie Dämme und andere Menschenwerke, welche den Lauf mächtiger Flüsse anderswärts hin wenden wollen. Jahrhunderte hindurch mögen die menschlichen Anordnungen ihre Absicht wirklich erreichen, aber am Ende ist gewiß der Menschenwille der unterliegenden Theil, und die Natur rächt oft ihre Beugung auf Schredlichkeit; was sich auch in Sparta durch die von Jahrhundert zu Jahrhundert abnehmende Bevölkerung bewährte, indem grade hier nur eine sehr begünstigte Vermehrung der Bevölkerung dem Bedürfnisse der vielen Kriege hätte genügen können.

Eine Anordnung, welche aus demselben dorischen Geiste, welcher dem Streben nach Besitz allein Weg ersperrten wollte, hervorgegangen ist, aber sich doch bloß in Sparta ausgebildet hat, ist die Aufschließung des in Griechenland allgemein kursirenden Gold- und Silbergeldes von dem Gebrauche der einzelnen Privatpersonen, welches zur Ausgießung ihres Verkehrs unter einander ganz und gar auf eine bloß im Lande geltende Scheidemünze aus Eisen angewiesen waren, die bei ihrem geringen Werthe die Nothwendigkeit sehr wenig reizen konnte. — Viel verbreiteter war die Anordnung der Gemeinmahl oder Syssitien, welche in Kreta *Argeia*, in Sparta *Philia* oder *Freundemahl* hießen<sup>10)</sup>, und eine Gleichmachung des Gebrauches der Güter für die äußeren Lebensgenüsse bezweckten. In Kreta trug die Kosten dazu die Gemeinde im Ganzen; in Sparta wurden sie durch gleiche Beiträge der Bürger ausgerichtet. Auch in den dorischen Staaten von Korinth und Megara fand Spuren derselben Einrichtung nachzuweisen<sup>11)</sup>.

(26.) Was nun die Regierung der dorischen Staaten anlangt, so ist keinem Zweifel unterworfen, daß dem dorischen Sinn und Geist eine aristokratische Form gemäß war (daher Plutarch einmal<sup>12)</sup> von einer ungemischten und dorischen Aristokratie spricht); eine Aristokratie, in welcher zwar die Gesamtheit der vollkommen freien Bürger politisch thätig ist, aber der Antheil an der Leitung des Ganzen nach Adel der Herkunft und persönlichem Ansehen mannichfach abgeflusst erscheint. Mit einer

9) Daß Aristot. Pol. II, 9, 7 der Name des Phalaos, nicht des Philaios, so sehen ist, hat Götting ad Aristot. Pol. 345 (wie ich mich überzeuge) richtig bemerkt; auch Bekker S. 57, 81 schreibt Phalaos. Die ἀναμίσκωσις τῶν οὐκ αἰσῶν bedurfte an dieser Stelle keiner Erklärung, da für dies das II, 4 über Phalaos ohne Bezug auf das Bedenklich zurückweisen soll. 10) Dies wird als ursprüngliche Benennung, wovon *syssitia* nur eine spätere Veränderung ist, sicher gestellt durch Götting ad Herodot. XXV, 1. S. 163. 11) Vergleiche mit dem Dorian II, S. 273 die Angaben der Bemerkungen von Welcker, Theopomp. p. XXXVII. 12) Aristot. 2. *Argenteus* und *Argenteus* ἀργενταίαν.

6) Platon, Gesetze III, S. 634 sagt, daß gleiche Vertheilung und Schuldenfreiheit in andern Staaten immer große Schwierigkeit gehabt habe: *Τὸ αὐτὸ δὲ ἀποδοῦναι καὶ τοῖς ἑσθῶς ἐκείνοις ἐμὸν καὶ ἀποδοῦναι, γὰρ ἐστὶ ἀνεύθυνον καὶ ἀνεύθυνον, καὶ τοῖς πλείστοις καὶ τοῖς ἐλάττωσιν ὅσον αὐτῶν.* 7) Diese Darstellung, die nach ältester Angabe und Spuren, Dorier II, S. 193, gezeichnet ist, wird auch durch ein neuerlich bekannt gewordenes Fragment des Pindaros, *Met. Scriptorum vet. nova coll.* T. II, p. 384, bestätigt, wo angegeben wird: In Sparta hielten mehrerhends eine Frau acht, die Kinder waren gemein an gewöhnlich. Dies ist natürlich nicht so, was, wie ich hier ausgesprochen wird, zu fassen, sondern erhält seine Bedeutung durch die oben gegebene Vorstellung. Die Brüder hielten zusammen auf dem ungetheilten Erbgute, nur der älteste heirathete; im Fall er dessen Kinder erhielt, trat er die Frau an den jüngeren Bruder ab, dessen Kinder nun als die Kinder des älteren eintraten. Das Älterste der Frau, um eigene Kinder zu erlangen, war schon früher als partikulärer Brauch bekannt. Xenophon, *De Rep. Lacod.* I, 7, p. 54, ed. Fr. Hase. C. Fr. Hermann. *De civitat. turbarum apud Lacodemonios agrorum equalitate* (Marburg 1834). Cap. 3, hält die Vertheilung solcher theilbarer Majoratgüter in Sparta für unangenehm; aber setzen nicht schon die vom Kolon der Königen, als solchen, überwießen *ἐκείναι* der Deme, die doch auch nur das regierende Haupt der Familie in Besitz hatte, in einem analogen Verhältnisse! 8) Ob war dies immer eine Art des numerum liberorum finis, welches dem griechischen Alterthum überhaupt nicht fremd war (s. v. *ὅσον ἑκάστῳ τῷ οἴκῳ ποσειδωνοῦσιν αὐτῶν ἀνδράς, εὐλοποῦνται κτήνη ἢ πόλις* nur, Platon, *Republic* II, p. 572), wenn es auch vielleicht nur darin bestand, daß nur eine bestimmte kleine Anzahl von Kindern als *ποσειδωνοῦσιν* galt. Denn numerum liberorum aino wird schon von dem alten römischen Gesetz, in den *Leges* v. 874 angegeben: *Maioresque deinde et minorque aliorum legibus* u. s. w., wo Götting zu vergleichen ist.

solchen Verfassung verbindet sich nach den Ansichten der Griechen immer die Vorstellung eines großen Ansehens der Obrigkeit, einer schnellen und genauen Folgeleistung von Seiten der Privaten (*anobozia*), einer sich überall darstellenden und in die Augen fallenden Ordnung (*ebnoquia*). Das Leben einer solchen Gemeinde sollte dem eines Volkes gleichen, welches an eine übereinstimmende Ordnung gewöhnt, und den Anführern überall schnell zu gehorchen bereit ist <sup>13)</sup>. — Daher war wol ursprünglich in allen dorischen Staaten, wie namentlich in Sparta, die Volksoberversammlung (*akia*, in Sparta *ankia*, daher *ankiakion* <sup>14)</sup>) zwar allerdings im Besitze der höchsten Entscheidung über innere und äußere Angelegenheiten, aber übte diese nur dadurch, daß sie dem von den obrigkeitlichen Personen Vorgetragenen ihre Bestimmung entweder ertheilte oder versagte. Das billigende oder verneinende Geschrei, wodurch dies in Sparta geschah, ist gleichsam die nächste Stufe über dem dunkeln *seemiotus* (der *deinos qiuus*), durch welche bei Dorier eine aquäthche Volksoberversammlung allein ihre Meinung zu erkennen gibt. Es versteht sich, daß allmählig auch Volksoberversammlungen in dorischen Staaten sich herausnahmen, theils durch Veränderungen der vorgeschlagenen Beschlüsse, theils durch Vorschläge, welche von den Mitgliedern der Versammlung selbst ausgingen, selbständiger zu wirken, jedoch geschah dies immer nur in Verbindung mit einem Aufgeben der echt dorischen Grundzüge, meist unter dem Einflusse der unter den Joniern und in Attika schon früher emporgewachsenen Demokratie. — Ferner durchdringt ein aristokratischer Geist, welcher sich in der Anwendung der Wahl, nicht des Loses, und in der Rücksicht auf Adel des Geschlechtes, Alter der Individuen und moralischen Würde zeigt, das Institut des hohen Rathes (der *gerusia*), welches ohne Zweifel ursprünglich in allen dorischen Staaten stattfand. Die *gerusia* war die Hauptregierungsbehörde, das Gericht über öffentliche und schwerere Vergehen, und zugleich der Censor der Stadt, indem die Geronten gegen die Bürger insgesamt die Rechte und Pflichten zu üben hatten, welche nach dorischen Ansichten dem ältern Mann überhaupt gegen die Jugend ausstanden. Daß in diesem Rathe der Ältern sich eine edle und tüchtige Gesinnung erhebt, daß das angesehene Recht in den Herzen dieser erfahrenen und geprüften Greise fortlebe, darauf war besonders in den frühern Zeiten das Heil der dorischen Staaten gebaut. — An der Spitze des Staates standen ursprünglich in allen dorischen Staaten des Peloponnes und seiner Colonien Könige aus dem Heraklidengeschlechte, welche im Kriege als oberste Feldherren von sehr großer Macht, im Frieden als Vorsteher des hohen Rathes und als Richter in bestimmten Sachen, von bedeutendem Einflusse und im Glauben des Volkes mit einer Art von dorischer Würde

umkleidet waren. Nach dorischer Ansicht, wie sie sich in vielen Fällen der spartanischen Geschichte ausdrückt, wird dem Königsgelechte mit derselben Entschiedenheit die ausschließliche Vererbung zur Herrschaft zugeschrieben, mit welcher ihm aus der andern Seite niemals gestattet wird, anders als nach den alten Herkommen und Rechten zu regieren. Während mehrer dorische Staaten die Königwürde lange Zeit in ihrer Geltung erbolten (Sparta hatte heraklidische Fürsten durch neun Jahrhunderte, Argos stand unter Königen bis über den Perserkrieg hinaus, Messenien bis zu seiner Unterjochung), traten in andern Staaten Vorherden an die Stelle, welche mit derselben Gewalt versehen und in aristokratischem Geiste gebildet, sich nur durch die Theilnahme einer größern Anzahl an dieser Macht vom dem Königthum unterschieden, wie die loricinischen Prytanes und die Kosmoi in den kreischen Staaten. Die letztern verglich man früher mit Unrecht <sup>15)</sup> mit den Eporen, welche, obgleich der Name auch in andern dorischen Städten vorkommt, doch im Wesen eine eigenthümlich spartanische Einrichtung waren, und als Geschäftsführer und Repräsentanten der Volksgemeinde allmählig zur höchsten Gewalt gelangten.

(27.) Mit der bürgerlichen Verfassung hing bei den Dorieren die Verfassungsform eng zusammen. Die Last ist der Doriern, des schwergegründeten Einien: Fußvolks, welche sich nur in Staaten bilden konnte, in denen eine bedeutende Anzahl freier und von der Sorge für den Unterhalt wenig abhängiger Bürger vorhanden war, scheint sich besonders bei den Dorieren entwickelt zu haben. Wie die Dorier wahrscheinlich dadurch die alten Reiche der Achäer im Peloponnes überwand, von deren Kampftat die homerischen Gedichte eine Vorstellung geben, so gab es auch noch in der Zeit des peloponnesischen Krieges, wie zahlreiche Vorfälle desselben beweisen, in Griechenland keine tüchtigeren und geübteren Hopliten als die aus den dorischen Staaten. Die Kaltblütigkeit und Festigkeit, wozu die Dorier immer besonders fähig waren, eignete sie besonders zu diesem Kampfe, wo man dem Feind in unmittelbarer Nähe durch die geschickte Führung und den kräftigen Stos der Lanze den Vortheil abzugewinnen suchen mußte; und eine eigene Mischung von Selbsterne mit Begeisterung ist es überhaupt, was aus den Nachrichten über dorische, besonders spartanische, Kämpfe und Kampfsitten am meisten hervortritt <sup>16)</sup>.

(28.) Das Familienleben der Dorier, wie wir es in Sparta und Kreta nach den gemeinschaftlichen Grundzügen des Stammes gestaltet finden, ist dem öffentlichen insofern untergeordnet, als ihm selbst ein möglichst öffentlicher Charakter gegeben ist. Die Erziehung (*agoge*) der Jugend ist von einem bestimmten Alter an, welches in Sparta viel früher gesetzt war als in Kreta, Sache des Staats, Augenmerk der ganzen Gemeinde; Knaben und Jünglinge leben in Genossenschaften unter öffentlichen Magistraten. Die *Agoga* galt als wesentliches Er

13) Worte des Herodotus im Archämosos. §. 81. 14) *ankia* scheint besonders eine Verbindung für den Cultus zu bezeichnen, und durch das „procal etia profant“ etymologisch zu erklären zu können. Daher *ankiakion* der Spartanische (s. v. a. *kras*) *anankion* nach Steph. M. II. E. Alter, De gentilitate Attica, p. 24.

15) S. darüber in Uebereinstimmung mit Dorier II. E. 1209 344, Kreta II. E. 46 — 53. 16) Hierüber ist ganz auf Dorier II. E. 247 fg. und Böschmütz, Stellen. Alterthumswiss. II. 1. E. 974 zu verweisen.



den Kretern und Argiern zugeschrieben wird<sup>25)</sup>, und steht im großen Gegensatz mit dem dritten, Alles in sich aufnehmenden und fortführenden Strom ionischer Rasse. Jenes plötzliche, unerwartete Hervorspringen und Ausweichen des Bewusstseins verbindet sich oft, bei nicht Sätze und Strenge des Charakters, mit einer durchdringenden Schärfe, und trifft ein thörichtes und lächerliches Wesen wie mit einem Schlag, wie denn in Epikura schon die Knaben gelobt wurden, ihren Reden ein gewisses Salz zu geben, und die Gemeinmahl-Gastien einer Feinheit waren, welche auch derben Spott nicht aufstieß. Bald gibt sich aber auch darin eine Naivität kund, die eben in der unverholenen Äußerung einer gefunden und derben Natur, im Gegensatz künstlicher Bildung und einer auf äußere Zwecke gerichteten Berechnung, besteht<sup>26)</sup>. Auch ist im Allgemeinen nicht in Abrede zu stellen, daß Naivität im edlern Sinne des Wortes dem dorischen Theile der griechischen Nation mehr zukommt, als dem früher raffinirten ionischen; und es hat seinen Grund in dem Leben selbst, daß die Produktionen der griechischen Poesie, welchen der Charakter des Naiven vorzugsweise zukommt (Sophron, Theokrit), sich des dorischen Dialekts bedienen.

(31.) V. Religion und Geistesbildung der Dorier. Es liegt am Tage, daß unter den verschiedenen Gottheiten des griechischen Olympos besonders Apollon (dorisch *Äpollon*)<sup>27)</sup> von den Dorern hoch verehrt wurde. Inzwischen möchte doch wol der weitere Fortgang der mythologischen Studien unserer Zeit, und namentlich das tiefere Eindringen in die Beziehung des griechischen Götterglaubens auf die Phänomene der Natur, die Meinung nicht bekräftigen, daß der gesammte Cultus des Apollon allein von den Dorern ausgegangen sei. Keiner der sogenannten hellenischen Stämme kann sich eine einzelne Gottheit als sein besonderes Eigenthum vindiciren, obgleich auch andere sich zur Verehrung dieser oder jener besonders hingetrieben fühlten, wie die Achäer zum Zeus und die Jonier zum Poseidon. Dringt man aber tiefer in den Zusammenhang und die Bedeutung der Culturgebräuche und der Sagen ein, so wird man gewahr, wie in diesen Götterdiensten überall eine Natursymbolik durchgeht, welche die im öffentlichen Cultus verehrten hellenischen Gottheiten in nahe Verbindung mit dem chthonischen (dem Kreise der Demeter) bringt, deren pelagische Herkunft nicht zweifelhaft sein kann, eine Natursymbolik, die um so weniger jenen hellenischen Stämmen zugeschrieben werden kann, je weniger sie diesen, ungeachtet der Fortdauer der daraus hervorgegangenen Gebräuche, doch auf eine lebendige Weise gegenwärtig blieb.

25) Dorier II. S. 336. über die kretische Rasse noch Anthol. Palat. VII. 447; über die argivische, Achäisches Schiffsgebräuch V. 198, 270. 26) Das *Enkainon* von *Phrygia* von *Antiphon*, Plutarch, Solonarch S. vergl. Kienow 4. (Wachsmuth, Hellen. Alterthumskunde I. 1. S. 67) kann freilich nicht aus dorischen Wortschöpfungen, auch den Epikuren nur für das Leben unter einander, nachgerühmt werden. 27) Dorier I. S. 301, wo die megarische Inschrift im Corpus Inscript. No. 1665 hinzugefügt ist.

Auch Apollon, als ein die Dürrezeit der heißen Jahreszeit vertreibender, dem Sommer herbeiführender und den Entseßungen gewährender Gott, gehört in der That einem Kreise von Naturgöttern an, den man in seinem innern Zusammenhange, nach der jetzigen Überzeugung des Unterzeichneten, der pelagischen Herkunft aneignen muß. Auf der andern Seite ist klar, daß die Dorier durch ihre Wohnsitze und Colonien in einen merkwürdigen Zusammenhang mit dem Apollonienste gestellt waren: In Hysiotis um das Apollonieionthum im Thaur Tempe wohnte, welches auf so merkwürdige Weise durch Theophrast'schen Sendungen von Delphi und andern Gegenden gelehrt wurde, waren sie hernach nahe Nachbarn des Pythischen Orakels, und verbreiten, von da ausgehend, unter der Leitung des Pythischen und des karnatischen Apollon dem Peloponnes; und wie die Spartaner von dem Pythischen Apollon die Pythagoräische Gesandtschaft ableiteten, so waren, um diesen in alle Zweige des politischen Lebens eingreifenden Werth zu vermitteln, auch später noch immer jedem der beiden spartanischen Könige zwei Pythioi beigegeben. Daß Kreta in Zeiten lange vor der dorischen Einwanderung, in der Periode der sogenannten Minischen Apollonstraiten, den Apollon-Cult verbreitete, war eine so tieferwurzelte Meinung, daß selbst die ersten delphischen Apollonpriester und Propheten Kreta gewesen sein sollten<sup>28)</sup>; und noch ist keine Ansiedelung in Kreta nachgewiesen worden, welche den Ursprung des Dienstes besser erkläre, als jene dorisch-pelagische aus der Gegend von Tempe<sup>29)</sup>. Mit dem kretischen Dienste hängt aber der iynische zusammen, da die Entsendung des iynischen Volks aus einer Verbindung von Kretern mit Karien ein historisches Factum ist (oben S. 15.); auch sollen hier die Punkte der Apollonverehrung merkwürdig mit denen der kretischen Ansiedelung zusammen, namentlich Kariothos<sup>30)</sup>. Uebrigst aber

28) Nach dem Homerischen Hymnos auf den Gott Apollon Kreta, wo der Verfasser diese Aussagen in dem Schlußsatze (V. 500) festsetzt freilich keinen andern Grundem angedeutet findet, als den: „Schützt und besorgt mein griechisches Volk, mit meiner Erlaubnis vor allem; wenn ich aber in Karien und Ikaros ferden will, so solltet ihr andere Herrern als mich unter den Menschen ergötzen, und (statt meiner milden Herrschaft) unter deren Joch gebeugt werden.“ Dies ist ganz allgemein als eine Drohung des Gottes, ohne nähere historische Beziehung, zu nehmen. 29) Daß in den größtentheils asiatischen Sagen aber Kinos in diesen Umgebung ein ganz anderes Dämonium (Paisipha, Minotaurus etc.) herrschte, als das Apollonische, ist nicht so sehr zu verwundern. Wie viele verschiedene Götten und Götinnen mocht der Cultus der Götter in der großen Kreta in verschiedenen Zeiten haben! Auch ist die Beziehung jenes Tempos (so heißt Minotaurus auf den Wäsen von Ganos) zur übrigen griechischen Mythologie noch nicht entschlüsselt, woraus sich erst die richtige Stellung dieser Sagen zum Apollon-Cultus ergäben dürfte. Hier nur die Andeutung, daß dieser Tauros mit dem in mothischer Pöbte beim Pythischen Festtage zum Nachzuge verordneten Dämonen-Tauros ursprünglich identisch sein möchte. 30) So hat dem sonst Westeten (Dorier I. S. 216) ich die Sage zu fügen, daß der Kretier Apollon *apō gē Kretōr* als *Thymon* (womit der Name der iynischen Terminen des Herakles zusammenhängt) gehalten sein soll (*Parthenon*, Kret. 85). Gestammter Kretis wird auch Herakles mit seinem Früheren ein Sohn des Kariothos genannt (*Agagion*, De. d. Del XVIII. 12); man sieht, daß die Keltre von Kariothos sich dieses ganze Heraklesgeschlecht aneigneten. Kariothosverehrung mace eine



den Colonien viel gefunden wurden; es sei nun, daß unter den Doriern selbst, neben jenen herrschenden Grundfögen strenger Cephrops, eine natürliche Anlage dieser Art fortlebte, oder daß die Reizung dazu vorzugsweise den unterthänigen Ständen zugeschrieben werden muß, die grade durch die größere Trennung von der herrschenden Bürgererschaft in der Stadt mehr von ländlicher und bäuerlicher Arbeit und Natürlichkeit bewahren mußten, während der bei den Doriern vorwaltende Geist auch der Tatkunst im Ganzen mehr einen gymnastischen und oft auch kriegerischen Geist und Charakter einprägte“).

(33.) Wie die Kunst unter den im Raume darstellenden Künsten der Architektur am verwandtesten ist, so würde es nicht schwer sein darzuthun, daß ein besonders enger Zusammenhang zwischen dorischer Tempelbaukunst und Tonart besteht, und beide nur Formen eines Geistes sind, welchem ernste Majestät und einfache Großheit als die wesentlichsten Forderungen erschienen. Obgleich die Dorier ihrer Natur nach nicht eigentlich werthmäßig waren, mußte doch der das öffentliche und gesellige Leben des ganzen Volks durchdringende Geist auch die Bauleute in ihren Vorstellungen von dem, was schön und würdig und den Söttern angemessen sei, bestimmen. Und so stehen die altdorischen Ruinen im Peloponnes, Großgriechenland und Sicilien uns noch jetzt als Trümmer und Reste nicht bloß der Heiligthümer, denen sie angehörten, sondern des gesammten dorischen Lebens, Glaubens und Lebens, sichtlich vor Augen. — In der bildenden Kunst möchte der Begriff des Dorischen, wie ihn auch das Alterthum durch keine darauf zielende Benennung anregt, weit weniger bestimmt nachgewiesen werden können, obgleich sich in dem verschiedenem Gange der peloponnesischen und der attischen Künstschule ein gewisser Einfluß des Stammcharakters wohl entdecken läßt.

(34.) Zuletzt steht dem dorischen Stammcharakter auch nicht ein Ausdruck aus dem Boden der philosophischen Speculation, der indessen natürlich nicht in solchen Zeiten, in welchen der abstrakte und des Individuellen möglichst entleerte Begriff überall vorwaltete, sondern in der Periode gesucht werden muß, wo die Philosophie noch von concreten und darum mit dem nationalen Leben enger zusammenhängenden Anschauungen ausging. Der *Koqoc*, nach welchem die Dorier im Staatsleben und überhaupt am meisten strebten, ist hier über die gesamte Welt ausgebreitet, und Maß, Verhältnis und mathematische Form sind in der Vorstellung dieser Philosophen die realen Principien der Dinge geworden. Wie man auch immer über die Bildungsgeschichte des Pythagoras urtheilen mag, so ist der Einfluß des dorischen Stammes, unter welchem seine Philosophie Wurzel schlug und sich entwickelte, gewiß nicht bloß in der äußeren strengsten Lebensweise, in der zur Befestigung und Reinigung

des Gemüthes angewandten Kunst, in den Grundfögen, wonach die Pythagoreische Gesellschaft zusammenlebte und politisch aus die Staaten einwirkte, anzuerkennen, sondern auch in dem Innern der Philosophie selbst nachzuweisen.

(35.) VI. Dorischer Dialekt. Bei der Betrachtung des dorischen Dialekts ist ein großer Unterschied zu machen zwischen der wisslichen Mundart der Dorier und dem Dorismus in poetischen und literarischen Producten, welcher meist sehr gemildert und gemildert erscheint. Die Sprache der dorischen Epik eignet sich von dem dorischen Dialekt nur soviel an, als auch den meisten dorischen Stämmen gemein war, sodaß sie eigentlich in Nichts streng dorisch ist. Dagegen nahm Alkman viel von dem lauschhaftesten Dorismus Lakonika's, Epicharmos und noch mehr Cephron von dem sicilischen Dorismus auf. Im Folgenden kann nur von den am meisten charakteristischen Zügen der dorischen Mundart, welche eine Art von historischer Behandlung gestatten, die Rede sein; im Uebrigen ist zu verweisen auf Gregorius Korinthius nebst Kön's und Schäfer's Anmerkungen, auf *Mieh. Maillartae, Graecae linguae dialecti, Walckenaer's Commentar* zu den Anabasiaken, Matthiad's Grammatik u. a. m.

Die griechischen Dialekte unterscheiden sich nicht, wie die Zweige der germanischen Sprache, durch ein festes Verhältnis der Consonantenreihen, der Mediae, Tenues und Aspiratae, zu einander; denn was von einem Wechsel darin zwischen dem Dorischen und den andern Dialekten vorkommt, bezieht sich nur auf einzelne Wörter und läßt sich unter keine allgemeine Regel bringen. Nur muß in Bezug auf diese Consonantenreihen bemerkt werden, daß ein Falllassen der Aspiration, wie es auch im dorischen und ionischen Dialekt vorkommt, in andern Fällen auch dem Dorischen eigen ist. Die makedonische Sprache, welche überhaupt die Media für die Aspiraten setzt, sowie das Latein, welches die weissen Aspiraten ganz verliert hat, gehen darin viel weiter. Unter den Präpelen von II für O ist *oia* bei den Lakonen und Kretern das Merkmaligste (Dorier II. S. 524. Matthiad I. S. 62), was aber auch im dorischen Dialekt der Saybe (Fragm. 26. S. 53 bei Neue) vorkommt, sowie im Attisch-Ionischen *oia* *oia*, sodaß überhaupt der Wechsel des II und O hier uralte sein möchte. So stehen im Altkorinthischen (nach Grimm, Grammatik III. S. 236) *ambi* und *unpi* neben einander, jenes nach dem Gesetze der Lautverschiebung II S. 384) dem griechischen *oia*, dieses dem *oia* entsprechend.

Wie sich O zu II verhält, so steht das Digamma gegen B, indem das Digamma die einzige weiche, einer Media entsprechende, Aspirata ist, die sich im ältern Griechischen erhalten hatte, während das Constrict die Reihe derselben noch vollständig besaß. Während nun dieser Bauzustand sich in den dorischen Dialekten zum großen Theile fort erhielt, im Ionischen zeitig verschwand, ging er im Dorischen in die Media B über, wie zahlreiche Beispiele aus der Volksmundart der Lakonen, Kreter, Argiver und Epialtiner beweisen. S. die Anst.

34) Wenn weiteres Eingehen in die dorische Kritik hier an der Stelle wäre, so würde von der interessanten Schrift von H. A. S. 411: *De origine Graeci dramatis choralis. Pars prior continens quaestiones praevias de ludorum minicarum apud Sienae ac Dorienae primordia* (Tubingae 1823), mancher Bericht zu ziehen sein.





**T-Laut** (Corp. Inscr. p. 724) schon den Übergang von *ζωαρι* zu *ζωαρι* bildet. Ebenso hält der strenge Dorismus, zugleich mit dem äolischen Dialekt, das Pronomen der zweiten Person in der ursprünglichen Form *tu* fest, wie denn in diesem Pronomen alle Sprachen der indo-germanischen Familie und zugleich viele minder verwandte in dem Laut **T** oder **D** übereinstimmen. Auf gleiche Weise sind die dorischen Formen *εἰσάρ*, *ἐνάρ*, *ἐνάρ*, *ἐνάρ* (dies auch bei Pindar), *ἐνάρ* nur Beispiele der Festhaltung des Ursprünglichen. — Der dorische Dialekt geht aber weiter, und vertilgt den **S**-Laut, auch wo er ursprünglich ist, öfter durch Assimilation oder Verwandlung in einen andern. Durch Assimilation wurde bei den Lakonen öfter das **S** in eine *Tenuis*, besonders in ein **T** verwandelt, wie in *ἀνδρὸς* für *ἀνδρὸς*, *ἀντρίων* für *ἀντρίων*, *ἐνάρ* für *ἐνάρ* (Valckenauer ad Theocriti Adoniazmas p. 287); nach derselben Regel, nach welcher der Eöliot *ἴστω* *Ζεὺς* sagte. Verwandelt wird das **S** erstens in der Mitte der Worte zwischen zwei Vocalen in den Spiritus asper, wie in *Μῦσα* für *Μῦσα*, *νοῖσσι* für *νοῖσσι*, *ἐπὶ* für *ἐπὶ* u. dergl. mehr im lakonischen Dialekt. In den früher bekannten Beispielen (Dorier, 2. Bd. S. 922) kommt jetzt noch aus lakonischen Inschriften der Römerzeit die Form *ΚΟΝΟΟΥ-ΡΕΝΝ* *ΟΥΑΗ* für *Κονοοῦρενν* *ουῖα*; von welcher mit gutem Grunde angenommen wird (Corpus Inscript. I. p. 609. cf. p. 722), daß man sie *Κονοοῦρενν* zu lesen habe. (Vergl. auch das Beispiel im Corp. Inscr. n. 1463. p. 659.) Außer den Lakonen wird dieser Spiritus asper statt des **S** auch den Ägiolern, den Pamphyliern und den Eetrien beigemengt, die letztgenannten hatten diese, wie andere dialektische Eigentümlichkeiten, von den Eetern übernommen, von denen ein Theil von ihnen abstammte. Es ist aber dieser Übergang des **S** in **T** in den Spiritus asper in der Mitte von Worten die Fortsetzung einer Erscheinung, welche in weitem Umkreise für die ganze griechische Sprache stattfindet. Man kann nämlich nachweisen, daß der Spiritus asper von den Anfangsvocalen in der griechischen Sprache nicht bloß bisweilen, sondern nach einem ganz allgemeinen Gesetz, als ein Ersatz für einen ursprünglichen **S**-Laut eingetragen ist, wie in dem Artikel *ὁ, ἡ*, welcher im Concret *ασ, αν*, im Gotthischen *as, au* lautet, im persönlichen Pronomen der dritten Person und in sehr vielen andern Fällen \*). Wie sich also hier das **S** vor einem Anfangsvocal in einen bloßen Spiritus verflüchtigt hat, so ist hernach im dorischen Dialekt dasselbe auch in der Mitte

der Wörter zwischen Vocalen geschehen. — Eine andere Verwandlung des **S**, die es aber nur am Ende der Worte erfährt, ist die in *ε*, welche im Spartanischen häufig gewesen sein muß (s. die Aufzählungen Dorier II. S. 523), und auch im Ägiolischen und Krethischen, jedoch nur in einigen wenigen Reizen, vorkommt (*ῥεο* für *cor*, Krethisch nach *ἑσθω*, *ἑσθω* ein archaischer Geschlechtsname nach demselben); dagegen die berühmte Bundesurkunde der Eter breiße, daß die Eter dies **P** für **T** sehr häufig und grade aus dieser Weise anwandten, wie die Spartaner, worin ihnen ihre ererbten Abstammungen folgten (s. Corp. Inscr. p. 28). Diese Brauch es nach Strabon, VIII. S. 308, auch in der Mitte der Worte, wovon man aus dem elischen Dialekt nur ein Beispiel (*ὀλαγος* für *ὀλαγος*), aus dem Spartanischen wol kein sicheres anführen kann.

(37.) Während hier überall der **S**-Laut gemieden und hinweggeschafft wird, gibt es doch einen Fall, wo ihn der strenge Dorismus festhält, während die gewöhnliche Sprache ein **N** dafür setzte, nämlich die erste Person Pluralis, welche die Lakonen, Megarer und sicilischen Dorier gleichmäßig *ῥεον* bildeten. Die Vergleichung des Lakonisch und germanischer Dialekte zeigt hier den **S**-Laut als ursprünglich; in andern Stammsprachen findet indessen eine Ablösung statt, welche mit jener Veränderung des **S** in **N** vielleicht zusammenhängt. — Auf der andern Seite setzt der strenge Dorismus der Spartaner sogar ein **Z** an die Stelle eines andern Lautes, des **S**, vielleicht weil dies dem Munde und Ohre der lakonischen Dorier noch weniger zusagte als das **S**. Beispiele dieses Gebrauchs sind in Menge bekannt, es erstreckte sich auch in einigen Fällen auf die Eetrier, die Eiponier, die Eter. Das besonders weit verbreitete *αἰς* für *ῥις* kommt auch im böotischen Kolismus vor (Corp. Inscr. I. p. 724). — Ein eigentümlicher Laut scheint das doppelte **Z** zu sein, welches anstatt des einfachen **Z** im gewöhnlichen Dialekt, nicht, wie in der eöischen Sprache, zwischen Vocalen, sondern vor Consonanten, namentlich vor **T** und **K**, wie in *ΑΠΕΣΤΟΛΑΜΟΣ*, *ΤΕΛΕΣΤΑΣ*, gefunden wird; die Mehrzahl der Inschriften, welche es darboten, ist böotischen Ursprungs. *S. Böckh* im Corp. Inscr. zu n. 25. p. 42 und zu n. 166. p. 296.

Dagegen kömmt sich die allgemeine. Schon des Dorismus vor Bilschlauten auch an dem **Z**, welcher Buchstabe in der gewöhnlichen griechischen Sprache aus einer Verhärtung eines **D** durch einen Bilschlaut entstand, und allmählig in ein weiches und gedämpftes **S** überging. Der strenge Dorismus der lakonischen und megarischen Bilschlauter, nicht aber der italische und sicilische, hat für **Z** den Doppelconsonant *ΖΖ*, namentlich in abgeleiteten Verben, wie *ῥεφφωδον*, aber auch sonst. Im Krethischen scheint ein einfaches *αἰς* für *αἰς* als Verbalendung einzutreten, nach dem Beispiel *αἰσφωδον*. *Αλφειον*. *Κορῆς*. *Βελλερ*. *Ανείδ*. p. 327; das angesetzte *Βετ* scheint mit *αἰσφωδον* dasselbe, so daß für *αἰς* lakonisch *αἰς*, krethisch *αἰς* gesagt worden wäre. Die Bildung der Verba auf *αἰς* statt *αἰς* ist

\*) Wie jedes Gesetz der organischen Natur seine Ausnahmen erleidet, so nämlich andere Rechte (einen *ἴστω* *Ζεὺς*), so gibt es deren auch hier. Der Spiritus asper ist im Griechischen als auch nur Bildung ungeschlossener Worte, mit andern Worten, die Gelehrte (die Litteratoren) konnte gewisse Laute und Lautverbindungen am Anfang nicht leicht ohne diesen Hauch sprechen. Daß ein **Y** am Anfang den Spiritus asper haben muß, beweisen die alten Grammatiker öfter (Bekker, *Anecd.* S. 776, 20) ist darnach die richtige Laute herzustellen) so entspricht das griechische *αἰς* dem sanskritischen *au* und *au* *au* *au* *au*. Dasselbe gilt auch von den griechischen Lautverbindungen *αἰς*, *αἰς*, *αἰς*, *αἰς*, *αἰς* *αἰς* von *αἰς* u. m. dgl.



gerade ebenso dōtisch wie iakōnisch (Corp. Inser. I. p. 724); und mit denselben Zusammentreffen der Dialekte finden wir die mildere Form, wo für Z die Verbindung *Σ* eintritt, ebenso in dorischen wie in iakōnischen Mundarten. Über die Gründe der ganzen Erscheinung vergl. Dorier II. S. 521.

(38.) In dem Verhältnisse der Consonanten verschiedener Organe im dorischen und den andern Dialecten wird es schwer sein; ein festes Gesetz zu entdecken, obgleich Vertauschungen von *B*, *P*, *T* und *K*, *T* unter einander vorkommen; im Ganzen zeigt sich dabei eine Neigung der Dorier für den *D*-Laut (Dorier II. S. 526). Bemerkenswerth ist, daß das *K*oppa, welches im griechischen Alphabet die Stelle des hebräischen Kaph und des lateinischen *C* einnahm; und mit dem letztern auch im Laut und Gebrauche Verwandtschaft zeigt, niemals mit Sicherheit bei ionischen Bilderschriften, dagegen öfter bei Dorien und solchen Aetern, welche mit dem dorischen Stamm in näherer Verbindung waren, gefunden wird. So auf Münzen von Korinth, Soparusa, Kreten, auch Arabiden (*ΑΡΑΒΙΕΩΝ*) auf einer Münze des britischen Museums, und in Inschriften dorischen Ursprungs im Corp. Inser. No. 7, 29, 31, 37, 166; vergl. Boeckh in Addend. p. 886. Auf allen den genannten Münzen und Inschriften findet das *Koppa* sich immer nur am Anfange einer Silbe, deren Vocal ein *o* ist; nur die Inschrift von Kuma in Stofgrüchlenland mit *ΘΕΠΛΕΩ* und *ΕΚΕΩΝ* (Corp. Inser. No. 32) macht davon eine auffallende Ausnahme.

Unter den Liquids tritt im dorischen Dialect öfter ein *N* für ein *A* der übrigen Dialecte ein, wie in *ἄνδρ*, *ἄνδρ*, *ἄνδρ*, besonders im iakōnischen Dorismus. Alle diese Fälle sind aber von der Art, daß auf das *A* ein *D*-Laut folgt, und erklären sich leicht daraus, daß diese Classen der Consonanten eine besondere Verwandtschaft zu der Liquida *N* in sich trägt.

(39.) Was die Verbindung von Consonanten anlangt, so bringt in der griechischen Sprache das Zusammentreffen von Liquida mit einem *S*-Laute viele interessante Erscheinungen hervor, bei denen sich der Dorismus auf eine eigene Weise verhält. Das gewöhnliche Griechisch nimmt Anstoß an der Verbindung *PS* und *NS*. Die erste Verbindung bildete die griechische Sprache in manchen Fällen in der Mitte von Worten, während sie sie in andern durch Einschleifung eines *E*, oder durch Auslassung des *S* und Verlängerung des vorigen Vocals hinhinworf (ἀόλως für ἄωψ, ἔγνων für ἔγνω). Vergl. Lobd. zum Phrynichus, S. 115. Am Schlusse der Worte aber wird das *S* nach dem *P* durchaus abgefallen, mit Verlängerung des vorhergehenden Vocals, woher *ἰλλω* statt *ἰλλω-ς*, *ἔγνω* statt *ἔγνω-ς* zu erklären sind, da ursprünglich *S* das allgemeine Nominativzeichen der nicht neutralen Bildungen der dritten Declination war. Das Latein hat hier das *S* allgemein abgefallen (Caesar, pater), außer wo ein *D*-Laut daselbst lagte und erhielt (*pater*, *mora*). In den dorischen Dialecten dagegen erhielt sich noch *PS* zusammen, woraus der Lakone Aikman die Form *μύκωρ* (Fragm.

66 bei Welcker, aus Apollon., De pronomine, p. 334. Bekker.) und der Rhodier Timoleon *ἴλλω* entnahm (bei Hephæstion I, 2). — Das *N* vor *S* bewahrt die gewöhnliche griechische Sprache nur in wenigen Fällen; am Ende nur wo ein *S* zur Stütze dient (*ἄνδρ*, *ἄνδρ*, statt *ἄνδρ-ς*), während sonst nach bestimmten Regeln entweder das *N* oder *S* weicht, und dadurch bedingte Vocalveränderungen eintreten. Auch hier bleiben manche dorische Volksumarten in mehrern Fällen beim Ursprünglichen; die Kreter und Argier sprechen *ἴλλω* für *ἴλλω-ς* und *ἔγνω* für *ἔγνω-ς* (Dorier II. S. 519), woraus man indessen nicht gleich auf ein *ἄνδρ* für *ἄνδρ*, oder ein Futurum *ἔγνω* schließen darf. Wenn einer der beiden Consonanten aufgeopfert wird, hat der Dorismus bisweilen darin etwas Besonderes, wie wenn aus *ἄνδρ*, was nach der regelmäßigen Weise *ἄνδρ* wird, in einer iakōnischen Inschrift (Corp. Inser. No. 1464) *ἄνδρ* wird. Bekanntlich findet also dann für die ionische und attische Sprache das Gesetz statt, daß wenn das *N* dem *S* aufgeopfert wird und zum Ersatz eine Verlängerung des Vocals eintritt, die drei Vocale *A*, *I* und *U* dies eine einfache Dehnung erfahren, die Muttersprache *E* und *O* aber in *u* und *o* übergehen. Der lesbische Dorismus dagegen und ein milderer Dorismus fügt hier zum Erfasse des *N* auch dem *A* und *O* ein *I* an, wie in *ἔγνω*, *ἔγνω*, *ἔγνω* (in iakōnischen Inschriften), *ἔγνω*, *ἔγνω*, *ἔγνω* (woon das Weisse auch Bindar hat), der eigentliche Dorismus aber wird in allen solchen Fällen eine einfache Dehnung des Vocals haben eintreten lassen, nach der Analogie von *ἔγνω*, *ἔγνω* (spartanisch für *ἔγνω*, *ἔγνω*), sowie *ἔγνω* und dgl. in den Heallischen Dialecten und krethischen Dialecten. Ebenso hat der dōtische Dialect der Korinna *ἔγνω*. Dasselbe Verhältniß der Dialecte findet sich für den Accusativ Pluralis statt, indem durch die Vergleichung des Ionischen und Germanischen nachgewiesen werden kann, daß auch hier die Urforn ein *N* hatte. Ganz der gegebenen Regel gemäß entwickelt sich nun aus *TONS NOMONS*, was als krethisch sehr früh verbräutete Urforn voraussetzen ist, im ionischen Dialect *τὸν νόμον*, im lesbischen Dorismus *τὸν νόμον* (vergl. Erioter im Kleinischen Museum III, 2. S. 186), im strengsten Dorismus *τὸν νόμον*, und daselbe auch im dōtischen Dialect. In der ersten Declination konnte sich nur der lesbische Accusativ *ἔγνω* von dem sonst durch alle Mundarten durchgehenden *ἔγνω* unterscheiden. Die Verkürzung des Accusativs beider Declinationen auf *ἄν* und *ο* kommt im iakōnischen und dorischen Dialect vor, und erklärt sich, der gegebenen Entwicklung zufolge, nach Analogien, wie *ἄνδρ* für *ἄνδρ*.

(40.) Der Ionismus ist auch geneigt, ein *N* vor einem *S* (welches dem *S*-Laute so sehr nahe steht) auf dieselbe Weise aufzuheben, als wenn für das *S* ein *T* stände; jedoch nur dann, wenn darauf ein *I* folgt, indem nach einem *ἄν* oben erwähnt und in vielen Sprachen bewährten Gesetz ein *T*-Laut zwischen einem Vocal und einem *I* leicht in einen *S*-Laut hinübergeht.

So entsteht im attischen Dialect von *ἡπόλη* *ἡπόλη*.

und *Ἀμάρυνδος*, *Προβαλινός* und *Ἀμαρύντιος*, wodurch auch wol *ἡ Οὐκωία* für *ἡ Οὐκωρία* (bei *Σόλος* von *Διόχορος* Gesellschaft, §. 42) völlig gerechtfertigt wird. Den Dorieren fiel es indessen nicht ein, für *Κοπίδιος* *Κοπίδιος*, oder eine ähnliche Form zu brauchen, wenn man nicht das *ΚΟΠΕΤΤΟΣ* der offenbar unechten letrabischen Inschrift (Corp. Inscr. No. 48) herbeiziehen will. — Merkwürdig ist, daß der krethische Dialekt bisweilen ein *N* vor *I* und auch vor *T* in *I* verwandelt, wie in *Ἰππίσιος* aus *Ἰππίσιος*, *Ἰππίσιος* von *ἵππος*.

Der krethische Dialekt hat auch die Eigenschaft, die Liquida *A* nicht bloß vor *I*, sondern auch vor andern Liquidis und Mutis in *Y* zu verwandeln (*Kora* zu *Gregor*, p. 334); eine Erscheinung, die bekanntlich auch in neuern Sprachen vorkommt, und in einer innern Verwandtschaft des *L* zum *U*-Laut ihren Grund hat, welche unter andern es auch bewirkt hat, daß im Latein kein kurzes *o* oder *i* durch ein folgendes *i* so leicht und oft in *u* übergeht, wie in *pepuli*, *acopulus*, *sepultus*, *faculus*, *mulgeo*.

(41.) Über die Vocalveränderungen des dorischen Dialekts kann hier kürzer gesprochen werden, da diese schon in den gewöhnlichen Grammatiken mehr in ihrem Zusammenhange dargestellt werden, als die bei den Consonanten stattfindenden, und in Beziehung auf die Regel einzelner Schriftsteller doch hier nichts Erschöpfendes gegeben werden kann. Der häufige Gebrauch des langen *A* im dorischen Dialekt ist missenkeils-Bestätigung des Ursprünglichen, während der Ionismus bei der Verlängerung in der Scala der Vocale um einen Grad steigt, indem er *A* in *H* dehnt. Es aber zeigt sich auch, daß der Volksthum eine allgemeine Neigung zum *A*-Laut hat, wie bei der Verlautung des kurzen *E* mit *A* (welches aber auch Dörich ist) in *ya* für *ye*, *daa* für *de* und dergl.; *xa* für *xe* oder *ye*, verlängert zugleich den Vocal. In den Futuren, wie *quidam*, bei *Theokrit* und *Pindar*, kann man inzwischen nicht sagen, daß eine willkürliche Verwandelung des langen *E*-Lautes in den *A*-Laut stattfände, da man diese Form doch nicht bei allen Verbis antrefft, z. B. kein *quidam* oder *quidam*; sondern man muß wol in der Regel annehmen, daß hier ein wirklicher Übergang in die so nahe angrenzende Conjugation in *du* stattfand (daher man zwischen *quidam* und *quidam* bei *Pindar* auch einen Unterschied der Bedeutung nachweisen kann). Vergl. *Boeckh*, *De metris Pindari*, p. 291. Das Umgekehrte bietet der Ionismus in *duo* und dergl. Formen dar. In derselben Weise bleibt bei der Dehnung des *E*-Lautes der strenge Dorismus auch da bei dem *H*, wo der ionische Dialekt, wieder eine Stufe höher steigend, in *ei* übergeht. Hier steht dem dorischen Dialekt der dörichische grade entgegen, welcher ein nicht aus *A* entstehendes *H* allgem. in *ei* verwandelt. Grade *ei* entspricht das *ei* im strengen Dorismus dem ionischen *oy*, wie in den schon oben (39) angeführten Beispielen, worin der dörichische Dialekt mit dem dörichischen conform ist, mit welchem der spartanische Dorismus auch darin übereinstimmt, daß er für das *y* häufig ein *oy* (welches lang oder kurz sein kann) setzt.

Darüber Dorier II. S. 518 und jetzt Böckh im Corp. Inscr. p. 722.

(42.) Bei der Contraction behauptet offenbar das *A* den Vortrang, indem es die andern Vocale, auch das daraus folgende *O*, überwindet (*Ἀρκενίας*, *πυρρὸς* und dergl.), und nur mit *E* und *ei* sich zu dem Laute *H* mischt (zu andern bekannten Beispielen kommt hier für *ἱκται* in der iatonischen Inschrift bei *Loake*, *Moren*, pl. 71). Die Vocale *E* und *O* verhalten sich so zu einander, daß, wenn *O* vorausschreitet, es sich im strengen Dorismus mit *E* zu einem *I* verbindet (*Ἰάσωνος* für *Ἰάσωνος*, *ἱκται* aus *ἱκται* statt *ἱκται*); wenn aber das *E* vorausschreitet, wie im epischen Dialekt, der Mischlaut *ey* entsteht. Doch zieht hier die Mundart der Lakonen es häufig vor, ein *E* vor *O* und *I* zu verwandeln, woraus die iatonischen Formen *μυρρίνης*, *ἐκταῖος*, *ἀντιπύρρ*, die krethischen *αἰσώπης*, *ἱππίσιος* und andere hervorgehen. Offenbar machten diese Schrift abhengen und einander entgegenstehenden Laute *io* dem dörichischen Ehr einen angenehmen Eindruck. Auch die dörichische Verwandlung des *E* in *I* findet in der Regel vor einem *O* statt, und nur in wenigen Fällen vor einem andern Vocal, wie in *δοκίμ* für *δοκίμ* und *ἴκται* für *ἱκται*, Corp. Inscr. p. 720.

Die Formen der Declination und Conjugation durchzugehen, würde hier theils zu weitläufig, theils, insofern nur die Laute sich dabei anwenden, ohne Nutzen sein. Wir kehren zum Satze auf die Bemerkung zurück, daß der dörichische Dialekt, wenn auch unter physischen Einwirkungen gebildet, doch auch zugleich einen ethischen Charakter ausdrückt, und, wie der gegenüberstehende ionische, gleichsam den Grundton der ganzen Geistesrichtung und Bildung des Stammes ausdrückt, welcher ihn sprach. Das Alterthum schrieb ihm durchaus einen männlichen und feierlichen Charakter zu (*ἀνδρῶν ἡγετορ καὶ μυρτολογίας* vgl. *ῥήγους*), während dem Ionischen etwas Weiches und Schläffes (*ἡμετέρων*), dem Böthischen aber vor andern etwas Alterthümliches und Herbes (*ἀγνυτοπον* und *αἰσώπης*) beilegte und das Attische durch seine raffinirte Ausbildung (*καταρτην*) charakterist. wird (Scholia zum *Dionys. Thrac.* in *Bekker. Anecd.* p. 662). (K. O. Müller.)

DORIGHELLO (Franceseo), geb. den 5. Oct. 1731, gest. den 13. Febr. 1815 in seiner Vaterstadt Padua. Nach erlangtem Doctorgrade bei dem palmanischen Seminar, dessen Zögling er gewesen, lebte er die schönen Wissenschaften erst in Venedig und nachher in Bassano. Man verdankt ihm eine von seinen Landeuten geschätzte, fröhliche Ausgabe des Horaz, die zu Padua, typis Seminarii 1774, in drei Bänden erschien.

(Graf Henckell von Donnersmarck.)

DORIGNY, 1) Charles und Thomas, zwei französische Mäler, lebend um das J. 1531. Franceseo Primaticeo, der um diese Zeit nach Frankreich kam, brauchte sie als Gehilfen bei seinen Malereien in den königlichen Schlössern, wo sie auch im Geschmack dieses Meisters viele Werke ausführen halfen.

2) Michel D., geb. zu St. Duenlin im J. 1617, lernte bei Simon Vouet, dessen Tochter er auch heirathete, und wurde späterhin Professor der königlichen Malerakademie zu Paris. Außer mehreren Malereien, welche man im Schlosse Vincennes von ihm ausgeführt findet, beschäftigte er sich auch viel mit der Radirnadel und lieferte ungefähr 105 Blätter, welche ganz nach den Zeichnungen von Vouet vollkommen im Charakter der Originale ausgeführt sind, welches Verdienst aber mehr zum Nachtheile des Steichers gereicht, indem er auch die Fehler seiner Meister, nach welchen er arbeitete, mit anbrachte; vorzüglich sind Hände und Füße oft sehr verzeichnet. Diese Mängel abgerechnet, haben seine Blätter auch ihre Verdienste, sie sind leicht behandelt, und als ganze Folge gewähren sie Ruhe und Vergnügen bei Betrachtung der Einförmigkeit der mannichfaltigen Gegenstände. Michel starb zu Paris im J. 1665.

3) Louis, geb. zu Paris im J. 1654, ältester Sohn des Michel Dorigny, und Schüler des Charles le Brun, erhielt seine weitere Ausbildung in Rom, wo er vier Jahre zubrachte. Auf seinen Reisen in Italien malte er in einem Augustinerkloster zu Suligno viele Werke, hielt sich dann einige Zeit zu Venedig auf und ließ sich endlich zu Verona nieder. Auf einem Ausfluge nach Neutland beschäftigte ihn vorzüglich der Prinz Eugen von Savoyen; in Prag und Wien bewunderte man seine Malereien. Fortwährend thätig erlangte dieser Künstler eine große Fertigkeit des Pinsels, und da ihm die Zusammenstellungen, mit einer richtigen Zeichnung verbunden, wenig Schwierigkeiten machten, so führte er viele Ordensstücke aus; unter diesen ist die Kuppel der großen Kirche zu Trident sein Hauptwerk. Bei seinem guten lebendigen Colorit und der Meisterhaft in den Verkürzungen wurde er unter die vorzüglichsten Maler zu rechnen sein, wenn er seinen Charakteren mehr Grazie und Würde zu geben vermocht hätte. Er starb im J. 1742 zu Verona und hinterließ 44 radirte Blätter \*).

4) Nicolas, jüngerer Sohn des Michel D., geb. zu Paris im J. 1657, widmete sich früher der Rechtswissenschaft und wurde Advocat, fand aber mehr Glück als Maler und Kupferstecher, wie er denn auch als Kupferstecher einen großen Ruhm erlangte. Um seine Meister, nach welchen er starb, selbst vorher zu radiren, reiste er nach Italien, wo er 28 Jahre verweilte. Er hat nur bedeutende Gegenstände nach den berühmtesten Malern gezeichnet; durch die Stiche seiner Kreuzabnahme nach Daniel von Volterra, die Transfiguration nach Rafael, und die Cartons nach demselben Meister, erwarb er sich im großen historichen Stile einen bleibenden Ruhm. Obgleich in seinen Ausführungen weniger malerisch als Gerard Audran, selbst in der Zeichnung hinter diesem etwas zurückstehend, so ist er doch als einer der größten Kupferstecher zu betrachten, der gleich gewandt mit der Radirnadel und dem Grabstichel umzugehen verstand. Es konnte nicht fehlen, daß ein Meister durch solche ausge-

zeichnete Werke im Ansehen zunehmen mußte; der lombardische Hof machte ihm den Vorschlag, die Cartons von Rafael zu Hamptoncourt zu stechen; im J. 1711 reiste er dahin, und überreichte nach Vollendung dieser schwierigen und großen Arbeit dem Könige Georg I. ein Exemplar, welcher ihn nicht nur königlich belohnte, sondern auch zum Ritter ernannte. So mit Ehre und Reichthum überhäuft lebte er endlich in sein Vaterland zurück, ward 1725 in die königliche Malerakademie aufgenommen, und starb im J. 1746 \*).

(A. Weiss.)  
DORIMORPHA, Audouin et Milne Edwards

(Mollusca). Eine neu entdeckte und noch nicht hinlänglich beschriebene Weichthiergattung, welche zwischen Doria und Pliurobrancus inne zu stehen scheint. Die Kiemen stehen bei dieser Gattung zwar auch am obern und hintern Theile des Körpers nahe am After, umgeben aber dessen Öffnung nicht, wie dies bei Doria der Fall ist, und die Tentakeln fehlen. Vgl. Recherches pour servir à l'histoire naturelle du Littoral de la France par Audouin et Milne Edwards. Voyage à Granville etc. Tom. I. p. 138.

(Dr. Thon.)

DORINGENBERG, DÖRNBERG (Johann Kaspar, Freiherr von), Herr zu Herzberg, Hausen und Franzershausen, Wittert zu Gahlen, Plohen und Auenstein, k. k. beif. oeff. Geheimraths- und Kammerpräsident (geb. den 25. Nov. 1616, gest. den 30. Oct. 1680). Seine akademische Laufbahn fing er im J. 1631 zu Jülich an, das damals von den Hessen occupirt war, und ging dann nach Marburg und Leyden. Im J. 1641 trat er als abeliger Rath in hessische Dienste und wurde mit dem Geheimenrath von Krossig im J. 1643 nach Paris geschickt. Im folgenden Jahre zum geheimen Kriegsrath ernannt, wohnte er eine Zeit lang dem Congreß in Münster bei; doch als die Landgräfin von Hessen nahm, daß in Paris eigentlich das Interesse ihres Landes besser berücksichtigt würde, als in Münster selbst, wurde Johann Kaspar als außerordentlicher Gesandter dahin geschickt. Er wußte so das Vertrauen des Cardinal's Maxarin zu gewinnen, daß alle die Vortheile, welche Hessen im münsterischen Frieden erhielt, diesem Verhältnisse zugesprochen waren. Der Cardinal bot ihm sogar französische Dienste an, welche er aber aus Liebe zum Vaterlande ausschlug, und nur bis zum gänzlichen Abschlusse des Friedens im J. 1652, als Gesandter in Paris blieb. Bei seiner Zurückkunft nach Cassel wurde er mehrmals an auswärtige Höfe geschickt, doch einmal nach Paris und endlich im J. 1657 nach Frankfurt zur Kaiserkrönung Leopold's I., wo der Kaiser ihn und sein ganzes Geschlecht in den Freiherrenstand erhob. Nach dem Tode des Landgrafen Wilhelm VI. wurde er im J. 1663 zu einem der Vormundschafsräthe und 1670 zum Geheimraths- und Kammerpräsidenten ernannt. Aus seiner Ehe, die er am 6. März 1657 mit Katharina Susanna v. Erlich, der Tochter des k. französischen Generallieutenants und Gouverneurs von Breisach, Johann Ludwig

1) Heber, Handbuch. 7. Aufl. S. 364 liefert eine Beschreibung dieser Werke. Berner Polyb. Nr. 107.  
2. Ausgabe d. H. u. A. Gebr. Schöner. XXVII.

2) b'Kriegensville, 4. Aufl. S. 364. Uebers. Kerg. Huber, Handbuch. 7. Aufl. S. 364.

von Griesch, geschlossen hatte, hinterließ er einen Sohn, Wilhelm Ludwig und eine Tochter, Charlotte Sophie.

(Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

**DÖRINGK, THORUNG**, ein ehemaliges in Dessen-Nassau und Fulda reich begütertes Rittergeschlecht, welches die Burgmannschaft auf dem hessischen Schlosse Biedenkap besaß, und das Gericht zu Elmshausen von Hessen zu Lehn trug; von Nassau die Güter und Zehnten zu Buchenau, Fronhausen, Ammenhausen, Diebenhausen, Hesselborn, Schlierbach, Steimperf, Diers- und Nieder-Eisenhausen und Elmshausen; von Fulda einen Theil am Schlosse und Gericht Eder, an der Volgete Wittershausen, und Güter zu Eibach, Weimar &c. Die Brüder Eardard I. und Rudolf Döring kommen in der Urkunde vom J. 1267 vor, worin der Abt Marquard von Fulda und der Ritter Friedrich von Schilly sich wegen des Schlosses Steinau verglichen, daß ein jeder Theil die Hälfte davon besitzen soll. Im nämlichen Jahre waren die Brüder Vermittler des Streites zwischen dem edlen Herrn Bertold von Lieberg und dem Ritter Friedrich von Schilly, welcher über die Erbauung des Schlosses Rodenburg entstanden war. Wahrscheinlich ein Sohn von einem dieser Beiden war der Ritter Kraft I., der in vielen nassauischen Urkunden von den Jahren 1314—1320 vorkommt. Seine Söhne waren 1) Werner, 2) Kraft II. und 3) Bertold. Werner erscheint als Ritter mit dem Grafen Siegfried von Wigenstein, wie die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht in einer Urkunde vom J. 1331 an ihnen bestimmte Summen Geldes anweisen lassen, die jene in Gütern anlegen und von ihnen zu Lehn nehmen sollen. Der nämliche Ritter Werner, seine Frau Wechtildis von Sambach und sein Bruder, der Ritter Kraft II., stifteten im J. 1339 eine Kapelle zu Wehrhausen bei Warburg, und begaben sie mit Gütern in Sarnau, Gittingen, Randselhausen, Komershausen, Aitenborn und mit den Abgaben in gewissen Häusern zu Warburg. Bertold war Lehnsmann des Stiftes Fulda, der im J. 1339 sein Lehn zu Borsa dem Abte Heinrich aufkaufte. Alle drei Brüder pflanzten ihr Geschlecht fort. 1) Werners Nachkommen, die als Burgmannen endlich zum Besitze des Schlosses Biedenkap kamen, nahmen den Beinamen „genannt Biedenkap“ davon an. Wigzel und Solde werden seine Söhne genannt, die 1362 mit dem Grafen Gottfried von Ziegenhagen, dessen Vasallen sie waren, wegen entgegengeger Leben in Streitigkeiten gerieten, die durch eine Sühne in obgenanntem Jahre beigelegt wurde. Dreißig Jahre später errichtete der Abt Friedrich von Fulda eine Sühne zwischen ihnen und denen von Eder wegen des Antheils am Schlosse Eder, welches ihrer Vorfahren besaßen. Heinrich und Kraft IV., die Söhne von Friedrich, theilten 1413 ihre Güter und stifteten zwei Linien, wovon die erstere aber mit dem Söhnen Stephan und Eberhard 1466—86 erlosch. Die Söhne des letztern waren 1) Friedrich II. zu Biedenkap, welcher mit Margaretha Dietz; 2) Hermann, der mit Margaretha Schenk von Schweinsberg verheirathet war, und 3) Adam, der 1482 unverheirathet starb. Ihre Schwester Margaretha kommt als Äbtissin des Klosters

Blankenau 1460 vor. Friedrich II. hinterließ nur einen Sohn, Wilhelm zu Biedenkap, der von Amalie von Steinau eine Tochter gleiches Namens hatte, welche an Melchior von Leirbach verheirathet und Erbin der Woldagüter war. Hermanns Nachkommen, welche Besitzer von einem Theile von Eder und Dippers im Fuldischen waren, starben ebenfalls in der Mitte des 16. Jahrh. aus. Die Söhne von Kraft II., Adam, Burgmann zu Schwarzenborn in der Grafschaft Ziegenhagen, und Eberhard, nassauischer Vasall, kommen 1360 vor. Des letztern Söhne waren Kraft III., Johann und Godebrecht, ein Geschlecht; mit ihren Kindern starb auch diese Linie aus, welches auch der Fall war mit dem Sohne von Adam, Eardard, der eine einzige Tochter, Elisabeth, hinterließ, welche an Heinrich von Tassia 1394 sich verheirathete. — Das Wappen: Ein von Schwarz und Silber schrägal schrag rechts getheiltes Feld, mit einem silbernen Stern im linken Oberwinkel. Auf dem Helme sind zwei silberne Wülfelsbörner mit zwei schwarzen Schrägbalen links und rechts belegt.

(Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

**DÖRINGK, Matthias**, (DÖRINGK, DÖRINGIUS), ein Franziskaner, Magister Ordinis fratrum, in Kirix \*) in der Mark Brandenburg, lebte einige Zeit in Leipzig \*\*), wurde im J. 1424 Doctor der Theologie zu Erfurt, lebte eine Zeit lang auf der bairischen Universität mit großem Ansehen und fand auch als Prediger vielen Beifall. Sein guter Ruf geht aus einem Briefe des Kurfürsten Friedrich von 1431 hervor, worin er ihm die Reformation der Karthäuser zu Eisenach auftrug †). Von der Universität zu Erfurt wurde er als Abgeordneter auf das Concilium zu Basel gesendet, wo er sich sehr auszeichnete. Im J. 1460 hielt „Mr. Matthias Minister Saxonum, Ordinis Minorum“ ein Provincialcapitel in Nordhausen, auf welchem er das Amt des Ministeriatum mit eindringlichen Bitten aufgab; doch seiner Entlassung ward einmüthig widersprochen. Aber im J. 1461 zu Anfang August, als der Erzbischof von Magdeburg Kraft einer vom Papst ersuchten Commission mit der Provinz beauftragt zu freiten anfang, wiederholte Döring seine Verzichtserklärung auf das Amt; die Provinz nahm sie an und wählte einen andern Minister ††). Wir haben in Betreff jener Verzichtserklärung noch von ihm: Appellatio Doct. Matth. Döringii, ord. minor. contra Magdeburgensem Episcopum (f. Keller's Katalog, S. 236), handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Döring starb in seinem Kloster zu Kirix im

1) Epithaphum extimil quondam doctoris, domini Matthie Doringk, magistri ordinis fratrum in Kirix, pro Bussone fratres. Grabsteinschrift in der jenseitigen Universitätsbibliothek. Bei den großen Feuersbrünsten in verwichenen Jahren im J. 1465 brannet Döring (Condado Carol. Theod. Engelhardi bei Hencke, Script. T. III, p. 151); destructores black et arboros specialiter in Kirix. 2) Adulung, Directorium, p. 212. 3) Brief bei Reinhard, Mediat. de Jure Princ. Sax. circa Reform. p. 141 mit der Aufschrift: „Dem Würbigen, Erbern, Gern Mathiam Doring, Minister Barbus Ordinis et Erer der heiligen Schrift, unsern lieben, anbedingten.“ 4) Döring. Cont. Eng. p. 26.

J. 1469?). Die Kenntniss seines Todesjahres ist wichtig, da die Vermuthung, daß das seinen Namen tragende Geschichtswerk nicht ganz von ihm herrühre<sup>1)</sup>, zur Gewissheit erhoben wird. Aus der Handschrift auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig gab es Mencke (Scripta. T. III. p. 1—64) heraus: *Matthiae Döringii*, Doct. Ordin. Minor. Continuatio Chronice Theodorici Engelhusii ab anno 1420 ad an. 1498. Einem Auszug dessen, was Sachsen angeht, liesserte Horn in den nächsten Sammlungen zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen. 4. Abl.: „Auszug einiger Sächsischen Regendenheiten von 1420 bis 1493 aus Matth. Döring's und Thom. Berner's Engelhusio continuato, so bei der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbehalten wird.“ S. 359—374. Während Engelhus in seiner Chronik vornehmlich auf die braunschweigische Geschichte sah, nahm Döring vorzüglich auf die brandenburgische, thüringische und meißnische Rücksicht<sup>2)</sup>. Auch enthält er von den Begebenheiten seiner Zeit manche Nachrichten, welche man anderwärts vergebens sucht. Döring zeigt sich bei seiner Geschichtsschreibung als einen rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Mann, und daß vorzüglich Besatz gefunden, daß er des Kaisers Friedrich III. Nachlässigkeit in Hebung des Schisma und der Kurfürsten Begünstigung desselben aufdeckt, die Unwissenheit der Bischöfe tadelt und gegen den Mißbrauch mit den Ablässen zu Felde zieht<sup>3)</sup>. Außer dem Geschichtswerke verfasste er auch: *Liber perplexorum Ecclesiarum*. Die Veranlassung zu diesem Werke gibt er zum J. 1442 (S. 11) so an: Als bei dem großen Schisma die Angehörigen und Gelehrtesten der Kirche, welche die Säulen schienen, gegen einander schrieben, die einen für das Papstthum, die andern für das Concil, die einen dem Papste das Primat, die andern dem Concil zuertheilten, mit diesen apologetischen Schriften die Welt erfüllten und die Geister der Neutralen und der Andern verwirrt machten (animosque neutralium nudum et aliorum perplexos reddiderunt), daher der Titel des Werkes), so sammelte er die Schriften, welche am schärfsten schienen, fügte zu einigen etwas hinzu und brachte sie in ein Volumen<sup>4)</sup>. (Ferdinand Wächter.)

5) Seine in der ersten Anmerkung angeführte Handschrift. 6) Döring, daß der letzte Theil des Werkes in der einen und derselben Handschrift vom J. 1461 bis zum J. 1467 sich sowohl in der Hand als dem Geiste von Döring's Werk unterscheidet, und aus andern Gründen schloß man (Mencke, Praefatio. Tom. III. No. 1. Abt. u. a. d. S. 250), daß der letztere Theil einen andern Verfasser haben müsse. 7) Wie wichtig er für die sächsische Geschichte ist, möge dieses Beispiel zeigen. Die sächsische Geschichtsschreiber erzählen gewöhnlich: Derzog Erbgemund sei von seinen Brüdern wegen seiner unzügeligen Erbe zu einer Ränne gefangen genommen worden. Nach Döring (S. 8) hingegen wies Erbgemund aus Eile zu Ränne zwar Presbyter aber gefangen genommen ward er, weil er das Jahr darauf (1436) die ihm zum Lebensunterhalt angewiesenen drei Schiffe in die Schäre der Gräbe seiner Bräuer übergeben will. 8) E. hat Meier bei Mencke, Praefatio. Tom. III. No. 1. Egl. Audin. de Script. eccles. T. III. p. 2451, und vorzüglich Prosper Marchand, Diction. v. w. im jedoch aus Verwirrung einer Stelle in Heller's Katalog. S. 409 fg. nach einer besondern Chronik geschrieben wird. (Ferd. Wächter.) 9) Döring vertheilt seine Anmerkungen über die ganze Bibel demerkt zu werden, welche

DÖRINGSTADT, Pfarrdorf am rechten Mainufer im bairischen Landgericht Lichtenfels, mit einem Dekanat des Erzbisthums Bamberg, 77 Häusern, 392 Einwohner, dem Rönchshof, einem Schlosse, Kirschen und Viehwastung. Der Ort war ehemals Sitz eines bambergischen Domspropsteiamtes, und der Name der Döringer, welche einst Franken beherrschten, scheint sich in der Benennung Döringsstadt erhalten zu haben. (Lisenmann.)

DORION, eine der Danaiden, welche ihren Gemahl Kerktes tödtete. *Apollod. II. 1. 5.* (Richter.)

DORIPETON (Thorpypeton). Diesen Namen führt Plinius (H. N. XXVI. 34) als Synonym seines Leontopodium, welches Einige auch *Leucorion* nennen, an. Nach ihm soll die Wurzel dieser Pflanze, welche auf Ädern in mageren Boden wachse, den Durchfall hemmen und die Leber reinigen; der Same ließe Splittter und Pfeilsplitzen aus dem Körper, wenn er mit Wasser und Gerstengraupen zu einem Reibsel gerieben und aufgelegt werde (XXVI. 79, 87). Wenn diese Pflanze das Leontopodium (*Leontodon*) des Dioskorides (Mat. med. IV. 129) ist, wobei aber ganz andere Synonyme angeführt werden, so scheint sie allerdings zu der Gattung Gnaphallum zu gehören, aber kaum das Linne'sche *Gn. Leontopodium* zu sein, da dieses nur auf hohen Alpen wächst. (A. Sprengel.)

DORIPPE, eine Nymphe, mit welcher Anios die bekannten Töchter Spermo, Ono und Klais zeugte. *Tzetz. ad Lycophr. 510.* (Richter.)

DORIPPE *Fabricius* (Crustaceen). Eine Krebsgattung aus der Ordnung Decapoda und der Familie Brachyura und aus der siebenten Abtheilung dieser letztern Notopoda nach Latreille mit folgenden Kennzeichen: Die Augen stehen weit von einander und liegen an den seitigen und vordern Ecken der Schale, die vier hintern Füße sind aufgehoben, die Scheren bei beiden Geschlechtern kurz, die Schale eiförmig, breit abgestutzt, ohne Küssel und platt. Die Schale ist vertieft vorgewölbt und vorn breit gestutzt, an den vordern Ecken derselben sitzen die Augen, jedes auf einem fast cylindrischen Stiel, der gehoben ist und sich schräg bis an den vordern Winkel erstreckt. Die Schale selbst ist hinten düchtig und gerandet und das auf ihrer Oberfläche Erhöhungen, welche den innern Theilen entsprechen (vergl. den Art. Crustaceen). Die äußern Füßer sind ziemlich lang, borstenförmig und stehen über den mittlern, welche zusammengelegt sind, aber nicht ganz in die Höhlen zurückgehen, in denen sie sitzen. Das dritte Glied der äußern Kiessche ist schmal, lang und läuft in eine Spitze aus. Die Mundöffnung ist dreieckig. Die Scheren sind klein und kurz, gleich groß, die andern Füße sehr lang und zusammengebrückt, das dritte Paar derselben ist das längste,

theils Anfüße zu der bekannten Postille des Miklaus von Eyra, theils eine Vertheilung derselben wider die von Paulus Burgensis dargenommenen Anwendungen enthalten, daher sie auch den Titel *Defensorium* oder *Replicae* führen, und sich fast in allen Ausgaben der Bibel mit der Postille des Miklaus von Eyra befinden. (H. A. Erhart.)

die beiden letzten sind nach dem Rücken heraufgeschlagen und endigen in eine kleine höfliche Kralle, welche auf das vordere Glied zurückgeschlagen ist. Unterhalb der Kopfscheitel finden sich rechts und links vom Munde zwei schräge, an ihren Rändern gefranzte Löffnungen, welche zu den Kiemenhöhlen führen. Desmarest hat die Gattung *Notogastropus* genannt, Rour (*Crustacés de la Méditerranée*) hat die Gattung *Euhans* (*Dorippe mauer-rone*) daraus gefontert. Diese Thiere leben in der Tiefe des Meeres und sind merkwürdig wegen ihrer oft sonderbar gezeichneten Schale, die noch dadurch ein ganz eigenthümliches Ansehen gewinnt, daß sie hinten zu kurz ist, daher denn gewissermaßen ein Theil der Bauchseite des Hinterleibes zur Rückenseite wird und zwei Fußpaare also auf dem Rücken zu stehen scheinen.

Die bekannteste Art ist 1) *Dorippe lanata* Linné (*Dorippe Faechino*, Risso; Crust. p. 34; *Cancer lanatus*, Linné; *Cancer hirsutus alius*, Aldrov.; Crust. lib. 2. p. 194; Rour crust. IV. pl. 17). An der Stirn stehen vier Zähne und eine starke zur Seite stehende Spitze bildet zu gleicher Zeit die Ecke der Schale und den äußeren Rand des Augenbogens, eine andere, jedoch kurze, Spitze steht auf der Mitte jeder Seite der Schale, der vordere Rand der Schenkel des zweiten und dritten Fußpaares ist dornenlos, die Finger der Scheren sind zusammengebrückt und nach Innen gebogen; ihre innere Schneide ist mit einer Reihe ziemlich starker, schräger, unter einander gleicher, weißer Zähne besetzt, der Körper aber ist mit einem rötlichen, fein wolgigen Überzuge bedeckt. Dieser Krebs findet sich im mittelländischen oder adriatischen Meere. Die Bewohner von Rimini nennen ihn *Faechino*. Rour rechnet zu dieser Art *Dorippe affinis* Herbst, pl. 11. fig. 67, welche Desmarest als eigene Art getrennt hatte.

2) *Dorippe quadridentata* Fabricius (*Latr.*; *Dorippe quadosa*, Collection du Mus.; *Cancer Fraseone* Herbst, tab. 11. fig. 70). Diese Art ist kleiner als die vorige, hat auch eine fast gleichgebildete Stirn, aber die Dornen an den Ecken der Schale sind länger, dünner und mehr nach Außen gerendet, die Stiele der Augen sind länger, der Dorn an der Seite der Schale ist weniger stark, die verschiedenen Segmente der Schale sind eine jede mit einer oder zwei kleinen rundlichen Borzen besetzt. Das zweite und dritte Fußpaar haben an der vorderen Kante ihres Schenkels kleine Dornen und die drei ersten Ringe des Schwanzes, oder vielmehr des Hinterleibes, haben jeder drei große, auf einer Querslinie stehende Knoten, der vierte Ring aber eine erhabene Querslinie; der Körper ist behaart. Diese Art wird von Ronzio gebracht und hat eine solche Ähnlichkeit mit einer von Desmarest beschriebenen fossilen, daß er selbst (*Considérations générales sur la classe des Crustacés* p. 136) gesteht, daß es ihm unmöglich sei, einen Unterschied anzugeben. Die beiden Arten von Risso Crust. de Nie. p. 34, 35. *Dorippe Caviere* und *Dorippe spinosa* gehören nach Latreille und Desmarest zur Gattung *Homola*. (*Dr. Thon.*)

DORIS, *Isop.*, 1) eine Tochter des Eranos und der Letopé (*Apollod.* I, 2, 2). Sie vermählte sich mit

ihrem Bruder Kereus und gebar ihm die 50 Kereiden oder Doriden. In dem Namen Doris liegt wahrscheinlich der Begriff der reichlich gebenden, der reiche Güter spendenden, welches dem Begriffe des Wassers oder der Quelle wol angemessen ist. Man sehe Hermann's und Creuzer's Briefe über Homer und Hesiodos, S. 174, und Hermann's Brief über das Wesen der Nyph. S. 89, 93. 2) Eine der Kereiden bei Hyg. Praef. Hes. Theog. 233. (*Richter.*)

DORIS, *Isop.*. Es sind bekanntlich unter diesem Namen zwei hellenische Landschaften zu unterscheiden, die eine im europäischen Hellas gelegen, gewöhnlich die dorische Tetrapolis genannt, die andere an der kleinasiatischen Küste, die dorische Herapolis. Sie werden also jede besonders zu behandeln sein.

1) Die kleine Landschaft Doris, kaum vier □ Meilen groß, welche zum mittlern oder sogenannten Hellas im engern Sinne gehörte, lag an der Südküste des Gebirgskettes Dia, und zwar so, daß ein Arm desselben, der Kalidromos, sich von Norden her in das Ländchen hineinzog. Ein anderer Zweig aber des Dia, der Korar, welcher sich nach Ätolien hinein erstreckte, bedrängte die dorische Landschaft auf der Westseite. Im Süden erhoben sich die rauhen Felsenhöhen des Parnassos. Doris war daher ein raubes Gebirgsländchen, welches im Norden von der thessalischen Landschaft Trachina, im Westen von Ätolien, im Süden und Osten von den epirischen Lokern und Phokis begrenzt wurde. (Vergl. Strabon IX. S. 417, 427.) Vom parnassischen Gebirge herab durchfloß der Kephissos die Landschaft, indem er sich zuerst gegen Nordosten, dann mit einer Biegung gegen Südosten der Landschaft Phokis zuwandte und den vom Kalidromos herabkommenden Pinios an der Grenze von Phokis, in der Nähe von Lida, aufnahm. (Strabon, o. a. D.) Außer diesen Flüssen durchströmten noch mehrere andere Gebirgsbäche die dorischen Thäler, deren Namen aber nicht auf uns gekommen sind.

In solcher Abgeschlossenheit lag der nach Herodotos (VIII, 31) nur 30 Stadien breite Landstrich und wurde bekanntlich, wie von den Altern, so von den neuern Schriftstellern und Reisebeschreibern, wenig beachtet. Von den letztern waren es nur die Engländer Holland, Dobson und Bell, welche Doris durchkreuzten, und durch sie wissen wir, daß mehrere Ruinen noch jetzt für die ehemalige Lage der dorischen Ert zeugen.

Auf Strabons Autorität wird diese Landschaft gewöhnlich die dorische Tetrapolis genannt, wegen der vier Städte: Erinos, Böon, Pindos und Apintion, welche er bei dieser Gelegenheit namhaft macht. Mit ihm stimmt Plineus (II. N. V, 13) überein, wobei jedoch die ganz falsche Angabe desselben, daß sie zwischen dem Dia und dem Flusse Spercheios liegen, zu erkennen gibt, daß er sehr oberflächlich verfuhr. Doch auch mit Strabon stimmen keineswegs alle Zeugnisse der Alten überein. Nach Andron (Strab. X. S. 475), dessen ansehnliche Nachrichten über die Dorier nicht verwerflich sind, besaßen dieselben nur die drei Städte: Erinos, Böon und Apintion. Mit dieser Angabe setzte Andron das Beiwort

— die dreizehnten — welches den Dorikern gegeben wird, in Verbindung, und erstirbt sich dadurch eine Tripolis. Ebenso kennen Thukydides (I, 107) und Diodoros (IV, 67, XI, 79) nur die genannten drei Städte, und Stephanos nennt Kition einen von den drei dorischen Orten. Indessen scheint sich dieser Schriftsteller zu widersprechen, wenn er wiederum Akphas als eine Stadt der dorischen Tetrapolis auführt, allein dieser Widerspruch wird dadurch erklärlich, daß Stephanos zwei verschiedenen Nachrichten folgte und namentlich bei der letztern Bemerkung nennt er den Theopompos seinem Gewährsmann. Auch Konon (c. 27) läßt den Doros die genannten drei Orte am Fuße des Parnassos gründen. Skyrmos Ghios (v. 592) führt zwar auch Pindos neben den drei andern Orten auf, doch scheint es, als wenn er diese für die ätteßen hält — *Αστυς Εγρινος, Βαύρ, Κερίνος ἀγρωτάρας ἵππων Πίνδος τ' Ἰπυλιν*. Endlich aber führt der Scholiast zu Pindaros (Pylh. I, 124) eine dorische Herakpolis auf, nämlich Erineos, Kition, Ebon, Eüda, Karpöda und Drope. Ebenso bei dem Scholiasten zu Aristophanes (Plutus v. 385) und bei Tzetzes (Scholoph. v. 980). Eüda wird auch von Ptolemaios (III, 15) anfast Pindos zur Tetrapolis gezählt.

Als aus diesen Bemerkungen, die unmöglich als ganz ungegründet zu verwerfen sind, scheint soniel hervorzugehen, daß die Dorier nicht zu alten Zeiten vier Städte besaßen, sondern daß ihr Gebiet sich im Verlaufe der Zeit erweiterte und wiederum verringerte. Werfen wir nun einen Blick auf Herodotos (VIII, 31), so sehen wir, daß noch zur Zeit der Perserkriege ein schmaler Strich zwischen dem malischen und pyloischen Lande zu Doris gehörte. Ferner ist auffallend, daß die pythische Theorie, welche aller acht Jahre von Delphoi nach dem Xtempe in die Gegend der Urjine des dorischen Stammes ging (vergl. darüber den Art. Delphi), ihren Weg nicht auf der bequemen Straße durch die Thermopylen nahm, sondern einen rauhen Gebirgspfad gerade über den Eta einschlug. Dieser Pfad muß derselbe gewesen sein, den Dobrowell und Sell neuerdings wieder aufgefunden haben, und der aus dem Thale des fließenden Pindos durch die Bergschluchten des Eta in das Flußgebiet des Spercheios und das malische Land führt. In den Gründen, weshalb man bei der Theorie diesen beschwerlichen Weg einschlug, gehörte wahrscheinlich auch der, daß dieselbe die Straße betreten sollte, auf welcher der dorische Stamm in jenen Gegenden des Parnassos eingewandert war. Demnach darf man schließen, daß die Dorier nach ihrem Übergange über den Eta zuerst die Thäler der spätern Doris Tetrapolis einnahmen und sich von dort gegen die Thermopylen und die Küste ausbreiteten. Bei dieser Ausbreitung verdrängten sie die Dropper und so entstand die dorische Herakpolis. (Vergl. Herodot I, 56). In der Folge aber scheinen sie immer mehr Land an die Phyoker verloren zu haben, so daß ihnen zur Zeit des peloponnesischen Krieges die drei Orte: Eüda, Karpöda und Drope entziffen waren und ihnen nur eine Tripolis übrig blieb. Daher kennt Thukydides nur drei Orte. Um welche Zeit die Dorier den Eüden Pindos abgewan-

nen, läßt sich bei der Dürftigkeit der Quellen nicht mit Sicherheit bestimmen. Aus dem Stillstehen des Thukydides über diesen Ort möchte man schließen, daß er erst gegen Ende des peloponnesischen Krieges dorisch wurde, allein dagegen läßt sich Herodotos (VIII, 43) anführen, der Pindos neben Erineos nennt. Die einzige Art, die Angaben beider Schriftsteller zu vereinigen, scheint nur darin zu bestehen, daß der Besitz des Ortes eine Zeit lang zwischen den Eüden und Dorikern wechselte, bis endlich die letztern ihn für immer behaupteten. Denn aus Thukydides (III, 92) ersehen wir, daß eine dauernde Feindschaft zwischen beiden Völkerschaften bestand und daß der spartianische König Agis seinen Stammgenossen gegen die Eüder zu Hülfe zog (Thuk. VIII, 3). Dies mag daher der Zeitpunkt sein, seit dem dauernd die dorische Tetrapolis entstand. Aus diesem frühern schwankenden Besitze mag es auch erklärt werden, daß dieser Pindos auch unter dem Namen Akphas vorkommt. (Strab. IX, S. 427.)

Unter den vier Städten dieses Landens Doris läßt sich die Lage von Kition, welches ein fester Ort gewesen sein muß, da der spartianische Feldherr Eurpychos dort die empfangenen Seifen in Sicherheit brachte (Thuk. III, 102), wol noch am sichersten bestimmen. Thukydides (III, 95) gibt eine Gebirgsstraße aus dem Lande der olyssischen Eöler nach Kition an. Diese Straße haben auch die neuern Reisenden aufgefunden und sehen daher den alten Ort in die Gegend des heutigen Stagni. Südlich von Kition scheint Ebon gelegen zu haben und die neuern Reisebeschreiber suchen es in den Ruinen bei dem jetzigen Dorfe Mariolatis. Erineos und Pindos oder Akphas lagen nördlich von Kition; denn Strabon sagt, Pindos liege über Erineos und bei jenem flüße der gleichnamige Fluß vorbei. Von den übrigen Orten, welche von den Scholiasten zu der dorischen Herakpolis gezählt werden, wird Eüda von Pausanias (X, 32) ziemlich genau 180 Stadien nördlich von Delphoi bestimmt, und Strabon behauptet, daß nahe der Stadt sich der Pindos mit dem Kephissos vereinigt habe. Karpöda hält K. D. Müller für gleich mit Karphe, welches schon in der Ilias (II, 533) in Eötris genannt wird; es war vielleicht der östliche Ort, den die Dorier besaßen. Drope ist ganz aus unserer Kunde verschwunden.

2) Doris in Kleinasien. Die Wanderung der Dorier nach der karischen Küste Kleinasiens und den derselben nahe liegenden Inseln Kos und Rhodos wird zu weilen wegen Strabon XIV, S. 653 an die Niederlassung dieses Volkstammes in Megaris und dessen Kämpfe mit den Athenern unter Kobros angeknüpft. Allein so alt können diese Colonien nicht sein, denn überall sieht man bei den einzelnen Orten, die von den Dorikern an der karischen Küste gegründet wurden, auf ein späteres Zeitalter, und sogar Strabon selbst (XIV, 656) leitet den Ursprung von Halkarnassos von Xerxes her; Herodotos aber (VII, 93) und Arrianos (Ed. Dindorf. Vol. I, p. 839) sagen ausdrücklich, daß diese Dorier aus der Peloponnesos herkommen. Der Grund jener Strabonischen Behauptung ist nicht schwer zu finden.

Strabon hält sich streng an den homerischen Schiffelatalog und im vorliegenden Falle vornehmlich an Il. II, 653—670. Dieses Schiffverzeichniß ist aber, wenn auch das Ganze nicht viel jüngeren Ursprungs sein mag, doch gewiß unglaublich häufiger Verfälschung und Zusätzen unterworfen worden, und gerade der genannte Abschnitt erregt großen Verdacht, denn B. 655 und 668, *τοῦ δὲ δὲ βασιλῆος καταγελῶτος*, bezeichnen unfehlbar die Dorier mit ihren bekannten drei Stämmen, und doch ist es ganz unmöglich, daß diese schon in der homerischen Zeit Rhodos bewohnt haben. Man kann also mit Grund annehmen, daß sich die Dorier erst später, nachdem sie sich in der Peloponnesis völlig ansiedelt hatten und zur Ruhe gekommen waren, anfangen, über die Inseln und überhaupt nach Osten hin auszubreiten. Es gewinnt diese Ansicht um so mehr Wahrscheinlichkeit, da uns die argivischen Seefahrer Trözene und Epidauros hauptsächlich als die Stifter jener Colonien namhaft gemacht werden. Denn Herodotus (VII, 99) behauptet, daß die Aeor, Nisyrier und Kalymnier von Epidauros, die Halikarnasser von Trözene abstammten. Auch in Knidos bereichte der Dienst des Asklepios, welches ebenfalls für die Abstammung aus Epidauros spricht. Die rhodische Tripolis aber Lindos, Patyros und Kamiros führt Aristides (a. a. D.) bestimmt als Peloponnesier an und legt ihnen Herakleiden und Askriaden als Vorfahren bei.

Ihren dorischen Ursprung bezeugen diese Colonien vorzüglich auch durch ihre aus sechs Districten bestehende Eigengesamtheit. Von dieser Herakleiden gehörten drei der Insel Rhodos an, und in welche Zeit nun auch der Abschnitt des Schiffverzeichnisses B. 653—670 gehören mag, bestimmt genug ist darin die altdorische Einteilung in drei Stämme ausgeprochen. Die drei andern Orte, Halikarnassos, Knidos und Kos, mögen ebenfalls aus den drei dorischen Stämmen hervorgegangen sein, wenigstens wissen wir aus Strabon, daß Halikarnassos vom Stamme der Dymnaten gegründet wurde. Dies führt auf die Vermuthung, daß sie nach Stämmen geschieden sich ansiedelten. Außerdem gehörten zu diesen dorischen Ansiedelungen an der südwestlichen Küste Kleinasien noch mehrere kleinere Inseln und Districten, die aber von jenen Seefahrern abhängig waren. So gehörten Nisyra und Kalymna zu Kos (Herodot. VII, 99, Diodor. V, 54) und stammten zugleich von Epidauros ab. Die kleine Insel Tröas stand, wie es nach Herodot (VII, 153) scheint, in Abhängigkeit von Lindos. Das Inselchen Syme erhielt von Knidos ihre Bevölkerung (Diodor. V, 53) und auf dem Festlande stand die Stadt Myndos in Verbindung mit Halikarnassos (Pausan. II, 30).

Die Eigengesamtheit dieser dorischen Herakleiden hatte zu ihrem Einigungspunkte das Heiligtum auf dem tropischen Vorgebirge in der Nähe von Knidos. Dort bei dem tropischen Heiligtume, welches dem Hauptgott der Dorier, dem Apollon, geweiht war, wiewol auch damit der Kult der Demeter und vielleicht späterhin der des Poseidon und der Nymphen (Schol. zu Theokrit. XVII, 69) verbunden wurde, feierten die Dorier ihre

gemeinsamen Bundesfeste, womit zugleich Kampfspiele sowohl gymnastische als im Wetrennen und in der Ruzel vereiniget waren. Auch waren von diesen Festversammlungen nach Dionysios dem Halikarnassier (IV, 25) politische Zwede nicht ausgeschlossen; denn Streitigkeiten zwischen den Staaten wurden dort geschlichtet, über ihre Einigkeit gewacht und über Krieg und Frieden beschlossen. Ueberhaupt hielten diese Dorier nach Herodotus (I, 144) streng auf ihre Verbindung. Er berichtet nämlich, daß sie keinen von den benachbarten Doriern in die tropische Verbindung hätten aufnehmen wollen; ja sie hätten sogar Halikarnassos von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, weil ein Bürger dieser Stadt ein bescheidendes Geseß gesessenlich übertrat. Agasilos nämlich, der in den Kampfspiele beim Triopion den Sieg gewonnen hatte, übertrat frech das Bundesgeseß, den als Preis erlangten ehernen Dreifuß dem Apollon zu weihen und in dem Tempel zu lassen, und trug ihn nach Hause und hängte ihn dort auf. Wahrscheinlich nahm sich die Bundesstadt Halikarnassos ihres Bürgers an und wurde ohne Weiteres aus dem Verein ausgeschlossen.

Über die einzelnen Orte der Herakleiden noch Folgendes:

Halikarnassos, auch Isthmos, Zephyrion, Zephyria oder Zephyra genannt (Steph. Byz. und Strab. XIV, 656) wurde nach Pomponius Mela (I, 16, 3) im Allgemeinen von Argivern gegründet. Strabon (a. a. D. und VIII, 374) drückt sich etwas bestimmter aus, unter andern sei Knidos mit Tröziern ihre Gründer; damit stimmt Herodotus überein. Auch Pausanias (II, 30, 1) scheint diese Nachricht gekannt zu haben. Daher wurden die Halikarnassier von den Dichtern auch wol Knidabiden genannt (Steph. a. v. *Knidabiden*). Die Stadt wurde erbaut auf der Landzunge zwischen dem jassischen und kerarischen Meerbusen und stieg durch ihre Lage begünstigt bald zu Reichthum und Herrlichkeit; sie war in den letzten Zeiten der persischen Herrschaft die größte und schönste Stadt in Karien (Diodor. XV, 90, XVII, 23), hatte starke Mauern und einen 30 Fuß breiten und 15 Fuß tiefen Graben um dieselben (Arrian. I, 21). Außerdem wurde sie durch eine zweifache Burg vertheidigt (Strab. XIV, 657, Diod. XVII, 23), von welchen die eine Salamis nach der gleichnamigen Quelle, die sich unweit derselben außerhalb der Stadt befand, genannt wurde. Von dieser Quelle hieß es, daß sie die aus ihr Trinkenden entwerfe. Aber gegen diese Ansichtigung sucht nicht bloß Strabon sie zu vertheidigen, sondern Vitruvius gibt sogar die Ursache dieses Rufes mit Umständlichkeit an (Vit. II, 8). Weil nämlich das Wasser dieser Quelle so vorzüglich war, daß es, nach unserer Art zu reden, zu einem Gesundbrunnen diene, so entsand bei derselben alsbald ein Besuchungsort, der zu mancherlei Ausflügen Anlaß gab, so daß nicht die Quelle selbst, sondern der daneben entsprungene Lustort die Ursache der Entwerfung wurde.

Vor der Stadt lag die Insel Arkanessos, auf welcher nach Arrianos ein Fort erbaut war, welches für die zweite Citadelle der Stadt anzusehen ist. Diese Insel



scheint den einen und vorzüglichsten Hofen der Stadt gedient zu haben; ein anderer befand sich an der Insel selbst (Strab. 98. Vitruv. a. a. D.). Die vollständige Beschreibung der Stadt selbst liefert Vitruvius. Auf der Hauptburg war ein Tempel des Ares mit einer kolossalen Bildsäule des Gottes, ein Werk des Leokares; neben der Quelle Salomafis stand ein Tempel der Aphrodite und ein anderer des Hermes. Wiederum lag auf der andern Seite der Stadt der königliche Palast, denn nach Halikarnassos verlegten die karischen Könige von Mylala ihre Residenz. Am berühmtesten wurde das Mausoleion, sodas es sogar unter die sieben Wunder der Welt gezählt worden ist. Eine Beschreibung dieses prachtvollen Grabmals des Königs Mausolos liefert Plinius (H. N. XXXVI, 4, 9), die leider aber unerschöpflich ist und Widersprüche enthält. Das ganze Gebäude war ein Rechteck mit den Fronten gegen Morgen und Abend. Die Nord- und Südseiten maßen 63 Fuß, der Umfang betrug 411 Fuß. Bei diesen Angaben muß ein Versehen vorgefallen sein, denn wenn die Nord- und Südseiten jede 63 Fuß maßen, so können bei dem Umfange des Ganzen die Ost- und Westseiten nicht die kürzern oder Gleichseiten gewesen sein; es kommen noch 1424 Fuß auf jede. Das Peristoma, mit 36 Säulen vergiert, war 25 Ellen hoch; darauf stand eine Pyramide von 24 Stufen und gleicher Höhe als das Peristoma, auf der Pyramide aber eine Quadriga von Marmor. Die ganze Höhe des Bauwerks belief sich nach Plinius auf 140 Fuß. Hier findet sich die zweite Schwierigkeit. War nämlich das Peristoma, sowie die darauffolgende Pyramide 25 Ellen hoch, so betragen diese 50 Ellen 75 Fuß, und es bleiben daher noch 65 Fuß für die Quadriga übrig, welches durchaus unglaublich ist. Die Baumeister waren Pytheus und Satyros. Die Reliefs am Fries waren an der Morgenseite von Skopas, an der Nordseite von Myron, an der Südseite von Timotheos, oder, wie Vitruvius berichtet, von Praxiteles, an der Abendseite von Leokares. Die Königin Artemisia die Zweite ließ drei Jahre daran bauen nach dem Tode ihres Gemahls Mausolos, Dymch. 106, 4 = 353 v. Chr. Erb. Ihr Nachfolger Hidrieus vererbte die den Bau, allein die Künstler setzten ihn ohne Ebn fort.

Die Dorian gingen zu derselben Zeit, als die Joner und Kolier in die Herrschaft der lykischen Könige über (Herod. I, 28). Darauf bezug des Xros Feldherrn Hargagos sie gleichwie die übrigen hellenischen Colonien an der kleinasiatischen Küste (Herod. I, 174). Deswegen nahmen sie auch leicht Theil an dem Aufstande der Joner unter dem Aristagoras gegen den König Darios und kämpften in vielen Kriegen gegen die Perser, wiewol der Ausgang aus ihnen unglücklich ausfiel. Darnach scheint der persische König einen Herrscher über Halikarnassos gesetzt zu haben, dessen Namen uns aber Herodotos nicht aufbewahrt hat. Aber seine Gemahlin Artemisia die Erste, Tochter des Halikarnassers Evgdamis und einer Kreterin, zeichnet er ganz besonders aus (VII, 99). Sie nämlich führte die Herrschaft über Halikarnassos nach dem Tode ihres Gemahls fort, für ihren unumwundenen

Sohn Pisindelis (Herod. a. a. D. und Cuias a. v. Herod.). Sie führte bei Xeros' Angriff auf Hellas in eigener Person ihre fünf Schiffe in den Kampf und zeichnete sich in der Seeschlacht bei Salamis rühmlich aus. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir zugleich von Herodotos, daß sich damals die Halikarnassische Herrschaft auch über die Inseln Kos, Nisros und Kalyna ausdehnte.

Auf die Artemisia folgte dann in dem karisch-halikarnassischen Reiche ihr Sohn Pisindelis und blieb nicht allein im ruhigen Besitze desselben, während der Atender Simon die hellenischen Colonien vom persischen Jocke zu befreien suchte, sondern er übertrug auch sein Reich ohne Hindernisse auf seinen Sohn Evgdamis. Dieser aber mag es selber verschuldet haben, daß Halikarnassos in den athenaischen Bund eintret, womit dann das Ende der Tyrannis des Evgdamis, bei dessen Vertreibung auch Herodotos mitgemerkt haben soll, sogleich herbeigeführt werden mußte (Cuias a. a. D.). Wie lange dieser Zustand der Stadt dauerte, ist nicht anzugeben. Allein unter dem Könige Artaxerxes war wieder Hekatomos König von Karien, residierte aber nicht in Halikarnassos, sondern in seiner Geburtsstadt Mylala (Strab. XIV, 659). Dieser Fürst hatte drei Söhne: Mausolos, Hidrieus und Pirodaros, und zwei Töchter, Artemisia und Ada. Die erstere war mit Mausolos, die andere mit Hidrieus vermählt. Mausolos folgte dem Vater zuerst und verlegte seine Residenz nach Halikarnassos. Als er (Dymch. CVI, 4) kinderlos starb, so folgte ihm seine Gemahlin Artemisia die Zweite und baute ihm jenes berühmte Grabmal. Sie überlebte ihn aber nur drei Jahre und dann folgte ihr Hidrieus, diesem aber seine Gemahlin Ada; allein sie wurde von der Regierung verdrängt durch den Pirodaros. Von diesem Könige behauptet Strabon, daß er ein großer Perserfreund gewesen sei und deshalb einen persischen Satrapen an seiner Regierung habe Theil nehmen lassen. Es habe aber dieser Perser, Dromotobates mit Namen, vermählt mit des Pirodaros' Tochter Ada, nach dessen Absterben das Königthum erlangt. Es dieß Bemerkung Strabon's ganz richtig gestellt sei, möchte im Allgemeinen zu bezweifeln sein. Denn ohne den Schutz der Perser hätte Pirodaros seinen usurpirten Thron wol schwerlich behaupten mögen, also mußte er insofern schon Perserfreund sein. Der persische Satrap folgte aber wol nur in der Regierung und war schon als Mitteront aufgetreten, weil er der Schwiegervater des Königs war, und man möchte daher glauben, daß der Beweis für eine besondere Perserfreundschaft bei dem Pirodaros darin bestand, daß er seine Tochter nicht an einen Mann seines Volkes und Stammes, sondern an einen Perser verheiratete.

Unter der Regierung des Dromotobates griff Alexander das persische Reich an und erschien auch vor Halikarnassos, gerufen durch die von Pirodaros entsetzte Königin Ada. Alexander erkannte sie als die rechtmäßige Regentin an und belagerte Halikarnassos. Die Stadt wurde nach hartnäckiger Gegenwehr, welche vom Dromotobates selbst und dem persischen Feldherrn Memnon ge-

leitet wurde, erobert, wobei ein Theil derselben in Rauch aufging. Allein die Citadellen wurden von den Persern behauptet und Alexander ließ sie einschließen und zog weiter (Arrian. I, 24 ff. Diodor. XVII, 24 ff.).

Knidos war nach Herodotos (I, 174) eine laködische Colonie, doch nahmen nach Diodoros (V, 53) auch Argiver daran Theil, und der Dienst des Asklepios, welcher sich auch in Knidos findet, läßt auf Epidaurios schließen. Hippotes soll der Anführer gewesen haben. Die Stadt lag zum Theil auf dem festen Lande, zum Theil auf einer mit demselben durch einen Damm verbundenen Insel, die mit dem Vorgebirge Askionp endigte. Diese Insel hatte sieben Stadien im Umfange und diente zweien Häfen zur Deckung (Strab. XIV, 656). Auf der Ostseite, also dem festen Lande zugekehrt, hatte die Stadt eine Burg mit lykionischen Mauern. Das Gebiet von Knidos bildete eine zwischen dem keramischen und dorischen Meerbusen liegende Halbinsel, die durch eine nur fünf Stadien breite Erbbeuge mit Kleinasien zusammenhing. Daher wollten die Knidier beim Anzuge des persischen Heilherrn Harpagos diese Landenge durchschneiden und sich dahinter verteidigen. Allein das Sprengen der Felsen verursachte überaus große Mühe und veranlaßte daher eine Sendung an das benachbarte Erythra. Die Phthia aber unterlagte die Arbeit mit folgenden Worten:

Der sollt am Athmos Mauer nicht, noch Graben ziehn!  
Dus machst du Eiland selbst zerfallen, gerst es ihm.

So kam Knidos dann unter persische Vormherrschaft.

Dem Ursprung der Stadt von Laködamon her scheint der dort herrschende Dienst der Aphrodite zu beweisen, die man für die lykionische halten muß. Hochberühmt war das Standbild derselben von Praxiteles, welches die Bewunderung des ganzen Alterthums auf sich zog (Plinius h. n. XXXV, 5). Vergl. auch: Levezov, ob die medionische Venus ein Bild der knidischen sei. Berl., 1808.

Knidos war die Vaterstadt des Mathematikers Eudoros, Zeitgenossen des Platon; des Historikers Agatharchides; des Theopompas, Cäsars Freundes; und des Klefias, dessen arische und persische Geschichte leider bis auf einige Druckfehler verloren gegangen ist.

Kos, Hauptstadt der Insel gleiches Namens, soll nach Strabons Behauptung (XIV, 657) zuerst Hippodamia geheißen haben. Doch lag diese ältere Stadt erweislich an einer andern Stelle, als die jüngere Kos. Nämlich bei einem Aufsprung im Innern (Dionys. III, 3, = 366 vor Chr. Geb.) verließen die Einwohner der Hippodamia ihre bisherigen Wohnsitze und erbauten die Stadt Kos (Strab. a. a. D. Diodor. XV, 76). Wenn man interesse diese Nachricht mit der Erzählung des Antiphrates (VII, 108) vergleicht, daß Alkibiades (Dionys. XII, 2, = 411 vor Chr. Geb. die Stadt Kos besetzt habe, so muß daraus so viel erhellen, daß nach Erbauung der Neustadt Kos, ein Theil der ältern noch fortbestand und deswegen Hippodamia oder Alkibiades genannt wurde. Daher nennt Stephanos graben Hippodamia eine Stadt auf der Insel Kos. Die Stadt Kos, welche noch jetzt unter dem Namen Elanco vorbesteht, liegt in

einer weiten fruchtbaren und angebauten Ebene auf der nordöstlichen Seite der Insel und hat einen guten Hafen. In der Vorstadt stand der berühmte Tempel des Asklepios, und von demselben befand sich ein ausgezeichnetes Gemälde von Apelles, eine aus dem Meere auftauchende Aphrodite vorstellend, welches von Titianus Augustus nach Rom gebracht und dem Divus Julius als Theil seines Geschiedt geweiht wurde. Ein Tribut von 100 Talenten wurde dafür den Koen erlassen. So findet sich also auf Kos, wie in Knidos, eine Spur des lykionischen Aphroditendienstes.

Über die Gründung der dorischen Colonie auf der Insel Kos wissen wir nur durch Herodotos (VII, 99), daß sie vom argivischen Epidaurios ausging. Daher wurde auch der Dienst des Asklepios nach Kos verpflanzt. Bald aber wurde das lykische Asklepien der Haupttempel dieses Cultes und die lykischen Asklepiaden bewirkten eine völlige Umgestaltung der Heilkunde. Als der eigentliche Schöpfer der Arzneiwissenschaft steht aber der große Hippokrates von Kos da. Eine weitere Ausföhrung dieses Gegenstandes suche man im Art. Hippokrates, sowie eine Übersicht der Geschichte des lykischen Staats, im Art. Kos.

Die noch übrigen drei Städte, welche zur dorischen Herapolis gehörten, lagen auf der Insel Rhodos und hießen Ialyssos, Kametios und Lindos.

Ialyssos scheint ebenfalls argivischen Ursprungs zu sein. Wenigstens herrschte dort die Herakleideische Familie der Eratiden, die wegen Pausanias (II, 36, 5), Konon (c. 47) und Aristides (Ed. Dindorf. Vol. I, 839) von Argos hergeleitet werden dürfen. Nach Pindaros (Olymp. 7) ging daraus das Haus der Diagoriden hervor, in welchem jener Damagetos, Schwiegersohn des Messeniers Aristomenes, berühmt ist (Pausan. IV, 24). Während des peloponnesischen Krieges wird Ialyssos noch eine Stadt genannt (Thukyd. VIII, 44), allein Strabon führt sie nur als Flecken an, mit der alten Burg Dorymea. Der Grund ihres Entstehens lag in der Erbauung der Bundesstadt Rhodos (Dionys. XIII, 1, = 408 vor Chr. Geb.), wodurch Ialyssos (es lag an der nordwestlichen Spitze der Insel) wegen der Nähe der neuen Stadt besonders viele Einwohner verlieren mußte.

Weiter südlich auf der Westseite der Insel lag Kametios, nach Thukydides (VIII, 44) eine unbefestigte Stadt. Diodoros (V, 59) berichtet, daß Alkibomenes mit einer Colonie von Kreta dahin gekommen sei. Lindos lag auf der Mitte der Ostseite der Insel, und war berühmt durch den Tempel der Pallas. Daß die Gründung desselben auf den Danaos zurückgeführt wird, verrieth argivischen Ursprung (Diodor. V, 58. Herod. II, 182. Strab. a. a. D.). Die Knidier verpflanzten diesen Cult nach ihrer Colonie Oela, welche unter Ausföhrung des Antiphenos nach Sikilien ging, Dionys. XII, 3, = 690 vor Chr. Geb. (Thukyd. VI, 4. Etymol. magna).

DORIS Linné (Mollusca). Diese Gattung ist zwar von Linné gekränzt worden, hat sich aber mancherlei Veränderungen gefallen lassen müssen, indem mehre-

nachfolgende Schriftsteller dieselbe theils erweitert, theils andere daraus gefondert haben. Bohadsch beschrieb dasjenige Thier, welches Lopus der Gattung ist, unter dem Namen Argo, verband aber mit denselben andere Thiere, welche schon Linné davon mit Recht trennte. Aber auch aus der Linnéschen Gattung sonderte Benjume zuerst Carolina, dann Guvier die Gattung Eolidae und Tergipes. Diese Gattungen standen Anfangs neben den nackten Landkrebsern, von denen sie indessen Guvier mit Recht entfernt hat. In der neuesten Zeit hat Ehrenberg (Symb. physicas. Evertebrata decus I.) nicht bloß diese Gattung in mehrere UnterGattungen abgetheilt, sondern auch in der Familie Doridiinae mehrere neue Gattungen gebildet, in welche wiederum Arten von andern Schriftstellern als Doris aufgeführt, eintreten. Den sonderste noch eine Gattung Doris aus. Nach Guvier und Rang (Mannet de l'histoire naturelle des Mollusques, p. 132) sind die Kennzeichen der Gattung, in dem Umfange, wie sie Guvier annimmt, folgende: Das Thier ist fleischig, länglich, etwas platt oder prismatisch, mit einem breiten Mantel bedekt, der oft über den Fuß und Kopf wegragt. An dem letzten stehen vier Tentakeln, und zwar zwei obere solbige, welche sich in eine Grube zurückziehen lassen, und zwei untere kegelförmig unter dem vordern Mantelrande. Der Mund steht am Ende eines sehr kleinen Rüssels, welcher mit einer zungenförmigen, von Zähnen rauhen Vorragung besetzt ist, der Fuß von länglicher Gestalt, ist überhaupt stark in die Länge gezogen und meistens ziemlich groß. Die Kiemen stehen am den After herum als kleine, regelmäßige Büschchen oder in Gestalt einer Blume, der After selbst liegt in der Mittellinie, etwas nach Hinten, die Öffnung der Geschlechtsorgane liegt unter dem rechten Mantelrande.

Ehrenberg gibt von der Gattung Doris in dem Umfange, wie er dieselbe annimmt, folgenden Charakter, der zum Theil von dem eben angegebenen nur wenig abweicht: Branchiarum fasciulus singular, in dorso posteriore positus, basi anus, aut plana perforata aut hieruri solida, anam includens, in palli apertura rotunda et integra recondendus. Pallium pedatatum. Tentacula aenopia 4, rarius 2; duo lalia inferiora interdum obsoleta, duo servicia in palli duobus apertura recondenda, haec oculata videntur. Generationalia organa atriusque sexus sub palli margina dextro antica, conoecina. Den Bau dieser Thiere, namentlich auch den inneren, hat Guvier an den fünf Arten: Doris lacera, sola, scabra, tuberculata und verrucosa, besonders aber an den beiden ersten, untersucht. Bei Doris lacera finden sich die Mantelränder, die wenig über den Fuß hervorragen, so dünn, so ungleich gefaltet, zum Theil zurückgelegt und so geschnitten, daß sie fast als zerfalten erscheinen. Die großen Blasen, welche man auf dem Rücken bemerkt, sind nur von einem ledernen Zellgewebe gefüllt. Zwei obere Tentakeln sind keulenförmig, das heißt, der Stiel, auf dem sie sitzen, ist dünner als der Körper, der sich spitzig endigt und, wie Guvier sagt, sein in die Quere gestreift ist. Was diese Streifen betrifft, so sind sie

nicht weiter, als die Andeutungen dicht auf einander liegender Blätter, von welchem Baue, da er bis dahin nicht genau genug beschrieben war, Geayndorf (Tergestina p. 9) nachfolgendes vollständigeres Bild gibt. Die Fühler sind cylindrisch, in der Mitte etwas stärker, also etwas spindelörmig; von zwei gegenüberliegenden Seiten betrachtet, sieht man an ihnen eine Rinne dicht stehender, bogenförmiger Querlinien, welche regelmäßig sich eine über die andere hinaufziehen; an den beiden andern Seiten betrachtet, erscheinen sie wie eine Feder, deren Barstrahlen scheidig nach oben gerichtet sind und dicht aneinander liegen; der Stiel, woran die Strahlen sitzen, bildet genau die Mittellinie und ist glatt. Die Fühler haben nämlich an zwei gegen einander überstehenden Seiten regelmäßige Einschnitte, welche unter sich parallel, schräg abwärts nach der Längsachse der Fühler hin gerichtet sind, ohne die Achse selbst zu erreichen; hierdurch werden halb scheibensörmige Blätter gebildet, die regelmäßig über einander liegen und an den beiden Seiten der Fläche, welche die Mitte der Fühler bildet, schräg befestigt sind. Man erkennt diese Einrichtung des Fühlers deutlich, wenn der Fühler, indem man ihn von einer der seidenförmig aussehenden Seiten betrachtet, sich stark seitwärts krümmt, denn alldann treten die Blätter der concaven Seite an der Spitze merklich von einander. Die sehr kurze Wurzel dieser Fühler ist bedeutend dünner, als der übrige Theil derselben, und ohne Einschnitte, und die äußerste Spitze der Fühler wird durch einen cylindrischen Knopf gebildet, welcher ebenfalls ohne Einschnitte und von weit geringer Durchmesser als die Fühler ist. Dieser Knopf kann etwas eingezogen werden. Die Fühler selbst befinden sich bei ungenöthigten äußern Bewegungen oder Berührungen mehr oder weniger ein, und wenn sie ganz eingezogen sind, so bleibt an ihrer Stelle eine Vertiefung zurück. Unter dem innern Mantelrande finden sich zwei andere fleischige Tentakeln, welche breit, flach und schwach gekrümmt sind, zwischen ihnen steht der Mund ober der Rüssel. Auf dem hintern Körpertheile stehen bei Doris lacera die sechs oder zehn Kiemenbüschel in Form kleiner, unregelmäßiger Büschchen. Sie sind nicht, wie bei den nackten Doridiäten, mit ihren Stielen so zusammengefaßt, daß sie mehr oder weniger deutlich eine Art Blume oder Stern, wie z. B. bei Doris sola, bilden, sondern sie stehen um den After in einem Kreis oder kronenförmig zusammen. Der After befindet sich in Mitte dieses Kreises, und an seiner rechten Seite, etwas weiter nach Vorn, findet sich eine andere kleine Öffnung, die Guvier zuerst entdeckte und überhaupt bei allen nackten Doridiäten vorkommt, und die der Anfang eines eigenthümlichen Secretionsorgans ist, von dem weiter unten die Rede sein wird. Die Geschlechtsorgane münden in zwei Öffnungen in einen kleinen Höcker an der rechten Seite des Körpers (in Guvier's Figur du Musée d'histoire naturelle IV. pl. 73. f. 1 durch ein Brechen des Kupferstichs auf die linke Seite gekehrt) unter dem Mantelrande gegen das vordere Körperviertel hin, und zwar enthält dieser Höcker die Mündung für beide Geschlechter. Alle diese Öffnungen finden sich

in derselben Zahl und ziemlich an denselben Stellen, wenn auch nicht in ganz gleichen Entfernungen, bei den andern Dorisarten und hauptsächlich sind es die Kiemen, welche nächst der ganzen Körperbildung abwiechen. Wenn man *Doris lacera* geöffnet hat, so muß man, um die Eingeweide zu sehen, noch ein ziemlich dickes Bauchfell wegnehmen, welches sie einhüllt und das sich auch bei den andern Dorisarten findet. Man sieht dann den Rüssel durch zwei Muskeln in das Innere des Körpers zurückgezogen, das Gehirn wie gewöhnlich auf dem Oesophagus liegen, ein nach den Kiemen gelegenes Hauptgefäß und die andern Organe, von denen vorletzte die Niere sein wird. Was gleich hinsichtlich des Gefäßbaues auffällt, ist die Lage des Herzens hinten im Körper, sie wird aber bedingt durch die Kiemen, da diese hier ihre Stellung haben und bei den Mollusken ebenso wol, wie bei den höhern Thieren, das Herz immer in der Nähe der Athmorgane liegt. Das Herzrohr geht weit nach hinten und läuft in zwei Fortsätze aus, welche einen Kreis bilden, der demjenigen entspricht, welchen äußerlich die Kiemen zeigen. Das Herzrohr empfängt ein Venengefäß aus jedem Kiemenbündel und führt so das Blut wieder in das Herz, das durch kleine Arterien in die Kiemen geteilt worden ist. Was die Hohlblumen betrifft, so liegt die bedeutendste in der Dicke der Leber, nachdem sie Äste aus den verschiedenen Theilen der Lebern empfangen hat, tritt sie aus derselben heraus, um in drei Zweigen nach den Kiemen zu gehen. Zwei andere Hohlblumen kommen aus der Dicke des Körperfeldes an beiden Seiten des Fußes. Sie zeigen sich deutlicher bei *Doris sola*, und wenn man sie hinwegnimmt, so bemerkt man den kleinen Rüssel, der einen Kiemenbüschel nach Innen zieht. Herz und Herzrohr liegen in einem eigenen, vom Bauchfell unterschiedenen Herzbeutel. Die Arterie, vom Herzen ausgehend, theilt sich in zwei Hauptstämme; der erste verfolgt die Richtung des Leibes, und gibt in seinem Verlaufe zur Rechten drei Äste an dem Darmkanal, zur Linken einen an den Magen und einen an das Duodenum, geht unter dem Darmkanale weg, nach rechts vor, und spaltet sich in einen kleinen Ast, der nach einem drüsigen Körper geht, und in einen größeren, der sich über die Geschlechtsorgane in Rund und Fuß vertheilt. Der andere große Ast theilt sich fast in seinem Ursprung in drei Äste, welche alle nach der Leber gehen. Bei den fischen Dorisarten ist die Vertheilung der Gefäße ziemlich die nämliche. Das Nervensystem besteht ziemlich einfach in dem Gehirn ohne zerstreute Ganglien. Bei *Doris lacera* bildet das Gehirn nur eine ovale Masse von kleinen, bräunlichen Kugeln, aber bei *Doris sola* ist es in vier Lappen getheilt. Der erste Lappen geht nach dem obern Tentakel, der zweite geht unter dem ersten durch, sowie unter dem Quermuskel des Rüssels und begibt sich nach den vorderen Theilen dieses Leptern und wahrscheinlich auch an die untern Tentakeln. Die folgenden gehen im Allgemeinen nach den Seitentheilen in die Muskeln. Die zwei letztern Paare liegen dicht am Oesophagus und gehen unter demselben, um durch ihre Vereinigung zwei kleine Ganglien

zu bilden, aus denen die Nerven für den Oesophagus und den Magen sich bilden, und so den Ring, der diesen Kanal umgibt, beruhen. Die obern Tentakeln der *Doris* liegen in zwei cylindrischen, kurzen Schiefern, welche durch einen freisförmigen Vorsprung der Haut gebildet werden. Die untern sind nicht ganz gleichmäßig gebildet; bei *Doris lacera* z. B. zeigen sie sich als ein Paar fleischige, gefaltete Blätter, bei *Doris sola* und andern fischen Arten im Allgemeinen als ein Paar kleine Spigen, welche an den beiden Seiten der Rüsselwurzel liegen. Der Rüssel bei *Doris lacera* wird durch eine kegelförmige Muskelhaut zurückgezogen und vorgestreckt, und hat noch eigene Muskelstreifen für viele der Bewegungen. Zusammengezogen erscheint der Rüssel inwendig sehr runzelig. Im Grunde des Rüssels zeigt sich eine vertikale, schmale Spalte, deren Ränder mit einer etwas knorpeligen Haut bekleidet sind, und hinter derselben befindet sich die Zunge. Die Oesophagus ist ziemlich lang und aus sich selbst zurückgekrümmt, sein Inneres ist sehr runzelig. Die Speicheldrüsen sind bei *Doris lacera* lang und dünn, sie münden in den Oesophagus nahe an seinem Ursprung, ihr hinteres Ende heftet sich in der Nähe seines Überganges in den Magen an; die von *Doris sola* sind Anfangs ziemlich stark, werden aber, indem sie durch den Verengerung des Oesophagus gehen, so dünn, daß man versucht ist, sie für Nerven zu halten, welche an den Magen gehen. Außer den wahren Speicheldrüsen findet sich an dem Ursprunge des Oesophagus noch ein trüßiger Körper, der zum Theil das Gehirn und die Masse des Mundes bedeckt, sich im Allgemeinen bei allen Dorisarten findet, wenigstens bei denen, welche Guvier untersucht und von diesem Anfangs für eine Speicheldrüse gehalten wurde. Da er einen starken Arterienweig empfängt, so ist anzunehmen, daß er auch irgend eine bedeutende Absonderung zu besorgen habe, welche und wohin? konnte Guvier nicht anfinden. Der Magen ist häufig dünn, und hat nur gegen die Cardia einige Unebenheiten, indem die Runzeln des Oesophagus sich bis dahin verlängern und in Wärgen zertheilen. Der Pylorus liegt links nahe an der Cardia und das Duodenum geht über den Oesophagus hinweg, um sich nach der rechten Seite zu begeben. Der Grund des Magenlappes zeigt viele große Öffnungen, den Gallengängen angehörend. Die Öffnungen sind so bedeutend, daß Guvier meint, es sei unbegreiflich, wie sie nicht durch den Speichelfluss verstopft wären. Außer den Gallengängen fand sich noch bei *Doris lacera* sowohl, als bei *Doris sola* ein eigenes Bläschen vor, welches irgend eine Flüssigkeit in den Magen führen mag. Die innere Fläche dieses Bläschens ist ganz mit konischen Wärgen bedeckt, steht aber mit den Parenchyman der Leber nicht in Verbindung. Die Absonderung mag ziemlich bedeutend sein, da ein ziemlich starker Arterienast aus einer der Leberarterien hineingeht. Der Darmkanal ist verhältnismäßig kurz, liegt in einer Furche des rechten Leberlappens und geht gerade nach dem After. Die Leber erscheint ziemlich umfangreich und empfängt eine betrübende Anzahl Arterien, sie theilt sich der Länge nach in zwei

kappen und zeigt eine körnige Substanz. In dieser Hinsicht weicht sie nicht besonders von der Leber anderer Mollusken ab, insofern ist sie aber durch einen Umstand besonders ausgezeichnet. Es ist dies ein Kanal, der in eine Öffnung nahe am After mündet, und der offenbar seinen Ursprung in der Lebermasse hat, soweit nämlich die anatomische Untersuchung dies zu entscheiden zuläßt. Dieser Kanal muß folglich noch irgend eine andere Materie absondern, da die Galle dem Magen zugeführt wird, und man mußte also annehmen, daß die Galle zweierlei Flüssigkeiten absondere. Hinsichtlich dieses Kanals besteht zwischen der Doris solena und der Doris laevis ein Unterschied; bei der erstern nämlich steigt er höher heraus und dreht sich um den vordern Theil der Leber, bevor er in die Substanz derselben eindringt; bei Doris laevis verläßt er sich schon in der Mitte der Oberfläche dieses Eingeweid. Bei Doris solena bedeckt er die Lebervene gänzlich, bei Doris laevis zieht er sich nur an der Seite hin. Eine kurze Strecke, bevor er aus dem Körper tritt, verbindet sich dieser Kanal durch einen kleinen Zweig mit einem inwendig stark gefalteten Bläschen, welches offenbar, da es überdies etwas muskulos erscheint, wol dazu dient, die abgeforderte Flüssigkeit so lange aufzubewahren, bis das Thier davon Gebrauch machen will. Cuvier bemerkt, daß er diesen Kanal bei allen Dorisarten gefunden habe, die er untersucht hat, daß er aber an *Horis tiansaba*, welche er lebend beobachtet, durchaus nicht bemerken konnte, daß sie irgend eine Flüssigkeit von sich gelassen habe. Auch andere Beobachter sagen das Gleiche, und nur Peron will gesehen haben, daß einige größere Arten geförbte Flüssigkeiten von sich geben, welche Van Hasselt, wir wissen nicht, nach welcher Quelle, als sadenziehend (Bull. de Ferrussac. III. p. 239) erklärt, zugleich aber bemerkt, daß er bei keiner Art etwas dergleichen bemerkt habe. Nur Rapp (Acta Leopoldina, p. 516) gibt an, daß die ganze Haut des Thieres, wie bei andern Mollusken, beständig einen Schleim absondere, der auch das Wasser, in dem es gehalten ward, stickig und trübe mache; doch ist dabei keineswegs davon die Rede, daß dieser Schleim aus besagter Öffnung komme. Ebenso wenig bemerkt Gravenhorst Etwas darüber. Blainville (Diction. de science. natur. XIII. 447) hält dieses Organ für ein barnabobornertes. Die Geschlechtsorgane verhalten sich so ziemlich wie bei den andern Weibthiergeschlechtern. Der Eierstock liegt in der Masse der Leber, der Eiergang ist lang und wie gewöhnlich gebogen; sowie er den Testikel erreicht hat, theilt er sich nicht an denselben an bis an seinen Ausgang. Der Testikel ist groß und rund, bei Doris solena scheint er aus einem weißlichen, vielfältig verwickelten Gefäße zu bestehen, bei Doris laevis zeigt er sich hohl, aber ein Theil seiner Wände ist dick und mit kleinen Gefäßen gefüllt, welche wahrscheinlich Samen absondern. Die von Etwasmerdam sogenannte Purpurblase steht hier doppelt in Verbindung, einmal mit dem eben erwähnten Kanal und dann mit einem andern, der sich an der Spitze der Ruthe öffnet. Bei Doris laevis vereinigen sich diese beiden in einen einzigen, ehe sie an die Blase kommen;

bei Doris solena bleiben sie bis in diese getrennt. Die Ruthe selbst gibt nach Hinten einen Kanal ab, der mit dem des Testikels in Verbindung steht und in diesem nahe bei dem der Blase und des Oviducts mündet. Die Ruthe von Doris laevis ist sehr lang, der Verbindungskanal sehr dünn, schwimmt jedoch an, ehe er in den Testikel endet. Bei Doris solena ist er dünn und geht in einen großen, fleischigenbeutel, der den mit dem Testikel in Verbindung stehenden Kanal aufnimmt. Was aber hier im Allgemeinen die Ruthe genannt wurde, ist nicht eigentlich diese selbst, sondern bios deren fleischige Hülle, in welcher sie als ein dünner Faden liegt, den man leicht herausziehen kann. Außerdem liegt in der Nähe der Geschlechtstheile und mit jenen Kanälen verbunden noch eine kleine Blase, deren Bestimmung sich nicht weiter angeben läßt, von der man aber Ähnliches bei *Hyphis* bemerkt. Was die Bewegungsorgane dieser Thiere betrifft, so sind, nach Cuvier's Angabe, die Muskelfasern nicht sehr deutlich und kreuzen sich in allen Richtungen zur Bewegung des Fußes und der äußeren Körperhülle. Diese Thiere leben im Wasser ungefähr so, wie unsere Schnecken auf dem Lande, kriechen auch langsam, schwimmen aber auch auf dem Rücken und sollen, nach Rapp's Angabe, das Sonnenlicht fliehen, auch mehr Nachtthiere sein, indem sie sich bei Tage verbergen. Sie entfallen die Blätter der Kiemen am vollkommensten, wenn sie ruhig sitzen, weniger bei Fortbewegung, und ziehen sie bei Berührung ein, dagegen strecken sie bei dem Herumkriechen die Fühler am meisten hervor, ziehen aber auch diese bei Berührung sofort ein. Mit ihrem Fuße können sie sich selbst an die Fläche eines Glases fest anheften, und beim Schwimmen kommt er, wie gesagt, nach Oben, wird hoch und verlängert sich in Form eines Steuertrubers, insofern die Fühler, besonders aber der Mantelrand, zum Rudern dienen. Diese Thiere leben nur im Seewasser an den Küsten, und zwar an denjenigen Stellen, welche nur bei ganz harter Ebbe mitunter dem Wasser entblößt werden; hier legen sie sich besonders an Steine, die nur locker auf dem Boden liegen, an die untere Seite derselben, etwa wie bei uns die Planarien. Man hat zwar angegeben, als nähren sich diese Thiere von animalischen Substanzen, und dohrten namentlich Muscheln, unter andern Austern an; dies scheint keineswegs der Fall zu sein, vielmehr nähren sie sich von verschiedenen Seegeestwachsen, welche sich in den Küstengegenden finden, wo sie sich aufhalten, namentlich von verschiedenen Arten *Fucus*. Gravenhorst beobachtete an einzelnen Arten, daß sie das Thier, aus dem Wasser genommen, sofort anfangen zu atmen; es thut dies auch, wenn es in süßes Wasser versetzt wird, indem es schnell genug abstricht, die Tentakeln und Kiemen zusammenziehend, sich in seinen Mantel hüllend und wol an die Hülste kleiner werdend. Man findet die Dorisarten in allen Meeren mehr oder weniger zahlreich. Ihre Eier oder Laich legen sie auf Strine, Seepflanzen u. s. w. ab; sie sind wie die andern Mollusken in Schleim eingebüllt, der sie mit einander verbindet. Bei der großen Menge von Arten dieser Gattung, welche man, ungeachtet ihrer jetzigen Beschränkung,

nach zu ihr zählen muß, hat man die Übersicht durch Einteilung derselben in Unterabtheilungen zu erleichtern gesucht. Cuvier bringt dieselben in zwei Abtheilungen a) mit eiförmigem, über den Fuß hinausreichendem Mantel, *Doris verrucosa*, *Argo* etc., und b) Arten von prismatischer Form, bei denen der Mantel fast so schmal wie der Fuß ist, *Doris lacera*, *aeromarginata* etc. Da die Ausdehnung und Gestalt des Mantels gar sehr zufällig ist, da namentlich die Gestalt der Thiere im Allgemeinen, in welchen man sie doch nur allein aufbewahren kann, gar sehr verändert wird, so erscheint diese Abtheilung offenbar nicht zweckmäßig, obwohl sie von mehreren andern Naturforschern befolgt worden ist. Andere haben daher bessere aufgesucht, namentlich Reudart (Käppell, Atlas zur Reise im nördlichen Afrika, wirbellose Thiere). Dieser nimmt ebenfalls zwei Abtheilungen an, und stellt in die erste alle diejenigen Arten, welche äßige Kiemen haben, in die zweite aber diejenigen, welche nur einfache, gedante oder auch gefiederte Kiemen besitzen. Es ist hierbei auffallend, aber doch wieder in der Natur der Sache begründet, daß die Anzahl äßiger Kiemen immer geringer als die einfache ist. Blainville (Manuel de Malacologie, p. 485) stellt eine andere Ordnung auf, nämlich:

A. Arten, bei denen der vordere Mantelrand in mehre symmetrisch vertheilte Lappen geschnitten ist.

Diese Abtheilung umfaßt die durch Cuvier von *Doris* getrennte Gattung *Polyocera*. Ob diese grade hierher gehört, ist noch zweifelhaft. Cuvier hat sie in seinem neuesten System weit genug von *Doris* gebracht, indem er noch zwei andere Gattungen dazwischen geschoben hat. Auch Rang, sich auf seine Beobachtungen stützend, behauptet, daß sie mit *Doris* nicht vereinigt werden dürften, ob sie gleich nahe mit dieser Gattung verwandt seien. Dagegen gibt wieder Sars (Ibis 1833. S. 223) an, indem er von *Polyocera dubia* redet, daß *Polyocera* sehr gut wieder mit *Doris* vereinigt werden könne, da die eben genannte Art den Übergang bilde, indem die am vordern Rande des Kopfes stehenden Haken vorragenden kaum als Fühler (Zentaken) betrachtet werden könnten, und auch das wichtigste Kennzeichen fehle, nämlich die zwei Blätter, welche die Kiemen decken.

B. Arten, bei denen der vordere Mantelrand ungetheilt ist, und zwar: 1) Der Körper prismatisch, Typus *Doris lacera* Cuvier. 2) Der Körper oben sehr gewölbt, Typus *Doris verrucosa* Cuvier. 3) Der Körper ausnehmend platt gedrückt, Typus *Doris solea* Cuvier.

Ehrenberg (Symbolae physicae. Evertabrata dec. I.) theilt folgende Unterabtheilungen, welche er zugleich als UnterGattungen betrachtet: a) Die Kiemen einfach zungenförmig, Subgenus *Glossodoris*. b) Die Kiemen ungenförmig, an der Spitze gabelförmig oder eingeschnitten, Subgenus *Actinodoris*. c) Die Kiemen einfach strahlig, die Strahlen einfach gefiedert, Subgenus *Pterodoris*. d) Die Kiemen strahlig äßig, zusammengefaßt strauchartig, Subgenus *Dendrodoris*. Demnach hat aber auch Ehrenberg *Doris sanguinea* Leuckart

und Cuvier's *Doris lacinata* von der Gattung *Doris* getrennt und der von ihm aufgestellten Gattung *Hemibranchia* einverleibt.

Nach diesen Auseinandersetzungen muß man bei der Aufzählung der Arten allerdings in Verlegenheit kommen, da weder alle Beschreibungen, und noch weniger die Abbildungen hinreichen, die beschriebenen Arten nach der besten Einteilung von Ehrenberg zu ordnen. Wenngleich Reudart schon ein ähnliches Eintheilungsprincip angenommen hat, so werden doch auch da manche Arten zweifelhaft und die Abbildungen verdaßig, weil die denselben Fühler und Kiemen gar zu einformig, gleichsam alle nach einem Modell gezeichnet sind. Wollten wir bei der Aufzählung der Arten Cuvier's Einteilung zum Grunde legen, wie dies Rapp bei seiner Monographie gethan hat, so ständen auch hier wieder Hindernisse entgegen; es bleibt uns daher nichts übrig, da wir ohne dies alle Arten unmöglich beschreiben können, als die aufzuführenden in derselben Reihe folgen zu lassen, wie sie die Beschreiber selbst aufstellen. Wir beginnen mit Ehrenberg's Arten.

A. Subgenus *Glossodoris*. 1) *Doris Xantoleuca* Ehrenberg. Weiß, der Mantelrand, die Epigen der Zentaken und Kiemen schwefelgelb, die um den Mund stehenden Zentaken undeutlich. Etwas drei Linien lang, der Mantel klein, die Körperform länglich, fast vierseitig, an beiden Enden stumpf, die Zentaken rundlich, stumpf, einfach gefurcht, die auf dem Rücken stehenden haben an ihrer Vorderseite die Augen. Es sind sieben griffelförmige Kiemen vorhanden, alle klein und ganz einfach; doch sind die vordern länger, sie treten am Grund in eine Röhre zusammen, welche den After einfaßt. Der Mund, rüsselförmig, steht vorn in der Mitte zwischen Mantel und Fuß vor. Im rothen Meere bei der Korallen. *Doris pallida* Leuckart (f. unten) kommt nach Ehrenberg ganz mit dieser Art überein, weicht aber durch die gekämmten Kiemen ab.

2) *D. erythraea* Ehrenberg. 1½ Zoll lang, blaß durchscheinend, gelblich, der Fuß, der Mantel und die Kiemen wenigstens gerandet, der Rücken mit mennigrothen Punkten besetzt. Zeichnet sich besonders durch ihre einfachen, blätterigen Kiemen aus, und ward ebenfalls im rothen Meere bei der Insel Sasefer zwischen Korallen gefunden.

B. Subgenus *Actinodoris*. 3) *D. sponsea* Zwei Zoll lang, glatt, oben schwarz, weiß und orangefarben gerandet, in der Mitte mit einer blauen Binde, unten der Fuß weiß, der Mantel schwarz, weiß und orangefarben gerandet, die letztere Farbe noch mit einer weißen Binde, Fühler und Kiemen safrangelb. Auf dem Rücken stehen in der Mitte drei schwarze, weiß eingefasste Bänder und zwischen den schwarzen noch zwei blaue. Zwei kegelförmige, orangefarbene Zentaken stehen vorn auf dem Rücken und zwei gleiche kleinere orangefarbene unter dem Mantel nahe am Munde. Der Bündel der kemlich einfachen Kiemen ist orangefarben und 9—13spaltig. Die einzelnen Käppchen derselben sind weiß gerandet und haben unter der Spitze ein einfaches oder doppeltes Nischen.



Der hintere Theil des Fußes ist verlängert zugespitzt und an den Seiten, mit Ausnahme des Randes, durch drei schwarze und ebenso viele weiße Linien bunt. Die Kiemen bilden an der Basis eine Kugel, welche den After umgibt. Diese Art könnte, wenn auch die Färbung etwas abweicht, doch wol Leuckart's ähnliche quadricolor sein, wenn nicht eben die Fühler und Kiemen entgegen ständen, vielleicht nur Schuld des Malers.

C. Subgenus *Pterodoris*. 4) *D. pieturata*. Einen halben Zoll lang, oben weiß, schwarz, gelb und zinnoberroth gezeichnet, unten graulich, die Tentakeln schräg roth gestreift, die Kiemen roth gesäumt. Der vordere Theil des Mantels ist glatt, der hintere am Rande gefürnt, oben weißlich, mit gelben und schwarzen röhrenförmigen Flecken schmal gerandet. Die Seiten des Fußes sind grau und gelb bunt. Der hintere Theil des Körpers oder Fußes läuft in eine härtere schwarze Spitze aus, die oben beiden Tentakeln und am Vordertheile angeschwollen, weißlich, dicht mit schrägen, spiralförmigen Linien bedeckt, sonst zinnoberfarben, mit dunklen Augen. An diesen Rückententakeln stehen zwei kreisrunde, kleine, graubraune Flecken. Der Mund ragt gleich einer Warze zwischen zwei kleinen, fast kugelförmigen, gelbpunktirten Tentakeln vor. Der Kiemenbüschel besteht aus neun Stück einfach gestielten, an der Basis den After ebenerförmig umgebenden Lappen, die einzelnen Fiedern sind roth und die Kiemen können ganz in den Mantel zurückgezogen werden. Ebenfalls aus dem rothen Meer, unter Steinen gefunden.

5) *D. brachyphylla*. Länglich, zolllang, an beiden Enden zugespitzt, glatt, oben gelblich, mit einer doppelten Reihe brauner Punkte, unten weiß, die oberen Tentakeln verlängert, etwas viereckig gefurcht, die an den Lippen stehenden, sowie die Kiemen, sehr kurz und weißlich. Der Mantel ragt wenig über den Fuß vor, die Kiemen sind etwas sechsseitig und umgeben den After. Ward ebenfalls bei Tor zwischen Korallen gefunden.

D. Subgenus *Dendrodoris*. a) Glatte Arten. 6) *D. lugubris*. Zwei Zoll lang, glatt, an beiden Enden zugespitzt, oben schwarzbraun mit ganz schmalen, weißem Saum, unten grau mit drüsenähnlichem Fuße, die Tentakeln cylindrisch, stumpf, graulich, die Kiemen drüsenlich. Die obere und untere Seite des Fußes ist drüsenlich, mit schwarzem Rande, welcher weiter weiß gesäumt ist. Der Mantel ist unten grau. Die vier Tentakeln sind grauschwarz, cylindrisch, die zwei oberen größern glatt, durchziehbar in ebenso viele Mantelöffnungen. Die kleineren Tentakeln an dem Munde sind schwärzlich. Der Kiemenfächer steht stark ab, ist durchaus drüsenlich, zehnpalzig, doppelt gestielt, an der Wurzel nicht röhrig, sondern vielmehr nach hinten offen, den röhrigen After einschließend. Ward im rothen Meer bei Surz häufig gefunden. Die Art, welche Leuckart unter dem Namen *Doris albolineata* beschrieben hat, trifft mit der gegenwärtigen ziemlich überein, weicht aber doch, wenn sonst die Beobachtungen richtig sind, namentlich in der Zahl der Kiemenlappen, so weit ab, daß man sie mit Gewißheit nicht dorthin ziehen kann.

7) *D. cupron*. Kupferroth, glatt, 1½ Zoll lang,

auf dem Rücken mit schwärzlichen, nach hinten dichter stehenden Nebelflecken, die Kiemen ausgebreitet, braun, zusammengezogen, schwärzlich, das ganze Thier unten bloß. In der Kube mißt diese Doris nur einen Zoll, dehnt sich aber beim Kriechen aus. Ihre Form ist länglich, an beiden Enden zugespitzt. Der Fuß wird von dem weiligen Mantel bedeckt. Der Rüssel ist kurz, gleichförmig. Die beiden oberen Tentakeln sind gegen die Spitze verdickt, schwarz, an der Spitze selbst weiß, an der Wurzel röhlich, rund. Der mittlere schwarze Theil der Tentakeln ist schräg gestielt, man zählt ansehnliche neun Riele, welche hinten zusammenfließen\*). Der Kiemenbüschel zeigt sieben doppelt gestielte Lappen, drei auf der rechten, vier auf der linken Seite, ist ebenfalls an der Basis nicht röhrig, sondern umgibt, wie bei voriger Art, doppelseitig den After, ausgebreitet liegen die Kiemen ziemlich offen. Die Geschlechtsöffnungen sind getrennt auf der rechten Seite des Körpers unter dem vordern Mantelrande. Ward im April bei der Insel Ermul, im Juni bei Masfau häufig unter Steinen gefunden.

b) Warzige oder raube Arten. 8) *D. granulata*. Vier Zoll lang, etwas lederartig körnig, oben graubraun, schwarz nebelartig, unten in der Mitte piegelartig nebelartig, mit weißen Körnern, die Kiemen umschließen den After und sind sechsseitig. Die Form dieses Thieres ist länglich, an beiden Enden zugespitzt, wenn es sich aber zusammengezogen hat, freisind halbkugelig. Von den vier Tentakeln sind die beiden oberen in die Mantelöffnungen durchziehbar, in der Mitte angeschwollen und gestielt, die Wurzel und Spitze weißlich, glatt. Die Lippententakeln sind fadenförmig, weiß und klein. Der Mund kann rüsselartig vorgestreckt werden. Die sechsseitigen Kiemen gleichen mit ihren Lappen einer Schreibfeder, sind aber doppelt gestielt und werden halb in die einzige runde, ganzrandige Mantelöffnung verborgen, bald wieder weit ausgebreitet. Im rothen Meer bei Masfau.

9) *D. ornata*. 1½ Zoll lang, länglich, der weißliche Rücken mit runden Warzen besetzt, die Farbe oben schwarz, unten röhlich, die oberen Tentakeln klein, angeschwollen, eiförmig, schräg gefurcht, fleischfarben. Die Warzen sind in der Mitte des Rückens größer, gegen den Rand kleiner, alle sind dick, kurz, rund, körnig, die Köpfe weißlich. Der Rücken ist schwarz, hinterst und Fuß schwarzbraun und röhlich, welches unter dem Mantel in das Orangefarbene zieht. Der Hinterleib, sowie der Mantel, hinten zugespitzt. Die oberen Tentakeln fleischroth, gleichsam zweigliederig, das untere Glied gleichsam eine Rückenwarze, das zweite eiförmig angeschwollen, aus einem kürzern, dünnen Stiele, die ganzen Fühler in die Mantelöffnung einziehbar, der eiförmige Theil dieser Tentakeln erscheint durch schräge Furchen und Riele gleichsam wie gebreht. Die Manteltentakeln sind deutlich, klein, kegelförmig, röhlich und liegen an beiden Seiten des Mundes neben den beiden Fußlappen. Die Geschlechts-

\*) Man vergleiche hiermit die oben gegebene Beschreibung von *Gravenhorst*, über den Bitterbau der Tentakeln.

öffnungen liegen zusammen an der rechten Seite unter dem vordern Mantelrande. Die Kiemen sind von mittlerer Größe, sechs- bis siebenstaltig, schwarz, buschig und schließen doppelseitig den After ein. Im Januar bei Tor in rothen Meere gefunden.

Der verwandtschaftlichen Einteilungen nach und auch wegen der Abkammerung der Arten können wir nun zunächst die neuen, von Leuckart aufgeführten folgen lassen, da indessen derselbe häufig sich auf Kapp's Monographie bezieht, und diese überhaupt als die vollständige Arbeit bis jetzt wenigstens erscheint, so lassen wir lieber diese vorausgehen.

A. Arten mit ovalem Mantel, welcher über den Fuß vorragt. 10) *D. verrucosa* Linn. (Cuvier, *Annales du Muséum*. Tom. IV. t. 73. f. 4—6, aber verfehrt gezeichnet und nach Kapp verhielien von *D. verrucosa pennana*. *British Zoology* IV. t. 21). Bläulichgrau, nach der Länge und Quere stark gewölbt, oben mit vielen runben, vorspringenden, glatten, ungleichen, in der Mitte des Rückens größern Warzen besetzt, die obern Tentakeln nicht zurückziehbar, sondern zwischen zwei fleischigen Blättern stehend. Cuvier hatte seine Exemplare von Isle de France, Kapp fand sie häufig bei Neapel. Etwa zwei Zoll lang; die 15—16 Kiemen in Gestalt gefiederter Blätter unten auf einer freisitzigen Scheibe ausliegend, in deren Mitte der röhrenförmige After steht.

11) *D. maculosa* Cuvier (a. d. S. 766). Der Körper ziemlich platt, mit kleinen, kurzen, süßbaren und sichtbaren Spigen besetzt, die Farbe tiefschwarz, mit schwärzlichen Flecken, der Kelch der Kiemen ungezähnt. Von Péron aus Neuholland mitgebracht.

12) *D. scabra* Cuvier (a. d. S. 466). Fast so platt als *D. sola*, doch um ein Drittel kleiner, die Haut rauh für das Gefühl, nicht für das Seht, die Kiemen seiner zerfälligen, vollkommener unter den Klappen ihres Kelchs verborgen, als bei der *D. sola*, die Kelchöffnung auch viel kleiner. Kam von Timor. Blainville glaubt, daß sie mit *D. sola* vereinigt werden müsse.

13) *D. pilosa* Müller (*Zoologie danica*, t. 85. f. 5—8). Der Körper eiförmig, gelb, oben mit haarförmigen, weißen Warzen bedeckt, welche von einem Mittelpunkt auf den vordern Drittheil des Körpers ausgehen, sich nach allen Seiten des Umfangs verbreiten, die Tentakeln in Gestalt zweier gelber Höder, vor denselben ein Paar schwarze Punkte, vielleicht die Augen. Im norwegischen Meer, auch an der Westküste Frankreichs.

14) *D. stellata* Hommes (Act. *Flores*. Tom. III. p. 298. No. 5. f. 4). Klein, nur einen Zoll lang, der Körper oben mit runden Höckerchen bedeckt, alsdarg, die Fühler laufen in ihrer obern Hälfte in eine Art runden, gelben Busch aus und können ganz in eine kurze Hälfte mit gefranzten Rändern eingezogen werden. Die Kiemen bilden einen gefranzten Stern und bestehen aus sieben Blättern. Findet sich an den Küsten von Island und an der westlichen Küste von Frankreich.

15) *D. tomentosa* Cuvier (a. d. S. 470).

Der Mantel geht weit über den Fuß hervor und die ganze Oberfläche ist wie mit Wolle bedeckt, die Kiemen stehen ganz in ihrem Kelch. — Obgleich Cuvier auf dieses Kennzeichen besondern Werth legt, so wäre es doch wol möglich, daß dieses zufällig wäde.

16) *D. argus* Bohnsch (Beschreibung minder bekannter Seebieber, t. 5. f. 4. 5. Kapp a. d. S. t. 26. f. 1 u. 2. *D. argo* Linn.). Dies ist das Thier, welches zur Errichtung der Gattung Veranlassung gab und dessen Namen Linné in den bedeutungslosen *Argo* verwandelte. Es findet sich diese Art häufig bei Neapel, und Bohnsch hat es im Allgemeinen gut beschrieben und abgebildet. Kapp gibt folgende Beschreibung. Der Mantel ist sehr breit, dreimal breiter als der Fuß, leberartig, auf der Oberfläche nur für das Gefühl rauh, am Rande mit unregelmäßigen, flachen Auswüchsen und durchscheinend. Die Oberfläche ist lebhaft roth, zuweilen dunkler, braunroth und weiß punktiert, die untere Fläche des Mantels und des Fußes sind orangefarben und der Mantel nach Innen, wo er an den Fuß stößt, dunkler punktiert, der Fuß ist hinten zugespitzt und gleichfalls orangefarben. Der Stern der Kiemen besteht meistens aus sechs Hauptästen und ist schwärzlich, der Kelch der Kiemen ist sechsteilig, die Spaltenklappe sind abgeklumpt, die Fühlerhöder (Tentakeln) sind schwarz und wie bei andern Arten dieser Gattung gebout. Die Länge des Thieres beträgt drei Zoll und darüber.

Kapp ist der Meinung, daß die Abbildung im Atlas des Diction. de sciences naturelles (dieselbe Blainville, *Malacologia* pl. 46. f. 9), als *D. argo*, nicht hierher gehören könne, ohne einen besondern Grund anzugeben. Wenn man bedenkt, wie gern die Franzosen in ihren Darstellungen naturhistorischer Gegenstände zugleich ein malerisch-bühnendes Bild zu liefern streben, ohne mitunter sehr auf Richtigkeit zu sehen, so wird man nicht mehr zweifeln, daß besagte Abbildung dieses Thier wirklich darstellen soll. Freilich erscheint es etwas zusammengesogen, vielleicht nach einem Vergrößerungsplan gezeichnet, und um doch den Charakter nicht sehen zu lassen, sind Kiemen und Fühler ausgehehlet; die ersten freilich nicht besonders deutlich, weil wol eben der Künstler die im Vergrößerungsplan zusammengeklumpten nicht recht zu entwicken vermochte.

17) *D. pseudo-argus* Kapp (a. d. S. 319. *Linnaea à plante*, *Diqueuare* Observations sur la physique par Rozier. Jul. 1799. pl. 2. f. 10. *D. argo* Pennant. *British zoology*. Tom. IV. f. 22). Alagrau, mit schmutzig-rothen Flecken, der Mantel besonders gegen den Anfang sa fagrinartig, wenig über den Leib vorragend, an beiden Enden stumpf, die Kiemen roth und gelb. Die Länge des Thieres steigt über fünf Zoll, die Breite ist 24 Zoll. Diese Art kommt bei Havre und an den englischen Küsten vor.

18) *D. marginata* (Montagu, *Transactions of the Linnaean society* VII. t. 7. f. 7). Aus dem Meerzügen in das Eiförmige übergehend, weiß, mit vörsichrothen Punkten, in der Mitte die Stirn mit vier Spigen, der Mantelsaum weiß, nur  $\frac{1}{2}$  Zoll lang.



Kapp bemerkt bei dieser Art, daß er nicht zu entscheiden wage, ob *D. levis* Müller (Zoologica danica. t. 47. f. 3—5) hierher gehöre oder spezifisch verschieden sei. Bei *D. levis* ist der Körper milchfarben, mit kleinen, weißlichen, mehr sichtbar als fühlbaren Punkten bestreut, die Tentakeln gehen über den Körperrand hinaus; nach Müller ist der vordere Mantelrand lappig, und es sind acht Kiemenblätter vorhanden, Cuvier aber zählt neun der letzten. Das Exemplar, wovon Müller die Abbildung erhielt, ward bei Island gefunden, Cuvier erhielt die seinigen von Haare.

19) *D. Lenehii* Blainville (Nouv. Bollet. de la soc. phil. Avril. 1816. Diction. de sciences naturelles XIII. p. 430). Der Körper ist nach Länge und Breite stark gewölbt, nicht sehr lang und mit einer großen Menge keulenförmiger Höcker besetzt, welche nach vorn in den Seiten und besonders gegen die Kiemen hin länger, nach hinten sehr kurz sind. Die Tentakeln sind zusammengebrückt, gleichsam wie gegliedert und in eine Höhle zurückziehbar. Die Kiemen bestehen aus 16 Blättern, der Vordern steht in der Mitte eines großen, vorspringenden Zapfens, der zwischen dem Fuß und einer Art hufeisenförmigen Mundsegels unter dem vordern Mantelrande liegt. Diese Art, einen Zoll lang, soll sich noch öfters häufig an den schottischen Küsten finden. Blainville glaubt, daß sie von *D. muricata* Müller's vielleicht wenig verschieden sei.

20) *D. muricata* Müller (Zoolog. danica t. 85. f. 2—4). Der Körper eiförmig, sehr gewölbt, der Gestalt nach dem der *Doris pilosa* ähnlich, ganz mit großen dichtstehenden, braungelben Warzen bedeckt, welche eine weißliche Spitze haben; die Tentakeln sind mit diesem Warzen gleich groß, Hüfte und Kopf sind gleich mit blassem Rande. Sars hat in seinem Werke: Vidraa til Sidsjrens Naturhistorie af R. Sars, Cand. Theol. Første Hæfte, med sex illuinerede Stentrykster (Bergen 1829), ebenfalls eine *Doris muricata* beschrieben und t. 2 f. 7, 8 abgebildet, ist aber nicht sicher, ob sein Thier wirklich das Müller'sche ist, da Müller das seinige nach einem Weingesseremplate beschrieb und abbildete, nichts über Kiemen und After sagt und die Kiemen als kurz beschreibt. Sars' Thier ist einen Zoll lang, 4 breit, an beiden Enden zugespitzt, oben etwas gewölbt, unten flach. Der Mantel ist oben ganz mit großen runden und sehr vorstehenden Knoten besetzt, unter ihnen man einige kleinere findet. Die oberen Tentakeln sitzen ziemlich weit vorn am Kopf in zwei Öffnungen, in welche sie ganz eingezogen werden können. Sie sind ziemlich lang, cylindrisch, dünn, in der Mitte ein wenig dicker als an beiden Enden, die Zusammenziehung aus Blättern ergibt sie als geringelt. Der After sitzt ziemlich weit hinten auf dem Rücken, ist kreisförmig und von 10 kleinen länglichen und dünnen Kiemen umgeben. Der Mantel ragt ziemlich über den Fuß vor, an seiner rechten Seite liegt die Öffnung für die Geschlechtsöffnung, aus welcher von Zeit zu Zeit eine weiße legerförmige Ruthe hervortritt. An jeder Seite des Mundes sitzt ein kurzer, breiter und fächerförmiger Tentakel. Der Mantel ist oben braunlich, unten, sowie die Knoten

und die Kiemen, hellgelb. Der Kopf, die unteren Tentakeln und der Fuß sind mehr gelb. Dieses Thier sieht man nicht selten auf größten Tangarten herumkrichen.

21) *D. nodosa* (Montagu, Transactions of the Linnean society IV. t. 7. f. 2). Diese Art ist nur einen halben Zoll lang, der Körper oben gewölbt, an jeder Seite des Rückens mit vier gleichweit von einander stehenden Warzen besetzt, die Tentakeln kurz, ihre Spitze wie durchblättert in eine Öffnung, in ihre Wurzel zurückziehbar. Die Farbe weiß, oben hellbraun, neun oder zehn Kiemen. Findet sich an der Südküste von Devonshire.

22) *D. limbata* Cuvier (l. c. pl. 74. f. 3). Der Mantel braunschwarz marmorirt, ringsherum schmal hellgelb gerandet. Die Kiemen stellen ein großes handförmiges Blatt dar, dessen einzelne Blätter in drei Lappen geschnitten sind, welche an den Seiten des Hauptschaftes wie der Bart einer Feder sitzen. Diese Kiemen sind schwarz, aber die Spitzen aller Blättchen weiß. Die oberen Tentakeln sind folbig, die Ruthe oben wie bei den andern Arten, aus über einander liegenden Blättchen zusammengefaßt, sie sind schwarz und haben eine kleine, weiße Spitze (welche in der Abbildung als ein rundes Knöpfchen erscheint). Die ganze untere Körperseite ist schwarz, nur der Fuß und der Mantel sind hell gelb gesäumt. Im Weingesser ist sich das Thier stark zusammen und wird weißlich. Es kriecht sehr langsam und bewegt dabei die Mantelränder wellig, wie unsere nordten Schnecken den Fuß. Manchmal schlägt es auch die letzten nach dem Rücken in die Höhe. Cuvier fand es bei Marseille. Es ist etwas über 1 1/2 Zoll lang. Risso (Journal de physique) beschreibt *Doris limbata* als grünlich, mit kleinen unregelmäßigen schwarzen Strichen und breitem gelbem Saume. Es fragt sich, ob seine Art dieselbe ist wie Cuvier's, da obendies seinen Bestimmungen nicht sehr zu trauen ist.

23) *D. nigricans* Otto (Nova acta Leopoldina XI. t. 38. f. 1). Sie ist länglich mit gewölbt, schwarzem Rücken, abgesehen vom weissen Mantelsaume und sechs Kiemen um den After, einen Zoll lang, bei Riga gefunden.

24) *D. lugubris* Gravenhorst (Terrestria p. 13). Den beiden vorhergehenden Arten ähnlich, aber nach des Entdeckers Meinung wol eigene Art. Sammtschwarz, oben mit sehr feinen Querrainen, der Mantelrand mit einem gelben, weißen, schmalen, gleichbreiten, aber scharf begrenzten Saume, die oberen Tentakeln mit einem gelbweißen Knopf. Die Kiemen sind sechsstrahlig, jeder Strahl hat an jeder Seite vier bis sechs linienförmige, aber kürzere Anhängel, welche an den Seiten mit Spizen besetzt sind. Wenn die Kiemen sich zusammenziehen, so gleichen sie sechs tief eingekerbten Lappen. Sie können aber auch ganz eingezogen werden. Die obersten Spizen sind zum Theil weißlich. Der Fuß ist viel schmaler als der Mantel, die Größe und die Gestalt sind wie bei *Doris luteo-rosea*, das Thier nimmt aber durch Krümmen, Ausdehnen und Zusammenziehen des Körpers die mannichfaltigsten Formen an. In der See kriecht es an Ziel-

nen herum, zieht sich aber beim Herausnehmen in einen unformlichen Klumpen zusammen.

25) *D. solea* Cuvier (l. c. t. 74. f. 1, 2). Dies ist diejenige Art, von welcher oben die Anatomie gegeben wurde. Sie kann, so zu sagen, als Typus der flachen Arten betrachtet werden. Ihr Körper ist lang, hinten und vorn zugerundet, und ihre Haut gleicht in Consistenz und Körnung Leder; man bemerkt auf derselben sehr breite, aber vorspringende Erhöhungen und schwache Runzeln. Die unteren Tentakeln sind einfach spitzig, der Kiemenstern besteht aus sechs Kiemen und sitzt in einer Art Kelch, der fünf vorspringende Spigen hat. Das Thier ist drei Zoll sechs Linien lang, zwei Zoll breit, der Fuß hat nicht einmal ein Drittel der Körperlänge. Kam von Isle de France.

26) *D. fusca* Müller (Zoolog. danica. t. 47. f. 6—8). Der Körper flach, an beiden Enden stumpf, glatt, eiförmig, der Mantel oben bläulichbraun mit aschgrauen und gelben Punkten, die Sohle ist weiß, die Tentakeln braun, gleichsam gegliedert, die Kiemen federförmig schwefelgelb und wie die Tentakeln zurückziehbar. Lebt in den norwegischen Meeren. Graenhorst bemerkt hierzu, daß Müller Linne's Doris bilamellata mit Unrecht mit fusca vereinigt habe, daß die letztere vielmehr ein eigenes Thier sei, welches er bei Triest gefunden und daß Linne's Beschreibung ganz genau die von ihm gesunkene Art passe, keinesweges aber Müller's Abbildung und noch weniger Gmelin's Beschreibung in der 13. Ausgabe des Natursystems. Demnach lassen wir folgen

27) *D. bilamellata* (Fauna suecica No. 2094. Graenhorst, Tergestina p. 10). Graenhorst sagt von ihr Folgendes: In ihrer größten Ausdehnung war sie ungefähr vier Linien lang und nur halb so breit, schmutzig-weißlich, mit sehr feinen, nur bei guter Vergrößerung sichtbaren dunklern Punkten wie durchspritzt, von denen der Beobachter nicht ermitteln konnte, ob es vielleicht kleine warzenartige Erhöhungen waren. Der Mantel war viel breiter als der Fuß, auf dem Rücken gewölbt, nach den Seiten zu flach ausgebeugt, an jeder Seite des Rückens drei kleine weiße Barzen hinter einander, welche, wie es schien, etwas eingezogen und vorgezogen werden konnten. Die Kiemen schiffartig, um den After jeder Strahl aus fünf bis sechs Rappen bestehend, die wieder kleine Seitenanhänge hatten. Der Fuß zeigte sich als zwei hohe Rängsinie, welche vorn und hinten zusammenhängen und sich so bewegen konnten, daß sie entweder nach Unten geneigt wurden und sich dann mit den Rändern saß berührten, oder daß sie sich seitwärts ausbreiteten und dann beim Kriechen den flachen Fuß bildeten. Das Thier froh häufig an der Oberfläche des Wassers oder schwamm, richtiger gesagt, mit dem Fuße nach Oben gerichtet. Der Fuß war nur an einer schmalen Rängsinie mit dem Oberkörper verwachsen, aber der vordere Theil desselben, ungefähr ein Sechstel der ganzen Länge, ragte frei, ohne mit dem Mantel verwachsen zu sein, als der eigentliche Kopf des Thieres hervor, der sich für sich nach allen Richtungen bewegen konnte. Die Kopffühler waren kürzer, dünner und spitziger als die

Rückenföhler, und ganz glatt, reichten auch in ihrer größten Ausdehnung nicht über den Mantelrand hinaus, zogen sich sehr empfindlich und zogen sich, bei der leisesten Berührung, oft auch ohne dieselbe, schnell ein, traten aber bald wieder hervor. Von vorn betrachtet erschien der Kopf dreieckig mit einem Querspalz, welcher der Mund war. In der Mitte des Thieres, an der Unterseite, schien ein dunkles rundes Organ oder Eingeweide durch, welches, je nachdem das Thier sich mehr ausdehnte oder zusammenzog, länger oder kürzer wurde. Auch ein Paar äußerliche Eingeweideröhren, wahrscheinlich Filarien, fand Graenhorst an dieser Art, von welcher er übrigens noch bemerkt, daß mit derselben, wenn sich Föhler und Kiemen eingezogen und der Mantel mehr in die Breite ausgebeugt hat, Doris obvelata Müller's ziemlich übereinstimme, nur sei letztere größer.

28) *D. Forsteri* Blainville (Hist. de la science. natur. XIII. p. 432). Diese Art schien Blainville viele Ähnlichkeit mit Doris fusca zu haben, hinsichtlich der Größe des Mantelumfangs, der über den eigentlichen Körper und Fuß wegricht. Die Haut scheint glatt zu sein nur auf dem eigentlichen Rücken etwas runzelig. Die röthliche Farbe ist auf dem Körper mit unregelmäßigen schwarzen und braunen Flecken besetzt, auf den Mantelrändern und an der untern Seite mit gelben. Die Kiemen vor dem hinteren Drittheile desselben bilden ziemlich auseinanderstehende Büschel. Die Beschreibung ist nur nach einer Zeichnung Forster's nach dem lebenden Thier aus dem atlantischen Ocean gefertigt gemacht. Vielleicht, meint Blainville, sei sie eins mit Doris scabra.

29) *D. obvelata* Müller (Zoolog. danica. t. 47. f. 1, 2). Der Körper länglich, etwas durchscheinend, weiß, unten glatt, oben mit gewölbten ungleichen Punkten und kleinen gelblichen Barzen bedekt. Die Tentakeln sind einfach, sehr kurz, und treten aus zwei gelben Punkten hervor. Die Kiemen (ihre Gestalt ist unbekannt) treten aus einer Öffnung hervor, welche mit sternförmigen Spigen umgeben ist. In den nördlichen Meeren heimisch.

30) *D. grandiflora* Rapp (Acta Leopoldina I. o. p. 520. t. 27. f. 3). Eben braun mit schwarzen Flecken, der Rand des Mantels sehr breit, dünn und wellenförmig mit dunkeln Linien, welche vordrängt gegen den Rand laufen, auf der untern Fläche des Mantels und an den Seiten des Thieres stehen dunkelbraune Punkte. Die dunkelbraunen obern Föhler sind an der Spitze weiß, die ganze Oberfläche des Thieres ist glatt. Der Fuß ist hinten zugespitzt und ragt da oft unter dem Mantel hervor, übrigens ist er viel schmaler als der Mantel. Der Kelch, in welchen die Kiemen zurückgezogen werden können, zeigt keine deutlichen Einkünfte. Die Länge des Thieres beträgt über 3½ Zoll. Es ward von Rapp in dem Meere bei Neapel gefunden und bemerkt derselbe dabei, daß er bei keiner Art so große Kiemen gesehen habe, daß aber die Zahl der Äste derselben nicht als spezifisches Kennzeichen benutzt werden könne, da sie bei verschiedenen Individuen zu sehr wechsle.

31) *D. tuberculata* Cuvier (l. c. t. 34. f. 5. Rapp l. c. t. 24. f. 4, 5). Cuvier beschrieb diese Art nur nach Weingartenemplaren, wie geben daher lieber die Beschreibung von Rapp. Nach ihm zeigt die obere Seite des Mantels auf einem hellen Grunde braune Flecken, die nicht mit einander zusammenhängen, auf der unteren Seite sind dieselben viel dunkler und kleiner, wie bei *Doris argus*. Die obere Seite des Mantels ist chagrinirt, der Keich der hellbraunen Kiemen ohne Einschnitte. Der Fuß ist hinten abgerundet und mit schwarzbraunen Punkten besetzt, seine Breite beträgt über ein Drittel von der Breite des Mantels, dessen untere Seite dieselbe Zeichnung trägt wie der Fuß (in der Abbildung erscheinen aber die Flecken bedeutend vereinzelt und größer als auf der Fußfläche). Die Ringe des Abiers 2—2½ Zoll. Von Rapp häufig bei Neapel gefunden; Cuvier erhielt seine Exemplare von der Insel Sic, an der Westküste Granitfels.

32) *D. luteo-rosea* Rapp (l. c. t. 26. f. 6, 7). Der Mantel, die Kiemen und Fühlborsten sind roth, der Saum des Mantels ist gelb, und die ganze Oberfläche desselben mit gelben Flecken besetzt. Das Abier ist blutdurchsichtig, sofarb auf der unteren Seite, welche ungespitzt ist, die Eingeweide durchscheinen. Die ganze Oberfläche ist glatt, der Fuß schmal, hinten zugespitzt, der Keich der Kiemen ganzrandig. Die Länge des Abiers beträgt nur einen Zoll, Rapp fand dasselbe bei Neapel. Gravenhorst beschreibt diese Art auch (Tergestina p. 13), doch etwas abweichend; nach ihm ist das Abier pfirsichblutroth mit citronengelben Flecken und Mantelrand. Diese Flecken und der Mantelrand sind da, wo sie mit der Körperfarbe zusammenstossen, schmal weiß gesäumt. Die oberen Tentakeln sind dunkelrothbraun. Die Kiemen bestehen aus sechs Strahlen, welche an den Seiten mit tiefen Kerben versehen sind, wodurch sie ein doppelt kommförmiges Ansehen bekommen; ob sie sich auch stiel entwickeln können, ward nicht bemerkt. Der Fuß ist viel schmaler, wie der Mantel, und kann sich nach Unten von beiden Seiten so umschlagen, daß die Ränder sich berühren. Die Abiere zeigen sich in ihren Bewegungen besonders träge, und Gravenhorst's Exemplare waren nicht länger als fünf Linien.

33) *D. seigera* Rapp (l. c. t. 26. f. 8). Sie macht in ihrer Körperform den Uebergang zu den prismatischen Arten. Die obere Seite des Mantels ist braun und schmutzweiß marmorirt und mit gerüßter lebenden weißen Borsten besetzt, die an ihrem freien Ende in ein Körschen verästelt sind. Der Rand des Mantels ist wellenförmig und mit Linien geschnitten, wie bei *Doris grandiflora*, auch wie bei dieser, ohne Einsenkung. Der Keich der Kiemen zeigt einige flache Ausschnitte. Die dunkelbraunen oberen Tentakeln sind an der Spitze weiß. Der Fuß ist wie der Mantel marmorirt, und nur um weniges schmaler als dieser. Das Abier wird auf 2½ Zoll lang. Rapp erhielt es aber nur ein einziges Mal von einem neapolitanischen Fischer.

B. Arten, bei welchen der Leib prismatisch, der Mantel drinab so schmal als der Fuß ist. 34) *D. lacera* X. Gerv. d. M. u. K. Erds Section. XXVII.

*Cuvier* (l. c. t. 73. f. 1). Mit Bezeichnung auf die Beschreibung können wir auf das oben bereits Gefagte verweisen, und bemerken nur, daß die Art von Lamar kam.

35) *D. atromarginata* Cuv. (l. c. t. 74. f. 6). Der Körper läuft hinten in eine scharfe Spitze aus und ist weißlich, mit einer schmalen, schönen, schwarzen Linie an der Kante, welche den Rücken von der Seite trennt.

36) *D. pustulosa* Cuv. (l. c.). Der Körper prismatisch, hinten zugespitzt, weißlich, mit großen, wenig erhabenen Warzen besetzt, welche in der Mitte einen vertieften Punkt haben.

37) *D. pallens* Rapp (l. c. t. 27. f. 8). Der Mantel weiß mit gelbem Saum und gelben Punkten, hinten zugespitzt. Die oberen Tentakeln und Kiemen roth. Der Körper durchscheinend und die ganze Oberfläche glatt. Eine der kleinsten Arten, indem ihre ganze Länge nur acht Linien beträgt. Bei Neapel gefunden.

38) *D. gracilis* Rapp (l. c. t. 27. f. 8). Der Mantel, der Fuß, die Tentakeln, die Kiemen dunkelblau, der Mantel mit einem schmalen gelben Streifen gefasst, auf dem Rücken verlaufen nach der Länge einige weiße Linien. Die ganze Oberfläche des Abiers ist glatt, der Fuß hinten zugespitzt. Die Größe ungefähr wie bei voriger Art. Die sechs bis acht Blätter, aus denen die Kiemen bestehen, sind bei der vorigen und bei dieser Art nur einfach gesiebert. Wir kommen nun zu denjenigen Arten, welche Endart in Rüppell's Atlas beschrieben hat.

39) *D. anguinea* (Rüpp. Atlas XXVIII. t. 8. f. 1). Der Körper blutroth, der Mantel weißgelblich, der Rücken gewölbt, an beiden Seiten eine Rinne, welche aus zahlreichen, weißen, kurzen Quertlinien besteht. Die Kiemen sechsästig, weißlich, rosenfarben. Fand sich im März bei Tor zwischen Korallen. Die Farbe ist nicht eigentlich rein blutroth, sondern zieht mehr aus dem Blauen in dieses, der vordere Mantelrand ist ohne Saum. Die Tentakeln sind schwachlich mit weißlichen Blättchen, die Kiemen streben aus einander, sind sehr ästig, die Ästchen zusammenfassbar. An der linken Seite steht nahe am Auser eine kleine warzenähnliche Erhöhung. Die Länge kaum über sechs Zoll.

40) *D. fumata* (Rüpp. Atlas XXIX. t. 8. f. 2). Der Körper rauhfarbig, in der Mitte dunkler, mit acht gesieberten Kiemen. Ward im Meerbullen von Suez und bei Tor gefunden. Die Tentakeln und Kiemen sind von der Farbe des Mittelrücken, nämlich schwarzgrau. Der Mantel ist breiter als der Fuß. Die Kiemen geschnitten oder kommförmig, sind zurückziehbar. Die Länge ist 14—20 Zoll.

41) *D. albolimbata* (Rüpp. Atlas XXX. t. 8. f. 3. a. b.). Purpurschwarz, der Mantel, der Fuß und die Kiemen weiß gerandet; die acht gesieberten Kiemen sind zusammenge wachsen und gesiebert. Ward bei Suez gefunden. Der Mantel ist viel breiter als der Fuß, es sind jedes Mal vier Kiemenblätter zusammen gewachsen. Wahrscheinlich ist dieses dieselbe Art, welche in dem großen Werke: Description de l'Egypte t. 1. f. 1 unter dem Namen *Doris sonara* vorkommt, wie Endart selbst vermuthet.

42) *D. punctata* (Rüpp. Atlas XXX. t. 9. f. 1. — *Doria tigrina*, Savigny, Description de l'Egypte. t. 1. f. 3. a. o.). Grau, der Rücken gewölbt, weiß und schwarz punktiert, die acht schwärzlichen Kiemen gesiedert. Ebenfalls im Meerbusen von Suex. Die schwarzen, rundlichen Punkte herrschen auf der Mitte des Rückens vor. Der Mantel geht nur wenig über den Fuß vor, der After bildet eine ausstreckbare Röhre, die Kiemen sind zurückziehbar, die Länge beträgt 1 1/2 Zoll.

43) *D. quadricolor* (Rüpp. Atlas XXXI. t. 9. f. 2.). Integblau, der Rücken und die Körperseiten blaustreifig, der Mantel- und der Fußrand citronengelb und weißpunkt, die Tentakeln und die 12 Kiemen citronengelb. Band sich ebenfalls im rothen Meere bei Tor. Der Mantel geht wenig über den Fuß vor. Der Rücken ist wenig gewölbt. Auf demselben stehen vier himmelblaue Längstreifen, zwei andere in den Seiten; der äußere Rand ist citronengelb, breit, der innere schmäler, weiß, der Fuß ist bräunlich, und die Länge beträgt 2 1/2 Linien.

44) *D. obsoleta* (Rüpp. Atlas XXXI. t. 9. f. 3.). Schwarz milchfarben, auf dem Rücken mit blauen, ozeangehen Adern, die Mantelränder orangefarb und schwarzblau, die 12 Kiemen gesiedert. Selten bei Tor im rothen Meere. Der äußere Rand breiter, orangefarben, der Mantel etwas über den Fuß vortretend, die Länge 2 1/2 Zoll. Rüppel bemerkt noch, daß er eine kleine, orangefarbene, in der Mitte eingebrückte, schwarz eingelagerte Warze an der vordern Seite des linken Tentakels bemerkt habe.

45) *D. tinctoria* (Rüpp. Atlas XXXII. t. 9. f. 4.). Milchfarben, der Mantelrand schwefelgelb gesäumt, auf dem Rücken blaufarbene Adern und Punkte, ungefähr 19 gesiederte Kiemen. Im rothen Meere bei Tor im März gefunden. Der Mantel geht nur etwas über den Fuß vor, der hintere Theil des letztern ist blaufarben gesiedert. Die Kiemen sind zurückziehbar. Diese Art bekam ihren Namen davon, daß sie zum zehnten Male mit Weingeist übergossen, diesen noch immer schwarzbraun färbte. Die Länge zwei Zoll.

46) *D. pulchella* (Rüpp. Atlas XXXII. t. 9. f. 5.). Der Körper weißgelblich, der Rücken und die Seiten walgig, die Warzen orangefarben, die oberen Tentakeln, sowie der hintere Theil des Mantels und des Fußes, violett gerandet, Kiemen ungefähr 25, welche gesiedert sind. Ward bei Tor im April gefunden. Die Warzen sind nur klein, die Kiemen zurückziehbar, der Mantel geht wenig über den Fuß, die Länge beträgt 3 1/2 Zoll.

47) *D. pallida* (Rüpp. Atlas XXXIII. t. 10. f. 1.). Opalfarben, der Rücken mit milchfarbenen Binden, die Kiemen, der Mantel und der Fußrand schwefelgelb gerandet. Ebenfalls bei Tor. Die acht Kiemen gesiedert, die Länge des ganzen Thiers einen Zoll neun Linien.

48) *D. impudica* (Rüpp. Atlas XXXIII. t. 10. f. 2. a. b. c.). Schwarz milchfarben, die Tentakeln orangefarben, ebenso Flecken und Augen auf dem Rücken, die Kiemen und der Rand des Fußes, der Rücken höher. Ward im April bei Tor gefunden, und ist 2 1/2 Zoll

lang. Sie weicht dadurch von andern Arten ab, daß der Mantel fehlt, indem er bloß durch eine Furche über den Mund angedeutet ist, und daß die weiß gesiederten Kiemen gegen die Mitte des Rückens heraufgerichtet sind.

49) *D. infucata* (Rüpp. Atlas XXXIV. t. 10. f. 3.). Gelbbirn, oben stellenweise körnig, mit braunen und schwärzlichen Flecken und Punkten überall marmoriert. Die Tentakeln und die weiß gesiederten Kiemen sind röhricht. Im April bei Tor gefunden. 15 Linien lang, der Rücken stark gewölbt, der Mantel etwas über den Fuß hinausragend. Ist wahrscheinlich eins mit *D. variegata Ferussac*. Savigny, Description de l'Egypt. I. Mollus. I. f. 7.

50) *D. sordida* (Rüpp. Atlas XXXIV. D. concentrica Ferussac und Savigny, Description de l'Egypte I. Mollus. I. f. 5.). Der Rücken überall höckerig, die Farbe kastanienbraun, die Höcker deller, die sechs Kiemen äßig. Band sich im rothen Meere bei Masina. Eigentlich dunkelbraun und nur die Höcker kastanienbraun, die Kiemen zurückziehbar, schwarzbraun mit hellem Rändern, der Rücken gewölbt, der Mantel weit über den Fuß hinausreichend, die Länge drei Zoll. Soll nach Leuckart's Angabe durchaus von Cuvier's tuberculosa und verrucosa abweichen. Eine vielleicht hierher gehörige Art hat Leuckart in seinem andern Werke, *Breves Animalium quorundam Descriptions* p. 16, beschrieben. Er nennt sie dort *Doria flavipes*. Ihr Rücken ist gewölbt, überall auch in den Seiten höckerig, die Höcker von verschiedener Größe, der Fuß ist groß, die Farbe oben graubraun, mit braunen, unregelmäßigen, zerstreuten Flecken, unten gelb, fleckenlos, die acht Kiemen sind äßig. Sie fand sich im Mittelmeere zwischen Syrien sehr häufig, war bis drei Zoll lang und zwei Zoll breit, ihr Penis soll ungeheuer groß sein. Leuckart bemerkt dazu, daß sie sehr mit Cuvier's *Doria tuberculosa* übereinstimme, auch mit der in der Beschreibung von Ägypten, t. 1. f. 4; abgebildeten Art, aber durch den größeren Fuß und dadurch, daß sie unten ungefleckt sei, abweiche.

51) *D. venulosa Leuckart* (in letztgenannter Schrift S. 15). Der Körper glatt, der Rücken etwas gewölbt, bläulichgrau, mit rothen, unregelmäßigen, netzförmigen Adern, der Mantel tritt etwas über die Seiten hervor, ist unten rosenfarben, der äußere Rand citronengelb, der innere blau eingelagert, unten ist die Farbe schmutzig weiß. Sie fand sich in mittelländischen Meere bei Gatte, ist einen Zoll lang und so durchscheinend, daß man die Eingeweide hindurch sieht, die fleischfarbenen Kiemen sind kaum sichtbar.

52) *D. villafraanca Risso* (Mng. conch. No. 27, auch hist. nat. de l'Eur. merid.). Der Körper in die Länge gezogen, blaugrün, mit goldenen Längslinien, die neun Kiemen gefranzt, die Länge 20 Millimetres, der Körper etwas cylindrisch, gewölbt, der Mantel blaugrün, orangefarben, gerandet, mit drei doppelten, bogigen, ungleichen Linien, welche nach dem Alter zu anastomosiren, die Tentakeln blau, der Körper unten nebst dem hinteren

angespizten Fuße blaugrau, findet sich im März und August auf Ulees bei Misa.

53) *D. purpurea Risso* (et Laurillard, Magna, conchyl. No. 17). Der Körper in die Länge gezogen, etwas gewölbt, durchscheinend, an der Seite mit einer orangefarbenen Linie eingefaßt, hinter welcher nach Innen blaue Punkte stehen, die 16 Kiemen sind purpurfarben, weiß punktiert. Die Länge ist 16 Centimetres, die Breite 15 Millimetres. Auf dem Körper stehen hakenförmige und verloschene, purpurfarbene Flecken, die Tentakeln sind purpurfarben, in die Quere gestreift. Die Kiemen stehen in einer doppelten Spirallinie, sie sind zugespitzt, hell purpurfarben, mit weißer Spitze. Der Fuß ist weißlich, durchscheinend, hinten zugespitzt, am hinteren Rand orangefarben. Findet sich im Juni bei Darso de Villafraanca. Auch in einzelnen brieflichen Mittheilungen, welche von Hasselt und Kupf von ihren Entdeckungen gemacht haben, finden sich mehr Dorisarten beschrieben, nämlich folgende:

54) *D. oospitosa Ferussac* (Bull. III, 238). Sie gehört zur ersten Cuvier'schen Section. Der Körper ist groß, der Mantel breit, überall mit silbernen (plagus aut oospitibus) bedeckt, welche nach dem Rande zu in kleine Kreise reihenweise vertheilt sind; sie sind auf dem mittleren Körper breiter, groß und bilden an der mittleren Rückenlinie eine andere schmalere. Die Farbe des Thieres ist silberfarben, die Tentakeln sind kurz und reichen, auch wenn sie ausgebreitet sind, kaum über die Öffnung heraus; sie sind an der Spitze verbiegt und es stehen zwei an den Seiten des Mundes. Die sechs Kiemenstämme sind äßig, die Länge des Thieres beträgt drei Zoll zehn Linien, die Breite zwei Zoll sechs Linien. Diese Art ist in Java ziemlich gemein, ihre Eier liegen in einem orangefarbenen Schleime, der sie mit einander verbindet.

55) *D. javanica Hasselt* (Bull. III, 238). Gehört ebenfalls zur ersten Cuvier'schen Section. Der Körper ist eiförmig, der Rand eben, weiß, oben braun, schwarz und aschgrau marmorirt und gestreift, unten weißlichbraun gestreift, besonders nach unten zu und um den Fuß herum. Der Rand ist gelb eingefaßt, der Rücken erscheint durch kleine Höckerchen runzelig, die sechs Kiemen sind äßig, die Länge beträgt über drei Zoll, die Breite über zwei. In Java gemein.

56) *D. radiata Hasselt* (Bull. III, 238). Zur ersten Section gehörig. Der Körper fast freistund, oben etwas gewölbt, etwas runzelig, bräunlichschwarz, weiß gestreift, punktiert und gestreift, mit drei großen, in einer Längsreihe, zwischen den Tentakeln und Kiemen stehenden Flecken, außerdem stehen weiße und schwarze Punkte untermischt auf dem ganzen Körper zerstreut, die weißen haben in der Mitte einen schwarzen Punkt, der Rand ist mit weißen, äßigen Streifen besetzt; an den sechs Kiemen sind die Stämme und größten Äste weiß, die Ästen schwarz, der Mittelrücken ist schwarz, mit einem weichen, schmalen Reth überzogen, der Mantelrand hat hinten einen Einschnitt. Die Länge 2½ Zoll, die Breite einen Zoll sieben Linien, ebenfalls in Java einheimisch, aber selten.

57) *D. punctulata Hasselt* (Bull. III, 239). Sie gehört zur zweiten Section Cuvier's und ist klein, von zarter Textur, weiß, mit sehr kleinen, sparsam stehenden, erhabenen Punkten, die Spitzen der Tentakeln und der Kiemen sind schwarz, der Mantel ist kaum etwas länger als der Fuß. Die sechs Kiemen sind blättrig, an der Spitze gespalten, die Ränder derselben gezähnt. Diese Art ist nur 7½ Linien lang, im Mantel bis zum hinteren Ende des Fußes 8½ Linie. Das Vaterland ist Java, wo sie indessen selten ist.

58) *D. sinuata Hasselt* (Bull. III, 239). Zur zweiten Section Cuvier's. Der Mantelrand ist bucklig, mit sechs oder sieben Bogen, der Rücken ist in der Mitte gekielt, der Kiel dreispitzig, mit stumpfen Spigen, von denen die hintere größer ist und die Kiemen von vorn bedeckt, der Fuß ist länger als der Mantel und stumpf. Die zwei Tentakeln sind ziemlich lang und durchbohren den Mantel beim zweiten Bogen. Die Farbe des Thieres ist grün und blau punktiert, unten weiß, jedem Mantelbogen steht ein blaues Auge gegenüber. Die Länge ist bis zum Fußende 8½ Linie. In Java zu Hause.

59) *D. alba Hasselt* (Bull. III, 238). Ebenfalls zur zweiten Section gehörig, klein, von zarter Textur und reinweißer Farbe, der Mantel aber und der Kopf sind orangefarben gerandet, der Fuß ist länger als der Mantel und hinten spitzig. Die 10 Kiemen sind blättrig, einfach, an einer Seite orangefarben gerandet. Die zwei Tentakeln sind kurz, orangefarben, und treten ausgebreitet länger als der Mantelrand vor. Die ganze Länge des Thieres ist nur neun Linien. Sie ist in Java selten.

60) *D. lineolata Hasselt* (Bull. III, 238). Der Körper verlängert, schmal, hinten spitzig, der Kopf zugrundet, die Farbe besteht aus Schwarz und Weiß in ganz schmalen Linien, der Rand des Mantels sowohl als des Fußes orangefarben, die Stämme der vielen Kiemen sind einfach gestreift. Die Länge bis an den hinteren Fußtheil beträgt einen Zoll. Sie gehört zur zweiten Section und ist in Java ziemlich gemein.

Wir gehen in der Aufzählung der Arten nicht weiter und wollen nur noch einige namhaft machen, ohne jedoch behaupten zu wollen, ob sie nicht vielleicht unter den oben genannten schon mit begiffen sind, denn es fehlt noch zu sehr an genauer Bestimmung über die Arten selbst. Noch hat man diese nicht vom Ei an beobachtet, und kennt daher nicht die Veränderungen, die sie mit dem Wachsthum erleiden. Wir setzen ja solche Veränderungen mehr oder weniger auch bei unsern Landthieren, namentlich auch in Bezug auf die Farbe. Man denke nur an *Arion empiricorum* Kerassack. Deswegen ist es sehr wohl möglich, daß, in Bezug auf die Färbung, vielleicht der Arten zu viele gemacht worden sind; man bedenke ferner, wie sehr die Mollusken überhaupt ihre Körperform fast nach allen Richtungen ausbilden, verformen u., und erwäge, daß die meisten der oben beschriebenen Arten nur flüchtig beobachtet wurden, d. h. von Reisenden nach einzelnen Exemplaren u., ja daß mehr, namentlich die von Cuvier beschriebenen, sogar nur in

Beingeistertemplaren beobachtet wurden, daß Leudart sich viel auf die Abbildung verlassen mußte u. Wir führen zuerst diejenigen an, welche Risso in seiner Naturgeschichte des südlichen Europa angibt und denen man bei der Oberflächlichkeit, mit welcher Risso seine Gegenstände zu behandeln pflegt, am wenigsten trauen darf. Es sollen nach ihm alle neu sein! *Doris virescens*, *D. rubra*, *D. lutea*, *D. marmorata*, *D. caerulea*, *D. villafraensis*, *D. guttata*, *D. pellucida*, *D. testudinaria*. In der Description de l'Egypte, 22. B. S. 468 folgen folgende: *Doris limbaia*, *D. immaculata*, *D. tigrina*, *D. tuberculata*, *D. concentrica*, *D. tomentosa*, *D. marmorata*, von welchen einige schon oben erwähnt wurden.

In der Voyage de la Corvette l'Astrolabe sous le Commandement de Dumont D'Urville (fait en 1832), Zoologie, finden sich folgende Arten angegeben, von denen ein Paar auch schon oben aufgeführt wurden, andere, obgleich gleichnamige, von jenen wahrscheinlich verschieden sind. *Doris tuberculosa*, t. 16. f. 1, 2. *D. maculosa*, f. 3—5. *D. atommarginata*, f. 6, 7. *D. limacina*, f. 8, 9. *D. carinata*, f. 10—14. *D. marginata*, t. 17. f. 1—5. *D. sinuulata*, f. 6—10. *D. scabra*, t. 18. f. 1—4. *D. eruenta*, f. 5—7. *D. punctata*, f. 8—10. *D. solida*, f. 11—15. *D. violacea*, t. 19. f. 1—3. *D. aurea*, f. 4—7. *D. sordida*, f. 12, 13. *D. fusca*, f. 14—17. *D. leuconota*, f. 8—11. *D. mauritanica*, t. 20. f. 5—8. *D. magnifica*, f. 1—4. *D. reticulata*, f. 9—11. *D. elegans*, f. 12—14. *D. frossa*, f. 15, 16.

Es würde zu weit führen, wollten wir noch diejenigen Arten anführen, die hier und da in Gesellschaftsschriften oder sonst einzeln aufgeführt sind, sowie diejenigen, welche zwar den Gattungsnamen tragen, aber nach den neuern Einteilungen andern Gattungen angehören. Aus unserm Artikel wird indessen hervorgehen, daß die Arten sehr einer Revision bedürfen, und daß es überhaupt sehr wünschenswert ist, bald eine Monographie zu erhalten, welche, wenigstens der Anfängung nach, demnach in Cuvier's großem Molluskenwerke zu erwarten ist. (Dr. Thon.)

**DORIS** (*Swale*), wird bei Dioscorides (Mat. med. IV, 27) als Synonym des Echios (*Echios*) aufgeführt, wofür auch die Namen Aleibidion und Aleibiaeum gebraucht werden. Diese Pflanze, welche Plinius einmal als Echios (H. N. XXV, 56) und das andere Mal unter den Namen Pseudanchousa, Echis und Doris (XXII, 24) auführt, wird als ein freßliches Mittel gegen Schlangengift (wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit der Wüthen oder Samen mit Schlangentypen) gerühmt, und scheint Echium rubrum Jacquin zu sein.

(A. Sprengel.)  
**DORIS**: Dialekt, Skalenordnung, Tonart, f. außer dem im Art. Dorier davon Enthaltenen noch unter dem Art. Griechische Sprache, Skalenordnung, Tonart.

(H.)  
**DORISKOS**, *Asploxos*, war nach Herodotus (VII, 59); Dioboros (XI, 3), Stephanos Byz., Pemp. Neia

(II, 2, 8) und Plinius (IV, 11) eine Rüste und große Ebene Iphraim an der Mündung des Flusses Hebrus (heut Mariha). In derselben lag auf der westlichen Seite des Flusses eine Stadt und Burg Dorikos, in welcher seit des Dario's Feldzuge gegen die Sclaven eine persische Besatzung lag, wahrscheinlich um den Übergang über den Hebrus zu decken. Als Gaskell blieb der Ort auch noch später bekannt (Rivus XXXI, 16): Eine Art Reuehmtheit hat der Name nur durch Xerxes erlangt, der dort seine Flotte anlegte und sein Landheer halt machen ließ, um es zu müssen und zu zählen. Die Art, wie er diese Zählung vornehmen ließ, erzählt uns Herodotus (VII, 60). Es wurden nämlich 10,000 Mann abgezählt und eng zusammengefaßt, dann wurde ein Kreis um sie herumgezogen und der Raum eingezäunt. In dieses Geleze traten darauf andere ein, soviel hinein konnten, und auf diese Art fand man, daß das ganze Heer 170 Myriaden stark sei. Diese Erzählung, wie allgemein sie auch verbreitet war (*Aristid. Panathen.* p. 210. T. I. ed. Dind., *Curt. III*, 2), ist nicht, wie so Manches im Zuge des Xerxes; von altem Zweifel an ihrer Wahrheit liegt (*Ann. Marcell. XVIII, 6. XXXI, 4*); es schien den Völkern noch zu vergrößern und furchtbarer zu machen, wenn man ihn nicht nach einzelnen Köpfen, sondern nach Massen von 10,000 Köpfen zählte. Es ist nicht abzusehen, daß nicht jeder Heerführer sein Heertheil, und somit jede Völkerschaft, die zu dem großen Heere gehörte, ihre Zahl sollte genau haben angeben können. Plinius bezeugt noch, wie es scheint, den Fehler, daß er das Gaskell Dorikos 10,000 Mann fassen läßt; vielleicht glaubte er, daß dasselbe erst nach dieser Zählung entstanden sei. (L. Zander.)

**DORITIS**, *Asotus*, Beiname der Venus, unter dem sie ihren ältesten Tempel zu Knidos in Karien hatte. *Paus. I, 1.* (Richter.)

**DORITIS** Fabr. Ochsenh. (*Parnassius* Latr. Godart), Schmetterlingsgattung aus der Familie der Tagfalter (*Papilionides*) und der Abtheilung mit sechs vollständigen Beinen, die viel Ausgezeichnetes besitzt. Die Fühler sind kurz und endigen in eine lange, zusammengebrückte, gerade Kolbe. Die dreigliedrigen, spitzigen Fächer ragen über den Kopf heraus. Die Hinterflügel sind am Innenrande halbmondförmig ausgeschnitten und besitzen keine Falte für die Umbildung des Hinterleibes. Bei den Weibchen findet man eine hornartige Falte auf der Unterseite des Hinterleibes. Die Puppen sind ihrer ganzen Länge nach bräunlich gelblich, gestreift, mit kurzen Haaren oder Anhängen, wie verschiedene Spinnerinnen, besetzt, und haben auf dem Rücken eine Spalte, woraus eine fleischige Gabel hervorbringt. Auch die Puppen zeigen eine merkwürdige Annäherung zu den Puppen der Spinner; ihr Hinterglied ist abgerundet und endigt nicht in eine Spitze, liegt auch, ganz abweichend von den Puppen der übrigen Tagfalter, in einem dünnen Gewebe eingebüllt. Selbst die Schmetterlinge sollen gegen Abend lebhafter in ihren Bewegungen sein, als am Tage.

Man kennt bis jetzt drei Arten dieser Gattung:

1) *Dorkis Apollo. Papilio Apollo Auctor.* Die Flügel weiß, auf den vordern fünf schwarze Flecken, auf den hintern oben zwei, unten drei weiße Augenflecke mit schwarzem Umkreis und rother Wurzel. Flügel in Teutschland, Schweden, Rußland, und die Raupe lebt auf *Sedum album* und *Sedum Telephium*. 2) *D. Delius. Pap. Delius Esp. Pap. Phoebus Fabr. Hübner.* Die Flügel weiß, die vordern schwarz und roth gefleckt, die hintern auf beiden Seiten mit zwei rothen, schwarzgeflaumten Augenflecken und rothen Wurzelflecken. In den südeuropäischen Alpen, doch auch in Sibirien. Ob *Papilio Corybas* und *Nomion Fisch.* aus Sibirien, Abänderungen davon oder eigene Arten sind, ist noch nicht entschieden. 3) *D. Mnemosyne. Pap. Mnemosyne Auct.* Die Flügel weiß, schwarz geädert, die vordern mit zwei schwarzen Adern. In gebirgigen Gegenden in Teutschland, der Schweiz, Schweden, Rußland. Ochsenheim<sup>2)</sup> zieht noch *Pap. Apollinus Herbst* hierbei, der aber besser unter der Gattung *Thais* steht. (*Germer.*)

**DORKEUS**, *Δορκεύς*, einer von den Söhnen des Hippoteon, der zu Sparta ein Heros war. Auch der Brunnenn Dorkeia führte von ihm den Namen. *Paus.* III, 15. (*Richter.*)

**DORLA**, Voigtei im preuß. Herzogthum Sachsen, zum Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Mühlhausen, gehörig. Es gehören dazu die drei Dörfer: Ober-Dorla, mit 1400, Nieder-Dorla, mit 1100, und Langula, mit 960 Einwohnern, und der Hainich-Wald. (*Vgl. den Art. Treffurt.*) (*H.*)

**DORMA**, heißen bei den lamaischen Priestern allerlei Figuren aus Mehlteig, die mit Torni oder Dhara<sup>1)</sup> (s. d. Art.), d. h. Beschwörungsformeln, beschriebenen sind, und welche zur Vertreibung der bösen Geister ausgeworfen werden. *Pallas' Samml. histor. Nachr. über die Mongolen.* II. S. 409. (*Richter.*)

**DORMANDHAZA**, auch **DORMAND**, ein dem Freyherrn von Sächy und mehreren andern adeligen Familien gehöriges, nach *Hübner's* *Abbaye* (Erbstiftum Erlau) eingepfarrtes, großes Dorf im tamarischen Gerichtsbezirk (Processus), der herzoglichen Gemarkung im Kreise diesseits der Theiß Ober-Ungarns, in der großn ungarischen Ebene, nächst Pesten und Weß-Turkany gelegen, 4 Stunden von dem Wardorf und 2½ teurische Meilen südwärts von Erlau entfernt, mit einer katholischen Filialkirche, 110 Häusern und 813 magnatischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 2 Reformierten und 50 Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

**DORNA** (Bernardus), ein Provençale; ob aber der Beiname Dorna eine geographische Bedeutung habe, steht dahin. Ein Ort Dornas liegt in Nieder-Languedoc, Diocese von Viviers, also nahe an der Provence, deren Name im 13. Jahrhund. auch auf Languedoc ausgedehnt wurde. Er war Schüler und Freund des Azo und Schüler des hugolinus, Lehrer zu Bologna um

J. 1240, und soll in spätern Jahren Franziskaner geworden sein.

Sein Name hat sich erhalten durch eine Schrift: Da libellus et conceptione libellorum, die sich in fünf pariser und einer Barberinischen Handschrift erhalten hat, aber noch ungedruckt ist. In dieser Schrift hat er unter den Glossatoren zuerst die Lehre von den Klagen rein praktisch durch Mittelstellung von Formulareu zu jeder Klage abgehandelt; eine Form, welche nachher von Mehrern angewendet und ausgebildet worden ist, und wegen der Bequemlichkeit des Gebrauches vielen Beifall gefunden hat. Er erfolgt in dieser Schrift die Ordnung von Johannes arbor actionum, sodas dieselbe als ein praktischer Commentar zu diesem Werk angesehen werden kann. Von dem canonischen Rechte macht er darin nur sparsamen Gebrauch, sodas er also ohne Zweifel nur Lehrer des römischen Rechts war.

Eine seiner Quaestiones wird von Azo erwähnt. Azo scheint ihm dort mit aller Freundlichkeit eine oberflächliche Behandlung des Gegenstandes und unpassende Einschaltung der Poesie vorzuwerfen. (*S. v. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter.* 5. Bd. S. 140—143.) (*Spangenberg.*)

**DORNBAU**, 1) eine Herrschaft nächst Wien, zu welcher blos das gleichnamige Dorf gehört. An Grundstücken enthält der Burgfrieden von Dornbach 66 Joch Acker, 254 Joch Wiesen, 216 Joch Weingärten und 744 Joch Waldungen. Die ganze Gegend ist hügelig, mit Weingärten, welche das Weingebirge bilden, das sich den Dornbach gegen Hernalz hinzieht, bedeckt, in welchem Orte der Herrschaft Dornbach 32 Häuser dienstbar sind. Eigentümer der Herrschaft ist das Stift St. Peter in Salzburg. 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges, eine Stunde von Wien entferntes, nächst Hernalz am Aisbach in einem tiefen und engen Thal in schöner Umgebung gelegenes Dorf im B. U. B. B., des Erzherzogthums Österreich unter der Enz mit einer zum Defanat Klosterneuburg gehörigen katholischen Pfarre des wienner Erzbisthums, einer alten, schon im J. 1139 eingeweihten Kirche und Schule, über welche der Herrschaft Dornbach das Patronatsrecht zusteht, einer Kapelle, einem Steinbruch, einem herrschaftlichen Schloß, einem Holzaussichtsposten für die in der Nähe gelegenen kaiserl. Waldungen, einer zweigiebiggen Mühle, 84 Häusern, 762 Einwohnern und 192 schulpflichtigen Kindern. Ubrigens wird Dornbach wegen des schönen Gartens in Neuwaldegg, welcher beinahe mitten an der linken Seite des Dries liegt, von den Wienern und von Fremden häufig besucht. 3) Ein zur Pfarre Eitendorf und Stiftest Herrschaft Heiligenkreuz gelegenes Dorfchen im B. U. B. B. Niederösterreichs. 4) Ein Bach, welcher an dem vorigen Dorfe vorbeifließt, ein anmutiges Thal bewässert, bei dem Stifte Heiligenkreuz in den Sattelbach fällt, und dadurch merkwürdig ist, daß er in der von Kaiser Heinrich II. dem Karlsrufer Heinrich I. von Österreich im J. 1002 gemachten Schenkung als Grenze derselben angegeben wird. (*G. F. Schreiner.*)

**DORNBERG**, ein 1½ Stunde von Ansbach im

1) *Enchiridion. ruten. Vol. II, p. 242. tab. VI.* 2) *Schmidt, Hist. von Europa.* 2. Bd. S. 152.



Reisakreise des Königreichs Baiern über Schallhausen gelegener Beller, an einer gegenwärtig mit Holz bewachsenen Anhöhe, auf welcher in früherer Zeit die Burg und der Hauptsitz der in der fränkischen Geschichte bekannten und mit dem Ende des 13. Jahrh. ausgestorbenen Wäge von Dornberg gelegen war; von welcher jedoch nur noch einige wenige Spuren vorhanden sind, nachdem sie im Bauernkrieg im J. 1525 zerstört und späterhin die Ruinen zum Abbruche verkauft wurden. S. Ehl. I. dieser Encyclopädie. S. 203 und 210. Nr. 17. Elna, Historische-diplomatische Nachricht von Konrad Grafen von Dornberg und seinem Geschlechte (Nürnberg 1789). Stumpf, Archiv für Franken. I. Heft (Bamberg und Würzburg 1804). Materialien zur ansbachischen Geschichte, Topographie und Rechtsverfassung, von Büttner (Ansbach 1807). I. Bd. S. 47. (Fenkohl.)

DÖRNBERG, Kirchdorf im kurfürstlichen Kreise Wolfhagen, Justizamt Jierenberg, 2½ Stunde von Galsfri, hat 106 Häuser und 850 Einwohner, welche, außer den gewöhnlichen Handwerkern, halb Bauern; halb Tagelöhner sind. Das Dorf erscheint schon im 11. Jahrh. und war unter den Namen Dorenberg, Doringenberg, Doringenberg u. c. Es liegt an dem südsüdöstlichen Fuß eines gleichnamigen, an 1500 Fuß hohen Basaltberges. Die Oberfläche, von welcher man eine weite Aussicht genießt, ist an 40 Morgen groß und von alten Befestigungswerken umgeben. Ein Wall und ein Graben läuft nicht allein am Abhange hin, sondern umfließt auch noch die weniger steile Westseite des Abhanges selbst. Nachdem Graf Otto von Nordheim, der von Heinrich IV. erste Herzog von Baiern und Sachsen, den thüringischen Heerführer bei Schwwege geschlagen, da, erzählt Lambert von Aschaffenburg, habe er sich nach dem Berge Hasungen gezogen, denselben besetzt und den Kaiser erwartet, der sich ihm gegenüber auf einem andern Berge gelagert. Jenes ist der mit ungeheuern Felsen und den schönen Trümmern seines ehemaligen Klosters geschmückte Hasungenberg, dieser aber der Dornberg, und jener Wall und Graben Reste des besetzten kaiserlichen Lagers. (G. Langau.)

DÖRNBERG (DORINGENBERG) von, ein niederbayerisches Adelsgeschlecht, das nicht, wie man bisher erzählt, aus Etiermark oder Ungern stammt, sondern in dem vorgenannten gleichnamigen Dorfe seinen Ursprung hatte. Schon im 12. Jahrhundert lebte Eberhard von Doringenberg, dessen Sohn Poppe oder Eppo sich von 1146—1151 findet. In der Mitte des 13. Jahrh. lebten Ludwig (1242—1250) und Arnold (1258). Damals entstanden zwei Linien. Die eine blieb an ihrem Stammsitz und erlosch wahrscheinlich mit Konrad (nach 1295); die andre verpfändete sich dagegen nach Altdorf an der Werra. Von dieser findet sich Ludwig (1272) zuerst; er wurde der Stammvater der jetzt noch blühenden Familie. Ihre Besigungen waren unbedeutend und bestanden in einem Burgsitz zu Altdorf und Gütern in den benachbarten Dörfern. Im J. 1379 wurde ihnen vom nahe Schloß Altdorf ein Viertel verpfändet, aber schon 1381 wieder abgelöst, nachdem sie des Landgrafen

Hermanns Feinde geworden. Hans v. D. war 1403 landgräflicher Amtmann zu Dornberg. Durch Bodo's v. Wickers Tod fielen dessen Güter heim und der Landgraf belieh jenen damit zum Lohne für seine Dienste (1425). Diese lagen besonders zu Frankershausen, am Weigner, wo derselbe ein Schloß baute. Auch der Altenslein wurde ihm wieder verpfändet. Hans hatte vier Söhne: Berthold, Wilhelm, Sander und Hans. Sander hatte einen Burgsitz auf Fürstelslein und erwarb ansehnliche Güter durch Kauf. Der jüngste Sohn, Hans, geboren 1427 in der Nacht nach dem 9. Februar, wurde der berühmteste seines Geschlechts, und seine Geschichte hängt mit der des Hessenlandes innig zusammen. Er trat zuerst in die Dienste des letzten Grafen von Siegenham und zwar als Amtmann, und kam durch dessen Tod (1450) in die des Landgrafen Ludwig I. von Hessen. König und gewandt wußte er sich das Vertrauen des Sohnes, Landgrafen Heinrich's III., zu gewinnen, und als nun Ludwig I. starb (1458), ernannte Heinrich ihn zu seinem Hofmeister. Durch Ludwig's I. Tod zerfiel Hessen in zwei Theile: Heinrich III., genannt der Reiche, erhielt Warburg und Oberhessen; sein älterer Bruder, Ludwig II., genannt der Freimüthige, Cassel mit Niederhessen. Heinrich, welcher Jagd und Vergnügen mehr liebte, als die ernstlichen Geschäfte der Regierung, überließ diese ganz seinem Hofmeister, der seinen Vortritt zu nehmen wußte und bald zu einem Ansehen und einer Macht stieg, die in ihm, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach, den eigentlichen Regenten erkennen ließen, und Landgraf Ludwig konnte deshalb wohl sagen: „Ich bin nicht weise genug zu wissen, ob Hans v. D. Landgraf an der Lahn (in Oberhessen) sei, oder mein Bruder.“ Selbst Fürsten und Bischöfe bitteten ihn, und suchten seine Zuneigung durch Geschenke und Lehen zu gewinnen. Nachdem Landgraf Ludwig II. 1471 gestorben, wurde Heinrich Vormund über dessen hinterlassene Söhne und Lande und so Regent des ganzen Hessenlandes, und da nun auch Heinrich's Schwiegersvater, der Graf Philipp von Kageninbogen, die obere Grafschaft Kageninbogen diesem amtsweise einbog, wurde Hansens Wirkungskreis sehr erweitert. Hans konnte nun weder die Einkünfte Niederhessens, noch des Hausvermögens der landgräflichen Münzel, und sasse Entschlüsse zu den größten Unternehmungen. Landgraf Heinrich setzte in seinem letzten Willen außer seinem Bruder, dem Erzbischof Hermann von Egin und mehreren Äbten, auch Hans v. D., seinen Freund, zu Vormündern seines unmündigen Sohnes Wilhelm III. und starb 1483. Der Erzbischof setzte hierauf. Hans und die übrigen zu seinen Statthaltern in Hessen. Erst 1489 wurde Hans von diesem Amt entlassen und übernahm nun mit Erzbischof's Beistand von Mainz die Vormundschaft über den jungen Grafen Ludwig von Nassau-Saarbrücken. Er lebte hierauf im Elendschen Neustadt im Siegenbaischen, welches ihm als Pfandschaft zugab. Aber mit dem Ende des Jahrhunderts schwand auch sein Glück. Im J. 1505 entstand ein peinigender Pöbel, gegen ihn; schwer waren die Anklagen, ob durchaus begründet, läßt sich nicht entschei-



den, denn die Sache kam nicht zum Spruch. Eine Folge derselben war, daß Hans nach Friedberg zog, wo er schon früher Banerle geworden. Im J. 1506 beschloß er daselbst sein thätiges Leben. Sein Name steht unauflöslich in der Geschichte Hessens, aber über seinen Charakter ist schwer zu urtheilen; doch keinesfalls war er ohne Mangel, mögen auch jene Anklagen, die nach seinem Tode niedergelegt wurden, der Verdacht einer beschuldigten Vergiftung der zweiten Gemahlin des letzten Grafen von Kahlenberg und andere Beschuldigungen umgeben sein. Wie so viele große Männer seiner Zeit, liebte er die Alchemie, und als ihm der bekannte Arzt Ludwig von Reuß sein Geheimniß der Goldmacherei nicht habe mittheilen wollen, soll er ihn in einem Gefängnisse zu Marburg zu Tode haben kugeln lassen. — Er war es, der seine Familie zu einem Reichthum erhob, der sie fähig machte, mit den angesehensten Adelsgeschlechtern des Hessenslandes zu rivalisiren. Nicht allein dem Landgrafen ließ er oft beträchtliche Summen, auch der Kaiser Maximilian war sein Schuldner. Er erwarb sich bedeutende Güter, von denen die wichtigsten 1464 das Schloß und Gericht Hausen von Mainz; 1467 durch seine Gattin einen Theil der Schlösser Ebersberg und Weibers und vieler anderer Güter; das Dorf Weimen vom Kloster Haina; 1477 das ihm früher verfallene Schloß Friedberg mit ansehnlichen Zuhörungen vom Landgrafen zu Fehn; gleichfalls vom Landgrafen das Schloß und Städtchen Ruffach ic. Obgleich dreimal verheirathet, hinterließ er dennoch keine Kinder und wurde von seinen Nefsen Hans und Wilhelm beerbt. — Im J. 1634 erbieth Ludwig v. D. einen Theil der jüdischen Lehnsgüter seines Schwagers Kaspar von Berlepsch. Dessen Sohn, Job. Kaspar v. D., kam durch seine Gattin Katharine Susanne, Tochter Job. Ludwigs von Etlich, Herrn zu Castell, Plog und Auenstein, französischen Generalleutnants der Armee in Deutschland, Gouverneur in Breisach ic. zu einem Antheile daran, welchen er erwarb, und wurde im J. 1663 vom Kaiser in den Freiherrenstand erhoben. — Wolfgang Ferdinand v. D. war (1762) hiesiger geheimer Staatsminister. Auch in neuerer Zeit hatte die Familie berühmte Männer. (G. Landau.)

DORNBERG, auch DORNBERG, ein ehemaliges adelsgeworbenes, reichsfreies Geschlecht in Franken, welches im 12. Jahrh. den Namen Advocaten von Schallhausen (ein Dorf im bairischen Regatzeile unweit Ansbach) führte, und als auf dem nicht weit davon entfernten Berg eine Burg erbaut, den Namen Dornburg annahm. Es erwarb sich, da es die Advocacie über das St. St. Humbertus in Ansbach besaß, die Stadt Ansbach mit mehreren Dörfern, Höfen und beträchtlichen Waldungen, dann die Schlösser Richtenau, Bessenberg, Haslach und Peteraurach. Falkenstein in seinen antiquitat. Nordgau. veteris I., Tom. VI. Cap. VII. und Lind in seiner diplomatischen und historischen Nachricht vom Grafen Konrad von Dornburg und seinen Geschlechte 1789, verwechselt die Advocaten von Dornburg mit den Grafen von Dornberg in Bayern, vorzüglich da ein Graf Konrad von Dornberg, als Reichsvoigt der Burg zu Mün-

berg in einer Urkunde vom Kaiser Friedrich, im J. 1160, als Zeuge, und auch noch später 1181 vorkommt. Die Advocaten von Schallhausen, Schallhausen, Dornberg führten nie den Titel eines Grafen, wenn sie auch gleich sich an die Dynasten durch ihre großen Besitzungen angeschlossen und durch Verheirathungen mit den gräflichen Geschlechtern verwandt waren. — Der Erste, der unter dem Namen der Advocaten von Schallhausen erscheint, ist Wolframus, advocatus de Scalkhusen, liber, der bisweilen auch senior genannt wird und sich als Zeuge in Urkunden von den J. 1140 und 1144 bei Jungi Miscellan. Tom. II. p. 2 und 40, findet. Wahrscheinlich ein Sohn von, diesem war Wolframus II., junior de Scalkh, dessen Jahrestag im Kloster Heilsbrunn nach Ausweis des dasigen Todtenkalenders auf den 9. Juli fiel, und der auch in Urkunden von den J. 1157 und 1164 vorkommt. Im Anfange des 13. Jahrh. nahmen sie den Namen von ihrer, damals erst erbauten, Burg Dornburg an, wo ein Heinrich von Dornburg, der im J. 1235 auf dem Turnire zu Würzburg gewesen sein soll, und ein Rudolf dessen Bruder, der bald Advocatus de Scalkhusen, bald Advocatus de Dornberg in einigen Urkunden von den J. 1216 und 1251 als Zeuge sich unterschreibt. Als er durch seine Gemahlin Kunigunde die Hoffnung verlor, Nachkommen zu erlangen, errichtete er im J. 1246 mit dem Bisthofs von Würzburg, da seine Besitzungen um Theil dem Hochstifte zu Lehen gingen, einen Vertrag, worin das Stift nach seinem kinderlosen Absterben, alle seine Lehne und Allodien gegen 400 Mark Silber, als Wittum seiner Gemahlin, Erbe sein sollte; doch, sollte er später noch Nachkommen erzeugen, so sei der Vertrag ungültig. Im J. 1256 versankte er dem Bisthof Iring von Würzburg die Einkünfte und Gefälle der Stadt und des Amtes Dnolzbach (Ansbach) um 200 Mark Silber und 300 Pf. Heller. Gegen Aller Erwartungen gebar ihm seine Frau zwei Söhne, Wolfram III. und Rudolf II. — Wolfram II. scheint im J. 1258 gestorben zu sein, da 1259 seine Frau Kunigunde, als Wittib, advocata de Dornberg una cum Wolframo et Rudolfo filius suis sich reservirt, daß des Stiftes Güter, Waldungen und Gefälle von ihnen und den Ihrigen ungehindert gelassen werden sollten. Eine Sopbia von Dornberg, die im J. 1274 als Abtissin des Klosters Kirchheim in der Grafschaft Dittingen vorkommt, und nach Falkenstein, im J. 1286 gestorben, ist wahrscheinlich eine Schwester von ihm. Rudolf II. starb unverehelicht und Wolfram III. pflanzte mit Richenza, Gräfin von Ortenburg, das Geschlecht fort. Im J. 1277 stiftete er eine Vicarie bei der St. Martinikapelle im Humbertstifte zu Ansbach und 1284 übergab er den Lehntheil und die Einkünfte des Weilers Struth, unweit Ansbach, dem St. Humbertstifte daselbst zum ewigen Heile für sich und seine Nachkommen. Da er nur vier Töchter, Kunigunde, Elisabeth, Anna und Richenza, von seiner Gemahlin hatte, machte er im J. 1288 auf seiner Burg Bessenberg ein Testament, wo er dem St. Humbertstifte zu einem Erbsatze für das, was er dem Stifte entzogen habe, zu

einem 10jährigen Besitze von einer jährlichen Rente von 194 Pf. Heller aus seinen Gütern zu Deßmannsdorf, Bernhardswinden, Weinhardswinden, Kurandorf, Gierdorf, Langensfeld, Neuentkirchen und mehreren andern Orten übergab, welche Rente dann an seine Tochtermänner zurückfallen sollte. Wolfram III. starb noch im nämlichen Jahr und liegt in der Martinskapelle des St. Gumbertsstifts begraben. Sein Gedächtniß wurde auch im Kloster Hallsbrom am St. Michaelstage begangen. Seine Gemahlin Richenza starb im J. 1309 und liegt in der nämlichen Kapelle, neben ihrem Gemahl unter einem wohlhaltenen Deckensteine. Sie hatte früher ihre Einkünfte zu Baisdorf zu einem Jahrgedächtnisse dahin vermaacht. Die Töchter, wovon Kunigunde an den Grafen Gottfried von Heides, Elisabeth und Anna an die Brüder und Grafen Friedrich und Ludwig von Heringen verheirathet, Richenza unverheirathet starb, waren Erben der väterlichen Besitzungen. Kunigunde erhielt bei der Theilung die Schloßer Lichtenau und Vestenberg mit ihren Zubehörungen; wovon letzteres im J. 1435 von dem Grafen von Heides an Martin von Epp, und erstere 1406 an Nürnberg kam. Elisabeth und Anna, oder vielmehr ihre Ehemänner, erhielten die Stadt Ansbach, die Burg Dornberg mit ihrer Zubehörung, die Advocatie über das St. Gumbertsstift, wovon der Bischof Mangold von Würzburg, im J. 1299, einen Lehnbrief über das Schloß und die Herrschaft zu Dornberg, die Volgte zu Ansbach und die Propstei dafelbst aufstellte; auch die Pfandschaft, als die Stadt Enolzbach mit ihren Zubehörungen, wurde im J. 1319 förmlich von ihm in ein Lehn verwandelt. Schon im J. 1331 verkaufte aber Ludwig die Burg Dornberg und die Stadt Enolzbach, an des Burggrafen Friedrich von Nürnberg Söhne, Albrecht und Johann, um 21,000 Pf. Röhler, aber ohne lehnberrlichen Consens. Der darüber zwischen Ansbach und Würzburg entstandene Streit dauerte bis zum J. 1463, wo Würzburg seine Ansprüche nicht mehr verfolgte, obgleich der König Georg von Böhmen den schiedsrichterlichen Spruch machte, „der Markgraf soll die Besitzungen als ein würzburgisches Lehn empfangen,“ woran sich aber derselbe nicht hielt. Die Einverleibungen der Burg Dornberg wurden später zertrümmert und erblich gemacht, die Burg selbst im Bauernkriege, im J. 1525, ausgebrannt und die Steine nach und nach zum Baue verschiedener Häuser in Ansbach verwendet, so daß Niemand mehr ahnet, daß auf dem malerisch geformten Berge ehemals eine Burg gestanden hat.

Das Wappen: ein rechtsdräger silberner Balken im blauen Felde; auf dem Heime zwei zusammengelegte Adlersfügel mit dem Balken \*).

(Albert Frh. v. Hoyneburg-Langensfeld.)

**DORNBURG**, ein kleines, ehemals anhalt-jerbstisches, jetzt anhalt-löwenstehisches, 3½ Stunde von Zerbst, an der alten und neuen Elbe gelegenes Amt, welches

aus dem ehrsigen Dorfe Dornburg unweit der Elbe besteht. Dieses Dorf, ein Kirch- und Pfarrdorf, hatte im J. 1817 47 Häuser und 241 Einwohner, welche theils aus Kossathen, theils aus Handwerkern und Tagelöhnern bestehen; das herrgörlische Schloß (mit einem Garten und großem Weinberg, und mit weitläufigen Ausgebäuden) ist im J. 1751 neu erbaut worden und eins der schönsten in Anhalt; die Kirche ist erst im J. 1758 erbaut, bis dahin war die Kirche im Schloß und die Tochterkirche des preussischen Dorfes Gebden. Die Verwaltung des Amtes, wie des ganzen löwenstehischen Antheils von Zerbst, geschähe von Rossau aus, wo der Sitz des Justizamtes ist.

Merkwürdig ist dieser Ort in der mittlern Geschichte durch die Burg Dornburg geworden, über deren Beschaffenheit und frühere Schicksale noch großes Dunkel herrscht, trotz dem, daß in der neuen Zeit mehr Gelehrte (Schwabe, Lepsius u. A.) stüchlich ohne Benützung neuer Urkunden, dieselbe ausfinden versucht haben. Es hat schon der günstigen Lage an der Elbe wegen durchaus nichts Unwahrscheinliches, daß das anhaltische Dornburg eine kaiserliche Pfalz gewesen sei, welche von Otto dem Großen erbaut werden sein soll, und mehrere kaiserliche Urkunden aus der sächsischen Zeit sind unbestreitbar auf diesem Schloß aufgestellt. Später finden wir Grafen von Dornburg (Dorenburg, Dornburg, Dornenburg u.), namentlich im 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, von ihrem Ausgange ist nicht bekannt. Im Anfange des 15. Jahrh. erkaufte K. Albrecht von Anhalt Dornburg von dem von Schierstien, verpfändete es aber bald wieder an Ulrich Schenkke Quast, und da dieser durch Räuberereien seinen Nachbarn zur Last fiel, so ließ der Kurfürst von Sachsen die Burg belagern und zerstören. Nach mehreren Jahren wurde sie wieder aufgebaut (ob auf derselben Stelle, ist nicht bekannt) und kam im J. 1523 an die von Kattorf, und noch 1572 stand hier kein Dorf, dessen Erbauung gänzlich unbekannt ist. Im J. 1591 kam Dornburg an die von Münchhausen und fiel 1674 an die Fürsten von Zerbst zurück. Die uralte Burg hat übrigens nach Bedmann, der noch Trümmer davon sah (1708), in der fruchtbarsten Niederung hart an der Elbe gestanden, daher der Strom, welcher hier einen Winkel macht, nach und nach alle Spuren derselben vertilgt hat, dagegen ist das jetzige Schloß wie das Dorf auf der sandigen Anhöhe erbaut, auf welcher früher wahrscheinlich die Kirche und der Kirchhof sich befanden, wovon der hinter dem Schlosse befindliche See noch der Kirchenferse hieß.

Johann Ludwig (gest. 1704), der zweite Sohn K. Johanns von Anhalt-Zerbst, hielt sich in Dornburg auf und wurde der Stifter der jüngern jerbst-dornburgischen Linie, welche im J. 1742 mit seinem Sohne Johann Ludwig (gest. 1746), der Hauptlinie folgte und 1793 mit Friedrich August ausstarb; seine Enkelin, die nachmalige Kaiserin Katharina von Rußland, hat in Dornburg ihre Kinderjahre verlebte. Vergl. meine Gesch. und Beschreib. des Landes Anhalt, S. 633 fg. (H. Lindner.)

**DORNBURG**, ein Städtchen und Amt im Groß-

\*) Hüttners's Historie, Beiträge zur Geschichte, Topographie und Literatur von Franken (Ansbach 1818). 2 Bde. S. 94.

herzogthume Sachsen-Weimar. Das Amt besteht in einer Stadt, 20 Amtsdörfern und einem Gerichtsorte. Die Stadt liegt auf einer senkrecht abgeknittenen, ungefähr 250 Fuß hohen Felsenwand, an deren Fuße die Saale fließt; über welche eine hölzerne, auf steinernen Pfeilern ruhende und überbante Brücke führt, zwei Meilen von Naumburg und eine Meile von Jena entfernt. Sie enthält außer den drei großherzogl. Schloßern in 110 Häusern 554 Einwohner, eine Superintendentur, ein Rantamt, eine Apotheke. Das neue, von Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar zwischen den Jahren 1728 und 1748 erbaute, Schloß steht an der Spitze des terrassenförmigen, in Gartenanlagen eingerichteten Felsen, wo sich eine romantische und das Auge entzückende Aussicht in das von der Saale durchströmte Thtal öffnet, und welches der vorstehenden Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar öfters zu einem Sommeraufenthalte diente. Links, einige hundert Schritte davon entfernt, liegt das alte Schloß, im 10. und 11. Jahrh. ein kaiserliches Palatium der sächsischen und fränkischen Könige, worin sich jetzt das Justizamt, die Wohnung des Rentmeisters und die Fruchtböden befinden. Links, ebenso weit entfernt, ein altes bewohntes Ritterstübchen, welches die großherzogl. Kammer erst vor einigen Jahren gekauft hat, und das früher einer adeligen Familie gehörte. — Dornburg, welches in den ältesten Urkunden Thornburg, Dornburgum und Thornburg geschrieben wird, besaß schon im J. 937 das Stadtrecht, wie aus einer Urkunde hervorgeht, wo der Kaiser Otto dem Stifte Querfurt einige Gefälle in Dornburg, welches er eine Stadt nennt, schenkt. Sie scheint im Mittelalter viel größer gewesen zu sein, indem noch bis jetzt ein Theil des Felses, das bedeutend groß ist, die alte Stadt genannt wird, auch führen einzelne Acker besondere Namen, als: die Apotheke u. Durch mehrmalige Feuerbrünste, vorzüglich in den Jahren 1356, 1717, wo die ganze Stadt, außer das alte Schloß, abbrannte, ist sie so unbedeutend geworden. Da es auch ein Dornburg an der Elbe gibt, welches ebenfalls ein kaiserliches Palatium war, so hat es bei den Schriftstellern manche Verwechselungen gegeben. (S. den folgenden Art.) Ob aber bei den Reichstagen, welche die Kaiser Otto I. und Otto II. in den Jahren 965 und 980 in Dornburg hielten, dieselbe an der Saale oder jenes an der Elbe gemeint ist, kann nicht ermittelt werden; desto sicherer aber ist es, daß der Reichstag vom Kaiser Heinrich II. im J. 1005 zu Dornburg an der Saale gehalten, wo die Erneuerung des Stiffts Merseburg bewerkstelligt wurde. Der Kaiser Heinrich II. sielte hier im J. 1005 und 1012 das Weihnachtstfest, und der Kaiser Heinrich IV. schenkte auf dem Reichstage zu Alzei im J. 1081 die Schloßer und Städte Dornburg und Gamburg, nebst mehren andern beträchtlichen Reichsgütern, dem Grafen Wiprecht von Groitzsch, zur Belohnung der vielen Dienste, die er dem Kaiser in dem italienischen Feldzuge geleistet hatte. Dornburg erscheint erst von Neuem in der Geschichte im J. 1244, wo Heinrich Schenk von Lautenburg und Rudolf Schenk von Saaleck dem Kloster Pforta einen Wäpplatz zu Dornburg, gegen ein aus

deres Grundstück daseibst überlassen. Später nannte sich sogar eine Linie der Schenke zu Dornburg, und im J. 1343 und 1344 verkaufte Rudolf, Heinrich und Dietrich Schenke von Lautenburg und Dornburg, das Schloß Dornburg die Dörfer Zimmern, Flurkeitz und Trebra mit 1600 Schock, Zählgrößen an die Grafen von Drlamünde und von Schwarzburg. Diese mußten es nach einer unglücklichen Fehde dem Landgrafen Friedrich von Thüringen im J. 1345 zu Lehen aufgeben, welches sie endlich im J. 1358 nach einer nochmaligen Fehde mit dem Landgrafen, an denselben förmlich abtreten mußten. Der Landgraf Friedrich besetzte Dornburg nun mit einer Burghmannschaft, die endlich im J. 1429 an Ulrich Schenk von Lautenburg in eine Pfandschaft und bald darauf, 1439, in einen Kauf an Margaretha von Dersberg überging. Im J. 1445 besaß es Boso Bickum von Gschütz, welches ihm aber mit Cambrg, Kosta und Giesberg, in dem bekannten sächsischen Bruderkriege abgenommen wurde. In diesem Kriege hatten die Bürger von Dornburg sich so ergeben gegen den Kurfürsten Friedrich bekommen, daß sie, als sie auf dessen Befehl sich eine Gnade ausbitten sollten, darauf antworteten: der Kurfürst solle sie nur für seine getreuen Unterthanen halten; daher noch bis auf die jetzigen Zeiten auf die Aufschreiben der Ausfertigungen an sie, steht: Wirsen lieben Getreuen, der Getreuen zu Dornburg. Nach einem Vergleich trat im J. 1486 Philipp Walthum und seine Schwester Clara Kannrode und Dornburg gegen 2500 Hl. und eine jährliche persönliche Rente von 300 Hl. an den Kurfürsten Ernst frei und eigenthümlich ab. Im 30jährigen Kriege wurde Dornburg im J. 1631 von den Kroaten geplündert, und sogar die verwitwete Herzogin Anna Maria von Sachsen-Altenburg an ihrer Person gepöbeldet und beraubt. Doch wurden die Kroaten von den Schweden überfallen, ihnen ihre Beute wieder abgenommen und sie selbst niedergemacht. Nach dem Erlöschen der Linie von Sachsen-Jena im J. 1691 fiel Stadt, Schloß und Amt Dornburg an den Herzog Albert Ernst von Sachsen-Weimar wieder heim. (Albert Erh. v. Rothenburg - Lengsfeld.)

DORNBURG (alt Thornburg). Geschichte der Pfalz Dornburg. Die Pfalz Dornburg hat zweifache Berühmtheit erlangt, einmal als berühmte Pfalz zu ihrer Zeit und zweitens in der neuern gelehrten Welt durch den Streit: ob das anstaltliche Dornburg, nämlich das alte, verdrängte Schloß Dornburg dicht an der Elbe, — von dem, als von dem Flusse verschlungen, jetzt keine Spur mehr zu finden, und dessen Name nur noch in dem Kirch- und Pfarroderf Dornburg, welches in geringerer Entfernung davon gelegen, sich erhalten hat, — oder ob das sächs.-meianische Dornburg, ein Städtchen an der thüringischen Seite der Saale, zwei Stunden unterhalb Jena, die Ehre gehabt habe, die berühmte Königl. Pfalz gewesen zu sein. Beides wurde früher von Verschiedenen

1) S. Weizmann, Inskalt. Offt. 3. Thl. 2. Bd. Cap. 6. S. 345. Peckstein, Theatrum Saxonicum, Cap. 15. S. 185. Sinner, Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt, S. 635—636.



und nicht das an der Elbe zu verstehen. Doch wenn auch so Dornburg an der Saale als Pfalz wohl begründet ist, so darf doch nicht, wie so oft geschieht, der berühmte Reichstag, welchen die Adressen Markgräve von Mecklenburg im J. 989 hielt, nach Dornburg an der Saale verlegt werden<sup>11)</sup>. Während nämlich Dithmar an allen Stellen, wo er von Dornburg redet, Thornburg sagt, so hat er hier Darnburg, sowie auch der Annalista Saxo Darnburg, und ferner, was noch wichtiger ist, der ganze Gang der Erzählung Dithmars zeigt, daß die Einführung Eiligrades aus Mecklenburg durch Berthar und der Reichstag in der Nähe Darnburgs statt hatte. Daher hat die Vermuthung<sup>12)</sup>, daß unter Darnburg (der Umlaut des a in e ist ja so gewöhnlich) Derenburg an der Havelme zu verstehen, Alles für sich, und um so mehr, je wahrscheinlicher es überdies ist, daß die Adressen von Mecklenburg den Reichstag in ihre Nähe verlegt. Auch in den zahlreichen Urkunden wird Dornburg nie Darnburg, sondern immer Dornburg, Dornburg, seltener Darnburg, Dornburg, Dornburg genannt. Seit jährlich aber sind die Urkunden, weil die Kaiser sich häufig in Dornburg befanden und Hofstage hielten; so Otto der Große im J. 965, Otto II. in den J. 973, 974, 979, 980, 992, Otto III. im J. 993<sup>13)</sup> und Heinrich II. zu Anfange des Jahres 1004, wovon wir oben schon gesprochen, und zu Ende des Jahres 1004 und des Jahres 1011<sup>14)</sup>. Nichts hatte daran verhindert, daß im J. 971 die „berühmte“ Pfalz zu Dornburg mit dem kaiserl. Schutze nebst einer berühmten Kirche<sup>15)</sup> verbrannt war. Später aber hörte Dornburg auf, Pfalz zu sein, und dergestalt, daß Heinrich IV. Dornburg dem berühmten Grafen Birecht von Groitzsch schenkte<sup>16)</sup>.

(Ferdinand Wacker.)

DORNBURG. Schenken<sup>1)</sup> von Dornburg an

11) So von Fabricius, S. 226 fg. Meier, S. 156 fg. Schwabe, S. 40. Herzog, Geschichte des Thür. B. S. 40. Einm., Entwurf einer urkundl. geschichtl. Geschichte des Mecklenburgs. Thierbach. I. Bd. S. 75. Obenloeb, wie die hier genannten Mecklenburger berühmten Reichstag nach Dornburg an der Elbe verlegten, lassen ihn Anders, wie L. v. Meißner (Ausz. Halberstadt. p. 506), in Dornburg an der Elbe halten. 12) Dargestellt in den Annalen zu Weiskam's weltgeschichtl. Gesch. d. Markgr. v. Mecklenb. I. Bd. S. 169. J. 989. S. 517. 13) Die Nachweise f. bei Schwabe, S. 40, 72 und 73. 14) Nach dem gleichzeitigen Jahrbuch (bei Leibniz, Scripta. T. I. p. 721) feierte nämlich Heinrich II. Weihnachten in dem J. 1004 zu Pötte (von wo er, nach Dithmar, nach Dornburg kam) und in den J. 1005 und 1012 dasselbe Fest in Dornburg. Der Verfasser singt aber nach damaliger Zeitrechnung das Jahr mit Weihnachten an, was mir eben im Texte berichtigt haben. 15) Das die Angabe irrig ist, nach welcher darunter ein Schutzenspruch zu verstehen, hat gezeigt S. Wacker, S. 231. S. 516, 515. Auch ist die Annahme der Vogelnest, Schmach's und Anderer, daß Dornburg seinen Namen von dem häufig verpöbten Thier Thor habe, eine bloße Vermuthung, welche sich zu Dornburg selbst, weil man diese Wortbedeutung als Thierische glaubte, die Sage von einem damals sich dort befindenden Hain, in welchem die Ältere Thore's gelebt, sich gebildet hat. 16) Nach der Vita Wiperti.

1) Irrthümlich hat man (s. B. der Verf. der alten und neuen Gesch. d. J. 76, sowie Kaiserreich, Thür. Gpr. 2. Bd. 2. Th. S. 791) die Grafen von Dornburg im Reichstage zu Grafen

der Saale; find ein Zweig der Schenken von Lautenburg, und diese stammen von den berühmten Schenken von Vargula. Merkwürdig im J. 1287 finden wir die Schenken von Vargula im Besitze von Dornburg, und so auch die Schenken von Lautenburg im J. 1244, wo Heinrich, Schenk zu Lautenburg, mit Genehmigung Rudolfs, Schenken zu Saale, und seiner übrigen Brüder dem Kloster Pforta einen Mühlenplatz zu Dornburg tauschweise überläßt. In der Urkunde vom J. 1281, nach welcher Heinrich und Rudolf, Schenken von Lautenburg und Dornburg, Güter in Hühnsfeld dem Kloster Heynsdorf schenken, wird der Genehmigung ihres Bruders Heinrich Rudolf gedacht. Dieser Rudolf ist es aller Wahrscheinlichkeit nach in der Urkunde vom J. 1289 wieder, wo Heinrich, Rudolf und Hermann, und wieder (ein) Rudolf, Schenken von Lautenburg und Dornburg, den Monach in Buren ihre Güter in den beiden Burien verkaufen. Auf dem runden Siegel mit dem berühmten aen Schild in der Mitte befindet sich die Inschrift: S. Rudolphi Pincernae in Dornbore<sup>2)</sup>. Rudolf, Schenke von Dornburg, kommt ferner in einer Urkunde vom J. 1306 vor, und ist wahrscheinlich derselbe Schenke von Dornburg, der ohne Beifügung des Namens in einer Urkunde vom J. 1304 erscheint. Des vorigen Sohne sind vermuthlich die Schenken von Dornburg, Rudolf, Heinrich und Heinrich, Gebrüder, in der Urkunde vom J. 1314. Wahrscheinlich die nämlichen sind Rudolf, Heinrich und Heinrich, Schenken von Lautenburg, die im J. 1330 eine Urkunde zu Dornburg ausstellen. Rudolf und Heinrich, Gebrüder, Schenken zu Dornburg, eignen im J. 1333 dem Kloster in Oberweimar eine Hufe in Umperstedt (bei Weimar) zu, und im J. 1337 überlassen Rudolf und Heinrich, Gebrüder, Schenken zu Dornburg und Herren daselbst, dem Kloster zu Pforte eine Hufe Feldes in dem Dorfe Gome zum Besitze des Hospitals eigenthümlich. Rudolf und Heinrich, Schenken von Dornburg, überlassen dem Nonnenkloster in Petersberg im J. 1343 einen Weinberg zu Leutisch. Diese Veräußerungen sind nur insofern bemerkenswerth, als sie und die Schenken von Dornburg kennen leben- und auf ihre ausgebreiteten Besitzungen hinweisen. Aber durch folgenden Verkauf haben sich die Schenken von Dornburg einen Namen in der Geschichte erworben, und zwar war dieser Verkauf einer der Brände zum Wiederaufbruche des thüringischen Grafenkrieges. Im J. 1343 verkaufte Rudolf, Schenke zu Dornburg, seinen Theil an dem Hause und der Stadt Dornburg, nebst dem Dorfe Dornsdorf, als Pertinenzhufe der Herrschaft Dornburg an die Grafen Friedrich und Hermann von Drlamünde, Grafen Heinrich und Grafen Günther, Erbketter zu Schwarzburg, Herren zu Arnstadt, für 1000 Schod Zahlungsgroschen, und nahm überdies Lautenburg in Beise eines übertragenen Lehn's von den genannten Grafen als Rannlehn,

von Dornburg an der Saale gemacht. Wichtig ist auch mit den Grafen von Dornburg an der Elbe gewesen. Weiter über diese Veräußerungen s. bei Schwabe, S. 26—28.

2) Burg auf Berg währte bekanntlich in einem und demselben Ortsnamen des Mittelalters häufig.

so daß, wenn er ohne männliche Erben sterben würde, solches Haus an die genannten Grafen als Lehnsherren anheimfallen sollte. Im J. 1344 verkauften Heinrich und Dietrich, Gebürder, Schenten von Dornburg, ihren Antheil an dem Hause und der Stadt Dornburg; das Holz Schöneberg mit dem Dorfe Jümmern an die Grafen Friedrich und Hermann von Dürandine und die Grafen von Schwarzburg für 600 Schock schmaler Zehngroschen. Unter den Zuhörern zur Herrschaft Dornburg befanden sich die Dörfer Jüchelsitz und Trebra. Die Grafen von Dürandine traten kurz darauf ihren Antheil an Dornburg an die Grafen von Schwarzburg ab. Diese aber mußten in dem zwischen dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthafte von Thüringen und den Grafen Günther, Heinrich und Günther von Schwarzburg im Lager vor Dornburg im J. 1345 Donnerstag nach Jacobi geschlossenen Friedensvertrage die Feste Dornburg, Haus und Stadt vom Landgrafen zu Lehn nehmen. Ungeachtet jenes Verkaufs nannten sich die Gebürder Heinrich und Dietrich Schenten von Dornburg in der letzten Urkunde, in welcher sie vorkommen, nämlich in der vom J. 1351, in der sie, nebst dem jungen Rudolf<sup>3)</sup> von Lautenburg, ihre in Sachsenhausen gelegenen Güter dem Kloster Pforta überlassen und ihre getreuen Mannen<sup>4)</sup> an den Abt weihen<sup>5)</sup>. (Ferdinand Wächter.)

**DORNECK**, auch **DORNEGG** und **DORNACHI** genannt, ein Oberamt des schweizerischen Cantons Solothurn. Der basler Bezirk Birsfeld theilt es in zwei Theile; wovon der erste von der Birs, dem solothurner Oberamt Birsfelden und dem Canton Basel begrenzt wird, während der zweite vom solothurner Gebiete getrennt, von den Cantonen Bern, Basel und von Frankreich umgeben ist. In dem letzten wird vorzugsweise Getreidebau, in dem ersten Viehzucht und Waldbau getrieben. Für beide bietet die nahe Stadt Basel einen vortheilhaften Markt dar. Das jetzige Oberamt, dessen einzelne Bestandtheile nach und nach durch Ankäufe an Solothurn gelangten, begreift die 11 politischen Gemeinden des Dornegg, Hochwade, Sempy, Serren, Eiren, Ruglar, Birkerswil, Bettwil, Höffsteten, Mejerlen und Koberdorf. Es bilden neun Pfarrsprengel und die drei Gerichte Dornegg, Serren und Limenthal<sup>6)</sup>. Im J. 1829 betrug die Bevölkerung 5133 Seelen, worunter nur 14 Nichtkatholiken sich befanden. Davon waren 2157 Grundeigenthümer mit überhaupt 22,647 Grundflüchen angeschlossen<sup>7)</sup>. Der Naturforscher findet in

diesem, dem Juragebiete angehörenden nördlichen Bezirke des Cantons Solothurn merkwürdige Erscheinungen, namentlich die Dornegg selbst, die Ruglar etc. Von den Dorneggern mögen nachstehende genannt werden:

1) Dornegg, ein katholischer Pfarrer, am Fuße eines nicht sehr hohen Kammes des Jura. Auf dem Kirchhofe ruhet die Asche des Präsidenten der königl. kais. Akademie der Wissenschaften Pierre Louis Moreau de Beaupré, der auf einer Reise im J. 1759 in der Bebauung seines Grundes, Johann Bernoulli's, zu Basel starb. Dieser ließ ihn hier in geweihter Erde beisetzen und errichtete ihm in der Kirche zu Dornegg ein Grabmal mit einer später verschwundenen ausführenden Grabchrift in lateinischer Sprache, deren Worte Bidel<sup>8)</sup> aufbewahrt hat.

2) Auf einem Berge über dem Dorfe liegen die Ruinen des im J. 1798 von den Franzosen und dem solothurner Landvolke zerstörten Schlosses Dornegg, das vor der schweizerischen Staatsumwallung dem solothurner Landvolke zum Wohnsitze diente. Es war vor seiner Verfallung, wie Lutz<sup>9)</sup> richtig sagt, eine künstliche Felsenmaße auf wirkliche Felsen gestützt und dadurch eine zur Vertheidigung der ohnehin gebirgigen Gegend wichtige Befestigung. Seine Erbauer sind die längst ausgestorbenen Eren von Dornegg, wovon Landrich von Dornegg im J. 1160 zum Bischof von Lausanne<sup>10)</sup> erwählt wurde, eine damals hohe Würde, die er 14 Jahre bekleidete. Nach dem Erlöschen dieses Hauses fiel es dem Grafen von Thierstein als Lehnsherrn zu, später durch Erbschaft an das Haus Hürich, von diesem im J. 1394 an die adelige Familie von Effringen zu Basel. Im J. 1455 trat der Junker Bernhart von Effringen dasselbe für die Summe von 900 Gulden an die Stadt Solothurn ab, die es später besaßen ließ. Wieder die Ueberreste dieses Schlosses nach die bestehenden Gebäude des Meierhofes werden den Fremden auf den Berg laden, wol aber die herrliche Aussicht, die man oben genießt. Intem sie den Lauf der Birs verfolgt, gestatet sie einen Blick über Basel hinaus bis tief in den Sundgau und in das Ober-Elsas.

Salhan, in Bernoulli's schweizer. Archiv für Statistik (Basel 1850). S. 59—69.

3) Conrde du Balé à Bienne par les vallées du Jura (Bâle 1789) p. 44. In den schweizerischen Literaturblättern für 1825 (Säcular) wird S. 254 gesagt: „Zur Erinnerung, daß diese Ortschaft durch die Kirchenbrennen daraus verschwunden war und nun auf Zuzugung der in diesem Jahre an Solothurn verlassenen Gesellschaft schweizerischer Naturforscher durch Besichtigung der Ruinen wieder hergestellt wird.“ Diese Behauptung ist aber nur zum Theil richtig, denn aus den Verhandlungen der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammelten Naturforschern in ihrer ersten Jahresversammlung zu Solothurn (Solothurn 1825) S. 9 geht hervor, daß die in Ruin stehende Gebäulichkeit auf der Wand hinter dem Eingange aufgestellt war, und im J. 1798 bei einer Wappensäumer nicht mehr in der Kirche zu Dornegg befindlichen Ruinen von ihrem Plage genommen und selber nicht mehr aufgefunden ward. 4) Die Schweiz in ihren Mitternachten und Weggelächern (Graz 1842), I. S. 547—551.

5) Bidel l. c. p. 42. Birenes helveticus (Geneve MDCCCXXVII) p. 201.

6) Dieser Schenke von Lautenburg war, wahrscheinlich als Neben-, Schenke von Dornburg, Lautenburg den den Grafen von Dürandine zu Lehn nahm, noch nicht geboren. Die Urk. vom J. 1251 beginnt: Die Lehnz, hier zu Lautenbain, vorum und unter sichen Bettor Rudolf des jungen von „Tulenberg“ (Lautenburg).

4) d. h. die Lehnzente, die Schenten, sagen: daß wir alles das Gut, das ihr und eure Ältern zu Lehn habt von den Schenten von Dornburg unsern Ältern und uns u. s. w. 5) S. die Urkunden, Urkundenauszüge und sonstige Nachweisungen bei Schenke, Nachrichten von der Pforta Dornburg, S. 50—55, 55—57.

1) S. Staatskalender des eidgenössischen Landes Solothurn für das Jahr 1825. 2) Birkel, zur Statistik des Cantons Solothurn

3) Dörneck an der Brücke, zusammengezogen Dornabrug. Dieser wohlgebaute Ort besitzt Jahrmärkte und eine dauerhafte Brücke über die Birs. Die frühere, ebenfalls kleinere Brücke \*) stürzte am 13. Juli 1813, mit dem daran befindlichen Gefängnisthurm, plötzlich ein, wobei 37 Menschen in den Fluten umkamen. In der Kirche des hier im J. 1672 errichteten geräumigen Kapuzinerklosters sieht man eine Kreuzabnahme von Georg Brandmüller. — Zwischen Dornabrug, der Birs, dem damals belagerten Schlosse zu Dörneck und Arlesheim liegt die Bahlflast der in den Jahrbüchern der Schweiz berühmten, entscheidenden Schlacht von Dorned. Sie ereignete am 22. Juli 1499 den Schwabenkrieg und nötigte zum Frieden den Kaiser Maximilian I., dessen von dem Grafen Heinrich von Hünenberg befehligte Heer von den verbündeten Solothurner, Berner, Züricher, Luzerner und juger Truppen geschlagen wurde<sup>1)</sup>. Zum Andenken ist umweit des vorher erwähnten Kapuzinerklosters eine der heiligen Magdalena geweihte Kapelle mit einem sogenannten Weinhaufe aufgeführt worden.

4) Sempem, liegt auf der Höhe des Zuragebieges über dem Schlosse zu Dörneck. Aus den schönen Waldungen, die dieses Pfardorf umgeben, versorgen die Bewohner die Stadt Basel mit Brennholz.

5) Seewen, liegt in einem Bergthale, dessen fecht fruchtbare Grundebene einst ein kleiner See bedeckte. Im J. 1488 wurden die ersten Versuche zu seiner Entwässerung angestellt, die erst 100 Jahre später vollständig gelang, indem man durch einen Felsen eine Öffnung, das sogenannte Seeloch, zum Abflusse hieb. Ausser vom Feldbau ernähren sich die fleißigen Einwohner auch vom Abzug ihres Holzes nach Basel. Sie erstreuten sich eines anständigen Schulhauses und einer ebenfalls aus eigenen Mitteln erbauten, mit zwei Thürmen gezierten Pfarrkirche aus einer den Ort beherrschenden Anhöhe. Seewen hatte im Mittelalter seine eigenen, gleichnamigen Herren, die Erlen von Seewen, nach deren Aussterben es an die Grafen von Thierstein und die Freiherren von Falkenstein gelangte.

6) Büren. Bei diesem in einem tiefen Thale liegenden Pfardorf wies Getreide und selbst Weinbau getrieben. Der Bach, der den Ort bewässert, bildete vormals darin einen jetzt ausgefüllten und in Wiesboden verwandelten Weiher, in dessen Mitte ein auch eingezäuntes kleines Schloß stand, das als Lehn dem im Mittelalter so mächtigen Hause Thierstein gehörte.

7) Muglar, im Drüthale, mit ergiebigen Feldbau und Weingärten. In der an Versteinerungen reichen

Umgebung sind im J. 1810 römische Gräber entdeckt worden<sup>2)</sup>. Es ist in St. Pantaleon eingepfarrt, dessen Pfarrer, immer ein Kapitular des Stiftes Maria Stein, den Titel eines Propstes führt.

8) Bittertswil, auch Bytertswil genannt, im Lamentale. Erst im J. 1808 ist die 1641 erbaute Kirche zur Pfarrkirche erhoben worden.

9) Bettwil oder Bettweit, mit einer Kapelle. Dieser mit dem vorigen pfarrgenössige Ort kam durch einen Vertrag mit dem Bisthume von Basel, im J. 1523 an Solothurn.

10) Wekerlen, auf einer fruchtbaren Hochebene, auf der Nordseite des Berges Blauen. Erst im J. 1821 wurde die von einem Conventualen aus der Abtei Maria Stein bediente Kirche in das Dorf selbst versetzt. Die frühere stand einsam außerhalb des Dorfes und mußte wegen ihrer Baulosigkeit abgetragen werden.

11) Maria Stein (Petra B. Mariae Virginis oder ad Petram Marianam, französisch Notre-Dame de La Pierre), berühmter Wallfahrtsort, der sein Entstehen der Erhaltung des Ritters Hans von Reichenstein verdankt, der als Knabe im J. 1541 hier in einem tiefen Abgrund stürzte<sup>3)</sup>. Damals schrieb man diese Rettung der Mutter Gottes zu und verwandelte diese Felsenhöhle in eine Kapelle, in welcher ein wunderthätiges Marienbild jährlich Tausende von Landluten anzieht<sup>4)</sup>. Über derselben auf einem hohen Felsen, der eine Widrigkeit beherrscht, stehen die unregelmäßigen Klostergebäude der Benedictinerabtei Maria Stein, die im J. 1648 durch den damaligen Abt Fintanus Kaefer aus Weingwil, im solothurner Ebercomie Thierstein, hither verlegt ward. In die Zugen fallend ist das bei dem Kloster befindliche große Weidobau, durch die Menge seiner Fenster, und sehr schön die Aussicht, die man von der St. Annenkapelle genießt. Zu den nächsten Gegenständen, die man erblickt, gehören die Überreste der im J. 1814 zerstörten französischen Bergfeste Landökon, die sich in Maria Stein mit Trinkwasser versorgen mußte. Am Fuße der Abtei, welche die Gollatur mehrer Pfarreien besitzt, befindet sich die von einer starken Wasserquelle gespeiste Klostermühle. Nicht weit davon

12) Kläse oder Klähen, am Fuße des Berges Blauen, in einem tiefen Felsenfessel, ein kleines Dorf mit einer längst rühmlich bekannten Heilquelle, deren Bestandtheile etwas Eisen, Kalz und Spuren von Ghlorinsalzen sind<sup>5)</sup>. Die Badanstalt, allmählig zu drei weit

6) E. Souvenira de mes promenades dans l'Évêché de Bâle, en 1802. Pont de Dornach. Conservateur Suisse VIII. p. 223. 7) Ausführliche Schilderungen der Schlacht finden sich im Conservateur Suisse II, 24—41; Bataille de Dornach dans le Canton de Solerne. Le 22. juillet 1499. und im Schweizer Museum (Scrib. 1747). S. 577—585. Dieser Tag, aus den Zuständen von S. 6. Zuerst verlorste trübselige Zeiten ist kritisiert: Geschichte des Schwabenkriegs 1499. Die Schlacht von Dornach wird S. 666—674 beschrieben.

8) Zug, vollständige Beschreibung des Schwabenkrieges. Zweite Ausgabe (Zürich 1827) II. S. 466. 9) Neue Beschreibung der Landchaft Basel. Von Marfas Zug. 5. Abtheilung (Basel 1816). S. 221. 10) Le couvent de Notre-Dame de la pierre (en allemand Mariastein), le neuvisme et dernier de la Congrégation des Benedictines de Suisse. Sa situation bizarre sur ses chaînes de rochers qui domine une étroite vallée, ses agrestes alentours qui contrastent avec ces beaux édifices, et surtout une profonde encreux au dessous de l'église devenue une chapelle très-angustie, où l'on arrive par des escaliers taillés dans le roc, méritent à ce couvent par ce que le visite des curieux, qui vont souvent voir de choses moins intéressantes. Bridel l. c. p. 46. 11) Scrib. Kläse, Schweizer Badereographie (Genève 1826). S. 405.

läufigen, mittels Galerien verbundenen Gebäuden erweitert und im J. 1809 wesentlich verbessert, wird aus der ganzen Umgegend, besonders aber aus dem nur 24 Stunden entfernten Basel stark besucht. Die malerischen Umgebungen bieten reizende Aussichten dar, unter welchen in geringer Entfernung die Ruinen der Schloßer Rothberg, Eternenberg, Hirsenstein, Waltegg und Keinach hervorstechen. Hier gehört zum Pfarrsprengel von

13) Hoffstetten. Die Lage dieses bedeutenden Pfarrdorfes zwischen hohen Bergen ist weniger dem Feld als dem Viehwesen günstig. Die längst erloschenen Oefen von Hoffstetten bewohnten im 14. Jahr. die eben genannte Burg Eternenberg, von der jetzt nur noch wenige Trümmer sichtbar sind. Es war ein Lehn derer von Thierstein.

14) Kobersdorf (auf Karten zuweilen Kollersdorf geschrieben) im Laimthal. Dieses Pfarrdorf ward im J. 1409 von den Baslern und in spätem Feldten 1445 von den Solothurnern eingeäschert. Aus Kobersdorf ist Hieronymus Alterrat gebürtig, der als Statthalter zu Reimwil und als Abt zu Maria-Stein sich vielfache Verdienste um die Kirchen und Güter dieses Stiftes erworben hat. Er wurde im J. 1745 zum Abt erwählt.

(Graf Henkel von Donnermark.)

**DÖRNER**, nennt man beim Hüttenwesen überhaupt unvollkommen geflossene Metalltheile von jadigem Ansehen, daher Blei- und Kupferdörner. — Dörnerarbeit, Dörner- oder Arzschmelzen ist eine Abtheilung der Saigerhüttenarbeit, und es wird unter dem Artikel Kupfer davon geteilt werden. — Dörnerblei ist das silberhaltige Blei, welches bei der Saigerung der Dörnerschlacke gewonnen wird. — Dörnerschlacke heißen die bei der Dörnerarbeit fallenden Schlacken, Dörnerschlacke die bei der Dörnerarbeit fallenden Kupfer, die zur Saigerarbeit kommen.

(Hartmann.)

**DORNHAUSEN**, ein Pfarrdorf, im Bezirke des königl. bairischen Landgerichts Gunzenhausen des Rezatskreises mit 48 Feuerstellen und über 50 Familien. Ehemals hatten die von Hühberg hier einen Sitz. In frühern Zeiten hat man in der Nähe des Dorfes bei Ausräumung eines Holzes römische Begräbnisplätze mit Ährenkrügen gefunden, welche letztere aber zu mürbe waren, um erhalten werden zu können. Gegenwärtig ist hier der Sitz einer Distrikts-Schulinspektion. (Fenkohl.)

**DÖRNIGHEIM**, Marktsiedel am Main, an der Straße von Frankfurt nach Hanau, eine Stunde von letztem, und zum kurhessischen Kreis- und Landgerichte Hanau gehörend, mit einer reformirten Kirche, 103 Häusern und 660 Einwohnern. Die Feldkur hält 3373 Morgen und die gemeine Waldung 676 Morgen. Die Abtei St. Jakobberg zu Mainz hatte hier ein beträchtliches Hofgut. Schon unter Karl dem Großen erwarb die Abtei Forst dasie Güter; der Ort wird bei dieser Gelegenheit Dornheim genannt. Die Reigelt desselben trugen die Grafen von Hanau von der Propstei St. Jakobberg zu Lehn. (G. Landau.)

**DORNOCH (DORNOCK)**, in Schottland, Haupt-

satz der Grafschaft Sutherland, an der nördlichen Küste des gleichnamigen Meerbusens (Frith of Dornoch), welcher dem südlichen Theil Sutherland von der Grafschaft Ross trennt. Die Stadt ist sehr alt und war ehemals der Sitz der Bischöfe von Caithness, die hier ein großes Schloß hatten. Die Kathedrale soll im 14. Jahr. erbaut sein und wurde im J. 1280 reparirt. Die Veröberung der Stadt und des Kirchensprengels wird zu 2700 angegeben. (H.)

**DORNOCK**, Kirchensprengel in Schottland, in der Grafschaft Dumfries, der sich an 24 engl. Meilen, längs der Küste des Meerbusens von Calum hin erstreckt. Der Boden ist lebhaft und die Oberfläche auffallend flach. (H.)

**DORNSTETTEN**, kleine württembergische Stadt im Schwarzwaldkreise, Oberamt Heudensfeld, mit 1100 Einwohnern. Viele Strohkühe werden hier verfertigt, und alljährlich wird ein Waldgericht unter freiem Himmel gehalten. (H.)

**DORNUM**, Herrlichkeit und Flecken im Königreiche Hannover, Landrathsbezirk Aurich. 1) Dornum; Herrlichkeit: Lage. An der Nordseite im Norden Ostfrieslands; in Westfalen wird sie begrenzt durch das hanoversche Amt Berum, im Süden und Osten durch das Amt Gens; sie hat eine Länge von einer Meile, und eine Breite von einer halben Meile; ihre Oberfläche nimmt einen Raum von ungefähr einer halben □ Meile ein. — Physische Beschaffenheit. Der ganz ebene Boden wird durch zwei kleine fließende Gewässer, Tiefe genannt, bewässert, die von Süden herkommend, zuerst an der West- und Dölgrenze sich verzweigen, dann im Norden der Herrlichkeit sich vereinigen und zuletzt in die Nordsee sich ergießen. Der Boden besteht ganz aus Marschboden und zwar größtentheils aus sogenanntem Kleinsand, d. h. fettem, schwerem Marschboden, und aus Grodenland (durch Stroden oder Felder, bezeichnet man in Ostfriesland das neu eingedeichte Land). — Einwohner. Die Zahl derselben beläuft sich auf 1530 in 271 Wohngebäuden. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Ackerbau, dessen Producte zum Theil zu Wasser ausgeführt werden.

Dornum, die größte der noch bestehenden Herrlichkeiten Ostfrieslands, umfaßt die beiden Kirchspiele Dornum und Rottbörj. Zu merken sind darin: 2) Dornum, Flecken, nahe an der östlichen Grenze der Herrlichkeit, mit 745 Einwohnern, ziemlich gut gebaut, mit einer engen Hauptstraße. Am Ende des Fleckens, im Süden, steht eine kleine Kirche mit dem Erbgrabnische der dornumer Häuptlinge; zwei Prediger sind bei derselben angestellt; die Oberpastorei ist meistens ein Augustiner-Mönchsfleher gewesen. Von den drei Bergen, die eben dem im Flecken nahe beisammen liegen, erstehen jetzt nur noch die Nord- und die Ostberg; die erste, Sitz der alten Häuptlinge, mehrmals zerstört und wieder aufgebaut, bildet das jetzige Schloß, ein regelmäßiges Viereck, von drei Seiten mit einem Garten umgeben, und ist die Wohnung des Gerichtsvorwalters. Von der zweiten, auch Emigant's Burg genannt, sind noch mehr Theile vorhanden. Die dritte Burg, die Wehrburg, ist nach ihrer Zerstörung im J. 1514 in der sächsischen Heide, nicht



wieder aufgebaut; ein kleiner Hügel mit einer Windmühle zeigt die Stelle an, wo sie stand. — Unter dem, zur barmherziger Gegend gehörigen Theile bemerken wir hier noch: den barmherziger Groden; mit vielen zerstreut liegenden Wäldern oder Gütern. Im J. 1580 soll hier vom Meere ein Damm auf den Strand geführt worden sein. Dieser hat barmherziger Vorwerk, ein königlicher Platz, und das barmherziger Siegel (Siegel sind Schloß für den Abzug des barmherziger); dies letzte hat 184 Einwohner und macht den Osten des Landes aus. 1) Kisterhase, im Süden von Dornum, ein kleines Kirchspiel von 178 Einwohnern, aus drei Dörfern bestehend und mit nicht besonders fruchtbarem Lande. Im Pfarrgarten des Kirchhofs wurden im J. 1804 Gebeuden von schwarzen Urnen, halbverbrannten Knochen u. entdeckt.

2) Geschichte. Dornum war, wie der ihm noch zustehende Name Herrlichkeit es anzeigt, früher ein Besitzthum eines kaiserlichen Hauptlings; als herrschende Familie wird, seit dem Ende des 14. Jahrh., die der Attena genannt und des Attena als erster Hauptling aufgeführt. Dieser hatte unverschuldet ein trauriges Ende. Sein jüngerer Sohn Rüt, der seine Frau Dea wegen ihrer vielen Kastei auf den Rath ihrer eigenen Mutter, der verachteten quaden Köse, Gattin des Ritters Desco von Broel, im J. 1410 oder 1411 im Eifer ermordet hatte, wurde von dieser verfolgt und nach der Übergabe von Dornum mit seinem Vater entführt. Die zwei Ältern Sohne des Hens bekamen jeder eine Burg in Dornum. Durch Etta; Tochter des Rüt und Gemahlin des Mauris Kante von Wismund, kam die Herrschaft auf ihren Sohn Hido Mauris, der Propst zu Emden und ein großer Rechtegelehrter und geistlicher Mann seiner Zeit war. Im J. 1554 kam sie von dieser Familie durch Heirat auf Gerhard von Glöser, einen bremischen Doctoren. Von dem letzten Erben dieses Namens gelangte die Herrlichkeit im J. 1725 durch Heirat an den Herrn von Wolbrun; und später, ebenfalls durch Heirat, an den Freiherren von Urffall Schellband. Im J. 1795 wurde sie an den Grafen von Schönburg, von diesem 1798 öffentlich an den Geheimen Kriegs Rath von Hoffbauer in Witten, und 1820 von diesem wieder an den Grafen von Münster für 165,000 Thlr. verkauft. Von den alten Souveränitätsrechten ist dieser Herrlichkeit, sowie den andern, die seit der Erlangung des Gürtenschen Hauses zur Oberherrschaft Ostpreussens hier noch existiren, nichts weiter übrig geblieben, als die besondere Gerichtsbarkeit; zwar wurde ihnen dieselbe während der französischen Occupation auch noch genommen, allein seit dem J. 1817 haben sie dieselbe wieder erhalten. (M. E. Oppermann.)

**DOROBROTOWA, DOBROBRATOWA**, ungar. Drágobratfalva, ein zur Herrschaft Munkacs gehöriges Dorf im seldwitzer Bezirk oder Gerichtsbezirk (Procesus) der bremischer Gegend, im Kreise dieselbe der Theil Ober: Ungarns, am Fuße der Gebirgskette Hatters, unfern von der von Munkacs an die Theil führenden Poststraße gelegen. eine Stunde nordwärts von Nyirefalva, der nächsten Poststation, entfernt, den Dor-

fern Kövitsfalva und Kis: Almas benachbart, mit einer griechisch: katholischen Pfarre und Kirche, einer Schule, 102 Häusern und 923 russisch: griechischen Einwohnern, unter welchen sich 765 Katholiken, 136 Evangelische und 22 Juden befinden. (G. F. Schreiner.)

**DOROG**, 1) Rácz: Dorog, eine der sechs besonders privilegierten Hauptstädte (Oppida Hajdoni: calla), welche im Kreise jenseit der Theil Ober: Ungarns einen besondern, zum Theile von der hajdonischen Gegend eingeschlossenen District bilden und unter der unmittelbaren Jurisdiction des District: Capitaneats stehen. Die Stadt liegt in der großen ungarischen Ebene, 21 deutsche Meilen nördlich von Békéshely, dem Hauptorte des Districts, und 4 Meilen südlich von Mánas; von einer fruchtbaren, nur selten von Sumpfsümpfen unterbrochenen Flur umgeben, mit einer griechisch: katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 921 Häusern und 6840 Einwohnern, welche die ungarische Sprache sprechen, eine sehr starke Viehzucht treiben und, mit Ausnahme von 16 Reformirten und 28 Juden, sich sämtlich zur katholischen Kirche bekennen. 2) Nagas: oder Groß: Dorog, ein der obigen Familie Kengyel gehöriges Dorf im seldwitzer Gerichtsbezirk der tolnauer Gegend im Kreise jenseit der Donau Nieder: Ungarns, zwei deutsche Meilen westlich von dem Markte Puszt, in der großen ungarischen Ebene, am linken Ufer des sumphigen Ecs: vis, nach dem Dorfe Gyököp, an der von Köles nach Földvár führenden Straße gelegen, mit 384 Häusern, einer Pfarre und Kirche der Reformirten, einer Schule und 2666 Einwohnern, wovon 2608 Reformirte, 52 Katholiken und 6 nicht untrübe Griechen unter sich zählen. 3) Kis: oder Klein: Dorog, ein in demselben Comitai, Kreis und Lande mit dem vorigen Ort, aber im völgger Gerichtsbezirk, in wellenförmig: hügeliger Gegend gelegenes Dorf, welches der adeligen Familie Döry gehört, den Dörfern Kirasb und Kobacs benachbart ist, eine katholische Pfarre, Kirche und Schule, 1044 Häuser und 1055 katholische Einwohner hat. Das Dorf liegt 21 deutsche Meilen westnordwestlich von dem seines Namens wegen berühmten Markte Erxard. (G. F. Schreiner.)

**DOROGH**, 1) ein eben nicht bedeutendes Fleßchen, welches in der graner Gegend Nieder: Ungarns entspringt, durch ein breites, von den Ausläufern der Gebirge (Vörteshegy) und dem pflaster: Steig gebildetes Thal fließt, und sich nach einem Laufe von dreißig drei deutschen Meilen unterhalb des gleichnamigen Dorfes am rechten Ufer in die Donau ergießt. 2) Ein dem graner Domkapitel gehöriges, großes Dorf im graner Gerichtsbezirk und Comitai, im Kreise jenseit der Donau Nieder: Ungarns, am Fuße des Berges Grit, am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, an der von Raab nach Ofen führenden Haupt: Commercial: und Poststraße, 12 Meile südwärts von dem Hauptorte der Gegend entfernt, in sonderiger Gegend gelegen, mit einer katholischen Pfarre, Kirche und Schule, einem Postamt und Station, welche mit Neuborf und Bördorf: Pötte wechselt und den Fremden auch eine gute Herberge darbietet; 94 Häusern und 612 katholischen Einwohnern,

welche theils Teutsche und theils Magyaren sind. Die hiesige Pfarre ist alt, gehört zu dem untern, jenseit der Donau gelegenen grünen District des Erzbisthums Gran, wird von zwei Pfarren besetzt, und zählt in den drei eingepfarrten Dörfern Dorog, Tálly und Tolod, zu Folge des Diöcesanstatistikums für das Jahr 1834, 2552 Partikeln.

(G. F. Schreiner.)

**DOROGOBUSCH**, 1) eine besetzte, in einer anmutigen Gegend: liegende Kreisstadt in der russischen Statthaltschaft Smolensk, am linken Ufer des Dnepr unter 54° 54' Br., 45 Meilen von Moskau und 13 Meilen von Smolensk. Die Stadt hat 3 Kirchen, 309 Häuser, eine Glashütte und über 2000 Einwohner, welche Land- und Productenhandel treiben.

(J. C. Petri.)

2) Stadt im östlichen Kreise des Gouvernements Wolhynien unter 50° 30' Br. und 44° 32' L., an einem Flüßchen, das sich einige Werste unterhalb in die linke Seite des Dnepr ergießt, jetzt unbedeutend, früher Appanage der Enkel des Großfürsten Wladimir Monomachuk.

(H.)

**DOROHOR**, ein Städtchen in der Moldau, in dem gleichnamigen District, dessen Einkünfte in die Schatzkammer der Kaiserin fließen. Der benachbarte See ist nach dem südlichen der größte in der Moldau und, wie alle Gewässer dieses Landes, sehr fischreich. (Rumy.)

**DORONICUM**. Mit diesem Namen, welcher aus dem Arabischen entlehnt sein soll, bezeichnet schon Anguissara (Simplicius 1561) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Einflüßigen Klasse, und aus der Gruppe der Radiaten (Crenationem) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist vielblättrig; die Blüthen stehen in doppelter Reihe und drücken einander dachziegelförmig; der Fruchtboden ist behaart, grubig; die Blüthen des Strahls haben getrennte, seilförmige Antheren; die Samenhöhle des Strahls fehlt, die der Scheibe ist scharsporig. Es sind sieben Arten dieser Gattung bekannt, welche im mittlern und südlichen Europa und am Kaukasus und Atlas als perennirende Kräuter mit großen, gelben Blumen wachsen. *D. Pardalianches* Linn.\* (Schulz, Handb. t. 249. Engl. bot. t. 249) wird in deutschen Gärten nicht selten als Bierpflanze gegeben. Dieses perennirende; behaarte, oft mannshohe Kraut ist in Mittel-Europa in Gebirgswäldern, besonders auf Kalkboden, einheimisch. Die Wurzel (*Radix Doronici officinalis*) war sonst officinell und soll, nach der Behauptung der Alpenbewohner, die Samen gegen Schwindel schützen, daher die Namen: Gerns-, Kraut- oder Schwindelwurzel. Die Wurzel ist stark und kriechend, der Stengel ästig und vielblüthig, die Blätter sind gezähnt und herzförmig, die unteren langgestielt, die mittlern an der Basis geöhrt, die obersten fiedeligstammig; die Blumen groß und gelblich. *D. Pardalianches* und das ähnliche, aber kleinere *D. scorpioides* Willdenow (Sp. pl.), welches

ebenfalls auf den Bergen des mittlern und südlichen Europa wächst, kommen schon bei den Alten unter den Namen *Pardalianches* und *Scorpius* vor. So erzählt Aristoteles (Hist. anim. IX, 7), daß der Panther, wenn es von diesem Gifte (*magdunizis*) genossen habe, Menschenleib als Gegenmittel suche. Theophrast sagt (Hist. pl. IX, 13, 6. XVIII, 2), das *Scorpius* (*scorpius*, *ei de scorpius*) habe eine dem *Scorpius* ähnliche Wurzel und ähnele dieses und andere Thiere. Dasselbe bezeugt Dioscorides (Mat. med. IV, 77), welcher die Pflanze *Akonitum* (*akontion*, *ei de magdunizis*) nennt. Endlich wiederholt auch Plinius (H. N. VIII, 41) die Fabel des Aristoteles mit einigen Zusätzen. Auch mehrere Väter der Botanik berichten, daß man die Wurzeln von *D. Pardalianches* und *scorpioides* zum Tödteln wilder Thiere anwenden könne; daß sie aber den Menschen unschädlich sind, hat Konrad Gessner an sich erprobt (f. Sprengel, Theophrast II. S. 375. Dioscorides II. S. 606).

Viele Arten von *Doronicum* bilden die Gattungen: *Diplocoma* Sweet, *Donia* R. Brown, *Gerbera* Geonov. und *Trichoclinia* Cassini. (A. Sprengel.)

**DORONINSK**, eine kleine, neue Kreisstadt in der kaiserlichen Statthaltschaft in Sibirien an der Angoda, welche mit der Dnna hier die Schilla macht, 124 Meilen von Irkutsk. Der dazu gehörige Kreis liegt zwischen dem 46—51. Gr. d. n. B. und dem 125—130. Gr. d. ö. L., ist nicht sehr fruchtbar und wird vom Irkutsker Gebirge durchzogen. Die ihn bewohnenden Buräten und Mongolen führen ein Nomadenleben. (J. C. Petri.)

**DOROS**, *Apoq.* 1) Sohn des Hellen und der Dreifei, also Enkel des Deukalion, eigentlich eine Personifikation des vorrösischen Völkersammes; daher soll er auch die Länder oberhalb des Peloponnes bei der angeblichen Abtheilung des Vaters zu seinem Antheile erhalten haben. *Apollod.* I. VII, 2. 2) Ein Sohn des Poseidon, der mit seinem Schiff an der Küste der Landschaft Doris landete und ihr den Namen gegeben haben soll. 3) Ein Sohn des Apollon und der Phibia, Vater der Antippe. Er hatte Krokon inne, als Krokon darin schwärmte, und ward von diesem erschlagen. *Apollod.* I. VII, 6.

(Richter.)

**DOROS**. Die englischen Entomologen\*) bilden aus dem *Syrphus conopseus* Meig. wegen der verhältnißmäßigen, fast wahren Wurzelglieder des Hinterleibes eine besondere Gattung, welcher sie obigen Namen beilegen.

(Germar.)

**DOROSZLÓ**, 1) magyar. und teutsches großes Pfarrdorf in Niederungens hiesiger der Donau, kaiserliche Gefamtschaft, im mittlern Bezirk, an der Wosonga und an der Römerschanze, unter 36° 51' 56" der östl. Länge und 45° 36' 3" der nördl. Breite, der königl. Kammer gehörig, der Sitz des bürgerl. königl. Kameral-Waldamtes, mit einer römisch-katholischen Pfarre und Kirche,

\*) Jacquin, Austr. II. t. 130, IV. t. 350. Gärtner, De fruct. t. 173, f. 5.

\*) Samonella, Nomenclat. of british Entomology (Lond. 1819). p. 15.

einer Mahlmühle, 984 besessenen und 4 freien Bauernsektionen, 3280 Erbköthen Ackerfelder, 2525 Jochen Inatvilanum und Wiesengründe, 1194 Jochen Weinärten, 24674 Jochen benutzbarer Weiden, 1190 Jochen Eichenwälder, 289 Jochen Wassergründe, 297 Jochen Hobens zu öffentlichem Gebrauch, zusammen 69904 Jochen (zu 1600 Luabraktschern), 2127 unadeligen Einwohnern (nach der Conscription von 1820), worunter über 1000 teuffche Colonisten<sup>1)</sup>. Der Ackerboden ist sehr fruchtbar und wird zur ersten Classe gerechnet. Die Einwohner leben von Feld- und Waldgeschäften und von der Viehzucht. Umweit von Doroszló in der sogenannten Gaja ist eine wohl eingerichtete Baumzucht (nach offiziellen Daten). 2) D., Rába-D., ungarisch Dorf in Niederungern jenseit der Donau, eisenburger (oasvärer) Gespanschaft, gänzer (köszeg) Bezirk, beim Einflusse der Wita in die Raab, zwischen Gistá und Körnend, größtentheils (nebst dem Dorfe Rum in der eisenburger Gespanschaft) dem katholischen Zweige der adeligen Rumy'schen Familie, die davon seit dem J. 1250 das Prädikat de Rum et Doroszló führt (die Donation des Königs Bela IV. für die Brüder Nikolaus und M. Durcislous Rum bestätigten die Könige Ladislaus IV., Stephan V. und Andreas III., der letzte im J. 1292, nach *Lehotzky*, *Stemmatographia Incolyt Regni Hungariae etc.* P. II. (Posonii 1798. 4.) p. 346 sq. und *Mart. Georg Kovachich, Supplementa ad Vestigia Comitiorum*, p. 104 sq.)), und einigen

andern adeligen Grundherren, mit katholischen Einwohnern und einem nur mittelmäßig fruchtbaren Boden. Mit diesem Doroszló darf nicht verwechselt werden das ungar. Dorf Doroszló oder Deißdorf, in der eisenburger Gespanschaft, gänzer Bezirk, unter einem reichthümlichen Gebirge an dem Klüßchen Güns, 1 Stunde von der Stadt Güns entfernt, zur Herrschaft Köszeg des Fürsten Esterházy gehörig, mit katol. Einwohnern, einem mageren Ackerboden, aber ziemlich guten Weinbergen. (*Rumy*.)

3) DOROTHEA (St.), eine Jungfrau in Kappadokien, brachte sich schon Jüngst auf in Keuschheit und aller Keuschheit Gott zum Opfer, in Demuth, Fasten und Gebete verharrend. Alle, die sie sahen, priesen den Namen des Herrn Jesu Christi, der in ihr eine so herrliche Dienerin habe, die lieblich anzusehen, dabei voll unvergleichlicher Weisheit in aller Unbeflecktheit des Lebens war. Je schöner sie heranblühte, desto mehr weidete sie sich dem himmlischen Bräutigam. Als ihr christlicher Wandel zu den Ohren des Vorküfers der Provinz, Namens Sapritius, der ein Verfolger der Christen war, gedrungen, ließ er sie vor seinen Richterstuhl fordern, und gebot ihr, den Göttern des Reiches zu opfern. Sie aber sprach getroffen, daß sie dem ewigen Gott und nicht Götzen noch Menschen opfern werte, verdamme auch des Richters Drohung und verglich die Verfolger des lebendigen Gottes mit tolen Hunden, welche die Vorübergehenden tödtlich verwunden. Sapritius wüthete sich, sie der gefetzten Strafe zu entziehen, sie aber verkündete, daß der Menschen Strafen zeitlich, Gottes ewig sind, und daß sie den Herrn allein fürchte. In allen ihren Reden führte sie auch viele Sprüche der heiligen Schrift an, und verkündete Allen, die den Götzen opfern würden, das ewige Feuer. Darob entbrannte der Richter in Zorn und gebot, sie zu morden. Sie aber blieb standhaft in der Qual und redete von der Liebe zu dem, der ihr das Weh ertragen und keine Gewalt fürchten lehre. Der Richter fragte, nach wem sie verlange. Und sie nannte den Sohn Gottes, lehrte von Christi Herrlichkeit und verhieß dem Richter die Freuden des Paradieses, wenn er an ihn glaube. Dieser hingegen verlangte fort und fort Götzenopfer, und versprach ihr sogar einen Mann und Freuden auf Erden, sobald sie sich fügen würde; allein das führte sie nicht. Da ließ sie der Richter zu zwei Schwörern führen, Namens Grissa und Galissa, die vor Kurzem abgefallen waren vom Glauben, und versprach ihnen noch größere Geschenke, wenn sie die Standhaftigkeit der Dorothea überwinden und sie zum Heidenthume zurückführen würden. Allein der treue Mund der Bekennerin des Herrn spricht ihnen so lange von der Gnade Jesu Christi vor, der alle Wunden heilt und aller Sünder sich annimmt, bis sie wieder zum rechten Glauben zurückgebrach werden, den sie auch mit Dorothea in gleicher Standhaftigkeit vor dem Richter bekennen. Sapritius aber zerriff seine Kleider, befaß sie zu binden und in eine Zonne (Fechtonne) zu fesseln, woran sie nicht opfern würden. Dorothea brach dagegen in begeisterte Worte aus, und der erzürnte Richter ließ sie abermals auf das Marterholz bringen, worauf sie noch entzückter

1) Einnichtliche Einwohner sind katholisch, bis auf zehn griechisch, nicht ungar. Erben und zehn Juden. 2) *Lehotzky*, *Stemmatographia*, P. II. p. 346. Rum, Nicolaus et M. Doroszlous (Durcislous), filii Theodori de Doroszló, terram Rum in Comitatu Castrifere obtinuerunt. Comitabatur Regem (Bela IV.) Jaurium cum vexilla in Ecclesia Albensi elevatu, pugnatu contra Albertum duceum Austriae 1250. M. Durcislous duntaxat a Rege Andrea III. 1292 data, sequentem clausulam continet: „Dom. M. Johannes, filius Henrici Bani (Goslep) ausu temerario Nosttram Majestatem impediavit, idem M. Durcislous propter libertatem nostram contumelios legalibus solgatus, filium suum propterea pro Nostre Constantine dedecus obdidit.“ *V. Kovachich*, *Supplm. ad vestigia Comitiorum*, p. 104. — *Gregorius*, Comes Castrifere 1380 (richtiger 1377), eius filius Joannes, in aula Regis educatus, dictus *Nemeth*, Comes de Csongrad 1357, filius eius *Paulo*, Magistro (richtiger Vice-magistro) Pincernarum, Rex tria puella aurea (richtiglich drei silberne, stark vergolbte) Pocale. Sie werden von dem Ennere der Rumy'schen Familie zu Jarkar in der slawischen Gespanschaft aufbewahrt und sind ein Meisterstück der Kunst im Mittelalter. Professor Witting hat diese merkwürdigen Pocale in einem Schreiben an Prof. Büchling in Berlin, welches im *Kunstblatte des Morgenblattes* 1825 October abgedruckt ist und in *Podmosnyas Gyllensmyss* ganz beschreiben, et septem argentea donavit, quae haecenus in Insulae ostentant. Diploma de A. 1350 refert, „quod Rex Joanni Rumi Nemeth dicto, filio Gregorii, et fratri eius Nicolao, Regem cum Lorando, Comite Castrifere, Neposibus ob vindicandum ibi eandem Andre Regis comitanti et strennum ibi operam praestanti, pontem super fluvium Rába, Várnygy dictum, cum sylvis et incolis Herpöny, quae prius a Comitatu Castrifere ad possessiones eius Rum, Budorföld, Gethardföld, Bala et Csikan extendebant, eidem et fratri Gregorio, ac patrebus Jannoi et Rencio Doroszló, contulerit.“ Ein Rum aus dieser Familie trat zu Ende des 17. Jahrhunderts protestantische Kirche an. Graf über, dessen Ansel, Esmer Rum, ging nach Oberungarn als Privater nach Kaschau und Brestschau, und dessen Ansel ist der Verfasser.

wurde in ihrem Geiste. 'Cyprianus aber sprach: Was soll's, daß dein Gesicht so große Freude lügt und du dich in Qualen erstickst stehst? Sie antwortete, daß sie nie so frohlich gewesen, als jetzt, hauptsächlich um der Seelen willen, die sie heute dem Teufel entzissen und ihrem Herrn wiedergewonnen habe, worüber sich alle himmlische Heerschaaren freueten. Jetzt gebot Cyprianus, mit brennenden Fackeln ihre Seelen anzuzünden, wodurch ihre Entzündung noch erhöht wurde, daß sie auch dem Richter Hohn sprach. Dieser ließ sie mit Füßen ins Gesicht schlagen, und endlich, da nichts sie bruchte, zum Tode führen. Auf dem Wege dahin rief sie aus: Ich danke dir, Freund der Seelen, daß du mich zu deinem Paradiese ruffst und mich zu deinem Hochzeitsfeste eingeladen hast. Es spottete ihrer aber ein Adorant Theophilus: Ei du Braut Christi, schicke mir aus dem Paradiese deines Brutigams doch Apfel oder Rosen! Und Dorothea sprach: Wohl! es soll geschehen. Als sie nun auf den Richtplatz gekommen war, bat sie den Richter noch um ein kurzes Gebet. Darauf, nach vollbrachtem Gebet, siehe da stand ein Knabe vor ihr, der trug in einem Tuche drei der schönsten Apfel und Rosen. Und sie sprach zu dem Knaben: Ich danke, trage sie zum Theophilus, und sprich zu ihm: Siehe, was du mich darfst, ist aus dem Paradiese meines Bräutigams zu senden. Und Dorothea wurde enthauptet, daß sie einginge zu ihres Herrn Freude.

Eben erzählte Theophilus seinen Gefellen lachend, was er mit Dorothea gesprochen. Und siehe, da stand der Knabe vor ihm und übergab ihm mit den heiligen Worten das erbetene Geschenk. Und Theophilus rief mit lauter Stimme: Christus ist der wahrhaftige Gott und ist kein Betrug in ihm. Seine Genossen aber sprachen: Ralest oder scherzest du? Und Theophilus sprach: Keines von beiden. Der Februar bringt Eis und Kälte; woher denn diese köstlichen Gaben? Und der vortheilhaftig sprechende Knabe verschwand vor seinen Augen, daß er ihn für einen Engel halten mußte. Und Theophilus sprach: Selig sind, die an Christus glauben und um seines Namens willen leiden.

Einige der Genossen gingen hin zum Richter und sprachen: Dein Scholasticus (d. i. Cassidius) Theophilus, der bis hierher die Christen vor Verdacht zog und sie hart verfolgte, steht jetzt öffentlich und verkündet den Namen Christi, daß Viele an ihn glauben. Und der Richter ließ ihn vor sich führen. Theophilus aber bekannte frei und ohne Furcht den Namen Jesu Christi, beharrte auch auf seiner Rede vor dem Richter und verlächte die tödlichen Böden und priest. den unsichbaren Gott gegen alles Drogen der Gewalt. Dies Alles führte der Besetzte mit großer Bereitsamkeit aus, worauf der Richter, seiner Worte müde, ihn auf die Folterstrecke spannen ließ mit spottender Rede. Als er nun gepeinigt wurde, sprach Theophilus: So bin ich nun zu einem Christen geworden, weil ich aus Kreuz gegangen bin (denn der Kreuz, das Folterinstrument, hat einige Ähnlichkeit mit dem Kreuze, das es in der alten Erklärung, die jedoch nicht sehr alt sein kann, was man aus dem Worte Scholasti-

cus sieht, das für cassidius gebraucht wurde). Als ihm nun der Richter zurief: Unglücklicher, schone deines Leibes! erwiderte der Gepeinigte: Unglücklicher, schone deiner Seele! Begnügmit belad der Präses, des Namens Seiten mit Jangen zu zerreißen und mit Feuer zu brennen. Theophilus aber blieb unerschrocken und beständig im Bekenntniß, und wurde gleichfalls enthaupet, daß er die Krone des ewigen Lebens empfangen. — Der Tag der kirchlichen Verehrung der heil. Dorothea, von welcher auch Adelmus in seinem Buche, de laude virginis, geschrieben, und Thomas a Kempis eine Rede von ihr gehabt hat, ist auf den 6 Febr. gesetzt worden.

Es gibt auch noch eine heil. Dorothea aus Preußen, welche nicht mit unserer Kalendertheiligen verwechselt werden darf. Diese war eines frommen Bauern fromme Tochter, lebte bis in ihr 44. Jahr mit einem Handwerksmann in Danzig in der Ehe, gab ihm auch neun Kinder aus eitel Gehorsam gegen ihren Eheherrn. Im 44. Jahr erhielt sie die Erlaubniß; sich einer bekännlichen Keuschheit zu ergeben, unternehm mirbesche Dankschriften, und ließ sich im J. 1394 im Dome zu Warmerwerber eine Zelle errichten, worin sie, ohne einen Menschen zu sehen, nach einer eigenen, ihr von Christo selbst offenbarten, Regel leben wollte. Im ersten Jahr ihres strengsten Verschusses starb sie, 58 Jahre alt, im Auf einer großen Wunderkürin, von Christo hoch begnadigt. Denn in den letzten Stunden, als sie in tiefen Seufzen begierig war, das heil. Abendmahl zu genießen, erschien der Herr selbst mit seiner Mutter und erquickte sie mit seinem eigenen Leibe durch dasselbe Jenseitwerden, durch welches sie oft den im Abendmahl Begrabenen angebetet hatte. Bald darauf entschlief sie. Ihr Leichnam ruhte aber vom lieblichsten Geruch, und Alle, die ihn berührten, wurden gesund von ihren Krankheiten. Auch auf ihrem Grabe erhielten Blinde ihr Gesicht wieder und Teufel fuhren aus den Besessenen. Die Hochmeister des deutschen Rittersordens und die ganze Geistlichkeit des Bezirks baten daher Bonifaz IX. um ihre Kanonisation. Im J. 1404 wurden auch bereits Untersuchungen über ihre Wunder angestellt. Dorothea soll aber in einer ihrer Entzündungen einen verstorbenen Hochmeister in der Hölle erblickt und es verkündigt haben. Man gebot ihr zu schweigen. Dagegen machte sie dem Erben Vernunft über seine Heffahrt und prophezeigte ihm den Untergang. Deshalb soll der Orden die Heiligsprechung nicht weiter verlangt haben. Warum forderte er sie denn, da er doch schon früher, als sie noch lebte, ihre Weisung kennen gelernt haben mußte? Das Volk aber achtete sie für eine Heilige, wofürbarte oft zu ihrem Grabe und sah in ihr die Schutzheilige Preußens. C. Theod. Christ. Lilienthal, Historia D. Dorotheae (Dantisci 1744. 4.) und Schrödh's Kirchengesch. 33. Bd. S. 415. Ueber die Kalendertheilige aber, die Schrödh gar nicht erwähnt, s. De probatis Sanctorum vitis. Februarium. Auct. Laurent. Surius (Coloniae Agrippinae 1618. Fol.)

DOROTHEA MARIA, Stammutter aller jetzigen Fürsten aus dem Ernestinischen Hause Sachsen, war die

Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, und Eleonorens, einer geborenen Prinzessin von Württemberg-Teck. Am 2. Juli 1574 geboren, erhielt sie von ihrem gelehrten und gottesfürchtigen Vater<sup>1)</sup> eine der Zeit angemessene vielseitige Erziehung, welche ihr, neben unerfütterlicher Anhänglichkeit an das ausgeführte Glaubensbekenntnis, einen hohen Sinn für Wissenschaft und Kunst einflößte, und von der Mutter, nach Joachim Ernst's Tode (6. Decbr. 1586), mit gleicher Sorgfalt fortgesetzt wurde. Als Eleonore sich im J. 1589 mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt vermählte, folgte auch Dor. Maria ihr nach Darmstadt, wo sie nicht, wie im heimischen Lande, von Calvinischen Anschauungen geplagt, sondern vielmehr von dem Uebertritt in die reformirte Kirche getreut wurde, während ihre Brüder, nach dem Vorgange des berühmten Christian I., diesen Versuchungen nicht widerstehen konnten. Uebrigens hatte die gute Erziehung in Dor. Marien Verheissung mit rathvollem Sinne, festligstem Willens ohne Starrsinn, gerandete Politik, Stärke des Geistes und des Gemüthes, musterhafte Ordnungsliebe, Einfachheit der Sitten, wie überdamp Zügelnden der Häuslichkeit und Würdlichkeit in solchem Grad ausgebildet, daß sie ihren nachmaligen, schwierigen und widerwärtigen Verhältnissen in dem Hause Sachsen gewachsen war. Sie nämlich vermählte sich am 7. Januar 1593 mit dem Herzoge Johann III. von Sachsen-Weimar, und lebte Anfangs mit ihrem Gemahle zu Altenburg, bis die Landesheilung (1603) zwischen diesem und dessen Bruder, Friedrich Wilhelm, ihren Aufenthalt nach Weimar verweilte<sup>2)</sup>. Als getreue Gattin stand sie dem schwermüthigen Johann fest zur Seite, und pflegte, wenigstens mit dem 12. Kinde schwanger, den Gemahl während seiner letzten achtzigjährigen Krankheit so gewissenhaft, daß man auch um ihr Leben besorgt wurde. Der frühzeitige Tod Johann's (31. Octobr. 1605), bekräftigte die schwangere Fürstin<sup>3)</sup> mit einem verdrüßlichen Rangstreite des naheverwandten sachsen-altenburgischen Hauses, welcher zwar nicht ohne eigene Schuld vermischt, aber dadurch vermindert wurde, daß Kurfürsten die Vormundschaft über die unmündigen Prin-

zen dieser beiden sich streitenden Häuser theilte, und durch Parteilichkeit für Sachsen-Altenburg das weimarische Haus emporhob. Dor. Maria erlebte das Ende dieses Streites, welchen zeitige Feststellung des Erstgeburtswortes hätte umgehen können, keineswegs, sah aber das in mit Klammern um das wachsende Wittwen, den Starrsinn und Eigennuth des kurländischen Pöbels, der, durch ausschweifende Euerjacht getrieben, die Kränzelung der unmündigen acht Söhne Dor. Marien's zu trüben und sich in die geringfügigsten Dinge zu mischen suchte, und selbst dann vorläufige Ansagen erwartete, wenn der Drang der Umstände eine plötzliche Entscheidung der Herzogin nothwendig machte. Daher kein Wunder, daß auch der bei der selblich-clapetischen Erstgeburtsache betheilte Kurfürst Christian II. von Sachsen sich, zum Nachtheile der Gemahlin als Verfechter dieser Angelegenheit aufwarf, aber bei seiner Untüchtigkeit und Ergebenheit zum Kaiserthume Nichts durchsetzen konnte. Also ergriff die wachsame Herzogin von Weimar den günstigen Augenblick, als der schwache Christian II. am 23. Juni 1611 starb, zum Vortheil ihres ältesten Sohnes, Johann Ernst des Jüngeren, welcher damals 19 Jahre alt war, Kurfürsten die Vormundschaft zu entziehen; allein Christian's Bruder und Nachfolger in der Kur, Johann Georg I., widersetzte sich trotz der Vererbung Dor. Marien's und ihrer fürstlichen Freunde, und verwalte in ebenso strengem als eifersüchtigem Sinne die Vormundhaft über Sachsen-Weimar so lange, bis Johann Ernst d. J. sein 21. Jahr erreicht, und Dor. Maria des Kurfürsten entgegengesetzte Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit, mit Scharfsinn und Uebersinn glücklich bekämpft hatte. Auf diese Weise rettete sie am 30. Oct. 1615 ihre Söhne aus gänzlicher Abhängigkeit von dem Adertürkinen Kurhause, und wies sie nun ziemlich ungehindert auf den Weg zur Unsterblichkeit, die sich die meisten von ihnen durch Regententugenden und Heldensinn spätere erworben<sup>4)</sup>. Nachdem Johann Ernst die Landesverwaltung übernommen hatte, bebielt sie die Pflege der jüngeren Söhne. Wie früher, so auch jetzt, wählte sie hierzu tüchtige und ausgezeichnete Männer, unter denen sich Friedrich Portlicher am meisten hervorhob. Sie ließ es an Anstand und Gemächlichkeit fehlen, um desto besser die grünen und sonst nothwendigen Bedürfnisse der fürstlichen Knaben befriedigen zu können. Die Prinzen, so ungleich sie einander auch an Jahren waren, mußten sich in Lehr- und Erholungsstunden, mit einem Zimmer befehlen. Die sorgsame Mutter machte über deren Fleiß und Eitlichkeit, besuchte häufig die Vorlesungen, ließ öfters in ihrer Gegenwart Prüfungen mit denselben anstellen; ließ sie auf das Schicksal ihres Hauses, auf den verwirren Zustand des deutschen Reiches hinweisen, beförderte ritterliche Übungen jeglicher Art, schickte sie nach und nach, sobald das Alter es erlaubte, auf die Universität und dann auf Reisen ins Ausland, hielt ihre Lebendigkeit und ihren Krassinn zu

1) Dieser Fürst ließ, als in seinem Lande sich Calvinische Begriffe einschlichen, ein von ihm selbst verfaßtes Luth. Glaubensbekenntnis im J. 1585 drucken, welches er und alle Kirchendiener und Lehrer seines Landes antwortschreiben und beschwören. Außerdem richtete er noch geistliche Gesänge, welche nach seinem Tode seine Gemahlin, Eleonore, nach dem Namen: Sacra Poemata etc. (Jersch 1587) heraus und ihren Kindern widmete. 2) S. vor Art. Johann III. von Sachsen-Weimar. 3) Erst am 14. April 1606 kam sie mit einer Tochter wieder; die übrigen elf Kinder waren Söhne, nämlich Johann Ernst d. J., geb. 21. Febr. 1594 (f. d. Art.); Johann Wilhelm, geb. 6. April und gest. 8. April 1595; Friedrich, geb. 1596 den 1. März; sie in der Schlacht bei Jena am 19. August 1621; Johann, geb. 31. März 1597, gest. 6. October 1604; Wilhelm mit einem Jahr nach der Geburt gestorbenen Jüdinne, geb. 11. April 1598 (f. d. Art.); Albert, geb. 27. Juli 1599, gest. 20. Decbr. 1644 als Herzog von Ansbach; Johann Friedrich, geb. 19. Sept. 1600 (f. d. Art.); Ernst, geb. 25. Decbr. 1601 (f. d. Art.); Friedrich Wilhelm, geb. 7. Febr. 1603, gest. 15. August 1619, und Bernhart, geb. 6. August 1604 (f. d. Art.). Die Prinzessin, Johanna genannt, starb schon am 8. Juli 1602.

4) Wie über die vormundtschaftlichen Handl. und andere wichtige Ereignisse der verwandten fürstlichen Familie Sachsen-Weimar's Herzog Bernhard der We. I., 13. f.

brüderlicher Eintracht zusammen, warnte sie in der kriegsdrohenden Zeit vor Abtheilung des Landes, besenkte sie allmählig mit dem anhaltischen Fürstenhause, welches der reits mit der protestantischen Union in Verbindung stand, und ließ sich nicht durch ungegründete Vorwürfe und Gerüchte, daß sie mit ihren Söhnen zum Calvinismus übertraten wollte<sup>5)</sup>, davon abfchreden, das drängliche Volk aber durch die Theilnahme auf den Kanzeln deshalb beruhigen. Auf diese Weise bereitete sie am Vorabende jener furchtbaren Zeit ihre Söhne auf das vor, was bald früher, bald später ausbrechen drohte. Und sowie sie hier mit wahrhaft männlichem Sinn ihre Söhne zog und leitete, so wurde sie auch ungezwungen auf das Schul- und Unterrichtswesen des weimarischen Herzogthums hingewiesen<sup>6)</sup>. Dieses lag damals im Argen, Laufende von Kindern, sagt ein Zeitgenosse, liefen in Städten und auf dem Lande umher, welche weder schreiben, noch lesen konnten; und Viele, welche die Schulen besuchten, machten nur langsame Fortschritte, oder lernten gar Nichts. Dies ging der wohlthätenden Landesmutter an die Seele; geistlich und leiblich zugleich ergriff und prüfte sie Vorschläge. Vieles Geschrei verursachte der wandernde Pädagog Wolfgang Ratichius. Aus Belgien und dem südwestlichen Deutschland kommend bot er der Herzogin seine neue Lehrart im J. 1613 an. Seine Vorschläge wurden auf ihr Geheiß von Universitätsprofessoren zu Gießen und Jena geprüft, sehr annehmlich gefunden und in den Schulen des Herzogthums versucht<sup>7)</sup>. Sie selbst, die lernbegierige Fürstin, prüfte diese neue Lehrart an sich, lernte darnach mit Hülfe ihres Hofpredigers, vielleicht auch des berühmten Pädagogen, der sich mehrmals in Weimar lange aufhielt, die hebräische Sprache, und sprach also nach eigener Uezeugung mit großer Wärme gegen die Widerfader des geheimnißvollen Ratichius, während Prediger dessen Kunststück auf den Kanzeln priesen und die Fürstin dasselbe durch Hov von Hornegg dem Kurfürsten von Sachsen empfehlen ließ. Entzückt über die Tauglichkeit dieser neuen Erfindung überließ sie gern die Unarten des jänischen und abentheuerlichen Lehrmeisters und legte noch wenige Tage vor ihrem Tode den Lehrern, welche diese Methode anwenden würden, ein Capital von 2000 Gulden.

Was die Kirchen anlangt, so besenkte sie mehr derselben, ließ die im Bauernkriege zerstörte Kirche zu Reinhardbrunn wieder herstellen, die Afsche der alten Landgrafen von Thüringen in derselben sammeln, sammt

den dazu gehörigen, unter dem Schutte des gothaischen Grimmelsheins vergrabenen Denkmälen, erbaute zu Reinhardsberg in Franken eine neue Kirche und ließ in der Stadtkirche zu Weimar das noch jetzt sehenswerthe Denkmal für sich, ihren Gemahl und ihre Kinder derselben<sup>8)</sup>. Ihr Umgang mit Gelehrten stimmte sie zur Unterstüßung für Lehrer und Lernende, armen Schülern zu Weimar ließ sie Geld- und Brod reichen, und den Gehalt der Professoren an der jenaischen Hochschule, der vornehmste hochschämliche Schatz genannt, verbesserte sie durch ein Veranschlagt von 20,000 Gulden. Ihre Wohlthätigkeit gegen Arme überhaupt wird nicht minder hochgepriesen. Anstatt des ungenießbaren „Tellerbrodes“, welches diese verkehrten, ließ Dor. Maria wesentlich zwei Mal schwächeres Brod spenden, unterstützte Witwen und Waisen, reichte aus ihrer Apotheke den dürftigen Kranken Arzneien, und selbst verdammte Fremdlinge fanden bei ihr mildthätigen Schuß. Wie wohlthuend war es für das unglückliche Land, das theilweise, wie es scheint, in den J. 1607, 1610 und 1613 von wüthenden Seuchen, während welcher sie sich mit dem Hoflager bald nach Jena, bald nach Reinhardbrunn flüchtete, im Frühjahr 1613 von der thüringer Seuchpluth und endlich durch verderbte Wännen geringer Geldwucherer heimgefußt wurde, da die Fürstin eine sparsame Hofhaltung hielt. Aller unnütze Aufwand wurde vermieden, Prunk und fürstlicher Schmutz war kaum bemerkbar, und seit dem Tode ihres Gemahls sah man sie, wie Zeitgenossen berichten, nur schlicht und einfach leben. Ihr Hofstaat war, wie ihr Hofprediger erzählt, eine Schule der Gottesfurcht, Einfachheit, Keuschheit, Geschäftigkeit und Thätigkeit. Die Fürstin, so gar auf Spaziergängen und in der Sänfte, welche sie zuweilen über Land trug, beschäftigt, wandte dabem ihre Muße zum Lesen anhängiger, und nützlicher Schriften an. Luther's sämtliche Werke waren von ihr gelesen worden. Das kraftvolle, thätige und wohlthunende Leben findet sich auch in ihrem letzten Willen. Im J. 1608 entworfen, überarbeitete sie ihr Testament fünf Jahre nachher wieder, und kurz vor ihrem Tode sah sie es nochmals durch, obgleich das Datum vom J. 1611 lautet<sup>9)</sup>. Dieses Testament ist für den Charakter und Sinn, wie für die Politik ihres Hauses, dem acht Prinzen mit gleichen Rechten und Ansprüchen vorstehen sollten, ein merkwürdiges Actenstück, und zeichnet sehr einleuchtend den Charakter der Fürstinnen jener politisch- und religiös-erwärtet und verfolgungsfürchtigen Zeit, zum Beweise, daß Dor. Maria die Gebrochen derselben kannte und das daraus entstehende Unheil von ihrem Fürstenthume abzuwenden wollte. Schön und liebenswürdig findet sich das trauersame Verhältniß dieser fürstlichen Witwe zu ihrer zahlreichen Familie in dem, wenn auch mangelhaft erhaltenen, Briefwechsel ihrer entweder auf der Universität, oder auf

5) In Folge der Reichspredigten und anderer auf Dor. Maria's Tod verfertigten Schriften mag das Gedächtniß drei Jahre vor ihrer Fürstin'schen Tod entstanden sein. Die Klage ist damals ihren Gesandten. Der kaiserliche Hof scheint es auch befehlet zu haben, nach bei andern Höfen, wie zu Darmstadt, sprach und schrieb man nach im J. 1619 davon. 6) Diese Berichte erschienen unter dem Titel: Kurzer Bericht von der Disputation, oder Lehr-Kunst Wolfgang Ratichius etc. Gelehrt und das Licht gegeben durch Christoph. Heilmann B. 8. Th. D. und Jacob. Jungius, Philosophum, Buchh. Breitfurt in Gießen (Stoff 1614. 12.) und Friedrich von der Disputation, oder Lehr-Kunst Wolfgang Ratichius etc. Kurz begreift gedruckt und gedruckt durch Ertliche Professoren der Jüniori J. Jena x. (Jena 1614. 12.)

7) Der Marmor dazu soll nach Heermann's Nachlese S. 34 bei dem Dorfs Reichs an dem Vorhanden gedehnt worden, und der Bildhauer G. Schmidt zu Leipzig gewesen sein. Der kaiserliche Familie nach der Reichsgründung auf den Kneim im Gebete der Fürstin dargestellt hat. 8) Sie ist abgedruckt in Pellfeld's Leben Johann Gimp's des jüngern, S. 293 fg.

Reifen lebenden Söhne, in welchen sich bald genug ein fester Sinn ergab, „das Drängen, Pochen und Plagen“ des misstrauischen Hofes zu Dresden kund that und welche die „herzliche Frau Mutter“ mitunter von den „Windsticken“ solcher Politik unterhielten. Unter solchen Umständen war es für die fürstlichen Knaben und Jünglinge zu Weimar ein unerfeglicher Verlust, als sie ihre charakterstarke und gewandte Mutter und Pflegerin so frühzeitig als schnell verloren.

Dor. Maria pflegte öfters nach dem der Residenz sehr nahe gelegenen Eberweimar zu reiten und die dortige Gutsverwaltung zu unteruchen. Am 30. Juni 1617 hatte sie mit ihrem kleinen Gesolge auch einen solchen Geschäftsfahrt unternommen, als sie auf der Rückkehr einen Weg nahe am Altmühlflusse wählte, gewahrte sie in der Gegend, wo später der Durgarten (auch die kalte Lücke genannt) angelegt worden ist, einen armen Mann<sup>1)</sup>. Sie zog ihren Geldbeutel hervor, um dem Bettler eine Gabe zu reichen, da wies das Pferd, welchem von dem plötzlichen Hervortreten des Armen, schau, und durch Gesolge am Rücksprunge gehindert, stürzt es seitwärts mit der Fürstin in den Fluß. Ihre gewohnte Besonnenheit und Mannhaftigkeit bringt sie bald wieder auf die Oberfläche des Wassers, und hält sie im Fortschwimmen so lange aufrecht, bis sie von der Begleitung gerettet wird. Schreck und Ermüdung wirkten erst zwölf Tage nach dem Unfälle. Demnach und gefährliche Erschlaffung der Glieder traten plötzlich ein, dergleichen Fälle fruchtete nicht, und so verstarb sie am 18. Juli desselben Jahres an Mattigkeit und Beängstigung ohne Schmerzen in den Armen ihrer nachmalig heldenmüthig gewordenen Söhne, von denen Friedrich und Wilhelm erst wenige Stunden vor ihrem Dahinscheiden, aus fremden Ländern an ihr Krankenlager zurückgekommen waren. Der Leichnam wurde am 5. August 1617 in der Statfische zu Weimar „mit fürsürzlichem Gepränge“ zur Gruft der Anberrern getragen<sup>2)</sup>. Den Ort, an welchem sie ins Wasser gestürzt war, bezeichnete nachmalig ein Steinchen, jetzt nicht mehr

vorhandenes Denkmal, und der Aberglaube der Zeit verwandelte ursprünglich den, wahrscheinlich vom Gesolge nicht bemerkten, Bettler, in ein Gespenst, welches noch bis zu Anfange unsers Jahrhunderts, in der fürstlichen Ausbildung mancher Stabibewohner gepuht hat. (B. Röse.)

**DOROTHEA SUSANNA**, Herzogin von Sachsen-Weimar, geb. am 15. Nov. 1544, war die zweite Tochter des Pfalzgrafen Friedrich von Simmern (seit dem J. 1559 Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz genannt) und Marien's, einer geborenen Markgräfin von Ansbach. Ihr Vater, ursprünglich eifriger Katholik, aber durch seine protestantische Gemahlin zum Lutheranismus bekehrt, erzog Dor. Susanna, nach Keusner, streng lutherlich, fromm, keusch, enthaltfam, einsam und bescheiden, sodas ihre innern Tugenden den äußern Vorzügen entsprechend, bei zunehmender Reife Aufmerksamkeit erweckten<sup>3)</sup>, und viele fürstliche Bewerber um ihre Hand bereisoditen. Sie wählte aber, 16 Jahre alt, den rüstigen und für das orthodoxe Lutherthum glühenden Herzog Johann Wilhelm I. von Sachsen-Weimar, während ihre ältere Schwester Elisabeth dessen Bruder, dem Herzoge Johann Friedrich dem Wittlen (beide Söhne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich I.), bereits die eheliche Hand geboten hatte. Vermählt am 16. Juni 1560 zu Heideberg und mit 30,000 rhein. Gulden Mitgift ausgestattet, verließ Dor. Susanna erst am 10. Nov. dess. J. das heimliche Land, die Ältern jedoch in sichtbarer Hingebung zum Calvinismus, während sie zu Weimar zu des Vaters Ärgerniß, welches sich in einem Streite vor der Fürstenerversammlung zu Naumburg im J. 1561 laut äußerte, immer fester in der lutherischen Lehre gehalten wurde. Je mehr sie die Verschiedenheit der religiösen Meinung vom ältlichen Hause (nur der älteste Bruder, Kurfürst Ludwig VI., war ihr Glaubensverwandter) entfernte, desto fester und unverleglicher hielt sie die eheliche Treue an den Gemahl gefestigt. Sie trug den Ausspruch: Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen, mein einziges Lieb! nicht blos auf ihrem Schmucke, sondern auch in ihrem Munde, begleitete den Herzog auf den Reisen nach Speier und Prag, und gab durch ihre schwärmereische Anhänglichkeit an denselben einem Zeugenessen zu der Bemerkung Anlaß, das es ungewiß sei, ob Johann Wilhelm mehr Glanz von Dor. Susanna, oder diese mehr Vorzüge von jenem erlangt habe. Der so unerwartete als frühzeitige Tod desselben (am 2. März 1573) erschütterte in ihr keineswegs das zärtliche Andenken, vielmehr wies sie alle nachmalige Anträge zur Wiedervermählung ab. Sie hatte ihrem Gemahle fünf Kinder geboren, von welchen nach dessen Hinscheiden noch drei (Friedrich Wilhelm, Johann und Marie<sup>4)</sup>) lebten. Diese wurden

1) Inwiefern dieser Sturz großes Aufsehen erregte und die Verschleierung des Bettlers hin und wieder gewollten für die elend abgegriffenen Jesuiten, der Dor. Maria auf diese Weise das Leben verkürzen sollte, gebräut worden ist, wollen wir hier nicht beglaubigten Berichterstatter, der Hofprediger der Fürstin, Kramacher, reden lassen: „Ihr F. W. sind den Weg zuvor auch gegangen, und Gott lobt ihn allen Eubaden und Gesehr. Zwar das hat die liebe Fürstin selbst gesagt, daß sie diesmal etwas gesehen, aber gemeynet, es sey ein armer Bettelmann oder Bettelmann, wisse ich nicht gewiß, habe sie eben nach dem Beutel gegriffen, wann ein Almosen langen wollen, indem das Pferd, gleichsam als vor etwas erschreckt, sich umstürzte“ u. Die große Menge sah sogleich ein Gespenst in dieser Erscheinung, und der besterzte wußte. Annulli, Erbsch. Müller, drückte sogar noch dundert Jahre nachher die Fesseln in diesem Aberglauben. Befragte seine Annalen der Art- und fürstl. Häuser Sachsen, S. 309. Im Übrigen erzählt kein gleichzeitiger Berichterstatter, daß die Begleitung der Herzogin, die dicht hinter ihr folgte, auch Erwas bemerkt habe.

2) Sieht außer den angeführten Schriften noch besonders die reichhaltige Sammlung von fürstl. Zeichnungen der Doroth. Marien etc. (Jena 1617. 4.) nebst Chronologia et Episcopia in fac. discessum illorum, et Principum quondam Principis ac Duc. Da. Doroth. Marien etc. (Jena 4)

1) Der Trauerrede dieses Tages sagt von ihr: Si genus specios, matrona nobilissima, si mores, lectissima, si pietatem, tali principe (Joan. Joann. Guilielmi) vere digna. Ergo, noch, was ist. Weniger in seiner Oratione funebre de obitu illius sanct. Principis ac Duc. D. Doroth. Susannae etc. (Jena 1592) sagt: 2) S. d. Art. Friedrich Wilhelm und Johann. Marie war den 7. Novbr. 1571 geboren und starb als Äbtissin von Quedlinburg 1610 am 3. März.

ängstlich streng zur Standhaftigkeit im Lutherischen Glauben erzogen, und den Lehren, bei göttlicher und fürstlicher Ungnade, die Einprägung des unveränderten ausgeburgischen Glaubensbekenntnisses empfahlen. Indessen erlitt die fürstliche Witwe die Kränkung, daß der mit dem Cinesisch-sächsischen Fürsten in Spannung lebende und im Reptocalvinismus befangene Kurfürst August von Sachsen die von Johann Wilhelm verordneten Vormünder, Ludwig VI. von der Pfalz und Johann Albrecht von Mecklenburg zurücksetzte, der Herzogin Widerstreben und deren Verwahrung gegen politische und kirchliche Angriffe auf das Testament des Verstorbenen verachtete, und sich die Vormundschaft über die fürstlichen Kinder nicht bloß anmaßte, sondern dieselbe auch bis an seinen Tod (11. Febr. 1586), mithin drei Jahre über die Mündigkeit des Erstgeborenen hinaus, führte<sup>1)</sup>. Sie mußte ferner erdulden, daß August den kaiserlichen Begnadigungsbefehl seiner Mündel angriff, aus demselben für sein Haus Nutzen zog zum Nachtheile des Erbkaiserlichen Hauses Sachsen, und endlich die orthodoxe Lehre Luther's im Wittenbergischen wie in den Rändern des gefangenen Herzogs Johann Friedrich des Rittersmann gewaltsam unterdrücken wollte. Nach langjährigem gegenseitigen Reizungen nämlich erschien im Juli 1573 eine Abordnung lutherischer Theologen und Rechtsgelehrten zu Weimar, die über die widerpenfliche (Klancinische) Geistlichkeit ein fürstbares Gericht hielt und in Kurzem 111 Seelsorger aus Thüringen und Franken „unter erbittemt Schiene des Lärmens und Schmädens mit großem Ungeflume“ verjagte, wobei sogar der Herzogin Liebbling, der Hofprediger Bartholomäus Gernhard, nicht ergötzt wurde<sup>2)</sup>. Dies kränkte die Herzogin ebenso empfindlich, als die über sie verbreiteten und am dreifachen Hufe Webde gefundenen Gerüchte, irrigen und schädlichen Religionsmeinungen anzuhängen und eine neue Lehre zu begründen, wodurch sie grade wider ihre Orthodoxie in den entgegengekehrten Auf der Reuerungsstunde gekommen war. Die Klücherei ernstlich nehmend, und ihr Herzogthum vor dem heiligen Andrange des Calvinismus schützend, ließ sie durch den berühmten Theologen Kaspar Weissfander (Erzbischof der wittenbergischen Prinzipen, aber durch den Kurfürsten verjagt und nach Braunschweig vertrieben) am 29. Juni 1575 ihr Glaubensbekenntnis aussprechen, und in dasselbe die prophetischen und apostolischen Bücher der heiligen Schrift, die drei Hauptsymbole der christlichen Kirche, das (thüringische) Corpus doctrinae christianae in seinem ganzen Umfange, die von ihrem Gemahl im J. 1549 gegen das Interim erlassene Confession, und die 1559 erschienenen Consultationschriften aufnehmen, während Melancthon's Corpus doctrinae wegen der

zweifelhaft und anstößig gefundenen Lehren nebst allem ausländischen Streitschriften davon ausgeschlossen wurden. Hierzu fügte die Herzogin eine umständliche Erklärung über die Erde vom freien Willen, von der Rechtfertigung, den guten Werken, dem Gesetz und Evangelium, den Abiaphoren und dem Abendmahl nach den strengen orthodoxen Begriffen. Dieses Bekenntnis sandte Dor. Susanna hierauf mit der Bemerkung an den Kurfürsten, dasselbe zu prüfen, und versichert zu sein, daß weder Worwieg, noch Hoffahrt und Anstößigkeit sie dazu getrieben habe, vielmehr werde sie gern, sofern es mit der Freiheit des Gewissens sich vereinbare, besserer Belehrung Gehör geben. Diese Aufwendung aber nahm August so übel auf, daß er der bedrängten Fürstin antwortete: „Ihre Liebden möge bei der einfältigen Lehre des Lutherischen Katechismus bleiben, sich als eine Weibsperson nicht in hohe weitaufsteigende Disputation einlassen und ihn mit Ihrem Glaubensbekenntnisse verschonen.“ Auf diese Antwort schloß gefast, hatte Dor. Susanna durch Weissfander und ihren Leibarzt Wagenberger im Voraus Anstalten getroffen, daß das Glaubensbekenntnis an derbäumte und in ihrem System sicherstehende Theologen Deutschlands zur Prüfung überfendet wurde. 86 Gelehrte von größtem und geringstem Aufsehergelehrten von den J. 1575—1591 diese Schrift beifällig und zu unerlöschlicher Standhaftigkeit ermunert, unter welchem Weissfander's Zeugnis gegen des eifrigen Zusatze merkwürdig ist: „Als ich auf gleichmäßige Glaubensbekenntnis mich durch die heil. Absolution von allen Sünden erlösete und zu Bezeugung dessen mit dem Leib und Blut Jesu Christi in seinem hochwürdigem Abendmal in offener Christlicher gemein daselbst (zu Braunschweig) speisen und trinden hab lassen“<sup>3)</sup>. Inzwischen war der Kurfürst von Sachsen, auf welchen auch ein Leibarzt (Preurer) zu Gunsten des Calvinismus gewirkt hatte, allgemein enttäuscht worden und hatte die Eintrachtformel (im März und Mai) 1577 zu Klosterbergen festlegen und durch Andreä und Seineder, der Herzogin am 24. August 1577 mit dem beruhigenden Zeugnisse vortragen lassen, daß die Formel mit ihrem Glaubensbekenntnis in vollkommenem Einklange stehe<sup>4)</sup>. Dieses Ereignis brachte endlich Ruhe unter die Geistlichen des gesammten Sachsenlandes, sowie Dor. Susannens Sicherheit vor fernern angründlichen Anfechtungen des Kurfürsten. Auch war es (1577) endlich ihrer Wehrbarkeit gelungen, den Hofprediger Gernhard, welchen sie seit dessen Vertreibung zuerst in Gera, dann in Eisenach festhielt, wieder nach Weimar rufen zu können, nachdem sie durch ihre dringenden Fürbitten bei August, wobei sich der Graf Georg Ernst von Henneberg ins Mittel schlug, viele Bitterkeiten hatte empfinden und des Kurfürsten jubelnde Vorschläge für einen andern Reichthum entschieden zurückweisen müssen<sup>5)</sup>. Die in den

<sup>1)</sup> Vergl. von Hellfeld's Beiträge II, 1. fg. <sup>2)</sup> Vergl. den säch. Theologen Müller, S. 164 fg. mit Breiten's histor. Nachrichten von der berühmten Weibsperson Weimar, S. 49 fg. Nach Wetten, S. 572 fg. a. d. O., dürfte die Schriftart Gernhard fast Gernhard richtiger sein, obgleich sonst häufig auch von Müller, Gernhard geschrieben wird. Das Uebereinstimmen der wittenbergischen Geistlichkeit war keine Gleichheit, sondern Abhängigkeit, wie im Art. Joh. Wilhelm dargestellt werden wird.

<sup>3)</sup> Man vergl. über diesen lutherisch-calvinistischen Gegenstand die fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theolog. Schriften (Leipzig 1746—50), woraus die obigen Bemerkungen geschöpft wurden.

<sup>4)</sup> Siehe die oben erwähnte Sammlung, Jahrg. 1750, S. 833.

<sup>5)</sup> Den Reichthum der Herzogin mit August theilte in der Sammlung von alten und neuen theolog. Schriften (Leipzig 1754) S. 535 fg. nebst Breiten's a. d. O.



leidenschaftlichen Religionskürmen Sachssn bewiesene gewaltige Stücke einer Kerkeln gegen den Anbrang des Calvinismus setze sie bei Zeugnissen in desto größere Achtung, je wichtiger die damaligen Umstände waren; sie allein mußte in den Ernestinen Landen die Lehre Luther's verkünden und vertreten, da die unmündigen Söhne ihres in kaiserlicher Gefangenschaft schmachtenden Schwagers, Johann Friedrich's des Rintlen, gleichfalls in der vormundschaftlichen Gewalt des geistlichen August standen. Wahrscheinlich oder hätte sie unterliegen müssen, wenn nicht August selbst noch zeitig zu eigener Beschämung und, wie es scheint, durch die Hestigkeit seiner Gemahlin Anna auf die Grundsätze Luther's zurückgekommen wäre. Dieser Umstand führte beide Höfe wieder näher zusammen, so daß Dor. Susanna ihren jüngern Sohn Johann etliche Jahre lang an dem breitzener Hof schickte; im übrigen aber für die unmündigen Kinder fortwährend Sorge trug. Selbst nach erreichter Mündigkeit ihres Erbgeborenen wirkte sie auf ihre Familie und das Land fort, betrieb fast angestrichen Weise die Gemeinschaft des Herzogthums zur Vermittlung von Familienzwiespalt, und hielt den jüngern Sohn zeitig an, an den Verhandlungen und Verhandlungen in der fürstlichen Rathskube Theil zu nehmen, „damit Ihre Liebden also des Regiments etwas inne würden, und mit der Zeit auch einen christlichen und nützlichen Regenten abgeben könnten“. Da endlich diese Fürstin auch im Weiswechsel mit angesehenen Theologen, Biegand, Hefbus und Simon Rufaus, stand und sich, wie ziemlich alle Zeugnissen ihres Standes, in einem religiösen Jdentitäre bewogte, so war es keine auffallende Erscheinung, sie als geistliche Schriftstellerin auftreten zu sehen. Ungewiß ist zwar, ob sie geistliche Gefänge gedichtet habe, aber desto sicherer ist die Angabe, daß sie im J. 1591 ein Gebetbuch schrieb, das im folgenden Jahre zu Erturt in 12. gedruckt, von ihrem Generalsuperintendenten Anton Probus bevorwortet und empfohlen, und ihren drei Kindern als Weihnachtsgabe überreicht wurde. Aus erheblichen, jedoch nicht bekannt gewordenen Ursachen vermißt sie seit dem J. 1575 das fürstliche Schloß, nachdem sie sich das Jahr zuvor eine eigene einfache Wohnung (das rechte Schloß genannt) hatte erbauen und in den Knopf auf derselben das Corpus doctrinae christianae mit Luther's Katechismus legen lassen. Ihre religiöse Schwärmerei trieb sie so weit, daß ihr Zimmer ein künstlicher Todtenkopf schmückte, sie selbst am Halse ein elfenbeinernes Sarglein trug und sich das Leichengedächtnis und den Leichenschein fertigen ließ, ehe sie, scheidend geworden, nach langjährigen körperlichen Leiden am 28. (29.) März 1592 starb. Sie wurde am 6. April dess. J. in der Stadtkirche zu Weimar begrabt). (B. Röss.)

**DOROTHEUS.** Er lebte in dem ersten Drittel

des 6. Jahrh. und war einer der bedeutendsten Juristen seiner Zeit, wozuhalb er sich auch unter der Zahl derjenigen befand, welche die Institutionen und Pandekten Justinian's revidirt haben. Unter den Mitarbeitern der ersten Ausgabe des Codex wird er in der Const. Summa rei publicae nicht mit erwähnt. Dagegen war er unter den vier Schreibern, welche Justinian dem Tribonian zum Besuche der neuen Ausgabe des alten Codex beorderte, wie aus dem §. 2 der Const. Cordi nobis est, hervorgeht. Was die Redaction der Institutionen betrifft, so hat Dorotheus daran vorzugswelse mitgearbeitet; es ergibt sich dies aus der Vorrede der Institutionen, in deren drittem Paragraphen sich Justinian folgendermaßen äußert: Triboniano viro magnifico; ... nec non Theophilo et Dorotheo, viris illustribus, antecessoribus (quorum omnium solertiam et legum scientiam et circa nos iussiones silem jam multis rerum argumentis accepimus) convocatis, specialiter mandavimus, ut nostra auctoritate, nostraeque suasionibus componant Institutiones. Daß er ebenso Mitarbeiter der Pandekten gewesen, lehrt die „De confirmatione Digestorum“ erlassene Constitution Justinian's, in deren neuntem Paragraphen der Kaiser ihn unter den Redactoren ebenfalls nennt, und zwar wiederum mit ganz besonderem ehrenvollen Zusäßen, und unter näherer Angabe seiner Würden und Ämter; er nennt ihn virum illustrem, et secundissimum quaestorium, quem in Beroensium splendidissima civitate leges discipulis tradentem, propter ejus optimam opinionem et gloriam, ad nos deduximus, participemus hujus operis (scil. Digestorum, s. Pandectarum) sectum. Außerdem wird er von Justinian in der Constitution: Omnem rei publicae, sowohl in der Überschrift als auch im Texte (§. 2) derselben, und hier mit dem Besäße: secundissimus antecessor, erwähnt; sowie in dem schon angeführten zweiten Paragraphen der Constitution: Cordi nobis est; hier als magnificus quaestor et Beroensium legum doctor. Ähnlich in dem §. 9 der Constitution: Idcirco, worin es heißt: καὶ Ἀποθόδω τοῦ μυριαρχιστάτου, χανταριου και διδάσκαλου ἐν τῇ τῶν νόμων ἀνωτάτην τὸν πόλει (καρὲν δὲ τὴν αὐτῶν τε και παρονομή των Ἱερωνόμων μετροπολιν), ἐν ᾗ καὶ αὐτὸς χρῆσθη δόξας, και εἰς τῆς κρίσεως και τῶν παρῶντων μετανοήσας προτρέψας πόνους. (L. 3. §. 9. 11. C. de veteri jure evocando. 1. 17). Dorotheus war also berühmter und zugleich beliebter Rechtslehrer zu Bero in Syrien, hatte das Amt eines Quaestors bekleidet, und stand in dem hohen Range eines Illustres. Const wissen wir aber seine Lebensverhältnisse nichts weiter; insbesondere auch nichts über die Zeit seines Todes; außer daß er noch vor dem Stephanus, einem andern Mitarbeiter an der Befestigung Justinian's, gestorben ist, da er von demselben (Scholien zu dem Basilien Tom. III. p. 212. 265) als μακαρὸς bezeichnet wird. — Abgesehen von seiner unmittelbaren Thätigkeit bei der Redaction der Institutionen und Pandekten und der neuen Ausgabe des Codex, hat er sich auch als Schriftsteller über die Digesten thätig bewiesen, wie aus den Scholien zu den Basilien (Tom. IV. p.

8) Vergl. Weiss's neues Museum für sch. Geschichte I. 118 fg. 9) Vergl. den sch. Anathem Wüller a. a. W. Wein's Nachrich von der preiswürdigsten Stamm-Mutter, der Herzogin Dor. Susanna u. (Altenburg 1754. 8to.) und Steingl's Gedächtnis- und Leichenschild auf dieselbe Herzogin (Stern 1592. 4.).

336. 337. 338) hervorgeht. Denn die hier unter dem Namen des Dorotheus mitgetheilten Scholien sind aus seinen Commentaren zu den Digesten von den Scholiaffen der Basiliken entlehnt; woran um so weniger zu zweifeln ist, als darin nur Stellen aus den Digesten citirt werden. Zu den Basiliken (welche bekanntlich erst im 3. Jahrh. nach Justinian's Tode redigirt worden sind) hat natürlich Dorotheus keine Scholien schreiben können, und heisst es daher in einer mit dem Namen des Dorotheus bezeichneten Scholie: *Ὁτις ἡ παλαιὰ διὰ τῆς μὴ ἐκδομένης, μὴ αὐτὸς ἐκδομένης καὶ τὰ ἱεῖς ἐν τῇ βασιλικῇ αὐτῇ, ποιεῖται ἐκ τῆς αὐτῆς*. Das beweist, dass sie vorlebt es sich von selbst, dass die Endworte nicht von Dorotheus herrühren, sondern dass sie von denjenigen hinzugefügt sind, welche die Scholien der Basiliken compilirt haben. — Das Dorotheus außer den Commentaren zu den Digesten Justinian's sonst noch Werte geschrieben, ist nicht bekannt. Zuerst soll er nach *Basileus* (Basil. Tom. VI. p. 289) die Digesten *ἐκ τῶν παλαιῶν* vertirt haben, was aber ebenso unbegründet ist, als die von *Basileus* (Histor. jurispr. Lib. IV. Cap. 1. Sect. 3. §. 9) aufgestellte Behauptung, dass er einen Anderen zum Gode Justinian's geschrieben habe. — Vgl. über Dorotheus unter *Anden C. F. Walch*, *Jurisoconsultus antecessor ex variis juris civilis veterumque auctorum locis descriptus* (Jenae 1752.) §. 20. p. 68 seq. *C. G. L. Heimbach*, *De basilicorum origine fontibus scholiis atque nova editione adornanda* (Lipsiae 1824.) Cap. II. §. 6. p. 33 seq. (Dieck.)

**DORPAT** oder **DORPT**, auch **DÖRPT** \*), esth-nisch *Art* (unter dem 58° 23' n. Br.), eine der besten Städte in Livland, beinahe mitten im Lande, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, 33 Meilen von Riga, 26 von Kœval und 25 von Narva, nach Riga die ansehnlichste und am modernsten gebaute Stadt in der genannten Statthaltertschaft, am Embach mit beinahe 600 Häusern, 8300 Einw., einer seit 1804 aufstehenden Universität, mehreren Kirchen, einem Gymnasium, drei andern Schulen und einem Fräuleinsinst. Als Mitglied des hanseatischen Bundes war sie in der Vorzeit weit mächtiger und blühender als jetzt. Der reiche Adel des Landes hat sich seit etwa 50 Jahren, als ein furchtbarer Brand im J. 1763, dem zwölft Jahre darauf ein anderer noch furchtlicherer folgte, beinahe die ganze Stadt in einen Aschenshaufen verwandelt hatte, viele, zum Theil prächtige Paläste daseibst erbaut. Die Straßen sind nach der Schnur geführt, breit und gewähren dadurch eine freiere Aussicht und gesündere Luft, als man in den meisten Städten Liv- und Estlands hat. Die Umgebenden sind angenehm, und die große St. Petersburgische Herstrasse, welche hier vorbeiführt, macht sie überaus lebhaft und unterhaltend; auch steht sie, zumal bei der Errichtung der Uni-

versität, nicht minder in der Cultur ihrer Bewohner oben an. Durch die vortheilhafte Lage mitten im Lande gewinnt der dorpatische Handel ungemein, obgleich er nur ein Landhandel ist, und hebt sich von Jahr zu Jahr mehr. Die Fahrt mit Paketboten auf dem Embach, welcher die Stadt durchfließt, kann in der Folge für den Handel, die Stadt selbst und den Kreis, wichtig und vortheilhaft werden. Die Anzahl der Kaufleute ist beträchtlich; man zählt allein gegen 60 teutsche, ohne eine Menge russischer Krämer. Im Luxus steht es Dorpat mancher großen Stadt gleich. In den Zeiten vor der Reformation war sie der Sitz eines Bischofs und hatte auf zwei nahe bei einander liegenden Anhöhen einen Dom und ein bischöfliches Schloß, die beide nicht mehr sind. Statt ihrer prangen jetzt hier die neuen Universitätsgebäude, und aus dem ehemaligen Dome, von dem noch eine Ruine übrig ist, wird die Universitätskirche entstehen, sobald der ganze Domberg in Kurzem mit den schönsten Gebäuden gezieret sein wird. Die Bibliothek, das Klinikum, das anatomische Theater, die Sternwarte, sind eine wahre Zierde der Stadt und der Universität. Das große Universitätsgebäude (auf den Grund der Rittersaule aufgeführt) ist ein würdiger Palast. In demselben sind die Auditoria, und zugleich das physikalische, mathematische, chemische, technische, mineralische und naturhistorische Cabinet, sowie auch das Museum für Gemälde, Landkarten, Kupferstiche, Antiquitäten, Plastik und andere Kunstfachen. Alles ist überaus vollständig und geschmackvoll und hat über 4 Millionen Rubel gekostet. — Im 17. Jahrh. mußte Dorpat viele harte und abwechselnde B.lagerungen und schwere Drangsale von den Polen, Russen und Schweden aushalten, daher die Stadt in Armut, der Handel in Verfall, die schon damals hier blühende Universität in Abnahme gerieth, die Russen endlich gar flohen und so der Stadt seinem Untergange nahe war. Der lange nordische Krieg zu Anfange des vorigen Jahrh. brachte ihr Elend aufs Äußerste: eine lange Reihe glücklicher Jahre vertilgte jedoch das Andenken der überhandnehmen schweren Leiden, bis endlich der große Brand im J. 1763 die Wunden wieder aufriß und den Schmerz erneuerte. Doch fanden sich bald wieder eine Menge Bürger, welche, von der großmüthigen und freigebigen Hand der Kaiserin Katharina II. unterstützt, die eingeschickerten Häuser wieder aufbauten und durch regsame Fleiß sich bald aufs Neue empor arbeiteten; als im J. 1775 die schon gedachte zweite, weit furchtlichere Feuersbrunst die junge Stadt aufs Neue verwüstete. Der durch solche wiederholte Unglücksfälle niedergeschlagene Muth der Einwohner würdte alle Kraft und Ertorfamkeit verloren haben, wenn ihn nicht die Kaiserin abermals ausgerichtet und der Stadt einen Voranschuss von 100,000 Rubel Silbermünze auf zehn Jahre ohne Zinsen, zur Aufbanung neuer Häuser bewilligt hätte. Dadurch erhob sich die Stadt aus dem Schutt und ging, wie durch eine neue Auferstehung, verschönert aus ihrer Asche hervor. Ein späterer neuer Brand war von geringerer Bedeutung. Jetzt steht man daseibst viele feinerne, sehr schöne Häuser. Der Erwerbsfleiß steigt zur benennenswürdigen Emsigkeit; Regsamkeit, Leben

\*) Der Name Dörpt soll erst entstanden sein, seitdem die Schwemritter die Stadt den Russen abgenommen, und zwar entweder von den Dörfern (Dörpmen), welche dem nun reichlichen Bisthume zugestrichen wurden, oder von dar-bet (Dort weiter), weil man die Stadt nach ihrer ersten Einschließung weiter von dem Orte erbaut, wo sie zuvor gestanden. Zu alten Wägen soll sie Dörbet, nicht Dorpat, heißen.

und Abhängigkeit begegnet den Reisenden auf allen Straßen, und Dorpat hebt sich durch ungehörte Ruhe in Gegensatz seiner Umrisse täglich mehr empor, wozu seit 1804, als diese Stadt aus dem Neuen zum Siege der holländischen Landesuniversität bestimmt wurde, die hohen Wäsen theils das Uebrige beitragen. — Da Dorpat ehemals zu den holländischen gehörte, war sie die Niederlage, und der Markt für alle aus Russland kommende Waaren; der Handel blühte; Reichthum und Wohlstand machten die Einwohner glücklich; die Stadt war nach Riga und Reval die angelegentlichste (wie sie das noch ist), sie hatte ihre Stimme bei der Wahl des Bischofs und auf dem Landtage. Spielt sie diese glänzende Rolle auch jetzt nicht mehr, so kann sie doch in der Folge einst wieder ein der vorigen Größe ähnliches Ansehen erhalten, da sie der Sitz einer blühenden Universität ist, wovon Tausende von Talenten und Auf sie zu ren und unter ihrer Mitte ausgegebene Zöglinge, Bildner, Erleuchter und Beglückter ihres Vaterlandes hervorgehen werden. In dem wohlverordneten Gymnasium, über welches die Universität und der Oberpostor an der russischen Kirche die Aufsicht haben, sind fünf Lehrer angestellt, welche auch besoldet werden und freie Wohnung haben. Auch ist noch eine Knabenschule, eine russische Schule, eine Mädchenschule und ein Kadettenkurs zu 15 bis 20 Kadetten, in der Stadt. Das Consistorium steht unter dem Oberconsistorium in Riga. Dorpat ist auch der Sitz für die kaiserliche Kammerkammer des dorpatischen und pernauschen Kreises, oder für diejenige Behörde, wo die öffentlichen Steuern der Landstädter und Bauern eingenommen und berechnet werden. Die neue kleinere russische Kirche ist ein schönes Gebäude in edelm Styl. Es sind an derselben zwei Wapen angestellt, deren Ansehen sich nicht nur über die in der Stadt wohnenden Russen erstreckt, sondern auch über die im ganzen Kreise theils zerstreut, theils in großen Dörfern lebenden russischen Bauern reicht. Außer derselben ist noch eine deutsche Kirche dabeist, bei welcher der Oberpostor und ein Nachmittagsprediger den Gottesdienst besorgen. Die Universitätskirche. Ehemals hatte Dorpat sechs Kirchen, wovon noch zum Theil die Reste vorhanden sind: 1) die Johanniskirche, welche den Dominikanern gehörte, nachher aber der estnischen Gemeinde eingeräumt wurde, in welcher auch die deutsche Gemeinde, zu großer Unbequemlichkeit, ihre religiösen Versammlungen hält. 2) Die Marienkirche, vormals die Kirche der Franziskaner, die aber seit der Reformation verfallen stand. Man bestimmte sie in der Folge für die estnische Gemeinde, aber der dazwischen getretene Krieg hinderte ihre Wiederherstellung, bis sie im J. 1743 in eine russische Kirche umgewandelt wurde. 3) Die Domkirche des heil. Dionysius auf dem Domberge, weiland die bischöfliche und Hauptkirche. Sie brannte durch ein verheerendes Johannistfeuer ab und ward nicht wieder hergestellt. Die vorhandenen Mauern zeigen noch von der Größe und Pracht des Gebäudes, dessen Umfänge von 24 starken Pfeilern getragen wurde. Der Thurm stand noch vor 20 Jahren gut erhalten, die Mauern der Kirche aber sind abgetrissen und zu Universitätsgebäuden

angewendet worden. 4) Die Marienkirche, ein herrliches Gebäude von Stein. Sie war zum Gebrauche der estnischen Gemeinde bestimmt, wurde aber im J. 1582 den Jesuiten, und 1625 der schwedischen Garnison eingeräumt. Nachher machte man sie zur Universitätskirche, weil aber auch in schwedischer und sinnreicher Sprache darin gepredigt wurde, heißt sie noch bis jetzt die schwedische Kirche. Sie liegt jetzt wüste, die Mauern aber haben sich sehr gut erhalten. 5) Eine kleine russische Kirche von Holz in der Vorstadt am Embach, jetzt verfallen und unbrauchbar, an deren Statt gegenwärtig 6) die neue russische Kirche getreten ist. — Die neue kleinere schöne und feste Brücke über den Embach wurde auf kaiserliche Kosten gebaut, die sehr bedeutend waren, weil man die Steine nicht nur weit herbeifahren und behauen, sondern auch den hier 50 Klaffern breiten Fluß abdammen mußte, so daß das Wasser jetzt durch einen breiten Kanal oder Graben fließt, der ebenfalls die Schone umgibt. — Der Magistrat besteht mit der Kanzlei aus 12 Personen, 4 Gelehrten und 7—8 Kaufleuten, welche sämtlich nur mäßig besoldet sind. Seine Einkünfte erhebt der Stadtrath aus einigen Patrimonialen oder Stadtpfaffen, von der Abgabe auf Bier, Fleisch, Wein, Branntwein u. und aus dem Pachte für Wägen, Holzflöße, Kuten, Plähen in den Vorstädten und einzelnen Gärten und Ländereien. Das neue mit Geschmack von Stein aufgeführte Rathshaus und einige andere Gerichtsbäude sind eine Zierde der Stadt. — Die Einwohner bestehen aus Deutschen, Russen und Esten. Die ersten haben den Großhandel in den Händen und treiben Künste und Handwerke; die Russen handeln mit russischen Waaren, treiben Güternerei, Fußreisen u., gehören aber nicht zu den Bürgern, sondern haben ihre eigene Unterobrigkeit wie in Riga und Reval. Die Esten sind ebenfalls zum Theil Fuhrleute, Fischer, Holzflößer, bessern die Straßen aus, dienen bei Kaufleuten und tragen wie die übrigen Bürger Einquartierung, von der aber die Gelehrten, Professoren, Prediger und Schullehrer frei sind. Vier privilegierte Jahrmärkte besorgen den Viehmarkt, Waarenabgab und Gewerbsleiß. Das Personale der Professoren und Studirenden beträgt in dem gegenwärtigen Augenblicke 355 Individuen. (Petri.)

DORPAT (Bisthum). D. in dem alten estländischen Ugaunien, war nicht sobald den Feinden, die aber keine Russen, entrißen (1223), auch gegen den nomadischen Angriff im folgenden Jahre bräuhet, als der Bischof Albert von Riga sogleich Anstalt traf, das hiermit bezugene Estland zu vertheilen. Durch Urkunde vom 24. Jul. 1224 sprach er der rижischen Kirche, für die auf Estlands Befehrung verwendete Arbeit und Kosten Constaten, Leal, Danette, Loh, Kotelwie und die übrige Viel zu, hingegen seinem Bruder, dem Nachfolger des estländischen Bischofs Theoderich, dem Bischof Hermann, gab er Ugenois, Waigale, Soboliss, Sodelle, Runnengunde und Mischu. Schon am folgenden Tage, den 25. Jul. 1224, beledete Hermann, der sich hier noch, vermuthlich zum letzten Male, Episcopus Looensis nennt, den Ordensmeister Wolquin mit der Hälfte des bischöflichen

chen Gebietes. Den Ritten wurde demnach die ganze Gegend von Dabfal an, Pernau, Fellin, Liepahlen vorüber, bis nach Smol hin, und zur äußersten Grenze der Embach, dessen Fischerreien noch auf ihren Antheil kamen, während der Bischof den jetzigen dorpatischen und werrischen Kreis für sich behielt. In dem Besitze so ausgedehnter Gebiete konnte Hermann allerdings einen unabhängigen Fürsten vorstellen, es war ihm aber auch wichtig, diesen Besitz durch die Form zu heiligen, und deshalb erzwirkte er sich von dem römischen Könige Heinrich eine Urkunde, worin er sechs Tage nach seinem Bruder, dem Bischofe von Riga, am 6. Dec. 1224 in den Reichsfürstenstand erhoben, und mit allen Regalien belehnt wurde. Nachdem also die ängern Verhältnisse geordnet, beschäftigte Hermann sich mit der innern Einrichtung seines Stiftes. Die Lage von Dorpat fand er so einladend und zugleich so wichtig, daß er daselbst seinen Hauptsitz zu nehmen beschloß. Er unternahm demnach den Bau der Burg und der Domkirche zu St. Dionysius, er erbaute das Schloß Dönpa, nachdem er vorher alle Eshländer aus diesem Orte entfernt, er baute ferner im J. 1226 das nachmals so berühmte geweihte Schloß Koitel, in dem Kirchspiele Pölme, etwa 8 Meilen von Dorpat, er gründete im J. 1228 nach Jongelin, oder 1233 nach den livländischen Geschichtschreibern, das Cistercienserkloster Falkenau, in dem Kirchspiele Eds, welches er mit den aus dem Kloster Stolpe in Vorpommern berufenen Mönchen besetzte. Die Schloßer bewachte er mit teutschen Burgherrinnen, ganze Kirchspiele und noch mehr kleinere Güter gab er an teutsche Goelleute zu Lehen aus, teutsche Priester wurden bei den Kirken angestellt, und angewiesen, die Eingebornen zu unterrichten, die neuerrichteten Pastorate wurden mit Vätern, die Domkirche und das Dominikanerkloster in der Stadt mit 20 Dörfern dotirt und die Eshländer angehalten, den Zehnten zu entrichten. Außer dem Zehnten erhob Hermann aber noch, wie er in seinem Schreiben an den Bischof Lorchil von Koval erzählt, alljährlich von zwei Haaken (uncia) ein Kmal Roggen, von vier Haaken ein Kmal Weizen, von einem Haaken ein Kmal Hafer, von zwei Haaken ein Euhn, von 20 eine Kupe Hen, den Zins an Fleisch und sonstigen Nothwendigkeiten nicht gerechnet. Gleich große Verdienste um die fernere Befestigung der weltlichen Herrschaft des Stiftes erwirkte Bischof Alexander Bernhard; durch ihn wurde insbesondere das Schloß Dönpa zu einem wahren Bollwerke gegen die Russen gemacht (1245). Die Mühseligkeit der von ihm getroffenen Anordnungen ergab sich vorzüglich im J. 1268. Damals schon konnte das bischöfliche Schloß in Dorpat selbst allen Anstrengungen einer großen russischen Macht trogen, so daß der Landmeister Werner von Werthusen Zeit gewann, den Entsatz zu bewerkstelligen. Bei dem Abzuge erbrannten die Russen die mehrertheils aus hölzernen Gebäuden bestehende Stadt, dafür aber wurden sie von des Meisters und des Bischofs Walte bis in ihre Heimat verfolgt. Der Bischof Friedrich stiftete im J. 1279 das Kloster Warde in dem Kirchspiele Wenden, erbaute auch 1274 das feste Schloß Reuthausen in dem gleichnamigen

Kirchspiele, und 1287 die feste Sognin in dem Kirchspiele Sognin. Sein Nachfolger, der Bischof Burhard, ließ sich von dem Landmeister Heinrich von Dampstagen (+ 1296) zu einem Bündnisse verleiten, das hauptsächlich gegen die Kirke von Riga gerichtet schien, und es kostete dem Bischofse Johann nicht geringe Mühe, seinen Antebänder von einem so unpolitischen Beginnen zurückzurufen, wogegen der Bischof Engelbrecht sich jeberzeit, und vorzüglich in den Jahren 1323 und 1327, durch seine Opposition gegen den Orden bemerkbar machte. Trotz seines oberflächlichen Widerstandes stieg indessen der Einfluß des Ordens mit jedem Jahre, und nach dem Tode des Bischofs Johann II. durfte es der Landmeister Robin von Hülen bereits wagen, den Johann Hebet dem Stifte als Bischof auszufragen, und mit bewaffneter Hand in die Domkirche einzuführen, obgleich Letzterer lediglich von dem Antipapste Clemens VII. ernannt worden, während das dorpatische Domcapitel sich im J. 1378 in aller Form Rechtens den Johann Damerow oder Dammne zum Bischof erwählt, der Papst Urban VI. solchen auch bestätigt hatte. Hebet, der vielleicht der erste Bischof von Dorpat gewesen, der das Münzrecht ausübte\*), stützte sich aber nicht sobald fester auf seinem Stuhle, als er gedacht war, die Rechte des Stiftes gegen den Orden zu verteidigen. Ein Gleiches that, mit noch größerer Ruthe, der Bischof Theoderich. Von ihm forderte der Landmeister Bennehar von Brüggen, erwählt im J. 1392, angeblich auf des Hochmeisters Befehl, daß er eine jährliche Abgabe an den Orden entrichte, oder aber auf sein Eist vorzuziehen solle. Theoderich rief die Pleßower, Eithauer und Schomaiten zu Hilfe, und stellte, mit ihnen vereint, an der Peipus ein bedeutendes Heer auf. Rask ging ihm der Landmeister zu Leibe, und es erfolgte eine blutige Schlacht, in der zwar die Ritten obfielen, aber solche Verluste erlitten, daß sie es nicht wagten, den Bischof zu verfolgen, sondern vielmehr die Hand zu einem Vergleich zu bieten. Unter des Hochmeisters Konrad von Jungingen Vermittelung versprach man sich in dem Eühnbriefe, d. d. Danzig, 15. Jul. 1397, daß das alte Privilegium des Ordens, kraft dessen die Basallen der Kirken Riga, Eshel, Dorpat und Kurland dem Meister zu Reiten oder Feldzügen folgen, und nach aller Macht zu helfen haben, in allen Punkten beibehalten werden solle. Alle gewöhnliche Straßen und Wege zu Wasser und zu Lande blieben offen, unuerfümmert, unversperrt, unbehindert dem Bischof, seiner Kirke und seinen Basallen, geistl. und weltlichen. Keine neuen Wege werden der Christenheit zum Schaden in Eioland gezogen, gemacht oder gebraucht. Der Orden heget und härket die dorpatischen Ritterskitter nicht mehr. Der Erzbischof und der Orden wollen den Bischof um sein Gebiet mit keinerlei Selbstgewalt und gewaff-

\*) Von den nachstehenden zwei Mönchen wird wenigstens die eine ihm mit Gewisheit zugesprochen werden können. No. 1. A. Johannes Kpl. In einer Einweisung zum Kirchgerichte. R. K. Tarpoth. Das Eistpommern. No. 2. A. Johannes Kpl. Das Eistbild mit Eeden und Easul. R. Moneta Turpa. Das Eistwappen, Eistbild und Easul, in Form einer Anweisung über einander gedruckt, zwischen beiden eine Eile.

unter Hand angreifen, überfallen noch antaſten; ſondern einen ſtetn, feſten Frieden mit ihm halten, zu ewigen Zeiten. Jeder läßt ſich mit ſeinem Rechte begnügen.“ In den nämlichen Tagen, den 12. und 14. Jul. 1397, ſchickte Biſchof Theoderich noch beſonders zu Erzbischof in Roland die Heide, die er wegen better von Liefenhausen mit dem Erzbischof Riga geholt. Der Erzbischof Johann von Ballenrod, nachdem er von dem Orden dem Democapitel ausgedrungen worden, benutzte, nicht eben großmüthig, ſeiner Verbündeten Sieg, um ſich an ſeinen ſtärkern Gegnern zu rächen. Verſchloß traf die Heide des Erzbischofs mächtigſte Baſallen, die von Liefenhausen. Sie wurden aller ihrer Güter entſetzt, und genöthigt, in das Städt Dorpat zu entweichen, wo ſie aber an Biſchof Theoderich einen großmüthigen und tapfern Beſchützer fanden. Das Friedensinstrument gab ihnen nicht nur ihr Eigenthum zurück, ſondern verſchaffte ihnen auch das unſchätzbare Recht der geſammten Hand. Sechs Jahre ſpäter, 1403, legte Theoderich freiwillig die Inſul nieder, wegen der zu ſeinem Nachfolger erwählte Heinrich Brangel, „to Rige in den Toren onſes heren veretynhundert Jar im vorden Tare darna des Dinnedages in dem Wintren.“ dem alten Biſchof jährlich 350 Mark zuliſſig, und zu deren Sicherheit die Waſten Raſſimal, Liſſig, Kauſig, Karol, Kaiſig, Egenbopp und Bremer verſchrieb, auch Theoderich's und der Kirche Schulden auf ſich nahm. Dagegen verſpricht der alte Biſchof: „wat he beſſt van bōken unde van andernem gerede dat der kerken to Daechte to dōret, wen ſūter to kōt wert, ſo ſal men Id wedder der kerken vorghen und ſchiden.“ — Theoderich II., der nämliche Biſchof von Dorpat, der im J. 1427 auf dem in Riga durch den Erzbischof Henning von Scharfenberg. verſammelten Concilium erſchien, gerieth in große Feindſchaft mit den pleskower Ruſſen, und wurde von ihnen in Dorpat belagert. Vergeblich wendete er ſich an den Landmeiſter um Hilfe, die Ritter erſuchten ſich der Demüthigung des mächtigſten Biſchofs im Lande, darauf wendete er ſich an den Großherzog von Litauen, und dieſer unternahm den gewaltigen Zug nach Pleskow, und rettete den Biſchof. Ob die in der Schrift, Europa im Kleinen, unter Nr. 4460 mitgetheilte Münze dieſem, dem vorigen oder dem dritten Theoderich angehört, wagen wir nicht zu entſcheiden: A. Tidericus . . . co. Das Brustbild in vollem Geſichte, mit Bismarck Moneta . . . Tharb. Das Stützwappen. — Im J. 1454 tritt Bartholomäus Jäger, Biſchof zu Dorpat, in dem Streit zwiſchen dem Orden, dem Erzbischof und der Stadt Riga vergeblich als Vermittler auf. Von dem Biſchofe Helmius enthält der Stadt Riga Klammerſcheinung für das J. 1465 Folgendes: „XXXIII Ward gesandt an Wyne dem heren heimo Biſchopp der kerken Darppes an 9 Bremer ellen ſchacalen und 1 ame Rindhorn, wo he die noch tam afflate up ſeint Johanne. Dage anno dñi LKV. Von dem nämlichen, außerdem ganz unbekanten Helmius hat man auch Pfennige, A. Helmius. E. Drei in Geſtalt eines Schächerkreuzes ſammengesetzte Blätter K. Moneta. Da. Das dorpatische Stützwappen. — Im J. 1472 kommt bereits Andreas

als Biſchof vor. Unter deſſen Nachfolger, dem 1475 und auch noch 1484 vorſtellenden Johann Berikow, begann die ſchreckliche Heide mit den Ruſſen. Schon im J. 1478, als der Jar Johann III. den bisherigen Freistaat Nowgorod unterſuchte, waren die Moſkowiten in das Ordensgebiet um Narwa eingedrungen, und hatten dort geplündert und verheert. In gerechter Vergeltung wurden pleskower Kaufleute in Wiga und Dorpat gehalten, einigen die Waaren genommen, andere in Gefängniß geſetzt. Die Pleskower thaten daſſelbe mit Kaufleuten aus Dorpat, worauf die Ritter Biſchofgorod beſetzten. Dieſe Nachricht kam zur Nothzeit nach Pleskow, das daſſige Aufgepöhl ſetzte ſich in Bewegung, und die Ritter verließen Biſchofgorod, um ſich vor Grew zu zeigen, dann nach dieſer eiteln Demonſtration in die Heimath zurückzukehren. Mächtige Verſtärkungen, theils von dem Jar ſelbſt, theils von ſeinem Statthalter in Nowgorod, dem Knäſen Andreas Nogot ausgeſendet, traſen mittlerweile in Pleskow ein, und ein gewaltiges, daſſelbſt ſammengesetztes Heer überzog das Städt Dorpat, eroberte das Schloß Altenthorn oder Koſter an dem Embach, nahm dort einige Kanonen, belagerte Dorpat, und ging, mit Beute beladen, nach Rußland zurück. Die Ruſſen, ſagt dem Hochmeiſter der Heermeiſter von Livland, Bernhard van der Borg, „obirzogen diſſe Lande, Junkfrauen und Frauen beſetzten, ere Boſſe abendeten, und den Weibern in de Wunde biſſen, den Weibern ere Gemechte verödeten und den Weidſperſonen in de Wunde hōngchen, den Chriſten Keiſen und Dren abſeneten, Kyngchen erderten, Gende und Fuße abhewen, ſwangere Frauen offneten, de Frucht onghem Leide namen und ſpiſeten, dy Dernen beſſten an dy Weeme; dy Weothe twonghen ere eygene Angewethe awghem Leide ze reiken.“ Der Heermeiſter mußte Allem ruhig zuſehen, denn noch beſchäftigte ihn der Zwift mit dem Erzbischofe Ploſterſer; nachdem er dieſen aber in Kotenkufen gefangen genommen, und ſich alſo der innern Feinde entledigt hatte, rief er des Landes geſammte Macht ein, um den Moſkowitern Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er rückte vor Jēberſk, ſo er aber nicht bezwingen konnte, nahm Kobolyn, ließ den Ort in Aſche legen, und 4000 Einwohner niedermeſſen. Am 20. Auguſt 1480 erſchien er vor Pleskow. Die Ueberſragung hätte die Einnahme der Stadt gar ſehr erleichtern können; allein ebe Bernhard mit ſeiner großentheils aus Bauern zuſammengesetzten, ſchlecht bewaffneten Armee thätig wurde, vermehrte er ſich alldu lange bei dem Gottesdienſte, daß die Pleskower Zeit gewannen, ſich zu ſammeln und träftigen Widerſtand zu leiſten. Darob entſetzte ſich der Biſchof von Dorpat, daß er mit ſeinem Heerband abzog, und allein ſeine Grenze bedecken wollte. Dieſes ward geſchmährt; daſei aller Lebensmittel und Zufluße anbedenkend, mußte der Heermeiſter die Belagerung aufheben, und ſein Heer entlaſſen. Der Feldzug ſchien benndigt, aber gegen Ende Februars 1481 überſchwemmte ein ruſſiſches Heer, in drei Corps getheilt, nochmals das ganze öſtliche Livland; vier Monate durch haufen die Ruſſen nach ihrer gewöhnlichen Sitze, ſie nahmen Kellern und Tarnack, tauſende von Menſchen, die,

Laſtthieren gleich, in die Sklaverei geführt wurden, Vieh, Glocken, Silber und Gold, und wütheten beſonders gegen Unbeſonnenheit: „Priſtere gegeißelt und darzu vns Feuer geworffen,“ heiſt es in dem ſchon angeführten Berichte des Heermeiſters an den Hochmeiſter. Dieſe Greuel wurden endlich durch den 1. J. 1483 zu Narwa, auf 20 Jahre abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen. Des Biſchofs Johann Berklow Nachfolger, Theoderich Hake, wurde am 3. Nov. 1485 feierlich zu Dynamit em-pfangen, iſt auch merkwürdig als einer der Schildbürger in „der wolmarſchen Affäre“ vom J. 1491, worin der lange Zwiff der Stadt Riga mit dem Orden zur Entſcheidung kam. Der Biſchof Johann Blankenfeld, ein ausgezeichneter Theolog und Rechtsgelehrter, ein unbeugſamer Verfechter des alten Glaubens, wurde im J. 1524 an des Kaiſers Linde Stelle zum Erzbischof von Riga erwählt, und regierte fortran beide Eiſter mit großem Ernſte. Seine Bemühungen für die Handhabung der Kirchenſciſtlin machten ihn jedoch dem Adel und der Stadt Riga gleich verhaßt. Letztere unterwarf ſich dem Heermeiſter, der Adel, nachdem man geſiegt das Gerücht verbreitet, der Erzbischof habe den Bar Baſilius Iwanowſki zu einem Einfall in Livland zu bereiten geſucht, unter dem Vorgeben, daß von den Wilderſtürmern auch ruſſiſche Kirchen niedergegriffen worden, der Adel nahm den Erzbischof in Rönneburg, den Freitag vor Weihnachten 1525, gefangen. Auf polniſche Verwendung bald genug entlaſſen, beſchäftigte Johann ſich excluſiv mit den Mitteln, ſeine beiden Kirchen gegen die ſtärkſten Einfälle des Ordens und der Reformatoren zu ver-wahren, er wollte, um ſich des kaiſerlichen Schutzes um ſo mehr zu verſichern, die Nachfolge in Riga dem Herzog Georg von Braunschweig, in Dorpat dem kaiſerlichen und des Reichs Bizekanzler, dem Balthaſar Werlin von Waldſied, Dechant zu St. Simeon in Lier, und Propſte zu U. P. in München und Beſlar, nachmaligem Biſchof von Conſtanz, Hildesheim und Meitz, zuwenden, ſah aber auf der zu dieſem Ende nach Teutſchland angetretenen Reiſe zu Polog, den 9. Sept. 1527. Man hat von ihm, als Biſchof von Dorpat, mehrere Münzen: 1) A. S. Petre - or. p. no. Der h. Petrus, in einem Armſtück ſehend, in einer Hand den Schlüssel, in der andern ein Buch, zu ſeinen Füßen, zwiſchen zwei Kofetten, ein kleines Wappenschild. R. Mo. no. argenta. Tarpae. Das Eiſtſtappen Wapen darüber 1515. 2) A. S. Petre. or. p. no. Der h. Petrus, wie oben, vor ihm ein Wappenschild in zwei Theile getheilt, in der obern Hälfte ein wachſender Löwe, der eine Fackel hält, in der untern Hälfte drei Stengel. R. Mo. no. argenta. Tarpae. Ein Kreuz, das Eiſtſtappen Wapen, darüber 1516. 3) A. .... Johan Ep T.... In der Mitte des Wapen-schildes drei verkreuzte Z. R. .... a-nova-Ta... Das Eiſtſtappen Wapen, von Geburt ein Berliner, aus einem patriſtiſchen Geſchlechte, hatte mit 18 Jahren in Italien den Doctorhut empfangen, hieß in Rom, wo er neun Jahre lang das Collegium Germanicum regierte, Sapiens Alemannus, wurde hernach Aſſeſor der Juſtitiſenſatſch zu Leipzig, und bald darauf im J. 1506, an der

eben geſtifteten Uni-verſität Frankfurt Profeſſor juris und Ordinarius. Wie er nach Livland kam, iſt uns unbekannt. Kaum hatte er aber das Land und zugleich das Leben verlaſſen, ſo wurde die Reformation in beiden Stücken durchgeſührt, obwohl in Dorpat ſich eine katholiſche Poſition geltend gemacht hatte, und einige, doch bald wider unterdrückte Unruhen erregte. — Joſt von der Rede, Domherr zu Münſter, hatte allein ſeinem Ordine, dem Heermeiſter Johann von der Rede, das Biſthum Dorpat zu ver-danken. Er regierte jurſt (1543—1551) ganz löblich, und war nach Kräften bemüht, den zerrütteten Umſtänden des Eiſtſes wieder aufzuheben, bald genug mochte er ſich aber überzeugen, daß theokratiſche Staaten, iſt ihr Grund-princip einmal verloſt, nicht mehr zu retten ſind, zudem gewahrte er, daß von Ruſſland aus ein gewaltiger Sturm drohe. Darum hat er „alle de Güter des Eiſtſes Dorpat vorſetzt, vorpand und einen großen Summen Geldes darup gelenet und geborget, unde mit demſelbigen Geirde uih dem Lande na Münſter getagen, was ſich aldaer vor-antert und daß Eiſte Dorpat in der drappen ſiten laſten.“ „Denn,“ ſetzt Sponader hinzu, „ſo was dat gerüchte dat de Domherren to Münſter eumer gänſig weren, und wolden en für enen Biſchof kryſen, wanete Here Franz von Waltrage, tot Biſchof vde Münſter, verſtorven und leit were. Als nu derſelvige Biſchof Franz verſtorff im Jahr 1553, hebben de Domherren eumer nicht geforcen, dan einen andern, als teren Domproeck Her Willem Ketteler, ſo iſt er in ſonem guiden hopen be-drogen worden. derowegen heiſt he ſyne Procent ad oer-georden und heiſt ein Hauſſrawe genommen von dem Geſlechte der Heiden, genoot Johanna, eine Kloſter-jundſraw to Rotteln im Jahr 1554 im Auguſto, dar de wanbags mit tho gehalten hadde in Canonicaten, ſo van ene enen Somer gewonnen hadde, der darbo ſtalt, als men de dreyde thomer gaff in de Coſteſchop; datte echte nitt worde ein Hoer Kint.“ Von Joſt dat man Thaler und kleinere Münzen. Auf letztern erſcheint im A. Jodocus: Re. Ep. D. 46. Das Wapen, darin eine Linde. R. Mo. nova Tarpatae. Das Eiſtſtappen Wapen. Ein Doppelbald: A. Jodocus. a. Neck. Episcopus. ac. Da. Terbatan. Das Biſthum im runden Bart, von der rechten Seite mit einem Biret auf dem Haupt im Choro-rok, mit der Linken den Degen haltend. R. Civinus be-nedictiois rector. ſortwärt. Das quadrirte Eiſtſis und Geſchlechtswapen mit darauf ruhender Eiſtſismitze, und dahinter geſticktem Krummſtabe und Schwert. Auf den Seiten die Jahrszahl: 1545. An Joſtens Stelle trat in Dorpat Hermann III. Weiland, der es ſein erſtes Geſchick ſein ließ, gemeinſchaftlich mit dem Heermeiſter, mit Heinrich von Salen, den Spus Kaiſer Karls V. gegen die Ruſſen anzuſenden. Karl entſchuldigte ſich aber mit dem Türkenkriege, und der Biſchof war genöthigt, den Weg der Unterhandlung bei dem fürchtbaren Jaren zu verſuchen. Wider alles Erwarten erlangte er im J. 1551 eine Waffenruhe auf 15 Jahre, unter dem Bedinge, daß von den Inſoſſen des Eiſtſes eine alte, oft schon ver-verterte, oft wieder auf das Neue zugerkandene Kopfſteuer (urſprünglich mit einer Abgabe von Honig und Wach),

samt allen Rückständen, für jeden Kopf eine leutische Mark, an Rußland entrichtet, und von den Bürgern in Riga, Reval und Dorpat sofort der Wiederaufbau der von den Bitterkürmen verwüesteten russischen Kirchen bewerkstelligt werde. Mit dem Januar 1557 waren die drei Jahre verlossen, binnen welcher dieser Zins abgeführt werden sollte. Pünktlich am letzten Verfallstage erschien der russische Bojar Terpigorow in Dorpat, um das Friedensinstrument, das in Moskau vorliegt, und mit den Siegel der livländischen Gesandten besiegelt war, von dem Bischof und von dem Stadtrathe durch Eid und Siegel bestätigen zu lassen; allein dem Bischofe, dem Bürgermeister und ihren Räthen war es schiedlich, Rußland janzbar zu sein. Während sie den Bojaren bewirtheten, rathschlugen sie inheimlich; sie beschuldigten die livländischen Gesandten des Reichthums, der Überschreitung ihrer Vollmacht, und wußten nicht, was sie thun sollten. So vergingen einige Tage. Der Moskowiter verlangte den Eid, wollte nicht länger warten, und drohte abzuweichen. Da stellte der bischöfliche Kanzler, Georg Holschuber, vor: „Der Zar ist starker Kriegsmacht, aber nicht schlauen Geistes; um ihn nicht aufzubringen, wollen wir den Vertrag bestätigen, zugleich aber erklären, daß wir ohne Bewilligung des Kaisers, unser Schutzherrn, keine Verbindlichkeit eingehen können; wir wenden uns an ihn, wie zögern und dann — wie Gott will.“ Diese Meinung befiel die Oberhand, man schwor und gab dem Gesandten die Urkunde zurück, mit der Erklärung, daß sie ohne des Kaisers Befestigung nicht ihre volle Kraft habe. „Wein Zar hat mit dem Kaiser nichts zu schaffen“, sagte der Gesandte, „gebt mir nur das Papier, ihr werdet mir schon auch Silber geben.“ Terpigorow berichtete dem Zar, daß die Ceremonie vollzogen sei, daß aber die Teutschen auf Betrug dächten. Die Resultate dieses Berichtes wurden bald in Livland bekannt, und schon im Februar gingen Gesandte des Herrmeisters und des Bischofs von Dorpat nach Moskau, um den ungerathenen Mahner zu bekräftigen. Der Zar, welcher erschrocken hatte, daß sie nicht mit Geld, sondern mit leeren Worten gekommen waren, ließ sie abweisen. Als aber der Herrmeister und der Bischof von der fortwährenden gewaltigen Rüstung in Rußland hörten, verlangten und erhielten sie für eine neue Gesandtschaft sichere Geleite; die Gesandten kamen, im Herbst 1557, mit reichen Geschenken und schönen Worten, Iwan wollte aber weder das Eine noch das Andere, sondern den Tribut. Endlich verständigte man sich, daß das Bisthum und die Stadt Dorpat, statt der Kopfsteuer, jährlich 1000 ungrische Goldgulden, Livland aber für die Kriegskosten 45,000 Thaler geben sollte. Der Vertrag wurde aufgesetzt, als er aber zum Vollzuge kommen sollte, erklärten die Gesandten, sie hätten kein Geld bei sich. Da ließ sie Iwan zu Tisch laden, und ihnen nur leere Schüsseln vorsetzen; hungrig fanden sie vom Tische auf, um unvorbereitete Dinge wieder abzuweichen. Das russische Heer aber folgte ihnen auf dem Fuße, und drach am 22. Jun. 1558 in Livland ein. Wie gewöhnlich, mußte das Stilt Dorpat zuerst des Krieges Loß empfinden. Während der Belagerung von Neu-

hausen standen der Herrmeister, die Comthure, und der Bischof von Dorpat mit 8000 Mann nur vier Meilen entfernt, folglich nicht, wie Karamsin berichtet, hinter der Düna, aber doch in einer festen, durch die Burg Koitel und das Städtchen Kirumpä noch mehr geschützten Stellung; sie blieben der Belagerung untätig zuschauend, als sie aber den Fall der Festung vernommen, stürzten sie ihr Lager und das Städtchen Kirumpä mit allen seinen Magazinen in Brand; der Herrmeister entkam nach Wall, der Bischof aber wurde von den Russen verfolgt, einige Meilen vor Dorpat eingeholt und geschlagen; seine Disziplin, die Wagnung und das Kriegsgewerbe wurden der Sieger Beute (1558). Kirumpä, Kurland und das feste Schloß Warde an dem Embach, wurden von den Russen genommen, und sie wendeten hierauf ihre ganze Streitmacht gegen Dorpat, welches durch den Reichthum seiner Bürger und mehrte gemeinnützige, wohlthätige Anstalten berühmt war. Zweitausend teutsche Söldner machten die Besatzung aus, und der Bischof Hermann, gepriesener um seines kriegerischen Muthes, als um seiner demüthigen Gottesfurcht willen, hatte selbst den Oberbefehl übernommen, die hartnäckigste Gegenwehr stand darum zu erwarten. Das Verrennen der Festung allein wurde den Russen sauer genug, sechs Tage hinter einander schlug man blutige und ritterschwer Männer würdige Schlächte, allein die Uebermacht siegte. Einen dicken Nebel benutzend, schloffen die Feinde die Stadt von allen Seiten mit Schanzborden ein, sie legten Minen an, errichteten Batterien, schossen die Mauern nieder, und doten zugleich für den Fall der Uebergabe die vortheilhaftesten Bedingungen an. Damit sanken die Eingänge der vier Bürgerchaft, und als bald stimmte auch der Bischof für die Uebergabe. Die hiernach abgesetzte Capitulation war den Belagerten ausfallend günstig, dem Bischofe wurde unter andern der Besiz des Klosters Falkenau mit dem dazu gehörigen Kirchdorfe, ein Haus und Gärten in Dorpat z. zugesichert. Am 18. Jun. 1558 erfolgte die Uebergabe der Stadt, und der Bischof zog unter russischer Bedeckung nach Falkenau. Es dauerte inessen nicht lange, so traf der Befehl ein, ihn nach Rußland abzuführen. Er durfte Moskau nicht mehr verlassen, und entbieth seine Tage in Kummer, befaßt mit den Bermanungen seiner Landsleute, die ihn für einen Verräther hielten. Man kennt von ihm nur Münzen Nr. 1. A. Herma. Dei G. Ep. Ta. Ein gepaltener Wappenstein, in der einen Hälfte das Stiltz, in der andern das Familienwappen, nämlich eine halbe Hülse zwischen zwei Rosen. A. Mone. nova. Ta. 5. 6. (1556). Ein Kleeblatt, in der Mitte in einem Schilde das Stiltzswappen. Nr. 2. A. Her. Dei. Gr. Epi. Ta. Ein Kleeblatt, das Wappen wie vorher. A. Mone. nova. Ta. 1557. Ein Kleeblatt, in einem Schilde das Stiltzswappen.

Von den Bisthums Schließern können wir nur Dendp. Koitel, Altembaum, Kirripä und Sagnig nennen. Das Schloß in Dorpat lag auf einer Abhöhe, die durch eine Brücke mit dem Domberge in Verbindung gewest war, ist aber längst, bis auf die Gräben, verschwunden, wie dieses auch mit der Domschule der Fall ist.

Lehrt, ein prachtvolles, von 24 starken Pfeilern getragenes Gebäude, wurde durch ein Johannisfeuer eingeschert. Auch die bischöfliche Münze befand sich in Dorpat, im Ubrigen aber wurde die Stadt, gleich einer Reichsstadt, durch ihren Bürgermeister und Rath regiert. Die Ritterschaft des Stiftes bildete einen besondern Körper.

(v. Stranberg.)

**DORRI** (nord. Rytthol.), einer der neun mit den Aßen verwandten Geister im Fjöl-svinnus-mål (34, 35); aller Wahrscheinlichkeit nach ein allegorisch-physiologisch-erotisches Wesen. Dorri bedeutet noch auf Island einen Döck oder Wüßler. Dori wird in der jüngeren Edda \*) einer der in Steinen wohnenden Zwerg genannt.

(Ferdinand Wächter.)

**DORSANES** (Dasinaos, Desnaos, Desnaas) nach Hesiodos der Name des Herkules bei den Indiern. Die Bedeutung des Namens ist unbekannt. Ließ man Dosaanes, so würde er der Fette bedeuten. Auch könnte man dabei an Dufares denken, mit welchem Namen Dionysos in Arabien als Haus- und Stadigott bezeichnet wird. Außerdem erinnert noch Greuzer an Desanaos, wie Hieronymus den Namen des idäischen Herkules Diodas übersetzt. Dies Desanaos erklärt Bossius (Idololatrie. I, 22) durch mächtig, stark. E. Creuz. Symb. II. p. 237, 222 und I, 610, wo er die Idee des indischen Herkules in dem Rama-Tschandra findet. (Richter.)

**DORSANNE** (Antoine), geb. zu Jssouvan 16.. und gest. 1728 zu Paris, Doctor der Sorbonne und Großvicar von Paris unter dem Cardinal Noailles, der ihn als Erzbischof von Paris in seinem Palast aufnahm, und dessen Tischgenosse, Vertrauter und Rath er war. Weder den Jesuiten noch der Bulle Unigenitus geneigt, trug er nicht wenig zu der Opposition des Cardinals dagegen bei, wodurch damals Frankreich heftig erschüttert wurde. Der Cardinal bediente sich seiner bei den häufigen Unterhandlungen mit den Höfen von Rom und Frankreich, wodurch Dorsanne mit den denkwürdigsten Personen seiner Zeit, besonders mit dem Cardinal Fleury und dem Kaiser d'Aguesseau in nähere Verhältnisse kam. Er schrieb ein Journal qui contient tout ce qui s'est passé à Rome et en France au sujet de la Bulle Unigenitus, welches mit dem J. 1711 anfängt und mit dem October 1728 endet, und im J. 1753 zum ersten Mal im Druck erschien, dann zu Amsterdam von Felece, 2. Bd. 4. und wieder 5. Bd. 12. (der Drucker) Rom auf dem Titel ist nur fingirt) von Bellegarde. Wilford's Anecdotes ou Mémoires secrets sind eigentlich nur eben jenes Journal bloß in einer andern Anordnung und Lafléau's Résumé des Anecdotes bezieht sich daher auf beide.

(H.)

**DORSCH** (Christoph), Steinbildner, geb. zu Nürnberg im J. 1676 und gest. daselbst 1732, erlernte seine Kunst bei seinem im J. 1712 verstorbenen Bruder, Eberhard Dorsch, erhielt aber einen größern Auf als dieser, wurde jedoch wol von seiner Zeit überschattet. Er war ein tüchtiger und fleißiger Praktiker, aber nicht

eben bemüht, die Feinheit und den Geschmack der griechischen Muster in seiner Kunst zu erreichen. Seine Copien antiker Gemmen darf man nur mit Vorbehalt benutzen. Seine zahlreichen Folgen von Bildnissen der Kaiser, Könige, Päpste und anderer Fürsten würden für die Iconographie weit wichtiger sein, wenn sie zuverlässiger wären. Wenn aber Dorsch kein wirkliches Bildniß hatte, so schuf er sich eins nach seiner Phantasie. Er hinterließ zwei Töchter, welche ebenfalls seine Kunst ausübten. (H.)

**DORSCH** (Anton Joseph), geb. zu Heppenheim an der Bergstraße im J. 1758 und gest. 1819, ein achtungswerther philosophischer Schriftsteller, dessen philosophischer Geist sich auch in der Theologie bewährte, Doctor der Philosophie und Theologie, war als Priester und Professor der Philosophie an der Universität zu Mainz angestellt, ging aber im J. 1791 als bischöflicher Vicarius und Professor der Theologie nach Statburg, wo er die vom Bisthof gegebene Erlaubniß, die Kirche zu verlassen und in den Exilstand zu treten, benutzte. Nach der Einnahme von Mainz durch Custine im J. 1792 wurde er veranlaßt sich nach Mainz zu begeben, wo man vernünftlich auf seinen Einfluß gerechnet hatte. Zwar erhielt er daselbst Antheil an der Administration und war in dem Club getreten, allein konnte nicht bedeutend wirken, weil seine ehemaligen geistlichen Amtsgenossen offen und verflocht gegen ihn wirkten. „Das Publicum,“ schreibt S. Forster (Briefwechsel II, 403), „hast den kleinen Dorsch, weil er als Priester eine Frau nahm und eine Uniform trägt,“ und eine gewisse Partei in dem Club selbst, „heißt das Publicum gegen ihn auf eine elchbaste, pöbelhafte Weise auf.“ „Der Pfarer Turin entschuldigte sich letzthin bei allen seinen Schafen, daß er mit Dorsch spazieren gefahren sei und folglich Scandal gegeben habe“ (I, 378). Bei der Übergabe von Mainz, an die Preußen begab sich Dorsch nach Paris, wo er bei der Commission der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Nachmals wurde er zum Commissair des Directoirs bei der Centraladministration des Ruhrdepartements, unter dem Kaiserreich zum Unterpräfekten von Elve ernannt, und erhielt im J. 1805 die Direction des Steuerwesens im Departement Bistterre. Unter seinen philosophischen Schriften, welche Meusel verzeichnet hat, sind seine Beiträge zum Studium der Philosophie (7 Hefte von 1787 — 1791) besonders beachtenswerth. Das siebente Heft — Philosophische Geschichte der Sprache und Schrift. In seinen späteren Verhältnissen gab er auch verschiedene politische Schriften heraus und die Statistique du departement de la Roer (Göln 12. Jahrg.).

(H.)

**DORSET**, Grafschaft in England, zwischen 14° 20' bis 15° 53' östl. Länge und 50° 30' bis 51° 8' nördl. Breite, hat zu Grenzen: nördlich die Grafschaften Somerset und Wilt, östlich die von Hampshire, südlich den englischen Kanal und westlich die Grafschaften Devon und Somerset. Die Länge berechnet man 50, die Breite zu 36 engl. Meilen, das Areal zu 1129 000 Meilen, die Einwohner zu 124,693. Man nennt diese Landschaft, deren Klima sehr angenehm und gesund ist, den

\*) Daemrogan 13.



Garten von England. Sie wird von 40 Bächen und Flüssen bewässert; die Hauptflüsse sind der Stour, Frome, Joel, Biele, Ghar und Wey. Außerdem gibt es mehre Arten von Mineralquellen. Die Hauptminerale des Landes sind zwei Arten von Quarzsteinen, die auf den Inseln Portland und Purbeck hauptsächlich gebrochen und bearbeitet, und zu den vorzüglichsten Gebäuden in England verwendet werden. Gegen 40 bis 50,000 Schiffe kommen jährlich von jenen ausgeführt, an 39,000 Tonnen von diesen. Das Land ist im Ganzen sehr eben und nicht hoch gelegen; die höchsten Punkte liegen nicht 700 Fuß über dem Meere. Auf die Cultur des Bodens hat man großen Fleiß verwendet, nicht ohne sehr glücklichen Erfolg. Vorzüglich ist der Handbau. Der Hanf wird zu Bindfaden, Stricken, Arken, Sackleinwand und Segeltuch verarbeitet, und damit waren vor einigen Jahren 2000 Menschen in Breaminster, 1800 in Bridport und 7000 in der Umgegend beschäftigt. Wäbriber flechten Regie für die neuseeländischen Fischer; einen großen Gewinn ziehen diese auch aus der fleinlich scheinenden Verfertigung von Hemdnäpfen, womit eine einzige Frau in Shaftesbury 1200 Weiber und Kinder beschäftigt. Mit großer Sorgfalt wird die Schafzucht betrieben, und man rechnet die Anzahl der Schafe in dieser Grafschaft auf 800,000, von denen jährlich an 200,000 außerhalb der Grafschaft verkauft werden. Der Ertrag der jährlichen Wölle wird gegen 2,790,000 Pfund angegeben. Bedeutend ist vom April bis zum Junius der Wolkreisgang zwischen Lyme und Portland; gegen 30—40,000 sollen auf einen Zug gefangen werden. Der größte auswärtige Handel wird in dem Walfischden Pool getrieben, in dessen Hafen über 200 Schiffe für die neuseeländischen Fischer liegen. Einzelne ist Dorsetshire in neun Theile, ähnlich den Hunderts der andern Grafschaften Englands, aber nicht mit diesem Namen benannt. Es sind darin 270 Kirchspengel mit 22 Marktsiedeln: Dorchester, Lyme, Shaftesbury, Poole, Bridport, Wareham, Gorle Gasse, Bournemouth, Melcombe Regis, Blandford, Cranborne, Breaminster, Bore, Abbotsbury, Evershot, Frampton, Milton Abben, Stalbridge, Tisbury, Sherborne, Cerne und Wimborne. Die neun ersten von diesen sind Burgsiedeln (boroughs), wozu denn die Grafschaft 20 Mitglieder zum Parlament sendete, zwei für die Grafschaft und zwei für jeden Burgsiedeln. Zur Vömerzeit nahmen die Dorsettriges diese Grafschaft ein; nachmal machte sie einen Theil des Reichs der Westsachsen aus; während der Regierung Egbert's fielen die Dänen hier ein. Während des Bürgerkriegs blieb Dorsetshire Karl I. treu. (H.)

**DORSET**, in den vereinigten Staaten Nordamerikas, eine kleine Stadt in der Grafschaft Bennington des Staates Vermont. (H.)

**DORSET** (Charles Sackville, Graf von), aus derselben Familie, wie Thomas ein berühmter englischer Staatsmann und Dichter, den 24. Januar 1637 geb., veranthe Privatlehrern eine sorgfältige Erziehung, und kam von einer Reise durch Italien kurz vor der Einsetzung der königl. Familie nach England zurück. An

dem ausschweifenden Hofe König Karls II. spielte er, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, eine glänzende Rolle. Als Freiwilliger begleitete er im J. 1665 den Herzog von York in den Krieg gegen die Holländer. Vor der großen Seeschlacht, welche die Engländer gewannen, diente er, nachdem er wunde Preben seines persönlichen Muths gegeben, das joviale und galante Lied „an all unsre Damen jetzt am Ende“ (To all you ladies now at land); das lange Zeit ein Lieblingslied der britischen Marine blieb. Doch nicht bloß als Dichter, auch als Staatsmann machte er sich beliebt, als er unter der Regierung Jakob's II. sich der öffentlichen Staatsangelegenheiten mit Eifer annahm. Als König Wilhelm den Thron bestieg, ward er auch bald ein Günstling dieses Monarchen, und mit Recht geschätzt als ein gebildeter Weltmann, als wissenschaftlich gebildeter Kopf, und als Gönner mehrerer schönen Geister seiner Zeit, besonders des Dichters Prior. Sein eigenes poetisches Talent war nicht ausgezeichnet. Zwar empfehlen sich die meisten seiner Gedichte durch ihren munteren Witz und rhythmischen Wohlklang, aber sie geböthen größtentheils, seine Lieder mit eingeredet, zu der Classe der poetischen Kleinigkeiten. Auf geistreiche Weise spottete er über die Schwächen und Thorheiten einiger wirklichen Personen seiner Zeit, in mehreren Satyren, ohne sich bei seinem Humor zu der didaktischen Gattung seiner Dichtungserheben zu können. Er starb zu Bath im J. 1705. Seine Gedichte findet man in Johnson's Edition of the Poets of Great Britain. (London 1794.) Vol. VI. p. 505 sqq. \*) (Heinrich Döring.)

**DORSET** (Thomas Sackville), erster Graf von Dorset, aus einer normannischen Familie, von Hilbrand Sackville, einem der größten Häuptlinge, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen waren, abstammend, wurde im J. 1536 zu Wiltshire in Suffor geboren. Nachdem er seine humanistischen Studien in Oxford vollendet und in London für die juristische Laufbahn sich gebildet hatte, ward er im J. 1557 zum Mitglied der Kammer der Gemeinen erwählt, und machte dann eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr nahm er die bedeutende Hinterlassenschaft seines Vaters in Besitz, und wurde bald darauf zum Pair unter dem Titel des Lord Sudbury erhoben. Die Königin Elisabeth, seine nahe Verwandtin, sendete ihn im J. 1570 als Ambassadeur nach Paris, um dem Könige zu seiner Vermählung Glück zu wünschen und wegen ihrer eigenen mit dem Herzoge von Anjou zu unterhandeln. Drei Jahre darauf war er unter den Pairs, welche dem Herzoge von Norfolk, wegen der Anklage eines Complotz zur Erbreiung der Maria Stuart, den Proceß machten, sowie nachher unter den Richtern dieser unglücklichen Königin, und er ward, nachdem das Parlament das Todesurtheil befähigt hatte, beauftragt, ihr dasselbe zu ver-

\*) E. Johnson's Nachrichten von englischen Dichtern. I. Zhl. S. 292 fg. Boulewerf's Geschichte der Poeten und Literaturs. 8. Bd. S. 70 fg. Richter's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Zhl. 220. Bauer's neues histor. Biogr. literat. Handwörterbuch. 1. Bd. S. 954 fg.

künigigen. Im J. 1587 ging er als Gesandter nach den Generalstaaten, um deren bittere Beschwerden über Lord Leicester zu erledigen, was er auf eine Weise that, die ihm dessen Haß zuzog, der denn auch seine Verweisung vom Hofe zur Folge hatte. Nach dessen 10 Monate darauf erfolgtem Tode kam er wieder in die Gunst der Elisabeth, und unter mehrern Gnadenbezeugungen war jetzt auch, daß sie sich für ihn, und gegen den Grafen Essex, bei der Universität zu Oxford verwendete, daß man ihn zum Kanzler erwählte. Nach dem Tode des Großschatzmeisters Burleigh trat er im J. 1598 an dessen Stelle, und die Königin hatte an ihm, zwar nicht einen geschmeidigen, aber einen der einsichtsvollsten und treuesten Diener. Nach dem Tode der Königin vereinigte er sich mit den Mitgliedern des geheimen Rathes, Jakob I. zum König auszurufen, der ihn dann in seiner Stelle bestätigte und zum Grafen von Dorset ernannte. Er blieb in seiner Stellung bis zu seinem Tode, der ihn im J. 1608 in einer Sitzung des geheimen Rathes in der Mitte seiner Kollegen überfiel.

Schon aus der Universität hatte man ihm den Namen des Poeten gegeben und allerdings darf er auch in der Geschichte der englischen Poesie nicht übergangen werden. Gegen das 25. Jahr seines Lebens entwarf er den *Mirror for* (oder auch *of*) *Magistrates*, Spiegel für Staatemänner, wozu er selbst jedoch nur die Einleitung und eine einzige Erzählung verfertigt, das Ubrige aber seinen Freunden Richard Baldwin und George Ferrers auszuführen überlassen hat. Die erste Ausgabe davon erschien im J. 1559; die Einleitung findet man in der *Muse's Library* und im 1. Bd. von *Anderson's Ausgabe der englischen Dichter*, fast vollständig auch bei *Watson*. *Bouterwek*, welcher eine ausführliche Inhaltsanzeige davon gegeben hat (*Gesch. der Poesie und Bereds.* 7. Bd. S. 170 fg.) theilt mit darüber so: „Dieses Gedicht, das durch seinen Einfluß auf die Bildung der englischen Trauerspiele so merkwürdig geworden ist, läßt sich mit keinem Classikerthum bezeichnen. Ein episches Werk kann es nicht heißen, weil es auch keine Spur von epischer Einheit und Verwundung enthält. Aber es hat den Umriss eines epischen Gedichts. Der Plan des Ganzen ist so unpoetisch wie der Titel; aber eine gute Ausführung konnte einzelnen Theilen ein hohes poetisches Interesse geben. *Sadollé's* unentwickelte Idee, die ihn auf Entfaltung dieses Werks geleitet hat, war offenbar dramatisch. Er fühlte sich begeistert für die tragische Kunst. Er bemerkte, welch einen reichen Stoff zu tragischen Dichtungen die Geschichte seines Vaterlandes enthielt. Diesen Stoff vorläufig auf eine solche Art zu bearbeiten, daß das tragische Interesse der Begebenheiten auch ohne dramatische Verflechtung poetisch hervorgehen würde, geriet er auf den Gedanken, die vorzüglichsten Personen, die in der Geschichte von England durch ein tragisches Schicksal berühmt geworden sind, die merkwürdigsten Begebenheiten ihres Lebens selbst erzählen zu lassen. Damit nun diese Gallerie von tragischen Gemälden doch eine Art von poetischer Einheit erhalte, wählte er die Form einer Fiktion und gab dieser einen allegorischen Aufschnitt.“

Zu bemerken ist nun aber noch, daß Dorset mehrer Jahre vor *Esperus* und *Shakespeare* eine Tragödie verfertigt hat, unter dem Titel *Ferrex* und *Porrex*, welche im J. 1561 vor der Königin zu *Whitehall* aufgeführt worden. Im Druck erschien sie ohne sein Wissen im J. 1565, nachher aber 1590 unter dem Titel *Gordobus* (nicht *Gordobus*), der Stoff ist historisch. *Gordobus* war ein altbritischer König und Vater von *Ferrex* und *Porrex*. Diese Tragödie ist nachmals noch öfters gedruckt worden, und findet sich auch im 2. Bd. von *Hawkin's Origin of the english drama*, und im 1. Bd. von *Dodsley's Collection of old plays*. Den Inhalt derselben s. bei *Bouterwek* VII, 189 fg. Sie galt zu ihrer Zeit für vorzüglich, wurde noch von *Pope* gelobt, dürfte sich aber jetzt wol keine Beifälle zu erwarten haben. Merkwürdig bleibt sie indeß immer als das erste regelmäßige Stück dieser Art in England, nach dem Muster der griechischen gebildet. — Über Dorset s. *Watson* und *Gibber* in den bekannten Werken.

DORSET (Eduard Saville, Graf von), ein Enkel des Vorigen, geb. 1590 und gest. zu *Wiltbam* in *Essex* 1652, wurde unter den Augen eines Großvaters erzogen, und zeichnete sich frühzeitig durch seine Fortschritte in den Wissenschaften aus. Leidenschaftliche Uebungen seiner Jugend machte er als Mann vergessen. Am Hofe *Jakob's I.* stand er in großer Gunst und wurde im Krieg und Frieden zu wichtigen Geschäften gebraucht. Als Mitglied der Kammer der Gemeinen vertheidigte er den Kanzler *Bacon* von *Verulam*, den man der Verschuldung beschuldigt hatte. Nach *Karl's I.* Regierungsantritte zeichnete er sich als treuer Diener des Königs aus, ohne je zu etwas zu stimmen, was der Freiheit der Unterthanen oder den Gesetzen zuwider gewesen wäre. Während der Reise des Königs nach *Schottland* im J. 1640 ward er zu einem der Regenten des Königreichs ernannt. Als Präsident des geheimen Rathes im J. 1641 bemühte er sich, König und Parlament, seit Jahren völlig einseitig, zu versöhnen. Als er aber sah, wie in beiden Kammern eine Partei gegen den König sich gebildet, unterführte er diesen mit Geld, folgte ihm zum Heere, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit in dem Treffen bei *Edgehill* vorzüglich aus. Alle kriegerischen und friedlichen Anstrengungen waren vergeblich. Als *Karl* nach *Hamptoncourt* gebracht worden war, drang sich Dorset mit vier andern Lords dahin, um als Räte des Königs beiseite ihren Aufenthalt zu nehmen, was aber das Heer, bei welchem jetzt die Nacht war, nicht gestattete. Von da an sah er den König nicht mehr, dessen Hinrichtung ihn so tief erschütterte, daß er von diesem Tag an nicht mehr aus dem Hause ging bis zu seinem sechs Monate darauf erfolgten Tode.

DORSET, die Herzog. Der erste aus dem Geschlechte der Grafen Dorset wurde im J. 1720 vom Könige *Georg I.* zur Herzogswürde erhoben. Der vierte Herzog von Dorset war *John George Frederic*, der im J. 1815 starb, worauf ihm in dieser Würde sein Cousin, der *Duke of Sadollé*, folgte.

DORSIBRANCHIA. (*Annulata*), nennt *Cuvier*

(reges animal ad 2. III, 187) eine Ordnung der Kiemenwürmer. Die hierbei gehörigen Thiere haben auf dem mittleren Theile des Körpers oder längs den Seiten Kiemen in Form von Blümchen, von Bläschen, von Blättern oder von Hödern, oder Gefäße, welche sich verzweigen. Die meisten leben im Schlamm, oder schwimmen frei im Meere, nur die kleinste Anzahl lebt in Röhren. Die Gattungen folgen in einer Reihe nach, der mehr oder mindern Entwicklung der Kiemen. Sie sind: Arsenicola, Amphinoe (Chaloea, Pelonea), Euphrasia, Hippocoe, Eumico (Marphisa), welche alle zusammengesetzte Kiemen haben, bei den folgenden reduzieren sich dieselben auf einfache Blätter oder Waben oder einfache Fäden: Lyzidoe, Aglaure, Osmone, Nereis (Lycoris), Phyllococe (Nereiphyllia), Eulalia, Elenomia, Lepidia, Euxione, Alciopa, Spio, Sillis, Glycera, Nephthys, Lumbriacereis, Scol-lepis, Aricia, Hesione, Ophelia, Cirrhaula, Cirrhineris, Palmira, Aphrodita (Halkiea), Polynoë, Sigalion, Acoëta, Phillococe), Chætoptera. (D. Thon.)

**DORSTADT**, ein erlorenes Dynastengeschlecht in Niederdeutsch, welches zu Ende des 15. Jahrh. ausstarb; dessen Stammschloß gleiches Namens, zwischen Wolfenbüttel und Goslar, vom letzten Besitzer in ein Jungfrauenkloster verwandelt und bei der Reformation secularisirt wurde. Es war mit den Dynasten von Homburg, Eronenberg, Wüders, Woldenberg und Warburg verschwägert, und hatte eine große Anzahl von adligen Dienstmännern durch Verleihung von Gütern in seinem Gefolge. Arnold I., Edl. Herr von D., erscheint als Zeuge im J. 1086 in einer Urkunde des Klosters Stedersburg, und sein Sohn Walter von D. öfters in den im Anfange des 12. Jahrh. vom Herzoge Heinrich von Braunschweig ausgestellten Urkunden. Friedrich von D., wahrscheinlich der Sohn des vorhergehenden (1150), hinterließ mehrere Söhne: 1) Adelouge, Propst zu Goslar, wurde zum Bisthofs von Hildesheim ernannt, der den Ruhm eines Vermehrer der Stifftgüter bei seinem Tode (1190) hinterließ. 2) Arnold II. von D., pflanzte sein Geschlecht fort, und kommt in einer Urkunde des Klosters Reichenberg vom Herzoge Heinrich dem Löwen vor. 3) Walter II. wird in den nordelbischen Annalen als Wohlfürder des Klosters Lubinghausen genannt (1188). Puerbold von D., der Sohn von Arnold, erscheint in der Klosterurkunde vom J. 1232 (bei Hammermann I. e. p. 677). Er hinterließ 1) Friedrich I., 2) Walter III., beide Domherren, zu Hildesheim und 3) Konrad, der als Zeuge in einer Urkunde von Herzog Albrecht von Sachsen zu Gunsten des Klosters Poerde im J. 1259 vorkommt. Seine beiden Söhne Friedrich II. und Walter IV. bestifteten im J. 1276 mit mehreren andern, wie Herzog Albrecht von Braunschweig den Verkauf einiger Güter von Hoyer und Ulrich von Altenbuden dem Kloster Stedersburg erlaubt. Auch gaben sie im J. 1282 ihre Einwilligung zu dem Verkaufe des Zehnten in Hörterleben an das Kloster Ribdagsbaufen dem Rudolf von Coburg, der es von ihnen zu Erben trug. Walter IV. hinterließ einen Sohn, Bernhard von D., der mit einer Gräfin

von Woldenburg verheiratet war (1327), einen Sohn, Walter V., erzeugte, der im J. 1363 den Verkauf des Dorfes Rentow von seinen Basolen von Bartenleben an das Kloster Marienhal bestiftete. Im J. 1376 nannte er sich und sein Sohn, Bernhard II., „von Gottes Gnaden,“ wie er seine Einwilligung zu dem Verkaufe des Hofes Empelde dem Kloster Bennungshufen ertheilte. Bernhard von D. war im J. 1424 schon todt, wo seine hinterlassene Wittib Elisabeth von Eronenberg zu Gunsten ihrer Söhne Bernhard III., Walter V., Arnold III. und Adolf auf ihre Leichnadt resignirt. Ihre Tochter Elisabeth starb als Dechantin des Stiffts Sandersbüren im J. 1470. Arnold III. von D. war der letzte seines Geschlechts und er errichtete daher aus seinen Besizungen und aus seinem Stammschloß ein Nonnenkloster, worin er auch nach seinem Tode im J. 1464 begraben wurde, dessen Denkmal in der Kirche noch befindlich ist. — Das Wappen: drei silberne, flügelte Braden mit goldenen Halsbändern im rothen Felde.

(Albert Fih. v. Rothenburg-Lengsfeld.)

**DORSTEN**, ein Städtchen, ehemals zu der edlischen Grafschaft (Grafschaft in Ost oder West genannt) Reddinghausen gehörig, liegt an der Lippe und gehöret jetzt zu dem preussischen Regierungsbezirk Münster, Kreis Reddinghausen. Es hat zwei katholische Kirchen, ein Gymnasium und gegen 3000 Einwohner, deren Hauptnahrungsmittel Kornweizen ist.

(H.)

**DORSTEN** (Johannes von), nach seinem Familiennamen eigentlich Suert genannt, und aus Dorsten gebürtig, war ein Mönch Augustinerordens, wurde zu Erfurt im J. 1458 Magister, und 1465 Doctor der Theologie, die er auch auf der dortigen Universität öffentlich lehrte. Trithemius rühmt ihn als einen vortrefflichen Ausleger der heiligen Schrift und vorzüglich den Redner, und nennt die von ihm verfaßten Sermones de temporis et de Sanctis, die aber wahrscheinlich nie im Druck erschienen sind. Dagegen hat er sich auf andere Weise, nämlich durch die von ihm bekanntgewordenen freien Urtheile in Religions- und Kirchensachen, einen bleibenden Namen erworben. Als nämlich der münster Theolog Johannes de Vutrea (der vorher auch in Erfurt gelebt und gelebt hatte) im J. 1471, auf einer Synode zu Mainz, in einer Rede über sogenannten Collatio synodalis, sich gegen die bei vielen Collegialkirchen eingeführte Bräutigamslehre, nach welcher Niemand zu einer Priesterweihe zugelassen wurde, der nicht einen gewissen Geldbeitrag zur Habrit leistete, als gegen eine Art der Simonie erklärte, und damit großes Aufsehen erregt hatte, wozu bald denn auch das Gutachten der theologischen Facultät zu Erfurt darüber eingeholt wurde, erklärte J. von D., in seinem und des Rectors der Facultät, Heinrich Lubowit, (auch eines Augustiners) Namen ihre völlige Beistimmung zu dem von J. von D. aufgestellten Satze, und suchte denselben noch durch Zeugnisse anderer Schriftsteller zu bekräftigen. Später ist, wahrscheinlich auf eine besondere Veranlassung, die Collatio mit dem Responsum der erfurter Theologen, unter dem Titel: Tractatus sive Collatio synodalis de statutis ecclesiarum

(Erford. 1499. 4. 3 Bogen) gedruckt worden. So geringfügig die Sache an sich scheint, war sie doch bei den damaligen kirchlichen Verhältnissen, wo alles so eng aneinander hing, nicht ohne Bedeutung für das Ganze. — Auch bei andern Gelegenheiten eiferte Joh. von D. sehr gegen den Verfall der Kirchenzucht, und vorzüglich (1475) gegen die damaligen häufigen Wallfahrten nach Wildbad in der Mark Brandenburg, die er als höchst verderblich für Religion und Sitten erklärte. Auf die Frage, was von dem angeblichen Kute Christi zu daten sei, das Landgraf Balcholar von Thüringen, vor hundert Jahren aus dem gelobten Lande mitgebracht haben sollte, und das man bei gewissen Gelegenheiten dem Volk als ein Heiligtum zeigte, stellte er in seiner Antwort den Grundsatz auf: Es wären in Ansehung des Glaubens dreierlei Dinge zu unterscheiden: 1) Die Bibel und die Glaubensartikel, daran dürfe man nicht zweifeln, weil sie ihre Autorität unmittelbar von Gott hätten; 2) die Decrete der Päpste, Concilien und Kirchenväter: diesen müsse man zwar glauben, aber mit Prüfung, weil sie mondmal gelehrt hätten; 3) die Legenden der Heiligen, oder was sonst irgend Einer zur Ehre Gottes, zur Befestigung des Glaubens und Verbesserung des Lebens erzählt hätte, diesen dürfe man nicht geradezu glauben, sondern müsse nach dem Manne sehen, der es vergäbe. — Wie lange er gelebt hat, ist nicht genau bekannt; jedenfalls aber ist er noch vor dem J. 1500 gestorben, und mit dem jüngern, weniger bekannten Hermann Sergeth von Dorsten, der in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh. zu Erfurt blühte, nicht zu verwechseln. (H. J. Erhard.)

Dorsten (Dietrich), f. Dorstenia.

**DORSTENIA.** Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 21. Urtaschen Classe (nach Linné aus der ersten Ordnung der vierten Classe) und aus der natürlichen Familie der Artocarpaceen Cohd. (Urticaceen Tuss.) hat Plumier (Gen. pl. 29) so genannt, nach dem Botaniker Dietrich Dorsten, geboren in Westfalen, gestorben im J. 1551 oder 1552, als Arzt zu Cassel. Er war der Verfasser einer *matéria medica* unter dem Titel: *Botanicon, continens herbarum aliarumque simplicium, quarum usus in medicina est, descriptiones et icones.* Francof. ad M. 1540. fol. Char. Ein fleischiger, nach-ausgehöhlter, ediger oder rundlicher Fruchtboden, trägt männliche oder weibliche Geschlechts-theile; je vier (oder je zwei) Staubblättern mit zweischneidigen Antheren kommen aus einer kaum zu unterscheidenden Blütenhülle, welche von vier verwachsenen Schuppen gebildet wird, hervor; die Fruchtknoten, deren Keim mit dem Fruchtboden verwachsen sind, tragen seitlich einen zweischneidigen Griffel; die einsamigen, an der Spitze zweiflügeligen Kapseln sind in den dreierartigen Fruchtboden eingesenkt; die Samen mit einer sehr varien Haut (Arillus?) umhüllt. Die 10 bekannten Arten sind Kräuter (während fast alle übrigen Artocarpaceen Bäume und Sträucher sind) und, mit Ausnahme der einzigen *D. andina* Lamour. (Enyel. Kosaria Forst.), von dem arabischen Worte Kaser, Wurzel, welche im

glücklichen Arabien wächst, alle im tropischen Amerika einheimisch und fengellos. Die bekannteste Art, *D. Contrayerva* Linn. (*Contrayerva* Monardes ap. Clus. ex. p. 311, *Dorstenia* sphenodyli folio dentariae radice Plumier pl. autor. t. 119, *Houatou* in Philon. transact. 1731. f. 1, *Dorst.* *Contrayerva* Wendland in Römer's Archiv. I. 1. S. 51. t. 7) ist in Brasilien, Mexiko und Peru einheimisch, als ein fengelloser Kraut, mit länglichem, schuppig-fleisigem, verrennendem Wurzelstock und langgestielten, pergamenten, langgestielten, buchtig-gezähnten, runden Blättern, welche sich später in drei bis fünf Abschnitte theilen. Die blaugrünen, vierseitigen, am Rande buchtig-gezähnten, eingerollten Fruchtböden stehen auf drehrunden, schwach bedackten Stielen, welche kürzer sind, als die Blätter. Von dieser Art, sowie von einigen andern, p. V. von D. Houstonia Linn. (Sprengel in Schröder's Journ. I. 1800. t. 1 und 2, *Dorstenia* Houstonia. I. o. f. 2), in Hispanien, D. Drakenia Linn. (Taspadiz Hernandez) in Mittelamerika und D. brasiliensis Lamour. (Eae, Cas-apia Pico) in Brasilien, kommt die Gift- oder Drogenwurzel (Radix Contrayervae, Radix Drakenae bei Clusius Exot. p. 83, nach dem berühmten englischen Seefahrer Franz Drake, welcher sie zuerst nach Europa brachte), ein im tropischen Amerika seit langer Zeit als Gegengift (daher der spanische Name *Contrayerva*) berühmtes Heilmittel. Diese Wurzel (Wurzelstock) der echten *Contrayerva* ist knollig, knollig, zwei bis drei Zoll lang, von unangenehm, eigenthümlichem Geruch und brennend-scharfem, bitterem Geschmack und enthält nach Geiger's Untersuchung ein ätherisches Öl, bittern Extractivstoff und Salmiak. Sie wirkt frisch als ein kräftiges, reizendes, schweißtreibendes Mittel, verliert aber durch das Trocknen viel von ihrer Kraft und ist daher in Europa kaum noch im Gebrauche. — *Dorstenia cerasoanthos* Loddiges? (Bot. cabin. t. 1218, Hooker bot. mag. t. 2760), gleichfalls aus dem tropischen Amerika, weicht von den übrigen Arten durch die Form des Fruchtbodens ab, welcher sich in zwei aufrecht stehende spitzige Ähren (Hörner) verlängert. (A. Sprengel.)

**DORTHESIA.** Unter den zu Coccos von den Schriftstellern gerechneten Arten gibt es einige, die sich von den übrigen auffallend dadurch unterscheiden, daß sie aus den Poren des Hinterscheibes eine festerige Fruchtigkeit aufschwimmen, die lange, weisse Fäden und endlich eine Art von Kappe bilden, welche fast das ganze Ähren enthält. Auch haben die Weibchen die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht nach dem Eierlegen sterben, und ihr Körper den Eiern bis zum Auskriechen als Hülle dient, sondern daß sie für eine zweite Befruchtung empfänglich bleiben, und durch alle diese Eigenschaften schließen sie näher an die Thallusse sich an, als die übrigen Schwämme. Diese "konnte nur eine, auch Euphorbia Chamaecerasus Linn., welcher er den Namen Dorthesia?), Chamaeceras delegiert, doch hat schon Degeer \*) dasselbe Insekt,

1) Journ. de Phys. Fevr. 1784. Tom. XXIV. p. 171. 2) Nach ihrem Entdecker Abbé Dorthes benannt. 3) lat. Tom. VII. p. 604. t. 44. f. 28.

oder eine ähnliche Art unter dem Namen *Coccus hibernicus* beschrieben. *Strepens* \*) führt sechs in England einheimische Arten dieser Gattung auf. Die Fühler sind bei diesen Insecten neungliedrig, bei den Männchen länger und dünner als bei dem Weibchen; letzteres besitzt überdies einen kurzen Rüssel, welcher dem Männchen fehlt, auch ist der After des Männchens nur mit einem Busche weißer Fäden bedeckt, während dieser bei dem Weibchen mehrere Reihen von einander liegenden Geküßern und dadurch eine Art von Koppe bilden. (*Germer.*)

**DORTMUND** (*Dormundo, Tremonia*), seit dem J. 1815 preussische Stadt, in der Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, am Fluß Ens oder Enscher (Enscher), 6½ Meilen östlich von Duisburg, mit 4200 Einwohnern, ist sehr alt, war früher oft der Ort der kaiserlichen Hofhaltung, ein Hauptstuhl des Reichsgerichts (s. dieses), freie Reichs- und Hansestadt, mit Münzregal und Zollfreiheit für das ganze Reich. Ihr Gebiet begreift eine ehemalige Reichsgrafschaft unter sich, aus 14 Dörfern bestehend. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 verlor Dortmund seine Rechte als freie Reichsstadt und kam zur Entscheidung für die erbstatthalterische Würde an das Haus Nassau. — Im J. 1663 wurde das Gymnasium zu Dortmund gestiftet. — Jetzt ist der Sitz eines Oberbergamtes dafelbst. Es hat vier Pfarthörse, eine katholische Kirche, drei Hospitäler. Hauptnahrungszweige der Einwohner sind Wollenzug- und Feinwandmanufacturen und Tabaks- und Nagelfabriken. — Der dortmunder Kreis hat auf 81 □ M. 32,542 Einwohner. (H.)

**DORTMUNDER RECESS.** Der Tod des Herzogs Johann von Jülich-Gleve, im J. 1609, veranlaßte Streit über die Erbfolge in seinen Ländern, welche das Markhaus Brandenburg, das pfälzgräfliche Haus Neuburg, die Abtthümliche und Ernestinische Linie von Sachsen, zum Theil auch Zweibrücken und der Markgraf von Burgau in Anspruch nahmen. Da wurde zwischen dem Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg am 10. Juni 1609 zu Dortmund ein Interimsvergleich geschlossen, kraft dessen beide bis zum völligen Austrage der Sache gemeinschaftlich Besitz ergriffen. (H.)

**DORUM**, ein ansehnlicher Heden in dem zum Herzogthum Bremen gehörigen Lande Wursten, mit einem königlichen Voltegericht und einem Landeshause, worauf die Vorsteher und Vollmachten des Landes Wursten, welche das ganze Land repräsentiren, und die sogenannte Landesversammlung ausmachen, ordentlich in jedem Monat einmal zusammenkommen, um sich über allgemeine Landesangelegenheiten zu berathschlagen, die dann par vota ausgemacht werden. Merkwürdig in der Kirche zu Dorum ist der sogenannte Sacramentsbaum, ein Werk von gothischer Arbeit, das eine Pyramide vorstellt, fast aus Gewölbe der Kirche reicht, und in katholischen Zeiten zur Aufbewahrung der Monstranz gedient hat. Zwischen diesem Sacramentsbaum und dem Tabernakel, das Wagen-

stell in comment. de civit. Norimbergensi p. 66 abbildet und beschriftet, findet sich eine sehr große Ähnlichkeit. (*Schlichthorst.*)

*Dortalia Commera*, f. Fuchsia

**DORVIGNY**, Schauspieler und Schauspieler, geb. um 1734, gest. 1812. Er hat gegen hundert kleine Stücke unter verschiedenen Namen (*sarco, folio, proverbe, parade*), von denen mehrere im *Recueil général de proverbes dramatiques* (1785) aufgenommen sind, für kleinere Theater, außerdem aber auch größere Aufspiele verfertigt, und allen diesen fehlt es nicht an Geist, Witz und komischen Zügen. Mehrere sind ins Deutsche übersezt von Jünger, Huber (*le Tu et la Toi*) u. A. (S. komisches Theater der Franzosen für die Deutschen, herausg. von Dyl, und Reuvers; französische Theatres bearbeitet von Huber. Erst 6. das gelehrte Frankreich.) Viele von seinen Stücken haben Glück auf der Bühne gemacht, weniger seine Romane, am meisten sein auch ins Deutsche übersezt *Nouveau roman comique, ou Voyages et aventures d'un souffleur, d'un perquisiteur et d'un costumier de spectacles* (1799, 2 Bde. 12. N. A. 1801, 4 Bde. 18.). Bei allem Glücke, welches er gemacht hatte, starb er im äuffersten Elende, nicht ohne seine Schuld, denn wenn er in Noth war, was ihm oft begegnete, verkaufte er das Eigenthumsrecht seiner Stücke für eine Kleinigkeit, und gab wol sechs Schauspielerbilletts für ein Glas Branntwein hin. *Cubitières-Palmeyour* gab eine Epitre aus manes de Dorvigny ou *hébologie des Baveurs* (1813) heraus, wo er in der letzten Anmerkung zu verlesen gibt, Dorvigny sei ein natürlicher Sohn Ludwig's XV. gewesen. (H.)

**DORYANTIES.** Eine von Correa de Serra (*Linna. transact. VI. p. 209*) so benannte (*arborescens* Blume, *décoré* Ranke) Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Amarjlliden (*Marisciferae, Spadaceae*). Ed. ar. Die Blüthen büschelförmig, mit Stängblättern versehen; die Corolle (die Blumenbede) trichterförmig, sechsblättrig; die Staubfäden an der Basis der Corollenröhre eingefügt, pfriemenförmig, mit aufrechten, vierkantigen, fingerförmigen Antennen; der Griffel dreifüchsig mit dreikantiger Narbe; die Kapfel dreifächerig, dreilappig; die Klappen längs der Mitte die Scheidewand tragend; die Samen in zwei Reihen. Die einzige Art, *D. excolas* Correa (*l. c. p. 213, a. 23, 24*), ist ein neuholländisches gegen drei Klafter hohes Staudengewächs mit büschelförmiger Wurzel, drehendem Stengel, pfriemenförmigen Blättern, ährenförmigen Blüthenköpfen und karmintrothen Blumen und Stängblättern. (A. Sprengel.)

**DORYCERA** *Hoffmannsegg.* (*Insecta*). Eine FliegenGattung aus der Familie Muscidae (Reigen systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. 6. Zhl. S. 29. Taf. 57. Fig. 1.)

Die Fühler sind vorgestreckt, entfernt, so lang als der Kopf, dreigliedrig, das zweite Glied so lang als das dritte, fadenförmig zusammengedrückt, borstig; das dritte fadenförmig, mit bauchiger Basis und an derselben mit nackter Rückenborste. Das Untergeschicht zurückgebend, ge-

mößt, nackt; die Seiten breit vorsehend, feinhaarig flach. Die Augen rund vorgewölbt. Der Hinterleib länglich, füsselförmig, bei dem Weibchen mit gegliedertem Griffel. Die Flügel ausliegend, länger als der Hinterleib.

Es ist von dieser Gattung nur eine Art bekannt, *Dorycera Graminum Fabricius* (Meigen, l. l. f. 3. Weibchen. *Fabricius*, Ent. syst. IV, 346, 143. *Musea Graminum*. Fabr. Syst. Aenl. 205. 8. *Scutaphaga gr. Latreille*, Gen. Ins. IV, 351. *Tentacloera gr. Coquerell*, Illustr. Tab. 24. l. 1. *Geoffroy*, Ins. II, 504, 25. *Mouche à bords des ailes jaunâtres et trois points noirs sur chascune*).

Das Untergerüst ist gewölbt, glänzend rothgelb, schwarz punctirt, die Stiele flach, feinhaarig rothgelb mit zwei schwarzen Strichen und weißem Augenrande. Die Füßler sind vorgestreckt, so lang als der Kopf, stehen von einander entfernt, sind dreigliederig, rothgelb mit schwarzer Spitze; das erste Glied klein, das zweite so lang als das dritte, gleichbreit, zusammengekrücht, borstig, das dritte an der Basis bandig, vorn spitzig, die Borste erscheint unter der Lupe betrachtet feinhaarig, weiß mit rothgelber verdickter Wurzel, das Rückenschild ist grau, mit sechs schwarzen Längslinien, die beiden Seitenlinien sind vom spitzig verbunden, das Schildchen ist grau, mit schwarzen Seitenflecken. Der Hinterleib ist schwachlich, bei dem Männchen mit weißen, veredelt, braun eingefassten Rückenflecken, bei dem Weibchen mehr rothbraun und abgestrichen, heller Rückenlinie. Die Beine sind rothgelb mit braunen Fasern. Die Schwinger sind bloßgelegt. Die Flügel graulich mit braunen Queradern an der Spitze mit braunen Längsstrichen. Der bekannte Entomolog Raumbauer aus Aachen, aus dessen Sammlung Weizen so viele Zweiflügler beschrieb, fand diese Art im März auf dem berühmten Marksfelde bei Paris in der Paarung. Sie ist vier Linien lang, auch kleiner. Die Farbe des Rückenschildes ist zumellen bloßgelegt und der Hinterleib gelbbraun mit bloßgelegter Rückenlinie.

Nach Geoffroy lebt die Larve im Wasser und ist lebhaft optelegrisch; die Puppe hat an jeder Seite einen Höcker und vorn zwei spitzige Hörnchen. (D. Thon.)

**DORYCNIUM.** So nannte Tournefort (Instit. 391. t. 211. f. 3) mit einem alten griechischen Namen (*Dorycnor*) eine Pflanzengattung (bei Linné mit *Lotum* vereinigt) aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Arisaken der Gruppe der Loten der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fest glockenförmig, zweispitzig, füsselförmig, oben an der Basis mit zwei Höckerchen versehen; die Segel der Schmetterlingscorolle gestielt, länger als der Himpel; der Kiel ohne Schnabel; der Griffel gerade, mit knospenförmiger Narbe; die Hülsenfrucht drehrund, weiß zweifachig. Serrige (in *Candolle* Prodr. II. p. 208) zählt elf Arten, welche als Kräuter oder kleine Staudengewächse mit gedrehten Blättern, blattartigen Ackerblättern und kleinen gelblichen oder röhrlchen Blumen im südlichen Europa, in Ägypten und in Armenien wachsen. Siehe kommen zwei neue Arten, welche Phippy in Chile gesunden hat: *D. hirtum* und *D. ambiguum* Popp.

herb. und *D. subulidum* Reichenbach (Fl. excurs. germ. Addend. p. 867., pl. cit. XI.) aus Savoyen. Die beiden bekanntesten Arten sind: 1) *D. herbaceum Villars* (Fl. delphin. III. p. 417. t. 41. *D. pentaphyllum Scopoli*, *Lotus Dorycnium Crantz*), im ganzen südlichen Europa bis in die Gegend von Wien. 2) *D. suffruticosum Villars* (l. c. p. 416. *D. monspeliense Willdenow* sp. pl. *D. parviflorum Sav.*, *Lotus Dorycnium Linn.*), ebenfalls im südlichen Europa.

Reichenbach (Flor. germ. excurs. p. 507) trennt von *Dorycnium* eine Gattung, welche er dem eifigen Pflanzenfamler Bonjean, Apotheker in Hamburg, zu Ehren Bonjeania nennt. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfspaltig, mit ungleichen, aufsteigenden Zähnen; die Segel der Corolle fast länger als der kumpfe Kiet; die Narbe knospenförmig; die mehrsamige Hülsenfrucht mit häutigen Querscheidewänden versehen. Hierher gehören drei Arten: 1) *B. recta* Reichenbach (l. c., *Lotus rectus Linn.*, *L. coronatus Barrelier* icon. 544., *Dot. rectum Seringe* l. c.) im südlichen Europa; 2) *B. hirsuta* Reichenbach (l. c., *Lotus hirsutus Linn.*, Bot. ung. 336., *L. sericeus Candolle* fl. franc., *Dot. hirsutum Seringe* l. c.) ebenda; und 3) *B. microphylla* Reichenbach (l. c., *Lotus microphyllus Hooker* bot. mag. 2808.) im südlichen Afrika.

Unter dem Namen Dorycnium begriffen die Alten mehrte, verschiednartige Gewächse. Bei Alexander (Alexipharm. v. 376) ist *dorycnor* als Ecyonum des *oxyzyon parviflorum* (*Solanum insanum Linn.*) ein giftiges Kraut, ebenso bei Plinius (trychao, strychnon, halicanon, callion, vesicarin, dorycnion. II. N. XXI, 106. XXVIII, 33, 46. XXXII, 20, 31), wo *Wich*, Brühe von Meerzeln und Meerkrusen und die Asche von Meerfischlein als Gergengift gerühmt wird. Dagegen scheint *dorycnor* der Dioscorides (Mat. med. IV, 75.) *Convolvulus Caeorum Linn.* zu sein. (A. Sprengel.)

**Dorycnium** (*Dorycnium*) *Mönch*, f. Paorale. **DORYKLEIDAS** und sein Bruder *Medon*, Laködomonier, werden als bildende Künstler aus der Schule von Dipylon und Skyllis angeführt. Sie verfertigten Figuren aus Eisenblech mit Gold vergiert. Im Tempel der Hera zu Olympia stand von Dorykleidas eine Ixomis, von Medon eine Pollas mit Helm, Schild und Lanze. (Paus. V, 17.) (H.)

**DORYKLEUS**, *Δορυκλέος*, einer von den Söhnen des Hippotolon, welche Herakles erschlug. (Apollod. III, 10, 5.) (Richter.)

**DORYKLOS**, *Δορυκλός*, ein Sohn des Priamos von einer Weiskinderin. Ajax Telamonios erlegte ihn, als die Trojaner den Ulfes umringt hatten. (Hom. II. XI, 489.) (Richter.)

**DORYLAEUM** (*Δορυλαεύς*) Strab. *Δορυλαεύς* Ptol. *Δορυλαίου* Steph. *Δορυλαίου* Eustath. Stadt in Phrygia Epistetos am weissen Ufer des Latrys, wurde erst unter der Regierung der römischen Kaiser als Mittelpunkt der Straßenverbindung wichtig. In spätern Zeiten diente sie als Festung gegen die Tataren, wurde jedoch von ihnen erobert und gänzlich zerstört, vom Kai

fer Michael aber im J. 1171 in der Art wieder hergestellt, daß er in einiger Entfernung von der alten Stadt das neue Dorylaeum gründete. Auch dieses kam in die Hände der Türken, und heißt jetzt Esfi Schehr (Altstadt) s. d. Art. (H.)

Schlachten. 1) Große Schlacht bei Dorylaeum den 1. Jul. 1097; Kilidische Arslan, Sultan von Nikda, hatte seine Hauptstadt durch die Horden des ersten Kreuzzuges verloren. Der bereits zweimal Geflagene erlangte jedoch durch seinen Anlauf an die türkischen Horden ein gewaltiges Heer von Reitern, das nach den verschiedenen Angaben über 150,000 oder über 200,000, ja 300,000 Mann stark gewesen sein soll, und war mit ihm den Baldrüdern zur Seite, welche von Nikda durch sein Gebiet nach Syrien zogen. Die Baldrüder waren drei Tage verrückt; am vierten Tage aber trennten sie sich, da eine Gegend für eine so große Menge Menschen nicht genug Lebensmittel und für eine so große Masse Pferde und anderes Vieh nicht genug Weideplätze barbot <sup>1)</sup>. Während der eine Herdeshäufte unter Gottfried von Bouillon, Raymond von Toulouse, Bischof Ademar von Vuy, Hugo dem Großen, dem Bruder des Königs von Frankreich, und dem Grafen Robert von Flandern die Ebene von Dorylaeum durchzog, und der andere unter dem Fürsten Boemund von Tarent, dem Herzog Robert von der Normandie, Stephan von Blois, Tankred und Hugo von St. Paul sich links wandte, nahm Kilidische Arslan seinen Weg längs einem kleinen Flusse, und wandte sich in jenes Thal, welches die lateinischen Geschichtsschreiber Doryganhi <sup>2)</sup>, Gorgani oder Djellisi nennen. Dieses Thal wird gegen Norden durch den Berg In-Tengi gebildet, von einem Flusse beipült, der von Abend nach Morgen fließt, hat gegen Morgen die Dörfer Zaachantu und Gurmen und Yen-Suglu gegen Westen, welches letztere nur drei Seemeilen von Dorylaeum liegt <sup>3)</sup>. In dieses liebliche Thal, das reichliche Weideplätze darbot, lagerte sich unsern Dorylaeum die eine Heeresabtheilung unter Boemund und Robert von der Normandie am Abend des 30. Jun. 1097. Nicht lange war der Tag angebrochen, als das Geschrei und die Trommeten der ausgezogenen Horden die Ankunft der Feinde meldeten. Ein Theil der Christen war zweifelhaft, ob er kämpfen sollte. Boemund und Robert von der Normandie jedoch geboten Halt zu machen, und die Zelte an einem Ort aufzuschlagen, der von der einen Seite durch den Fluß, von der andern von einem mit Hochwäasser bewachsenen Flusse verteidigt ward. Ueberdies ward das Lager zugleich von Zeltspäßen und einer Wagenburg ge-

deckt. Bevor noch die Zelte aufgeschlagen waren, flogen 150 türkische Reiter zum Angriffe herbei, schossen mit vergifteten Pfeilen, wurden jedoch von den christlichen Reitern abgeköpft und niedergemacht. Während das Lager voll von Bormund seinen Platz angewiesen erhielt und die Weiber, Kinder und Kranken in den Mittelpunkt gestellt wurden, rückte die Reiterei in drei Haufen getheilt vor das Lager, um den Feinden den Übergang über den Fluß zu wehren. Boemund selbst besetzte die Reiterei, und nahm seine Stellung auf einer Anhöhe, um die Schlachtabordnung überblicken zu können. Das Treffen begann in der dritten Stunde des Tages. Die Sarazenen stürzten von den Bergen herab, und die furchtbare Menge ihrer Pfeile erfüllte wie Hagel die Luft, sodaß fast keiner der Ritter, ungeschützt wie geharnischt waren, ohne Wunden blieb. Die Türken fielen mit ihren schnellen Pferden, wenn die Ritter mit ihren Lanzen vordrangen, und wenn diese sich zurückzogen, brachten sie zurückstreichend neues Verderben. Die Ritter wurden durch die ungewöhnliche Art des Kampfes mit Bangen erfüllt. Erst als durch Wunden und die Hitze des Tages die Ritter ermüdet, und ihre Lanzen zerbrochen, gingen die Türken den Kampf des Schwertes gegen das Schwert ein, aber auch jetzt waren die leichten Sölden der Türken gegen die schweren Schlachtfreier der Ritter im Vortheil. Robert von Paris, jener verwegene Ritter, der sich dem Alexius zur Seite auf den Kaiserthron gesetzt hatte, sah verzweifelt seiner Gefährten fallen, und erhielt endlich selbst eine Todeswunde; Wilhelm, Tankred's Bruder, sank in den Tod, und Tankred selbst, der nach Brechung der Lanze sich nur noch mit dem Schwerte verteidigte, entsank dem Tode nur dadurch, daß Boemund ihm zu Hilfe kam und ihn den Händen der Ungläubigen entriß. Kilidische Arslan setzte mit dem Kerne seiner Truppen über den Fluß, zertrümmerte die Wagenburg und Pallisaden, und erfüllte das christliche Lager mit Mord. Nur junge, schöne Frauen wurden verschont, und so groß war die Angst derselben beim Anblicke des Ermordeten, daß sich die ehesten Frauenlein und Frauen schmückten, um durch Erregung der Liebe und des Mitleids der Feinde dem Tode zu entgehen. Boemund eilte dem christlichen Lager zu Hilfe, vertrieb den Sultan darauf, ließ Befassung zurück, und verfolgte den Sultan. Die übrigen christlichen Streiter waren von der Anstrengung des Kampfes und der Hitze des Tages so ermattet, daß viele erliegen sein würden, wenn die Weiber nicht Wasser aus dem Flusse zum Trank herbeigetragen hätten. Bei einem gewaltigen Angriffe der Türken, welche durch neue von den Gebirgen herabkommende Haufen verstärkt worden waren, wandten die Kreuzfahrer den Rücken. Da nahm der Herzog Robert von der Normandie seine weiße, mit Gold verzierte Fahne, und stürzte sich mit dem Ausrufe: Gott will es! unter die Feinde, und ward von Tankred, dem Fürsten Richard von Salerno und dem Grafen Stephan von Blois unterstützt. Boemund traf einen Haufen Hühner, brachte ihn durch treffende Worte zum Umlaufen, und ein großes Blutbad unter den Ungläubigen war die Folge. Aber die Uebermacht der Feinde erlaubte den Christen nicht, die Dör-

1) Nach Andern trennten sich die Kreuzfahrer durch Zufall. 2) So Albert von Aix. Man hält Doryganhi für den orientalischen Namen, woraus die Anden Gorgani gemacht, und Djellisi für den gleichlichen Namen. 3) S. Arrowsmith, Map of Constantinople and its environs. 4) H. H. W. Michaud, Geschichte der Kreuzzüge, überfetzt von Dr. H. A. Ungewitter. 1. Bd. S. 153 und die Karte beifolgt. 5) S. die ersten Kreuzzüge hundertjährigen Geschichtsschreiber bei Bongarsius, Gesta Dei per Francos und Raoul von Caen bei Muratori, Script. T. VI. p. 254 — 256. H. H. W. Michaud, Geschichte der Kreuzzüge. 1. Bd. S. 154 — 157. (Gunt) Gemälde aus dem Zeitraume der Kreuzzüge. 1. Bbl. S. 41 — 47. Michaud, S. 153 — 163.

hand, die sie einen Augenblick hatten, zu behaupten. Sie mußten sich hinter die Wagenburg zurückziehen, und erlitten hiebei großen Verlust. Das Lager der Kreuzfahrer bestanden rings die Scharen der Türken. Ein Theil der Krieger vertheilte es, andere eilten zu den Priestern und beichteten. Die Priester und Kleriker weinten und beteten, und die Frauen trugen jammernd die Leichen in die Zelte. Der Untergang Alles war unermesslich, wenn nicht die zweite Abtheilung der Kreuzbrüder zu Hülfe gekommen wäre. Boemund hatte sie sogleich bei der Ankunft der Feinde davon in Kenntniß gesetzt. Gottfried und Hugo der Große eilten mit vierzig Tausend Krenntruppen zu Ross herbei, und stürzten sich auf den Feind. Während so furchtbar gekämpft ward, erschienen auch der Bischof von Puy und Graf Raimund von Toulouse. Da zogen sich die Türken auf die Berge zurück. Die Kreuzfahrer ordneten nun die Schlachtreihen so, daß sich Boemund und Tankred von der Normandie an die Spitze des linken, Gottfried, der Graf Robert von Flandern und der Graf von Blois an die des rechten sich stellten, Raimund das Mittelstreffen und Adhemar den Nachtrab befehligte. Unter dem Kriegesgeschrei: Gott will es! rückten sie auf die Türken los, denen zwar die Gebirge einen guten Zufluchtsort boten, aber ihren beweglichen Kampf des schnellen Annehmens und Zurückweichens nicht gestatteten. Der Graf von Toulouse, der von Born auf sie loszog, warf ihre Reihen beim ersten Angriff über den Haufen. Gleiches thaten auf den Seiten Tankred, Gottfried, Hugo der Große und die beiden Roberte. Adhemar brachte Alles in Verwirrung, indem er um die Berge herumging und den Feinden in den Rücken fiel. Die von einem Walde Kanzen umringten Sarazenen ergriffen da die Flucht. Der Kampf hatte bis zur Abenddämmerung gedauert. Eine große Anzahl Emire, 3000 Unterbefehlshaber und mehr als 20,000 Gemeine kamen im Treffen oder auf der Flucht um. Zweitausend Kreuzbrüder waren gefallen. Die Früchte des Sieges waren die Befreiung der gefangenen Kreuzbrüder, die Erbeutung des reichen feindlichen Lagers, das sie mit vielen Lebensmitteln, unermesslichen Schätzen, den prächtigsten Zelten, den besten Reitrossen, Kameelen und andern Lastthieren ausstattete; ferner das panische Schrecken der Türken vor den Wallbrüdern und ungeführter Durchzug des Kreuzheeres durch das Land Kilibische Aslan's nach Syrien. — Fünfzig Jahre später, nahe an der Wabstflatt, auf welcher die Wallbrüder des ersten Kreuzzuges so in Gefahr gewesen, und dann so glänzend siegten, war die 1147. Schlacht in der Nähe von Dörpaul den 26. Oct. 1147. wo aber die Tapferkeit der Kreuzfahrer keinen so glänzenden Lohn empfing. Die griechischen Wegweiser hatten das Heer des Königs Konrad in unwegsame und wüste Gegenden geführt, und waren in der Nacht vom 25. zum 26. Oct. zu den Türken übergegangen. Den Morgen darauf wurden die Kreuzfahrer von einer großen Menge Türken umringt und an dem Weiterzuge verhindert. Sie waren durch Entbehrungen aller Art auf dem Zuge durch die wüsten Gegenden abgemattet. Der Ort war zur Lieferung eines Treffens unbenutzbar. Zieten die Kreuzfahrer aus dem

Lager, so öffneten die Türken ihre Schlachtreihen, und wichen zurück; zehrten die Wallbrüder ins Lager zurück, so wurden sie von den Türken durch Geschosse bestrahlt. Überdies schredte die in so übler Lage sich befindenden eine Sonnenfinsterniß. Sie beschloßen also umzukehren, aber nur der dritte Theil von den 70,000 gebarnigten Kittern und der unermesslichen Menge Fußvolk entkam nebst dem Könige nach Nikia. Unter den Feldern fiel vor allen zu nennen der Graf Bernhard von Blois, der den Nachtrab befehligte, mit wunderbarer Tapferkeit den Türken Widerstand leistete, bis auch er selbst von einem Pfeil durchbohrt fiel am Tage der Schlacht\*.)

(Erd. Wächter.)

DÖRYLAS, 1) ein Kentaur, den Pelus auf der Hochzeit des Peirithoos tödtete. (Ovid. Met. XII, 380.)

2) Ein Riasamonier, auf des Pelus Hochzeit vom Halkonens erlegt. (Ovid. Met. V, 129.)

(Richter.)

DÖRYLAS Fabr. Hymenopterengattung aus der Familie Mutillariae, durch kurze, fadenförmige, dreieckig-liguläre Fühler, lange vorstehende Kinnbazn, kurze Laster, langen walzigen Hinterleib und kurze Beine mit großen, zusammengebrachten Schenkeln ausgezeichnet. Die Männchen sind geflügelt, die Weibchen, bei denen wahrscheinlich die Flügel fehlen, kennt man noch nicht. Es sind bis jetzt nur wenige, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Ostindien einheimische Arten aufgefunden.

(Germar.)

DORYPHORA. Nüger \*) und nach ihm Olivier, Ratzeile u. A., trennen unter diesem Namen von Chrysomela diejenigen Arten, bei denen sich das Brustbleich noch Born in einen vorspringenden Stachel verlängert. Auch ist bei ihnen das Halschild beträchtlich breiter als lang, mit stark vorspringenden, außerhalb abgerundeten Vorderwinkeln. Man kennt gegen 40 Arten, von denen die meisten in Südamerika, einige auch in Nordamerika und in Neuholland einheimisch sind.

(Germar.)

Doryphoros, f. Dindamones und Polykleitos.

Doryphoros, f. Uroctonon.

Doryphoros, f. Pironna.

Doryphoros, f. Erichonius.

Dos, f. Heirathagat.

DOS ECCLESIAE †). Schon seit sehr frühen Zeiten gefiel man sich darin, das Verhältnis des Geistlichen zu seiner Gemeinde sich unter der Gestalt der Ehe zu denken. Schon in dem neuen Testamente kommt dies vor, wenn der Apostel Paulus, indem er von den gegenseitigen Rechten und Pflichten der Gatten handelt, die Ehegattenheit der Frau gegen ihren Gemahl ebenfalls anschaulich macht, daß er lehrt: der Mann sei deuchtus des

4) S. die Nachrichten bei Hahn, Einleitung zu der deutschen Staats-, Rechts- und Kirchengeschichte. 3. Bd. S. 222, 223. Masov, Commentarii de rebus Imperii Romano-Germanici sub Lothario secundo et Conradio tertio. p. 208—211. Milten, 3. Abt. 1. Abt. S. 163—165.

\*) Wagap. für Insectenfunde. 5. Bd. S. 229.

1) Ziegler, De dotē ecclesiae (Viteberg. 1717). J. H. Boehmer, Jus parochiale Sect. V. Cap. 1. §. 14 seq.



Weibes Haupt, wie Christus das Haupt der Gemeinde sei, und wie Letztere dem Herrn unterthänig erscheine, so auch die Frau ihrem Manne, welcher dagegen seine Frau ebenso zu lieben verbunden sei, wie der Erlöser die Gemeinde geliebt, für welche er sich selbst hingegeben<sup>2)</sup>. Dasselbe Gleichniß liegt zum Grunde, wenn Johannes der Außer Christus als den geistlichen Bräutigam bezeichnet<sup>3)</sup>. Es lag ziemlich nahe, diese auf die unglückliche Verbindung hindeutende Vergleichung auch auf das Verhältniß des Bischofs und Pfarrers zu der ihm anvertrauten Kirche zu beziehen; worüber insbesondere folgende Stelle zu vergleichen ist: „Nunc uxori non licet, dimittere virum suum, ut alteri se .... matrimonio societ, .... Ita ecclesiae non licet, dimittere episcopum suum, aut ab eo se segregare, ut alterum .... accipiat“<sup>4)</sup>. Daher wurden die Bischöfe auch durch Überreichung eines Ringes zu ihrer geistlichen Würde eingeweiht, und ihrem Strenges auf diese Weise gleichsam vermahnt; sowie die Nennen, weil sie in dem Erlöser ihren Bräutigam sich dachten, welchem sie ihr ganzes Leben gewidmet, bei ihrer Einweihung mit Ringen geziert wurden. Auch nannte man die Kirche eine verwitwete (*viduata ecclesia*), wenn der Bischof gestorben war, oder seine Prälatur niedergelegt hatte<sup>5)</sup>.

Dem Allen war es nun auch vollkommen entsprechend, daß man von einer Aufspaltung der Kirche (*discessio ecclesiarum*) ganz auf dieselbe Weise sprach, wie von der Aufspaltung der sich vererbenden Töchter, und wie der Vater nach römischem Rechte verpflichtet war, der Tochter bei ihrer Vermählung einen (seinem Vermögen entsprechenden Brautkauf zu geben<sup>6)</sup>), so wurde daher auch derjenige zur Bestellung einer ausreichenden Misset verbunden, welcher eine Kirche stiftete oder erbaute. Schon in einer Verordnung Justinian's heißt es von einem Solchen nach der Homberg'schen Übersetzung des griechischen Textes: „*Ur illo non alter novam ecclesiam aedificet, quam cum .... archiepiscopo locutus fuerit, ut quo definierit, quantum ipse ad lucernas accendendas, ad sacrum ministerium, ad domum sartam totam conservandam, et ad alimenta eorum, qui ibi versantur, assignet. Et si illud sufficere videbitur, prius donet ea, quae assignanda sunt, atque ita domum edificet*“<sup>7)</sup>. Diese Grundfälle sind nun auch in den kanonischen Rechtsquellen wiederholt worden, und zwar so, daß diejenigen Güter, mit welchen der Stifter der Kirche diese Letztere auszustatten hat, darin ausdrücklich mit dem Namen Dos belegt werden. Honorius III. drückt sich unter anderem in einer an die Königin von Ungarn gerichteten Decretale folgendermaßen aus: „*Cum .... scilicet ecclesiam consecrari, profecto speramus, quod zelus ille, qui te ad ejusdem ecclesiae consecrationem induxit, te quoque, ut et dotem ei consecras, debeat animare, et quidem, cum non sit eccle-*

*sis, nisi de dote provisa sit fuerit, conservanda, eo libentius ad dotandum praedictam ecclesiam aperire manus manifestissime tunc debes, quo et facilius id potes facere, et ad hoc fortius, tanquam ex debito, jam teneris*“<sup>8)</sup>. Es ergibt sich hieraus, und aus der vorher mitgetheilten Novelle Justinian's, welchen Zweck die Ausstattung der Kirche habe. Da dieser Zweck zugleich dauernd erreicht werden muß, so muß die Dos ecclesiae entweder in fruchttragenden Grundstücken, oder feststehenden Grundrenten, oder festangelegten, verzinslichen Capitalien bestehen<sup>9)</sup>. Dieses Dotatium bildet das ursprüngliche Vermögen der Kirche, den neu erworbenen Kirchengütern gegenüber, d. h. demjenigen Vermögen, welches die Kirche erst nach ihrer Errichtung erworben. Es ist von dem Letztern aus Bestimmteste zu unterscheiden; namentlich deshalb, weil die Stiftungsgüter, schon ihrer Natur und Bestimmung nach, in einem weit höherem Grade unveräußerlich sind, als das übrige Kircheng Vermögen. Zwar heißt es in dem kanonischen Rechte, daß das gesammte Grundvermögen einer Kirche unveräußerlich sein solle<sup>10)</sup>. Allein dieser Satz bildet bekanntlich nur die Regel, und erleidet seine Ausnahme, wenn die Veräußerung entweder zur Beförderung des Wohlthuns der Kirche, oder zur Erreichung frommer Absichten geschieht<sup>11)</sup>. Was dagegen die Stiftungsgüter, oder die Dos ecclesiae betrifft, so ist eine Veräußerung derselben nur im Fall der äußersten Noth zulässig, und auch dann erst, wenn es an neu erworbenen Gütern fehlt<sup>12)</sup>. Hierauf weist schon der in den Gesetzen Justinian's enthaltene Satz zurück: „*Ut, sicut ipse religionis et fidei mactore perpetua est, ita ejus patrimonium jagiter servetur illaesum*“<sup>13)</sup>. Diese Ausrufung des Befehlgebers paßt freilich auch auf das gesammte Kirchengut überhaupt, zunächst und hauptsächlich doch aber natürlich auf diejenigen Güter der Kirche, von deren Besitz und Ertrag zuletzt gerade das Dasein und der Bestand der Stiftung für die Dauer abhängig ist. — In historischer Hinsicht ist noch zu bemerken, daß das im Anfange dieses Artikels gedachte Gleichniß auch von Einfluß auf die deutsche Sprache geworden. Widem, Wydem, Widenne heißt nämlich nicht bloß die Dos matrimonii, sondern auch die Dos ecclesiae, sowie das Zeitwort „widemen“ von dem Act gebraucht wird, wodurch sowohl die eine, als die andere Dos bestellt wird<sup>14)</sup>. (Man vergleiche noch den Art. Dotatium).

DOSA (sprich: Doscha, Jász-Doan, ein freies Pfarrdorf im jager Districte in Oberungarn dieselbe der Theiß, am Flusse Tarna, 14 Stunde von Jász-Beregy entfernt, mit einer kais. Pfarre und Kirche, einem

5) Cap. 8. X. de consecratione ecclesiarum (3, 40). 9) Ziegler loc. laud. Cap. VIII. §. 1 seq. Boehmer loc. laud. §. 17. 10) Cap. 5. X. de rebus ecclesiarum alienandis vel loc. (3, 13). 11) Can. 13. pr. C. 12. q. 2. Can. 58. eodem. 12) Wilese, Handbuch des gemeinen, in Justinian's Gesetzen, 2. Bd. §. 707, 708. Boehmer loc. laud. Sect. VI. Cap. 2. §. 25 seq. 13) L. 14. C. de sacrosanctis ecclesiis (1, 2). 14) Hallau, Glossar. a. v. Widemen, Widen, Widemut.

2) Ephes. Cap. V. v. 23 seq. v. 32. 3) Evangel. Joan. Cap. III. v. 29. 4) Can. 11. C. 7. q. 1. 5) Schenckius, Anmerkungen und richtige Übersetzungen. §. 79, 80. 6) L. 7. C. de dotis promissione (3, 11). 7) Novella 67. Cap. 2.



mensteilt, mit dem charakteristischen Aufsatze: καὶ εἰς τὴν  
τοῦτον τὴν γωνίαν καθεύδοντες. Zufällig hat sich  
dieser Altar erhalten, ja statt eines zwei, beide von gleichem  
Charakter und durchaus östlicher Richtung, wenn  
auch vielleicht nicht aus derselben Feder geflossen. Denn  
das eine dieser Kufstempel, welches früher bekannt war,  
wurde bald dem Thekrit<sup>1)</sup>, bald dem Simmias beige-  
legt, bis Meursius (Leect. Attica. III, 17) in der ent-  
schieden überflüssigen Ὀδωιδον den Namen Ἀσινιδαν ent-  
deckte. Wir wollen von jedem besonders sprechen. In-  
dem zuerst bekannt geworden, welches mit den Worten:  
ἀσινιδανος μὲν αρχος anfängt, und aus achtzehn längern  
und kürzern Zeilen von jambischem Rhythmus zusamen-  
gesetzt, die Gestalt eines Altars hat, erzählt ein Altar-  
Epheus, daß er von Jason, Medeeus Gemahl, errichtet  
worden, nachdem diese den Bächern von Kreta, Talus,  
des Lebens beraubt gehabt; und daß Philostates an ihm  
von einer Platte verwundet, von Doryteus und Diome-  
des nach Troja geführt worden, um dem Kriege ein Ende  
zu machen. Dieser schlichte Sinn, durch felsam gebildete  
Worte und entfernt liegende Anspielungen auf bunfte Fa-  
beln mit Thekrit zum Räthsel gemacht, hat lange die  
trefflichsten Gelehrten<sup>2)</sup> selbst im Gedächtniß, und neue Räth-  
sel erzeugt, bis Isaac Vossius (ad Melam. II, 7. p. 212)  
mit Hilfe der Scholien des Photobolus<sup>3)</sup> den wahren Sinn  
aufdeckte. Auf diese sichere Grundlage ist der Commentar  
in unsern Animadversion. ad Anih. Gr. I, 2. p. 219 an-  
gewandt, wo auch jene Scholien abgedruckt sind, argwöhnt worden.

Der zweite Altar (welcher in dem Cod. Palat. der Anthologie, und in Brund's Analecten I. p. 412 die erste Stelle erhalten hat) wurde zuerst von Salmasius in der pfälzischen Handschrift (p. 673. XV, 25), wo er keine Überschrift hat, entdeckt, und dem Dioskidas zugeeignet. Ohne Zweifel mit Recht. Dieser zweite Altar (in dem

Ausgaben der erste) aus 26 Zeilen (deren Anfangsbuchstaben den Wunsch bilden: *Ὀλίγητι μάλλωτι ἔπειτα δούλησι*) von verschiedener Länge und Maß bestehend, wie die Gestalt eines Altars hervorzuheben), beschreibt sich im Rhythmus als ein Werk der Poesie, indem er sagt: er werde weiter mit dem Mäule von Daphnigebirg beneget, noch mit Weidrausch umflüßet; auch sei er nicht aus goldenen Barren oder Silberflüssen erbaud, noch endlich, wie einß ein Altar Apollon's, aus Hörnern zusammengefügt, sondern von den Händen der Grazien und Mufen gebildet. daher er den Dichter einladet, hier zu opfern.

Viele beiden Handschriften, von denen das letztere in der päpstlichen Handschrift mit erklärenden Scholien besetzt ist<sup>10)</sup>, gab, mit ähnlichen metrischen Spielen verbunden, Solinasius zugleich mit den tropischen Inschriften heraus<sup>11)</sup>. Als Theile der Anthologie sind sie von Brund in die *Analekten* (Tom. I. p. 413) aufgenommen, und in der Leipziger Ausgabe (1798. Tom. VII. p. 211—224) erläutert worden.

Daß eine dieser Spiele hat einen lateinischen Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantinus, Publilius Optatianus Porphyrius, zu einem Gedichte von gleicher Form veranlaßt, welches in 24 Versen, je fünflich schlußfähigen Jamben, einen von dem Dichter gefertigten, dem Apollon geweihten Altar redend einführt, sich aber, mit Enthaltung von allem Räthselhaften, durchaus in den Schranken gewöhnlichen poetischen Ausdruck hält <sup>19)</sup>.

Dioskades, Verfasser eines Werkes über Kreta (*Κρητικόν*), welches aus wenigstens fünf Büchern bestehend hat, und vom Alkibiades (IV. p. 143. A—D. VI. p. 26. A.) angeführt wird. Dasselbe Werk erwähnt, ohne über seinen Werth ein Urtheil zu fällen, Diodorus der Siculer (V, 80) als eine seiner Quellen über freitliche Begebenheiten<sup>11)</sup>; sowie auch der ältere Plinius (Hist. Nat. IV, 12. s. 20). Eine Vergleichung lesbischer und kreteischer Opferrituale beim Clemens Alexand. (Coh. ad Gent. p. 27. B.) ist ohne Zweifel aus demselben Werk entlehnt<sup>12)</sup>. (F. Jacobs.)

Dosima, f. Anatifera.

hinsprechendem Grund ab, wie auch Hortunius Pictus in der *Ar-  
mystica* (Potav. 1630. 4.) thut.

8) Wegen dieses Affektionsvermutet Lacroze, das Kunst-  
gebilde sei einem Olympus bei irgend einer städtischen Gelegenheit  
als Glückwunsch gesendet worden. Dann war dieser Olympus

25

(3) Dem Theophrast wird es ausdrücklich vom *Trautau*, Krug, in Hild. p. 68. ed. Herm. beigelegt. Mit Bezug auf diesen Krug ist die ohne Ueberschrift in der Ausgabe von Gailletz u. a., Rom 1756, sowie in der Venetia 1690... In der Ausgabe Hagenaes 1530 und Francof. 1545 ist es *Geophrastus pugna* überschrieben. 4) Es ist der Römische in der Ausgabe des Theophrast (Venet. 1545) geschrieben. 5) *Gail. Canter.* Nov. Leett. I. c. 1. p. 65—69, oder vielmehr 3. Xarant, dessen Ordnung und Verbesserungen sind handbarer Schüler an jener Stelle bekannt macher, sah in diesem Anwerthe eine Großthat des Autors, der von Ädrius grüßte, also ihm gleichfalls in dem Tempel Apollons gelehrt habe und sich gleichfalls ein Gelehrter zu sein rühmte, indem er Duzende von Worten und einer Gleichheit sehr wichtiger Ausstellungen gewonnen werden können. 6) *Egmontius* zur *Olasione* dieses Kipos Maronach als *pudicos* genannt worden. Von diesem Maronach Holobolus, welcher um die Mitte des 13. Jhdts. lebte, f. Fabr. Bibl. Gr. Vol. III. p. 312. not. xx. Baldener, welcher diese Schalen aus dem Cod. Voss. wiederholt hat (*Diatriba* in *Buripid.* c. XII. p. 130—136), vermuthete, daß Holobolus, dem eigentlich so die *Theophrastica* zu Gebote stand, eine ältere Quelle benutzte b. 7) In der Handschrift hat er von uns oben beschränkte Titel die Ueberschrift *Περὶ τῆς ποιότητος τοῦ ὕδατος* mit dem Aufsatze *τὸ πρῶτον ἀπὸ αὐτοῦ ἀναβῆναι ἁποκρίσει*. Er lautet dann *περὶ τῆς ποιότητος τοῦ ὕδατος καὶ ἐξ ἑκείνου τίς τις ποιεῖται καὶ πόθεν λαμβάνεται* u. s. w. und ist daher kaum ja gemeinlich, den dieser Aufsatz sich an den andern anreihet, wird mit den Worten anfangt: *Οὗτος οὐ μὴ λόγος ἵστωι*. Dasjenige Größte Colmaus jene andere (*Elapsores*) dem Dioskides ohne

L. CANTU, L. M., N. S. GREECE, XXVII

**DOSITHEUS**, war nach Philastrius (Haeres. IV.) ein Jude, der die Behauptung aufstellte, man müsse das Gesetz Gottes bloß nach dem Fleische, d. h. nach seinen äußerlichen Gebräuchen, beobachten, und dabei die Auferstehung der Todten, den Geist Gottes, die Engel und das jüngste Gericht leugnete. Jüdische Schriftsteller lassen ihn zur Zeit der assyrischen Zerstörung unter den Samaritanen leben; Philastrius aber macht ihn zum Lehrer des Sabbat, dem angeblichen Stifter der Sabbatsecte, die er mit der Schule Epiktus's vergleicht. Die Gewährsmänner dieser historischen Data sind ebenso unzuverlässig, als diese selbst mit einander im Widerspruch stehen. (Frankl.)

**DOSITHEUS**, soll nach einem der apokryphischen Zusätze zum Buche Esther (nach der Septuaginta Cap. 11, 1) ein Priester aus dem Stamme Levi gewesen sein, und im vierten Regierungsjahre des Ptolemäus und der Kleopatra (177 v. Chr.) die griechische Uebersetzung dieses Buches nach Aegypten gebracht haben. (Frankl.)

**DOSITHEUS**, war ungefähr ein Zeitgenosse Jesu, und wird fälschlich zu den christlichen Häretikern gerechnet. Er war nie Christ, auch schwerlich ein Samaritaner, lebte aber unter diesen, und es ist ungewiß, ob er, wie Einige wollen, ein abgesessener Jude gewesen sei. Wahrscheinlich trat er selbst als Nestas auf, wenigstens wurde er von seinen Anhängern dafür gehalten, und dürfte wohl nicht die selbst angenommene oder ihm beilegte Würde freiwillig an seinen angeblichen Schüler, Simon Magus, abgetreten haben. (Photius, Biblioth. c. XXX. Clemens, Recognit. II, 8 seq.) Nach Origenes (De princip. Lib. IV. c. 17) war er ein sehr strenger Beobachter des Mosaischen Gesetzes, und erlaubte seinen Anhängern am Sabbat nicht das mindeste Geschäft. Damit scheint die Nachricht beim Epiphanius (Haeres. XXII et XXIII) zusammenzufallen, daß er sein Leben in einer Höhle zugebracht, sehr viel gefastet und sich dadurch endlich den Tod zugezogen haben soll; doch hat die Vermuthung mehr für sich, daß er verlassen vom Volke, flüchtig vor der ihn verfolgenden samaritanischen Priesterschaft in einer Höhle verhungerte. Über seine besondern Lehrenmeinungen steht nichts fest, juma! man ihn öfters mit dem ältern Dositheus verwechselt, ja sogar behauptet hat, es habe ein Dritter seines Namens zu und gleich nach des Evangelisten Johannes Zeiten gelebt. Seine Anhänger erhielten sich wenigstens bis ins 6. Jahrh.; denn nach Eulogius, Patriarch von Alexandrien, der nach dem J. 608 starb, schrieb gegen sie, unter dem Namen der Dositheaner. Außer der Behauptung, daß Dositheus der Nestas gewesen sei, sind es indessen nur die gewöhnlichen jüdisch-samaritanischen Meinungen, welche er ihnen zur Last legt. (Bergl. noch Justin, M., Apol. c. 73. Irenaeus, Adv. haeres. L. I. c. 23. Origenes cont. Celsum. L. I et VI. Eusebius, Kirchengesch. 4. Bch. Cap. 22 aus Hegesippus. Philastrius, De haeresib. No. IV. Balch's Historie der Ketzerien. 1. Bd. S. 182—185. Starck's Geschichte der christl. Kirche des ersten Jahrh. 3. Bd. S. 684—690. Schröder's christl. Kirchengesch. 2. Bd. S. 243 fg. Schmidt's Panth. der Kirchengesch. 1. Bd. S. 224, 225. Hase,

Kirchengesch. S. 50. Mosheim, Instit. Hist. Christ. major. Sec. I. p. 376—399. Idem, De robur Christianior. ante Constant. M. p. 188, 189.) (Frankl.)

**DOSITHEUS**, griechischer Patriarch von Jerusalem, vom J. 1672—1706, vertrieben während dieser Zeit die Lateiner aus der Kirche zu Jerusalem, machte mehre Reisen in den Angelngeheiten seiner Kirche nach Georgien und Auland, und starb als ein Greis von 108 Jahren. Am merkwürdigsten ist er durch eine Synode, die er im J. 1672 zu Jerusalem gegen die Galosinisten hielt. Es hatten sich seit Cyrillus Lukaris protestantischen Religionsansichten unter einzelnen griechischen Grüßen fortgepflanzt, und ein Nebenwerk dieser Synode bestand darin, diese calvinisirenden Griechen niederzuschlagen. Ihr Hauptzweck aber war, zu zeigen, daß Cyrillus's Meinungen nicht die der orthodoxen griechischen Kirche seien, und die Punkte hervorzuheben, in welchen die Lehre dieser sich von der der Reformirten unterscheidet. Es tritten nämlich zu dieser Zeit in Frankreich die Katholiken, an deren Spitze Arnould stand, und die Reformirten unter Anführung des Johann Claude auf das Heftigste mit einander über die Lehre der Griechen von dem Abendmahl, und beide Parteien waren eifrig bemüht, Zeugnisse griechischer Kirchenschrift zu erhalten, um die Uebereinstimmung ihrer Abendmahlslehre mit der Lehre der griechischen Kirche zu erweisen. Aumen, ein Reformirter, behauptet daher (Mona-mens authentiques de la religion des Grecs etc. in la Haye 1701. p. 447—450), daß Dositheus ein latinisirender Grieche gewesen sei, der unter dem Einflusse der Lateiner und namentlich des französischen Gesandten zu Konstantinopel, Mornet, gestanden und sich gänzlich in den Willen dieser Partei gefügt habe, so daß man die Decrete dieser Synode nicht als ein Glaubensbekenntnis der rechtgläubigen griechischen Kirche betrachten könne. Aus den Concilienacten ergibt sich auch, daß man aus Gefälligkeit gegen die Lateiner die Lehren, in denen sich die griechische Kirche von der römischen unterscheidet, entweder gänzlich übergangen, oder doch nur leise berührt hat; aber es hat doch auch die Synode den Glauben ihrer Kirche keineswegs verleugnet, abgesehen von der einzigen Erklärung, daß der Gebrauch der heil. Schrift nicht allein Christen zu gestatten sei. Denn nirgends wird der Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und Sohne behauptet, nirgends dem römischen Bischof ein Vorrang zugesprochen, oder der Gebrauch des ungesäuerten Brodes im Abendmahl für zulässig erklärt, und man kann daher nur ausgeben, daß die Abweichungen der Lateiner von dem griechischen Lehrbegriffe bemerkt, die Galosinistischen Meinungen aber hervorgehoben und mit Bitterkeit widerlegt wurden, was denn seinen Grund ebenso in einer Gefälligkeit gegen die Lateiner haben mochte, mit denen man in näherer Verbindung stand, als in dem wirklichen Widerspruch zwischen dem griechischen und reformirten Lehrbegriffe. Die Acten dieser Synode, deren Concipient Dositheus war, und welche von 67 Geistlichen unterschrieben wurden, erschienen zuerst unter dem Titel: Synodus Beathlemitica zu Paris 1767, und ebenfalls 1768 unter der etwas veränderten Aufschrift: Synodus Hierosolymitana. Außer:

dem stehen sie mit einer französischen Uebersetzung und widerlegenden Anmerkungen in der oben angeführten Schrift *Aymon's*, und in *Hardouin's Actis Conciliorum*. T. XI. p. 179—274. Siehe noch über diese Synode Itt. in der Appendix zu der Schrift: *De haeresiarchia aevi apostolici et apostolice proximi Dissertatio*, p. 412—425. *Kieslingi Historia concertationis Graecorum Latinorumque de transubstantiatione in a. eucharistiae sacramento*, p. 310—324. *Basnage, Histoire de la religion des Eglises Reformees*. T. I. c. 32. p. 452. *Johann Covel, Account of the present Greek-Church*. L. I. c. 5. p. 136 sq. Späterhin muß Dositheus von der frühern Gefälligkeit gegen die Lateiner zur entschiedenen Disposition gegen sie übergegangen sein. Das beweist nicht nur sein Verfahren gegen die Lateiner zu Jerusalem, sondern daß er auch eine Sammlung von Schriften griechischer Kirchenschrift, welche die römische Kirche befechten, veranstaltete. *Fabricius (Biblioth. Graecae*. Vol. XI. p. 452) bemerkt, daß diese Sammlung aus drei Bänden (*Τόμος μεταλωγισ, τόμος ἀντιπας, τόμος γυρᾶς*) bestehe, doch ist nur das dritte bis jetzt in Teufelsburg näher bekannt geworden. (Vgl. Baumgarten, Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 7. Bd. 42. St. S. 511—516.) S. Schröder's christl. Kirchengesch. seit der Reformation. 9. Th. S. 86, 87, und S. 90—96.

**DOSITHEUS**, Irgend des heil. Nikolausklosters zu Tichwin, war ein Schüler Paul's, Bischofs von Kosloma, eines Hauptstifters der Kaskoliten oder Kaskols, und lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Er theilte die gewöhnlichen Ansichten der Secte, zeichnete sich aber durch seinen fanatischen Feuersifer vor Vielen aus, denn er lief gleich einem Wahnsinnigen im Lande umher, suchte überall die Gemüther zu erhitzen, und verschaffte sich einen großen Anhang, der unter dem Sektennamen *Dositheos* (Schäfer) eine Zeit lang fortlebte. (Vergl. Philipp Strahl, Beiträge zur russischen Kirchengesch. Halle 1827.) 1. Bd. S. 294.) (Frankl.)

**DOSITHEUS** (Magister), ein griechischer Grammatiker um 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung<sup>1)</sup>; vielleicht ein Zeitgenosse Ulpian's. Er schrieb ein Werk: *Ἑρμηνεύματα*, d. h. Interpretationen; eigentlich eine Sammlung von Collocationen jeder Art, griechisch mit lateinischen Stellen versehen. Es zerfällt in drei Bücher; das erste handelt von den drei Redetheilen; das zweite enthält ein Lexikon; das dritte Anekdoten und Briefe vom Kaiser Hadrian, ein juristisches Bruchstück, Ägyptische Fabeln, einen Auszug aus der Genealogie von Hymnus, und eine Geschichte des trojanischen Krieges<sup>2)</sup>. Die Anekdoten,

Briefe und Rescripte des Kaisers Hadrian erschienen zuerst herausgegeben von Heinrich Stephan (Paris 1573 fg.), dann von Melchior Goldast (Lyon 1601), von Nikol. Gauthierot (Bourges 1660, 12.), und in *Schulting, Jurisprudentia Antojustiniana*, p. 855 sq.

Ungleich wichtiger ist aber jenes juristische Bruchstück, von den neuern Herausgebern *Fragmentum veteris Iureconsulti de juris speciebus et de manumissionibus*, auch wol *Fragmentum regularum*, ut videtur, Ulpiani genannt, da es in der Handschrift keinen Titel führt. Es ist griechisch, mit einem gleichzeitigen lateinischen Texte versehen, deshalb behaupten Einige, der griechische Text sei bloß Uebersetzung eines alten lateinischen Originals, und der lateinische daneben eine Rückübersetzung; eine Behauptung, welche nicht annehmbar scheint, da, wenn das Bruchstück von einem Zeitgenossen des Dositheus herrührte, und die griechische Uebersetzung von Dositheus gemacht wäre, er thöricht gehandelt haben würde, wenn er seine eigene Uebersetzung in das Lateinische zurückübersetzt und sich nicht lieber hierzu des lateinischen Originals bedient hätte.

Der Verfasser des Bruchstücks ist unbekannt; die Meisten rathen auf Ulpian, weil in dessen Fragmenten die nämlichen Gegenstände auf die nämliche Art behandelt werden. Diese Ähnlichkeit macht aber die Identität des Verfassers gerade unwahrscheinlich, weil das Bruchstück bald viel weitem mehr, bald weniger als Ulpian enthält, so daß der griechische Text wenigstens keine buchstäbliche Uebersetzung dieser Titel sein kann. Daß, wie der neueste Herausgeber vermutet, Dositheus selbst es aus den Schriften mehrerer Rechtsgelahrten erst zusammengetragen habe, stellt sich als ebenso unwahrscheinlich dar. Früher als Hadrian war der Verfasser gewiß auf keinen Fall, da Neratius und Julian bei ihm erwähnt werden. Der griechische Text besteht aus 19 Paragraphen, von denen die drei ersten von dem Quellen des Rechts, der vierte und fünfte von dem Unterschiede zwischen *ingenium* und *libertinis*, die übrigen von den Verhältnissen der Freigeklassenen, besonders von den *Latini Juniani*, handeln. In dieser letztern Hinsicht ist es sehr wichtig, denn wie verdanken ihm die richtigen Begriffe über diesen Gegenstand, indem die ältern Gesetzen bis dahin nur irrige Ansichten über denselben hegten. Von Handschriften dieses Bruchstücks sind folgende bekannt geworden: 1) Der Codex Puteanus, aus welchem P. Vitkov zuerst den lateinischen Text herausgab. Auch er scheint beide Texte zugleich enthalten zu haben, wenigstens muß man solches aus Vitkov's Erklärung, daß er den griechischen nur für eine Uebersetzung halte und deshalb nicht mittheilen wollte, schließen. Woher diese Handschrift gekommen ist, weiß man nicht. 2) Der Codex Vossianus, aus dem 10. Jahrh., beide Texte enthaltend, jetzt in der Bibliothek zu Leiden. Eine Abschrift nahm Joseph Scaliger, jetzt ebenfalls dort; eine zweite Abschrift besaß Jakob Gronovius. 3) Eine andere alte Handschrift in Florenz, die Bandini beschrieben hat, scheint noch nicht benutzt zu sein. 4) Ferner erwähnt Gu-

1) *Fabric. bibl. Graecae*. Vol. VII. p. 59 sqq. (ed. Harles. Vol. VI. p. 365 sqq. *Schilling, De fragm. Dositheano*. p. 9 sqq. Erwähnen wir er von dem Dositheus, an den die Briefe des Ulpianus und der 33. Brief des Kaisers Julian gerichtet waren. E. van Stavoren in den *Miscell. Observ.* Vol. IX. Tom. III. p. 418. 2) Das erste und zweite Buch ist bis jetzt ungedruckt, aus dem dritten bogen gedruckt die Anekdoten, Briefe und Rescripte Hadrian's, das juristische Bruchstück und der Auszug aus Hymn, letzterer von van Stavoren a. a. D. S. auch *Falkenarii Schedasma de Hygini fragm. Dositheano*,

in den *Miscell. Observ.* Vol. X. T. I. p. 106—123, wo er auch p. 112—114 Einige aus den beiden ersten Büchern mittheilt.

jacius (Observat. XXI, 5) eine Handschrift des Dositheus in der Abtei zu St. Gallen in der Schweiz, die auch Goldast benutzt hat. Sie scheint unvollständig gewesen zu sein, wenigstens jenes juristische Bruchstück nicht enthalten zu haben.

Die erste Spur des lateinischen Textes kommt bei Guciacus (Observ. XVII, 20) vor; er hatte ihn durch Putianus (Dupuy) mitgetheilt erhalten; die erste Spur des griechischen Textes bei Calmasius (De modo usurar. L. B. 1633, p. 877—883). Vollständig erschien zuerst die lateinische Text durch P. Pitbou (1573), der griechische mit dem lateinischen durch Röder (1739). Alle Ausgaben, bis auf Röder, sind auch in Bezug auf den lateinischen Text mangelhaft, und nur nach dem Putianischen Codex geliefert; Röder besetzte den Anfang und die §§. 12 und 13 aus dem Vossischen Codex zuerst; ferner Aufätze zu §§. 5, 6, 10, 11, 14, 16, 19. Ausgaben: 1) Die erste (denn es ist irrig, wenn man behauptet, daß schon in der Ikoner Sammlung des vorjussionianischen Rechts vom J. 1566 dieses Bruchstück abgedruckt sei), mit der Collatio Legum Mosiacarum et Romanarum, e bibliotheca Petri Pitboue (Paris 1573, 4. Heideberg 1656) und hieraus in der Sammlung des vorjussionianischen Rechts (Zehl 1586); 2. Zhl. S. 173—175 (Paris 1586); 2. Zhl. S. 135. Schulting; Jurisprud. Antejus. p. 802—809 (alle lateinisch, nach dem Codex Putianus). 2) Buerck Griechisch und Lateinisch, als Fragmentum veteris Jurisconsulti de juris speciebus et de manumissionibus, von Matth. Köpferus, mit Anmerkungen (Leiden 1739), und hieraus in Hommel, Palingenesia juris. Tom. III. p. 614—617, sowie im Berliner Jus-Adrianianum. T. I. p. 249—261. 3) Fred. Adolphi Schillingi Dissertatio critica de Fragmento juris Romani Dositheano donno graece et latine edito. Pars prior, continens et ipsam textum fragmenti Dositheani et quaestiones nonnullas, ad totum hoc fragmentum spectantes (Lips. 1819). Der zweite Theil ist noch nicht erschienen.

Anmerkungen haben Pitbou, Schulting und Röder geliefert; Erläuterungen einzelner Stellen findet man in Sam. Petitii Observat. L. II. c. 5, Roeveri Specimen ad loca quaedam J. C. depravata. cap. 14 in Oelrichs, Thesaur. Vol. I. T. I. p. 186 sqq., Meermann, Spec. Animadv. ad Cajum. L. I. Tit. I. Conradi in Comment. de jure Quiritium a civitate Rom. non diverso. §. 14 (Helmst. 1744), von Zedell in Haubold's Sammlung der Antiklaren Christen, S. 69 sq., endlich in Jac. Gronovii D. ad fragm. Aeli Marciani in Fellenberg, Jurisprud. antiq. T. II. p. 630 sqq. (Spangenberg.)

Dositheus, f. Dolerus.

DOSSAT<sup>1)</sup> (Arnaut), geb. im J. 1536, der Sohn eines Landmannes in der Umgegend von Zuch, der Hauptstadt in Armagnac, war Schulan und Stiftungen am erzbischöflichen Ely Unter- und Hofschatzen

anboten<sup>2)</sup>, zeichnete sich durch wissenschaftlichen Geist und festen, wie gewandten Sinn vor Allen aus, und der Jüngling ward zum Führer des jungen Herrn von Marca ernannt<sup>3)</sup>, welchen er im J. 1562 nach Paris begleitete. Hier, wo die Zustände in ihren schroffsten Gegensätzen neben einander waren, die glühendsten Leidenschaften in der Höhe und der Tiefe der Gesellschaft neben den kalten Forschungen der Gelehrten, die Kämpfe im Bürgerkriege neben den Lustbarkeiten am Hofe, die frömmsten Erwartungen von der tridentinischen Kirchenversammlung neben den ärgsten Verspottungen, die schauderhaftesten Hineinrichtungen neben den ausgelassensten Tänzen und Spielen, hier war es damals so schwer als jemals, den Strudel mit festem Fuße zu durchschreiten; hier bewährte sich D., und lernte die Kunst, sich gleich zu bleiben, die Herren und die Diener für sich einzunehmen und nicht zu mißfallen, wenn er nicht gefallen konnte, die Verhältnisse mit Eiderheit zu berechnen und den Umständen gemäß, aber doch als erlittlicher Mann, zu handeln. Die Freunde, die er damals zu Paris gewann, bewährte er sich lebenslang. Er hatte, nachdem Marca's Erziehung vollendet war, auf leichtem Wege sein Glück machen können, er wählte aber den schwerm mit dem Herzen, das an Gott und Frankreich hing, und mit dem Verstande, welcher nicht bloß begreifen, sondern ergründen wollte. Er ging nach Bourges zu Gujas und lernte von ihm, zu erforschen, was in dem Rechte das Unveränderliche und das Veränderliche ist, was darin auf göttliche Gesetze beruht, oder menschlichen Verordnungen überlassen ist. Er überzeugte sich, daß die gesellschaftliche Ordnung auf dem Grunde der Einheit und Einigkeit beruhe, der herrschen mußte und durch keine andere Furcht als durch Gottesfurcht dauerhaft herrschend gemacht werden könne. Er glaubte aber, daß die katholische Kirche das von Gott verliehene Mittel dazu sei, und er wünschte die Unterdrückung des Protestantismus, ohne die Protestanten zu haßten. Er hoffte, daß die Kirchengewalt alldenn die Zwietracht zwischen den Völkern mitemanhalten vermöchte, und die königliche Gewalt unterstützen, die Willkür aber abzuwehren könne. Für den Gehorsam unter dem kirchlichen oder königlichen Gebote erklärte er sich desto eifriger, je mehr Schreckenisse des Religionskrieges und Verwirrungen der Staatsfachen durch öffentliche Verhaltung in großen gemischten Versammlungen er in der Nähe gesehen hatte. Das Heil von Frankreich erwartete er weder von Waffenglück, noch von Reichthumsversammlungen, sondern von der Einheit und Einigkeit seiner innern Verwaltungsordnung, die von dem Könige ausgehinge, der sich seinerseits unter den Schirm der Kirche stellte, und als ihr erbkörnerer Sohn sich gegen den Papst behenme, als guter Nachbar aber mit dem Könige

2) Dossat war ein armer Waisenknabe; wie er seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt, ob ein Jesuit oder d. von Marca sich seiner annahm, oder selbst geschah, ist zweifelhaft. La vie du cardinal d'Ossat (Paris 1771) und Mercurius Gallicus 1776. Seine Denkwürdigkeiten in der merkwürdigen Form und Ordnung des Geschichtsbüchleins giebt einer bestimmten möglichkeit. 3) Beide, sagt man auch, waren mit einander ergeben.

1) Auch d'Ossat.

von Spanien verführe. Mit solchen Gefühlen und Meinungen war D. an seiner rechten Stelle, als er, nach dem er Anwalt zu Paris und Regierungsrath zu Reims gewesen war, zum Gesandtschaftssecretair des Erzbischofs von Toulouse, Paul von Foix, zu Rom gemacht und im J. 1584 als dortiger Gesandtssträger angestellt wurde. Er verschaffte sich nicht bloß selbst eine klare Vorstellung dort von den handelnden Personen, von den Mitleiden und Beggen, etwas durchzusehen, und von dem Stützen ober Hallen besonders des spanischen, des mächtigsten Einflusses, sondern machte sie auch in seinen Berichten anschaulich; und seine gedruckten Briefe \*) werden zu den Musterstücken der Diplomatie gerechnet. Er handelte und schrieb mit solcher Vorsicht, daß er nicht in den Sturz seines Freundes und Wohltäters, des Ministers Villeroi, verwickelt wurde, als Heinrich III. das ganze Ministerium, das ihn noch einigermaßen seine Sachen zu verderben abhielt, im J. 1588 änderte, weil es ihm selbst weniger als der Rigue ergeben zu sein schien, sondern daß der König Villeroi's Stelle an D. geben wollte; welches dieser unbedingt und dadurch ablehnte, daß er eben die Priesterweihe empfangen habe, und sich neben diesem Berufe nicht zutraue, die Ministergeschäfte erfüllen zu können. Er konnte den König zu genau, um die Verantwortung für hilfslos verwirrte Sachen zu übernehmen, wenn er auch nicht zu gut gewesen wäre, um den Freund aufzugeben und sein Amt zu nehmen. Er lehnte den Antrag nicht mit einem falschen Grunde, sondern mit einer Heteroglossie ab, die am römischen Hofe nur gefallen und am französischen Hofe nicht mißfallen konnte und beiderseits verständlich war. Er deutete an, daß er als gewissenhafter Katholik und treuer Diener in einen Rath nicht taue, worin er seine Grundzüge nicht verkünden und doch auch nicht geltend machen dürfe. Er kam dann durch die Abreise von Villeroi Heinrich's IV. in eine noch peinlichere Lage, und er überwand durch die Redlichkeit, welche immer die beste Politik ist, und durch seine gutmüthige Selbstverleugnung die Schwierigkeiten, einen Protestanten zu seinem König und seine Freunde in der Rigue zu haben, dem Königthum und doch auch zugleich der Kirche zu dienen, und zu Rom, ganz im französischen Interesse und doch zugleich wohlgefühlig zu sprechen und zu handeln. Er konnte auch dort bald nicht bloß Hoffnung, sondern Versicherung geben, daß der König zu der katholischen Kirche überreten würde; und er konnte im J. 1594 wieder in aller Ordnung an den Minister Villeroi amtlich berichten und freundschaftlich schreiben. Indessen war die Anerkennung des Königs von dem Papste nicht zu erreichen, ohne die Gunst zu überbieten, womit die Römer ihre reichen Einkünfte aus dem spanischen Reiche vergalt, und diese Gunst, welche die spanische Gesandtschaft benutzte, vermochte die französische Verwaltung, wenn sie nun auch richtiger zu gehen anfing, nicht mit Gold abzuwiegen. Aber sie gebrauchte den französischen

Geist und Gesellschaften zum Gegengewicht und der Herzog von Nevers begab sich als *Großprocurator* nach Rom und hielt eine glänzende Auffahrt mit drei Prälaten und 50 Edelkuten. Er bat den Papst mit Thronen und Fußstügel, er sprach mit Nachdruck und mit Drohung, der Papst blieb unbeweglich; aber die Stimmung zu Rom änderte sich, und bald hörte der König, daß eine neue Gesandtschaft eine günstigere Aufnahme finden werde. Sie hatte den Bischof von Creux, du Perron, an der Spitze und ward ausdrücklich zur Rücksprache mit dem Gesandtssträger D. angewiesen. Nun ging die Verhandlung langsam, aber doch ohne Unterbrechung durch das Gewinde der spanischen Gegenvorstellungen und Vorschläge zu ihrem Ziele. Es mußte eine schriftliche Bittschrift mit dem Antrage auf Freisprechung des Königs von der Keiserschuld eingereicht werden, und unter andern Bedingungen, Namens des Königs, Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl und die Kirche, Herstellung des katholischen Gottesdienstes in Neapel und die Erhaltung von Klöstern in allen Provinzen gelobt werden, worauf die seltliche Freisprechung in der Petreskirche im J. 1595 erfolgte. Die Sache war schmachvoll, wenn die Protestanten in Frankreich davon auch keinen Schaden gehabt, und die Gesandten in der Petreskirche keine Schläge mit der päpstlichen Gerte bekommen hätten; die Sache ward auch viel getadelt und D. dazu, aber seine Schuld war nicht, daß der bekannte, wohlwollig veränderliche Sinn Heinrich's IV. die Rechnung auf eine unabhängige französische Kirche unmöglich und die augenscheinlichsten Mittel zur Gewinnung der Katholiken nöthig gemacht hatte. D. demüthigte sich nicht mehr, als es zuvor, aber unglücklicher der Herzog von Montmorency-Luxembourge that, der als Botschafter des Königs dem Papste kindlichen Gehorsam gelobte. Ubrigens läßt sich der Verhandlungsfuß aufschreiben, daß die Sache nicht als französische Staatsache, sondern als die persönliche Kirchensache des Königs erschien. D. ward im J. 1595 Cardinal, und schloß mit dem Großherzog von Florenz den Vertrag zur Auslösung der verhafteten Insein 35 und Pometos mit 222,723 *louis* d'or, für deren Bezahlung der König zwölf Herren aus seiner Umgebung zu Bürgen wählen sollte. Aber Sully wollte keiner der Bürgen sein, und meinte, daß kein Edelmann sich zu der Bedingung des Cardinals Bischof von Rennes, den er für den Erbsind seiner protestantischen Glaubensgenossen hielt, \*) begeben dürfe; auch verworf der König die Bedingung als eigenmächtigen Zusatz von D., und Villeroi konnte ihn nicht wieder umstimmen. Aber D. vermochte den Großherzog der Bürgschaft zu entlassen, und da er sah, wie viel besser es in Florenz als in Frankreich gebe, so ließ er in einem Bericht einfließen: Es ist ein großer Kampf für das erste Reich der Christenheit, von zwei Meeren weit und breit umgeben zu sein, und doch keine Kriegsschiffe zu haben, noch Mittel vorzubereiten, um sich gegen vier eintende Galerien des

4) Lettres etc. 1594—1604, avec des notes de M. Anquet du la Houssie (Paris 1627) und in mehreren andern Ausgaben.

5) Mémoires de Sully, V, 127.

Großherzog von Florenz zu vertreiben, oder zu verbinden, daß sie Frankreich nicht Halsen und Fußketten anlegen. Zugleich beförderte D. zu Rom mit Herzogthum und Geschäftskunst, daß endlich mit Spanien zu Verbins Frieden geschlossen wurde. In dem folgenden Jahre 1599 kam der Präsident Sillery nach Rom, um die kinderlose, beiderseits gebrochene Ehe des Königs mit Margarethe von Valois schließen zu lassen, welche darin bereits im J. 1592 gewilligt hatte. Die Sache war einfach und klar; aber Männer von solchem Geiste wie D. und Sillery nicht damit gleich fertig werden, sondern durch alle Umständlichkeiten des römischen Gerichtsverfahrens geeizt zu sehen, ist ein zu widerlicher, wenn auch in unserer Zeit neu aufgefischter, Anblick, um dabei zu verweilen. D. ließ nach seiner Art andern die Ehre von dem, was er gethan, und er schrieb: S. Heiligkeit ist endlich durch die Beharrlichkeit und Biederkeit des H. von Sillery besieg. In der That, als besagter Herr mir erzählte, wie er sich benommen und was er gesagt habe, ward und blieb ich ganz entzückt, und ich erinnere mich nicht eine besser berednete und geleitete Verhandlung gesehen und gehört zu haben, auch habe ich in den besten Büchern dergleichen nicht gelesen. — Bei seinem Gefühle für die Ehre Frankreichs nahm D. auch den eifrigsten Antheil an der Unterhandlung, welche Sillery über die Grafschaft Saluces zu Rom betrieb, über eine Eroberung, welche der Herzog von Savoyen während des Bürgerkriegs in Frankreich gemacht, und nach dem Frieden von Verbins dem Papst als erblichem Schiedsrichter in Verwahrung gegeben hatte. Man süßte indessen, daß Rom der Ort nicht sei, um eine Sache auszumachen, welche den Schlüssel zu Italien betraf; der Papst entsagte dem Schiedsrichteramte, und der König brauchte Gewalt; aber nun drohte Spanien, und Frankreich erhielt in dem Friedensschlusse Saluces im J. 1601 nicht zurück, wenn auch ein größeres Gebiet. D. möchte nach der eben angeführten Aeußerung über die französische Wehrlosigkeit zur See, auch wol der Meinung von Lebdisquiers gewesen sein, daß der König den Frieden als Kaufmann, der Herzog von Savoyen aber als Fürst gemacht habe. D.'s letztes Geschäft war ein Dienst, den er einer eifrigen Protestantin leistete, und es war für ihn ein bedeutliches Geschäft, er wirkte die päpstliche Genehmigung für eine gemischte Ehe und für die Schwester des Königs aus. Er starb zu Rom den 13. März 1604. Es ist einer der vollendetsten französischen Köpfe<sup>6)</sup>, mit ausgearbeiteten Zügen und in der Beleuchtung klarer Ideen. Die Redseligkeit herrscht vor, aber die Klugheit blüht auch durch, und die ernste Haltung ist unumänderlich. D. verfolgt unerrückt seine Ideen, er wendet und wendet sich aber nach den Umständen und ist in Verlegenheiten um Auskunftsmittel nicht verlegen, ohne schlechte zu gebrauchen. Wie bescheiden er immer und wie demüthig er nöthigfalls erscheint, so weiß er doch an dem damals überflornten römischen Hofe sein Ansehen zu be-

haupten. Er muß dort oft und heftig die Spanier und ihre Freunde bekämpfen, und sie achten ihn dennoch. Er hat in bösen Zeiten gut gedient. (v. Haane.)

DOSSÉ (bei Rom von Bremen Doxa), Fluß in der preussischen Provinz Brandenburg, entspringt bei Massow im Meidenbucklande, geht in seinem Laufe mit einem Arme durch Wittstock, nimmt bei Goldbeck die Glinde auf, erhält neuen starken Zufluß bei Bublitzhausen, wird bei Neuhof an der Dosse stöbbar, bei Hohen-osen schiffbar, und fällt bei Wehstoft in die Havel. (H.)

DOSENHEIM, großes und altes Pfarrdorf im großherzogl. badenschen Oberamte Heidenberg, 1 t. Meile nördlich von der Oberamtsstadt an der Bergstraße, hat 316 Einwohner, und mit dem in seinem weiten Banne 1 Meile westlich entlegenen bedeutenden Schwabenheimer Hofe am Neckar, dem alten Euabheim des Karolingerischen Zeitalters, 1437 Gemeindeangehörige in 290 Familien, mit einer unter den Katholiken und Reformirten (jetzt überhaupt Evangelischen), wie in der Pöly gewöhnlich, getheilten Kirche, die für mehrere Pfarrkirche ist, gutem und vielem Weinbau, wie es ihn schon zu des Frankenkönigs Pipin's Zeiten hatte, starkem Ackerbau und großer Viehzucht, vortrefflichem Flusse, den besten Kalkstein unserer Gegend, und gegen 1100 Morgen Gemeindefeld. Unter der Einwohnerzahl sind etwa 20 Juden, welche in Dossenheim selbst wohnen. Das Dorf liegt malerisch zwischen Bergen, deren einer mit seinem Burgrümmern als der ehemalige Stammsitz der Dossen von Schauenburg berühmt, ein anderer, der sogenannte Spornberg, wegen seiner Kegelform, seiner Lava und seines auf dem Gipfel noch bemerkbaren Aschenpauens und Kraters merkwürdig ist.

Dossenheim ist ein uralter Ort; man leitet seinen und seines Namens Ursprung aus den Zeiten der Römer her<sup>1)</sup>, was uns jedoch sabelhaft vorkommt. Gewiß aber bestand es schon in den Zeiten, als die fränkischen Könige zuerst das Christenthum an den Ufern des Neckars pflanzten; denn das Gotteshaus Lorsch erhielt sich seit seiner Stiftung, nämlich vom J. 766 an, so viele und so reiche Schenkungen an Höfen, Hütten, Weinbergen, Häusern, Gärten und leibigenen Leuten in Dossenheim<sup>2)</sup>, ja im J. 794 auch eine Kirche dafelbst, mit dazu gehörigen Häusern, Gebäuden und Gütern von Trubad und dessen Gattin Theotrat<sup>3)</sup>, und im J. 820 noch eine Kirche in Dossenheim und alles, was in dem Dorfe zu dieser Kirche gehörte, von Kubing und dessen Bruder Werinbad zum Geschenke<sup>4)</sup>, daß Dossenheim damals nothwendigerweise eine längst existierende und volkreich angewachsene Niederlassung gewesen sein muß, und auch Euabheim, das ebenfalls schon zu Karl's des Großen Zeiten das Gotteshaus Lorsch mit ganzen

6) *Honneur de la diplomatie française* nennt ihn Giffan, hist. d. l. dipl. II, 230.

1) Man s. *Fraser* in Origib. Palatin. Part. II. Cap. V.  
2) *Königliche Schenkungsbücher* im Cod. Laurenham. diplom. 2).  
3) Anno XXVII. regni domini nostri Caroli regis etc. Actum in monasterio Laurenham. VI. kalendas Januarii. Codicis Laurenham. carta CCCXIII.  
4) Anno VII. regni domini Ludovici etc. Actum in Dossenheim II. non. Februarii. Codicis Laurenham. carta CCCXV.



Hubengütern und mit Gebäuden bereicherte, und wo Otto der Große im J. 948 schöne Güterstücke von Kurfürst gegen andere in Domschatz eintauschte, umschloß in seiner besondern Mark reiche Besitzungen, Häuser und Ritter-sitze geistlicher und weltlicher Herren von seinen ältesten an bis zu unsern Tagen herüber.

Im 11. Jahrh. führt die lorchsche Chronik bittere Klagen, daß der dem Gotteshaufe um das J. 1030 aufgedrungene Abt Humbert, die besten Weinberge zu Dossenheim als Lehen vergeben habe. Solcher Freigebigkeit mag wol das berühmte Geschlecht der Dynasten von Schauenburg sein wesentliches Aufkommen verdankt haben. Es führten diese Herren ihren Namen von dem oben bezeichneten, nahe beim Dorfe auf einem Berge gelegenen, festen Schlosse Schauenburg, in den Urkunden des 12. Jahrh. Etowenburg, Schowenburg, Scau-nurg u., das vom Fürstenthume Lorch als Lehen und ohne Zweifel als ein Fahnlehen inne hatten, denn sie erscheinen in den Urkunden seit dem J. 1130 fast immer an der Spitze der Ebeln und Freien, und Gottfried im J. 1223 sogar als Graf von Schowenburg, in einer Urkunde Kaiser Heinrich's VII. gegeben auf dem Stahlbüchel in generali placito, und in einer andern des Abtes Konrad's von Lorch von demselben Jahre, und zu ihrer Burg und Herrschaft gehörten die großen Dörfer Dossenheim, Handshühheim und Erdenheim, worin sie die vortheilichen Rechte, Zehnten, Güter und noch andere Gefälle besaßen. Ihr Geschlecht erlosch im Mannstamen etwa um das J. 1290 mit Bertold III. von Schauenburg, der schon im J. 1285 gar Viele von den Gefällen seiner Burg und Herrschaft, an den Pfalzgrafen Kurfürsten Ludwig II., den Strengen, verpfändet hatte. Die Burg selbst aber kam mit ihrer Zugehörde an den Dynasten Eringer von Mogenheim, der wahrscheinlich ein Schwager von Bertold's III. Vater, Symon, war.

Von Seiten der Kurpfalz hatte man die Absicht, das volle Eigenthum aller dieser Besitzungen an sich zu bringen; Pfalzgraf Kurfürst Rudolf I. gab schon im J. 1294 seinem Vicedom am Rheine Gewalt, kaufweise um Schauenburg zu handeln, und im J. 1303 hat Eringer von Mogenheim sein Haus Schauenburg mit aller Zugehör den Pfalzgrafen Herzogen Rudolf und Ludwig eingegeben. Allein Peter von Tüchpalt, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, der zur Erhebung des eben genannten Ludwig's auf den teutschen Königsthron das Meiste beigetragen hat, wußte alle jene Besitzungen seinem Erzstifte käuflich zu erwerben, und erhielt von dem Könige Ludwig, als Pfalzgrafen am Rhein, im J. 1320 nicht allein die Bestätigung dieses Kaufes, sondern auch sogar den gänzlichen Erlass des pfälzischen Lehenverbandes. Doch blieben die Landeshoheit und davon abhängendes Gerichtsame der Kurpfalz. So war das Erbstift Mainz über 140 Jahre in ruhigem Besitze dieser Herrschaft, bis in dem Kriege, den Kurfürst Friedrich I. der Siegreiche, mit dem Erzbischofe Dietrich von Mainz führte, sich die Seligenheit ergab, Schloß Schauenburg und Zugehör wieder an die Pfalz zu bringen. Anfanglich und zwar

im J. 1460, verbrannte der Kurfürst von Heidelberg das Dorf Dossenheim und gleich darauf rüdte der Pfalzgraf Kurfürst selbst ver das Schloß, eroberte es innerhalb fünf Tagen, machte dessen Besatzung, die aus 18 Reitern und 30 Fußknechten bestand, zu Kriegsgefangenen, und zerstörte die Schauenburg, die so fest und gewaltig war, daß man sieben Wochen mit ihrer Niederreißung zubringen mußte. Der darauf erfolgte Friede setzte fest, daß Kurpfalz dieses eroberte Schloß mit den dazu gehörigen Dörfern Dossenheim, Handshühheim und Erdenheim so lange behalten sollte, bis das Erststift 20,000 Gulden für die aufgelaufenen Kriegskosten bezahlt habe. Von dieser Zeit an wurden sämtliche Orte als pfälzisches Eigenthum behandelt, und die Kurfürsten von der Pfalz übten sogar das Lehnsrecht aus, das dem Schlosse Schauenburg anstehete.

Der 30jährige Krieg brachte zwar Kurmainz gegen Zahlung des Pfandbühllings wieder in den Besitz von Schauenburg, allein durch den Vertrag, welchen Kurmainz und Kurpfalz im J. 1650 unter dem Namen des bergsträßer Reiches abschlossen, trat erstens das Amt und Burgstadel Schauenburg sammt den Dörfern Dossenheim, Handshühheim und Erdenheim mit allen Zugehörungen und Rechten gegen andere Landesstädte an Kurpfalz zu wahren Mannlehn ab, und durch einen neuen Vertrag vom J. 1714 wurde auch diese Lehenverbindlichkeit aufgehoben. Von dieser Zeit an blieb Schauenburg mit seinen Rechten und den Dörfern Dossenheim, Handshühheim und Erdenheim als ein wahres kurpfälzisches Eigenthum dem alten kurpfälzischen Erbherzoge Heidelberg einverleibt, bis es die großen Staatsveränderungen unserer Zeit in den J. 1802 und 1803 an Boden brachten.

(Thomas Alfred Leger.)

DOSSENNUS (Fabius?), ein Dichter der römischen Komödie, von dessen Lebenszeit nur soviel gewis ist, daß er noch in der Republik lebte. Vielleicht war er ein Zeitgenosse von Terenz?). Horaz erwähnt ihn in der Epistel an August (II, 1, 173) neben dem Plautus als einen der Dichter, die, wenn es gilt, um des Vortheils willen, dem Geschmache der Menge zu fröhnen, kein Bedenken tragen, die Gesetze einer edeln Kunst zu vernachlässigen?). Gefährliche Parastilen waren eine der Rollen, die er mit Vorliebe bebandelt hatte. Nach dem Scholiasten zum Horaz schrieb er Aelianen. Nur von einem seiner Stücke hat sich der Titel (Acharisation) nebst einem Verse daraus, und ein zweiter Vers, aus einem andern Stücke beim Plinius (H. N. XIV, 13) erhalten. Ob jener Dossennus, auf dessen Grabsteine der Vers stand:

1) So heißt er bei Plin. H. N. XIV, 13, p. 15. In einigen der ältern Ausgaben des Horaz (Epist. II, 1, 173) wird Dossennus geschrieben. 2) *E. Bothe*, Fragm. Post. Oecol. Vol. II, p. 31, wo die wenigen, ihn betreffenden, Notizen gesammelt sind. 3) Horaz a. a. O. Adspice —

Quantus sit Dossennus edacibus in parastilis,  
Quom non adstricto percurrat pulpa sacro?  
Gessit enim numquam in loculos dimittere, posthac  
Securus cadat an recto stet fabula tale.

*Hospos, reniste et Sophiam Dossenni lego*, der Komiker dieses Namens sei, ist ungewiß. (F. Jacobs.)

DOSSI, DOSSO, geb. zu Ferrara im J. 1490, genoss den Unterricht in der Malerei bei Lorenzo Costa; Andere halten ihn für einen Schüler Tizian's; soviel ist gewiß, daß er zu Ferrara im herzoglichen Schlosse mit Tizian gemeinsam einige Cabinette malte und wo die Arbeiten beider Meister in der Ausführung sich so gleich sind, daß selbst der Kunstkenner Wüthe haben würde, sie zu unterscheiden. Er stellte hier Bacchanale dar, wo Faunen, Satyrn und Nymphen ihr liebliches Spiel treiben. Dossio ist gleich geschickt in Zeichnung und Colorit; bald ist er Nachahmer Raphael's, bald arbeitet er im Stile des Tizian, oder er neigt sich zum Correggio hin, wie man an dem schönen Gemälde bei den Augustinern auf dem Chore zu Ferrara, welches Christus am Kreuze u. dergleichen, gewahrt wird. An demselben Ort, in den Zimmern der Akademie der Intrepidi, befindet sich Ariosto's Bildniß von seiner Hand; er lebte mit dem Dichter, der ihn auch in seinen Schriften lobte, in freundschaftlichen Verhältnissen. So selten die Werke dieses Meisters sind, so haben die Galerien zu Wien und Dresden doch mehrere aufzuweisen. Der Streit der Kirchlehrer in letzterer Galerie ist ein Meisterstück sowohl in Zeichnung als Kraft des Colorits. Er starb zu Ferrara im J. 1558. Sein Bruder, Giovanni Baptista D., ein guter Landschaftsmaler, war bei vielen Werken sein Gehülfe (Bafari III, 180. Fiorillo II, 221).

(A. Weisse.)

DOSSIE (Robert), Apotheker in London, gest. im J. 1777, ist Verfasser mehrerer nützlicher Schriften. Von seinem *Elaboratory laid open* (Lond. 1758), ein Abriß der pharmaceutischen Chemie, womit er vermißte Theorien der Arzneimittel bezweckte, erschien eine deutsche Übersetzung: R. Dossie, Geöffnetes Laboratorium, oder entdeckte Geheimnisse der Apotheker und Chymisten, mit Zusätzen von J. G. Biegler (Athen. 1784). Seine *Institutes of experimental chemistry* (Lond. 1759), enthalten eigenthümliche Versuche über den medicinischen Gebrauch von Pflanzen und etlichen Giften. Auch erschien von ihm *Theory and practice of chirurgical pharmacy*. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf Beförderung des Landbaues, und gab die Schriften der zu diesem Behufe gestifteten Gesellschaft heraus: *Memoirs of agriculture and others oeconomicall arts* (1708—1771. 2 Bde.).

DOSSIER (Michel), Kupferstecher; geb. zu Paris im J. 1684, hat zwar nur wenige Blätter gestochen, aber was er liefert, ist sehr werthvoll. Seine Kupferstiche mit dem Grabstein, die er in Drevet's Manier

geschmackvoll ausführte, verdienen mit Recht einen Platz in den Sammlungen der Kenner. Die Blätter, welche man vorzüglich auszeichnet, sind nach F. de Troy, Rigand, Bouvet und Colombel ausgeführt. (A. Weisse.)

DOSSIRUNG, heißt die schräge Fläche eines Malles, Daches u., welche jeder aufgeschüttete Haufen Erde bildet, wenn er, sich selbst überlassen, durch die Kraft der Schwere so lange abrollt, bis er in einen ruhigen Zustand kommt. Man hat den Winkel, unter welchem dieses stattfindet, im Allgemeinen mit Versidor (Science des Ingen. L. I. c. 4) auf 45° gesetzt; die neueren Erfahrungen haben jedoch ein Anderes gelehrt. Die verschiedenen Erdbarten nehmen nach ihrer Schwere, Trodenheit und Cohärenz, auch sehr verschiedene Dossirungen an, wie folgende Übersicht des Winkels und des Verhältnisses der Reibung zum senkrechten Drucke = N, nach Cytel's wein, zeigt:

Erdbarten.	Dossirungswinkel.	Verhältnis der Reibung zum Drucke.	Verhältnis der Dossirung der Abbochung von der Höhe = 1.
Feuchter Sand . . .	24°	0,445	2,24
Deßgl. Gartenerde . .	27	0,510	1,96
Trockener Sand . . .	32	0,625	1,63
Gravend und Kies . . .	36	0,727	1,37
Sehr trockene, feuchte Erde . . . . .	37	0,754	1,32
Trockener, geriebener Lehm . . . . .	40	0,839	1,19
Trockener, geriebener Thon . . . . .	45	1,000	1,0
Trockener Steinfall . .	50	1,192	0,805

Bei Wällen sieht man, nach der Erfahrung, die Dossirung in ihrer Anlage bei sehr festem Boden der Höhe gleich, in looserer Erde auf  $\frac{1}{2}$  oder  $33\frac{1}{3}\%$ , in losem Sande aber auf  $\frac{1}{3}$  der Höhe oder  $33\frac{1}{3}\%$ . Nachstehende Dossirungsanlagen ergaben sich nach den verschiedenen Wallhöhen bei den deshalb angestellten Versuchen:

Wallhöhen in Fuß.	Bei fester Gartenerde nach der Erfahrung.	bei looserer Erde nach der Erfahrung.	bei fester Gartenerde nach der Erfahrung.	bei looserer Erde nach der Erfahrung.
12	6	6	9	9,6
18	12	12	18	18
24	20	19	27	27,4
30	28	27,2	36	37,5
36	36	36	46	48
41	43	45,2	57	58,8

Sobald man jedoch eine künstliche Dossirung bilden will, d. h. das Abrollen der aufgeschütteten Erde durch eine Befestigung von Steinen, Holz, Fackeln, Ruten oder Pfosten verhindert, kann auch die Erde sehr steil, unter einem beinahe rechten Winkel aufgeschüttet werden (s. d. Art. Futtermauer). Behält man im Gegentheile die eben angegebene Dossirung hoher Erdbälle bei, wird

4) Seneca Ep. LXXXIX, 6 führt diesen Wort an, um darauf den Gebrauch des Wortes *Sophia* in römischer Sprache zu weisen, in welcher Aufsicht er sich auch auf die Toga's antequam hervort. Hieraus scheint Mithras geschloffen zu haben, daß Dossienus subulas togatas geschrieben habe, was dem Solistatzen zum Verstand widerspricht. Diese Gattung war von den Atticis gezeichnet, es war gleich nicht in Attica sein wollen, daß es Dichter gedenke habe, die sich in diesen Gattungen verhielten.

ihnen doch eine Bekleidung von Rasen oder Pflasterwerk nöthig, sobald sie, der Witterung ausgesetzt, sich dauers bleib erwiesen sollen. Sehr facile Dossirungen können bloß mit Deckrasen belegt werden, die neben einander, mit den Wurzeln unterwärts, zu liegen kommen, und jeder mit zwei Nägeln angeheftet sind. Ihre Größe ist 18 und 12 Zoll, entweder viereckig oder rhomboidalisch. Bei steilen Böschungen gibt diese Bekleidung zu wenig Festigkeit; man bedient sich daher bei den Dossirungen der Brustwehren und Wälle allgemein der Kopsfassen, die entweder das obige Maß haben, oder 16" lang und 8" breit, oder auch wol 1' lang und breit und 4½ Zoll dick sind. Nachdem der Rasen vermittels eines Stichtpatens oder Rasenpluges in den angegebenen Dimensionen durchschnitten worden, geschieht das Festsetzen und Aufheben ebenfalls vermittels eines Spatens, wo ein Arbeiter jede Stunde 60—90 Rasen liefern kann, wovon zwei Mann 10 Stück tragen, ein Mann 18 auf einer Karre fährt, oder ein zweispänniger Wagen 80—100 Stück ladet. Zum Bekleiden einer Dossirung werden die untersten Rasen längs der bezeichneten Linie in eine für sie ausgegrabene Rinne von 4 Zoll Tiefe gelegt, sodas ihre Fläche winkeltrecht auf der Böschungsläche steht und die zweite Reihe die Fugen der untern Lage deckt. Jeder dritte Rasen wird, als Binder, in die Quere eingelegt; alle werden mit 3 Zoll langen, 4 Zoll breiten Plöcken ange nagelt und mit Erde hinterfüllt, die man vorsichtig fest stampft. Ein Arbeiter kann in acht Arbeitsstunden 40 □ Fuß Dossirung besleiden, er bekommt dazu einen Handspädel und ein Fuchsinnenmesser; ein zweiter trägt Rasen und Plöcke herbei, der dritte aber schüttet Erde an und stampft sie fest, wozu er eine Schaufel und eine Handraume hat. Zu der hintern Bekleidung einer Brust wehr von 4½ Fuß Höhe sind auf eine laufende Kasse 84 Rasenstücke, hingegen 108 zu der äußern Böschung von 6 Fuß Höhe nöthig. Weil sich der Rasen nicht immer dicht bewachsen und von guter Beschaffenheit findet, zieht man es auch wol vor, die Dossirungen der Schanzen durch Pflasterwerk (plaonges) gegen das Abrollen zu sichern. Es wird hierzu gute, schwarze Gartenerde durch ein dichtes Sieb geworfen und von allem Sand und Steinen gereinigt, an der Dossirung, nach Verschiedenheit ihrer Höhe, 1½—3 Fuß breit und 1 Fuß hoch aufgeschüttet, mit Wasser befeuchtet und bis auf die halbe oder ¾ der Höhe zusammengestampft, welches gleichzeitig mit der Hinterfüllung der Bekleidung geschieht. Nach je der zweiten oder dritten Erdlage werden frische und angefeuchtete Quadenwurzeln eingelegt, die dann anwachsen und das halbe Brachsen des Walles erzeugen. Der letztere wird zuletzt nach dem geschlagenen Profil abge stoßen und bei trockener Witterung fleißig begossen, um das Wachsthum der Quaden zu befördern.

Bei dem Deichbau aus Erde bekommt die äußere Fläche der Ansfüttung zum Wasserflusse gegen den An griff des Wassers ein einen größeren Dossirungswinkel, als ihm die natürliche Beschaffenheit der zum Bause ver wendeten Erde gestattet. Man nimmt für das Maxi mum 37°, für das Minimum aber 18½° an, wo der

Z. Arch. d. B. u. A. Erste Section. XXVII.

Sand noch gut bewachsen kann, und wodurch man das Verhältniß der lothrecht en Höhe zur Anlage der Dossir ung wie 1:3 und wie 2:3 bekommt.

Weit größer ist die Dossirungsanlage der Kunst straßen; die größtsache Höhe (ein Winkel von 5°) ist das geringste, was, und auch nur an einzelnen Stellen, ausfinden darf; ja man nimmt allgemein die achteckige Höhe dafür an (8 Zoll auf jede Raute Länge). Langsdorf (Straßen- und Brückenbau, 1817) setzt ½ der Länge (einen Neigungswinkel von 2° 23') für das Maxi mum des Steigens einer Straße, daß man mit schwe retem Fuhrwerke, ohne einzuhämmern, bergab und ohne Verspann bergauf fahren kann. Die Anweisung der königl. preuß. Oberbaudeputation zum Straßenbau setzt zwar ¼ der Länge als das zur Erhaltung der Kunst straße erforderliche Minimum des Auslassens derselben fest; Arnd (Straßen- und Wegebau, 1831) hält es jedoch mit Grund für unzureichend, und Umpfenbach (Theorie des Straßenbaus, 1830) führt Erfahrungen an, daß bei ei ner Dossirungsanlage von ¼ bis ½ die Straßen am besten abtrodnen; er nimmt 36, daher ¼ bis ½ der Höhe als die zweckmäßigste Anlage des Steigens der Kunst straßen an, weil bei ¼ auf plattem Wege die Fuhrwerke schon von sich selbst nachrollen, bei jedem vergrößerten Gefälle nur mit vermehrter Anstrengung zurückgeführt werden können. (v. Hoyer.)

Dost, Dosten, f. Originom.

DOTALBAUERN, heißen diejenigen Bauern, welche nebst ihren Höfen zu einem Kloster, oder einer Kirche gehören, und derselben zu Frohnden, Zinsen und ander weitigen Abgaben verpflichtet sind<sup>1)</sup>. Den Namen Do talbauern führen sie davon, daß sie, wie aus diesem Be griffe hervorgeht, einen Theil der Ausstattung der Kirche (dos ecclesiae) ausmachen. Hieraus erklärt sich auch der Name Widemitsbauern, welchen sie oft genug füh ren; denn der Ausdruck Widemut wurde von unsern Vorfahren zur Bezeichnung der dos ecclesiae gebraucht<sup>2)</sup>. Die damit synonymen Ausdrücke: Pfarrbauern, Heiligen kreuz-, Kirchen-, Altar-, Gotteshausleute, bedürfen kei ner nähern Erklärung; wegen bei den ihnen beigeleg ten anderweitigen Benennungen: Ulrichs-, Stephans-, Peterleute, Peterlinge, Pirmannskinder, Martensmän ner, Peterfreie, Johannsfreie, Clementsfreie, Paulus freie, nur zu bemerken ist, daß sie sich von den Schuhs heiligen der Kirche oder des Klosters unterscheiden<sup>3)</sup>. — Heutiges Tages sind diese Bauern fast überall frei, da die Leibeigenschaft und Eigenheberschaft im Laufe der letzten 50 Jahre beinaß in sämtlichen teutschen Län dern aufgehoben ist<sup>4)</sup>. Früher waren sie dagegen, mit wenigen Ausnahmen, hörige Leute; selbst wenn sie, wie die Peters-, Johanns-, Clements-, Paulsfreie Leute in

1) Heinzelius, Vermischte Abhandlungen und rechtliche Aufsätze. S. 74 fg. (Berlin 1742.) 2) Apel, De origine rusti carum dotalium, quomodo imprime in Saxonia conditione (Lip. 1795.) 3) Hallens, Glossar. a. v. Widemut. 4) Runder, Gewand des gemeinteutschen Privatrechts. S. 468.

5) Kitzler, Christliches Recht des teutschen Bundes und der Römisch schen. S. 468. (3. Aufl.)

Westfalen<sup>5)</sup>, den Namen freier Leute führten. Durch diese Bezeichnung wurde vielmehr nur angedeutet, daß sie sich in einer bessern bürgerlichen Lage befanden, als die gewöhnlichen Patrimonialbauern der weltlichen Gutsherren in der Gegend. Ihre Verhältnisse waren denjenigen ähnlich, worin die freien Bauern mancher weltlicher Höfe standen, z. B. (um bei Westfalen stehen zu bleiben) die rauenbergischen Freien<sup>6)</sup>. Daß namentlich die Wetterseiden, d. h. die Freien des obernährischen Hofes zu Wetter, nichts weniger als eigentlich frei waren, sondern nur zwischen Freien und Eigenthümern in der Mitte standen, ergibt sich aus folgender, dem J. 1672 angehörigen Urkunde, in welcher von Pflichten die Rede ist, die sich bei freien Bauern entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in solchem Umfange finden. „Die Freyen (sollen) schuldig seyn, zwei Dienste Jährlich — zu leisten. Wann ein Wetterseider Freyer ein Kind von einem Gut auf das andere bringt; soll — ein Taler dafür entrichtet werden. Wann einer von dem freien Gut verfährt; — soll das oberste Kleid — geliefert, oder sonst durch dessen Werth redimirt — werden. — Der in diese Freyheit ein- oder daraus wollte, soll drey Schilling geben. — Wer in dieser Freyheit verbleibt; — (mag) in seinem letzten Willen — sein Hausgut anwenden, wie ihm beliebt; — doch unschädlich dem Erbgut. — Wann Eir, als der Landesherr, es vornöthen haben sollten; (sollen) uns diese Freyen zu folgen schuldig seyn einen Tag. — Wann der Freyer einer seiner Nothdurft nach nöthig hätte, etwas von den Gütern zu versehen, zu verkaufen, oder zu verpfänden; soll derselbe bey unser Fürstlichen Cammer — um Erlaubnis und Bewilligung bitten. — Daferne oder ein Freyer Mann — sein Gut unnütz zubringen wolte, denselben wollen wir in gebührender Straff nehmen. — Wann einer verfährt binnen Jahr und Tag, und das oberste Kleid aus den Pflicht-Tag des Hofes zu Wetter nicht gebracht würde; sollen unsere Beamten — ermächtigt seyn, in die hinterlassene Güter zu greiffen, und doppelt soviel daraus zu nehmen, als das oberste Kleid werth ist.“<sup>7)</sup>

Wenigleich, wie schon das Rechtsprüchwort: „Unter dem Krummschiff ist gut wohnen“, soll<sup>8)</sup>, die bischöflichen Hinterlassen im Ganzen unter günstigeren Verhältnissen leben, als andere, so erhielten die (unfreien) Bauern doch solche „Freiheiten“, als die wetterischen Freien erst während der letzten drei Jahrhunderte, indem die mildern Grundzüge der Rechtslehre, bedingt durch den fortschreitenden Zeitgeist und unter dem Einfluß des römischen Rechts, erst seit dem 16. Jahrh. wirksam ins Mittel traten<sup>9)</sup>. Während des Mittelalters war die Hörigkeit sämtlicher Leibeigener viel strenger, selbst der ritterbürtigen Ministerialen, auch wenn sie bischöflich waren, und namentlich veräußerte der Erzbischof Rudolf von Rago

deburg im J. 1253 einen solchen Ministerialen gegen eine drauschnweizige Ministerialen<sup>10)</sup>; legte sich also das Recht bei, unmittelbar über die Person seiner Dienstleute, wie über andere Gegenstände des Vermögens, zu verfügen. Wie streng aber damals die Hörigkeit der Dotalbauern gewesen, darüber läßt sich im Allgemeinen keine nähere Rechenschaft geben. Schon der Verfasser des sogenannten *Vetus auctor de beneficiis* sagt von dem Hofrechte seiner Zeit<sup>11)</sup>, nach welchem die Entscheidung zu machen sein würde: „Ordinam juris latius, seilicet curialis, propter diversitatem ejus, non describam; sub qualibet enim episcopo et abbate et abbatibus ministeriales jus habent singulare“<sup>12)</sup>. Diese Verschiedenheit des Hofrechts hat sich demnach auch für die spätere Zeit fortwährend erhalten; in den einzelnen Fällen, muß immer das besondere Hofrecht die nähere Entscheidungsnorm an die Hand geben. Es gilt in dieser Beziehung bei den Dotalbauern dasselbe, was bei den andern Bauern, und mit Recht sagt daher Heinricus für seine Zeit von ihnen: „Was ihren Zustand betrifft, so ist dieselbe so beschaffen, wie der übrigen Bauern, welche ihre Gutsherren haben. Einige derselben sind frei, andere leibeigen. Beide haben entweder gemessene oder ungemessene Dienste zu leisten. Einige darunter haben weniger, andere mehr und größere Abgaben abzutragen, wie es jedes Orts Gewohnheit, oder das Personum mit sich bringt“<sup>13)</sup>.

Besonders wichtig ist die Frage, ob der Pfarrr über seine Widemutsbauern, gleichviel, sie seien frei oder hörig, die Gerichtsbarkeit habe, und folglich die anderweitige Jurisdiction, welche sich sonst durch das ganze Dorf erstreckt, über die Pfarrbauern angeschlossen könne. Diese Frage ist, im Falle des Zweifels, zu verneinen. Zwar hat es seine Richtigkeit, daß die Bischöfe, Äbte und Prälaten ihre Güter und Untertanen durch kaiserliche Privilegien, welche sie erlangten, von der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Grafen zu befreien wußten; allein es stütze sich dies selbst bei der höhern Geistlichkeit auf kaiserliche Concessionen, und um so mehr müssen daher die bloßen Pfarren, wenn sie die Gerichtsbarkeit über ihre Dotalbauern in Anspruch nehmen, entweder den besondern Erwerbsgrund nachweisen, oder darthun, daß sie den unvorstelllichen Besitz ihrer Pfründen in der Pfründe für sich haben. Eine rechtliche Vermuthung freisetzt für sie durchaus nicht. Selbst dafür, daß die Dotalbauern der Regel nach unter der Gerichtsbarkeit der geistlichen Consistorien stünden, dürfte nicht zu präsumiren sein, obwohl sie der Consistorialjurisdiction der Regel nach unterworfen sind<sup>14)</sup>. Wenigleich sich daher hin und wieder Pfarren finden, welche eine Gerichtsbarkeit über ihre Dotalbauern besitzen<sup>15)</sup>, so kann, nach jener Voraussetzung, nur um so weniger darauf gefolgert werden,

5) Ludmann, De divisione personarum secundum cognationem, Osnabrugens. p. 68. 6) Ludolf, Observat. forens. P. II. obs. 152, 155. 7) Ludolf loc. laud. obs. 155. p. 279 seq. 8) Kress, De parocchia: Unter dem Krummschiff ist gut wohnen (Jenne 1720). 9) Bergl. z. B. Gaill, Observat. pract. Lib. I. obs. 17.

10) Schmidt, Nachrichten von dem hohen und niedern Adel. S. 106. 11) De J. 13. Jahrh. 12) Vetus auctor de beneficiis. Lib. I. Cap. 180, 181. 13) Heinricus a. a. O. S. 92. 14) Carptor, Jurisprud. consistorialis. Lib. II. def. 307, 357. 15) Weber's Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts. 2. Abt. 2. Heft. S. 595 fg.



der uneigentlichen Bedeutung, vergl. Note \*) des Art. Aussteuer), auf das Heirathsgut (s. d. Art.), die Ehesteuer, Heimsteuer, Brautgabe, Mitgabe, Mitgift, das Ehebündel, den Heirathspfeil, wie gewöhnlich jener lateinische Ausdruck, wenigstens unzureichend<sup>1)</sup>, teuflich überseht wird. Übrigens wird auch in der Regel der eben erwähnte apparatus mulieris ganz der das gleichgeachtet und gleichbedeutend<sup>2)</sup>. Von selbst ergibt sich hieraus, daß das teufliche Wort Aussteuer, wodurch nur das Object der Ausstattung, nicht auch die Handlung des Ausstattens angezeigt wird, mit dem Worte Dotation im Allgemeinen nicht übereinkommt. Noch weniger entspricht diesem hiernach der obnein ungewöhnliche, wiewol von einigen Wörterbüchern zur Vertuschung dieses Wortes gebrauchte Ausdruck Begabung. Sowie aber im Teuflichen das Wort Ausstellen den Begriff überhaupt in sich faßt: Nennan mit Libertierung eines zu seinem Zwecke nöthigen Vermögens von sich lassen<sup>3)</sup>, so hat diese allgemeine Bedeutung ebenfalls das lateinische Wort dotare, und ihr entspricht auch der Gebrauch der damit verwandten Worte dot und dotatio.

Inwiefern es sich um die Grundsätze der Dotation handelt, so weit sie nur die eigentliche, das Heirathsgut, zum Gegenstande hat; insofern finden dabei diejenigen Principien statt, welche schon früher in gegenwärtigem Werke<sup>4)</sup> herausgestellt sind. Indessen ist dabei noch folgendes hier hinzuzufügen. Der Ursprung der Dotation fällt in die frühesten Zeiten der Römer und wurde durch deren eigenthümliche Einrichtungen veranlaßt. Da bei derjenigen Art der Ehe, welche per conventionem in manum (s. d. Art. Ehe) geschlossen wurde, die Ehefrau aus der väterlichen Gewalt kam und dadurch auch den Anspruch auf die väterliche Erbschaft verlor, da sie im Hause ihres Gatten wie eine filia familias angesehen wurde, deshalb auch, außer etwa einem peculium, wenn er ihr ein solches aus besonderer Reue gab, nichts, und selbst dieses nur unter den beschränkten Bestimmungen des peculium profectitium (s. d. Art.) besitzen konnte: so war der Vater, wollte er ihr ein besseres Los bereiten, zu ihrer Dotation genöthigt. Daher finden wir sogar bei der Heirath per coemptionem (s. d. Art. Ehe) gewisse Ceremonien, welche wahrscheinlich auf die Dotation hindeuteten. Die Braut hielt drei Äpfel oder unus nummus in der Hand. Das Erstere hält man für eine arrha (Haftgeld, s. d. Art.) der dot, das Letztere für ein Symbol derselben. Diese Verhältnisse bewirkten schon frühzeitig, daß ein Frauennimmer ohne Heirathsgut selten eine Gelegenheit zur Verheirathung fand, daß mindestens eine Heirath ohne Heirathsgut für schimpflich gehalten wurde, daß man so

gar durch die dot die Heirath vom Concubinat unterschied. So konnte es nicht fehlen, daß in dieser Hinsicht auch die Gesetgebung einschritt. Die Lex Julia de maritandis ordinibus machte zuerst dem Vater die Dotation der Tochter zur Pflicht<sup>5)</sup>. Aus diesem geschichtlichen Hergang erklärt es sich genugsam, warum der Ehemann aus der dot ein Eigenthum erhielt, das freilich sofort mit Trennung der Ehe aufhörte. Auch möchte sich schon dadurch die neuere Behauptung<sup>6)</sup>, daß der Ehemann nur eine solche Art von Eigenthum an der dot gehabt habe, wie das dominium liti des Procurators war, widerlegen. Hiernach ersieht man, daß der jetzigen gemeinen Meinung, daß die Frau selbst nicht auf Dotation belangt werden könne, zuwiderlaufene, Behauptung, daß die Verpflichtung zur Dotation zunächst der betrachtenden Frau obzulegen habe<sup>7)</sup>, mindestens zweifelhaft, wenn auch nicht ein klares Geseß es ausgesprochen<sup>8)</sup>, daß die Meinung einer Frau, als wäre sie für die dot verpflichtet, irrig sei. Die bis jetzt gewöhnliche Ansicht, daß zunächst der Vater diese Verpflichtung bei der dot necessaria (s. d. Art. Heirathsgut) trifft, erscheint daher noch jetzt als die vorzüglichere. Das römische Recht kennt auch nur in Beziehung auf den Ursprung der dot die Einteilung derselben in dos profectitia, d. i. diejenige, welche vom Vater, in dessen Ermangelung von den andern Ascendenten stufenweise<sup>9)</sup>, oder von Andern für sie gegeben wird, und in dos adventitia, welche die Frau irgend sonst woher erhält<sup>10)</sup>. Eine Nebenart der letztern ist bekanntlich nur noch die dos receptitia, nämlich die mit Bedingung künftigen Rückfalles an den Geber gegeben wird<sup>11)</sup>. Für die dot, welche von der Frau selbst herrührt, gibt es im römischen Rechte keine Ursprungsbezeichnung, die doch nicht fehlen könnte und nicht fehlen würde, wenn durch die Verbindlichkeit der Ehefrau zur Dotirung die Regel und nicht eine bloße Ausnahme von der Regel gebildet worden wäre. Diese Ausnahme bestand nämlich darin, daß die Gewerbe derjenigen Gegenstände, welche sie nach römischem Rechte von ihrem Käufer und dessen Geßellen erhielt, ihrem künftigen Gatten zum Brautbesatze geben mußte<sup>12)</sup>. Es bleibt nach Allem diesen die Behauptung der ältern Rechtslehrer wol fest stehen, daß dem Vater vor allen Dingen — in dessen Ermangelung den väterlichen Ascendenten successio — die Verbindlichkeit zur Dotation der ehelichen,

3) Schweppe, Römisches Privatrecht, 4. Bd. 4. Ausg. von Meier, §. 677. S. 114. Man vergl. auch Abtling, Ebreitenbuch der hochtunischen Manufaktur, 2. Ausg. 2. Thl. unter Heirathsgut. 4) Wackelberg, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts, 1. Aufl. 2. Thl. S. 517. 5) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 6) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 7) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 8) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 9) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 10) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 11) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.) 12) Ulp. d. de dot. promiss. (V. 11.)

7) Man vergl. über alles dies Gutsch in Pandectencommentar. 18. Thl. S. 249. 24. Thl. S. 429. 43. Thl. S. 225. 24. Thl. S. 225. 8) Sie liegt der neuen Monographie über die dot durchgängig zum Grunde: v. Tägerström, Das römische Dotationsrecht. 2. Aufl. (Berlin 1851.) 9) v. Tägerström a. a. O. I. Bd. §. 5. S. 59. 10) Fr. 32. §. 2. D. d. cond. ind. (XII. 6.) 11) Ulp. d. de ca. opinione sit, ut credas so pro dote obligatum quicquid quid nomine dederit, non repouit: substat enim solus opinio reuocatur pietatis causa etc. Daffide folgt auch aus c. 1. C. de dot. promiss. (V. 11.) 12) Man vergl. überdies fr. 5. D. d. jur. dot. (XXIII. 3), besonders im Eingange und §. 9. a. O. 12) Fr. 31. §. 2. D. d. mort. caus. donat. (XXXIX. 6.) 13) c. 1. C. d. dot. promiss. (V. 11.) Die Literatur darüber in Mühlensbuch, Doctrina pandectar. Vol. III. ed. III. §. 521. Not. 7.

nicht einer unehelichen Tochter<sup>14)</sup> obliege. Ob die väterlichen Ackernten zur Dotation einer emancipirten Tochter verbunden sind, ist streitig. Die richtigere Meinung ist wol die der neueren Juristen, die behaupten<sup>15)</sup>: „Gewiß aber ist es, daß Verschöpfung zur Dotation dann möglich ist, wenn die Tochter selbst reich ist<sup>16)</sup>“, d. h. wenn sie soviel im Vermögen besitzt, als sie, wenn sie kein Vermögen hätte, von dem Vater oder den andern Ackernten bekommen müßte<sup>17)</sup>. Auch dieser Grundsatz folgt ganz klar aus obiger Geschichte der Dotation. Denn in diesem Fall ist der Grund des gesammelten Dotationsinstitutes, die außerdem vorliegende Gelegenheit zur Verheirathung, in der Regel nicht vorhanden. Hat der Vater in einem Falle, wo er zur Dotation nicht verbunden wäre, dennoch sich dazu freiwillig verstanden, so wird auch im Zweifelsfall angenommen, er habe bei dem Versprechen die Absicht gehabt, die Tochter aus seinem eigenen Vermögen zu dotiren — und dies abermals ganz in der Natur der Sache liegend, da außerdem dies Versprechen eigentlich keinen Sinn hätte. Ueberdies muß ja die Dotation der Tochter vom Vater in der Regel aus dessen eigenem Vermögen geschehen<sup>18)</sup>. Die Meinung, daß die Dotationsverbindlichkeit auch in dem Falle nicht statthände, wenn die Ehe vor Einföhrung des Heirathsguts eingegangen wurde, weil dann der Grund der Dotation<sup>19)</sup>, die Verschöpfung einer Seligbarkeit zur Verheirathung, sich von selbst erhebe, da die Seligbarkeit ohne Heirathsgut vorhanden sei<sup>20)</sup>, widerspricht nach gemeinem Rechte dem Grundsätze, daß eine Renunciation rechtlich nie vermutet wird<sup>21)</sup>. Dies würde aber hier geschehen, wenn man annähme, der Bräutigam habe dadurch, daß er die das nicht ausdrücklich gefordert, dem Vater dieselbe erlassen, unerachtet doch dessen Verbindlichkeit zur Dotation gesetzlich so fest steht, daß es einer besondern Einföhrung der das nicht bedurft. Auch ein Vergehen der Tochter, selbst ein solches, welches eine gesetzliche Enterbungsurache sein würde, hebt die Dotationsverbindlichkeit des Vaters nicht auf, da diese Ausnahme von der Regel, eben weil sie eine Ausnahme ist, nicht vermutet werden darf, die Gesetze sie aber nicht erwähnen<sup>22)</sup>. Sowie es keine gesetzliche Pflicht des Vaters

zur Retotation, d. h. zur Erneuerung des Heirathsgutes, gibt, so wird auch, wenn ein Vater bei jedermaliger Verheirathung seiner Tochter eine Ausstattung versprochen hat, dies doch im Zweifel nur so verstanden, daß immer dieselbe Ausstattung dem folgenden Bräutigam wiedergegeben wird, nicht eine neue<sup>23)</sup>. Ubrigens beruht die Quantität des zu gewährenden Heirathsgutes zwar allerdings auf dem nach den Umständen der betheiligten Personen zu bestimmenden richterlichen Ermessen; doch kann dem Vater Niemand hindern, seine Tochter ungleich auszustatten, und der Richter würde irren, der ohne Weiteres die Ausstattung der einen Tochter zum Maßstabe bei einer andern annehmen wollte<sup>24)</sup>. Ueberhaupt hat die Dotation, weil auch ohne sie eine Ehrenbarkeit ist, immer in gewisser Art den Charakter einer Schenkung<sup>25)</sup>, jedoch die Bedingung der Ehe in sich enthaltend<sup>26)</sup>, sodaß sogar ein Verstoß des römischen Rechts ausdrücklich sagt: Antiqui juris conditores inter donationes etiam dotas connumerant<sup>27)</sup>. Dennoch ist bei der Dotation die gerichtliche Anfechtung (s. b. Art. Schenkung) nicht erforderlich, wenn sie auch den Werth von 500 Solidi übersteigt<sup>28)</sup>. Die freiwillige Ausstattung (dos voluntaria) hat den Charakter der Schenkung ganz. Sowie die dos necessaria ihren Grund im Gesetz hat, so hat diese ihren Grund im freien Willen der Privatpersonen. Daher kann auch der, welcher aus freiem Willen ein Frauenzimmer dotirt, beliebige Bedingungen dabei machen<sup>29)</sup>, was bei einer gesetzlich vorgeschriebenen Dotation nicht so geschehen kann, namentlich insoweit durch diese Bedingungen die gesetzlichen Vorschriften geändert werden sollten<sup>30)</sup>. Jedemfalls erfordert das Versprechen der Dotation zu seiner Gültigkeit<sup>31)</sup>, daß es den wirklichen Eintritt der Ehe voraussetze und die Summe oder das sonstige Object der Ausstattung genau bezeichne, daß mindestens die Bestimmung derselben auf das arbitrium boni viri (billiges Ermessen)<sup>32)</sup> gestellt sei. Anders verhält es sich, wenn der Vater die Dotation auch in den unbestimmtesten Ausdrücken versprochen hat, weil bei dem Vater die Gesetze obnehin das Verhältniß festsetzen, nach welchem die Qualität und Quantität der dos abzumessen ist<sup>33)</sup>, daher selbst dies unbestimmte Versprechen gilt. Die dos muß auch verzinst werden, wenn sie nicht zu geböhriger Zeit gegeben wird. Die Zinsen laufen, wenn ein Tag bestimmt ist, von diesem an, außerdem und nach

P. II. Lib. XXIII. Tit. III. §. XV. Von vorgl. Wade (bep. a. a. D. §. 519. Rott. g.). 24) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 25) Leyer l. c. mod. 7. 26) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 27) Leyer l. c. mod. 1. §. 1. 28) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 29) Leyer l. c. mod. 1. §. 1. 30) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 31) Leyer l. c. mod. 1. §. 1. 32) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 33) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 34) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 35) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 36) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 37) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 38) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 39) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 40) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 41) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 42) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 43) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 44) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 45) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 46) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 47) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 48) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 49) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 50) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 51) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 52) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 53) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 54) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 55) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 56) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 57) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 58) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 59) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 60) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 61) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 62) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 63) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 64) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 65) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 66) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 67) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 68) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 69) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 70) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 71) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 72) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 73) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 74) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 75) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 76) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 77) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 78) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 79) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 80) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 81) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 82) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 83) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 84) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 85) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 86) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 87) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 88) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 89) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 90) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 91) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 92) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 93) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 94) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 95) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 96) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 97) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 98) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 99) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 100) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 101) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 102) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 103) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 104) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 105) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 106) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 107) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 108) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 109) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 110) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 111) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 112) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 113) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 114) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 115) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 116) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 117) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 118) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 119) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 120) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 121) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 122) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 123) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 124) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 125) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 126) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 127) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 128) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 129) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 130) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 131) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 132) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 133) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 134) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 135) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 136) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 137) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 138) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 139) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 140) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 141) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 142) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 143) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 144) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 145) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 146) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 147) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 148) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 149) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 150) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 151) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 152) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 153) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 154) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 155) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 156) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 157) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 158) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 159) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 160) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 161) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 162) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 163) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 164) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 165) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 166) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 167) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 168) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 169) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 170) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 171) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 172) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 173) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 174) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 175) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 176) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 177) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 178) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 179) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 180) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 181) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 182) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 183) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 184) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 185) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 186) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 187) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 188) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 189) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 190) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 191) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 192) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 193) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 194) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 195) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 196) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 197) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 198) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 199) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 200) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 201) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 202) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 203) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 204) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 205) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 206) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 207) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 208) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 209) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 210) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 211) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 212) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 213) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 214) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 215) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 216) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 217) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 218) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 219) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 220) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 221) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 222) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 223) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 224) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 225) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 226) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 227) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 228) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 229) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 230) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 231) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 232) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 233) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 234) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 235) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 236) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 237) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 238) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 239) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 240) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 241) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 242) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 243) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 244) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 245) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 246) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 247) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 248) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 249) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 250) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 251) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 252) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 253) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 254) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 255) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 256) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 257) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 258) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 259) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 260) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 261) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 262) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 263) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 264) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 265) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 266) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 267) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 268) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 269) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 270) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 271) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 272) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 273) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 274) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 275) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 276) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 277) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 278) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 279) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 280) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 281) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 282) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 283) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 284) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 285) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 286) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 287) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 288) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 289) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 290) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 291) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 292) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 293) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 294) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 295) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 296) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 297) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 298) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 299) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 300) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 301) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 302) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 303) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 304) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 305) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 306) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 307) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 308) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 309) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 310) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 311) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 312) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 313) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 314) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 315) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 316) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 317) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 318) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 319) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 320) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 321) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 322) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 323) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 324) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 325) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 326) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 327) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 328) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 329) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 330) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 331) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 332) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 333) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 334) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 335) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 336) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 337) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 338) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 339) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 340) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 341) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 342) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 343) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 344) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 345) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 346) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 347) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 348) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 349) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 350) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 351) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 352) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 353) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 354) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 355) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 356) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 357) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 358) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 359) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 360) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 361) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 362) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 363) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 364) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 365) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 366) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 367) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 368) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 369) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 370) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 371) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 372) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 373) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 374) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 375) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 376) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 377) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 378) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 379) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 380) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 381) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 382) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 383) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 384) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 385) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 386) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 387) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 388) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 389) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 390) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 391) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 392) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 393) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 394) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 395) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 396) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 397) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 398) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 399) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 400) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 401) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 402) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 403) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 404) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 405) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 406) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 407) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 408) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 409) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 410) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 411) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 412) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 413) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 414) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 415) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 416) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 417) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 418) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 419) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 420) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 421) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 422) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 423) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 424) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 425) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 426) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 427) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 428) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 429) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 430) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 431) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 432) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 433) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 434) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 435) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 436) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 437) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 438) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 439) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 440) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 441) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 442) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 443) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 444) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 445) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 446) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 447) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 448) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 449) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 450) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 451) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 452) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 453) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 454) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 455) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 456) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 457) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 458) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 459) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 460) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 461) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 462) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 463) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 464) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 465) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 466) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 467) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 468) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 469) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 470) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 471) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 472) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 473) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 474) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 475) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 476) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 477) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 478) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 479) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 480) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 481) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 482) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 483) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 484) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 485) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 486) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 487) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 488) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 489) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 490) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 491) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 492) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 493) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 494) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 495) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 496) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 497) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 498) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 499) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 500) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 501) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 502) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 503) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 504) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 505) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 506) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 507) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 508) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 509) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 510) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 511) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 512) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 513) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 514) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 515) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 516) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 517) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 518) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 519) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 520) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 521) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 522) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 523) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 524) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 525) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 526) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 527) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 528) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 529) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 530) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 531) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 532) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 533) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 534) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 535) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 536) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 537) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 538) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 539) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 540) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 541) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 542) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 543) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 544) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 545) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 546) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 547) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 548) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 549) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 550) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 551) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 552) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 553) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 554) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 555) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 556) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 557) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 558) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 559) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 560) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 561) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 562) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 563) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 564) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 565) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 566) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 567) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 568) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 569) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 570) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 571) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 572) Leyer a. l. mod. 4. et 5. 573) L

erfolgt Verheirathung und Wohnung, vom Tage der Wohnung; unterdies letztere aber, vom Ablauf des zweiten Jahres an seit geschlossener Ehe, wo längstens der Brautkauf zahlbar ist<sup>31)</sup>. Die Dotation wurde bei den Römern entweder durch eine förmliche Übergabe bewirkt (*datio dotis*) (auch bei uns geschieht die Übergabe nicht an die Braut, sondern an den Bräutigam), oder bloß durch eine verbindende Erklärung<sup>32)</sup>. Diese erfolgte entweder durch einen förmlichen Vertrag, zu dessen Gültigkeit also, wie überall, die Acceptation von Seiten des Empfangenden erforderlich war, oder auch durch ein einseitiges Versprechen. Das letztere geschah in den früheren Zeiten durch die *dotis dictio*, ein förmliches mündliches, jedoch nicht acceptirtes, Versprechen. In der Justinianischen Gesammmlung wurde dieser förmlichen *dictio dotis* die *pollicitatio* substituirt, welche Ulpian<sup>33)</sup> als *offertentis solius promissum* charakterisirt. Und da auch in Justinian's Oeder ausdrücklich gesagt ist<sup>34)</sup>, daß zur Einlösung der *dos* eine bloße *pollicitatio* ausreichend sei; so folgt daraus von selbst, daß auch bei uns ein einseitiges Versprechen eine gültige Forderung auf Dotation begründet<sup>35)</sup>. Ebenbild geschieht auch durch letztwillige Verordnungen. Obgleich die Braut selbst, wie gedacht, zur Dotation nicht verpflichtet ist, so kann sie doch freiwillig ein Heirathsgut aus ihrem Vermögen bestellen. Wird das ganze Vermögen der Braut zum Heirathsgute gegeben, so gehen ihre Schulden nicht mit aus ihren Gütern über, vielmehr dauert das Verhältniß zwischen ihr und den Creditoren fort, und sie hat nur das Recht, soviel, als sie zur Begleichung ihrer Schulden bedarf, zurückzufordern.

Auf Dotation wird geklagt entweder durch die *actio ex lege ultima Cod. de dotis promissionibus*, wofür der nach Obigem leicht zu erklärende Name: *ex lege Julia de maritandis ordinibus* vorgeschlagen worden ist, oder durch die *actio ex stipulatu* (jezt eine *actio bonae fidei*), oder durch die *actio ex testamento*. Die Wahl der Klage ergibt sich von selbst, je nachdem die Verbindlichkeit zur Dotation auf einem Gesetze, Vertrag oder letzten Willen beruht. Selbst nach getrannter Ehe findet diese Klage in den Fällen noch statt, wo die Aussteuer nicht an den zur Dotation Verpflichteten zurückfällt, und zwar wider den, der eine Ausstattung versprochen hat, jeden Falls; hingegen wider den durch das Gesetz zur Dotation Verpflichteten nur, wenn er im Zahlungszwang ist.

Ob in den frühesten Zeiten in Teutschland wirklich Dotation der Bräute im jetzigen Sinne stattgefunden

habe, darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Bei mehreren Stämmen der Altteutschen, namentlich bei den Sachsen, Dänen, Burgundern und einigen Wölkern am schwarzen Meere, scheint die aus den Zeiten der Polygamie unter rohen Wölkern herrührende Gewohnheit des Kaufens der Bräute und eines gewissen Brautpreises nach dem Zeugniß älterer Schriftsteller stattgefunden zu haben, so daß der Bräutigam noch für die Braut bezahlen mußte, statt einen Brautkauf von ihr zu erhalten<sup>36)</sup>. Scheint in England der noch jetzt zuweilen dort vorkommende Gebrauch des Verkaufs der Frauen ein Ueberbleibsel dieser Gewohnheit der alten Sachsen zu sein, so deuten darauf in Teutschland der Ausdruck in mehreren ältern Schriften<sup>37)</sup>: „eine Frau kaufen“ für „heirathen“, und noch früher der Brautpreis, dessen in mehreren ältern Gesetzen<sup>38)</sup> gedacht wird. Dagegen ist auch neuerer so viel gewiß, daß dasjenige, was ältere, im Geiste der Römer schreibende Schriftsteller bei den alten Teutschen das nannten<sup>39)</sup>, und was der Mann der Ehefrau gab, nicht eine römische *dos* war, sondern ein vom Ehemanne der Frau angewiesenes Vermögenstück. Wol aber findet sich im Mittelalter eine teutsche *dos*, unter dem Namen Heimsteuer, Ehesteuer, Zubruchsgut. Der Mann hatte daran den Nießbrauch<sup>40)</sup>. Sie scheint vorzüglich eine Art Abfindung für diejenigen Kinder gebildet zu haben, welche die väterliche Familie verlassen mußten. So entsand allerdings auf ähnliche Art wie bei den Römern die Pflicht der Ältern und derer, die an ihre Stelle traten, zur Dotation der Töchter. Es findet sich aber auch eine solche Dotation, unter dem Namen Ausstattung, Ehrenhilfe, in Teutschland bei denjenigen Söhnen, welche das väterliche Gut verlassen und überhaupt eine eigene Wirtschaft anfangen. Sie wird auf Abschlag des der einseitigen Erbschaft gegeben. Die teutsche Ausstattung bestand Anfangs bloß in der mehrerwähnten Ausfertigung, Kammerwagen, Brautwagen, Kasten, und Kistenpfand (früher auch vaderphium, Vatervieh). Es ist unbestritten, daß dieser apparatus et instrumentus mulieribus da, wo er als einziges Vermögen der Tochter vorkommt, als *dos* betrachtet wird, während dies rüchthich der auch andere Gegenstände begreifenden Aussteuer nicht so unstreitig ist<sup>41)</sup>. In dieser Masse

39) Darg., Handbuch des deutschen teutschen Privatrechts. 2. Ausg. 6. Bd. §. 585. §. 288 ff. 40) In der limurgischen Chronik heißt es: „Die Tochter Johanna kauft Hermann zu dessen, ihr andrer Tochter kauft ein Herr von Sonenberg in Sachsmann. Wört dem voraus Jahre nach Graf Johann's Tode kauft der Junker Philippus ein Weib von Spangenberg.“

36) Hagemann und Gantzer, Archiv für Rechts- und Gesetzwissenschaft. 5. Bd. Nr. 6. S. 152. 41) Bei den Sachsen war re 800 Schilling, und in den Gesetzen der Angelsachsen war die Begleichung des Brautpreises der Ueberderrin und die Kaufung einer andern Frau für den beiziehigen Gatten dem Ueberderr ebenso zur Pflicht gemacht, wie in den burgundischen Gesetzen denjenigen, der sich ohne Ursache von seiner Frau schied, die Begleichung des doppelten Brautpreises, Grund einer Strafe von 12 Schilling.

37) Wittermaier, Ueberflüsse des germanischen teutschen Privatrechts. 4. Kap. §. 543. 38) Dieweil sind zu vergleichen die entgegengesetzten Meinungen bei Wittermaier a. a.

31) Gluck a. a. D. 4. Thl. S. 403. 32) Mühlenbruch s. l. §. 522. 33) Fr. 3. pr. D. de pollicitationibus (L. 12). 34) Ad exactionem dotis quam semel praestitit placuit, qualiacumque subsecuta verba, sive scripta fuerint sive non, consemnas, etiam si stipulatio in pollicitatione rerum dotium minime fuerit subsecuta, c. 6. C. d. dot. promissiones (V. 11). 35) Man vergl. hierüber v. Edler, Bemerkungen zur Lehre von der *dos*, in der Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Proc. 1. Bd. 2. Hft. Nr. IX. S. 227 und damit übereinstimmend v. Wening Ingersheim a. a. D. §. 575, besonders Not. 1; dagegen aber Schwegler a. a. D. §. 679.



müssen noch jetzt da, wo das Meier- und Hofverhältnis unter den Bauern stattfindet, die Töchter nach gewissen darüber bestehenden Normen abgefunden werden, indem nicht bloss der Wille des Vaters bei dieser dotatio necessaria entscheidet, sondern auch der Herr selbst wegen seines Interesses, damit der künftige Meierhofbesitzer nicht zu gering eingesetzt werde“). Es erübrigt sich hieraus, worum, als beim Eingringen des römischen Rechts auch das Ausstattungsverhältnis immer mehr darnach gemodelt wurde, man für diese abfindende Ausstattung sogar den unrichtigen Namen legitima (Pflichttheil, s. d. Art.) gebrauchte. Überhaupt hat auch in Teutschland endlich die Dotationslehre des römischen Rechts das Übergewicht erhalten.

Vorzüglich merkwürdig ist in Teutschland die Ausstattung der Lebensräulein und der Prinzessinnen. Ursprünglich war dieselbe offenbar eine Abfindung wegen der ihnen benommenen Möglichkeit, in den väterlichen Haushalten, das Leben, zu succediren. Daher der Grundsatz, daß in der Regel die Töchter aus dem Leben eine Ausstattung zu fordern haben, dagegen aber auf alle weitere Ansprüche daran Verzicht leisten müssen, weshalb sie auch Verzichtstöchter heißen“). — ein Grundsatz, der dann allen sonstigen Lehenrechtsprincipien widerstreitet, wenn auch die mit der Braut in keinem nähern Verhältnisse stehenden Agnaten, welche zur Succession kommen, die Töchter des letzten Lehenbesizers ausstatten müssen. Gleichwohl tritt dies oft ein und hat zu einer großen Menge theoretischer und praktischer Streitigkeiten Veranlassung gegeben“). Vor allen Dingen will es scheinen, als ob, der Theorie des römischen Rechts entgegen, die Verzichtstöchter auch dann eine Ausstattung aus dem Leben zu fordern habe, wenn sie eigenes Vermögen besitzt, weil diese Lebensausstattung eine Abfindung wegen der durch die Lebenssuccession ihr entzogenen väterlichen Erbschaft ist, woran sie ihren Theil zu fordern haben würde, sie möchte reich oder arm sein“). Indessen hat bei der Mehrzahl der Rechtslehrer die Analogie des römischen Rechts, in welchem freilich bei der Dotation von einem ganz andern Grundsatze ausgegangen wurde, das Übergewicht behalten. Und da man auch die römische Dotation, wiewol irrig, mit der Alimentationsverbindlichkeit der Eltern zusammenstellte und daraus ableitete; so wendete man die römischen Principien über Alimentation auch auf die Dotation der Verzichtstöchter an. So hat sich die allgemeine Meinung gebildet, daß, weil darum die Verzichtstöchter nur im Falle der Bedürftigkeit Alimente aus dem Leben zu fordern haben würden, ihnen auch keine Ausstattung daraus gebührt, wenn sie eigenes Vermögen besitzen“).

In der Regel wird ein Capital ausgesetzt, von welchem die Tochter, wenn sie unverheiratet bleibt, die Zinsen als Alimente erhält, und welches ihr zur Ausstattung gegeben wird, wenn sie heirathet“). Wo jedoch der, dem historischen Ursprunge dieser teutschrechtlichen Dotation mehr entsprechende Grundsatze angenommen wird, daß die Verzichtstöchter auch bei eigenem Vermögen Alimentation aus dem Leben erhalten muß, da wird dasselbe, will man consequent verfahren, auch rücksichtlich der Ausstattung der Frau sein müssen. Übrigens ist das Quantum der Ausstattung aus dem Leben gewöhnlich durch Herkommen oder Familienverträge festgesetzt, außerdem ermüßt solches der Lehenherr oder der Richter nach Standesgebrauch und den Vermögensumständen der betheiligten Personen. Gewöhnlich ist die Summe da, wo sie bereits für alle Zukunft festgesetzt ist, sehr gering und steht nicht im richtigen Verhältnisse zu den eben erwähnten Vermögensumständen, z. B. gewöhnlich 20,000 Thl. bis 20,000 Thl. in den altfürstlichen, 4000 Thl. bis 4000 Thl. in den altgräflichen, 1 — 2000 Thl. in den altadeligen Häusern. Die Ausstattung wird auch in der Regel zuvörderst aus den freien Erbgütern, dann aus den Früchten der allodialen Stammgüter, und erst, wenn Alles dies nicht zureicht, aus dem Ertrage der Lehenngüter genommen. Häufig kommt bei besondern Umständen, z. B. Mindererth, außerordentlicher Schwängerung u. s. w. eine Verminderung oder gänzliche Entziehung der Ausstattung, selten wegen andrer Ursachen eine Erhöhung derselben vor. Es versteht sich von selbst, daß väterliche Lebensräulein, welches aus dem Leben seine Ausstattung zu fordern hat, sich an jeden Besitzer derselben ohne Unterschied hält. Dennoch sind sehr verschiedene Ansichten darüber aufgestellt worden, was in dem Falle Rechts ist, wenn der Vater schwer verkränkt, besonders wenn er in Genuß des Reichthums ist“), und ob den rückschändigen Brautpflicht der Schwestern eines Basallen die Lehenfolger oder die Landesherren bezahlen müssen!“). Doch die auffallendste Art der Dotation vornehmer Töchter ist die, vermittelt gewisser Steuern, wodurch sich die Besitzer der Privat- oder Reichthümer ihrer Dotationspflicht gegen ihre Töchter zu entledigen suchen. Es legen diese Steuern ihren Unterthanen, bei Gegenstand der Vermählung ihrer Töchter, auf, und so entstehen die Früulein- und Prinzessinnensteuern. Sowie die frühesten Steuern überhaupt häufig auf Bitten verwilligte Abgaben, Beten, waren, so war dies wol ganz vorzüglich bei diesen Steuern der Fall. Am wenigsten möchte die Früuleinsteuer einen rechtlich zu billigen Ursprung haben, da den Rittergutsbesitzern das Recht nicht zusteht, ihren Gerichtsunterthanen neue Kosten aufzulegen, insonderheit sie zu beschweren. Wo also eine solche Steuer von den sogenannten Edelmannsbauern gefordert wird, da kann dies nur vermuthet des Herkommens oder eines Vertrags geschehen, und sie kann nur grade so gefordert werden,

D. und Darg a. a. D. §. 585 am Schlußes dann Rande, Grundsatze des teutschen Privatrechts, ebenda.

44) Strube a. a. D. Bd. 188 (IV, 57). 45) Die erste derartige Verzicht einer Prinzessin (von Lebkirch) ist vom J. 1214, einer Gräfin von 1235, eines Fräuleins von 1335. Darg zu Rande a. a. D. S. 302. 46) Eine ziemlich häufige literatur gibt Hübner Zepherini, Repertorium juris feudalis a. v. Dos in feudo. 47) v. Braun a. a. D. §. 9 und 10. S. 270 fg. 48) Strube a. a. D. Bd. 58, (I, 57.)

49) Böhmeri principia juris feudalis, edit. 6. §. 335, und Meier, Handbuch des Lehenrechts nach Böhmer, 4. Thl. zu demselben Paragraphen. 50) Man vergl. Darg und Zepherini a. a. D. 51) Strube a. a. D. Bd. 58, (I, 54.)

wie Herkommen oder Vertrag es vorschreiben. In Frankreich hatten die Rittergutsbesitzer der sogenannte Rittersteuer (aides chevals, aides de chevalerie) von ihren Unterthanen zu fordern, und darunter auch die Fiskussteuer, wovon man dort um das J. 1080, in England aber sogar schon im J. 1045 Beispiele findet. Teutschland betreffend, ist der erwähnte Gebrauch besonders bei mehreren adeligen Familien in Pommern und Brandenburg, auch einzeln im Voigtlande, begründet und rechtlich zu erwiesen<sup>57)</sup>. Doch kennt man kein Beispiel davon vor dem 13. Jahrh.<sup>58)</sup>. Weit allgemeiner, aber auch begründeter ist die Dotation durch die Prinzessinnensteuer<sup>59)</sup>, wiewol mehre Schriftsteller behaupten, daß vor dem 16. Jahrh. sich keine Spur derselben in Teutschland finde. Man glaubt, daß die Verbreitung des römischen Rechts nach der Seite der Rümer, bei welchen der Braut von den Hochzeitgästen Bewelte gemacht wurden, zuerst von den Vasallen ein Heirathsgut gesendet und von diesen der Aufnahme dazu aus ihre Unterthanen umgelegt wurde<sup>60)</sup>. Diese Steuer gehört indessen, betrachtet man die Sache nach dem ältern Reichsaalsrechte, wo die Landesherren in der Regel von ihren Domainen lebten, nicht zu den nachverordneten Steuern, und kann daher, wenn sie nicht in Herkommen oder Landesgrundgesetzen und Verträgen, gegründet ist, nicht gebotet werden<sup>61)</sup>. Sie gehört auch nur zu den außerordentlichen Steuern, d. h. zu denen, welche durch außerordentliche Fälle veranlaßt werden, und daher rüchlich ihrer Quantität und Erhebung einer jeßemaligen besondern Bestimmung bedürfen<sup>62)</sup>. Auch sie gab zu vielen Streitigkeiten Veranlassung. J. B. ist es kürlich, ob auch der Klein ein regierender Herr, deren Vater verstorben ist, die Prinzessinnensteuer in den Landen gebühret, in welcher die Töchter apantagierter Prinzen sie nicht empfangen? Diese Frage pflegt bejaht zu werden<sup>63)</sup>, sowie überhaupt die ältern Staatsrechtler die Meinung ziemlich allgemein aufstellten, daß in der Regel die Prinzessinnen aus dem Territorium auszuscheiden wären. Dazu trug vorzüglich die Unklarheit der Begriffe bei, welche bis in die neuesten Zeiten über die Domainen und deren Bestimmung obwaltete<sup>64)</sup>. In der Regel möchte wol anzunehmen sein, daß derjenige Landesherz, dessen und seiner Familie Unterhaltung aus seinen Domainen ohne Rücksicht auf deren Größe und Ertrag bestritten wird, auch die Dotation seiner Töchter daraus zu bewirken habe. Denn es liegt ihm dann, wie jedem Privatmann,

die Pflicht ob, sein Vermögen so, daß er alle seine und der Seinigen Bedürfnisse daraus befriedigen könne, zu verwalten und die Bedürfnisse darnach zu beschränken. Anders verhält es sich da, wo der Landesherz auf eine bestimmte Gültigkeit gerüht, selbst wenn diese auf Domainen angewiesen ist. Denn die Gültigkeit ist in der Regel nur aus die currenten Bedürfnisse berechnet, und eine außerordentliche Ausgabe muß daher durch außerordentliche Mittel gedeckt werden, da der Staat einmal verpflichtet ist, für die landesherrliche Erhaltung der Regentenfamilie zu sorgen. Dazu kommt noch, daß es selbst im Landeseinsteere liegt, die Apantagen und die für die nähern Mitglieder des Regentenhauses auszuführenden, mindestens aus sie mit zu berechnenden Gültigkeiten möglichen zu vermindern, sonach für Verminderung der Prinzessinnen des regierenden Hauses durch anständige Dotation zu sorgen. Indessen hatte die Sache durch frühern Mißbrauch ein gefährliches Ansehen gewonnen. Dies mag daher den Tadel veranlaßt haben, den neuere Verfassungsurkunden und Entwürfe dazu erlitten, welche die Prinzessinnensteuer unter ihre Dispositionen aufnahmen. Aber es mag doch auch den Verfassern neuerer Verfassungsurkunden Veranlassung gewesen sein, nur die Dotation der Prinzessinnen aus den Landescaffen im Allgemeinen vorzuschreiben, ohne jedoch der Erhebung einer besondern Steuer dazu (mindestens nicht ausdrücklich) zu gedenken<sup>65)</sup>.

Teutsche Paeticulaeerecht haben häufig die gemeinrechtlichen Grundsätze über Dotation theils geändert, theils näher bestimmt. Das preussische Landesrecht versteht unter der Ausstattung alles dasjenige, was Kinder bei ihrer Verheirathung, bei Errichtung einer besondern Wirtschaft, bei Anstellung eines eigenen Hauses, oder bei Übernahme eines Amtes von den Ältern erhalten. Die Verbindlichkeit zur Dotation für die Ältern besteht somit rüchlich der Ehe, als der Töchter, doch ist Vorlesung getroffen, daß deshalb nie ein Proceß entstehen könne. Die Ältern können dazu die Hälfte des Erbßages (s. d. Art.) verwenden, doch muß Alles, was die Kinder aus dem Erbßag empfangen, unter den Geschwistern bei derjenigen Theilung der Ältern ausgeglichen werden. Mit den Dotationskosten wird es aber, sowie mit den Erziehungskosten gehalten, doch sind bei unermessenen Pflugeskosten nur Verwandte in ausseierender Linie und Geschwister, die bereit ausgestattet sind, zum Beiträge verpflichtet<sup>66)</sup>. In Sachsen bestehen in der Regel die Grundsätze des gemeinen Rechtes, rüchlich der Dotation, doch hat sich über die danach streitigen Punkte durch die sächsischen Reichstheile eine ziemlich sichere Praxis gebildet<sup>67)</sup>. Auch seit

57) Pagemann, über die Fräuleinsteuer der Chämonnen. in Pagemann's und Schütz's angelegtem Archiv. 2. Abt. Nr. 6. S. 152. 58) Darg a. d. E. S. 512. 54) Schmalz, Das teutsche Staatsrecht. S. 296. 55) Wurhard, Die teurische Verfassungsurkunde u., ein Handbuch u. (Gaffel 1834.) S. Rirf. S. 165. 56) Schaubert, Anhang zur Geschichte des Staatsrechts. S. 250. 57) Klüber, Öffentliches Recht des teutschen Bundes, S. 402, wo auch die Literatur darüber nachgewiesen ist. 58) Erben a. d. R. S. 513 (IV. 135). 59) Man vergl. de Ludolf, De jure封建arum Illustrum (Jenne 1744). P. II. Cap. 2. §. 5. No. 14 seqq., in welchem Werk viele Aufsätze über diese Materie überhaupt zu erlangen ist.

60) Grundgesetz für die vereinigte landesherrliche Verfassung des Herzogthums Sachsen. Meinungen vom 23. Aug. 1819. §. 43. Litt. b. Kurdeßliche Verfassungsurkunde vom 5. Jan. 1831. §. 18. Grundgesetz für das Herzogthum Sachsen. Altemburg den 29. April 1831. §. 33. Verfassungsurkunde des Kurfürstenthums Sachsen vom 4. Sept. 1831. §. 43. Neue Verfassungsurkunde für das Herzogthum Braunschweig vom 12. Oct. 1834. §. 171. 61) 2. Abt. Lit. I. §. 299. Lit. II. §. 232—247. 297—299, 303—305. 2. Abt. VIII. §. 340. 62) Man vergl. Grotius, Handbuch des

es nicht ganz an speciellen Gesetzen darüber. So ist mit  
mehrern dabei eintretenden Fragen die Verbindlichkeit  
des Vaters zur Dotation der Tochter, die Verbindlichkeit  
des Lehnseigners zur Ausstattung der Vassallensöhne aus  
dem Lehn gesetzlich festgelegt<sup>45)</sup>. Das französische  
Ehegesetz, den Grundfragen des ehemaligen dortigen  
Gewohnheitsrechts folgend, enthält die Vorschriften: Das  
Kind hat seine Klage wider seine Eltern auf Versorgung  
(Etablissement), sei es durch Heirat, oder, aus eine an-  
dere Weise<sup>46)</sup>. Es sind also weder die Eltern, noch  
übrigen Ascendentes gesetzlich zur Dotation ihrer Kinder  
oder Kindesfinden verpflichtet. Ja ist ein Ehegatte zu  
einer zweiten Ehe geschritten, so kann er die Kinder  
der ersten Ehe nur entschädigt der dem zweiten Ehe-  
gatten an seinem Vermögen zukühenden Rechte dotiren.  
Bestehen beide Eltern das Heirathsgut gemeinschaftlich,  
so ist im Zweifel anzunehmen, daß sie beide die Dotation  
zu gleichen Theilen vermögth haben, und in der Regel  
ist die vom Vater einseitig bewirkte Dotation für die  
Ehefrau nicht verpfichtend. Die ererbte Verord-  
nung des 204. Art. des *Codex civilis* ist jedoch in an-  
dern Ländern, wo übrigsins dieses Ehegesetz in der  
Hauptsache gilt, aufgehoben. So im schwäbigen Canton  
Argau, wo durch den 182. Art. des allgemeinen bür-  
gerlichen Ehegesetzes ausdrücklich verordnet ist, daß die  
Ascendentes die Verbindlichkeit zur Ausstattung haben<sup>47)</sup>.  
Das englische Recht kennt eine eigentliche Ausstattung  
nicht, weil der Ehemann obnehin durch die Heirat Ei-  
genthümme des gesamten beweglichen Vermögens (cho-  
ses in her own right), sowie in gewisse Art Ausnähme  
an dem unbeweglichen Vermögen seiner Ehefrau (chattels  
real) wird, auch alle ihre sogenannten Sachen zu Klage  
(choses) erhält, wenn er sie in Besitz nimmt<sup>48)</sup>. Doch  
gibt es eine Art von Heirathsgut (Frank-marriage),  
d. i. eine Art von beschränktem Erbgute, welches der  
Verwandten bei ihrer Verheirathung freiwillig geschenkt  
werden ist, und welches diese Frau, wenn ihr Verwandter  
bei seinem Tode ihren Schwestern unbefandente Erbtheile  
hinsetzt, für gemeinschaftlichen Theilung (in hotch-pot,  
aus dem französischen hochs-pot) bringen muß, wenn  
sie miterben will<sup>49)</sup>. Hat man aber gleich in Großbrit-  
annien nicht die Art der Dotation, welche bei uns statt-  
findet; so ist doch nur ein bedeutendes Vermögen für  
heirathsfähige Frauen das Mittel zu ihrer Verheirathung.  
So werden z. B. in der Grafschaft Berford in Irland  
die Töchter der Pächter beinahe regelmäßig verheirathet.

In Kurpfalz geltenden Civilrechts, 1. Theil. S. 116 und S. 117. Bemerkungen und Erörterungen dazu. 1. Theil. S. 114. S. 127.

68) Dec. 29. d. 1746 (C. C. A. I. 358) und Contin. P. II.  
Cant. 46 in Verb. mit der alten kaiserl. Processordnung, T. II.  
XIV. s. 13. Wern vergl. darüber Haubold, Verh. des kaiserl.  
k. Privatrechts, von Wöhrter, s. 304 A. und die da ange-  
führten Schriftsteller. 69) Code Napoléon. s. 204. 65b)  
Baccard, Handbuch des französischen Civilrechts. 2. Aufl. 3. Bd.  
I. 427. s. 188 ff. 66) Wern vergl. Revue étrangère de lé-  
gislation etc. Oesterb. T. 7. 58. 67) E. H. Keffert,  
Handbuch des k. k. Privatrechts in Preuss. P. 1. 1. 1. 1. 1. 1.  
Verb. und dem Civilrechts von Goltz. 1. Bd. 2. Buch. Gen.  
Verb. s. 459 ff. 68) Biedert, s. d. d. Gen. 12. s. 350.

L. Engh. b. III. n. 2. Grise Section. XXVII

Man bemerkt deshalb dort Pächter, die, obgleich in nicht schlechten Vermögensumständen, doch ganz ärmlich leben, blos um die Möglichkeit zu einer bedeutendern Wittgift für ihre Töchter zu erlangen<sup>69)</sup>.

Eine ganz eigene Art von Ausstattung ist die Do-  
tation eines Geschwächten von Seiten ihres  
Schwängerees". „Wenn Jemand eine Jungfrau  
beredet, die noch nicht betraut ist, und beschließt, sie, der  
soll sie geben ihre Morgengabe und sie zum Weibe ha-  
ben. Wagt sich aber die Vater, sie ihm zu geben,  
so soll er Geld darlegen, wie viel einer Jungfrau zu  
Morgengabe gebühret." So lautet nach Luther's Über-  
setzung des biblischen Spruch<sup>1)</sup>, auf welchem diese ganz  
Lehre beruht. In einer andern Stelle<sup>2)</sup> ist jene Vor-  
schrift im Allgemeinen wiederholt und die von dem  
Schwängerer zu entrichtende Summe zu 50 Sedel Sil-  
ber bestimmt. Der Papst Gregor I. erklärte<sup>3)</sup> nun, in  
einem vorgekommenen Fall erstgэдachte biblische Vor-  
schrift dahin mildern zu wollen, daß der Schwängerer  
die Geschwächte entweder heirathen müsse, oder, wenn er  
dazu durchaus nicht zu bewegen sei, mit körperlicher Züch-  
tigung, Excommunication und Verweisung in ein Kloster  
gestraft werden solle. Dies veranlaßte die Glossatoren,  
ganz der Pflicht und dem Sinne der angegebenen Stel-  
len entgegen, die Verbindlichkeit des Schwängerees im  
Allgemeinen für alternativ anzu nehmen, woraus sich nach  
und nach der Umlauf gebildet hat, daß die Geschwäch-  
te nur Heirath oder der Dotation fordern kann<sup>4)</sup>. Dabei  
gibt es ganz gleich, ob die Geschwächte schwanger ge-  
worden oder nicht<sup>5)</sup>, ob sie Jungfrau oder Witwe ist. Es  
ist übrigens diese Prästation des Schwängerees an die  
Geschwächte keine eigentliche Ausstattung oder das, da  
sie nicht durch die Ehe der Geschwächten bedingt ist,  
sondern dieser sofort gebührt, sie mag heirathen oder  
nicht; da sie sogar auf die Kinder und andern Erben der  
Geschwächten übergeht. Sie ist ebenso wenig eine Ver-  
fügung für die Entretung der Jungfrauenschaft (pro  
datione), denn sie erbhört aus einer Witwe<sup>6)</sup>.

69) *Stiggen aus Irland im „Kulland“ 1835. Nr. 171.*  
 70) *Die neueste ausführliche Abhandlung dieser Materie*

saß. Ich bin der Ansicht, daß die Darstellung der Rechte geschäftlich-  
rechtlicher Personen, welche die Rechte der natürlichen Personen in  
Körperausprägung gegen ihre Rechte und der anderen natürlichen  
Personen, welche die Rechte der natürlichen Personen in Körperausprägung  
gegen ihre Rechte (Zinnman 1828). 1. Abth. 74) Krod.  
XIII, 16, 17. 72) Deutscher. XIII, 28, 29. 73) c. 2. X.  
de agniti. et temp. (V, 16). 74) Bohmer, Jus Cod. Prot. T. V.  
Lib. V. Tit. XVI. §. 4. Gild. a. d. 23. Abth. 1288. S.  
151 ff. 75) Die Literatur der hierüber geführten Streits f. bei  
Gild. a. d. C. S. 154. Not. 74. 76) Man vergl. das in der  
Not. 75 angegebene Programm. Nach Parteuliturgien ist die  
gewissen andern: f. H. nach einer alten vordemündigen  
Constitution, in welcher ausdrücklich vorausgesetzt wird: „so ist die  
Jungfrau vor.“ Lauterbach c. I. P. III. L. XLVIII. V.  
§. 44. Zweiteil ist in diesen die Entscheidung der Jung-  
frau durch Verführung so klar als durch die Ausfertigung  
verbindlichkeit angenommen, daß ferner, besonders jugendlich  
Alter der der Ehegatten vorausgesetzt wird, auf Ausfertigung  
fliegen zu können. So lautet die alte Andern bei 219. Artikel des  
brasilianischen Strafgesetzbuchs folgendermaßen: „Eine Jungfrau  
wird in 1. Jahre nach der Verführung bestraft. Strafe: Frei-  
heit für die Zeit von 6 Monaten, die bei Verführung vorliegt, auf  
1. Jahr, 2. Jahre und 3. Jahre, je nach Umständen.“

Sie ist endlich auch nicht eine Strafe, sondern eine civilrechtliche Forderung, welche der Geschwächten darum gewährt werden muß, weil dieser durch die Schwächung die Gelegenheit zur Verheirathung erschwert wird; sie ist also eine praesentio ejus quod interest. Aus diesen Voraussetzungen folgen nachstehende Grundsätze von selbst. Die Verpflchtung zur Dotation der Geschwächten fällt dann hinweg, wenn sie sich für die Schwächung des Heirathsabschlusses vorher eine Belohnung ausbedungen und solche erhalten, mithin dadurch auf eine weitere Entschädigung verzichtet hat; wenn sie ihren Körper den Mannspersonen ohne Unterschied zur Befriedigung der Wollust Preis gibt, weil da odemhin kein erliebender Mann sie heischen würde; wenn sie dem Schwängerer, ehe er sich über die ihm zustehende Wahl erklärt hat, oder ehe er durch Erkenntniß zur Leistung der Dotation ohne fernere Wahl verurtheilt worden ist, diese Wahl durch Verheirathung mit einem Andern unmöglich gemacht, oder, nachdem der Schwängerer die Verheirathung gewählt, dieselbe ohne gesetzliches Ehehinderniß ausgeschlagen hat. Hieron muß jedoch billig der Fall ausgenommen werden, wenn der inmittels der Geschwächten angetraute Ehemann die vorausgegangene Schwächung erst hinterher erklärt und sich deshalb scheiden läßt<sup>77)</sup>. Ein Ehehinderniß ist aber auch in diesem Falle die von den Ältern, unter deren Gewalt Eines oder das Andere der beiden Concubenten steht, aus rechtlich gebilligten Ursachen verweigerte Einwilligung zur Heirath der beiden Geschwächten. Streifig ist es, ob dann die Geschwächte einen Anspruch auf Dotation habe, wenn sie schon vorher von einem Andern geschwängert worden ist. Die sonst ziemlich allgemein angenommene verneinende Meinung gründet sich vorzüglich darauf, daß die Geschwächte schon ihre junge fräuliche Ehre verloren habe und die zweite Schwächung ihr also in Bezug auf ihr künftiges Glück nicht mehr hinderlich sein werde, als es die erste bereits war<sup>78)</sup>. So spricht das schon oben erwähnte neuere Gesetzbuch der Cantons Argau vom 1. Januar 1828 der weiblich Geschwächten (art. 220—226), die Klage gegen den Schwängerer ab, wenn sie einen notorisch unstilligen Lebenswandel führt, oder schon ein uneheliches Kind geboren hat. Indessen ist man doch neuerlich vorzüglich darum anderer Meinung geworden, weil die unmittelbar aus dem Gesetz entspringende Dotationsverbindlichkeit des Schwängerers in jenem nicht auf die erstmalige Schwängerung beschränkt ist und weil der zweite Schwängerer nicht weniger schuldig als der erste sei, auch durch eine abermalige Schwängerung der Ruf der Geschwächten noch mehr leide und ihr darum eine Verheirathung noch schwerer werde, als nach einem einzigen, mehrtheils nur für eine jugendliche Uebertreibung angesehenen derartigen Beisatz tritt<sup>79)</sup>. Ebenso ist man zwar ziemlich in dem theoretischen

Grundsatz einig, daß die Dotationsverbindlichkeit des Schwängerers hinwegfalle, wenn die Geschwächte ihn verführe, da der erste Grund der Dotationsverbindlichkeit in der durch Entführung angenommenen Vermuthung liegt, daß die Verführung von Seiten des Mannes erfolge. Allein in der Praxis wird eben aus dem letztern Grunde doch in der Regel zum Nachtheile des Schwängerers erkannt<sup>80)</sup>. Dagegen fällt die dem Schwängerer zustehende Wahl hinweg, sobald die Geschwächte ohne Beileger auf die Ehe klagen kann, wenn dem Beisatz ein gültiges Eherechtsprechen vorausging, oder wenn der Schwängerer zur Dotation ganz unvermögend ist. Auf Ausstattung allein kann geklagt werden, wenn ohne Verschulden der Geschwächten die Ehe nicht stattfinden kann, z. B. wegen ermanigenden ältlichen Consenses auf einer oder der andern Seite, oder wenn der Schwängerer schon verheirathet ist; ferner wenn er, nach der Schwächung der Klägerin, noch eine andere Geschwächte und dadurch einen, selbst ein Eherechtsprechen aufhebenden, Umstand herbeigeführt hat; endlich wenn er durch die Gesetze am Heiraten gebindert ist. Dies letztere tritt ein bei katholischen Geistlichen, in vielen Fällen bei Mäitnerperson, oder wenn die Schwächung zwischen Christen und Juden erfolgte. Indessen ist es streitig, ob in den Fällen, wo die Geschwächte, das Ehehinderniß wohl kennend, sich doch mit dem Schwängerer einliebt, ihr ein Klagerrecht auf Dotation bleibt, indem Einige annehmen, sie habe doch durch auf ihr Dotationsrecht verzichtet. Man ist jedoch in der Regel der entgegengesetzten Meinung, weil eine Verzicht nicht vermuthet wird, dagegen aber der Schwängerer bei dem Beisatz sehr auf wußte, daß ihm keine Wahl bleibe, mithin er auf die einzige Verbindlichkeit bloß durch seine eigene Schuld zurückgebracht ist. Ueberdies besteht zwischen der Dotations- und Heirathsverbindlichkeit nicht ein so enges Verhältniß, daß sich eine ohne die andere nicht denken lasse, wie denn auch die Gesetze selbst solche Fälle von der Dotationsverbindlichkeit nicht ausnehmen. Hat die Geschwächte mit mehreren so sich eingelassen, daß nicht sicher behauptet werden kann, von welchem unter diesen sie schwanger ist; so wird sie auf die dieselbällige Emende (exceprio congruam cum pluribus, ex. plurium constupratorum) mit ihrer Klage abgewiesen. Endlich kann auch der Natur der Sache nach nur auf Dotation geklagt werden, wenn eines von beiden Theilen gestorben ist und also das Recht oder die Verbindlichkeit auf Erben überging. Ist der Schwängerer ohne Hinterlassung von Vermögen, wozu seine Ältern Erben geworden wären, gestorben, so fällt auf sie die Dotationspflicht nicht<sup>81)</sup>. — Da diese Do-

arvonic Cap. XXXIV: de puella viduare iterum extra matrimonium gravidata, deleo congrua non deservanda (Beispiel 1828), wo auch ein Urtheil mit dieser Spruchcollatione dafür sich findet.

80) Duißerp, Grundsätze des peinl. Rechts, I. Thl. §. 480. Strube a. a. D. I. Bd. Stb. XXI. (1, 162.) Leyer, Med. ad D. spec. 685. med. 12. §. 481 et a. a. D. §. 149. E. 297. 81) über alle diese ist hierher verbanntes Fragen §. 616 d. a. D. E. 156 fg. Böhm, J. K. P. l. c. §. 8 seq.

77) v. Duißerp, Rechtliche Bemerkungen. I. Thl. Bem. LXXVI. Nr. 1. 78) Auper den in der Note 81 angeführten Grundsätzen vergl. den für diese Meinung sprechenden Koch, Institut. jur. crim. ed. 9. §. 285. v. h. bel. angef. 79) Für diese Meinung hat sich die triepziger Jurisprudenz gewöhnlich erklärt in dem Programm: Interpretationum. et responsorum ex jura

zation keine eigentliche Ausstattung ist, so stehen dem Object derselben auch nicht die Rechte des wirklichen Heirathsgutes, namentlich nicht das Unterpfandrecht der dos, zu. Bei der Bestimmung der Quantität aber werden dieselben Grundstücke angenommen, nach welchen, falls die Quantität einer wirklichen dos streitig wird, das richterliche Ermessen verfährt. Namentlich ist hauptsächlich der Stand der Geschwächten zu berücksichtigen und die Ausstattung so zu arbitriren, daß die Geschwächte dadurch Hoffnung zu einer standesmäßigen Verheirathung erhält. Deshalb muß eine ganz unbemittelte Person dennoch eine Ausstattung bekommen. In zweifelhaften Fällen werden das Vermögen der Ältern der Geschwächten, wenn diese bemittelt sind, namentlich der Umsand, wieviel sie ihr selbst ungefähr an Mißgilt bei einer Heirath geben dürften, ingleichen das Vermögen des Schwängers, berücksichtigt. Bei Witwen und geschiedenen Personen werden der Stand ihres vorigen Mannes und die Größe der von ihr dem vorigen Manne zugebrachten dos in Betrachtung gezogen. Nebenlicher möchte es sein, diese Bestimmung, wie wol auch geschieht, dann, wenn die Geschwächte inmittelst geheirathet hat, von den Verhältnissen des nunmehrigen Ehemannes abhängig zu machen. Dürftiger ist in Particulargesetzen die Größe der Ausstattung vorgeschrieben<sup>82</sup>. Jedenfalls ist die Ausstattung nach derjenigen Zeit zu arbitriren, zu welcher die Geschwächte verlanget konnte, daß sie der Stuprator heirathe oder dotire<sup>83</sup>.

Durch Particularrechte sind zuweilen die Grundstücke über diese Art der Dotation näher bestimmt. In dieser Hinsicht zeichnet sich das preussische Landrecht<sup>84</sup> aus. Es folgt den strengsten gemeinrechtlichen Principien, jedoch mit nachfolgenden merkwürdigen Abweichungen und bezüglich nähere Bestimmungen. Die Ausstattung muß in allen Fällen nach dem Stande der Geschwächten und dem Vermögen des Schwängers bestimmt werden, und zwar höher, wenn die Ausstattung nur wegen der beharrlichen Weigerung des Schwängers gegen die Heirath nöthig wird, niedriger, wenn kein lebensfähiges Kind zur Welt kommt. Die Gerichte ermessen, ob die Ausstattung gleich auszuhalen, oder bis zur Verheirathung der Geschwächten sicher zu stellen ist. Im Mangel ausreichenden Capitals muß der Schwängerer einen möglichst sicher anzunehmenden jährlichen Unterhaltsbeitrag geben. Bei verbesserten Umständen des Schwängers kann Erhöhung gefordert werden. Seine Ältern müssen beitragen, wenn die Verführte seinen Namen zu tragen berechtigt ist und sie dies nicht leiden wollen. Die Geschwächte verliert die Ansprüche auf Dotation oder Heirath, wenn ihre Forderungen einen Ehescheidungsgrund abgeben würden, oder sie sich vor angestellter Klage verheirathet. Sie erhält Anspruch auf alleinige Dotation durch Handlungen des Schwängers, die ein Ehegelißniß vernichten würden. Die Verjährungszeit dieser Klage ist zwei Jahre

unter Abrechnung der Zeit der Abwesenheit des Schwängers. — Die königl. sächsischen Gesetze<sup>85</sup> sprechen die Verbindlichkeit des Schwängers zur Dotation oder Heirath klar und wiederholt aus<sup>86</sup>, setzen aber dabei eine ledige Mannsperson und eine Jungfrau oder unveräthigte Witwe<sup>87</sup> voraus, erheben daher jene Verbindlichkeit nicht auf den Ehebrecher<sup>88</sup>. Da nun auch in einem sächsischen Gesetze<sup>89</sup> (don dierigen Weibsperson berächtigt genannt wird, die mehrere Mannspersonen sich Preis gibt; so folgt daraus, daß hier eine Weibsperson, die wiederholter Schwängung, kein Dotationsrecht hat<sup>90</sup>). Hier und da ist das Verfabren in Dotations- und Alimentationsfällen — die Ansprüche der unehelich Geschwängerten und ihres Kindes werden gewöhnlich zugleich gegen den Schwängerer verfolgt — Gegenstand der Particulargesetzgebung. Namentlich ist häufig ein abgefügter (unmorales) Verfahren dafür vorgeschrieben. So verordnet die herzogl. sachsen-altenburgische Landesordnung vom J. 1705<sup>91</sup> ganz allgemein, daß, wenn die Concubinenten einander nicht ehelichen, die Geschwächte auch sonst unbrächtigt und auf die Dotation und Ausstattung auch Erziehung des Kindes obliegt würde, dieselbe die Erbfindung vor Vollstreckung der Strafe ergehen soll. Ein späteres Mandat<sup>92</sup> schreibt vor, daß, wenn der Inculpate leugnet, aber Criminal- und Civilpunkt, einerley Acten geführt, die stuprata interveniendo gehöret u. k., wegen Bekrafung Dotation und Alimentation in einem Uebel erkannt werden soll. Ein neueres Gesetz<sup>93</sup> schließt den Anspruch auf Heirath und eine besondere Vergütung pro defloratione ganz aus, und erlaubt, unbeschadet der Alimentationsansprüche des Kindes und außer den Ansprüchen der Geschwächten auf die Entbindung, Kauf, Eheschwenken und ewigen Begräbnisse, bloß Klage der Geschwächten auf Ausstattung. Aber sämtliche genannte Civilansprüche der Geschwächten sollen hinweg, wenn der Beischlaf gegen eine im Voraus zugesicherte Vergütung oder durch ungewissheit von der Weibsperson bewirkte Verführung geschah, das Kind nicht innerhalb des 210. und 267. Tages seit dem Beischlase geboren wurde, die Ehebrecherin zur Zeit desselben auch noch mit ihrem Ehemanne lebte, oder die Geschwächte bei der Strafunterfuchung ihren Schwängerer der Dringelt nur in der Frage bezeichnet hat, daß er nicht wirklich ausgemittelt werden konnte. Ausstattung kann dagegen auch wegen Beischlafs mit einem Costraten gefordert werden. — In den neueren Zeiten haben Rechtslehrer und Gesetzgeber zuweilen die Civilansprüche der Geschwächten und ihres Kindes gegen den

<sup>82</sup> Aelter den in der vorstehenden Note genannten Gesetzen vergl. über Arbitration der Ausstattung *Lauterbach* c. I, §. 48. <sup>83</sup> Auch c. I, §. 282. <sup>84</sup> 2. Abt. Tit. I, §. 1077 fg.

<sup>85</sup> *Curlius und Hänsel* a. a. D. §. 149 fg. <sup>86</sup> *Kontrezen*, vom J. 1643. C. A. I, p. 19. *Ricci*, vom 30. Sept. 1609. C. A. I, p. 1447. *Const. XVIII*, P. IV. <sup>87</sup> *Const. alleg. Böhm* I, c. §. XII, p. 107. <sup>88</sup> *Dreis*, 80 vom J. 1746. <sup>89</sup> *Ricci*, vom 7. Febr. 1808. C. A. C. III, I, §. 199. <sup>90</sup> *Hänsel* a. a. D. §. 246b. §. 149. <sup>91</sup> P. II, Cap. 4, Tit. 10, p. 292. <sup>92</sup> *Wem* 27. October 1752. <sup>93</sup> *Constitution über die ständlichen Verordnen und den Kindermord* vom 7. Juli 1823. §. 87. *Geizsamml.* vom J. 1823. S. 260. 27 \*

Schwängerer als der Sittlichkeit nachtheilig ansehen wollen. Man hat dies daraus wol noch zu voreilig geschlossen, daß in einigen teutschen Ländern, worin dieselben nicht stattfinden, z. B. in den teutschen Rheinprovinzen, welche ehemals zu Frankreich gehörten, nach Verhältniß weniger uneheliche Kinder geboren werden, als in Ländern, wo jene Befehle noch gelten<sup>94)</sup>. Die Acten über diesen Gegenstand sind kaum erst eröffnet und er war daher hier nur im Vorbeigehen zu berühren.

Die oben schon erwähnte Dotation der Kirchen, geistlichen Pfründen und milden Stiftungen ist eine, aus dem Geiste des Klerus hervorgegangene Erscheinung. Geistliche Güter werden nämlich in der Regel durch Schenkung oder Dotation erworben. Diese letztere schreibt sich aus der wohlberechneten Fiction des römischen Klerus her, daß zwischen der Kirche und deren Pfarren und Vorstehern eine geistige Ehe, mindestens ein pseudom matrimonium, bestehe. Indem nun die Vergleichung zwischen dieser geistlichen Ehe mit dem matrimonium carnale bis zur größten Geschamlosigkeit und Unsittlichkeit durchgeführt wurde<sup>95)</sup>, kam man ganz natürlicher Weise auf den Vergleich, daß, sowie der Vater seine Tochter ausheirathen mußte, ebenso der Vater der Kirche, deren Erbauer, auch diese Pflicht gegen sie habe. So wurde es denn Grundsgß, daß kein Bischof in die Erhebung einer Kirche willigen durfte, wenn nicht vorher für ihre Erhaltung und die Erhaltung der dabei angeheften Geistlichen, ingleichen für den sonst erforderlichen Aufwand ein gehöriger Fonds ausgemittelt war<sup>96)</sup>. Ja es wurde der Kegerß an den Bischof selbst genommen, wenn er dies unterlassen hatte. Und sowie gewöhnlich die Ausstattung einer Braut nach Maßgabe des Vermögens ihres Vaters und nach der Würde des Bräutigams und der Braut geschehen mußte<sup>97)</sup>, so verlangte auch der Klerus, daß die dotatio ecclesiae verschieden sein mußte, je nachdem es eine Cathedral-, Collegiat- oder Parochialkirche war. Man führte dies noch weiter durch: Gleich dem Eigenthume des Mannes an der Ausstattung, so lange die Ehe dauert, bleibt das Eigenthum an der dot ecclesiae, da die Kirche ewig lebt, auch ewig der Kirche<sup>98)</sup> und deren Dotalgüter können daher nie veräußert werden<sup>99)</sup>. Wenn der dringendste Nothfall eine Veräußerung erheischt, so müssen vorerst die neu erworbenen angegriffen werden<sup>1)</sup>. Früher wurde freilich nur den Kirchen höhern Ranges (ecclesiae baptismales)

eine Dotation zugesandt. Die Urkunde, welche darüber aufgenommen wurde, hieß libellus dotis. Sowie aber nach Obigem der Ausdruck dotatio ecclesiae gebräuchlich wurde, so ging er sehr bald auf andere geistliche Stiftungen über, so daß man ihn sogar von der Stiftung bloßer Messen brauchte<sup>2)</sup>. Die Ausstattung der Kirchen erhielt übrigens sehr bald Vorrang. Während z. B. bei jeder Überlassung unbeweglicher Güter an die todtb. Hand der Kirche eine förmliche Amortisation erforderlich wurde; so hielt man sie bei Dotation einer Kirche für unnöthig. Auch bleiben noch jetzt die Dotalgüter der Kirchen von allen öffentlichen Lasten frei, welches rüchlich der außer dem von den Kirchen erworbenen, bona noviter acquisita, nicht so der Fall ist<sup>3)</sup>. Daher pflegen auch jene Güter immer als Dotalgüter bezeichnet zu werden. So heißen die Pfarren- und Erbzinse der Kirchen und Pfarren häufig Dotalbauern, Kirchen- und Pfarrdotalen<sup>4)</sup>.

Der Gebrauch, von einer Dotation der Kirchen, geistlichen Pfründen oder sonstigen milden Stiftungen zu reden, führte nach und nach dahin, das zur Befriedigung des Aufwandes und zur Erhaltung irgend einer Stiftung, einer öffentlichen Stelle, einer größeren Anstalt, bei deren Errichtung ausgelegte Vermögen, also den Fonds solcher Anstalten, sowie den Act der Gründung dieses Fonds, mit dem Namen „Dotation“ zu belegen. Am wenigsten der Uebersetzung entsprechend, wurde dieses Wort bei den Longobarden gebraucht, wo man damit die von dem Könige bei Theilnahme des eroberten Landes den Vasallen überlassenen Ländereien bezeichnete. Dies Beispiel gab vermuthlich zu den Raponischen Dotationen Veranlassung. Der Kaiser Napoleon schenkte häufiger ausgezeichneten Generalen Staatsgüter, als Antheil an der Kriegsbeute. Bekanntlich bestand damals neben dem ursprünglichen französischen Reiche noch ein indirectes französisches Reich, welches von des Kaisers Vasallenstaaten gebildet wurde. Diese letztern wurden von ganz von ihm abhängigen Fürsten beherrscht, und er benutzte sie vorzüglich dazu, ausgezeichnete Männer seines Staates durch fürstlichen Ansehen und fürstliches Einkommen aus diesen Vasallenstaaten zu belohnen, ohne daß doch diese großen Belohnungen ihm, oder dem Kaiserreiche Frankreich eine Auslospferung kosteten<sup>5)</sup>. Er selbst sagte, und dieser Zweck lag klar vor, daß er dies thue, um große ihm geleistete Dienste zu belohnen, neue Stützen seinem Thron und neuen Glanz seiner Krone zu geben<sup>6)</sup>.

94) Mittermaier, Betrachtungen über die Vermehrung der Zahl der unehelichen Kinder in: Philh., Zeitschrift der Geschichte und Staatskunst, Juli 1855. S. 1 fg. Man vergl. das mit die sehr beachtenswerthen Bemerkungen des Rechtsanw. in der französischen Literaturzeitung 1855. Nr. 32. S. 179 über Prostitution. Die Ansprüche unserer Zeit an die bürgerliche Gesetzgebung II. (Haffner 1834.) 95) C. von Art. Dos ecclesiae. 96) Nov. 67. Cap. 1. C. 25. qu. 7. causa. 16. Die verschiedenen Kirchenversammlungen, aus denen dies bestanden wurde, f. bei Du Fresne l. c. 97) Fr. 60 et 96. §. 4. D. de jure dot. (XXIII. 3.) 98) l. 4. C. de sacrosanct. eccles. (1. 2.) 99) über diese ganze Materie f. Böhm, Jus parochiale. Sect. V. Cap. I. §. 14 sq.

1) Meiser, Handbuch des Kirchenrechts. 2. Bd. §. 257.

2) Du Fresne l. c. 3) Böhm l. c. §. 17 et Sect. V. Cap. III. §. 11. 4) Meier, System. Darstellung des im kirchlichen Codex enthaltenen Kirchenrechts. 1. Bd. S. 547. 5) v. Meier, Allgemeine Geschichte vom Anfang der christlichen Kirchengeschichte bis auf unsere Zeiten. 2. Bd. I. Abth. S. 257 f. 6) Gazette nationale ou le Moniteur universel 1806. No. 91. p. 365. Message de S. M. l'Empereur et Roi au Senat etc. de 30. Mars 1806 etc. Nous avons etc. trouvé moyen de concilier les intérêts et la dignité de notre trône et le sentiment de notre reconnaissance pour les services qui nous ont été rendus dans la carrière civile et dans la carrière militaire etc. etc. Moniteur d. 1807. No. 162. p. 640. Message etc. de 22. Mai 1807. Par nos décrets du 30. Mars de l'année 1806 nous

Vorzüglich war Italien ein solcher Vasallenstaat, welcher die Mittel zu diesen Zwecken hergeben mußte. In dem ehemaligen Gebiete von Venedig wurden die Herzogthümer Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Novigo errichtet und an Soult, Bessières, Duroc, Champagny, Victor, Moncey, Mortier, Clarke, Marec, Caulincourt, Krighi und Savary verliehen <sup>1)</sup>. Zuerst geschah dies durch die Vorkasse an den Senat vom 30. März 1806, womit unter andern das Decret über Ernennung des Marschalls Berthier zum Fürsten und Herzog von Neuchâtel, welches letztere von Preußen an den Kaiser abgetreten worden war, dem Senat übergeben wurde. Sowie in diesem Decret <sup>2)</sup>, so waren in den folgenden, welche in der Regel mit diesem wörtlich gleichlauteten, z. B. in den vom 5. Juni 1806, wegen Ernennung des Großkanzlers und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Allegrand, zum Fürsten und Herzog von Benevent, und des Marschalls Bernadotte, jetzigen Königs, Karl XIV. Johann, von Schweden, zum Fürsten und Herzog von Pontecorvo, ingelassen in dem vom 28. Mai 1807, wegen Ernennung des Marschalls Lesebvre, zum Herzog von Danzig <sup>3)</sup>, folgende Bestimmungen enthalten: Der mit der Dotation Begnadigte solle dieselbe jedes Mal auf seine männlichen, legitimen und natürlichen Kinder, nach dem Rechte der Erstgeburt vererben mit dem Heimsfall an die Krone, für den Fall des Aussterbens; auch habe er einen besondern Eid der Treue und des Gehorsams in die Hände des Kaisers zu leisten. Merkwürdig ist das zuletzt gedachte Decret für den Herzog von Danzig, weil dieses nicht ein wirkliches Herzogthum, sondern nur den Titel eines Herzogs von Danzig mit einer Dotation (hier finden wir zuerst dieses Wort so gebraucht) in Domainen verlieh, welche im Innern der Staaten des Kaisers gelegen sein sollten <sup>4)</sup>. Es wurden nämlich zum Zwecke solcher Dotationen in den verschiedenen Theilen des directen und indirecten französischen Reichs, Staatsgüter und Renten zur Disposition des Kaisers gestellt. So wurden z. B., außer den oben erwähnten Herzogthümern, in den venetianischen Provin-

zen noch für 30 Millionen Franken Staatsgüter, in Lucca 4 Mill., im Königreich Italien 1,200,000, in Neapel eine Mill. jährlicher Renten, dann in Lucca noch besonders 300,000 Fr. zu Besetzungen vorbehalten. Auch aus Parma und Piacenza wurden drei Reichthümer, jedoch nur mit Titel und Einkünften ohne landesherrliche Gewalt, gemacht <sup>5)</sup>. Auf eine solche Art erhielt unter andern auch der Marschall Davoust wegen des Sieges bei Austerlitz den Titel und die Dotation eines Herzogs von Auerstädt; später wurde er Fürst von Schmüt, und am Ende der Herrschaft Napoleons betrug seine Dotation 180,000 Fr. jährlich. Diese Dotationen hatten die Entstehung, aber auch, wie schon aus Obigem hervorgeht, in mancher Hinsicht den Charakter der Lehensgüter und zwar der Majorate. Die damit Begnadigten erhielten vom Reichsregiment, als Präsidenten des Conseil du sceau des titres, förmliche Belehnungsurkunden, und selbst ihre Erben mußten eine Art von Belehnungserneuerung auswirken, indem sie binnen drei Monaten nach dem Tode des Besizers der Dotation um eine Bestätigungsurkunde nachsuchen mußten. Erlösch der männliche Stamm des Besizers eines vom Kaiser dotirten Majorats, so wurde, wie bei den Lehen, das Heimsfallsrecht ausgetübt. Der Generalprocurator des Conseils berichtete nämlich die Apertur der Dotation demjenigen Intendanten, zu dessen Geschäftskreise die Sache gehörte; je nachdem die Dotation aus den kaiserlichen Privat-, oder außerordentlichen Domainen geschäpft war, und dieser ergießt davon für den kaiserlichen Schatz Besiß. Es war bekanntlich eine eigene Administration des gesammten Vermögens an Renten, Capitalien und Gütern, welches sich Napoleon in den von ihm erobert gewesenen auswärtigen Staaten vorbehalten hatte, unter dem Titel einer Generalintendant der auswärtigen Domainen angeordnet. Unter dieser standen die erwähnten donataires in der Weise, daß dahin gewirkt werden sollte, daß alle diese im Auslande befindlichen Dotationen binnen 40 Jahren womöglich verkauft und die Erlöse daraus in Frankreich selbst in Gütern oder Renten angelegt würden. Ob solche Besetzungen, welche der damit Beliehene als Souverain besaß, wie der Fürst Allegrand das Fürstenthum Benevent, der jetzige König von Schweden das Fürstenthum Ponte Corvo, Berthier das Fürstenthum Neuchâtel, in dieser Beziehung ganz in der Weise, wie die andern Dotationen angesehen wurden, ist nicht klar. Zuweilen wurden mehr Dotationen vereinigt und durch das eigene Vermögen des Besizers soweit erhöht, daß durch sie zusammen ein Majorat mit dem Titel eines Herzogs, Fürsten, Grafen, Barons oder Ritters für den Besizer, genugsam dotirt erschien. Ubrigens wurden noch besondere Beamte für die Majorate in den eroberten Ländern angestellt, welche auf gute Verwaltung und vollständige Erhaltung der Majorate für den Fall eines Heimsfalls sehen mußten. Sie hießen deshalb Agens conservateurs. Als die neuconquirirten Provinzen Frankreichs von ihren vorigen Herrschern wie-

avons institué des duchés pour recomposer les grands services civils et militaires, qui nous ont été en qui nous seront rendus, et pour donner de nouveaux appuis à notre trône et environner notre couronne d'un nouvel éclat.

7) v. Rotte d. a. D. S. 558. 8) Moniteur de 1806. No. 91. p. 368 etc. nous lui transérons la principauté de Neuchâtel etc. pour la posséder en toute propriété et souveraineté etc. Nous entendons qu'il transmettra la dite principauté à ses enfans mâles, légitimes et naturels, par ordre de primogéniture, nous réservant, si sa descendance masculine légitime et naturelle venait à s'éteindre, ce que Dieu ne veuille, de transmettre la dite principauté aux mêmes titres et charges à notre choix, et ainsi que nous le croirons convenable pour le bien de nos peuples et l'intérêt de notre couronne etc. le maréchal Berthier prêtera en nos mains etc. le serment de nous servir en bon et loyal sujet. Le même serment sera prêté à chaque vacance par ses successeurs. 9) Moniteur l. c. No. 157. p. 755 et d. anno 1807. No. 165. p. 640. 10) „Le titre de Duc de Danzick, avec une dotation en domaines situés dans l'intérieur de nos États.“

11) v. Rotte d. a. D. S. 559. (259.)

der in Besitz genommen wurden, zogen letztere auch diese Dotationen wieder ein, ohne daß die vielen Reclamationen der donataires beachtet wurden. Denn ein geheimer Artikel des pariser Friedens vom J. 1814 enthält wörtlich Folgendes:

La renonciation du gouvernement français contenue dans l'art. 18. n'étant nominativement à toutes les réclamations qu'il pourrait former contre les puissances alliées à titre de *dotations*, donation de revenus de la Légion d'Honneur, de sénatoreries, de pensions et d'autres charges de cette nature.

Diese Stelle veranlaßte unter andern, daß sogar dem Herzoge von Nevoig durch rechtliches Erkenntniß seine Dotation Sommerschönburg im ehemaligen Königsreiche Westfalen abgesprochen wurde, ungeachtet er sie schon früher verkauft und nur, als sein Abkäufer hantirt wurde, in dessen Erbverweisen in der öffentlichen Versteigerung wieder erstanden hatte. Trotz dieser besondern Verhältnisse wurde auf ihn doch nicht der 27. Artikel des pariser Friedens angewendet, welcher ausdrücklich sagt:

Les domaines nationaux acquis à titre onéreux par des sujets français dans les ci-devant départements de la Belgique, de la rive gauche du Rhin et des Alpes hors des anciennes limites de la France, sont et demeurent garantis aux acquéreurs<sup>12)</sup>.

Ebenso schmolz nach der Restauration in Frankreich die oben erwähnte Dotation des Marschalls Davoust auf 100,000 Fr. Rente zusammen.

### Nachtrag.

Während des Druckes dieses Artikels erscheint so eben ein Gesetz des Königs Otto von Griechenland vom 26. Mai (7. Juni) 1835<sup>13)</sup>: „Über die Dotation der hellenischen Familien.“ Zu den griechischen Familienhäuptern werden auch alle Blüher, Witwen, zu keiner dotirten Familie gehörigen lebigen Mannspersonen und alle väter- und mütterlichen Waisen im Namen des verstorbenen Familienvaters, auch, außer den gebornen Griechen, unter bestimmten Bedingungen alle Ausländer gerechnet, welche, um für Griechenland zu kämpfen, dort sich niedergelassen oder wirklich zwei Jahre lang gekämpft haben und längstens bis 20. Mai (1. Juni) 1837 in Griechenland Mitglied einer Gemeinde geworden sind. Alle Familienhäupter haben nun, Jedes einen Credit von 2000 Drachmen. Dafür kann Jedes in Staatsländereien soviel an Erwerb fordern. Diese erhält es zu unbedingtem freiem Eigenthum, und daß dafür nur jährlich 6 pC. des Ankaufspreises 36 Jahre lang, hiernächst bis zur Regulirung der Grundabgaben, statt dieser jährlich 3 pC. an den Staat zu bezahlen. Bis zur Tilgung erwährt erster Annuität hat der Staat die erste Hypothek auf jedem so

ausgethanen Grundstücke. Jede Gemeinde aber erhält eine ähnliche, durch Annuitäten zu bezahlende Dotation und außerdem, im Falle des Bedürfnisses, noch unentgeltlich dazu einen Begräbnißplatz, das nöthige Terrain zu Kirchen, Pfarr-, Schul-, Hospitalkapellen, Wegen, Wasserleitungen, Brunnen und Baaferkstätten. Es ist diese Dotation bis jetzt so ganz ohne Beispiel, daß sie hier noch nachträglich aufgeführt werden mußte.

(Hudd.-u.)

**DOTHAİM** (Judith III, 11. VII, 3), Stadt, nördlich von der Ebene Jezreel oder Esdrelom in der palästinschen Provinz Galiläa, in dem Stamme Zabulon, oder nach Andern in dem Stamm Issachar (Samaritis), auf einem Hügel gelegen. Gewöhnlich erklärt man dieses Dothaim mit dem Dathan, wo Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde (Genes. XXXVII, 18) und wo Elisa die Syrer mit Blindheit schlug (2 Kön. VI, 13) für ein und dasselbe. Cellarius hat bereits bemerkt, es sei nicht glaublich, daß Isach, der im Idale Hebron wohnte, seine Söhne mit der Heerde zur Weide nach Galiläa geschickt haben werde, und Vellermann erklärt ausdrücklich, dieses Dothaim sei mit diesem Dathan, welches nach Euseb. II, 28 Meilen östwärts von Samaria lag, nicht einetlei (Handb. d. bibl. Litt. II, 483). Die Lage dieses Ortes wird von Verschiedenen verschieden angegeben; auf jeden Fall ist Dathan um ein Bedeutendes südlicher zu setzen als Dothaim, oder dieses muß selbst südlicher verabgerückt werden, wie von Mannert geschehen ist.

(H.)

**DOTHIDEA**. Mit diesem Namen, welcher einen keulenförmigen Pilz bezeichnen soll (*dothion* kleine Keule, *idos* Gehalt) belegte Fries (Obs. myc. II, p. 347) eine Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Kinnischen Classe und aus der Gruppe der Markpilze (*Mycelomyces*, *Gasteromyces* *Pyronomyces* *Fries*) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Kein eigentliches Perithecium (Schlauchfrüchtler); mehr, oder einzelne rundliche, mit einem wachserartigen Kerne gefüllte und zuletzt mit einer einfachen Membran versehenen Zellen sind in das Lager eingesenkt; die Schlauche aufrecht, befestigt, fast keulenförmig; die Sporidien (Keimfrüchte) einfach. Die Gattung steht in der Mitte zwischen *Sphaeria* und *Phaeidium* und besteht aus vielen Arten, welche, meist schwarz, auf Holz, Zweigen, Stengeln und Blättern vorkommen. Fries theilt die Gattung in vier Sectionen: I. D. *denudatae*. Oberflächlich eingesenkt, nackt; meist auf Holz. Hierher gehören nur drei Arten, z. B. D. *moriformis* *Fries* (Syst. myc. II, p. 549, D. *gibberulosa* *Fries* obs. myc. II, p. 349, t. 5. f. 5, *Arthonia moriformis* *Acharius* syn. Lichen) auf kletternden Zäunen. II. D. *crumpantes*. Hervortretend eingesenkt, oberhalb nackt; unter der Dberhaut meist immer grüner Zweige und Blätter. Mit neun Arten, z. B. D. *Ribesii* *Fries* (l. c. p. 550, *Sphaeria Ribesii* *Persoon* syn., *Rebentisch* flor. neomarch. t. 1. f. 5. *Rees*, Syn. t. 40. L. 312), auf Zweigen der Johannis- und Stachelbeersträucher. III. und IV. D. *adnatae* und *innatae*. Völlig eingesenkt, mit der angewachsenen

<sup>12)</sup> Die Selbstständigkeit des Richteramtes und die Unabhängigkeit seines Urtheils im Rechtsprechen v. von Johann Ludwig Köber (Frankfurt a. M. 1835). S. 109 und 124. <sup>13)</sup> Das Gesetz findet sich wörtlich überetzt unter andern in der Zeitschrift zu Nr. 260 der letzteren Zeitung von 1835.



Dorhaat bedeutet; auf meist jährigen Stengeln und Blättern. Dierher rechnet Fries 32 Arten, z. B. D. typhina Fries (l. c. p. 553, Sphaeria typhina Persoon syn., icon. t. 7, f. 1, Kees, Syst. t. 40, f. 314, Sph. spiculifera Sowerby engl. fung. t. 270, Polystigma typhinum Candolle Mém. da Mus. III, p. 330, Siro-matospheeria typhina Greville exot. crypt. pl. t. 204) auf solchen Grashalmen. (A. Sprengel.)

DOTIA, *Dotia*, eine Tochter des Eteas, nach welcher Dotion in Thessalien, Äskulap's Geburtsort, den Namen erhalten haben soll. Steph. Byz. v. h. v.; Heyne Observ. ad Apollod. 236. (Richter.)

DOTION, *Δούτιον* *ndion*, wurde eine von einigen Hügeln umschlossene Ebene, in deren Mitte der See Eöbris lag, in Thessalien zwischen Magnesia und Pithios, als am Fuße des Berges Ossa und Pelion, genannt. Das dotische Gefilde bildete daher einen Thalkegel, wie man deren viele in Hellas antrifft, welche in ihrer Tiefe einen See haben, der die Grösster der umschließenden Höhen in sich aufnimmt. In solchen fruchtbaren Thalebenen finden wir meistens sehr aßerbaune Pölsager angesiedelt. Es kann also nicht überdem, daß uns auch das dotische Gefilde als ein uralter Sitz Ackerbau treibender Pölsager genannt wird. (Vergl. Stephanos Byz. s. v. *Δούτιον*.) Viele kleine Drie lagen um den See herum, unter ihnen Dotion selbst, Böbe, Phera, Kallereia; das letztere als Geburtsort der Koronis und ihres Sohnes Asteios berühmt. (Pharetyd, ed. Sturz p. 41, Pind. Pyth. III, 34 und Schol., Strab. IX, p. 436, Scymn. Ch. v. 611 sq.) Die Urmohner des dotischen Gefildes waren demnach Kapitiden-Pölsager, die zugleich auch Krannon und Epyten (Pharetyd, p. 128, Strab. IX, p. 442) innedateten, und welche in der Ilias (II, 738—747) unter der Anführung des Kapitidenfürsten Polyphotes, des Peirithoos Sohn, und des Leonteus, Sohnes des Käniden Koronos, aufgeführt werden. Dieser Koronos besaß aber auch Dotion, wie aus einem Sophsokleischen Fragmente der Stephanos Byz. erhellt. Als kraftvolle, kriegerische, so übermächtige Helden werden diese Kapitiden-Pölsager geschildert (Vergl. Ilias I, 260—270.) Aus dieser Stelle geht zugleich hervor, daß die Blüthezeit dieser Helden in die Jugendzeit Nestor's fällt. Ihre Herrschaft ging wahrscheinlich zu Grunde, als die Dorier vom Olympos herab gegen die Ebenen Thessaliens vordrangen; wenigstens sollen die Dorier unter ihrem Könige Agamios, unterstützt vom Herakles, mit den Kapitiden Krieg geführt und sie bezwungen haben (Diod. IV, 37, Apollod. II, 7, 7). Darnach mag der Name der pelionischen Anionen in der Gegend von Dotion aufgefunden sein, wozin sie Strabon (I, p. 61) setzt, da denn Etymolog (v. 615) angibt, sie seien aus Anoniern, Kapitiden und Mormidonen hervorgegangen; auch blieb ihnen stets Feindschaft gegen die Dorier, selbst als sie sich am Pto niedergerlassen hatten (Thucyd. III, 92, VIII, 3). — Hauptgott der Pölsager war Asteios, den Koronis, die Tochter des Pölsagas, in Kallereia gebar. Durch des Asteiosdienst erhielt daher die Pölsager in der Folge noch größere Wichtigkeit

und die thessalische Stadt Triffa wurde die Metropole dieses Dienstes. In Beziehung auf den Asteiosdienst steht auch die Nachricht von einer Colonie, welche von Dotion nach Knidos ausging (Callim. in Corer. 28, Diod. V, 61). Vergl. Müller's Deichomenos, S. 19 fg. (L. Zander.)

DOTIS (Tata), ein großer Marktsiedel des formorer Comitatus in Ungern, am Fuße des ihn halbmondförmig umgebenden Gebirges Vertes, mit 8500 Einwohnern, die sich vom Weinbau und Gewerbe nähren. Der eine Theil desselben liegt auf einem Hügel und wird die obere Stadt genannt; der untere an einem großen Teich und heißt die Erststadt (Tó-város). Zwischen beiden sind noch die Ruinen jenes berühmten Schlosses zu sehen, das einst König Matthias Corvinus (+ 1490) viele Jahre bewohnte. (Gamauf.)

DOTIS, *Dotis*, die Mutter des Phlegyas vom Ares bei Apollod. III, 5, 5, wo sonst gewöhnlich Gorgo gelesen wird, Hygie aber in den observ. p. 236 die Richtgilt jener Lesart zeigt. (Richter.)

DOTO, *Δωτο*, eine von den Nereiden. (Apollod. I, 2, 7.) (Richter.)

Doto, f. Doris.

Dotter (Dötter), f. Camelia.

Dotterblume, f. Caliba.

DOUANEN, heißen im französischen Finanzwesen die Bölle<sup>1)</sup>, seit Colbert ihnen eine allgemeine Seelsaltung und besondere Verwaltung zu geben versuchte. Bölle waren dort von den Galliern und Römern und dann auch von den fränkischen Herren erhoben. Sie nahmen in den Geflehen von Karl dem Großen die Gestalt von Weggebern an, so daß ihre Erhebung zur Unterhaltung des Weges in Bau und Besserung verpflichtete. Sie bildeten sich dann mittelalterlich in und mit den Grundgebieten und zwischen den Landschaften aus, und neben den päpstlichen, ritterschaftlichen und ländlichen entstehen im 13. Jahrh. wieder Reichsgüter, welche sich allmählig mit Unterdrückung der Landesherren erweitern. Noch waren unter Ludwig XIV. die Bölle nicht ausschließlich königlich, und die königlichen führten

1) Douane und Douane bedeutet im Mittelalter den Wiederlageort und auch die Zollstätte des Waaren, und das aber daga den Kai, wie das französische doune, und noch bestimmter das englische docks. Douanes aber nennt man sowohl einen öffentlichen Pachtort, als den Zoll und das gesammte Zollwesen. In literarischer Hinsicht ist sich, ihre ältere Verfassung wegen, am nächsten auf die Encyclopédie par Diderot verweisen, und seit der Bildung der verfassungsmäßigen Staaten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Untersuchung über die Zollverhältnisse besonders in allgemeinen staatswirtschaftlichen Schriften geführt, wozu sie auf unabänderliche Grundzüge zurückgeführt werden sollte. Seit dem J. 1814 ist die Hauptliteratur in den französischen Verfassungen und den beurtheilenden Zeitungsartikeln über das Zollwesen, also in den Hauptsetzungen, enthalten. In Hinsicht der Verhältnisse mit England aber geben die Berichte, parlamentarischen und statistischen Nachrichten und technischen Erläuterungen den besten Aufschluß, welche dem Parlament vorgelegt worden: First report on the commercial relation, between France and Great-Britain etc. by George Pilliers and John Bowring with a supplementary report by J. Bowring (London 1834).

zum Theil längst erloschene Feindschaften fort und begriffen die Fülle und Gegenseitigkeit zwischen Städten und Burgen, die nicht mehr von Fehde, sondern nur gleiches Interesse mit einander haben konnten; dagegen ließ sich zwar nicht verkennen, daß zum Theil auch nicht bloß der blinde Zufall die Fülle bestimmt hatte, und daß sie grade in ihrer Verschiedenartigkeit den örtlichen Verhältnissen und landschaftlichen Interessen angemessen waren; aber in ihrer Verwaltung war kein allgemeiner Plan, und an ihrem Verfall hatten mehr oder weniger Städte, Landstände und Parlamente Theil. Colbert brachte Plan hinein, vermochte aber die Ordnungseinheit nicht durchzusetzen, weil die Landschaften den Schattens ihrer Gerechtsamen ängstlich vertheidigten, oder sich nach dem Gefühle ihrer natürlichen Interessen für oder wider den Plan entschieden. Es weichen aber die Interessen des Nordens und Südens wesentlich von einander ab. Denkt man sich quer durch Frankreich von Osten nach Westen eine Linie gezogen, welche von Besançon über Nevers, Chateauroux und Poitiers geht, so stellt sich auf der Nordseite dieser Linie und rechts von der Loire eine große Ebene dar, welche sich gegen das Meer und die Niederlande wendet, und ihren Hauptverkehr in der Hauptstadt mit Hülfe des Wassergebietes der Seine hat. Eine ähnliche Linie von Niort über Angoulême, Périgueux, Cahors, Alby, Carcassonne gezogen, schneidet eine andere Ebene ab, die gegen den Fuß der Pyrenäen und die sandige Küste des atlantischen Meeres sich erstreckt. Nördlich von dieser und südlich von jener Linie erhebt sich der Boden in südöstlicher Richtung, gleich einer geneigten Ebene, die in Gerauban und Bivaraix bis zu 5500 Fuß über dem Meere steigt. Hier ist das Hochland durch das tiefe und weite Rhonethal plötzlich abgeschnitten, welches seinem Verlaufe den Weg nach Lyon und Marseille weist, und an der Ostseite die Gebirge hat, die sich nach dem Elsaß und Rheine herabsenken. Im Westen des Rhonethales aus der Mitte jenes Hochlandes fließt die Loire fünf Meilen von Lyon vorbei dem Norden und der dortigen großen Ebene zu, in welcher sie sich nach Westen abwendet, und ins Weltmeer ausströmt. Wie reiche Landungen der mächtige Fluß aus seinem weiten Gebiete dahin bringt, reichere sammelt das südlichere Vordor von der geneigten Ebene herab und mit Hülfe der Garonne und des Südkanals. Der Süden ist natürlich reicher als der Norden, er hat El und Seide voraus und baut mehr Wein, der Norden mehr Weizen; der Süden kann mehr Landserzeugnisse an den auswärtigen Handel abgeben, als der Norden, weil er nicht wie dieser die riesenhafte Hauptstadt zu versorgen hat; aber der Norden war schon zu Ludwig's XIV. Zeiten reicher, weil sein Abfluß durch den steigenden haupthandelsmäßigen Verbrauch gesichert war, weil ein großer Theil des Grundeinkommens aus dem Süden in Paris verzehrt wurde, und weil überhaupt seit dem Abgange der Seiden sich im Nachtheile befand. Als nun im J. 1664 Colbert den Plan vorlegte, die Handelszölle (droit de traite) an die Grenzen zu verlegen und im Innern aufzuheben, aber die örtlichen Marktzölle, oder, wie es jetzt heißt, die

Verbrauchssteuern, z. B. von Brennholz, Schlagschloß x., fortsetzen zu lassen, die Zollsätze nicht niedrig, sondern hoch zu stellen und sie nicht nach einfachem Tarif von Hauptgattungen der Waaren, sondern nach langen Verzeichnissen und verwickelten Berechnungen zu erheben, wenn er auch übrigens dabei die Gewerksamkeit im Innern begünstigen und nach Außen schützen wollte; so fand er solchen Widerpruch, daß der Plan sich im Süden gar nicht, und im Norden erst im J. 1680 durchsetzen ließ<sup>2)</sup>. Der Süden sah darin keine Erleichterung für den kleinen Verkehr, weil die Marktzölle blieben, er fürchtete mit seinen Binnenzöllen die Seehändler gegen das überlegene Fabrikwesen des Nordens zu verlieren, ohne seinen Absatz dahin zu vermehren, der damals noch hauptsächlich nur in El bestand; und er besorgte von den Grenzjällen große Störung in seinem Austausch von El und Wein gegen teurere Weinwand und Metallaaren, niederländische Lächer und Fische, sowie gegen die Waaren aus der Ostsee. Dagegen war der Plan offenbar für alle Lande vorthellhaft, welche ihren Hauptverkehr mit der Hauptstadt hatten, und somit war er auch angenommen, nämlich von Normandie, Picardie, Bourgogne, Champagne, Berry, Poitou, Anjou, Maine und Bourbonnois. Diese Lande hießen: les provinces d'ing grosses formes; das übrige Frankreich erhielt in der Zollsprache die Benennung: provinces reduites d'etrangeurs, mit Ausnahme von Elsaß und Lothringen als den provinces d'etrangeurs effectives, und mit Ausnahme von Marseille, Dünkirchen, Bayonne und Orient als Freihäfen. Also galt der neue Plan auf dem Wassergebiete der Seine und am Kanale; das Rheinland und auch Flantern blieben in ihren Handelsverhältnissen mit Deutschland ungekört, und die Lande zwischen Rhone und Loire, bis zum Mittelmeer und zum Weltmeere bedienten gleichfalls ihr herkömmliches Zollwesen. So dauerte es in der Hauptsache bis zur Revolution, wenn es auch mancherlei Veränderungen und eine Unzahl von Zollverordnungen gab. Den rohen Zollbetrag berechnet (Neder<sup>3)</sup> auf 17 Mill. Liv. und davon 12 auf den auswärtigen Handel, und fünf auf den innern Verkehr in seinen Verbesserungen zu dem Plane der Aufhebung der Binnenzölle, wobei er aber die Hauptsache, die noch jetzt interessante Aufklärung über die Handelsverhältnisse zwischen dem Norden und Süden ganz übergeht. Die Rationalverfassung hob im J. 1790 das ganze Zollwesen auf, und ersetzte ziemlich nach seinem Plane<sup>4)</sup> im J. 1791

<sup>2)</sup> Die Hauptverordnung ist vom J. 1687. Colbert hat sie nicht mehr eicht. <sup>3)</sup> De l'administration des finances II. 126.

<sup>4)</sup> Der Almanac royal vom J. 1791 weiß die Gewerbesteuer nach, wie sie nach der alten Vertheilung und bei ihrer Umwandlung war. C. Fermiers généraux etc. p. 595 u. Eine Schilderung dieser Einrichtung scheint bei ihrer antiquarischen Natur überflüssig zu sein. Über die Umwandlung *Journal*, Hist. de l'administ. p. 144. <sup>5)</sup> Weiter erhält die beschränkte Zollverfassung für ansehnlich, den Grundlag von gültigen Beispielen für ganz Frankreich, obgleich er sich selbst zuweilen davon macht, als von sich selbst zuweilen, und richtet seinen Blicken auf Vertheilung von Menschen und Geld, und dann freilich mit etwas Ver-

eine allgemeine Grenzpollerbarung, die sich in der Ausföhrung bis auf die Schreckenszeit der physikalischen Lehre nährte; wonach bekanntlich gar keine Zölle bezahlt werden sollten. Dann ward aber die Zollverwaltung, die sich nach Ort und Umständen bequem hatte, in scharfe Abhängigkeit und strenge Diensthaft von der Hauptföhrung gebracht, die Zollpörrer wider England verbündet und blutig ergründet. Das mährte sich wieder nach Napoleons Stürze, aber die Centralisation blieb und wirkte fort. Unter Napoleon verfiel die Zollpörrer\*) mittelstliche Einrichtung und Ordnung, wenn auch der Versuch misglückte, das Mittel selbst dabei zu gebrauchen, und es verbanden sich damit die Vorkehrungen wider den englischen Handel, welche in andern Artikeln erdörtet werden. Die Hauptföhrung bei den Zöllen war nun, daß sie Geld einbrachten, und dem Arbeitsfleisse nütze zu schenken, als die übertriebene Grundsteuer 7). Der General, etwa 50 Kilogramme) zahlte im J. 1805 von fremden, rohen Acker 22½ Franken, in Broden 37½, von Kaffee 37½, von Pfeffer 30½, von Wölle 14, von Flach und Hanf 2, von Woll- und Leinsaat 3, von gefärbter Feinwand 3, von Seidenzeug 7½, ein Pferd 3½, ein Ochse 5. Die Zollföhrten waren nicht mehr ausschließlich an den Grenzen, sondern auch an innern Hauptmärkten, und ihre 31 Directoren standen unter dem Generaldirector zu Paris. Der rohe Zollbetrag stieg damals auf 67 Millionen von etwa 12 Millionen in den Vorjahren, und berechnete sich in dem Budget vom J. 1811 auf 140 Millionen. Den höchsten Zollbetrag lieferte im J. 1805 Bordeaux\*) mit 9 Millionen, Marseille und Nantes brachten ziemlich das Gleiche an 5 auf, dagegen Beaune nur 57,000 Fr. und Paris 16,000. Die Hauptstadt ward hiernach offenbar in doppelter Hinsicht, sie versandte ihre Waaren, ohne die Ausgangszölle davon vorzuschicken, und sie empfing ihre Waaren, nachdem die Eingangszölle davon bereits vorgeschossen waren. Im ersten Falle gewann sie meistens die Zahlungsföhrer von der Zeit zwischen der Abfertigung der Waare und der Verladung derselben an der Grenze, wo sie doch Expeditionskosten zu decken und also von der Vergütung der Zollzahlung keine besondern Kosten hatte; in dem zweiten Falle mußte sie allerdings im Preise der Waaren, die sie empfing, auch den Zollvorschuß bezahlen, aber sie erhielt alle die Waaren zollfrei,

wovon die Kaufgelder von schlechten Schulden unbezahlt blieben und davon wurden am Abfertigungsorte mit den Kaufgeldern die vorgeschossenen Zölle versetzt. Hatte die Hauptstadt diese und andere Zollguth, so schloß der Norden die schwereren Zölle nicht, als die französischen Fabriksaaren, worin kein Hauptabzug besteht, und wovon die Zölle zu Reden's\*) Zeiten ebenso viel als von rohen Erzeugnissen einbrachten, größern Abzug auf den europäischen Märkten soweit gewannen, als das Sperrwesen gegen die englischen Waaren den Staaten aufgedrungen ward. Im Süden thatte zwar Lyon diese Handelsvermehrung, wurden aber doch die Zölle und noch mehr die Verbrauchssteuern (J. Droits réunis) desto drückender, je schwächer und unsicherer die Seerausfuhr von der Hauptstadt, von dem Rheine, wurde"). Auch litt der Süden fort, als die Seefahrt wieder frei war, und wie wogegen ihn die zurückgekehrten Könige persönlich waren, sie konnten ihn weder vor neuen Böllen, noch gegen die Centralvermehrung zu Paris schützen; und in dem heißen Kampfe dort um äußere Handelsmacht und innere Gewerbestraft, aber auch um Begünstigung des Landrichtums auf Kosten des am Hofe verdächtigen Reichthums, für die Versorgung des Schazes und für die hauptstädtische Beherrschung des Reichers blieb der Süden der leidende Theil. Nach dem Tarife vom J. 1816 bezahlte etwa der Genuer Kaffee 52 Fr. 80 C., Wölle 1½, ein Pferd 15, ein Ochse 3; die Einfuhr von Äckern, Wäffeln etc., sowie von Eisen- und Stahlarbeit, war verboten, der Ausfuhr zum Schleichhandel nach England aber stille Begünstigung verliehen. Das Letztere blieb auch"), als man mit England als Vorbereitung eines freieren Handels die Schiffsabgaben (Revenües) gleichstellte"). Dagegen belegte man das fremde Roßfleisch mit verbotmäßigem Zölle, bis 50 Fr. den Hufen, worüber es in Strassburg Strafenföhrten gab, und man erhöhte auch den Zoll auf rohe Wölle auf 30½ des Wertes, und des Eisens von 10 auf 16 Fr. für 50 Kilogr. im Durchschnitt. Die Steinföhrten zahlten 33½ des Wertes, Flach 15 Fr. und einfaches Garn 12 von 50 Kilogr. Die Einfuhr des Baumwollengarnes war verboten, die Verarbeitung des einheimischen vermerkte sich zu 5 — 600 Mill., statt zu 25 Mill. vor der Revolution"). Nachdem dieses und mehr besonders im J. 1822 verordnet war, drang im folgenden Jahre die Klage aus dem Süden, wo man überhaupt nach landwirthschaftlicher Verwaltungen strebte, in die Kammern, daß die Wir-

legemöge auf das Vollständig ein: Adm. des fin. II, 111. Toute cette constitution est monstrueuse aux yeux de la raison: il est évident que les droits d'entrée et de sortie doivent être semblables dans toute l'étendue du royaume, et cette vérité paraîtra sensible, soit qu'on prenne intérêt à l'égalité dans la distribution des impôts; soit qu'on apperçoive l'union intime qui existe entre la législation des droits de traite et la prospérité du commerce extérieur.

6) Das Corps législatif ließ durch das Gesetz am 29. Nov. X. der Regierung freit durch den Zollvereinföhrungen. 7) Wie die Zölle erhöht wurden, riefte man etwas an der Grundsteuer und verlegte noch mehr. Moniteur vom J. 1806, Nr. 112. Organisationsblatt 1. Der Versuch, Wäggüter zu erheben, mußte aufgegeben werden, weil es sich mit dem französischen Exportat nicht vereinigen wollte. 8) Nach Antwerpen, von dem die Rede hier nicht sein kann.

9) Administ. des fin. II, 181. 10) Die Zollgesetzgebung vom J. 1789 bis 1814 findet sich in Lois et Réglements des Douanes françaises. Collection publiée avec l'agrément de l'Administration, sous la surveillance d'un de ses employés supérieurs. 5 Bde. Der republikanische Zolltarif ist in verschiedenen Überföhrungen zu Mainz, Straßburg u. a. D. erschienen. 11) Es wurden über die Begünstigung des Schleichhandels diplomatische Noten gerechelt und Erklärungen im Parlament im J. 1854 gemacht. — Zum Schleichhandel nach Frankreich wurden seit besondern Funde gebraucht. 12) Convention vom 26. Jan. 1826. Martens, Recueil des traités. Suppl. X, 284. 13) Nach der Erklärung des Handelsministers Aüpre zu seinem Zollentwurf im J. 1854.

lung des Zollwesens ungleich sei“), und daß sie die Einfuhr von den Meeren beschränkt oder verbiete, deren Zulassung für die Fabriken im Norden lästig, für die Ausfuhrpreise der südlichen Landbezugsstoffe aber nothwendig sei. Die Klagen fanden kein Gehör und eben die Grundsteuern als die Sölle Ermäßigung, welche im J. 1830 circa 110 Mill. eintrugen. Inzwischen erklärte damals der Minister die Nothwendigkeit zu Änderungen. „Der Tarif“, sagte er im J. 1830, „hat zum Hauptzweck die Arbeit in ihrer Wirksamkeit zu stärken, indem er sie vor Preisverdrängung schützt, und ihr die leichte Einfuhr der Stoffe, die sie verwendet, sichert. Allein er muß auch sorgfältig darauf wachen, daß sie nicht über die Grenzen des Verbrauchs durch unbeschränkte Begünstigung hinausschreiet, und daß die Abgabe nicht durch unvorsichtige Verbote verschlossen werden. Doch darf man nur langsame Änderungen vornehmen, welche der natürliche Lauf der Dinge erfordert. Unwandelbar ist im Zollwesen nichts, denn die Interessen, die man dadurch ordnen und schützen will, sind ihrem Wesen nach wandelbar; und was man thun kann, ist immer nur, sich von keinem System einnehmen zu lassen, sondern das zu Rathe zu ziehen, was dem Wohle eines Volkes und der Sicherheit Aller am förderlichsten ist.“ So stand die Zollfrage „bei der Juliusrevolution, und sie ward desto heftiger, je größer der Gebetsbedarf und die Aufregung blieb. Beschwerden und Wünsche von allen Seiten drängten zu einem neuen Zollgesetze; das Einverständnis mit England wirkte gleichfalls ein, und der Handelsminister, der die Zollverwaltung bat, legte den Entwurf im J. 1834 vor. Es war darin nichts in der Hauptsache geändert, sondern nur einiges in den Sätzen oder den Verboten gemildert: So werden die Casemichowits und die feinsten Weisse von Nr. 170 an zugelassen, der Zoll auf Eisen in fünf Jahren um 5 Kr. herabgesetzt, und von den Steinkohlen für den Verbrauch von Dampfschiffen, statt des Eingangszolles, die Ausgangsgebühr berechnet; der Zoll vom Flach ist um die Hälfte vermindert, vom Garn aber verdoppelt, von der Wolle um  $\frac{1}{2}$  vermindert, dagegen aber die Veränderung der Prämie für aufgeführte Rohwaren vorbehalten; das größere Schloßblech soll um  $\frac{1}{2}$  billiger eingehen. Eine jede Verbleibung kostet 25 C. und die Maßnahme für Aufsicht und wider Unterschleif sind gesichert. Man ist bei dem Gegenstände vorsichtig gewesen, welche mit Hilfe von Maschinen und Dampf ver-

fertigt werden, weil davon nach England auf ein Mal mehr als Frankreich im ganzen Jahre verbräuche, eingebracht könne. Die Engländer hatten natürlich von dem Entwurfe sich mehr verprochen, nachdem sie gegen französische Weine und Seidenen gleichfalls und noch in ganz andern Sachen dienlichertig gewesen waren, und machten im Parlament dem Ministerium Vorwürfe, welches erwiederte, die geringen Zugeständnisse für Eisen und Steinkohlen hätten schon einen so ungünstigen Einbruch in Frankreich gemacht, daß der Zollentwurf zurückgenommen wäre. Das hatte indessen noch ganz andere Gründe, wovon der wichtigste der war, daß der Süden mit dem Kampfung des neuen Zollgesetzes sich zu vertheilen drohte. Kaum war sein Entwurf bekannt geworden, so widersprach dagegen zu Bordeaux, dem Hauptstills des Weinhandels und der Kalkammer des südfrausdischen Staatsrechts“), Erbitterung und Widerspruch; so ging von dort die Petition der Weinbergbesitzer von der Gironde“) aus, und so schloß sich derselben eine Stadt nach der andern an. Die Petition erklärte gradezu, daß der Süden auf Kosten des Südens begünstigt und bereichert werde, daß es so nicht bleiben könne, und daß im Nothfalle der Süden eine Absehung durch innere Revolutionen vorziehe. Ueberdies war auf die Ablösung von Nordamerika und Belgien hingewiesen. Mit dem neuen Zollplane beruhte auch diese Petition, aber die passier Zeitungen blieben die Antwort nicht schuldig; die einen drohten, und wegen den blutigen Krieg einer solchen Absehung vor“, die andern sagten dem Journal des Debats nach, „da Petition sei vor dem Gesetze, aber nicht vor der Vernunft aufhängig.“ Das Letztere würde richtig sein, wenn aus der Einheit eines Volkes und Reiches notwendig seine Souveränität folgte. Da dieses nicht von selbst einleuchtet, sondern eine Untersuchung erfordert, die das Zollwesen überhaupt betrifft, so gehört nicht ihre Erbitterung selbst, sondern nur die Anwendung davon auf das Douanewesen hierher. Es hat die Gleichheit in den Zahlen, aber nicht in den Sachen, und seine Gleichheit wird in Ungleichheit für die Besteueren, insofern verschiednen Verhältnisse denselben Zollfällen unterworfen, aber nicht wo-

14) Unter Kapelen war darauf sehr hingedeutet vom Staatsrath Monthon, qu'elle influence ont les diverses espèces d'impôts sur la moralité. 1800. Dans les provinces méridionales de France le sol domine les productions que le climat intercalait aux provinces septentrionales, et il était dans celles-ci des manufactures de genre d'industrie étrangère au midi; et les deux mers l'Océan et la méditerranée alimentaient diverses parties de commerce: c'était donc avec justice que chaque genre de valeurs était gravé d'un genre particulier de droit. 15) Tarif général des droits d'entrée et de sortie dressé et publié par les soins de M. le Conseiller d'état, Directeur général et approuvé par S. E. le Ministre Secrétaire d'état des finances le 28. Août 1817 und die Reichsliste tableaux des modifications etc. mit dem gemeinschaftlichen Titel: Douanes de France, sind im Reichsanzei.

16) Die Grundbesitzer verurtheilten zu Anfang der Revolution in dem Versuch, der Staatsanarchie getreue zu machen; aber ihre Meinung verlor sich, und damit konnte sich mehr durch die Gleichzeitigkeit mit der absolutistischen Gleichförmigkeit ist die passier Turn diese revolutionäre, wie wir, und sie wird ausgleichen, wenn wie sie sagen, daß wie weit mehr die beabsichtigten der Monarchien, die bei 2. Zug, mit der Einheit Frankreichs, indem gespaltenen, zerstückelten, mit inneren Kämpfen bedrückten Frankreich unter dem Namen von Libération mit einer republikanischen Präsidentenwahl vorziehen. Der Handelsstand von Bordeaux scheint die ganze Bedeutung seiner Drohung nicht gefühlt zu haben, bei einer Menge von Reichthümern, die von dem Reichthum verfallen Petition ersand, und die neue Waisen mit der Unterzeichnung von einigen patriotischen Kaufleuten die Klagen und Forderungen der ersten Bürgerliche bekräftigten.

niger als in Vorrath, Preis und Begehr sich einander gleich find; Paris besitzt seine Steinkohlen auf dem, wenn auch wasserarmen, Kanal von St. Quentin; ohne den Eingangs Zoll; welchen Vortreau für die englischen bezahlet; — insofern die Einfuhr der Gegenstände nicht auf allen, sondern auf bestimmten Zollplätzen zugelassen wird und diese Waaren am vorigen Markte wohlfeiler als an den übrigen gemacht werden; und insofern als die Eingangs Zölle auf die Beförderung der Ausfuhr und des Einfomrns der Gewerleute zurückwirken. Aber die Hauptsache ist, daß aus der Natur des Landes rechts und links von der Loire sich für seinen Handel entgegengesetzte Richtungen ergeben, daß nach diesen Richtungen sich entgegengesetzte Interessen des Landbaues und der Gewerbe bilden, daß aus der gleichmäßigen Schonung und Verschönerung dieser Interessen das wahre Gesamtinteresse entsteht. Ist das klar, so ist auch klar, daß aus der Bolligkeit die gesuchte Ausgleichung oder das Gesamtinteresse gar nicht hervorgehen kann, weil Gleiches zu Ungleichem Ungleiches ergibt; sondern daß man die Zölle nur im Gesamtinteresse anlegt, wenn man sie dem abgemessenen Interesse des Südens und des Nordens anpaßt. Daß man in Paris und in Frankreich über den richtigen Weg dazu noch zweifelhaft ist, erweist sich schon daraus, daß man ein neues Zollgesetz vorgelegt und zurückgenommen hat, und sich durch Ordnungen zu helfen sucht, welche, versteht sich, nicht im Sinne der Kaiserlichen sind, sondern (s. *Moniteur* vom 12. Juli 1834) grade den Weg einschlagen, auf welchem nach dem oben angeführten Report am ersten fortzukommen ist. Sie enthalten eine Menge kleiner Zugeländnisse. Die Zölle für Weis- und Lumpenzucker, rothe Seide, Foulards und andere Seidenartikel aus englischen Häfen, von rohem Eis, Kupfer, Zink, Holz für Tischler, Mahagoni und Ebenholz, Fardholz, Musikaltische, Ketten, Zimmt, Urmachersachen, chinesischen Papier, und einer Menge anderer Sachen, die drei Spalten im *Moniteur* füllen, sind herabgesetzt; aber von Eisen und Steinkohlen ist die Rede nicht, und über Vieh und Ei will man die Kammer vernehmen. Die schwankende Meinung erweist sich noch mehr aus der im Süden herrschenden Meinung, daß man sich besser bei der alten Zollverfassung gehalten habe, die langsam im Laufe der Zeit nach der Eigentümlichkeit der Landesstelle ausgeglichen sei, daß der Norden, aber nicht der Süden gegen den Einbruch der englischen Waaren, worauf es eigentlich ankomme, Schutz bedürfe, weil seine Gewerksamkeit so getraet sei, daß sie dadurch nicht leide, und weil er seine Weine, die und Seidenzeuge desto theurer ausbringen werde, je freier sein Verkehr mit England sei, daß England zu diesem freien Verkehr offenbar die Hand biete, und auch nach der getäuschten Hoffnung, daß Frankreich seinen Hauptwaaren jugendlicher gemacht werde, zu Gunsten von Südfrankreich im J. 1834 neue Zollermäßigungen für Obst und Ei verlieden habe; daß gegen diesen Vortheil die Last und Kosten einer innern Zolllinie gar nicht in Betracht kommen, die ja doch schon jeder einigermaßen bedeutende Ort wegen seiner städtischen Abgaben (*Octrois*) zu tragen habe; und daß der Handel

mit Deutschland und den noch nördlicheren Ländern nur auf dem alten Fuße des Waarenaustausches leicht und sicher gehe. Hierzu kommt, daß der Süden nicht mehr allein an Italien, sondern auch in Spanien einen Widerwerber hat; denn der spanische Landbau hebt sich zu sehen, er liefert schon reiche Vorräthe von Südrüchsten in den Hanf- und der Wein kann bei richtiger Behandlung leicht nachfolgen.

So ist bei dem französischen Zollwesen gar vieles zu bedenken. Es muß sehr einträglich sein, weil die Staatsausgaben sehr groß sind, und es liegt daher schwer auf "i". Es will die Ausfuhr begünstigen; aber die englischen, preussischen und österreichischen Zölle wehren sie ringsum ab, wo Potenzen und Alpen ihrerseits sie nicht erweichen, und das Viechen Zollguts wird bald durch Kunst und Capital, bald durch Drenung und Geschick und bald durch die noch mildere Natur überboten. Es darf die Einfuhr nicht unbefränkt lassen, weil sonst die meisten Gewerbe vernichtet werden würden, aber wenn es den Norden vor den englischen Gewerksaaren verschließt, so entzieht es zugleich dem Süden die britischen Capitale. Und selbst dort, wohin sie eben noch am meisten flossen, an dem Hauptstie der Seidenweberei, zu Lyon, brach ein Aufstand aus, der nur unter blutigen Thränen gedämpft werden konnte; er war durch das verhasst gemachte Zollwesen zwar nicht veranlaßt, ließ aber doch die Größe der Gefahr von dem Verlust erkennen, in dem Süden aller meine Erbsinnung über das Zollwesen zu erregen. (s. *Basor*.)

DOUARNÉZ, französische Seefahrt in dem Departement Finistère, Bezirk Quimper, an dem gleichnamigen, vier Meilen langen Meerbusen, hat an 1800 Einwohner und treibt einen beträchtlichen Handel mit Fischen. Man rechnet jährlich auf 35,000 Fässer, die allein mit Sardellen verladen werden.

DOUAY (Catonum, Duacum), befestigte Stadt im französischen Flandern, im Departement des Nordens, eine Zeit lang Hauptstadt desselben, jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks von 204 □ Meilen mit 183,600 Bewohnern in 13 Cantonen und 146 Gemeinden. Die Stadt, an der sie durchfließenden kleinen, aber schiffbaren, Scarpe gelegen, hat 7 Kirchen, 2800 Häuser und 20,000 Einwohner, deren größter Theil mit Manufacturarbeiten von baumwollenen und leinenen Zeuchen und Spizen beschäftigt ist. Außerdem bestriden zahlreiche Brauereien, Brauntweinbrennereien, Korn- und Expeditionshandel den Wohlstand des Dries, der schon zur Zeit der ersten Grafen von Flandern nicht unwichtig war. Es ist daselbst ein königlicher Gerichtshof, eine juristische Akademie (früher eine Universität), eine Zeichenschule, medizinische Schule, mit einem physikalischen Cabinet, chemischen Laboratorium und botanischen Garten, eine Artillerieschule, Stützgeret, eine Societät der Littaratur und Künste, eine Ackerbaugesellschaft und eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden und

19) Die Einfuhr und Ausfuhr, wäre im J. 1820 nach dem angeführten Bericht wenig größer als im J. 1787, eiglich die Bevölkerung sich von circa 25 MIL. auf 35 gehoben hatte und daran wäre das im J. 1787 angesehene System Schuld. Es hätte dem Handel 55% Schaden gethan.

900 Handschriften. Außer seiner eigenen Befestigung ist Douay noch durch das von Douaen erbaute, eine Kanonikenschanze von der Stadt auf dem linken Flußufer gelegene Fort geschützt. Im J. 1710 übergab es sich nach einer Belagerung von zwei Monaten dem Herzoge von Rothborough. — Der Bildhauer Johann von Boulogne ist hier geboren. (H.)

DOUAY, die Universität daselbst. Vom J. 1532 an hatte die Stadt um deren Errichtung bei Kaiser Karl V. supplicirt, allein ihre Bemühungen waren an dem Widerstande der Universität Löwen und des Prinzen von Draken gescheitert. Nach Karl's V. Abtandung und Tode kam die Sache abermals in Erwägung, und Philipp II., die Lage von Douay betrachtend, in der Mitte zwischen Löwen weit entfernter Städte, und die Nothwendigkeit, in der Monarchie eine Universität zu haben, wo das französische Element werden könne, indem dieses das einzige Mittel, der studirenden Jugend häufige Reisen nach dem feindlichen Frankreich zu verhindern; Philipp II. ließ sich von Paps Paul IV. zu Errichtung einer Universität in Douay ermächtigen. Des Papses Bulle, obgleich von Pius IV. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung bestätigt, blieb indeß für Jedermann ein Geheimniß, bis die Stadt Douay im Julius 1560 einen Deputirten nach Brüssel schickte, um wegen übermäßiger Einquartierungslosigkeit zu klagen. Diefem äusserte der berühmte Viglius von Zwiedem seine Verwunderung, daß man in Douay an die Universität gar nicht mehr denke, und ein so bedeutender Wink ging nicht verloren. Neue Deputirte, Ludwig Porcius, Dechant zu St. Amé, Jakob de Bonmarchés, der Präsident des Schöffengerichtes, und Hieronymus Francius, gingen nach Brüssel, und durch ihre Bemühungen kam noch im nämlichen Jahre die Errichtung der Universität zu Stande, und zwei Jahre später erfolgte die Befestigung vom Papsie Pius IV. Als Muster ihrer Einrichtung diente die löwenr. Hochschule; von daher kamen auch die ersten Lehrer, nämlich drei Doctoren und Professoren der Theologie, Richard Smith, ein Engländer, Johann Bour (Rabua) von Aith, und Matthäus Galeus, von St. Kapelle, vier Juristen, Johann von Werville, der nachmalige Bischof von Tournay, Johann Camus, Boethius Epo, ein Friesländer und Adrian Puffius, und drei Ärzte, Adrian Rhodius, Johann Silvius und Nicolaus Mercetel. Als erster Rector wurde bestellt Balraam von Hangeuart, Propst des hiesigen Collegiatsstifts zu St. Amé, der als solcher zugleich der erste Kanzler wurde. Der Bischof von Arras, Franz Bischof, der eigentlich das Meiste gethan hatte, um die neue Hochschule ins Leben zu rufen, eröffnete dieselbe mit einer feierlichen Rede, von der Nothwendigkeit der Studien und der Nützlichkeit der Universitäten, die er am 5. Oct. 1562 auf offenem Markte vor einer ebenso glänzenden, als zahlreichen Versammlung vortrug, und hielt am andern Tage in dem Collegium der acht Priester die erste Vorlesung, indem das Universitätsgebäude, in dem Besitze des königlichen Schlosses, sich noch nicht in wohlthätigem Stande befand. Sofort wurden auch Anstalten getroffen, um mehr andere Collegien zur Aufnahme

und Wohnung von Studenten, auch Bursen, zum Behen armer Theologen, zu errichten. Die eigentliche Universität oder die öffentliche Schule hatte Professoren der Theologie, des kirchlichen und bürgerlichen Rechtes und der Medicin, bestand aber aus fünf Facultäten, Theologie, jus canonicum, jus civile, Medicin und artes. Aus diesen fünf Facultäten, denen jede einen Dean an der Spitze hatte, wurde der Rector Magnificus, der Reihe nach auf die Dauer eines Jahres, erwählt. Er übte eine contentiöse, bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit aus. Die Kanzlerwürde besaß der jeweilige Propst von St. Amé. Das Collegium oder die aula wurde um die Mitte des vorigen Jahrh. neu erbauet. Neben ihm waren aber noch viele andere Collegien entstanden, wovon die von St. Basili, Anchin und St. Amand die vornehmsten. Das Collegium von Anchin wurde von Johann Tertialeur, dem Abte von Anchin, begründet und seine Religiosen lehrten daselbst Philosophie. An ihre Stelle traten aber bereits im J. 1568 die Jesuiten, die bis zu ihrer Aufhebung nicht nur Philosophie, sondern auch Theologie, Dialectik und Humaniora vortrug. Das Collegium von St. Basili wurde von Philipp Camerel, dem Abte von St. Basili, zu Arras erbauet, und hatte an Pracht und Umfang kaum seines Gleichen in irgend einer andern Universität; die Professoren, Capitularen von St. Basili, lehrten Philosophie und Theologie, und machten zusammen den Professoren des Collegiums von Anchin, und den Professoren der Philosophie an dem königlichen Collegium, die ohne Ausnahme weltlichen Standes, die Facultas artium bei der hiesigen Universität aus. Das königliche Seminarium wurde im J. 1582 von König Philipp II. nach dem Muster des löwenr. Seminars für Theologen gestiftet. Das Seminarium zu St. Salvator wurde im J. 1566 von Anton von Hennin, dem Bischofe von Ypern, das Moulaitsche Seminarium 1599 von Mathias Roulat, dem Bischofe von Arras, begründet. Das bischöfliche Seminarium, im J. 1586 von dem Erzbischofe von Cambray und seinen Suffraganbischöfen errichtet, verdankte seinen Ursprung den Verfügungen eines zu Konst gehaltenen Provincialconciliums. Dieses Seminarium erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die Güter eines eingegangenen Bisthums oder Hieronymitenklosters, dessen Mönche ehemals in Cambray die Humaniora gelehrt hatten, gerieth aber durch eine Feuersbrunst in großen Abgang. Das Seminarium zu U. E. Kraun ist eine Stiftung von Kaspar de la Torre, Propst an der Liebfrauentirche zu Brügge, und schreibt sich von dem J. 1617 her. Das Seminarium von Tournay wurde um 1630 von Maximilian de Gand et Vilaio, dem Bischofe von Tournay, begründet. Das Seminarium des propagandae fidei Stifter wurde Georg Golbomerius im J. 1640, und seine Stiftung hat Theodor Gouwerden, der, gleichwie Golbomerius, Propst zu St. Peter in Douay gewesen, vermehrt. Das englische Collegium, gemeinlich als eine Stiftung König Philipp's II. und der römischen Propaganda betrachtet, verdankt noch unmittelbar seinen Ursprung dem Wilhelm Allen, einem englischen Geistlichen, der einer alten Familie in Lancashire angehörte, und ebe-

dem Vorsteher des St. Marienhofes zu Drford gewiesen war. Ihm fiel es ein, daß man den Katholiken statt der Collegien in der Heimath, die ihnen die Reformation verschloß, ähnliche Anstalten im Auslande öffnen könne. Seine Gründe billigten den Plan, mehr bedeutende Männer des Auslandes und geistliche Corporationen erboten sich zu Beiträgen, und Allen ließ sich im J. 1568 an der Universität Douay nieder. Anfangs hatte er nur sechs Gehörten, hierzu kamen aber viele Bedennte, und noch mehr Emigranten, und bald zählte das neue Collegium nicht weniger denn hundert und fünfzig Mitglieder, worunter viele ausgezeichnete Gelehrte und die alle voll Eifer für die Ausbreitung der Religion waren, um dazwischen sie ihr Vaterland verlassen, und unter einem fremden Himmelsstrich Schutz gesucht hatten. Ihre Absicht war, Theologie zu studiren, die Weihen zu empfangen und dann nach England zurückzukehren. So ward ein beständiger Nachwuchs versichert und in den ersten fünf Jahren schickte Allen über hundert Missionäre nach England. Das Gedeihen seiner Anstalt beunruhigte die Königin Elisabeth, sie wandte sich an Requesens, den Generalgouverneur der Niederlande, und erlangte von ihm, unter der Bedingung, daß sie den Geseßen ihre Pflichten verschließen würde, die Aufhebung des Collegiums (27. März 1575). Die Rücklinge fanden jedoch Schutz bei den Prinzen des Hauses Guise, und konnten sich zu Heimen niederlassen, bis des Requesens's Tod und die freiere und ehrenvollere Politik seines Nachfolgers ihnen die Rückkehr nach Douay verstatte. Bis zum J. 1740 waren aus dieser Pflanzschule mehr denn hundert und dreißig Missionäre, auch mehrere Bischöfe hervorgegangen. Alljährlich wurden in derselben öffentliche Theesen in griechischer Sprache vorgetragen. Ähnliche Anstalten bestanden hier auch für Irländer und Schottländer; das schottische Seminarium wurde seit dem J. 1612 von schottischen Jesuiten gestiftet. Das adeliche Collegium war das Werk eines von Montb. Des von Valentin de Parvieu, Herrn von la Motte, im J. 1595 gestiftete Collegium, ward schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts einer Fabrikanlage benutzt, und aus dem Collegium von Marchiennes hatten die Franzosen, bald nach der Eroberung, eine Caserne gemacht. Regiers hatte den Abt von Marchiennes, den Arnold Santols, zum Stifter, und erhielt in den ersten Zeiten von Marchiennes aus seine Professoren, aber vom J. 1618 an waren die Jesuiten an die Stelle der Benedictiner getreten. — Als Hierden der hiesigen Universität werden Blümen Elsius, Franz Solvius und der große Meister in kirchlichen Alterthümern, Georg Golvenarius, gerufen. Auch der schon genannte Wilhelm Allen (Alanus), der als Cardinal und ernannter Erzbischof von Mecheln im J. 1594 verstarb; Adriaen Remus, der Erzbischof von Cambray; Wilhelm Raderus, der Erzbischof von Luam; Johann von Wendeville, der Bischof von Tournay; Alois Rudovic, Bischof von Cassano in dem Neapolitanischen; Johann le Mire, Bischof von Antwerpen; Richard Smith, Bischof von Cheltenham; Jakob Smith, Bischof von Gallipoli empfingen oder vorbereiteten hier ihre Bildung.

Bei der Universität bestand unter dem Namen de la très-célèbre, illustre, grande et honorable confrérie de Clercs Parisiens, sous le titre de la glorieuse et sacrée Vierge Marie, ein sogenannter Bund oder Palland (canonici literarii), d. i. eine vorläufige Bruderschaft, die alljährlich am Mariä-Himmelfahrtsfeste zusammen kam, um die ihr vorgetragenen Gedichte zu beurtheilen und den Dichtpreis auszusprechen. Die einzigen Gedichte, die auf den Preis Anspruch machen konnten, waren aber Chants royaux oder Balladen, in welchen der Triumph der heil. Jungfrau gefeiert wurde, und in denen jede Strophe mit dem nämlichen Verse schließen mußte. Ursprünglich wurden drei Preise, eine Krone, ein Rosenkranz und ein Bild (effigies), alles von Silber, in den neuern Zeiten drei leichte silberne Kronen gegeben, und zwar geschah die Auszeichnung durch den Vorsteher (Prince) der Bruderschaft. Nur Geistliche wurden in die Bruderschaft aufgenommen, wiewol sie vordem auch Laien unter ihren Mitgliedern gezählt hatte. Den Beweis dafür liefern die Werke des zu Douay im J. 1610 verstorbenen Dichters und Advocaten Johann Koyss, sie enthalten nämlich eine Lob- und Trauerode auf den verstorbenen Vater Johann von Pellegatte, der im J. 1609 Prince de la confrérie des Clercs Parisiens à Douay gewesen war. Des nämlichen wallonischen Dichters Sohn, Jakob Koyss, wurde drei Jahre nach einander in dem Palland gekrönt, und dieser dreifache Vorreiter veranlaßte ihn, sich den Titel eines Poëta laureatus beizulegen. Auch bei der Universität Gœn bestand ein Palland. (v. Stramberg.)

DOUBS (le), und nicht le Doux, was man oft den Namen auf Karten und in Büchern geschrieben findet. Er entspringt bei dem französischen Dorfe Mouthe (1) unweit des zum Jura gehörenden 3280 Fuß über das Meer sich erhebenden Berges le Rhou<sup>2)</sup>. Noch ehe er Pontarlier berührt, fließt er den hübschen Lac de Saint-Point, dann fließt er so langsam bei Moreau vorbei, daß der Name dieses Orts (Morte-ens) davon herrühren soll. Bei dem neuenburger Dorfe les Brenets<sup>3)</sup> erweitert sich das Bett fearng (Lac des Brenets) und bald darauf zwischen den schauerlichsten und wildesten Felsen eingeklemmt, stürzt er sich von dem Einen derselben über 60 Fuß tief herunter. Dies ist der von den Fremden häufig besuchte Saut du Doubs, einer der schönsten Wasserfälle in der Schweiz<sup>4)</sup>. Mehrere dieser Felsen haben merkwürdige Höhlen. Bei Frangemont und St. Hippolyte, wo le Dessoubre hineinfällt, macht der Doubs einen Winkel von Nordwest nach Südost, dann

1) „Ex monte Jura, supra pagum Motam, longe ab Arari Fonte exiit modicus, parvis implens undas. Perqnas imas serpit valles,

grandlorque factus et navigabilis median Viontionea Interduil, dein Arari miscetur.“ Jo. Jac. Oshlletti Vossotto, civitas imperialis libera, Sequanorum metropolis, illustrata (Lugdun. 1618. 4.). Pars I. p. 17. 2) Der Berg Rhis ist von der waldschlösschen Grenze nicht weit entfernt. 3) S. Encyclopédie Art. XII. S. 557. 4) Encyclopédie a. d. G. B. Deppeing, Merveilles et beautés de la nature en France, nach Art. des Voyages de Paris à Neuchâtel en Suisse (Paris 1818). p. 208.

fließt er wieder, wie seit seinem Entstehen, von Süden nach Norden bis über Randevaux, das alte Comandun, voran. Nicht weit von Montbelliard wendet er sich plötzlich nach Westen und läuft fast parallel mit seinem bisherigen Laufe, nur nach umgekehrter Richtung; über Beaumes-les-Dames, Besançon, Dôle und Verdun, eine kleine Stadt des ehemaligen Herzogthums Burgund, um ganz in der Nähe sich mit der Saône zu vereinigen. Dieser Punkt ist in gerader Linie kaum 20 Stunden von der Quelle entfernt; versetzt man aber die unwilligen Krümmungen seines Laufs, dann beträgt die Länge des Doubs wohl über 80 französische Meilen (Reisen). Von Montev bis Pont-de-Noye wird das Gefälle auf 311 Fuß, von da bis Verdun nur auf 77 Fuß angenommen. Dieser fließt- und krebsreiche Fluß gibt dem französischen Departement du Doubs den Namen. Er bildet in einer Länge von drei Stunden die Grenze zwischen Frankreich und der Grafschaft Salengin<sup>1)</sup> und in einer Strecke von mehrern Stunden die zwischen Frankreich und dem Canton Bern, in dessen Gebiet er hineinfließt, um es unter Déguz zu verlassen und der Grande-Comté wieder ganz anzugehören. Mittels des Canals de Monsieur, vormals Napélon, der unterhalb Dôle an der Saône anfängt und bis in die Zu bei Strasbourg geht, verbindet der Doubs den Rhein mit der Rhône. In einem noch jetzt brauchbaren Werke: *La Franche-Comté, ancienne et moderne, avec les cartes géographiques par Fr. Joseph Romani - July, capucine.* (Paris 1779) wird p. 34 gesagt: „Le Doubs n'est point navigable, et ce sont non seulement les écluses ténébreuses qui ne permettent pas le passage des bateaux, mais encore plusieurs bancs de rocher, contre lesquels les bûtimens se briseroient.“ In dem Essai sur la géographie physique, sur le climat et l'histoire naturelle du département du Doubs geht der Verfasser (B. Ch. . . .) noch weiter, indem er behauptet, daß dieser Fluß niemals und an keiner Stelle schiffbar gewesen sei. Das Irrethum dieser Ansicht zeigt E. Geste auf eine völlig sichere Art in zwei gelehrten Abhandlungen<sup>2)</sup>, gestützt auf die Aussagen von Strabon<sup>3)</sup>, Wurfelen<sup>4)</sup>, Perren<sup>5)</sup>, Gollut<sup>6)</sup>, J. J. Gifflet<sup>7)</sup>, Duod<sup>8)</sup>,

Barrelet<sup>9)</sup>, Dauban<sup>10)</sup>, Allerman<sup>11)</sup>, de Rochefort<sup>12)</sup> u. m. A. beruft sich Geste auch auf das Zeugnis der Geschichte und mehrer noch vorhandener Bergabgaben und Urkunden (diplomes) aus den Jahren 815 — 1059. Julius Cäsar in seinen Commentariis nennt den Doubs „Aludn Dubis“, wegen der Albus, eines Baches, der zwischen Randevaux und Champvire hineinfließt.

(*Grav. Hessel von Donnermarck*)

**DOUBS**, Département des nördlichen Frankreichs zwischen 23° 18' bis 24° 40' östl. L. und 46° 46' bis 47° 39' n. Br. Es umfaßt den größten Theil der Grafschaft Hochburgund und die ganze Grafschaft Montargard. Seine frühern Bewohner waren die Savarier, welche von Cäsar besiegt wurden. Lugud, der erste Herrscher über das Land mit dem belgischen Gallien. Den Römern wurde es im J. 456 von den Burgunden entzogen, dann Reichslehn und schließlich mit Frankreich vereinigt. In der Folge verließ es die Krone einem Prinzen von Savoyen, dem Herzog von Burgund, und nach mancherlei Veränderungen kam es durch die burgundische Erbtochter Maria an das Haus Österreich in Spanien, welches im Frieden zu Nimwegen es im J. 1778 an Frankreich überlassen mußte. Napoleon machte einen Theil davon des teutschen Reichs aus, und gehörte dem Hause Württemberg. Dieses trat Montargard im J. 1796 an Frankreich ab, worauf es mit Oberhein vereinigt wurde. Als dies Land im ersten pariser Frieden von 1814 Frankreich blieb, Basel und Biel aber wieder herausgegeben worden wurden, so trennte man jenes von Oberhein und schlug es zu Doubs. — Das Département Doubs grenzt im Norden mit Oberhein und Helvetien, im Osten mit Schwaben, im Südosten mit Jura, im Südwesten mit Oberhein, hat den Namen von dem flusse Doubs, der in seinem Umfange entspringt, und besitzt ein Areal von 104.13 geograph. Meilen. Die Oberfläche besteht meistens aus Berg und Thal; der Boden in dem Thälern ist fruchtbar, trocken und kalt, theils leichter Sand und theils ergeblich, überdauert aber nur zum vierten Theile culturfähig, da den Rest Felsen, Gebirge, Wälder und Morast bedecken. Der Jura breitet sich über die ganze Provinz aus; die Klüfften bei Chateaublanc erheben sich 2034, der Mont d'or bei Zugnon 1878 Fuß über den Spiegel des Meeres. Zwischen den Bergen sieht man bald weite, bald enge Thäler; an den fruchtbarsten gehört das von Montec. Unter den Flüssen, von denen man einige 40 zählt, wird bis jetzt kein einziger beschifft. Die beträchtlichsten sind der Doubs, Dignon, Desfouère und die Yonne. In Quellen gibt es einen Überfluß nach der Deser, da die Franco 1280, worunter die intermittierende Fontaine Ronde umweit Fontenotier merkwürdig ist. Im Gebirge finden sich viele Teiche; die größten sind der 18,000 Fuß lange und 1800 Fuß breite Saint Pont, der Remoray und Chailleton. Einige Moräste

5) Jos. Bernoulli's Beschreibung des Fürstenthums Breisg. Remburg und Balingen (Berlin 1738). S. 99, 157, 200, 205 und 207. (de Sander - Bollig) Essai statistique sur le Canton de Neuchâtel (Zürich 1810). p. 6 et 127. Encyclopédie Hist. XIII. S. 241. 6) De l'ancienne navigation des rivières du Doubs etc. — sous les Celtes, les Romains, les Bourguignons et les Francs, jusqu'au règne féodal. Magasin encyclopédique rédigé par A. L. Millin (Paris 1805). T. III. p. 119 — 142. Mémoires historiques sur l'ancienne navigation du Doubs. Magasin encyclopédique (1810). T. VI. p. 54 — 63. 7) Rhodanus sursum navigari potest longo ante aplos cum in eum incidentia flumina sint navigabiles. Exceptis solum in Arar et in hunc influens Dubis. — Arar ex Allobro habuit Burgones et Aedui et hinc inde decurrit et Dubis potius potest navigari, sedem ex montibus navigabilibus Salomon. Strabo. Geographia trad. Casaubon. Lib. IV. 8) Boffet Ayrant 1550. 9) Dissertation sur les anciennes villes du Comté de Bourgogne. 10) Mémoires historiques. 11) In eadem. 12) Histoire du Comté de Bourgogne. T. I. p. 370.

13) Manuscrits de la Bibliothèque de Besançon. 14) Mémoire sur la Navigation des rivières de France (Paris 1781). 15) Traité général de la Navigation intérieure de la France. 16) Mémoire sur la Navigation des rivières et des fleuves en général et en particulier sur celle du Doubs.



Mehrere Mineralwässer zu Maugron, Chaux du Milieu u. a., aber sämmtlich ohne ausdauernden Ruf. Das Klima ist mehr kalt, als warm, die Luft scharf, aber rein und gesund. Die Berge sind 4 des Jahres über mit Schnee bedeckt. Producte sind: Getreide, Wein, Löss, Flachs, Hanf, Hülsenfrüchte, Holz, die gewöhnlichen Hausvögel, Wild, Fische, Eisen, Marmor, einige andere Metalle und Mineralien, Basaltine, Torf. Die Zahl der Einwohner belief sich im J. 1815 auf 240,792 auf die 1 Meile im Durchschnitt 2381 Individuen, die bis auf einige Deutsche und Auen sämmtlich französischer Abkunft sind. Man rechnet unter ihnen 239,012 Katholiken mit 27 Pfarr- und 239 Filialkirchen, 6070 Lutheraner mit einer Conspicua, und sechs andere Kirchen, 4936 Reformirte mit sieben Kirchen und 764 Juden mit einer Synagoge. Der öffentliche Unterricht ist gewaltig vernachlässigt, die Zahl der Elementarschulen gering und bloß zu Besançon findet man höhere Unterrichtsanstalten, nämlich ein königliches Collegium, sowie eine Bibliothek, ein Museum, ein physikalisches und naturhistorisches Cabinet, eine Ackerbaugesellschaft und botanischen Garten. Der Ackerbau steht auf einer niedrigen Stufe, man rechnet für die ganze Provinz (doch ohne Rompélgard) 1,044,986 französische Ader, wovon 167,804 Aderland, 14,411 Weinland, 3755 Obstkürrten, 92,595 Wiesen, 61,015 Gemeinweiden und 179,830 Wäldungen sind. Die Ernte reicht nie zum Bedarf hin. Der Obstbau ist unbedeutend. Pfeffer und einträglich ist der Weinbau; das Gewächs ähnelt dem Niederburgunder. Die Wäldungen bedecken fast 4 der Oberfläche, sind insofern äußerst vermehrt. Hauptnahrungsmittel ist die Viehzucht. Der Rindviehzucht besonders wird auf Schweizerart gewartet; man zählt allein auf dem Gebirge 426 Stannhöfen, hier Fruitières genannt, woselbst man einen trefflichen Käse zubereitet; jährlich werden an Butter 73,000, an Käse 33,000 Centner gemacht. Aus dem Innern der Erde bringt man bloß etwas Eisen, Marmor und Basaltine heraus, obgleich Angelen auf vielerlei selbst edle Metalle vorhanden sind. Zur Verarbeitung des Eisens sind sechs Hochofen, 23 Fischschreie, 13 Hammerwerke und drei Drahtziehereien vorhanden, die an Eisenseln 54,000, an Stangen eisen 26,000 und an Draht und bearbeitetem Eisen 5630 Centner produciren. Außerdem gibt es viele Schlosser, Messerschmiede, Quincailleriearbeiter, Kupferschmiede und vorzüglich eine Menge Uhrmacher; ganze Dörfer in den Cantonen Neuch, Jussey, Morteau, Pontarlier und Rompélgard sind damit angefüllt, aber die besten werden zu Besançon selbst zusammengesezt. Man hat eine Saline zu Arc, woraus jährlich 11,980 Centner aus Sole von Salins gestolen werden, zwei Glashütten, vier Papiermühlen, etwa 80 Webereien, einige Baumwollenspinnerien und Leinwandereien und verfertigt auf dem Lande viele Holz- und Kammacherarbeiten. Der Handel hat seinen Centralpunkt zu Besançon; die Ausfuhr besteht aus Vieh, Käse, Wein, Holz und Holzwaaren, Torf, Marmor, Eisen und Eisenswaaren, Uhren, Quincaillerie, Feder, Papier, und wegst kaum die Einfuhr auf, wie denn die Provinz überhaupt nicht wohlhabend ist. Die Grund-

Personal- und Fenstersteuer beträgt ohne Rompélgard 559,640 Gulden. Es findet drei Deputirte zur Kammer und gehört zur sechsten Militärdivision, zur 19. Fortifications, zur Diöcese und unter den königl. Gerichtsbezirk zu Besançon. Es wird in vier Bezirke getheilt, die zusammen 27 Cantone und 616 Gemeinden enthalten: 1) Besançon 26,52 QM., 91,211 Einw.; 2) Baume 29,19 QM., 59,884 Einw.; 3) Montbelliard, Rompélgard (vor 1815 Saint Hippolyte) 21,60 QM., 44,827 Einw.; 4) Pontarlier 24,12 QM., 43,870 Einw. S. Deser. top. et stat. de la France par Chantaire et Pouchet. Dep. Doubs. - Alm. Royal. (H.)

Douche, Douchebad, f. Bad.

DOUDEVILLE, Stadt in der Normandie, im Departement der unteren Seine, Bezirk Yvetot, mit 3000 Einwohnern. (H.)

DOUDYNS (Wilhelm), geb. zu Haag 1630 und gest. daselbst 1697. Sein Vater war Bürgermeister in dieser Stadt, und ließ dem Sohne das Zeichnen zum Vergnügen lehren; allein dieser machte so schnelle Fortschritte, daß sich der Vater entschloß, ihn nach Italien reisen zu lassen. Hier verlebte er zwölf Jahre und schuf sich durch das Studium der großen Meisterwerke eine Manier, welche in der Folge seinen Ruhm gründete. Aufgenommen in die Schilder-Bent zu Rom,ehrte er mit dem angemessenen Namen Diener in seine Vaterstadt zurück, und wurde daselbst Vorsteher der Malergesellschaft. Doudyns war groß in der Zusammenstellung, seine Zeichnung im Rachen ist richtig; gut gelegt sind die Gewänder, überhaupt die Ausführung meisterhaft. Bei der großen Gewandtheit in seiner Kunst war es ihm leicht, große Deckengemälde auszuführen, von denen man eins seiner schönsten auf dem Rathhause in Haag bewundert. Der Inhalt seiner Darstellungen sind mehrentheils mythologische oder allegorische Figuren. (Descamps T. II. p. 436.) (A. Weice.)

DOUE (sonst auch Douay; Doudam, Dancum, Theododam), kleine französische Stadt im Departement Maine-et-Loire, Bezirk Saumur mit 2000 Einw. Man findet daselbst Ueberreste eines alten Baues, nach Einigen eines römischen Amphitheaters. (H.)

DOUGLAS. Der Douglasfluß in Schottland, der oberhalb Kanak in die Gibe mündet, gibt nicht nur dem fruchtbarsten, zu Kanakshire gehörigen Douglasdale, sondern auch dem Fleden und dem, eine engl. Meile davon entlegenen, Gassell Douglas den Namen, gleichwie letzteres das Stammhaus des größten Geschlechtes in Schottland geworden ist. Von der alten, oder vielmehr von der letzten Burg, denn sie wurde unangeführte Male zerstört, ist nur noch ein Stück Thurm vorhanden; von dem neuem Schlosse, dessen Bau der Herzog von Douglas, f. 1754, unternahm, wurde nur ein Theil des Hauptgebäudes, sammt drei Thürmen, fertig; nach des Herzogs Tod ist es sogar an eine fremde Familie, an die Stewarts von Grandtully, gekommen, aus welcher Archibald am 8. Jul. 1790 zum englischen Pair, unter dem Titel Baron Douglas von Douglas-Gassle ernannt wurde. Seit dem J. 1770 sollen die Douglas oder Douglasdale geherrscht ha-

ben. Wilhelm I., Lord Douglas, Johann's Sohn, erscheint in einer Urkunde König Wilhelm's, worin derselbe eine von Agnes, Douwald's Sohne, an die heil. Kreuzkirche zu Einburgh gemachte Schenkung bestätigt. Wilhelm's jüngerer Sohn, Riccius, wurde Prior von Ricmadage, nachmals Bischof von Murray, der ältere Archibald I. wurde in seiner Ehe mit einer Crawford, der Vater Wilhelm's II. Hugo der ältere von Wilhelm's II. Söhnen war einer der Helden des Tages von Largs, den 2. Oct. 1263, der mit der vollständigen Niederlage der Norweger endigte, lebte aber in kinderloser Ehe mit Marjoria, des Königs Alexander Abernethy's Tochter. Sein jüngerer Bruder Wilhelm III., Lord Douglas, verteidigte im J. 1296 Berwick mit mehr Muth als Glück, gegen König Eduard I., gerieth bei Einkürmung der Stadt in Gefangenschaft, und war nicht sobald gegen ein Lösegeld in Freiheit gesetzt, als er sich mit Wallace vereinigte, um nochmals die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. In diesem rühmlichen Streben wurde er gefesselt durch den Mann, der später für Schottland Befreier und Rächer werden sollte; Robert Bruce, bald für seine Landleute, bald für die Engländer streitend, verheerete Wilhelm's Gebiet, und führte dessen Weib und Kinder in die Gefangenschaft. Wilhelm III. selbst, der in acht verschiedenen Kriegen das Recht Schottlands verfochten hatte, mußte bei Irvine, am 9. Jul. 1297 capituliren, überließerte sich später, da er die Bedingungen der Capitulation nicht vollständig erfüllen konnte, freiwillig an die Engländer, und starb 1303 im Gefängnisse. Seine erste Gemahlin, eine Keith, hatte ihm die Söhne Jakob und Hugo geboren; von der zweiten Frau, Margaretha von Fierres, kamen ebenfalls zwei Söhne, Archibald II. und Johann, von denen letzter der Stammvater der Grafen von Morton sein soll. Jakob, der älteste von Wilhelm's Söhnen, fand sich bei Robert Bruce ein, als dieser von Glasgow nach Stone ausgezogen war, um am letzten Orte die Krone zu empfangen, und von diesem Tage an wurde er für Robert der nützliche und zugleich ungenutzte von allen seinen Freunden. Insbesondere war Jakob's persönliche und ritterliche Tapferkeit für einen Fürsten in Robert's Lage von ganz unbeschreibbarem Werthe. Kaum hatte Robert Bruce die mögliche Landung unweit Turnberry-Castle vorgenommen (9. Februar 1307), so eilte Jakob verkleidet nach Douglasdale; er rief seine Anhänger zu den Waffen, überließ die Besatzung, die Lord Clifford in Douglas-Castle geworfen hatte, ließ alle Engländer über die Klänge springen, die Leichen in ein Waggingebäude werfen, und sodann das Schloß den Flammen übergeben. Noch heute heißt die Ruine in dem Munde des Landvolkes „des Douglas Episkammer.“ Ähnliche Erfolge errang Jakob auf verschiedenen Punkten von Lanarkshire; er nahm, während König Robert bezugs, müht war, den Norden des Königreichs zu verteidigen, nach zwei vergeblichen Angriffen nachmals sein eigenes Stammhaus, und drang dann weiter vor, um die Höhen von Tweeddale und die Wälder von Ettrid von Feinden zu säubern. Als er die Ufer des kleinen Flusses Ene durchschreite, kam er in die Nähe eines Hauses, in wel-

chem ein vorausgeschickter Kundschafter laut reden und von einem der Anwesenden „des Arnefs Namen“ gleichsam flüchelnd, nennen hörte. D., der aus solchen Freiworten auf Kriegsmänner schloß, ließ das Haus umzingeln, und machte aus solche Weise des Königs Weisen, den Thomas Randolph, dann den Alexander Stewart von Bontill, Männer von hoher Wichtigkeit, die es seit der Schlacht von Methven mit den Engländern hielten, zu Gefangenen. In Robert's Sieg über Johann Macdonald, das Aderhaupt von Born (August 1308) nahm Jakob nicht minder den wesentlichen Antheil, und sein Unternehmen auf Borthogburgh, das durch Lage, Besetzung und zahlreiche Besatzung für eine regelmäßige Belagerung ganz unzugängliche Schloß, mag den kühnsten Streichen dieser Art verglichen werden. Am Abende des Jassachtmontages, 6. März 1313, als die Besatzung voll Frömmigkeit und Bekehrung war, näherten D. und seine Gefellen, auf Hindern und Felsen kriechend, die Mauer unter dem dunkeln Mantel verbergend, sich dem Schlosse. Sie schienen den englischen Soldaten eine Heerde, die den Rausch der Hirten benutzte habe, um aus der Herde zu brechen. Darum saßen die Engländer ohne Verwunderung und ohne Beunruhigung, wie diese Gessalten dem Graben nahe kamen und in denselben herabstürzten, und sie gewahrten ihren Irrthum nicht eher, bis das Geschrei „Douglas! Douglas!“ ihnen verkündigte, daß der Wall erliegen und die Feste eingenommen sei. Am Vorabende der Schlacht bei Bannockburn gerieth Thomas Randolph, der Graf von Murray, durch eine Bewegung der Engländer in Gefahr. Der Kampf schien so ungleich, daß entfernter Zuschauer den Grafen für verloren achteten, und selbst Douglas sich veranlaßt fand, bei dem König um Unterstützung für ihn zu bitten. „Mit nichts“, sagte Bruce, „Randolf mag für seine Unvorsichtigkeit büßen, um seinetwillen werde ich meine Schlachtordnung nicht stören.“ „Euer König“, versetzte Douglas, „mein Dreg kann es nicht ertragen, daß Randolf aus Mangel an Beistand umkomme.“ Mit halb dem Könige abgetragener, halb selbst genommener Erlaubniß eilte D. diese zu bringen; allein als er dem Kampfplatze näher kam, erlöschte er Randolf's kleine Schar gleich einem Licht in Wasserstrom, vor welchem die englische Reiterei einging, wie zurückgeworfene Bluth, in versprengten Reihen entwich; „Halte an!“ befahlte D. die Seinigen, „wir kamen zu spät zur Hülfe, laßt uns ihren Sieg nicht dadurch schmälern, daß wir thun, als wollten wir ihnen denselben noch erst erringen helfen!“ Die Erbabenheit dieses Auges ganz zu empfinden, muß man wissen, daß D. und Randolf in Kriegsrath eifrig und eifersüchtige Nebenbuhler waren. In der Schlacht selbst, 24. Jun. 1314, führte D., gemeinschaftlich mit dem Stewart Walter, den ersten Hügel des schottischen Heeres, und er allein beschloß die 60 Ritter, die den König von England auf seiner eiligen Flucht verfolgen mußten. Während König Robert sich in Irland befand, um seines Bruders Edward waghalsche Unternehmungen zu unterstützen, lastete die Sorge, die Grenzländer zu beschützen, mehrtheils auf Jakob's Schultern, und er hatte sich in Jedburgh vollzogen, als

ihm die Kunde ward, daß der Graf von Arundel und Thomas von Bretagne, Graf von Richmond, mit einer Streitmacht von 10,000 Mann durch Northumberland heranzögen, um ihn zu überfallen. Douglas schloß niemals, wie das auch von einem seiner Vorfahren gesagt worden, vor dem Feinde, denn er war so wachsam, wie einsehtvoll und tapfer. Darum entschloß er sich sofort, dem Ueberfalle zuvorzukommen. Er erschloß sich auf der Westlinie der englischen Grafsen einen Engpaß, und ließ in beiden Seiten denselben das Hinterholz in eine Art von Verpflanzung umgestalten, daß demnach ein Verhau gebildet ward, durch welchen der auf diese Weise noch weit unzugänglichere Engpaß nun hindurchführte. Unten dieses Platzes stellte er seine Bogenschützen in einen Hinterhalt; als die Engländer in dem Pässe zusammengeedrängt waren, überfiel sie ein Hagel von Pfeilen, dem ein gewinniger Angriff folgte. Da weder zum Vorrücken, noch zum Rückzuge die Engländer Rath finden konnten, gerieten sie in Verwirrung, die mit einer vollständigen Niederlage endigte. Es war eine Eigenthümlichkeit Jakob's, daß er mit der ruhigen Gelassenheit und der Besonnenheit eines vollkommenen Feldherrn den persönlichen Muth und den Wagemuth eines irrenden Kriegers zu vereinigen wußte; tollkühn fürzte er sich in das Handgemenge, um den Grafen von Richmond zu suchen, rang mit ihm, und ließ ihm den Dolch in das Herz. Als Siegeszeichen trug er einen Pfeilspieß davon, welcher der unglückliche Graf als Helmzier gebraucht hatte, und das Haus Douglas führt noch heutzuutage in seinem Wappenschild eine Verzahnung von jungen Bäumen als Andenken an die Kriegsthat, welcher Jakob den Sieg bei Rintbaughen, im J. 1317, verdankte. Gleich darauf legte Jakob über eine Schar gasconischer Ritter, die von Berwick aufgejogen war, um in Schottland Beute zu suchen, und die nicht nur die Beute, sondern auch ihren Anführer, den Emund de Gailon, verlor. Sie Robert Neville, der in Berwick zurückgeblieben war, bestrichste die vom Kampfplatze entronnenen Gasconen der Fahrgäste, und da die Gefährten des Douglas widerwärtigen Muth geltend machten, äußerte Neville den heißen Wunsch, des schottischen Hauptlings Panier zu sehen, und schwur, er werde ihm ein Treffen anbieten, wo er ihm auch nur aufstellen möge. Diese Proklamation gelangte zu Jakob's Kunde, und kurze Zeit nachher wurde das furchtbare Panier in der Gegend von Berwick gesehen, während der Rauch brennender Dörfer noch weiter dessen Anwesenheit bekundete. Robert Neville sammelte seine Krieger, und rückte aus, um als tapferer Ritter sein Wort zu hören. Douglas sah ihn kaum aus der Stadt hervorkommen, als er ihm entgegenführte. Neville und seine Leute sochten tapfer, und die beiden Anführer suchten und fanden sich; aber des schottischen Heiles Stärke, Gewandtheit und gutes Glück siegen. Neville fiel von seines Gegners Schwert, und seine Mannschaft ward niedergemacht. Als Berwick selbst später (28. März 1316) durch Ueberfall genommen wurde, war D. abermals unter den Ersten, die in die Stadt eindrangen. Sie war jedoch nicht lange in der Schotten Gewalt, als König Edward II. und Tho-

mas von Lancaster mit einer großen Macht von derselben erschienen. Bei dem tapfern Widerstande der Besatzung rückte die Belagerung nur langsam vor, insofern wurde es doch allgemein notwendig, wo nicht den Entschloß, doch eine Diverzion zu bewerkstelligen, die den Vertheilern Luft machte. In dieser Absicht gingen 15,000 Schotten unter Douglas und Randolph über die Westgrenze von England; war, schreite ihr Vorhaben, die Königin von England in Vort aufzubrechen, aber die von ihnen angeregte Verwüstung war so ausgedehnt und vollständig, daß der Erzbischof von York in der Begehrung zu dem Einschnitte kam, sich mit dem Aufgebore der Grafschaft den Feinde bei Boordughbride oder Milten entgegenzustellen (20. Sept. 1319). Er ward geschlagen, 300 Geistliche und dreimal soviel Laien fielen durch das Schwert, oder fanden in der Flucht den Tod, und weil so viele Geistliche in diesem Treffen umkamen, hieß es in dem rohen Scherze dieser Zeit die „weiße Schlacht“ oder das Capitel von Milten.“ Auf die Kunde von solchem Mißgeschick hob König Edward sonder Verzug die Belagerung auf; indem er gegen Eiden zog, war es seine Meinung, die Schotten auf ihrem Rückzuge aus Northshire, wo sie 84 Städte und Dörfer geplündert hatten, abzuschneiden, sie mitten ihm abzu schneiden, auf, und gegen Ende des Jahres fiel D. nochmals verheerend in Cumberland und Westmoreland ein. Er zerstörte die in den Scheuern gesammelte Beute, und schickte eine Menge von Gefangenen, wie auch zahlreiche Heerden, nach Schottland; machte sich abgewandt so furchtbar, daß, wie es heißt, in den nördlichen Grafschaften von England Mütter ihre schreienden Kinder mit der Drohung: Der schwarze Douglas kommt, zu beschwichtigen wußten. Diese trübseligen Ereignisse führten zu einem zweijährigen Waffenstillstande, der jedoch mit dem 7. Dec. 1321 in Ende ging. Alsdann drangen die Schotten, unter D. und Randolph, in Northumberland ein; sie hatten Gortbridge erreicht, als Richard de Lescippis sich bei D. einfand, um eine schon früher, zu Jedburgh, Namens des Grafen von Lancaster mit ihm angeknüpfte Unterhandlung fortzusetzen. Es wurde (16. Jan. 1322) verabredet: Randolph und D. sollten mit ihren Truppen an einem bestimmten Tage zu den Grafen von Lancaster und Hereford hören, mit denselben in ihrem Streite mit König Edward II. leben und sterben, ihre Freunde schützen, und ihren Feinden schaden, unter keinem Vorwande abtr. Anspruch an Eroberungen in England machend; wogegen die englischen Grafen gelobten, nie zu einer Unternehmung gegen Schottland beiläufig zu sein, sondern ihr Außerse, thun wollten, damit Bruce sein Reich in Frieden besitze. Der Vertrag blieb ohne Folgen; Lancaster und Hereford fanden im Beginn der Empörung den Tod, und erst später drang Robert Bruce an der Spitze eines bedeutenden Heeres in Lancashire ein, während D. und Randolph mit einer Herababtheilung sich mehr östlich, das Thal von Burness entlang, hielten, brannten und niederkamen, was ihnen vorkam, und ihre Packwagen mit englischen Fuß- und Gut füllten. Vier und zwanzig Tage drachten sie auf diesem vergeblichen Zuge hin, dann kehrten sie am 24.

Jul. 1322 nach Schottland zurück. Im folgenden Jahre erwiderte der König von England diesen Einfall durch einen Besuch in Schottland; er sah sich aber genöthigt, zurückzugehen, ohne einen Feind gefangen zu haben, und auf dem Fuße verfolgte ihn König Robert. Während eines vergeblichen Versuches auf Roxburgh Castle erfuhr dieser, daß der König Edward mit seiner Armee bei der Abtei Melrose, unweit Walton, ausrube und; auf Verstärkung wartet; sofort gab Bruce den Befehl zum Aufbruch, und ein gewaltiger Marsch führte ihn plötzlich und unerwartet der englischen Armee gegenüber. Allein diese war mit großer Umsicht auf einem Felskücken aufgestellt, zu welchem nur ein einziger enger, fast unzugänglicher Fußpfad führte. Douglas erhielt Befehl, der Engländer Stellungen zu erklimmen, und Randolph verschmähte es nicht, als Freiwilliger, in Begleitung von drei Knappen; unter ihm zu dienen. Die Engländer leisteten heftigen und blutigen Widerstand, allein, wie bei einer früheren Gelegenheit, wurden sie durch eine Schar Hochländer, die in dem Gebirgskriege so vorzüglich gekübt, unangefochten, und in der Flanke und im Rücken bedrängt. Nur mit der größten Schwierigkeit entkam König Edward nach Berdington, indem er Gepäck und Kriegssack, dann den Johann von Dreilake, Grafen von Richmond, und den Heinrich IV. von Sully, den Großmundschen von Frankreich, als Gefangene zurückließ. Der von Sully benutzte seine Gefangenschaft, um zwischen den feindlichen Nationen einen Waffenstillstand auf 13 Jahre zu vermitteln; derselbe war aber noch lange nicht abgeschlossen, als Robert Bruce, wie es scheint, die Jugend König Edward's III. zu benützen gedachte (1327). Douglas besetzte das Heer, indem Robert selbst an dem Ausfalle darniederlag, er drang durch die wild verwachsene Grenze von Cumberland bis gen Wearvale, in dem Bisthume Durham; vor, und bezeichnete seine Straße durch mehr als herkömmliche Grausamkeit und Verheerung. Mittlerweile hatte auch ein zahlreiches und prachtvolles englisches Heer sich in Bewegung gesetzt, konnte aber die erste Kunde von des Königs Nähe nur durch die flammenden und rauchenden Döfner erhalten. Diesen trübseligen Leuchthürnen folgte sie, doch ohne die Urheber solchen Unglücks zu ertölen. Am Abende des zweiten, in unruhiger Verfolgung hingebachten Tages, ward in dem Kriegsrathe der Engländer beschloffen, durch einen Einmarsch das linke Ufer der Tyne zu gewinnen, und dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. In dieser Absicht wurden Gepäck und Munitionsrath nach Durham zurückgeschafft, und Niemand durfte mehr mitnehmen, als ein an den Gürtel gebundenes Laib Brod. Das Heer brach um Mitternacht auf, marschirte den ganzen Tag hindurch, immer gerade aus über Berg und Thal, Sumpf und Heide, und setzte kurz vor Sonnenuntergang den 20. Jul. 1327 bei der Stadt Haydon über die Tyne. Hier blieb es sieben Tage, ohne Feindschaft von dem Feinde zu haben, und litt durch abnahnende Kregungsflut und gänzlichen Mangel an Lebensmitteln. Die Krieger murerten und argwöhnten Verriath, Edward aber versprach durch öffentliche Kundmachung dem Ersten, der ihm Nachricht von den Schotten bringen würde, den Mittertag

und einen lebenslänglichen Jagdgehalt von 100 Pfund. Hierauf ging das Heer über den Fluß zurück, und am vierten Tage kam Thomas von Robeh zum Könige gesprengt und meldete: die Schotten stehen sieben Meilen von hier auf einem Berge, wo sie Euch vorige Woche erwarteten. Ich habe sie selbst gesehen, denn ich bin gefangen und freigelassen worden; um die von Euch verheißene Belohnung zu verdienen, und dabei in Douglas' und Randolph's Namen zu berichten, wie sie ebenso wenig von Euren Bewegungen wußten, als Ihr von den ibrigen, daß sie aber ersticht sein würden, Euch in ihrer gewöhnlichen Stellung zu empfangen." Die Engländer bereiteten sich eilig zur Schlacht, und rückten am Morgen des 1. August unter Führung des neuen Ritters von Robeh vor. Die Schotten aber lagerten in Hütten auf dem Gipfel eines Berges am rechten Ufer. Als sie der Engländer ansichtig wurden, stellte sich die ganze Mannschaft, zu Fuß, in drei Abtheilungen auf den Abhang des Berges, der Fluß blieb zwischen ihnen und den Feinden. Edward ließ seine Krute abgeben, schlug mehrere zu Ritten und sprengte in Begleitung seines vornehmsten Barons durch die Reihen. Nach einer kurzen Pause rückte das Heer langsam gegen das Felsplateau vor; aber die Schotten blieben unbeweglich in ihrer Stellung; ein englischer Held ward ar zu abgebeutet, mit dem Vorworte, eines der beiden Heere solle sich in eine gewisse Entfernung zurückziehen, und dem Gegner gestatten, über den Fluß zu gehen und sich an dem jenseitigen Ufer aufzustellen. Douglas erwiderte, er sei hergekommen gegen des Königs Willen, und werde nicht ihm zu Gehorchen dem Berg verlassen. Sei das dem Könige nicht recht, so solle er überkommen und ihn fortjagen, wenn er könne. Auf diese Antwort blieben die Engländer die ganze Nacht hindurch unter den Waffen, die Schotten aber ließen eine Abtheilung zur Bewachung des Flusses zurück, und begaben sich in ihre Hütten, wo sie, sagt Kresshard, wunderbar große Feuer anzündeten, und um Mitternacht ein solches Blasen und Lärmen mit ihren Hörnern anstiegen, daß es schien, als ob alle große Thiere aus der Hölle herauskämen. Die zwei folgenden Tage vergingen ebenso, aber bei Anbruch des dritten waren die Schotten verschwunden. Nachmittags entdeckte man sie auf derselben Seite des Flusses, auf einem andern, noch schwerer zugänglichen Berge. Der König folgte und lagerte ihnen gegenüber, in Stanhopepark. Mitten in der Nacht wurden die Engländer durch das Geschrei aufgeschreckt: „Douglas, Douglas, herdt ihn englischen Diebe! Der verwagene Isobor war in eigner Entfernung mit 200 Mann über den Fluß und an den schlafenden Schildwachen vorbei gegangen und hatte, gleichsam als wäre er ein englischer Offizier, der Kunde ginge, ausgerufen: „heiliger Georg, haben wir keine Wächter hier?“ Ohne wahrgenommen zu werden, erreichte er des Königs Bett, er hieb eigenhändig dessen Seite ab, doch entging der junge König durch die Treue seines Kaplans und anderer Diener, die zu seinem Schutze das Leben ließen, dem Tode oder der Gefangenschaft. Da aber hiermit der Hauptzweck des Unternehmens verfehlt war,

und das englische Heer anfang, sich zu sammeln, trat D. nach dem er 300 Mann geleitet, stieß aber auch einigen Verlust erlitten, den Rückmarsch an. In der zweiten Nacht nach diesem Verluste erhielten die Engländer durch einen Gefangenen die Kunde, daß das gesammte schottische Heer Befehl gehabt hätte, sich zum Abmarche bereit zu halten, und an demselben Abend dem Banner Jakob's zu folgen. Sie erblinden in diesem Befehl eine neue Zustimmung zu Wiederholung jenes nächtlichen Überfalls, und lauerten die ganze Nacht unter dem Bausen allein D. war zu klug, um dieselbe Kriegsthat noch einmal anzuwenden. Alles blieb still und ruhig am Morgen des 6. August wurden zwei Trompeter eingebracht, welche ausfügten, die Schotten hätten am Mitternacht ihr Lager verlassen, und seien auf dem Marche nach Schottland. Die Engländer glaubten der Erzählung nicht, und blieben den größten Theil des Tages über in ihrer Stellung. Zuletzt drückten sie Gewissheit von der Sache, allein es wäre ein fruchtloses Unternehmen gewesen, einen an Uthigkeit überlegenen Feind, der schon 30 Meilen voraus hatte, verfolgen zu wollen; das Heer marschirte also nach Durham und von da nach York, wo es ausgelöst wurde. Diesen für England so unruhigen Feldzuge folgte bald genug, am 1. März 1328, der für beide Reiche gleich notwendige Friede von Northampton, und weil es D. gewesen, der ihn unterhandelt, wurde ihm durch besondere Gnade des Königs von England ein in Northumberland gelegenes Gut zurückgegeben. Am 7. Jun. 1329 beschloß Robert Bruce in dem Alter von 55 Jahren sein heldenmüthiges Leben. Kurz vorher wurde D. zu ihm gerufen; der König bat ihn inländisch, dafür zu sorgen, daß sein Herz, nach seinem Tode, aus seinem Leichname genommen werde, und besahor ihn, selbst die Mühe zu übernehmen, dieses Herz, zu Lösung eines Gelübdes, nach Palästina zu bringen, wohin er in Person habe ziehen wollen, sobald er der Sorge um den englischen Krieg entledigt gewesen sein würde. „Meine Stunde ist jetzt gekommen“, sagte er hinzu, „ich kann die Gelegenheit nicht mehr benutzen, sondern muß fast meines Körpers mein Herz dahin schaffen und ein besserer Ritter zur Ausführung eines solchen Auftrags, als Ich es seib, mein theurer und verdorbter Freund, ist auf der Welt nicht zu finden.“ Jakob that, wie sein sterbender Behieter gewünscht hatte; er nahm das kostbare Herz in seine Dehut, und zog mit stattlichem Gefolge aus, um sich nach Palästina zu begeben. Auf seiner Seefahrt landete er umweil Sevilla, im J. 1330, und als er hier vernahm, wie König Alfons XI. von Castilien gegen die Ungläubigen zu Felde liege, bot D. alsbald dem Monarchen seine Dienste an. Mit Ehrenbezeugungen und Dankbarkeit wurden dieselben angenommen; allein da der tühne Ritter sich vor Aëba (westlich von Antequera) in Verfolgung fliehender Feindesheeren zu weit wagte, ward er in einem Augenblicke, wo nur wenige seiner Begleiter um ihn waren, von einer Menge Sarazenen umringt und angefallen; dennoch hätte er ihnen wohl entkommen mögen, wenn ihm nicht daran gelegen gewesen wäre, den noch stärker bedrängten Sir William Sinclair zu befreien. Allein dieses mißlang, und

Jakob selbst erlag der Rehrasht. — Niemals verlor Schottland einen bessern Mann, zu einer Zeit, wo es dessen Dienste am meisten bedurft hätte. Douglas vereinigte die romantischen Eigenschaften eines echten Ritters mit den Gaben eines ausgezeichneten Feldherrn. Die Männer seines Gefolges, die den Unfall überlebten, brachten Bruce's Herz und den Leichnam des getrennten Lords Douglas in die Heimath zurück, und Jakob ward in seiner Vater Gruft in der Kirche zu Douglas beigesetzt. Eheleibliche Nachkommen hinterließ er nicht, wohl aber einen natürlichen Sohn, den Sir William Douglas, den sogenannten Ritter von Libbisdale, der zwar des Vaters Muth und kriegerische Gaben erbt, keineswegs aber die lauten und hochherzigen Gesinnungen eines wahrhaftigen Ritters besaß. Als die Engländer mit Edward Baliol in Schottland einbrachen, war der Ritter von Libbisdale einer ihrer entschiedensten Gegner; er stieß aber in einem hitzigen Gefecht an der Grenze eine bedeutende Niederlage (1333), gerieth selbst in Gefangenschaft, und wurde während zweijähriger Haft überaus streng behandelt. Kaum aus seiner Haft entlassen oder entlassen, kam er zufällig in die Nähe des Gefechtes, welches bei dem Flecken Moor, unweit Edinburgh, zwischen den Soldaten des Grafen von Ramur und einigen königlich gesinneten Schotten stattfand (August 1335); und von den Pentlandsbügeln herabflürend, entschied er augenblicklich den Kampf zu seiner Landsleute Gunsten. Ebenso nahm er Antheil an dem Tode von Aldrummy, wo David von Strathbogie, Graf von Athol, unter den Schotten der mächtigste Verbündete König Edward's III., den Tod fand. Nachmals war er vornehmlich im Süden thätig; er vertrieb die Engländer gänzlich aus dem Abernethyale, bezwang das feste Schloß Hermitage, schlug den Roland de Baur, und bezwang in einem vierten Treffen, nachdem er ihn drei Mal an einem Tage angegriffen hatte, den Sir Lorenz Abernethy, einen Schotten von der englischen Partei, den er selbst zum Gefangenen machte. Ein noch wichtigeres Ereigniß war die Einnahme des von Edward III. besetzten Schlosses zu Edinburgh. Der Ritter von Libbisdale erkaufte einen festen Hermann, Namens Johann Currie, eine Anzahl erprobter Krieger in seinen Rath aufzunehmen. Currie und diese Krieger, als englische Mannen verkleidet, gingen in das Schloß, mit Fäscern und Mündeln beladen, als ob sie Wein und Mundvorrath brächten. Unter dem Thore warfen sie ihre Ladung ab, damit dasselbe nicht geschlossen werden könne, dann zogen sie ihre Waffen hervor; der Ritter von Libbisdale, der mit einigen ausgesuchten Männern im Hinterballe gelegen hatte, eilte ihnen zu Hülfe, und die englische Besatzung wurde überwältigt, und aus dem Schlosse verjagt. Das Gegenstück hierzu lieferte der tapfere Alexander Kampf im Frühjahr 1341 durch Einnahme der Feste Norburgh, die ihm König David alsbald mit der Würde eines Scheriffs der Grafschaft löhnte. Der Ritter von Libbisdale, welcher große Besigungen in Norburgh hatte, und seiner Dienste wegen nicht mindere Ansprüche an seine Würde machen zu können glaubte, schloß sich durch den Kampf gegebenen Vorzug höchlich beleidigt. Nachdem

er dessen Freund und Waffenbruder gewesen, wurde er des beglückten Nebenbuhlers geschworener Feind. Douglas ist von einer Ehat Bewaffneter, zog er gegen Sir Alexander Ramsay aus, als dieser Gerichtsbarkeit zu David hielt, er verfolgte dessen wenig zahlreiche Bedeckung, verwundete ihn, als er noch auf der Reichthum saß, warf ihn auf ein Pferd, jagte mit ihm durch Gebüsch und Bergpfade zu seinem einsam gelegenen, oben Schlosse Hermitage, und warf ihn dort in einen düstern Keller. Der edle Gefangene mußte hier, im brennenden Schmerz seiner Wunden, mit Hunger und Durst kämpfen, und ertrug und triftete solch elendes Dasein eine Zeit lang durch Aßner, welche einzeln von dem über seinem Haupte befindlichen Kornspeicher herabfielen, bis endlich der Tod ihn von seiner Marter befreite. König David, dessen vorzeitige Günst die Ermordung des tapfern Ritters veranlaßt hatte, sah sich durch seine Dummheit und durch den Drang der unregelmäßigen Zeiten gezwungen, dem unmenslichen Mörder nicht nur zu verzeihen, sondern ihm auch das Schloß Roxburgh, und dazu die durch seine That erlebte Ehrengewürde zu verleißen. Auch in den Augen der Welt war durch des Ritters von Riddibale schrecklichen Frevel seine Ehre nicht im Mindesten verletzt, nach wie vor blieb ihm der früher erworben, glänzende Name, „Blume der Ritterschaft.“ Im J. 1345 unternahm der Ritter von Riddibale einen erfolgreichen Zuzug nach England, und besand er sich in dem Heere, womit König David selbst im folgenden Jahre England heim suchte. Die Nachrichten, welche der Ritter von der Zusammenziehung der feindlichen Streitkräfte einzog, veranlaßten ihn zum Rückzug, oder wenigstens zu Vermeidung einer offenen Feldschlacht zu raten. Allein die andern Barone, durch Raublust verblindet, wollten von so vorsichtiger Rathe nichts hören, und König David setzte seinen Marsch bis in die Nähe der Stadt Durham fort. Am Morgen des 17. Oct. 1346 rückte der Ritter von Riddibale mit 400 Reifigen aus, um Fütterung und Lebensmittel beizubringen, und von dem Hügel bei Ferry aus erblickte er die ganze englische Armee, die eben den Marsch von Auckland nach Sunderland angetreten hatte. Da seine Mannschaft durchaus nicht den feindlichen Streitkräften entsprach, versuchte er den Rückzug zu bewerkstelligen. Er ward aber angegriffen, verprengt und litt großen Verlust. Er und die wenigen feinen Reiter, die noch entkamen, brachten jedoch durch ihre Meldung das schreckliche Lager in Bewegung, und es erfolgte die von Heriotsoff benannte Schlacht. Riddibale, der sich mit dem Stewart und dem Grafen von Dunbar in das Gemüthe des linken Flügel stellte, hätte sich, gleich vielen, welche durch Zufall zu diesem Kampfe gekommen, und bei diesem Verluste wurde er, gleichwie David selbst, ein Gefangener. Seine Gefangenenschaft war sehr langwierig, noch im J. 1354, als Sir David Berkeley auf seine Veranlassung ermordet wurde, besand er sich als Gefangener in London; endlich erfolgte doch seine Freisetzung. „In einer bösen Stunde,“ um mit Lord Hailes's Worten zu sprechen, „verrichtete Sir William Douglas aus alle fern

nen Großthaten, und um zeitlicher Güter willen brachte er seinen Namen als den eines Auheltragers und Brandstücker auf die Nachwelt.“ In einem Verträge mit dem Könige von England maßte sich der Ritter nämlich einer verdräulichen Unabhängigkeit an, indem er unter nichtigem Vorwande der Treue und Pflicht gegen seinen König und sein Vaterland entsagte, sich verpflichtete, den Engländern zu jeder Zeit und zu jedem Zwecke den Durchzug durch seine Besitzungen zu versetzen, ferne eine Ehat streibbarer Männer zum Dienste Eduard's bereit zu halten, und überhaupt dem Könige von England alle die Kriegsdienste zu leisten, die er dem eigenen Vaterlande nur immer schuldig sein könnte. Der Preis für seinen Abfall war die Entlassung aus dem Kerker, und eine Verleihung König Eduard's, wodurch ihm sämtliche Güter und Herrschaften von Riddibale, namentlich auch das Schloß Hermitage, dann einige Besitzungen in Cumberland übertragen wurden. Aber des Ritters Plan war, den noch schneller vernichtet, als entworfen. Nicht lange hatte er die Freiheit gekostet, so wurde ihm, während er im Eridwald jagte, ein Hinterhalt gestellt, und sein Vetter und Pathe, Lord William Douglas, erschlug ihn in dem Galesford, zwischen dem Tweed und Tyronfluß, an einer Stelle, die wegen des zum Ansehen dieses Vorfalls errichteten Kreuzes, noch wirklich William's Groß heißt. Seine Leichenfeier wurde in der Eirankirche, zwischen William's Groß und Melrose gehalten, der Leichnam später nach Melrose gebracht. Einmal waren es weder des Ritters Thaten, noch seine Verbindungen mit England, die den Arm des Rächers bewaffneten, sondern lediglich Familienansprüche; der Barlord hatte sich allzuviel von des Hauses Eigentum und Einflusse zugeeignet.

Duag, des tapfern Jakob D. vollbürtiger Bruder, war auch dessen gesetzlicher Erbe; da er jedoch ebenfalls ohne rechtmäßige Nachkommenschaft war, so überlag er im J. 1343 alle seine Güter an seines Bruders Archibald Sohn, Wilhelm. Archibald war, wie wir gehet haben, der ältere Sohn aus der Ehe des Wilhelm D. mit Margaretha von Ferraes, und besaß durch königliche Verleihung die Barone's Galloway, mit ihrer Hauptstadt Hill's Gasse. Er war einer der Tapfern, welche den dem Lande ausgebrungenen König Eduard Baliol durch plötzlichen Abmarsch nach England verjagten, und trat, nachdem der bisherige Regent, Andreas Murray von Rothwell, vor Roxburgh in englische Gefangenenschaft gerathen war, an dessen Stelle. Als die Engländer Berwick belagerten (Jah. 1333), drang Archibald, eine Diversion zu bewirken, in Northumberland ein, und bedrohte das Schloß Bamborough, wo die junge Königin-Philippa Hof hielt, mit einer Belagerung. Die Lage von Berwick nöthigte ihn aber zu einer rückgängigen Bewegung, und die ernste, von König Robert Bruce hinterlassene Ermahnung vergriffen oder geringachtend, entschloß er sich, das Schicksal des Landes aus einen Entscheidungskampf zu setzen. Am 19. Jun. überschritt er die Tweed, und am andern Morgen erfolgte die Schlacht bei Halidonhill, die mit der vollständigen Niederlage der Schotten endigte. Der



Regent Douglas selbst wurde verwundet und gefangen, starb auch bald darauf in der Haft. Sein Sohn, Wilhelm IV., der in Frankreich zu Führung der Waffen erzogen worden, kam gleich nach der Schlacht bei Neils-  
 cros in sein Vaterland zurück, und begann alsbald den Kampf mit den Engländern, die er aus Dougladale, nochmals auch aus dem Estridforke und dem Arviot-  
 thale vertrieb; Pöwlingen, deren kriegerische Bewohner bereits seit langer Zeit Anhänger des ritterlichen Hauses D. gewesen waren. In einem Einfälle in Northumbers-  
 land holte der Graf von March sich ihm beigesellt, und während beide Heerführer innerhalb des schottischen Ge-  
 bietes, bei Ribbet, Stellung nahmen, schickten sie den William Ramsay mit 500 Reifigen zur Plünderung aus.  
 Ramsay trieb schnell reiche Beute zusammen, und ritt damit, wie ihm geboten war, nach Schottland, Angesichts  
 der Befehle von Northam, zurück. Ergrünt über diesen  
 Zug, künzte der Befehlshaber im Schlosse, Sir Thomas Greg, an der Spitze einer auserlesenen Reiter-  
 schar, heraus, den fliehenden Ramsay zu verfolgen, fiel  
 aber in den Hinterhalt bei Ribbet, und ward nach ritter-  
 licher Gegenwehr geschlagen und gefangen genommen.  
 Nicht minder thätig zeigte sich D., als Edward III. nach  
 der brennenden Rächtheil 1355 den Wüthung aus dem  
 verödeten Schottland antreten mußte, und einmal konnte  
 der König kaum der Gefahr entgehen, sein Gefangen zu  
 werden. Es war dieses der fünfte Versuch, von Edward  
 gemacht, um sich das Nachbarreich zu unterwerfen,  
 nach dessen Mithingen gewandt ursprünglich die Unterhan-  
 lung um die Freilassung des Königs David, an der auch  
 D. als einer der schottischen Unterhändler Theil nehmen  
 mußte, neues Leben. Fünf Jahre nach der Schlacht bei  
 Neils-cros durfte der König endlich sein Reich wieder-  
 sehen, und, durchdrungen von Dankbarkeit für die von  
 Wilhelm empfangenen Dienste, ernannte er denselben als-  
 bald, im J. 1356, zum Grafen von Douglas, gleichwie  
 er ihn auch in der doppeltigen Eigenschaft eines Oberhofs  
 von Northumbria und Selkirk bestellte. Der lange Auf-  
 enthalt in England war nicht ohne Einfluß auf David's  
 Neigungen und politische Gesinnung geblieben, und durch  
 Besuche in England und vielfältigen Verkehr mit Eng-  
 ländern gab der König seinen Unterthanen den Beweis,  
 wie sie ihr Vermögen nur zu nutzloser Aufrechterhaltung  
 des Fehdegeses für einen Monarchen verschwenden, der sein-  
 nem Erbreiche das Land seiner Gefangenschaft vorzog.  
 Als er gar den Versuch machte, die Ordnung in der  
 Thronfolge zu verändern, und sie dem dritten Sohne  
 Edward's III., dem Herzoge von Clarence, zuzuwenden,  
 erhoben sich gegen ihn der durch die Veränderung zu-  
 nächst verlegte Stewart, der Graf von March, Douglas,  
 und mehrere südliche Barone; sie schlossen Bündnisse mit  
 einander, und rüsteten sich, wie sie wenigstens sagten, die  
 von Robert Bruce festgesetzte Ordnung der Thronfolge zu  
 verteidigen. Der König dagegen bewiesene sich eben-  
 falls, wie er behauptete, keineswegs, um eine Verände-  
 rung in dieser Ordnung zu erzwingen, sondern um die  
 Ruhe im Lande zu heben, und die verödeten Länd-  
 anzuhäuten, daß sie die Waffen niederlegten, was er auch

erzielte. Stewart, Douglas, March und die übrigen  
 Verbündeten mußten in offenem, zu Annurdoch zusam-  
 menberufenem Parlament ihrem Bündnisse feierlich ent-  
 sagen (14. Mai 1363). Wilhelm starb im J. 1384, und  
 wurde in der Abtei Melrose, die ihn zu ihren Haupt-  
 wohlthätern zählt, beerdigt. Er war drei Male verheirathet  
 gewesen: 1) mit Margaretha, der Tochter von Dos-  
 nald, der Schwester und Erbin von Thomas von March;  
 2) mit Margaretha, des Grafen Patricius von March  
 Tochter; und 3) mit Margaretha Stewart, des Grafen  
 Thomas von Angus Tochter. Aus der ersten Ehe, die  
 zwar bald, wegen kanonischer Hindernisse, getrennt wurde,  
 kamen zwei Kinder, Jakob II., Graf von Douglas, von  
 dem alsbald, und Isabella, die nach dem Tode ihres  
 Bruders die Grafschaft Mar erbt, und in erster Ehe mit  
 Malcolm Drummond von Gargil, in anderer Ehe mit  
 Alexander Stuart verheirathet war, und an letztem im J.  
 1404 die Grafschaft Mar abtrat, wiewol auch ihr erster  
 Ehemann den Titel eines Lord Mar geführt hatte. Aus  
 des Grafen Wilhelm zweiter Ehe kam ein Sohn, Archi-  
 bald, Lord Gallonau, und nochmals ebenfalls Graf von  
 Douglas, von dem unten. Aus der dritten Ehe war ent-  
 sprossen der Abhänger der Grafen von Angus, Georg D.,  
 von dem zu seiner Zeit.

Jakob II., Graf von Douglas und Herr von Eddis-  
 dale, auch aus der mütterlichen Erbschaft, Baron von  
 Drumlanrig, scheint, gleichfalls in dem Rechte seiner Mut-  
 ter, nach König David's Tode, Anspruch auf die Krone er-  
 hoben zu haben, der aber, kaum geäußert, auch schon  
 wieder bei Seite gelegt wurde, nachdem König Robert II.  
 den Präidenten durch die Hand seiner Tochter Isabella  
 Stuart zu beruhigen mußte. Aber auch ohne so nahe  
 Verbindung mit dem neuen Königsstamme würde Jakob  
 nicht ungenutzt haben, an dem Kriege mit England,  
 der sich vom J. 1378 an entspann, den lebhaftesten An-  
 theil zu nehmen. Gleich in dem ersten Jahre besiegte er  
 in einem hitzigen Treffen, unweit Melrose, die von Mas-  
 grave befehligte Besatzung von Berwick. Die Schlacht  
 wurde eigentlich durch die persönliche Tapferkeit von Ja-  
 kob's Bruder, von Archibald D., entschieden; dieser näm-  
 lich, der mit Keckigkeit ein Schwert schwang, das ein  
 gewöhnlicher Mann kaum aufheben konnte, durchbrach  
 durch die Wuth seiner Stricke die Reihen der englischen  
 Krieger, und die Kriegstunf der damaligen Zeit, mußte  
 einer einmal entstandenen Unordnung nicht mehr abhelfen.  
 Der Krieg dauerte, unter mancherlei Abwechselungen,  
 eine ganze Reihe von Jahren, und im J. 1388 glaubten  
 die Schotten eine günstige Gelegenheit gefunden zu ha-  
 ben, einem vermuthenden Einfall Edward's II. zu ver-  
 stehen. Befehl dessen wurde zu Jedburgh eine große Streit-  
 macht versammelt. Der Graf von Fife, des Königs zwei-  
 ter Prinz, war Oberfeldherr, allein die Hoffnungen des  
 Heeres ruhten auf dem Grafen Douglas, dem Manne,  
 der von den Feinden völlig für gefürchtet war, als irgend  
 einer, der jemals diesen schrecklichen Namen trug. Als  
 die in dem Rathe versammelten Feldherren böten, daß  
 die Northumbrier eine gewaltige Streitmacht zu einem  
 Einfall in Schottland zusammenzogen, beschloßen sie,

daß das Hauptheer nicht, wie Anfangs beabsichtigt war, in England einbringen, sondern daß unter dem Grafen D. Percy nur eine ausserlesene Schar von 300 Krieger-ten, nebst deren Begleitern, also 12 — 1500 Mann, nebst 2000 ausserlesenen Fußkämpfern, zu dem Einfälle vorzuziehen werden sollte. In geheimnißvoller Eile überschritt D. die Grenzen von Northumberland, bald auch die Tyne, und nicht nur das Bisthum Durham, sondern auch die ganze übrige Provinz, bis an die Thore von York, wurde mit Feuer und Schwert verheert. Auf seiner Rückkehr von dem erfolgreichen Zuge führte er seine Schar, wie im Triumph, vor den Mauern von Newcastle vorüber. In dieser Stadt lagerten die beiden Söhne des Grafen von Northumberland, Heinrich Percy, berühmte durch seinen Betrugnamen Hotspur (Reißhörn), und Ralph Percy. Nicht gelassen trugen sie die Räder ihres Erbfeindes, sondern kamen, obgleich sie zu einer Heilschlacht mit D. zu wenig Mannschafft hatten, hervor zu einem Schärmel mit den schottischen Kittern, die sich auch bereitwillig ihnen stellen und manche Lauge brachten. Ein Zweikampf fand statt zwischen dem Grafen D. und Heinrich Percy, in welchem Hotspur's Lanze, die an ihrer Spitze ein eisernes Könnchen mit seinem Wappenstein, im Besitze des schottischen Grafen blieb. „Dieses Siegeszeichen,“ sagte der Schotte, „werde ich heimbringen und auf dem höchsten Thurme meines Schlosses zu Dalketh aufspalten.“ „Das sollst Du nimmer thun,“ entgegnete Percy. „So mußt Du diese Nacht kommen,“ versetzte Douglas, „und es vor meinem Geleite weggibben.“ D. zog fürbaß, den Anführer hinan, und schlug Nachts ein Lager auf, indem er erwartete, daß Percy kommen würde, sein Wort zu lösen. Hotspur wurde wirklich nur durch den Bericht, daß D. sich auf die schottische Hauptarmee zurückziehe, und daß er sich bereits mit dem Grafen von March vereinigt habe, zurückgehalten. Als Hotspur aber am zweiten Tage hörte, daß die schottischen Heere noch weit aus einander wären, und daß D. sich nur langsam bewege, gleichsam als wollte er zum Nachsehen herausfordern, rüstete Percy etwa 600 Kämpfer, die mit ihren Knappen und Kleinen, zusammen einem starken Corps Bogenschützen, gegen 10,000 Mann ausmachen konnten, zusammen, und wendete sich, den Grafen zu verfolgen, westwärts. Jakob hatte sein Lager bei Otterbourne, einem Weiler in dem Nordthal, aufgeschlagen, und seine Linie dehnte sich östlich und westlich an dem Ufer des Flusses hin. Die Engländer setzten über den Nordfluß, und griffen die rechte Flanke der feindlichen Stellung an, die sie aber wohl verteidigt fanden. Douglas, der seinen Schlachtplan sorgfältig bedacht hatte, setzte die Verteidigung seiner Versammlung fort, bis er seine Mannschafft aus dem Lager gezogen und in einen dichten Daulen, jedoch mit veränderter Fronte, aufgestellt hatte, sodas seine Schlachtlinie sich jetzt nördlich und südlich hindehnte, während die eine Flanke durch den Fluß, die andere durch Hügel und Moräste gedeckt wurde. Zu gleicher Zeit gewählte das Nordthal einen Ausgang zum Rückzuge, sobald dieser nöthig werden sollte. Diese Veränderung der Stellung in dem Augenblicke des Zusam-

mentreffens beweist, daß D. außer seiner hohen Kitter-tugend auch als Feldherr eine Kenntnis besaß, die weit über diejenige hinausreicht, durch welche die Taktik unserer Tage bestimmt wird. Winterwetter gesteuerte die Engländer bei ihrem Eindringen in das schottische Lager etwas in Unordnung, und es überfiel sie ein Entsaunen, als sie im Mondschimmer einer hellen Herbstnacht in geringer Entfernung ihre Bezüge vor sich erblickten. Die Schlacht begann sofort unter lautem Brulles Percys von der einen, und des Grafen von der anderen Seite, und ward ganz so geführt, wie es sich von zwei so wackeren Kämpfern und deren Begleitern erwarten ließ. Endlich begann die Rehrzahl der Engländer die Oberhand zu gewinnen, als Douglas, wie es scheint, nach der Besonnenheit der Heiden seines Hauses, einen persönlichen, zweifelten Angriff machte. Er stürzte sich in den Feind, indem er seine Streitkräfte mit beiden Händen führte, und durch gewaltige Stöße sich Bahn machte. Sein Vorneemann drängte mächtig vorwärts, um bei seinem Geleite zu bleiben. Endlich, umringt von Engländern, macten von seinen Begleitern, empfang Douglas, ungerathet seiner gestählten Rüstung, drei tödtliche Wunden: Allein der Antrieb, den sein wüthendes Vordringen gab, hatte die Schotten ermutigt und die Engländer zu gleicher Zeit in Furcht gejagt; überdies wurde auch keinem von beiden Herren das Schicksal des schottischen Feldherrn kund: Mehrere schottische Kitter, die ihren Augenblick wahrnahmen, drangen zu dem Orte, wo Douglas in den letzten Tagen lag. Angstlich forschten sie, wie es um ihn stände. Bismlich gleichgültig erwiderte der Graf: „Das Leben ist fast entronnen. In unserm Hause gilt die Prophezeiung, daß ein todtter Mann eine Schlacht gewinnen soll; und ich denke, der Spruch wird diese Nacht in Erfüllung gehen. Ich falle, wie meine Ahnen sterben, die selten in ihrer Kammer, oder auf einem Schachtel starben. Verzeiht meinen Tod; erhebt mein Banner, laßt mein Heidegeschrei ertönen und rühmet meinen Fall!“ Die schottischen Führer, deren Drzen vor Belümmerniß und Begierbe nach Rache schmolzen, thaten einen neuen und zweifelten Angriff, und trieben die schon kausenden Engländer in die Flucht. Beide Percy wurden zu Gefangenen gemacht, und mit ihnen fast alle Engländer von Range, die in diesem berühmten Treffen fielen, von welchem Groisford behauptet, daß es eines der verwichensten jener Zeit gewesen, und daß von beiden Seiten mit der heldenmüthigsten Tapferkeit gekämpft ward. Die schottische Herrabtheilung stieß ohne weitere Aufsehung zu ihrer Hauptmacht, jedoch in einem Aufzuge, den aber dem einer Schar Leidtragender, als dem einer Siegerschar zu vergleichen; so allgemein war der Ruin und den verlorenen Feldherrn. — Jakob's Sieg und Tod erregten sich den 5. August 1388. Seine Ehe war kinderlos geblieben, die Stammgüter fallen demnach an seinen Halbbruder, den Lord Galloway, dessen die Baronie Drumlanrig aber hatte Jakob schon früher seinem natürlichen Sohne, Wilhelm, und in dessen Ermangelung einem andern natürlichen Sohne, Archibald, zugesichert. Wilhelm, als der Begründer des Hauses Drumlanrig



aber Angusborn, wird unmittelbar nach der Hauptlinie seinen Platz finden.

Archibald, Robert's II. Halbbruder, und durch dessen Tod Graf von Douglas, war früher unter dem Namen eines Barons von Selkirk bekannt gewesen, und hatte im J. 1391 als Gefandter den Hof von Frankreich besucht. Mit Elisabeth, der Thomas Murray, Lords Northwells Tochter, eheirathete er unter andern die Baronie Northwell, wofür er am 10. Oct. 1388 ein Collegiatisskript erhielt, und für die Unterhaltung des Prospekts und der acht Höfherren, die Güter Leabainstown und Retherhead aufsehte. Er hat auch die Namen, Benedictinecorrens, aus der Abtei Eincluden, in Galloway, vertrieben, und die Abtei in ein Collegiatisskript, mit einem Prospekt und zwölf Chorherren, verwandelt. Als im Besitze einer treuen Intrigue, des Herzogs von Albanien öffentlich versündigt wurde, daß die Hand des Thronerben, des Herzogs von Northay, der Tochter desjenigen Pairs von Northwells zu Theil werden sollte, welcher der Braut die schreckliche Nitgift aussagen würde, blieb Georg Graf von Northay der meistbietende, und nachdem er einen Theil der Heirathsangabe angemessen hatte, wurde seine Tochter mit dem Herzoge von Northay wirklich verlobt. Der Graf von D., dem es jetzt sehr einzuvielt, welchen Vortheil das ihm feindliche Haus March von solcher Verbindung haben könne, wußte dem Herzog von Albanien, dem es vielleicht erwünscht, die Heirathsangelegenheit seines Neffen mit noch schwächeren Umständen begleiten zu können, dahin zu stimmen, daß der mit March geschlossene Vertrag gebrochen und an seiner Tochter Stelle Majors, des Grafen von D. Tochter, gesetzt wurde. Für solchen Zerbruch wurde dem Grafen von March keine andere Entschädigung gegeben, als die, daß die Verlobung von den Reichthümern nicht bestätigt worden wäre, und, die Ungerechtigkeit voll zu machen, weigerte sich, oder zögerte wenigstens die Rückgabe, die Geldsumme, die er bereits als einen Theil der Nitgift bezahlt hatte, zurückzugeben. In gerechtem Unwillen sagte er seinem Souverain die Treue auf, um dem Könige Heinrich IV. von England zu hulldigen, denn er sei, wie er letztem, d. d. Dunbar, 18. Februar 1400, schrieb, „stark gekränkt durch den Herzog von Northay. Der Schalk beirathete meine Tochter, und jetzt nimmt er gegen das, was er mir mit Brief und Siegel versprochen, und gegen des Gebot der heiligen Kirche, ein andres Weib.“ Eben war die Zeit des Waffenstillstandes mit England abgelaufen, und die Gewißheit, einen Verbrühten von des Grafen von March Rücksicht zu haben, trug nicht wenig dazu bei, den König von England zur Erneuerung der Friedensverträge zu bestimmen. Er drang in einem plötzlichen Einfälle die Gönner vor; das Schloß aber ward tapfer von dem Herzoge von Northay vertheidigt, der in der Muthigkeit und Erfahrung seines Schwiegervaters schätzbaren Beistand fand. Zum Unglück für den Feigen starb dieser, der den Beinamen des Strenge oder der Schwärze trägt, im Febr. 1400, wie das Grabmonument in der Stiftskirche zu Northwell bezeugt, und David stand-schuppius seinen geimigen Feinden gegen

über, denen sich nun auch sein eigener Schwager beigesellte.

Archibald II. Graf von Douglas, wurde wahrscheinlich nur durch pecuniäre Interessen zu tödtlicher Feindschaft gegen seinen Schwager, den Herzog von Northay, hingeworfen. Gerüchte durch doskafte Berichte über seines Sohnes Willkür und Unentsatzbarkeit, gab der alte schwache König den Befehl, den Prinzen zu verhaften, und eine Zeit lang gefangen zu halten, damit dessen dornigköpfige Anwesenheit Sinn geschnitten werde; man ließ ihn aber zu Falkland zu Tode hungern. In der Zeit hiess es, der Prinz sei an einer ruheartigen Krankheit gestorben, die Gerüchte von einer Gewaltthat wurden aber so laut, daß ein Parlament, unter dem Vorsitze der Urheber des Mordes des versammelt, eine scheinbare Untersuchung des Falles anstellen mußte. Albanien und Douglas bekannnten, daß sie den Prinzen verhaftet hätten, dochstigten sich jedoch durch den königlichen Befehl, der ihnen zu dieser Gewaltthatigkeit geworden war, und schrieben den Tod des Prinzen einer Krankheit zu. Doch zeigten sie wol dadurch ihre Gewissensbisse, daß sie sich in weitläufigen und umfassenden Ausdrücken einen Pardon ausfertigen ließen, trakt dessen sie vor jedes Anklage wegen begangenen Mordes, den sie leugneten, sowie vor jeder fernern Anklage wegen der Verhaftung, die sie eingestanden; geschützt sein sollten. Der nach der Belagerung von Edinburgh abgeschlossene Waffenstillstand war indessen abgelaufen, und D. eilte zu einem Grenzvertrage, der ganz eigentlich sein Element, um durch denselben sein Verbrechen gegen das königliche Haus, vergessen zu machen. Allein das Glück schien ihn verlassen zu haben, aber aber der Himmel wendete seinen Beistand dem Mißgeschick an so grausamem Morde. Ungeachtet seines Muthes und seiner kriegerischen Geschicklichkeit verlor D. in jedem Treffen, das er bestritt, so viele von seinen Begleitern, daß er den Spottnamen Eineman, der verlorne Mann, oder der Mann des Verlustes, wie den Einschlüßungen des Grafen von March gehört haben, auch ohnehin dem neuen Lebensherren ungenügend folgten — des verbannten Grafen Güter waren nämlich dem Grafen von Douglas verfallen worden — hielten auf, die bisherige Parteilichkeit zu Streifzügen auf der Grenze zu zeigen; und Archibald forberte die Männer von Northay auf, die Tragen zu ihrer Dienstpflicht anzuhalten. Der erste Zug zu diesem Ende gelang; bei dem zweiten wurden die von Northay auf Roskell Moor, unweit West Wabert, am 22. Jun. 1402 durch den Grafen von March angegriffen; ihr Anführer, Stephan von Hales, blieb, sammt vielen seiner Gefährten, die übrigen, die Blüthe der Ritterhaft von Northay, wurden gefangen. Diesen Schlag zu rächen, verlangte und erhielt Graf D. den Beistand des Herzogs von Albanien. Des Herzogs Sohn, Graf Murdoch von Fife, und die Grafen von Angus, Murray und Drinny, führten ihm ihre Streiter zu, und seine eigenen Scharen verstärkten dies Kriegsvolk bis zu einem Haufen von 10,000 Mann. March und Verwundung wurden bis unter die Thore von Roskell getrogen. Allein der Graf von Northumberland, sein Sohn,

der uns bereits bekannte Hofsput, Heinrich Percy, und der Graf von March, sammelten ein Heer im Rücken der Plünderer, und erwarteten sie bei Wisby, in der Nähe von Wooler. Am Tage Kreuzerhöhung, am 14. Sept. 1402, wurde die große, entscheidende Schlacht geliefert. Die Schotten standen auf dem Hügel von Homildon, die Engländer auf der Anhöhe gegenüber. Hofsput stürzte mit dem ihm eigenen Ungelume gegen die schottischen Reiben, als der Graf von March ihm in die Reihel griff, und rief: „zuwider!“ die Wirkung der Schiefswaffen zu versuchen. Die englischen Bogenschützen thäten nun ihre Schutzhelme mit der gemöblichen, verhängnisvollen Unverwundbarkeit und Behendigkeit, während die schottische Armee, auf dem Abhange des Hügel aufgestellt, ihnen ganz eigentlich als Zielscheibe diente. Ein tapferer Ritter, Johann Sinclair, sah, wie ein Graf von March in der Schlacht bei Redbourn, den Nachtheil der schottischen Stellung ein, und war auf Abhilfe bedacht. Er und sein ihm hieher feindlicher Nachbar, Adam Gordon, stürzten mit vereinten Mannen den Hügel hinab, um die Reiben der Unbesiegten zu durchbrechen. Aber zu schwach an Zahl, um durchzudringen, wurden beide Ritter, sammt ihren Begleitern, erschlagen. Zu spät kam D. selbst auf den Berg, den Hügel hinabzuziehen; indem er ihn verwickelte, geriet ein Krieger an einen kleinen, unten befindlichen, vorher nicht bemerkten Abgrund, es kam einige Unordnung unter sie, und die Reiben brachen sich; die englischen Bogenschützen, die etwas gewandt waren, fanden Gelegenheit, ihren Pfeilhagel von Neuem, jetzt zwar auf einen regellosen Haufen, fallen zu lassen. Die Niederlage ward allgemein, und es blieben der Schotten Viele auf dem Platze. Douglas ward zum Gefangenen gemacht; fünf Wunden und der Verlust eines Auges zeigten, daß er, wenn auch nicht als Feldherr, doch als Krieger seine Pflicht gethan hatte. Durdach, der Graf von Hise, die Grafen von Murray und Angus, und ungefähr 20 Häuptlinge und Männer von Bedeutung geriethen ebenfalls in Gefangenschaft. Den Siegern befehl König Heinrich von England, die bei Homildon gemachten wichtigen Gefangenen nicht ohne seine ausdrückliche Zustimmung gegen oder ohne Lösegeld freizulassen, zugleich aber verließ er großmüthig dem Grafen von Northumberland und dessen tapferm Sohne die ganze Grafschaft Douglas, sammt allem übrigen Besitztume des Hauses D. Kein Befehl der Ritterchaft stand fester, als dasjenige, welches den Gefangenen seines Schwertes und seiner Länge der Verfügung des Siegers birgob, gleichwohl waren Verbote, wie sie jetzt Heinrich IV. in Ansehung der Gefangenen von Homildon erließ, auch von früheren Königen häufig erlassen worden, es ist daher kaum glaublich, daß, wie neuerliche Geschichtschreiber behaupten, der Born über solche Beschränkung die Percy bewogen haben sollte, die Waffen gegen einen Fürsten zu ergreifen, dessen Erhebung ihr Werk war. Dem Irc aber, wie ihm wohl, D. wurde in Freiheit gesetzt, die Percy zogen, angeblich unter dem Vorwande, die ihnen verlebte Grafschaft Douglas zu erobern, ihre Mannen zusammen, belagerten wirklich im Jun. 1403 den Grenzthurm Gort-

lawis oder Dringison, vereinigten sich aber ungewarnt mit Archibald's Scharen, und zogen stracks nach den Grenzen von Wallis. In der gimaßigen Schlacht bei Schremsburg, 21. Jul. 1403, führten Hofsput und D., die seit langer Zeit in Raim Verwundeten waren, und für die tapfersten Ritter der Christenheit galten, sich mit 30 Begleitern mitten in den Feind. Sie warfen sich vor sich nieder, die Reihwache des Königs ward aufeinander gesprengt, der Graf von Stafford, Sir Walter Blount, und zwei Andere, die, um den Feind zu täuschen, des Königs Rüstung trugen, wurden erschlagen, das königliche Banner ward zu Boden geworfen, und der Prinz von Wallis im Gesichte verwundet. Der beiden Ritter Absicht war es, den König zu tödten, oder zu fangen; allein er hatte seine Rüstung gewechselt, und suchte auf dem andern Hügel. Die Weiben, in ihrer Erwartung gefaßt, beschloßen, sich durch den Feind, der ihnen den Rückzug verperrt hatte, durchzuschlagen, und es war ihnen heimgelungen, als Hofsput durch einen Pfeilschuß getödtet wurde. Mit ihm starben der Muth und die Zuversicht seiner Leute, die, sobald des Feindes Fall ruckbar wurde, nach allen Richtungen flohen. Der Graf von Douglas floh nicht und wurde gefangen, jedoch mit aller Höflichkeit, die gegen vornehme Gefangene Sitte war, behandelt, und bald genug wieder in Freiheit gesetzt. Am 30. Mai 1421 versprach Graf Archibald, gegen ein Jahrgehalt von 200 Pfund lebenslänglich, dem Könige Heinrich V. von England mit 200 Gehörnsichten und 200 Mann Fußvolk zu dienen; der Vertrag war aber kaum entworfen, als der Grafen Schwiegervater, der in seine Tochter Elisabeth verheiratete Graf von Buchan nach Schottland zurückkehrte, um neue Rekruten für den Dienst Frankreichs zu suchen. Buchan wußte seinen Schwiegervater, der sich während der ganzen mit England geführten Unterhandlung gleich einem unabhängigen Fürsten benahm, umzustimmen, und Archibald, ankam zu den Engländern zu stoßen. Stellte zum Dienste Frankreichs ein Hülfscorps von 5000 Mann, wozu gegen ihn König Karl VII. von Frankreich, durch Erlaube vom 19. April 1423 die schönste Landtschaft Rouvaine verließ, um solche, sammt seiner männlichen Nachkommenschaft, als Herzogthum und Pairie zu besitzen. Verloßt durch solche Gaben ging Archibald nach Frankreich hinüber, allein das Mitleid, welches ihm schon den Beinamen des verlorenen Wannes zugezogen hatte, wich nicht von seinem Banner. Sir Greogan, vier Stunden von Auxerre, erlitten die Schotten am 1. Aug. 1423 eine schwere Niederlage, die ihnen 900, ihrem französischen Verbündeten an 3000 Mann kostete. Noch verhängnisvoller für die Schotten war das Treffen bei Vermand, in der Normandie, 17. Aug. 1424. Es war ein Doppelteffen, veranlaßt durch eine Bewegung der Armer, welche den Entsatz des von den Engländern belagerten Jory, an der Eure, zum Zweck hatte. Der Entsatz kam zwar zu spät, der Verlust von Jory wurde jedoch reichlich ausgeglichen durch die Einnahme der ungleich wichtigeren Stadt Vermand. Die Armer, hiermit zufrieden, ließen wol in ihre früheren Quartiere zurückgehen mögen, sie mußten aber zwei Tage mit der Belagerung des Schlosses verlieren,

und der Herzog von Bedford, der die Engländer beschlichtete, und dem Douglas den Spottnamen: Johann mit dem kleinen Schwerte, beigelegt hatte, gewann Zeit, nach Bernueil hinauszugehen. Sein Herold mußte dem Grafen, der seit dem 19. April 1424 zum Lieutenant des Königs und Befehlshaber der französischen Heere ernannt war, ankündigen, daß der Herzog sich aus dem Wege besinde, um mit ihm Wein zu trinken und lustig zu sein, und der Graf antwortete, er solle höchst willkommen sein, indem er sich nur deshalb aus Schottland nach Frankreich gekommen sei, um sich mit dem Herrn Herzog gütlich zu thun. Douglas, der seine Mannschaft auf vortheilhaftem Boden aufzustellen wünschte, schlug vor, Halt zu machen, und die Engländer aus dem Punkte zu erwarten, wo man des Goldes ansichtig geworden. Der Bicomte von Narbonne, einer der bedeutendsten französischen Generale, bestand jedoch darauf, vorzurücken; die Schotten waren gezwungen, ihren Verbündeten zu folgen, und kamen darauf athem- und vermunlos in die Schlacht. Die Folgen waren höchst trübselig; Douglas, sein Sohn und Buchanan fielen, und mit ihnen die meisten ihrer Krieger, so daß die schottische Hilfsmacht fast als vernichtet anzusehen war. Doch hatten auch die Engländer so bedeutenden Verlust erlitten, daß der Sieger alle Freudenbewegungen unterlag. Archibald wurde in der Kirche S. Gratian zu Tours beigelegt, seine Gemahlin Margaretha, König Robert's II. Tochter, ruhet zu Elmdun, wo ihr schönes Grabmonument noch im Chor der verfallenen Kirche zu sehen ist. Sie hatte ihm sieben Kinder geboren; darunter sind insbesondere die Söhne Archibald III. und Jakob zu merken.

Archibald III. folgte dem Vater als Graf von D., Herzog von Touraine\*), Lord von Galloway, Annandale und Wigton, war einer der Begleiter des Grafen von Buchan, als dieser im J. 1420 ein Hülfscorps von 7000 Mann nach Frankreich führte, erhielt zu Belohnung der in diesem Feldzuge bewiesenen Tapferkeit von dem Könige von Frankreich die Grafschaft Comperville in der Normandie, und ging im J. 1424 mit dem Bischof Heinrich von Aberdeen und Wilhelm Hay von Errol, als Gesandter nach England, um die Befreiung König Jakob's I. zu erwirken. Seine Sendung hatte den erwünschten Erfolg, gleichwohl wurde Archibald, als König Jakob kaum die Äugel der Regierung ergriffen, während einer Parlamentssession zu Perth, am 12. März 1425, sammt den Prinzen von Albanien, den Grafen von Angus und Fife, und zwanzig andern Personen vom höchsten Range, festgesetzt. Die Prinzen büßten mit dem Leben, Archibald erhielt die Freiheit wieder, und gelangte während der Minderjährigkeit Jakob's II. zu so unübersehblichem Einfluß und Ansehen, daß William Crichton, der Kanzler, und Alexander Livingston von Calender, der Statthalter,

die beiden rivalisirenden Minister, sich genöthigt sahen, so groß die Furcht, die er ihnen einflößte, ihm das Amt eines Generallieutenants des Königreichs zu übertragen. Leicht würde es ihm geworden sein, die beiden Nebenbuhler zu erdrücken, ihn ergötzte aber vielmehr der eistlose Kampf, in welchem er alle die Lebendigkeit entwidelt, die weitverbreitete Gaultier in der Darstellung ihrer Geschwindigkeitskunststücke zu zeigen pflegen. Crichton, in dem Schlosse von Edinburgh belagert, und dem Unterliegen nahe, wendete sich in seiner Noth an den Grafen von D., indem er ihm beständige Freundschaft und treuen Beistand unter der Bedingung anbot, daß der Graf in dieser Krisis seine Vertbeidigung übernehme. Archibald hörte kaum den Schluß der Botschaft an, sondern antwortete mit würdevollem Blick und wider Gedecktes: „Mich dünkt, es dürfe Niemand kümmern, wenn solche ungeschlagene Verräther, wie Crichton und Livingston, Fide haben, und es würde einem Mann aus uraltem edlen Stamme übel geizien, den jämmerlichen Sturz und Untergang Beider zu verhindern. Was mich anlangt, so höre ich nichts lieber, als von ihrer Aufrichtigkeit reden, und ich hoffe so lange zu leben, daß ich das Uebel über Beide kommen sehe, das Beide in vollem Maße verdienen.“ Crichton hatte nicht sobald die nöthige Antwort ersonnen, als er eine Unterredung mit seinem Feinde Livingston herbeizuführen wußte, er stellte ihm die bedenkliche: dem Statthalter und dem Kanzler gleich feindliche Botschaft mit, und that dem Vorschlag, sich zur Vertbeidigung gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Eine Ausöhnung kam alsbald zu Stande, und Archibald, nachdem er sich also den unvermeidlichen Haß der beiden einflussreichen Männer zugezogen, starb den 26. Jun. 1438 und wurde in der Kirche von Douglas beerdigt, wie folgende, noch sichtbare, Grabchrift lehrt: hier ruhet Archibaldus Douglas, Dux de Tourenis, Comes de Douglas et Longville, Dominus Gallovidiae, Wigtoniae et Annandiae, locum tenens Regis Scotiae, obiit 26. die mensis Junii 1438. Incanit verheiratet, 1) mit Mathilde, des Grafen David von Crawford Tochter; 2) mit Euphemia Graham, des Grafen Patrick's von Strathern Tochter, hinterließ er doch nur drei Kinder.

Der ältere Sohn Wilhelm, geb. im J. 1425, lebte demnach noch nicht 14 Jahre, als er verstarb wurde, den Reichtum und die Macht seines Hauses nicht nur zu besitzen, sondern auch, denn beides war wirklich zu einer Bürde erwachsen, zu tragen. Das Herzogthum Touraine (vergl. die Note Nr. 1) und die Grafschaft Comperville, schienen ihm die Bedeutendsten eines ausländischen Fürsten zu verleißen. In Schottland besaß er die Grafschaft Douglas, die Herrschaften Galloway und Annandale und einen weiten Güterbesitz und bedeutenden Einfluß auf der ganzen Südgrenze. Mehrmals durch Heirat verwandt geworden mit dem königlichen Hause hatte diese mächtige Familie auch Eheverbindungen mit den ausgezeichnetsten Herrgeschlechtern. Durch die Bande der Abhängigkeit oder der Mannrente waren fast alle die vorzüglichsten Grabschloßer in der Nachbarchaft der weiten Gebiete des Hauses Douglas unter die Fahnen des Grafen gezogen,

\*) Zu bemerken ist jedoch, daß König Karl VII. neun Wochen nach der Schlacht bei Bernueil, den 21. Oct. 1424, das Herzogthum Touraine an Ludwig III. von Anjou, den Aikalarbisch von Sicilien, gab, daß dieser das Herzogthum bis zu seinem Tode, den 12. Nov. 1459, besaß, und daß es sodann der Krone einverleibt wurde.

und so weit die Macht der Douglas mittelbar und unmittelbar ausgedehnt werden konnte, gleich sie der Macht des Königs, und ihr Reichthum übertrug vielleicht den des Kronenträgers. Graf Wilhelm, durch Jugend übermüthig gemacht, gefiel sich in unersättlicher Darstellung der Macht, die er besaß. Sein gewöhnliches Gefolge bestand aus 1000 Kittern, und es heißt, er habe die Form der Parlamente nachahmend, in den Grenzen seines Gebietes Cont pleniers gehalten, und, wiewohl er selbst noch kein Ritter war, an Andere den Ritterschlag verliehen. Die Reissigen seines Gefolges waren mehrentheils Leute, deren eigentliches Geschäft Raub und Blutoergießen, und waren daher nicht selten genöthigt, sich hinter den Namen ihres Schutzherrn zu verhehlen; die Bedrückungen, welche sie sich in Schulden kommen ließen, der Troß und Frevel, den sie sich gegen Gerichte und Gerichtspersonen erlaubten, wurden sorgfältig aufgezeichnet, und dem jungen D. zur Last gelegt, denn ihn für die Menge von Unthaten, die in seinem Namen von seinen Begleitern verübt wurden, verantwortlich zu machen, lag in Erichson's Absichten. Unter dem Vorwande, einen vertraulichen Umgang zwischen dem jungen Könige und dem Grafen von D., deren Töchter einander so ziemlich gleich, anzunehmen, wurde Wilhelm mit seinem jüngern Bruder David, durch des Königs Schmeicheleien und süße Redensarten, zuerst in Erichson's Schloß, umweit Edinburgh, und sodann in die Hauptstadt selbst gelockt, wo die beiden edeln Gasse im Schlosse wohnten. Hier ward, als sie erwarteten, an der königlichen Tafel bewirthet zu werden, ihnen plötzlich der Kopf eines schwarzen Stieres vorgelegt, der, wie es heißt, in Schottland als ein Signal des Todes zu gelten pflegte. Die erschauerten Jünglinge wurden durch Bewusstseine von der Tafel weggeschleppt und hastig zum Verhöre gebracht. Welche Verbrechen sie angehängt wurden, ist nicht bekannt; allein der Umfang ihrer Macht und der geschloßne Wandel ihrer Diener mußten Vorwand genug dargeboten haben, sie zum Tode zu verurtheilen, zumal da der Spruch von Richtern gefällt ward, die entschlossen waren, weder die Jugend, noch die Ungefährlichkeit der Angeklagten, weder die Ränke, durch welche sie dem Gesetze bloßgestellt wurden, noch daß sie gänzlich aller gesetzmäßigen Verteidigung beraubt waren, als Entschuldigung gelten zu lassen. Der junge Graf und sein Bruder wurden vom dem Scheinverhöre weg und hinaus in den Schloßhof geschleppt, dort, umgedreht alles Bittens und Flehens des jungen Königs, hauptsächlich in einem der Gänge des Schloßes unter dem Aufbuhren verschoren. Dieser Aufstand wurde im J. 1441 verübt. Seine Urheber, Livingston und Erichson, trachteten ohne Zweifel, bei Unterdrückung des Hauses Douglas, vornehmlich auf zwei Umstände. Der erste war, daß ein großer Theil des Grundeigenthums der Douglas, besonders die Staaten von Galloway, Wigton, Balwyn, Dringon und Annandale, von der Gräfin getrennt wurden und an der Ermordeten Schwester Margaretha, gemeinlich das schöne Mädchen von Galloway genannt wurden. Eine zweite Anregung zu dem Verbrechen war die müßige und friedliche Ruhe

Jacob's, des Bruders der ermordeten Grafen, der den Beinamen der Dide, bei einem Eigennamen von vier Centnern schwer, wol nicht mit Unrecht selbst haben wird. Jakob, Archibald's II. jüngerer Sohn, hatte bei des Bruders und Vessens Zeiten den Titel eines Lord Abercorn geliebt; als Graf von Douglas, Herr von Annandale, Eiddisdale, Jedburghgort und Balwyn, scheint er auch nicht einen Schritt gethan zu haben, um den Tod seiner Verwandten zu rächen; allein befferungswürdig ist die blühende des Staates ebenso wenig Vortheil aus der Vertheilung der Güter des übermächtigen Hauses, wie aus der friedliebenden Gemüthsart des viden Grafen. Letzterer, zeitler auch Hüter der englischen Marken, starb den 24. März 1443, und schon vorher hatte die schottische vollzogene Heirath zwischen seinem ältesten Sohne, Wilhelm, und dem schönen Mädchen von Galloway die unermesslichen Besitzungen des Hauses Douglas wieder vereinigt.

Wilhelm, ein blühender Jüngling, voll ebenso glühenden Ehrgeizes, wie je irgend einer seines Stammes, und in dem grimmigsten Haß gegen die Rivalen seiner Vettern entbrannt, erstand in der ganzen Macht des Hauses Douglas, und kaum waren zwei Jahre vergangen, seit das Schloß Edinburgh die gruellose Hinrichtung gesehen hatte, sodas das Verbrechen Erichson's und Livingston's, gleich so manchen Thaten der Finsterniß, ganz umsonst begangen worden war. Unter allgemeinen Klagen wegen Blutoergießens und erschrecklicher Verwirrung näherte sich König Jakob II. seinem 14. Jahre. Er ward leicht überzeugt, daß er mächtiger ohne die Aufsicht Erichson's und Livingston's würde regieren können, während der größere Theil seiner Unterthanen wenigstens der Meinung war, er könnte nicht schlechter allein, als unter dem Besande so gewissenloser Räthe herrschen. Dies erzwang bei dem Könige, wie bei den Unterthanen, das Verlangen, die Regimentschaft aufzulösen, und der Graf von Douglas, in Hoffnung, eigenen Vortheil dabei und zugleich Mittel zu finden, seiner Rache an Erichson und Livingston freien Lauf lassen zu können, beschloß, mit größerer List, als seine Familie gewöhnlich hatte blicken lassen, verschiedene Schritte zu thun, um der Günst des Königs theilhaftig zu werden, und sich lieber als Verbündeter und Diener des Thrones, denn als offener Feindbühler und Gegner des künftigen Hauses, Bahn zu Macht und Gewalt zu brechen. Es fand sich bald ein Ereigniß, welches dem Grafen Gelegenheit darbot, sich mit Dienstankerbietungen und Verschönerungen von Ergebnenheit der Person des Königs zu nähern. Einer seiner Vasallen, Patrick Galbroath, geriet mit Sir Robert Semple wegen der Pacht des Schloßes Dumbarton in Uneinigkeit, sollte das Schloß räumen, demächtige sich desselben aber auf unheimliche Art, und verzogte oder erschlug den Semple. Sofort gab sich der Graf von Douglas die Miene, als könne seines Vasallen Handel ihm selbst, durch Umtriebe und Bosheit seiner Feinde, gefährlich werden. Er kam deshalb an den Hof, unterwarf sich dem Willen des Monarchen, gab seine Person ohne Rücksicht in dessen Gewalt, und stellte den treuen Unter-

than so treffend in Wort und That dar, daß Jakob entsetzt war, in dem Grafen, der ihm als ein furchtbarer Nebenbuhler geschildert worden, einen so unterwürfigen und zugleich so mächtigen Vasallen zu finden. Der König verließ ihm nicht nur seine Günst, sondern auch sein Vertrauen und Gewalt obendrein, so daß mit des Grafen Befehl es ihm dagegen leicht ward, die Bügel der Regierung in seine eigene Hand zu fassen und die Minister, die sein Vater Josbode rekrutirt, abzuweisen. In jenen Zeiten pflegten abgesetzte Minister durch die Schrecken eines Bürgerkriegs Rechenschaft von ihrer Verwaltung zu geben; auch Ericsson und Livingston ließen sich in ihren Schritten zum Widerstande bereit. Douglas, mit königlicher Machtgewalt ausgerüstet, bezwang Ericsson's Festen, Ericsson und Branton, ohne sonderliche Anstrengung, und ließ beide schlesien; allein das weit wichtigere Schloß Edinburgh ward hartnäckig von Sir William Ericsson in Person verteidigt. Auch unterließ dieser, nicht, sich angriffsweise zu zeigen; dann Rache zu nehmen für das von Douglas in seinen Befestigungen angerichtete Unheil, that er mit hinlänglicher Streitmacht mehrere Ausfälle in die dem Grafen Douglas unterliegenden Gebiete Abercorn und Strathod. Neun Wochen lang hielt er sich in dem Schloß von Edinburgh, das er endlich unter höchst vortheilhaften Bedingungen übergab (1446). Er ward in seinen Wunden, Zitteln und Befestigungen bestätigt, selbst in das Kanzleramt wieder eingesetzt. Es scheint auch, als habe er ein Bündniß mit dem Grafen geschlossen, und dazumit gewillt, daß dieser Theil an der Führung seines Amtes haben solle. Endlich überließ er seinen Collegen Livingston der Rache des Grafen. Livingston war mit vielen seiner Freunde verhaftet worden; Douglas verschonte seiner grauen Haare, ließ ihn aber diese Gnade durch die Entthauptung seiner beiden Söhne, durch die Vernichtung seiner Familie viel zu theuer erkaufen. Auch blieb er im Kerker, während ihn selbst, wie seine Vetter, Dundas, Bruce u. A., eine schwere und verderbliche Geiselhaft traf. Alle Nebenbuhler entboten gelangte der Graf von Douglas jetzt zu der hohen Würde eines Generalleutenants des Königreichs, und da er demnach die gesammte Verwaltung der Staatsangelegenheiten in Händen hatte, unterließ er nicht, seinen Einfluß zu gebrauchen, um die ehnehin schon ungeheure Wichtigkeit seines Hauses noch mehr zu vergrößern. Drei seiner Brüder wurden zu Pairs des Reichs ernannt. Archibald nämlich, der Maria, die Tochter und Erbin von Jakob von Dumbor, dem Grafen von Murray, ehelichte, gelangte zu dessen Besitzthum und Titel. Hugo wurde zum Grafen von Ormond und Johann zum Lord von Balveny gemacht. Trotz aller seiner Macht war Wilhelm indessen so wenig, wie irgend einer der früheren Könige, vermögend, den innern Frieden zu handhaben; Feinden ohne Zahl wütheten auf allen Punkten des Reichs, und bald besand man sich auch im Kriege mit England, ohne daß eine der beiderseitigen Regierungen Krieg gewollt hätte. Dumfries wurde durch den jungen Percy und Robert Dyle niedergebrannt, wegen der Lord Balveny die Stadt Annand den Flammen über-

gab; ein Heer von 15,000 Engländern, das unter dem Grafen von Huntingdon und dem Lord Percy in die westlichen Grenzen einrückte, wurde, nach namhaftem Verluste, von dem Grafen von Douglas selbst zum Rückzuge gezwungen, und im folg. J. 1448 besiegte sein Bruder, der Graf von Ormond, an den Ufern des Flusses der Earl, ein noch stärkeres feindliches Heer, das an 3000 Mann einblühte und den jungen Lord Percy und den Sir John Wemyssing als Gefangene zurückließ. Diesem letzten Ereignisse folgte die Erneuerung des Waffenstillstandes, deren der Graf um so mehr bedurfte, da seine Stellung am Hofe zweifelhaft werden sollte. Es ist ein Leichtes, mancherlei Wege anzunehmen, auf denen die Handlungen eines so hochgestellten Ministers dem Könige zuwider wurden, welcher, da er kaum 18 Jahre zählte, wol geneigt sein möchte, in dem Grafen oder einem Nebenbuhler, als einem Diener des Thrones zu erblicken. Die meisten Könige hätten solche Liebhaber vor, deren Vermögen, wenn solches auch ungetreuer ist, doch eine Glorie von ihrer Hand bleibt; jedoch Macht und Reichthum des Hauses Douglas waren ererbte, und besaßen auf Befehlungen, die der König weder geben, noch nehmen konnte. Die Verwirrungen im Reich, die vielen und blutigen Feinden, in denen es sich zertheilte, wurden, wie es allgemein hieß, durch des Grafen Einfluß angefaßt und ermuntert; ja man behauptete, daß wenn der argste aller Schmeichele wegen des argsten aller Verbrechen verurtheilt würde, so sich zumal durch dessen Namen, wenn er vortrug, die That auf Befehl des Grafen von Douglas, oder aus Rache für einen Douglasianer begangen zu haben. Auch fing Wilhelm Ericsson an, sich neuerdings des Königs Vertrauen zu empfehlen. Die Gewandtheit, die er in der ihm überlassenen Unterhandlung um Jakob's II. Vermählung entwickelte, hob den ergrauten Staatsmann noch höher in des Königs Günst, und in dem Maße, wie sein Einfluß zunahm, fand er Gelingheit, des Monarchen Seele die Regeln der Politik einzubauen, nach denen der Vater, König-Jakob I., verfahren war, und die seinen andern Zweck hatten, als die Macht der Krone zu vergrößern und des Adels zu unterdrücken. Solche Lehren mußten für Douglas zumal höchst nachtheilig wirken. Anstatt ihnen aber nach Kräften entgegen zu arbeiten, ließ er sich von höherer Ehre beherrschen; er zog sich allmählig von der Person des Königs zurück und spielte, ungeachtet der jüngst 1450, von dem in Edinburgh versammelten Parlament gegebenen Geleite, den unabhängigen Fürsten in seinem eigenen Lande, welches alle Grenzprovinzen und den größten Theil des westlichen Schottlands umfaßte. Sein Hof, obgleich nur von den eignen Bedienten gebildet, mochte dem Königl. Hof wenig nachgeben. Einer dieser Bedienten, Johann Auchinleck, wurde, als er dem Grafen zu Hofe reiten wollte, von Richard Gledvile von Dalmeire, seinem Prinze, in einem Hinterballe erschlagen. Douglas, der diese Gewaltthat betrachtete, als wäre ihm selbst dadurch eine Schmach zugefügt, überließ jedoch aus seines verminderten Ansehens geschweigen, belagerte sofort und erlöschte Gledvile's Schloß.

und ließ den Burgheeren und die Besatzung über die Klinge springen. Diese freche Verletzung des Gesetzes ward, obgleich sie sich mit dem Ansehen genommener Rache wegen der Ermordung seines Lebensmannes überstand, von dem Hofe mit Recht als Majestätsverbrechen angesehen, und so übel aufgenommen, daß der Graf es für wolle hielt, sich für eine Zeit lang nicht nur von dem Hofe, sondern sogar aus dem Lande zu entfernen. Er unternahm daher eine Pilgersfahrt nach Rom, die er mit Stillschließung unter einer Begleitung von sechs Ritters, 14 Schildknappen und 40 Reitigen ausführte. Zu Paris ward er mit allen den Ehrenbezeugungen aufgenommen, die seiner hohen Familie und dem Andenken seines für Frankreich gefallenen Großvaters gebührten, und auch die Römer gaben ihm den Beweis, daß sein Name ihnen nicht unbekant, indem zugleich die laute Stillschließung seines Aufzuges ihre Aufmerksamkeit und Ehrfurcht erregte. Während Douglas auf seiner Pilgersfahrt begriffen war, fuhrn seine Befallen in ihrem bisberigen unordenlichen, gefehlichen Wandel fort. Smynington, sein Voigt in Douglasdale, ward vorgelodet, um Rechenschaft wegen solcher Unthaten abzulegen, weigerte sich jedoch dardinständig dem Aufrufe Folge zu leisten. Der Kanzler, Wilhelm Sinclair, Graf von Orkney, wurde abgeordnet, um Befehl auf die Renten und Gefälle des Grafen von Douglas zu legen, und diejenigen zu entschuldigen, die durch die Gewaltthatigkeiten seiner Leute getödtet hatten. Des Kanzlers Sendung blieb ohne Erfolg, vielmehr wurde er selbst mit schänderlicher Mißachtung behandelt. Der König, aufgebraucht über diese Mißversandigkeit, überzog in Person die auffälligen Provinzen, verheerte des Grafen Besetzungen, und nahm die Schloßer Hochmaben und Douglas, von denen er letzteres der Erde gleich machen ließ. Als diese schlimme Zeitung nach Rom gelangte, wurden des Grafen Begleiter dadurch so beunruhigt, daß viele ihrer Abhängigkeit von ihm entsagten und ihn verließen. Er selbst eilte ebenfalls nach Hause, ward aber von diesem Beweise von Muth und Fälschheit, den ihm der König gegeben, begehrt ergriffen, daß er nicht weiter begreife, die Autorität Jales zu verlernen. Seine Unterwerfung wurde jedoch aufgenommen und ihm sogar ein Beweis von Vertrauen gegeben, indem man ihn beehrte, um einer der Unterhändler für die Verständigung des Wassenstillstandes mit England zu sein. Im Besuch, den er bei dieser Gelegenheit mit seinen drei Brüdern und den ausgezeichneten Anhängern seines Hauses in England machte, scheint jedoch anzudeuten, daß Wilhelm's Unterwerfung nur scheinbar gewesen, daß er irgend ein Vorhaben von geheimer und verrätherischer Natur brütete. Allein das englische Ministerium war durch die innern Bewegungen, welche mit dem schrecklichen Bürgerkriege endigten, außer beschäftigt, so daß es den Grafen zwar mit Auszeichnung aufnahm, jedoch seine Lust zeigte, auf seine Anträge einzugehen. In die Heimath zurückgekehrt, suchte der stolze Graf sich dadurch neuerdings Bahn zur Herrschaft zu machen, daß er seinen alten Gegner, den Sir William Crichton, aus dem Wege zu schaffen trachtete,

als derselbe von seinem Schlosse Crichton nach Edinburgh reiste. Der betagte Kanzler ließ in einem von Douglas an der Straße aufgestellten Hinterhalt, wehrte sich aber, ermuntert durch die Anwesenheit seines Sohnes, eines tapfern Jünglings, und demerselbstigen seinen Rädzug nach Crichton, nachdem er einen der Feinde getödtet und mehrere verwundet hatte. Er verlammete seine Freunde und Anhänger in großer Zahl, und eilte so schnell nach Edinburgh, daß er den Grafen, der dort nur mit einem kleinen Gefolge lag, beinahe aufgehoben hätte; der stolze und mächtige Douglas ward gezwungen, aus der Nähe der Hauptstadt zu weichen. Beide Parteien, durch gegenseitige Beleidigungen und Schmähungen aufgereizt, schienen sich jetzt zu einem Kampf auf Leben und Tod anzuschließen. Der Graf zog sich gänzlich von dem Hofe zurück, und um seiner Sache, die er als Sache der Aristokratie überhaupt betrachtete, noch größeres Gewicht zu verleihen, ließ er sich in einem geheimen Vertheil mit dem Grafen von Ross und Crawford ein, die, nach Douglas, die mächtigsten und unabhängigsten der schottischen Golen waren, und die im nördlichen und mittleren Schottland dieselbe Gewalt, wie der Graf von Douglas aus den Grenzen, übten. Auch benutzte Wilhelm seinen Einfluß auf alle Männer von Wichtigkeit, welche in denjenigen Bezirken lebten, über welche er die Herrschaft führte, um sie, dem Gesetze zwar schnurstracks entgegen, zu zwingen, Bündnisse und Vereine zu schließen, durch welche sie sich aneignen machten, einander beizustehen und mit Douglas gemeinschaftliche Sache gegen jeden Feind ohne Ausnahme zu machen. Derselben, welche sich weigerten, sich dem Willen des Grafen in dieser Hinsicht zu fügen, konnten sich versichert halten, daß sie mehr oder minder graden die Schwere seiner Rache fühlen würden; einer Rache, die das Oberhaupt der weiten, von den vielen Golen der Grenzgebiete bewohnten Grenzlande nehmen konnte, ohne selbst dabei thätig zu erscheinen. Ein merkwürdiges Beispiel davon ist Johann Herries, ein angesehener Edlmann aus Rithsdale, der, nachdem er sich gemeinert hatte, auf die erdachte Weise des Grafen Anhänger und Verbündeter zu werden, seine Güter durch eine Flotte Begeleiter aus Douglasdale geplündert sah. Nachdem Herries zu mehreren Malen den Grafen um Genugthuung wegen dieser Schmach vergebens angelegen hatte, zog er mehr seinen Muth als seine Stärke zu Rathe, und beschloß, sich durch Widervergehung zu rächen. Allein bei einem Versuche, Annandale zu verwüsten, wurde er von Douglas geschlagen und gefangen genommen, und der Sieger ließ ihn in Ketten legen, endlich aber, unangesehen der brieflichen und hofschaftlichen Verwendung des Königs, schändlichweise aufknäpfen.

Ein anderer, ebenso grausamer Fall (1451) war der mit dem Vornamen des jungen Laird von Bombie, einem R.ellan, der gleich Herries sich gewiegert hatte, die angemessene Gewalt des Grafen anzuerkennen. Die Rache blieb nicht lange aufgeschoben. Douglas belagerte das Schloß, nahm den Steward von Bombie, wie er genannt wird, gefangen, und schleppte ihn nach Dou-



glaskasse, oder, wie Andere sagen, nach dem Insektenschloß Ardross in Galloway, wo er ihn in enger Haft hielt. Sir Allan war ein Neffe des Sir Patrick Gray, des Hauptmanns bei der königlichen Leibwache. Anglich besorgte um seinen Verwandten erhielt Gray vom Könige Jakob um Schreiben an den Grafen, das in dem freundschaftlichsten Vermittelten abgefaßt, mehr bittend als beschließend ihn ersuchte, seinen Gefangenen wohlbehaltend an den Hauptmann Gray abzuliefern. Das plötzliche Erscheinen des Hauptmanns der königlichen Leibwache vor seinem Schloß und ein Befehlen an Sir Patrick's Verwandtschaft mit dem Stewart von Bombie ließen den Grafen den Stand der Dinge sogleich einsehen. Er vernahm für's Erste, sich mit Gray auf Geschäfte einzulassen, sondern ließ Erreichungen bringen, und während er den Hauptmann mit freundschaftlicher Geselligkeit zum Essen und Trinken nötigte, ward auf seinen Befehl im Schloßhofe dem Gefangenen der Kopf abgeschlagen. Als unterdessen Patrick Gray seine Majestät gebittet hatte, gesiehe es dem Grafen, das königliche Schreiben zu öffnen. Der Inhalt schien ihn anzuspornen. „Was der König von mir begehrt,“ sprach er, „soll erfüllt werden, so gut es die Umstände gestatten,“ und er führte den Hauptmann auf die Morstelle, wo Sir Allan's Leichnam, mit einem Ruche bedeckt, noch lag. „Sir Patrick,“ sagte der Graf, „Ihr seid ein Wenig zu spät gekommen, dort liegt Eurer Schwester Sohn, allein es fehlt ihm der Kopf. Den Leib möget Ihr mitnehmen.“ Betrübtens Herzens versetzte Gray: „Wenn Ihr den Kopf genommen habt, Norfolk, so behaltet nun auch den Rumpf.“ Dann stieg er zu Ross, und unschlüssig, sein Gefühl länger zu meistern, setzte er erst hinzu: „Nobled, so ich lebe, sollt Ihr wegen des Verdienstes belohnt werden, das Ihr Euch durch dieses Tages Werk erworbet.“ Erzählt über diese Rede tief vor Graf nach seinem Pferde, und obwohl Gray, nachdem er kaum seine Drohworte vorgebracht, verhängten Jügel davon sprengte, ward er doch von den Keuten des Grafen bis hart vor Edinburgh verfolgt, so daß er nur durch die Trefflichkeit seines Kenners entkam.

Es ist wahrscheinlich, daß diese grausame That, die von so schweren Beweisen der Verachtung, nicht nur gegen die Gerechtigkeit, sondern auch gegen den König, begleitet war, das Maß des Unwillens, den Jakob II. gegen den Grafen gefaßt hatte, überfüllte. Doch machte die äußere ordentliche Macht und Gewalt, mit welcher dieser befehlte, eine offene Fehde allzugeräthlich. Es ward darum von Erickton und Andern, die des Königs argeime Rathgeberhandlungen theilten, beschloffen, daß der König ein schwebend gutes Verfahren gegen Douglas zur Schau stellen, und ihn einladen solle, an den Hof zu kommen, indem er ihm die Versicherung gäbe, daß seine früher begangenen Unthaten geahndet werden und eine völlige Ausöhnung stattfinden sollte, sobald der Graf künftigen ähnliche Aufstehungen gegen das königliche Ansehen unterlassen würde. Durch welche Verbindungen der König und dessen Räte es vermochten, des Grafen Argwohn einzulösen, da dieser doch seines begangenen Streifs sich bewußt sein mußte,

ist uns durchaus unbekannt geblieben. Es scheint, daß der Hof seine Absichten sogar mit dem Mantel der Religion zu bedecken wußte, und gewiß ist es, daß Erickton und Patrick Gray den Vorschlag thaten, den Grafen Douglas, dessen Bruder Jakob, und den Lord Hamilton, des Grafen mächtigsten und getreuesten Anhängern, auf einer Pilgerfahrt nach Canterbury zu begleiten. Demot von der englischen Regierung ein Geleitsbrief gegeben ward, daß diese aus Eukent von so entgegengesetzten Grundrügen gebildete Schar sich dem Erine des heil. Adomas nähern könnte, war doch wohl schwerlich jemals eine Absicht vorhanden, solches wirklich zu thun. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward die gemeinsame Pilgerfahrt nur in Vorschlag gebracht, um die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Erickton's und Anderer hervorzuheben, indem dieses Anerbieten von Seiten der Anhänger des Königs angedeutet schien, wie sie es nicht mehr fürchteten, mit Douglas auszugehen und sich den mancherlei bedenklichen Ereignissen zu überlassen, die auf solcher weiten Reise stattfinden konnten. Auch war es damals unter verächtlichen Feinden nicht ungewöhnlich, die Zurechtlässigkeit ihrer Ausöhnung durch eine gemeinschaftliche Andachtsverrichtung zu bezeugen. Was für Hoffnungen und Verlodungen es auch sein mochten, die man dem Grafen vorspiegelte, so waren sie doch zusamment dem Ruthe, der ihn über persönliche Furcht und Zweifel erhob, so genähert, daß sie ihn vermochten, zu Fastnacht 1452 den Hof des Königs in Stirling zu besuchen. Doch begab Douglas nicht so festes Vertrauen zu der Aufrichtigkeit des Hofes, als daß er sich ohne freies Geleit in den Gewaltbereich des Königs hätte begeben sollen. Er ward demnach mit Wissen von den angesehenen Personen des Hofes versehen, in denen ihm versichert ward, daß man ihn gegen etwaigen Verrath in Schut zu nehmen wissen würde; er scheint sogar einen förmlichen, mit dem großen Siegel des Reichs beglaubigten Geleitsbrief erhalten zu haben. So gesichert, erschien der Graf mit seinen fünf Brüdern und einer zahlreichen Begleiterschar in Stirling. Am Fastnachtsdienstag ward ihm eine Einladung, mit dem Könige im Schloß zu Abend zu essen, die er ohne Bedenken annahm. Er ward von dem Könige freundlich empfangen, und der Abend schwand unter Festlichkeit und Freude. Gegen acht Uhr fand man von der Tafel auf, der König führte den Grafen abwärts in eine Feststreckung, und begann ihn wegen seiner früheren Arglistigkeit zu ermahnen. Niemand war in der Nähe, nur einige der königlichen Räte und Sir Patrick Gray hielten sich in der Mitte des Gemachs. Im Verlaufe seiner Ermahnung verhielt der König des Grafen Waidmuth mit Grausamkeit und Wuth, und er forderte ihn ernstlich auf, denselben als einer Verbindung zu entsagen, die mit seiner Lebensrettung unvereinbar, dem Staate gefährlich und den Landesgesetzen schuttrastig zuwider wäre. Hochfahrend versetzte der Graf, daß er sich jenem Kunde durch feierlichen Schwur geweiht habe und ohne Verlust der Ehre von demselben nicht ablassen könne; er solches auch um der Worte seines lebendigen Königs willen thun werde. „Nun dann, beim Himmel!“ rief

Der König im besüglichen Sinne, wenn Ihr den Bund nicht brechen wollt, so soll hier es thuns, und damit hier es seinen Dolch dem Grafen in den Leib. Sir Patrick Gray eilte dem Könige zum Beistande herbei, und schlug, einknend, keine Nachgeläßes, den Verwundeten mit der Streitig nieder, während alle anwesende Hofleute ihre Billigung, der That dadurch fund, gaben, daß sie ihre Messer und Dolche in den Leib des mächtigen Unterthanen steckten, der jetzt, eine Leiche, zu den Füßen seines Monarchen lag (13. Februar 1432). — Die Witwe des Grafen, den Jakob II. als seinen Gatt und unter seinem Geleite mit eigener Hand erschlug, übertrug nachmals den Johann Stuart, Grafen von Arhole, einen Halbbruder des Königs.

Wilhelm's fünf Brüder, Archibald, Jakob, Hugo, Johann und Heinrich, waren mit ihm nach Stirling gekommen. Als sie sein Schicksal vernahmen, traten sie sofort mit den Freunden ihres Hauses zusammen, und Jakob, wie es scheint, der dieselbe von ihnen wurde als Graf von Douglas anerkannt. Er war der letzte, der nach dem Willen des Schicksals tiefen gefährlichen Titel führen sollte. Die Versammelten gelobten zugleich Rache wegen des begangenen Mordes; allein anstatt Schloß Stirling sofort, was desselbe nach Nacht mit der obigen Besatzung und nur Lebensmitteln versehen war, zu belagern, wählten sie dies, am 25. März, demselben vor demselben zusammenzusetzen. Diese Zusammenkunft fand statt; Angesichts derselben wurde der dem Grafen Wilhelm aufgeschickte Geheimschreiben einem dünnen Karrenzug auf den Schwan geführt und im Kopfe geschickt, und dem Verräthe des Königs am fernem Vorwurfe proklamirte die Versammlung des Monarchen, dessen Rathgeber und alle Anführer der Ermordung als falsche, mörderische und zu gemeinamer Verrätheri verschworne Männer, wobei 400 Hüner mit einem Male die Belagerung dieser also kundgemachten Verschuldigung ausliefen. Die Brüder brachten sodann die Stadt Stirling nieder, zogen jedoch mit ihrer Mannschaft wider ab, als sie fanden, daß sie zu schwach, um die Belagerung des Schlosses zu versuchen, wodurch denn der König frisch gewonnen, für seine Angelegenheiten in dieser gefährlichen Krise Hilfe zu suchen. Allein nicht nur die eigene Unentschlossenheit wurde den Brüdern nachtheilig, auch das Glück bezeugte sich ihnen wenig günstig. Ihre Weitem, die Douglas von Angus und Dornoch, waren für den König: ihr mächtige und nützlicher Verbündete, der Graf von Crawford, erstikt am 18. Mai 1432 von den Gordon's eine schwere Niederlage, und wurde genöthigt, sich der Gnade des Königs zu unterwerfen, und für solche Einbuße war es höchst künftige Ersatz, wenn Archibald Douglas, der Graf von Murray, die Güter der Gordon's perhrerte und ihr Champisloß Straßbezugs niederbrannte. Kurze Zeit hernach (1434) scheint eine Art von Frieden oder Waffenstillstand zwischen dem König und dem Grafen Jakob, jedoch mit geringer Aufrichtigkeit von beiden Seiten, geschlossen worden zu sein, indem von beiden Seiten wol nur die Verstellung dazu Anlaß gab, daß der Kampf, einmal bis auf das Äußerste getrieben,

nur mit der Verstärkung entweder des Hauses Douglas, oder des Hauses Stuart würde endigen können. Es vergingen insofern nur wenige Monate, und neuerdings entbrannte der Kampf, der, vielleicht nie ganz gewendet hatte, jetzt aber seine Entscheidung finden sollte. Im Norden herrschte der Graf von Murray umweit des Morthes von Dunkirk über die Gordon, und ein Theil der Stadt Elgin wurde seiner Rache ausgepreßt; gleichwol behielten die Anhänger des Königs schließlich die Oberhand, und Murray und sein Bruder, der Graf von Ormond, mußten sich nach den Hebriden zurückziehen. Der Graf von Douglas hatte sich, nach einschüchternder Verstärkung mit dem Monarchen, somit mehrern Gliedern der Familie, worunter namentlich Margaretha, des ermordeten Grafen Wilhelm's Witwe, nach England begeben. Hier plagte er die Schwärzigen, die wol nicht vergeblich das schöne Wäldchen von Yelloway geschrieben haben wird, dessen reiches Eigentum ihn aber vielleicht nicht weniger blendete, mit Liebesanträgen. Ein Ehebündnis mit ihr einzugehen, ließ er die nöthige Dispens in Rom nachsuchen, sie wurde ihm aber, ohne Zweifel auf Verweigerung des schottischen Königs, verweigert. Nun strebte der Graf nach einer Verbindung mit seiner Schwägerin Anne, Geliebte der Kirche; allein voll Abgenu gegen die Zustimmung schickte die Gräfin nach Schottland, und klagte dem Könige, daß Douglas sie zu einer Verbindung habe gezwungen, und sich sogar mit ihrer Zustimmung des heiligen Vaters habe vernünftigen wollen.

Dieser, aus anderer Ursachen wegen ward Douglas (1434) vor des Königs geheime Rache, oder vielleicht vor ein Parlament gelodert. Er antwortete durch eine heimliche an die Kirchenhöfen und Kreuzstädte zu Edinburgh angeordnete Schrift, in welcher er den König des Mordes zweier Regierer des Hauses Douglas beschuldigte, um ihn deshalb herausforderte. Jakob II. ließ, diesen Troß zu vergelten, ein kleines Heer von Weislandmännern und Hochländern ausrücken, und durch dasselbe des Grafen Befestigungen, und vornehmlich seine Grenzen, vernichten. Im nächsten Frühjahr ward diese Pflanzung erneuert; sodann ließ der König durch ein bedeutendes, von den Grafen von Dornoch und Angus beschicktes Heer die Belagerung des festen Schlosses Abercorn, etwa 10 Stunden von Edinburgh gelegen, vornehmen. Noch war des Grafen von Douglas Macht ungebrochen, er übte fast unumschränkte Gewalt auf den Grenzen, und er durfte nur sein Banner entfalten, um ein Heer von 40,000 Mann zu versammeln, von denen jeder, durch Gehalt und Lebensweise, von der Biace an zum Krieger bestimmt war. Mit so überlegener Streitmacht rückte der Graf wirklich aus, um seine Zug zu entfehen und das Geschick seines fürstenthümlichen Hauses gegen das des Königs und der diesem abhängenden Unterthanen zu wasgen. König Jakob selbst ließ vor dem Kampfe, als er ihn genau erwoogen, zurückgehabert haben, und in Augenblicken des Kleinmuths sprach er davon, Schottland zu verlassen; aber er besaß an Jakob Kennedy, dem Erzbischof von St. Andrews, einen einsichtsvollen und tüchtigen Rathgeber, und dieser erinnerte den zogenen



Gebieter, daß des Grafen unabhätiges Heer unter einer Menge von Häuptlingen stehe, die dem rebellischen Anführer nicht aus Anhänglichkeit, sondern aus Furcht, oder in der Hoffnung folgten, Etwas bei dem Kampfe zu gewinnen. Könnte nun die Furcht, sowie die Hoffnung solcher Anhänger von Douglas abgelöst und dem Könige zugewendet werden, so dürfte es nicht schwer halten, sich deren Anhänglichkeit an den Thron zu versichern. „Der Feind“, sagte der scharfsinnige Prälat, „gleichet einem Bündel Pfeile; das Bündel vermag Niemand zu brechen, die dreingelassen Pfeile werden nicht einmal einer Handstand widerstehen.“ Den gegebenen Rath verwirklicht, unternahm es der Erzbischof, ein Hauptglied von dem Geringehebener des Grafen, durch eine geheime Unterredung mit Hamilton, abzuschließen. Hamilton war des zu Stirling ermordeten Wilhelm unumwandelbarer und treuer Freund gewesen, und war es nicht minder dem Grafen Jakob, für den er eine ausreißende Streitmacht befehligte. Allen er begann zu merken, daß Letzterer zu wenig von jener entscheidenden Charakterfestigkeit besaß, deren das Haus Douglas bedurfte, um den gegenwärtigen Streit zu einem ehrenvollen oder vortheilhaften Ende zu bringen. Deswegen hörte er den Erzbischof an, ohne sofort auf dessen Vorschlag, die königliche Partei zu ergreifen, einzugehen; sichtlich schwankte er zwischen dem, was ihm Vortheil derselben mochte, und dem, was Freundschaft und Manneswort von ihm forderten. Die beiden feindlichen Heere standen einander gegenüber. Ein königlicher Herold ritt vor, und befahl den Rebellen, bei Strafe des Hochverraths, aus einander zu gehen. Douglas gab eineöhnliche Antwort, mußte jedoch bemerken, daß die königliche Proclamation tiefen Eindruck auf seine Soldaten gemacht hatte, weshalb er die bereits angeordnete Schlacht auf den folgenden Tag zurücksetzte und sich innerhalb seiner Verschanzungen hielt. Kaum war er in sein Bett zurückgekehrt, als Hamilton vor ihn trat und bestimmte Erklärung verlangte, ob es des Grafen Absicht wäre zu sechten, oder nicht; es sei die höchste Zeit, folgte er hinzu, daß er dieses wisse, indem das königliche Heer sich formirend mehrte, während das übrige sich durch täglichen Abfall verringerte. „Wahr! es laßt sich lange“, antwortete Douglas, „ohne sich weiter über seine Meinung zu erklären, so magt Ihr meinethalben auch gehen.“ Noch in der nämlichen Nacht ging Hamilton mit einer ausreißenden Schar von 300 Reitern und ebenso vielen Fußgängern in das königliche Lager über. Dieses Betheitel war anstehend, denn Hamilton fand wegen seiner Künigkeit und Einsicht in hohem Ansehen. Als Anführer betrachteten seinen Uebtritt als ein Verloren, um ihnen das einzige mögliche Mittel zu zeigen, dem Verderben zu entinnen, und man wetteiferte, wer dasselbe zuerst ergreifen würde. Das Heer der Empörer löste sich wie Schneeflocken im Lawenwetter auf, und an dem verhängnisvollen Morgen, der demjenigen folgte, an welchem Douglas mit 40,000 Mann in die Schlachtlinie gedrückt war, enthielt sein verbutes Lager, seine Hausruppen ungerichtet, kaum hundert Krieger. Er verließ das nordische Felsenfeld und zog mit seinem Haupteil von

dannen, um in den östlichen Strichen des Grenzlands Zuflucht zu suchen und in jenen Gegenden, wo er längs noch mit monarchischer Gewalt geherrscht hatte, als Flüchtling und Verbannter herumschweifen. Die Berg Abertoun, ohne Aussicht auf Erlass, mußte sich ergeben, und viele der Burgmänner büßten ihre Widersetzlichkeit gegen den König mit dem Tode; Jakob II. aber schritt weiter mit seinem Heere durch den Westen und Süden des Schottlands, wo seine mächtigen Gegner vor Kurzem noch Eigenthümer des Grundes und Bodens und Führer, wann nicht Truppen des Volkes, gewesen waren, und unterwarf, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, alle Festungen der Douglas seinem Herrschwillen. Die Schiffe der Douglascastelle, Stratheden und Threow wurden auf solche Weise eingenommen und gestiehlt. Während der König solche Fortschritte machte, ließ Douglas mit wenigen Begleitern nach England. Seine drei Brüder, Murray, Ormond und Balcan, blieben auf der Grenze und näherten sich und ihre kriegerische Gefolge durch Raubzüge. Dazu glaubte sich aber der Graf Scott, der zeitler, unter seinem Häuptlinge Bueclach, zu Bedeutung gelangt war, allein berechtigt. Bueclach mußte auch die Scottsions und andere Grenzannöhner in sein Interesse zu ziehen, obgleich dieselben, gleich den Scotts, sich eben so zu den Vorkälen des Hauses Douglas gezählt und dessen Obermacht anerkannt hatten; erst durch das Mißgeschick vor Abercorn war ihnen der Rath gekommen, das Loch abzuschließen und dem Panier Roth zu heben, unter welchem sie noch längst sich gekämpft gesehen hatten. In dem Gefechte bei Arkinholm, unweit Langholm, wurde die Bande der Douglas von diesen Grenzclans vollkommen geschlagen (1. Mai 1455); der Graf von Murray blieb auf dem Plage, der Graf von Ormond wurde gefangen genommen, verurtheilt und hingerichtet, Balcan aber entkam nach England, wo sein Bruder, der Graf Jakob von Douglas, in Folge seiner früheren Verbindungen mit dem Hause York, die freundlichste Aufnahme gefunden hatte. Von Eduard IV. wurde er sogar mit dem Hofenbandorden beschied, nachdem des Königs Bemühungen, ihm seine Güter wieder zu verschaffen, den erhofften Erfolg nicht gehabt. Nicht gütlicher war das Loos in dem Versuche, sich selbst Recht zu verschaffen. Zu dem Ende verband er sich mit dem ebenfalls aus Schottland vertriebenen Herzoge von Albanen, und beide deren gelobten, am St. Markens-Tagdinstag im J. 1464 ihre Dyker auf dem Hochaltäre zu Leuchman niederkulegen. Als sie aber dem Zustige wirklich in Annandale eintraten, erhoben sich die Westmänner, ihnen zum Widerstande. Bei Leuchman erlitten die Verbündeten am 22. Julius 1464 eine vollkommen Niederlage, und der Graf von Douglas wurde vom Pferde gestürzt. Als es sich von Feinden umringt, und darunter den Sohn der Kirkpatrick von Glofoburn, seines ehemaligen Anführers, erblickte, ergab er sich vorzugewisse diesem, damit er als ein alter Freund die auf des Grafen Kopf gesetzte Belohnung von einem Hundertpfund Lande (100 Pfund schott. Einkommen) gewinnen möge. Kirkpatrick wachte über seines alten Gebieters flüchtige Läger, und erbot sich,

ihn frei zu lassen und mit ihm nach England zu flüchten; aber Douglas, der Verbannung müde, wollte seinem Schicksale folgen. König Jakob II. schickte den betagten Gefangenen in das Kloster Lindores. „Wer nichts Besseres zu thun hat, muß Mönch werden“, waren des Grafen Worte, als ihm der Befehl verkündigt wurde. Er empfing demnach die tonsur, starb zu Lindores den 16. April 1488, und wurde vor dem Hochaltare begraben. Sein unermessliches Eigenthum hatte der König sogleich nach dem Siege ausgebeutet; der Graf von Angus war mit der Stammburg Douglas, mit Douglasdale und dem Schlosse Lantallan, das mächtige Haus Gordon fast ebenso reichlich beschenkt worden, und die Häuptlinge in Süden ließen sich betrübende Besigungen anweisen, die, nach dem Falle des schwarzen Douglas, außer ihnen Niemand hätte beanspruchen können.

#### Das Haus Drumlanrig oder Queensberry.

Jakob II., Graf von Douglas, gab, in Ermangelung ehelicher Nachkommenschaft, die von seiner Mutter ererbten Baronien Drumlanrig in Nithsdale, Hawick und Selkirk in dem Ertischforle oder Selkirkshire, durch Schenkung von dem J. 1388 billigung an seinen natürlichen Sohn Wilhelm, dem er zugleich einen andern natürlichen Sohn, Archibald, substituirt. Während einer im Auftrage der Stände verrichteten Gefandtschaft nach England, deren Zweck die Befreiung König Jakob's I. erhielt Wilhelm von diesem, d. d. Greydon in Surrey 30. Nov. 1412, die eigenhändige Befähigung der ihm von dem Vater gemachten Schenkung. Er schied bei Vincourt unter französischen Fahnen, und scheint um das J. 1427 gestorben zu sein; aus seiner Ehe mit Elisabeth Stuart von Dornbröder den Sohn Wilhelm II. hinterlassend. Wilhelm II., Lord Drumlanrig, befand sich unter den Geiseln, welche im J. 1427 den Engländern gegeben werden mußten, als sie endlich den König Jakob I. entließen, focht mit Auszeichnung in der Schlacht an dem Flusse Sark (1448), und starb im J. 1458, sein Sohn, Wilhelm III., 1464; letzterer hatte sich nicht minder in den Belagerungen von Roxburgh (1460) und Alnwick (1463) ausgezeichnet. Wilhelm's III. Sohn, Wilhelm IV., fiel, für den König stellend, in der Schlacht bei Boshamen (22. Jul. 1484) mit Hinterlassung der Söhne Jakob I., Archibald, von dem die Douglas von Gashogle abstammen; Georg, welcher der Stammvater der Linie von Puffin geworden ist, und Johann, welcher im J. 1497 als Pförtner zu Kirkcubright vorkommt. Jakob I., der älteste der vier Brüder, und als solcher Lord von Drumlanrig, vermählte sich den 5. Nov. 1470 mit Johanna, des David Scott von Buccleuch Tochter, und starb bald nach dem J. 1496, mit Hinterlassung eines Sohnes, Wilhelm's V., der in der Schlacht bei Flodden (9. Sept. 1513) getödtet wurde. Wilhelm's V. jüngerer Sohn, Robert, Pfarrer des Collegiatstiftes zu Lincolndun, wurde der Stammvater der Douglas zu Barsford. Der älteste Sohn, Jakob II., Lord Drumlanrig, wurde im J. 1553 zum Grenzführer ernannt, und starb den 27. Sept. 1578; nachdem er in erster Ehe, seit dem

J. 1530, mit Margaretha Douglas, aus der Linie von Angus, und in zweiter Ehe mit Christiana, des Grafen von Gainton Tochter, verheiratet gewesen. Aus der ersten Ehe, die nach der Geburt des zweiten Kindes durch richterliches Erkenntnis getrennt wurde, kamen nur Töchter. Aus der zweiten Ehe, zu welcher noch eine Dispens des päpstlichen Legaten nöthig gewesen, kamen drei Kinder; der einzige Sohn, Wilhelm VI. auf Hawick, starb vor dem Vater, im J. 1574. Wilhelm VI., unermüdet in Vertheidigung der Grenze gegen die Engländer, und zugleich der Königin Maria Stuart eifriger Anhänger, hatte für sie in der Schlacht bei Langside, den 13. Mai 1568, zu Leich und Einbruch im J. 1572 mit seltener Tapferkeit gekämpft. Sein Sohn, Jakob III., folgte dem Großvater als Lord von Drumlanrig, und war sein ganzes Leben durch beschäftigt, entweder an dem Hofe Jakob's VI. der Parteilichkeit der Großen zu wehren, oder aber bemüht, die südwestlichen Provinzen gegen die Einfälle der Engländer zu decken. Mehr aber beinahe als die Engländer selbst machten die Johnsons ihm zu schaffen, die durch ein Bündniß mit ihren alten Feinden, den Marrowells, gesichert, in ihren Räubereien, deren Schauplaß vornehmlich Nithsdale, weder Maß noch Ziel mehr kannten. Drumlanrig und andere Oberleute der Gegend, die durch diese Überfälle auszuliegen Schaden erleiden mußten, und nachdem sie in dem Versuche, die Räuber abzuweilen, eine jämmerliche Niederlage erlitten hatten, wendeten sich mit ihren Klagen an den Lord Marrowell, der, als Hüter der Westgrenze, verpflichtet war, den Unfriede aufrecht zu erhalten. Sie fanden bei ihm eine sehr kalte Aufnahme. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, erboten sich die Lords Drumlanrig, Sanguhar und andere Beihelfer, ihre Rammschaft unter Marrowell's Befehl zu stellen und ihm in seinem Streite beizustehen, vorausgesetzt, daß er sie wirklich durch Ertheilung seiner Hüterschaften schütze, und auf diese Weise die Johnsons bändigen wolle. Die Versuchung, sich an die Spitze vieler kriegerischen und mächtigen Familien zu stellen, und dadurch höchlich zu vermehren, was die schottischen Edlen „die Anbänger“ nannten, war für Lord Marrowell unabweislich; und das Bündniß mit dem Adel von Nithsdale kam wirklich zu Stande, veranlaßte aber die für Marrowell verderbliche Schlacht bei Druffe Sands, die als die letzte an der Grenze vorgefallene große Schlacht so merkwürdig ist. Lord Drumlanrig starb den 16. Oct. 1615; von seinen vier Söhnen hat Jakob das Haus Mouswald, David das Haus Kircod, Jakob das Haus Pirrie begründet, während der älteste, Wilhelm VII., ein kluger und gewandter Mann, am 1. April 1628, zum Baron Douglas von Hawick und Libbers und Viscount von Drumlanrig, und am 13. Jun. 1633 zum Grafen von Queensberry ernannt wurde, und am 8. März 1640 das Zeitliche segnete. Seine Gemahlin, Isabella Ker, des ersten Grafen von Lothian Tochter, hatte ihm fünf Kinder geboren. Von dem zweiten Sohne, von Wilhelm Douglas als Kirkcodd, stammen die heutigen Marquis von Queensberry, von denen hernach. Der dritte Sohn, Archibald, führt den Bei-

namen von Dornod. Der älteste, Jakob IV., Graf von Luensberry, stieß nach der Schlacht bei Riffeth zu Montrose, wurde bei Philiphaugh gefangen, und hinterließ aus seiner zweiten Ehe (die erste Frau, Margaretha Hamilton, war kinderlos) mit Margaretha Stuart, des ersten Grafen von Traquair Tochter, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Zwei seiner Söhne fielen im Dienste Ludwig's XIV., Johann von Aris im J. 1675, Robert vor Raistrick 1676; ein dritter, Jakob, blieb vor Ramur im J. 1692 als Generalleutnant. Früher (1688) hatte Jakob, unter Dundee's Oberbefehl, die kleine Armee geführt, die König Jakob II., im Augenblicke der Bedrängniß, aus Schottland herbeirief, und ihm, der überhaupt im Herzen der Sache des Prinzen von Dranien zugehörte, wurde es vornehmlich zugeschrieben, daß sich diese Armee, zu des Königs großem Nachtheile, mit so ungewöhnlicher Langsamkeit bewegte. Jakob's IV. ältester Sohn, Wilhelm VIII., dritter Graf von Luensberry, geb. im J. 1637, wurde Mitglied des geheimen Rathes im J. 1667; den 1. Jul. 1680, an des Georg Mackenzie von Larbat Stelle, Lord Justice general; ferner den 11. Febr. 1682 Lord Douglas von Kilmount, Middlebie und Dornod, Viscount von Nith, Lorthorwood und Ros, Graf von Drumlanrig und Sanguhar, Marquis von Luensberry, und den 3. Februar 1685 Marquis von Dumfries und Herzog von Luensberry. Er war auch seit dem J. 1682 Großschatzmeister von Schottland, Gouverneur des Castells von Edinburgh, Lord der Session, seit dem J. 1684 Mitglied des geheimen Rathes von England, und im J. 1685 Commissair für das Parlament von Schottland, wie denn überhaupt Jakob II. ihm beinahe noch größeres Vertrauen schenkte, als der verstorbenen König, ihn auch zum Vordienanten der Grafschaften Dumfries, Wigton und Kirkcubright, und zum Stewart von Annabode bestellte. Als Nachfolger Lauderdale's in dessen unbefchränkter Autorität über das königliche Schottland war er entschlossen, alle Freiheiten des Landes hinzugeben, ebenso entschlossen aber auch, der herrschenden Religion fest anzuhängen. Seine Zögerung, in die raschen, von Jakob II. zu Gunsten der Katholiken getroffenen Maßregeln einzukommen, verwickelte ihn in beständigen Zwist mit dem längst zum katholischen Glauben übergetretenen Kanzler, dem Grafen von Perth. Beide appellirten an den Ausspruch des Monarchen, welcher eine Entscheidung zwischen ihnen zu geben ablehnte, aber mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, zu seinem Stellvertreter in der neuen Parlamentsession (1686) den Grafen Murray zu ernennen. Die Ernennung hatte noch andere Einrichtungen zur Folge: das Schatzmeisteramt wurde in eine Commission ausgetheilt, bei welcher der Herzog von Luensberry nur die dritte Person im Rathe wurde; sein Amt eines Gouverneurs des Castells von Edinburgh erhielt, gleichwohl mit seiner Zustimmung, Gordon; Alles, was Rochester's (insbesonder Eiusitz für Luensberry auszuwirken vermochte, war, ihn zum Präsidenten des Concils mit einem Jahresgehalte von 1000 Pf. zu machen (1686). Sechs Monate, später aller seiner Stellen entsetzt, trat der Herzog in das Privatleben zurück,

zu Glasgow. H. H. u. A. Erste Section. XXVII.

ohne doch dadurch den Ansehungen der herrschenden Partei entgegen zu können. Es wurde eine Anklage wegen gewissenloser Verwaltung der Finanzen gegen ihn erhoben, und man gab sich viele, doch vergebliche Mühe, ihn in einen Ausruf der der zu Edinburgh unterdrückt worden, zu verwickeln. Dafür untersüchte er nach Kräften das Unternehmen des Prinzen von Dranien. Er starb, vergessen, zu Edinburgh den 28. März 1695, und wurde mit großer Pracht in der Gruft seiner Ahnen zu Dundee, umweit Drumlanrig, beigesetzt. Seine Gemahlin, Isabella, des Marquis Wilhelm von Douglas Tochter, hatte ihm vier Kinder geboren. Die Tochter, Anna, wurde im J. 1697 an David, den dritten Grafen von Brevy, verheirathet. Der jüngste Sohn, Georg, starb unverschämte im J. 1691. Der mittlere, Wilhelm, folgte die Rebellinlinie der Grafen von March, von der alsbald. Der älteste, Jakob V., geb. den 18. Dec. 1662 und auf der Universität Glasgow gelehrt, war von seinen Reisen kaum in die Heimat zurückgekehrt, als König Karl II. ihn im J. 1684 in den Staatsrath von Schottland aufnahm und ihn zum Drillschiffen bei Dundee's Cavallerieregiment ernannte. Im J. 1688 gab er diese Bedienungen auf, um einer der ersten zu dem Prinzen von Dranien überzugehen; dafür wurde er Hauptmann der schottischen Garde, Drift eines Cavallerieregiments, Mitglied des Staatsraths und Kammerherr. Im J. 1690 befehligte er, unter Madock's Oberbefehl, ein abgesonderetes Corps. Im J. 1695 legte er seine Kriegsbendienungen nieder, und wurde einer der Lords der Schatzkammer, Lord Obercommissair, Bewahrer des geheimen Siegels, gleichwie er im J. 1701 den Hofenbambenorden empfing und im folgenden Jahre das Amt eines Staatssecretairs übernahm. Eine Intrigue brachte ihn im J. 1704 um seine Aemter, eine andere gab sie ihm bereits 1705 zurück. Im J. 1706 legte er die Titel eines Herzogs von Luensberry, Marquis von Dumfrieshire, Grafen von Drumlanrig und Sanguhar, Viscount von Nith, Lorthorwood und Ros und Baron Douglas von Kilmount, Middlebie und Dornod nieder, um sich solche durch ein neues Patent vom 17. Jan. 1706 wieder verleihen zu lassen, in der Art, daß ihm darin seine freicommissarischen Erben, männlichen oder weiblichen Geschlechts (von Wilhelm, dem ersten Grafen von Luensberry, abstammend), gleichwie in dem Eigenthum von Luensberry, succediren könnten; in dieser Entloosung und neuen Vertheilung waren aber die Titel eines Marquis und Grafen von Luensberry, Viscount von Drumlanrig und Baron Douglas von David und Libber nicht genannt; in Ansehung ihrer blieb demnach das Successionsrecht, wie es durch das erste Creationspatent festgestellt worden. Luensberry hätte damals Dinge von noch ganz anderer Bedeutung fordern können, denn der Hof mußte sich seiner um jeden Preis verschaffen. In dem Unionsparlament vom 3. Oct. 1706 fand der Herzog nämlich an der Spitze der Partei, die entschlossen war, auf alle Fälle die Union unter den vorgeschlagenen Bedingungen einzugehen, und ohne den Beistand eines ihr einflussreichen, mit so ausgezeichneten Talenten und Fähigkeiten

seien und einer so ungewöhnlichen politischen Gewandtheit ausgestattetem Manne würde das dem größten Theile der Nation auf das äußerste verhasste Geschäft immer mehr durchzuführen gewesen sein. Des Herzogs Verfahren als Parteiführer und als Lord-Commissaire war auch in hohem Grade folgericht und durchsicht, obgleich Whigs und Tories, Jakobiten und Drangirien, Presbyterianer, Anglikaner und Cameronianer, alle in dem Abscheu gegen den Tractat, in dem lauten Ausdruck ihres Unwillens einig waren, obgleich der Herzog mehrmals persönlich bedroht, sein Haus gesiegt und erklärt wurde, wiewohl er nicht um ein Haar breit von seinem Zwecke ab. Zuletzt, nach langem parlamentarischem Ringen, gelang es ihm, den Führer der Gegenpartei, den Herzog von Hamilton, zu bekehren, indem er demselben in einer Privatunterredung eröffnete, daß Seine Herrlichkeit selbst persönlich zur Verantwortung gezogen worden würde, im Falle der Unionstractat durch Ihre Rathschläge zurückgehen würde, auch daß Er. Herrlichkeit Grundbesitzungen in England dafür werden büßen müssen. So kam denn am 1. Mai 1707, unter wildem Ausbruche der Verzeßung der unterliegenden Partei, d. i. des ganzen Königreichs Schottland, die Union zu Stande. Der Herzog säumte nicht, die Kunde seines Triumphs persönlich nach England zu überbringen. In allen Städten des Schweserlandes, wohin sein Weg ihn führte, wurde er mit der größten Aufzeichnung aufgenommen, und als er sich dem heißen London näherte, kamen ihm viele der Mitglieder der beiden Parlamentshäuser entgegen, um in ihm einen Staatsmann zu begrüßen, der, ohne die Wachen, die ihn umgaben, während der Verhandlungen des Tractats in den Straßen Edinburghs von seinen Landstleuten gesiegt worden wäre! Aber auch die Regierung unterließ es nicht, dem glücklichen Unterhändler ihre Zufriedenheit zu erkennen zu geben: er erhielt eine Pension von 3000 Pf., und wurde durch Urkunde vom 26. Mai 1708 zum Baron von Rippon, Marquis von Sevierley und Herzog von Dover in England creirt. Der Herzog erschien noch als einer der 16 schottischen Peers in dem Parlament von Großbritannien, starb aber bereits den 6. Julius 1711, und erhebt in der Kirche zu Deddie ein prachtvolles marmornes Grabmonument. Er hatte sich den 4. Dec. 1685 mit Maria Boyle, einer Enkelin des Grafen von Burlington und Cork, verheiratet und mit ihr neun Kinder erzeugt. Da von Kindern sechs in der Kindheit. Die älteste Tochter, Johanna, wurde an den Herzog Franz von Buteleuch, die zweite, Anna, an Wilhelm Kincaid, den Bruder des sechsten Grafen von Bindcliffe, verheiratet. Der Sohn, Karl, Herzog von Luensberry und Dover, geboren den 24. Nov. 1698, zählt demnach nicht völlig acht Jahre, als er den 17. Jun. 1706 zum Grafen von Soloway und Viscount von Aliberry creirt wurde; Titel, die durch die Bestimmungen des Patents, an die männlichen Nachkommen seines Vaters, die den Titel von Luensberry nicht zu lassen hätten, übergeben sollten. Er trat auch als Mitglied von Schottland und Anglikerer Kammerherr, vermählte sich den 10. März 1720 mit

Katharina Hyde, des Grafen Heinrich von Clarendon und Rochester Tochter, und starb den 22. Oct. 1778 in dem Ruße eines warmen Patrioten. Besonders hatte er sich bemüht, durch Prämien die Manufacturen von Wolle zu erheben und groben wollenen Strümpfen in Aufnahme zu bringen, und hiedurch eine Menge arbeitsamer und nützlicher Menschen auf seinen Gütern festzuhalten, die sonst wohl nach Nordamerika gewandert sein würden. Auf seine Kosten wurde auch die vortreffliche Straße angelegt, die von Drumlanrig aus 27 engl. Meilen weit nach Aberdeen führt. Karls älterer Sohn, Heinrich, Graf von Drumlanrig, früher in sardinischen Diensten, trat im J. 1747 in holländische Dienste als Obrist über ein neuorganisiertes schottisches Regiment, und wurde im April 1754 zum Generalmajor erdirt. Auf der Reise, die er von Edinburgh nach London in Gesellschaft seiner Gemahlin, Elisabeth Hope, der ältesten Tochter des zweiten Grafen von Hopetoun, theilweise zu Pferde vornahm, ging eine seiner Pistolen los und tödtete ihn auf dem Steile, den 19. Oct. 1754. Seine kinderlose Witwe starb den 7. April 1786. Da auch sein jüngerer Bruder, Karl, noch vor dem Vater verstarb, so waren mithin die englischen Titel erloschen, die schottischen hingegen fielen an die Adelslinie von Warch, deren Stammvater, Wilhelm, ein jüngerer Sohn des ersten Herzogs von Luensberry, gewesen. Wilhelm wurde am 20. April 1697 zum Baron Douglas von Neidpath, Earle und Marquis, Viscount Dorbieis und Grafen von Warch creirt, für sich „et haeredes masculos de ejus corpore, quibus de feodamentibus, alios ejus haeredes masculos et talia contentos in ejus infeodamentis terrarum et domitii de Neidpath.“ In seiner Eheverbindung mit Johanna Hay, des ersten Grafen von Tweedale Tochter, hatte ihm nämlich sein Vater die Baronie Neidpath mit der unschätzlichen, erst in der neuern Zeit Ruine gewordenen Burg gleiches Namens, umweit Peebles, in Ainsdale versprochen, um solche für sich und seine Nachkommenschaft bei dieser Geschlechts als Rehn der Herzoge von Luensberry zu besetzen. Wilhelm's Sohn, auch Wilhelm genannt, zweiter Graf von Warch, wurde in seiner Ehe mit Anna Hamilton, des dritten Grafen von Selkirk Tochter (gest. als Witwe den 23. April 1748), der Vater von Wilhelm, dem dritten Grafen von Warch, des von seinem Mutter auch noch den Titel eines Grafen von Ruglen und im J. 1778 den Titel eines Herzogs von Luensberry erbt, und in Betracht seiner Herrschaft Ambresbury in Wiltshire am 21. August 1786 zum Lord Douglas von Ambresbury in England creirt wurde. Er starb unvermählt den 23. Decbr. 1810, das demnach mit ihm die englische Baronie und die Grafschaften Warch und Ruglen erloschen sind. Das Herzogthum Luensberry und die übrigen in das Patent vom 17. Jun. 1706 aufgenommenen Titel, die weitläufige Baronie Luensberry mit ihrem Prachtstosse und andere große Besitzungen in Dumfriesshire fielen an den Herzog von Buteleuch, als den Abkömmling der Tochter des zweiten Herzogs von Luensberry. Die Baronie Neidpath erbt der Graf von Wemyss, als Urenkel von Anna Douglas, einer Schwester

des ersten Grafen von March. Die Herrschaft Ambresbury fiel, in Folge einer Verfügung des dritten Herzogs von Lucentberry, an Archibald, Lord Douglas von Douglascastle. Das persönliche Vermögen, im Belaufe von beinahe einer Million Pfund Sterling, wurde an verschiedene Legatarien verteilt, worunter die Gräfin von Glamouth und ihre Söhne die vornehmsten. Die Titel eines Marquis und Grafen von Lucentberry, Viscount von Drumlanrig und Baron Douglas von Hamid und Tibbers, fielen an die Douglas von Kelbra. Der Stammvater dieser Linie, Wilhelm Douglas von Kelbra, der zweite Sohn des ersten Grafen von Lucentberry, wurde am 20. Febr. 1678 zum Baronet ernannt, und es folgten ihm in dieser Würde sein Sohn Jakob, sein Enkel Wilhelm (gest. 1733), sein Urenkel Johann (gest. 13. Nov. 1778) und sein Urenkel Wilhelm. Letzterer hatte sich den 21. März 1772 mit Maria, einer Tochter und Miterbin des Ritters Wilhelm Johnson von Koderby, verheiratet, und starb den 16. Mai 1783, mit Hinterlassung von fünf Söhnen. Der älteste, der Baronet Karl, succedirte im J. 1810 als fünfter Marquis von Lucentberry, Viscount von Drumlanrig, Lord Douglas von Hamid und Tibbers. Ist auch Verdiensteigent von Dumfriesshire (einer feinen Landschaft, namentlich ist ganz nahe bei Dumfries gelegen); da er nur Löhner aus seiner Ehe mit Karolina Scott, die des dritten Herzogs von Buccleuch Tochter, hat, so wird ihm beinahe sein Bruder, Johann Douglas, von Koderby, in dem Titel succedieren.

#### Das Haus Angus.

Georg, des ersten Grafen von Douglas jüngster Sohn aus dessen dritter Ehe, mit Margaretha Stuart, der Gräfin von Angus, wurde von König Robert II. d. d. Edinburgh, dem 10. April 1399, in dem Besitze der Grafschaft Angus und der Herrschaft Abernethy besetzt, wobei jedoch zugleich festgesetzt wurde, daß diese Besitzungen nach Georgs und seiner männlichen Nachkommen Abgang an Alexander Hamilton fallen sollten. An Archibalds II., des Grafen von Douglas, Seite wurde Georg in dem Treffen bei Hamilton im J. 1402 gefangen, und er starb noch in derselben Gefangenschaft. Er hatte sich im J. 1397 mit Maria Stuart, Königin Robert's III. Tochter, verheiratet, und mit ihr, die nach ihm noch drei Männer nahm, die Söhne Wilhelm und James II. erzeugte. Wilhelm, gewisser Graf von Angus, war, wie sein Bruder, welche den Engländern zur Sicherung des Besitztums Jakob's II. gegeben wurden, kampflos bei der Krönung dieses Fürsten bei Ritterschlag, wurde aber, noch am 12. März 1425, gleich so vielen andern, auf der Königin's Befehl eingekerkert. Später, anno 1429 (1435), erhielt er von Jakob I. eine Verhängung über alle seine Besitztungen. Als Häupter der Bewegung, welche er im J. 1435 bei Wippen einen bedeutenden Sieg über Sir Robert Dalry, der mit englischen Heerern in Schottland eingefallen war, und viel Unheil angerichtet hatte, Wilhelm starb im J. 1437, aus seiner Ehe mit Elizabeth, der Tochter von Wilhelm Duff von Koderby,

vermählt im J. 1425, den einzigen Sohn Jakob hinterlassend. Jakob, dritter Graf von Angus, war einer der Conservatoren des im J. 1438 auf die Dauer von neun Jahren mit den Engländern abgeschlossenen Waffenstillstandes. In dem Entscheidungskampfe zwischen König Jakob II. und dem Grafen von Douglas stand Jakob für den König, und die Dienste, welche er demselben leistete, waren wichtig genug, um das Volkswort, der so the Douglas habe den schwarz den Douglas gestiftet, zu veranlassen. Zur Belohnung wurde Angus mit dem Schloß und Thal Douglas, mit dem Schloße Tantallon und andern namhaften Theilen des ehemaligen Besitzthums der Hauptlinie beschenkt; eine unbedeutende Erbschaft, da sie dazu diente, diesen jüngern Zweig der Familie zu einer Höhe zu erheben, die der Krone nicht minder fürchtbar sein mußte, als die gemessen war, zu welcher sich die Douglas von dem Hauptstamme emporgeschwungen hatten. Bei der Belagerung von Norburg (1460) wurde Jakob durch das Plagen der Kanone; die den König auf der Stelle tötete, hart verwundet, daß er, aller angewandten Heilmittel ungeachtet, sterben mußte. Seine Gemahlin, die Prinzessin Johanna, Königin Jakob's I. Tochter, hatte kein Kind geboren; er wurde daher von seinem Vaterbruder, von Georg Douglas, beerbt. Dieser vierte Graf von Angus, vornehmlich durch Kriegszüge gegen die Engländer bekannt, hatte sich eben von der Gemahlin König Heinrich's VI., von der heiligmüthigen Margaretha, durch das Versprechen eines englischen Herzogthums nebst Burgundien von 2000 Mark jährlichen Ertrags für ihren Dienst zu gewinnen lassen, als der Tod ihn am 14. Oct. 1462 überraschte. Er wurde zu Abernethy beigesetzt. Seine Gemahlin, Elisabeth, des Andreas Seibald von Balgoun Tochter, hatte ihm fünf Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Georg, besaß Bonjehoward, der ältere, Archibald I. Graf von Angus, gewöhnlich der große Graf genannt, behandelte sich in der bewaffneten Zusammenkunft, die im Beginn des Krieges mit England (1482) von den Königen der Rinde zu Lande gehalten wurde, angeblich, um eine Abstellung der Mißbräuche zu erzielen, eigentlich aber, um Maßregeln gegen die Wanklinge, und besonders gegen den einflussreichsten derselben, gegen den künftlich zum Grafen von Mar ernannten Maitre's Schenke zu verabreden. Im Laufe der Verhandlungen erkrankte Lord Georg an der Pest, nach welcher die Maitre die ferneren Beratungen der Rinde dadurch zu beschleunigen gedachte, daß sie her, habe ein Glöckchen von dem Hals hängen, damit man ihre Ausrufung höre; ein herrlicher Vorschlag, der aber der Rinde fort, der aber unausgeführt blieb, weil keine einzige von allen Maitre's Muth: genug hatte, der Rinde das Glöcklein umzubringen. Ich will die Rinde beenden! (heißt es), vier Graf Archibald, der um dieses Ausrufs willen im Wolfe den Namen Archibald der Schengländer erhielt. Er hatte kaum ausgesprochen, als George, wie grüßte, in die Versammlung trat. Douglas von Koderby, der an der Thüre stand, rief ihm das Jagdhorn von dem Haden und rief: Du hast mehr denn zu lange nach Unheil gejagt!

Angus ergriff die Kette, woran das Horn gehangen hatte, und meinte, ein Baum würde ihm besser stehen. Nach einigen Augenblicken wurden Godrane und seine Genossen auf der Brücke zu Lauder aufgehängt. Nicht minder thätig war der Graf in der zweiten Verschwörung des Adels, die mit dem gewaltsamen Tode Jakob's III. endigte. Der unglückliche König war unvorsichtig genug gewesen, ihn seine Entwürfe gegen die Aufständigen wissen zu lassen, und der Graf eilte, die Mitverschwornen zu warnen. Dieser Dienst blieb von den Siegern nicht unbezahlt, und Angus und Lord Home theilten sich unter der neuen Regierung in die wichtigsten Ämter. Jener wurde im J. 1492 Hüter der Grenzmarken, bekleidete bis 1498 die Stelle eines Staatsraths und Großkanzlers, und folgte 1513 dem König in den unglücklichen Feldzug nach England. Die Schlacht bei Flodden suchte er auf alle Weise zu verhindern. „Wenn ihr Euch fürchtet, Angus," war des Königs kalte Erwiderung auf des Grafen gewichtige Gründe, „so möget Ihr nach Hause gehen." Nach solcher Beleidigung wollte Angus nicht im Lager bleiben; er schied mit Tordens des Unwillens und der Betrübniß, ließ aber zwei seiner Söhne und seine Mannen zurück, mit dem Befehle, bis auf das Aufsteigen bei dem Könige auszuhalten. Dieser Befehl wurde auf das Pünktlichste vollzogen, und der Gram um seines ältesten Sohnes Verlust, dem er sich in löstlicher Einsamkeit hingeeben, tötete den Grafen Anfangs des J. 1514. Seine erste Gemahlin, Elisabeth, des Lords Robert Boyd Tochter, hatte ihm die Söhne Georg, Wilhelm und Gavin; die zweite, Katharina, eine Tochter von Robert Stirling von Keirby, den Sohn Archibald von Kirkcubright, dann drei Töchter, geboren. Uns interessiren nur die Söhne der ersten Ehe.

Gavin (Godwin), der jüngste, war zu Brechin im J. 1474 geboren, verlebte seine Kinderjahre in einem Kloster, und beendigte seine Studien zu Paris. Nach seiner Rückkehr in die Heimath empfing er die Priesterweihe, und sein Dichtertalent, gleichwie sein Name, ließen ihn nicht lange auf Verhinderung warten. Im J. 1514 gab ihm die Königin, die seit der Schlacht bei Flodden die Regimentschaft führte, die Abtei Aberbrothoch, gleich darauf ernannte sie ihn zum Erzbischof von St. Andrews; diese Würde mußte er aber einem von dem Papste begünstigten Nebenbuhler überlassen. Die Königin suchte ihn im J. 1515 durch das Bisthum Dunkeld zu entschädigen, und Leo X. bekräftigte ihre Ernennung; allein der Herzog von Albany, in dessen Hände die Königin die Regimentschaft niederlegen mußten, hinderte den Dichter, sein Bisthum in Besitz zu nehmen, und hielt ihn länger denn ein Jahr am Schloß zu Edinburgh gefangen. Die Douglas wurden indessen mit dem Perron ausgehört, Gavin wurde in Freiheit gesetzt und als Bischof von Dunkeld gewählt, mußte jedoch Gewalt brauchen, um einen von Albanien aufgestellten Gegenbischof zu vertreiben. Auch als weltlicher Bischof wurde er durch fortwährende Feinden bedrängt, obgleich er kein persönliches Dilemma, um den Feinden zu erlassen, schützte. Als im J. 1520 die Douglas im Begriffe standen, mit

den Hamilton in Edinburgh selbst handgemein zu werden, und letztere im Hause des Kämpfers Bethune (Bos-ton), des Erzbischofs von Glasgow, ihre Zusammenkünfte hatten, suchte Gavin den Erzbischof, als den amtlichen Bevormahnder der Gefesse und des Landfriedens, zu bewegen, daß er gemeinschaftlich mit ihm als Vermittler einschreite. Bethune, die Hand auf das Herz legend, bekehrte bei seinem Gewissen, daß er den drohenden Kampf nicht verhindern könne. „Traum, Verlober," erwiederte der zum Frieden Rathende, der ein Panzerband unter des Erzbischofs Gewande kitzeln hörte, „mich dünkt, Euer Gewissen klappert." Als Albanien durch der Sünden Beschuß vom J. Der. 1521 nochmals aus Frankreich zurückgerufen wurde, suchte das Haus Angus in England Zuflucht; auch Gavin floh dahin, nachdem der Regent ihn geächtet und die Einkünfte des Bisthums befristet hatte. Heinrich VIII. bewilligte ihm einen Jahresgehalt, er starb aber bereits im J. 1522 an der Pest. Gavin, der schottische Schauer, ist einer der Schriftsteller, welche für die Ausbildung der schottischen Sprache und Poesie am meisten gethan haben; wir sagen schottische Sprache, denn er selbst macht sich ansehnlich, seine Sprache frei und frank zu schreiben und „keine südlische, sondern eigene Rundart" zu führen, entschuldigst sich auch, daß er einige Worte nach englischer Aussprache gebrauche, da er sie doch gern rein und ausschließlich schottisch geschrieben habe. Seine wichtigste Arbeit, um das J. 1512 geschrieben, ist die metrische Uebersetzung der Aeneis, sammt der Fortsetzung des Maphaeus Vegius; sie kostete ihn 16 Monate. Treue, Lebendigkeit und niemals erlassenen Dichterfeuer bilden den Hauptcharakter dieser Uebersetzung; in dem, jedem Buche vorausgeschickt, poetischen Prolog zeigt sich des Dichters Phantasie, für den Augenblick jeden Zwanges entbehrig, in ihrem ganzen Reichtume; zwei dieser Prologe, den Maimonai und den Winter, hat Hawkes modernisirt. Gavin's Aeneis bestimmt eine Epoche in der Geschichte der englischen Literatur; es war die erste in Großbritannien erschienene Uebersetzung eines Classikers, und die erste Versuch ist ein Meisterwerk. Die londoner Ausgabe vom J. 1553 in 4. gehört zu den geschätztesten. Die eiburger Ausgabe vom J. 1710 in fl. Fol. hat ein Glossarium zur Seite. Außer einigen verloren gegangenen Werken, wozin wol auch die Annalen von Schottland zu zählen, hat der Bischof von Dunkeld noch geschrieben den Verlust der Ehre, eine moralische Fiction, in dem Schwache von des Cobes tabula; eine metrische Uebersetzung von Ovid's *Heroides*, de remedio amoris, durch welche Gavin eine unglückliche Regierung seiner Jugend bekämpfen wollte, und endlich den King Hart, ein allegorisches Gedicht; das in Pinkerton's Sammlung von alten schottischen Dichtern abgedruckt worden.

Gavin's ältester Bruder, Georg, fand in der Schlacht bei Flodden, den 9. Sept. 1513, den Tod; mit ihm fielen 200 Douglas. Georg's Gemahlin, Margaretha Drummond, hatte ihm die Söhne Archibald, Georg und Wilhelm, dann fünf Töchter geboren. Eine der Töchter, Johanna, war in erster Ehe mit Lord Johann Glamis,

in anderer Ehe mit Archibald Campbell von Kynneith verheirathet. Als Jakob V. gegen alle Douglas wüthete, wurde sie sammt ihrem Gemahl, ihrem Sohn erster Ehe und einigen andern Personen vor Gericht gestellt, weil sie durch Zauberkünste versucht haben sollte, den Tod des Königs herbeizuführen. Um dieses Verbrechens willen erlitt sie wirklich auf dem Schloßhügel zu Edinburgh (1540?) den Feuertod. Sie ward wegen ihrer edeln Herkunft, ihrer ausgezeichneten Anmuth und Schönheit und wegen des Muthes, mit dem sie ihre grausame Strafe erlitt, vielfältig beklagt; jedoch scheint ihr Vergehen, insofern es in der Anwendung magischer Vorschriften bestand, vollkommen erwiefen worden zu sein. Ihr ältester Bruder, Archibald, folgte dem Großvater als sechster Graf von Angus, empfangend, bei einem Besuche an Frankreichs Hofe, den St. Michaelsorden. In Schottland wieder angelangt, machte er Eindruck auf die verwitwete Königin, des Königs Heinrich VII. von England ältere Tochter, die noch nicht 25jährige Margaretha, denn er besaß Alles, was eines Weibes Auge bezaubern konnte; er glänzte in Kleidung, Geselle und Haushalt, war tapfer, thätig und schön. Kaum war die Königin von dem Prinzen Alexander entbunden (30. April 1514), und demnach im Besitze vollkommener Freiheit, als sie sich am 6. August 1514 mit dem Grafen trauen ließ. Eine so schnell nach dem Tode ihres königlichen Gemahls getroffene Heirath schädete ihrem Rufe, und Margaretha, die durch dieselbe persönlich unter die Aufsicht eines Unterthanen gestellt wurde, machte sich zugleich des Rechtes, die Regimentschaft zu führen, verlustig; allein auch in anderer Beziehung hatte sie sich gröslich geirrt. Angus litt nicht nur an erblichen Fehlern, denn er war ehrfurchtig und herrschbegierig, sondern auch an Fehlern, die ihm persönlich elgen waren; er zeigte sich statesinnig und heftig in seinen Leidenschaften, wild und jügellos in seinem Betragen. Er zollte der Königin, die einige Jahre älter war als er, nicht diejenige Achtung, die Margaretha, wenn nicht aus Liebe, doch um Anstandes halber hätte fordern mögen; und war, auf das Beste von ihm gesprochen, ein nachlässiger und treulosser Ehemann. Sein Ehegelicb strebte nach seiner Gattin Anrecht auf die Regimentschaft, obgleich dieses Anrecht, wie schon gesagt, durch ihre zweite Vermählung verwirkt worden war, und auch wirklich, sobald der Herzog von Albanien sich in Schottland bilden ließ, verloren ging (1515). Nicht lange währte es, und der Herzog suchte die ihm verliehene Gewalt gegen Angus und dessen Gemahlin zu wenden. Albanien erwirkte einen Parlamentsbeschl., daß die königlichen Kinder seiner Obhut überliefert werden sollten. Nach vergeblichem Widerstande, und nachdem sie sogar eine Belagerung in dem Schlosse Stirling ausgehalten, war Margaretha gezwungen, den unmündigen König und dessen Bruder, den Prinzen Alexander, der verdächtigen Sorgfalt eines hochflehenden Verwandten zu überantworten, während ihr Gemahl zur Grenze eilte, um mit Lord Home über die Mittel nachzugeben, wie der drückenden Strenge des Regenten entgegen zu wirken. Jedoch Albanien war mächtig genug, alle ihre Maßregeln junichte

zu machen. Die Königin Margaretha wurde, ohne Rücksicht für ihre weit vorgerückte Schwangerschaft, nach England vertrieben, wo sie in dem elenden Hutm eines northumberlandischen Barons, eines Wästerleins, der Lady Margaretha Douglas, genas und demnach an ihres Bruders Hofe Zuflucht suchte.

Witterweile verwirkte der Regent die Gunst der Nation, obgleich der Titel ihm blieb; so ging die wirtschaftliche Macht auf einen Staatsrath über, in welchem Angus, der unter solchen Umständen nach Schottland zurückgekehrt war, einen Platz einnahm. Seine Gemahlin, die Königin, ward bei ihrer Heimkunft mit geziemender Ehre empfangen, und es schien sich etwas zu bilden, das einer festen Regierung nicht unähnlich. Dem war aber nicht so. Die Hamilton hatten vorzüglich gewirkt, um den Herzog von Albanien mit der Regimentschaft zu bekriegen und sie konnten das so wenig vergessen, wie Angus vergehen wollte. Als im J. 1520 sich ein Parlament in Edinburgh versammelte, erschien der Graf von Angus in Begleitung von 400 Lanzenträgern, während die Hamilton, auf ähnliche Weise zum Streite gerufen, in gleicher oder überlegener Anzahl sich in der Hauptstadt einfanden. Vergeblich suchte Archibald's Oheim, der Bischof von Dunkeld, den Frieden zu vermitteln, die Hamilton stürmten mit ihren Freunden und Verbündeten aus dem Westen auf die Ebene, die von dem Kuchthore abführt und wo der erzbischöfliche Palast gelegen war, in der Absicht, von der hohen Straße Besitz zu nehmen. Allein die Douglas waren ihnen zuvorgekommen und hielten die Hauptstraße besetzt, und als genüge ein so erheblicher Vortheil nicht, wurden diejenigen von ihnen, die der Lansen ermangelten, damit von den Bürgern versehen; man reichte sie ihnen aus den Fenstern dar. Diese Massen gaben ihnen ein großes Ubergewicht, die Feinde wurden niedergebrosen, als sie athemlos und in Unordnung herangezogen. Zum Ueberflusse traf Home von Wedderburn, der Douglas Freund, während der Hitze des Gefechtes, vor Edinburgh ein; er hobte sich, an der Spitze seiner furchtbaren Grenzer, Weg durch das Riechthor und erschien, im entscheidenden Augenblicke, in der hohen Straße. Die Hamilton wurden aufgetrieben, nachdem sie 70 Tödt auf dem Plage gelassen und die Reinigung des Dammweges, wie dieses Gefecht nach der Laune des Jahrhunderts und noch lange Zeit nachher hieß, brachte den Grafen von Angus an die Spitze der Geschäfte; allein unfähig, die verlorene Liebe seiner Gattin wieder zu gewinnen, mußte er sehen, wie diese in dem Widerwillen gegen ihren Gemahl, aus Verdruss über dessen Untreue und Vernachlässigung, Theil nahm an der Zurückberufung Albanien's (3. Dec. 1521). Angus und seine Helfer, eingekerkert des Schicksals der Home, zogen sich scheunig aus Edinburgh zurück, um Zuflucht in England zu suchen. Albanien's Flucht nach der schmachvollen Belagerung von Warr gab die höchste Gewalt nochmals in die Hände der Königin Margaretha; sie kam von Stirling nach Edinburgh und erklärte, daß ihr Sohn, Jakob V., jetzt ein Knabe von 12 Jahren, entschlossen wäre, durch sich selbst zu regieren. Die ver-

sammelten Pairs erließen sogleich eine Erklärung, wonach Albanen's Regenschafft als beendigt zu betrachten war. Dessen ungeachtet lag es am Tage, daß die unabhängige Regierung eines Knaben von 12 Jahren nur nominell sein konnte, und daß Jakob's Staatsrath durch irgend einen Familienrath ersetzt und geleitet werden mußte; und nichts konnte natürlicher sein, als daß ein solcher vormundschaftlicher Rathgeber sich in der Person einer liebenden Mutter finde. Der König von England wünschte aber auch, daß seine Schwester sich mit ihrem Gemahl Angus verheirathe, denn er baute sich auf dessen Anhänglichkeit an die Interessen Englands und hielt dessen Danksagungsfunktion für nothwendig, damit er der Königin die Last der Regierung tragen helfe. Allein Margaret's Leidenschaften waren nicht minder flüchtig und heftig, wie jene ihres Bruders. Sie beharrte in dem Verbruche, über eigensich, Vortheil gegen ihren Gemahl, und gab ihrem Bruder unumwunden zu erkennen, daß jeder Versuch, ihr den Grafen Angus wieder auszubringen, eben ihn nur nach Schottland zurückzuführen, Heinrich's VIII. Ansehen an dem Interesse veräusern würde, welches die letzte Revolution ihr an den Ewigkeitsrath'schen Schatzland verliehen hatte. Der eigentliche Grund zu solcher Hartnäckigkeit war, daß Margaret's sich oftmals in einen jungen Geheimniß, den Heinrich Stuart, den zweiten Sohn des Königs Edward, verliebt hatte und eine Scheidung von Angus beabsichtigte, um sodann ihre Hand dem jüngern, bereits zum Erbkönigsmann ernannten, Lieblichen zuzuwenden. Durch solche Leichtfertigkeit entfremdete Margaret's sich die Zuneigung der Edlen, während sich das Mißvergnügen derselben dadurch erhöhte, daß sie sie aus dem Staatsrath entfernte und allein den Rathschlägen ihres Liebhabers und anderer junger, unersahrener Leute Gehör gab. Um so eifriger betrieb König Heinrich die Rückkehr des Grafen, in der Hoffnung, daß erst dann wenigstens eine scheinbare Ausbesserung zwischen ihm und der Königin zu bewirken sein könnte. Dies ergab sich jedoch als völlig unmöglich, und da Angus beschloß, seine heimliche Gemahlin Macht zu verlieren, wenn er dieselbe nicht selber könne, versuchte er ihr Ansehen zu untergraben, und zwar erstens durch Erschöpfung der Stadt Edinburgh und später durch Vereinigung mit dem gewählten Erzbischofe Beilune, mit dem er sich aussöhnte und eine Partei bildete, deren Zweck es war, den jungen König von der Vormundschaft seines Vaters zu befreien. Der Streit endigte damit, daß der jugendliche Monarch der Obhut einiger Lords anvertraut wurde, die Präfecten, ein Edele ohne wirkliche Macht, blieb der Königin. Angus, der Hoffnung entsagen, jemals wieder in seiner Gemahlin's Armen zu verweilen, wendete seine ganze Aufmerksamkeit, alle seine Kräfte, gegen den jungen König und gewann in kurzer Zeit unterdrückten Einfluß auf das unbedingte Gemüth seines Eliesohnes. Nachdem er die Königin aller Macht entsetzt hatte, daß er insofern die einzigen Gemüth, daß er aufhörte, sich gegen die von Margaret's so angelegentlich gesuchte Scheidung zu sträuben; ihrer Banden entschloß, beistellte die königliche Waise sich, über-

nachmals zum Lord Weichen ernannten Liebhaber zu heirathen.

In dem Gebrauche der so mühsam erzwungenen höchsten Gewalt, entwickelte Angus keineswegs die Klugheit, die er bei Erlangung derselben bewundert hatte. Er war weit mehr demüth, seine Freunde und Anhänger zu befördern und zu beschützen, als das Königreich im Ganzen mit Ernst und Gerechtigkeit zu regieren, und seine Verwandten und Glanzmänner liebten die ihnen gewordene Freiheit, und Unverletzlichkeit so sehr, daß man abgemessen sagte, es möchten noch so viele Klagen über Diebstahl, Raub und Mord vorgebracht werden, so würden sie doch alle unnuß und gefahrlos, sobald ein Douglas oder der Angehörige eines Douglas sich unter den Geschützigen befände. Und obgleich der Graf von Angus, und die Lords von seiner Partei durch das Land zogen, unter dem Vorwande, Gerechtigkeit zu handhaben, Unterdrückung und Mord, unschädlich zu machen, „so waren doch“, sagt der ehrliche Historiker, „seine dergleichen Totschläger und Gaubdiebe zu finden, als die, welche in ihrem Weisheit ritten.“ Des Grafen Regiment, als das einer vornehmlichen Familie und Partei, ward nicht nur allgemein als ungerecht und bedrückend erkannt, sondern auch dem Könige verhaßt, der doch seine Autorität dazu leiden mußte. Angus hatte, wie schon angeführt, den König dadurch gewonnen, daß er sich zu dem Kanal zu machen wußte, durch welchen Jakob die Geschenke empfing, die Heinrich VIII. seinem Neffen zu senden pflegte, und dabei, sorgfältig dessen Geheimniß bewachte, um den Reigungen des Knaben zu folgen und denselben zu geneigen; allein nicht sobald sah der Graf seine Gewalt beseitigt, als er begann, dieselbe ohne Rücksicht auf die Wünsche der jungen Monarchin, ja oft in harter Gegensatz zu denselben, auszuüben. Hierin ward Angus von den Rathschlägen seines Bruders Beorg geleitet, eines Mannes von hohem, hochfahrendem Range, der lieber durch Furcht und Zwang, als durch Schmeichelei herrschen wollte. Der König, der trotz das Joch mit dem äußersten Widerwillen, da ob seine Person, nach den Ansichten der Zeit, als das Symbol der königlichen Gewalt galt, und da Angus diese Person in Euth hatte, klammerte dieser sich wenig darum, ob er die königliche Zuneigung besaß oder nicht. Jakob beschloß aber, ihm, auf jede Gefahr zu entrinnen, und ließ sich zu dem Ende, in mehr denn ein Complot ein. Der erste Versuch zu entfliehen, wurde zu Melrose (25. Jul. 1526) gemacht. Angus hatte den König dorthin gebracht; in der Absicht, einige Jungel auf der Grenze ausgebrochene Unruhen zu stillen; allein als er die Stadt verließ und sich der Brücke näherte, über die er heimkehren wollte, traf er auf Sir Walter Scott von Buccleuch, der mit tausend Reitern bei Elings, d. h. Einfließen, Posto gefast hatte. Um sein Vorhaben zu befragen, erklärte Buccleuch, daß er gleich anderen Grenzmännern käme, seine Begleiter dem Könige vorzuführen und denselben zu suchen, in seine Wohnung einzuladen. Er fügte hinzu, daß er des Königs Befehle ebenso gut wie Angus, kenne. Ein scharfes Treffen folgte, das von den Scotts zur



So Mann überleben, das aber auch von den Siegern mit schwerer Einbuße erkauft wurde. Man mußte allgemein, es sei Bückelch durch Lenox zu seinem Unternehmen angetrieben worden, und wirklich zog sich jetzt Lenox von dem Hofe zurück, um ein Bündniß mit dem Kanzler Bethune einzugehen, mit seinem ehrgeizigen Prälaten, der es dem Grafen von Angus nimmer verzeihen konnte, daß er durch ihn zu der unbedeutenden Rolle eines Beisizers bei den Administrationscollegien herabgedrückt war. Die Königinmutter scheint ebenfalls in die Absichten der Mißvergnügten eingegangen zu sein. Lenox rückte mit bedeutender Streitmacht gegen Edinburgh an und scheint auf des Grafen von Arran Unterstützung gerechnet zu haben, denn dieser war sein Oheim und zugleich ein alter Rebenbuhler von Angus. Allein seit der Reinigung des Dammweges war ihr Streit beendet worden, und Arran stellte seine Mannschafft nicht gegen Angus, sondern zu dessen Unterstützung auf, setzte sich auch sogleich gegen die Insurgenten in Bewegung. Die Heere stießen auf einander, in der Nähe von Kirkcubright, während Angus mit der Reserve sich von der Hauptstadt aus in Bewegung setzte und hinter sich seinen Bruder Georg hatte, der den jungen König in Person und die Bürger von Edinburgh mit sich führte. Als der erste Douglas des Königs überwiegende Abnigung weiter zu ziehen wahrnahm, nachdem das Geschick beider Heere sich entschieden und angeknüpft hatte, daß das Treffen beginne, sprach er: „Ich lese Eurer Majestät Gedanken, allein bedrohet Euch nicht selbst. Hielten Eure Feinde Euch an einer und wir Euch an der andern Seite, so würden wir Euch eher aus einander reißen, als loslassen!“ Vorlaute Rede, die der König ihm nimmer vergaß. Der vollständige Sieg war indessen erschollen, bevor Angus das Schlachtfeld erreichte, Lenox selbst befand sich unter den Todten (4. Sept. 1526).

Angus verfehlte nicht, seinen Vortheil soweit zu treiben, wie nur immer möglich. Der Kanzler, nachdem er sich eine Zeit lang unter der Verkleidung eines Hirten verborgen gehalten, wurde gezwungen, durch schwere Geldbuße und durch Verleumdung geistlicher Einkünfte an die siegende Partei seinen Frieden zu verkaufen, nachher aber das Kanzleramt niederzuliegen, womit Angus sich sofort besetzte. Überhaupt wurde des Grafen Herrschaft despotischer und strenger, als sie je gewesen war, und besonders wurde der König enger noch, als zuvor, von seinen Anhängern und Klienten umschlossen. Wohin Jakob seinen Blick wendete, gewahrte er das finstere Gesicht und das häßliche Auge eines Douglas. Douglas von Parkhead beschloß eine Leibwache von hundert Mann, mehr um des Königs Schritte zu beobachten, als um dessen Person zu beschützen. Sein Minister Angus wich nie von seiner Seite, oder ließ ihn, wenn es ja geschah, „unter der noch lästigeren Hut seines Bruders Georg. Der junge Monarch mußte sich indessen zu verstellen und mit seiner Lage zufrieden zu sein, daß der Douglas, in dem Wohnen, der König dachte nur an Jagden und lässliche Vergnügungen, einen Theil der Eifersucht schwinden ließen, womit sie bisher dessen Schritte

beobachtet hatten. Zu Anfange des Julius 1527 schien Jakob, von seinem Eize zu Falkland aus, mehr als gewöhnlich in seinen Jagden verliert, so daß Angus die Gelegenheit wahrnahm, sich nach seinen Privatgeschäften in Eothlan umzusehen. Auch Georg Douglas verließ Falkland, um die Bedingungen der einträglichen Pachtungen, die er von dem Erzbischofe von St. Andrews zu erwarten hatte, abzuschließen. Archibald Douglas, des Grafen von Angus Oheim, hatte sich vom Hofe entfernt, um in Dumfries, wie es heißt, Liebesabenteuer aufzusuchen; so daß die Gut des Königs dem Douglas von Parkhead und seiner Leibwache überlassen blieb. Dem König entgingen diese Umstände, die zu einer Flucht so einladend, keineswegs. Für den nächsten Morgen bestellte er eine besonders strenge Jagd, und den nächsten wurde insbesondere eingeschärft, sich mit dem Frühesten bereit zu halten. Allein kaum hatte man sich zur Ruhe begeben, so legte Jakob die Kleidung eines Schützen an, um sich unbemerkt in den Wald zu schleichen zu können, drei Rosse standen gesattelt, und in stürmischer Eile jagte der König mit nur zwei Begleitern, nach der gewöhnlichen Stelle Strirling, wo der Schloßhauptmann seinen Aufbruch hatte. Früh am Morgen gewahrte die Douglas die Flucht seiner Gefangenen; sie eilten sich, nach Strirling zu reiten und der nahenden Gefahr lächeln in die Augen zu sehen. Aber der König, von ihrer Annäherung unterrichtet, erließ eine Proclamation, wodurch dem Grafen von Angus und allen Douglas überhaupt, bei Strafe des Hochverrathes untersagt wurde, sich der Person des Königs auf sechs Meilen in der Runde zu nähern. Das zugleich versammelte Parlament forderte von Angus und dessen sämtlichen Anhängern und Freunden Rechenschaft über Mißbrauch der königlichen Autorität, sowie auch über die Vermeessenheit, daß sie des Königs Person fast zwei Jahre lang unter Zwang gehalten hätten. Sich zu verteidigen, war unmöglich, sich zu zeigen, ließ dem Verderben entgegengehen; dethalb zog Angus und die Seinigen sich nach England zurück, in der Überzeugung, bei Heinrich VIII. einen wohlwollenden Vermittler zu finden. Unglücklicher Weise hielt sich der Graf durch seine Ehre verpflichtet, diesen notwendigen Schritt nicht eher zu thun, bis er wenigstens scheinbaren Widerstand geleistet. Er legte Befehle in sein Schloß Tantallon, und zog mit einer tapfern Reiterkrafte aus, als beschloßte er, seinem jugendlichen Könige Trost zu bieten. Jakob unternahm die Belagerung des Schloßes (1529), mußte jedoch mit Schande abziehen, was Angus benutzte, um den Nachtrab der königlichen Wägen anzugreifen, ohne jedoch, wie es ihm leicht gewesen wäre, das Geschick der abziehenden Armee wegzunehmen. Diese Ermahnung war bei Jakob übel angebracht. In seinem Ärger that der Monarch den Schwur, daß, so lange er lebte und regierte, kein Douglas Günst oder Unterstützung in Schottland finden sollte. Es war zu besorgen, daß Jakob durch solche Gelübde sich selbst das Verzeihen verzauberte, Gnade zu üben: „denn,“ sagt ein alter Schenker, der kein Freund der Douglas ist, „ich kann nicht finden, daß der Graf oder einer von dessen Verwand-

schaft irgend etwas gegen den König unternahm, obgleich sie habüßlich, geizig und betrübend für ihre Nachbarn waren. Stets waren sie aulischig, gütig und dienstfertig gegen den König in all dessen Angelegenheiten und oft stellten sie um seinerwillen ihr Leben augencheinlicher Gefahr bloß.“ Als Angus sich von der entschiedenen Feindschaft des Königs überzeugt hatte, gab er den unnützen Widerstand auf und zog sich mit seinen Brüdern und Bettern über die Grenze, zum deutlichen Beweise, daß, wie ähnlich auch seine Situation der des letzten Grafen von Douglas sein mochte, seine Macht doch auf ganz andere Grundlagen gebaut gewesen war. Seine Gewalt beruhte einzig auf des Königs Autorität und ging zu Ende, als ihm der König entschlüpfte; der letzte Graf von Douglas hingegen hatte, dem König Jakob II. in offener Rebellion Trotz bieten und einen Kampf von höchst zweifelhaftem Ausgange antreten können. So reizend war selbst in dem aristokratischen Schottland das Wächthum der königlichen Macht gewesen.

Angus und seine Bettern blieben indessen in der Verbannung nicht müßig und waren ohne Unterlaß, wenngleich ohne sonderlichen Erfolg, bemüht, Ränke in ihrem Vaterlande anzuspinnen, wobei ihnen das Mißvergnügen des Adels über den Vorzug, den die Geislichkeit in Leitung der Geschäfte von Jakob V. empfing, besonders förderlich war; dadurch wurde aber der König in seinem unveröhnlichen Haß gegen das ganze Geschlecht nur gereizter. Seine Verwundung Heinrich's VIII., seine Erinnerung an frühere Vertraulichkeit, kein Grad persönlicher Verdienste konnte ihn je vermögen, irgend einem Individuum, das den verhassten Namen trug, die kleinste Günst zu erweisen. Alle Verschwörungen durch die Douglas veranlaßt wurden in der Geburt erstickt und ihre Hoffnungen erwaarten erst wieder, als der von lange her angespannene Krieg zwischen Heinrich VIII. und Jakob V. zum Ausbruch kam. Somit und sonders schloßen sie sich dem Corps an, mit welchem Sir Robert Bowers im J. 1542 in Schottland einfiel, aber dieses Corps wurde bei Haddon-Rig geschlagen und fast hätte Angus des Bower's Schicksal theilen müssen; durch einen Dolchstoß machte er sich noch von dem Ritter los, der ihn zum Gefangenen machen wollte. Sobald aber der Tod Jakob's V. verkündigt wurde, kehrten der Graf von Angus und sein Bruder George, ohne den Ruf dazu abzuwarten, eilends in ihr Vaterland zurück und ihre Verbannung ward sofort von dem Parlament aufgehoben, indem es deutlich war, daß mehr der Unwille des Königs, als der Spruch des Gesetzes, sie so lange von der Thronat entfernt gehalten hatte. Ihnen, die er sich durch Gemüthung von Edus und Unterthul während der 14 Jahre so hoch verpflichtet hatte, theilte der König von England ohne Rücksicht seine Wünsche in Betreff der Vermählung der schottischen Thronerbin mit dem Prinzen von Wales mit, und sie, als Führer einer mächtigen Partei, erließen sogleich, daß das Parlament die Friedens- und Heirathsverordnungen billigte, alle andere Forderungen Heinrich's aber, nämlich, daß ihm die Person der jungen Königin, die Regentschaft und die königlichen Schätze

für die Dauer der Minderjährigkeit übergeben würden, als unsittlich verworfen. Der König vernahm die Entschlüsse der schottischen Gesandten mit bestigem Unwillen und ließ durch seinen Geschäftsträger Sadler, den Grafen von Angus und dessen Verbündeten, ihre Laubst und Wortbrüchigkeit streng verweisen. Angus erwiderte, er habe durchgesetzt, was bei der Stimmung der Nation möglich; beugte sich der König damit, so werde er nach und nach zum Ziele gelangen, erlaube ihm seine Ungeduld nicht zu warten, so müsse er ein mächtiges Heer nach Schottland führen, dann würden die Verbündeten ihm nach Kräften beistehen. Als aber der Einfall wirklich erfolgte, die englischen Grenzhüter Ralph Ewers und Brian Katoun für die von ihnen in dem Feldzuge vom J. 1545 errungenen Vortheile von Heinrich VIII. mit den beiden Grenzgrafschaften Merse und Teviotdale belehnt wurden und sie im nächsten Feldzuge mit einem bedeutenden Heere ausjagen, um, wie sie sagten, Rest von ihrer neuen Herrschaft zu erzeihen, da war Angus unter den Ersten, sich ihnen zu widersetzen. „Ich will ihnen ein Einsetzungsdokument mit scharfer Feder und blutiger Tinte schreiben,“ sagte er, nachdem er sich überzeugt hatte, daß mehr seiner Güter in der von seinem königlichen Schwager ertheilten Belehnung eingeschlossen waren, die Engländer auch das prächtige Kloster Melrose, wo so vieler Douglas Grabstätte, verheert hatten. Der Engländer Niederlage bei Maxton war größtentheils Archibald's Werk. König Heinrich ergrimmte darob auch nicht wenig, ließ bestige Drohungen gegen den Grafen aus und beschuldigte ihn wiederholt des Undankes. „Ich unser Bruder ärgerlich,“ sagte Archibald, „daß ich an Ralph Ewers die Schmach rache, welche er den Gedern meiner Ahnen zugefügt hat! Sie waren bessere Männer, als er einer ist, und meine Ehre ließ nicht zu, daß ich Weingered that. Will der König dafür mein Leben nehmen? Da kennt König Heinrich die Höhen von Gairtable“ schlecht. Dort bin ich gegen Englands gesammte Macht gestrichelt.“ Nicht mit demselben Erfolge kämpfte Angus in der Schlacht bei Pinkie (9. Sept. 1547), wo er den Vortrab befehligte. Eine Bewegung, die er anordnete, um der Wirkung des feindlichen Geschützes auszuweichen, wurde von dem übrigen Heere als ein Rückzug angesehen und verbreitete panischen Schrecken, der mit der vollkommenen Niederlage der Schotten endigte. Seitdem verschwindet Angus aus der Geschichte, nur daß ihm kurz vor seinem Ende von der verwitweten Königin, als Regentin, der Vortritt gemacht wurde, in sein Schloss Antallan, an der Seeufer von Lothian, zwischen Northberwick und Dunbar, französische Besatzung einzuarbeiten. Auf diesen Vorschlag erwiderte er in Worten, die der Königin gelten sollten, die aber an einen Falken gerichtet wurden, den er aus der Hand drug und eodem sulterte: „der Teufel steckt in dem gierigen Drachen, er ist nun und nimmermehr zufrieden.“ Als nun ernstlicher und unumwunden wegen der Sache in ihn gedrungen wurde, versetzte er: „Antallan ist zu ew. Majestät, als

7) Eine der Bräute, von denen Douglasdale umschlossen ist.

Regentin, Befehl, aber bei allen Heiligen, Kastellan der Feste muß ich zu Ew. Majestät Diensten bleiben und werde ich sie besser sichern, als irgend ein Ausländer, der hingschickt werden möchte.“ Archibald starb im J. 1557 in eben dieser Burg Kantallen, in dem Alter von 64 Jahren, und wurde zu Abernethy beerdigt. Er soll drei Mal verheiratet gewesen sein. Die erste Frau, Margaretha Hepburne, war des Grafen Patricius von Bathwell Tochter. Die zweite, die Königin Margaretha, haben wir bereits kennen gelernt. Die dritte ebenfalls Margaretha genannt, war eine Tochter des Kardes Johann Maxwell. Der einzige Sohn, den sie geboren, starb in der Kindheit. Von der einzigen Tochter der zweiten Ehe, von der Prinzessin Margaretha Douglas, ist ebenfalls bereits die Rede gewesen. Sie vermählte sich, wider König Heinrich's VIII., ihres Bräutigams Willen, mit Thomas Howard, des Herzogs Thomas I. von Norfolk Sohne anderer Ehe, und wurde darüber, sammt ihrem Gemahl in den Tower geschickt. Thomas starb darin den 1. Nov. 1537, die Prinzessin aber ging eine zweite Verbindung ein mit Bartholomäus Stuart, dem Grafen von Lenax und wurde in dieser Ehe die Mutter von Heinrich Stuart von Darnley. Als die Königin Maria Stuart diesen Jüngling zu ihrem Gemahl wählte, hatte sie wohl nicht unterlassen, seiner Mutter Erbrecht an die englische Krone in Erwägung zu ziehen. Die Gräfin von Lenax war Heinrich's VIII. viertliche Nichte, und dem Blute nach der regierenden Königin Elisabeth um einen Grad näher verwandt, als Maria Stuart. Außerdem hatte die Gräfin vor der Königin von Schottland den großen Vorzug, eine geborene Engländerin zu sein, und es war mindestens möglich, daß die englischen Rechtsgelehrten, im Fall eines Bewerbstreites um die Krone, der Eingebornen den Vorrang vor der Ausländerin zugeben würden. Eine Vermählung, wodurch die beiderseitigen Ansprüche vereinigt werden konnten, mußte daher als das Ergebnis reiflicher Überlegung erscheinen. Auch an das väterliche Erbe machte die Prinzessin Margaretha Anspruch, ohne ihn jedoch gegen den Mannesstamm durchsetzen zu können.

Der verstorbene Graf Archibald hatte nämlich einen Bruder gehabt, den uns bereits kühnlich bekannten Georg Douglas, der durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter von David Douglas aus Pittendrich, vermählt im J. 1535, die Herrschaft Pittendrich ererbte und bei Pitkie (1547) den Tod fand. Georg hinterließ, außer dem natürlichen Sohne Georg, von dem unten die Rede sein wird, vier Kinder, David, den siebenjährigen Grafen von Angus, Jakob, Elisabeth, Gemahlin Johann Carmichael, und Maria, Gemahlin Georg Tuchin von Balmanno. Jakob, der jüngere von Georg's Söhnen, wurde mit Pittendrich abgefunden, gelangte aber durch seine Vermählung mit Elisabeth Douglas, der Tochter des dritten Grafen von Morton, zum Besitze weitläufiger Güter und wurde, nach des Schwiegervaters Tode, im J. 1553 selbst zum Grafen von Morton ernannt. Dafür stand er mit Argyle und Glencairne an der Spitze der Eilen, welche am 3. Dec. 1557 das

neue, gegen die Regierung gerichtete Bündniß, die Congregation des Herrn genannt, unterzeichneten und sich verpflichteten, für die Sache ihres Meisters zu sterben, aufrichtige Priester des Evangeliums ausfindig zu machen, sie, die ganze Congregation und jedes Mitglied derselben, aus allen Kräften, auch mit Lebensgefahr, zu vertheidigen, die Congregation des Satans (die katholische Kirche) zu verlassen und sich als offene Feinde derselben, ihrer Abscheulichkeiten und Abgötterei zu erklären. Während des Kampfes der Congregation mit der Regenschafft befand sich jedoch Morton mehrtheils in England, um durch Unterhandlungen der Sache seiner Glaubensgenossen nützlich zu werden. Nach seiner Rückkehr wurde er mit der Kanzlerwürde bekleidet und sein Einfluß blieb bedeutend, auch nach der Vermählung der Königin mit Darnley, obgleich er in heimlichem Bunde mit Murray stand, „blos auf den Augenblick lauert und gute Miene macht, bis es zur Sache kommt,“ schreibt Kantalph. Im Gegensatz zu Murray sah Morton, gleichwie der Rest der Douglas, die Vermählung mit Theilnahme, ihres Veters Erhebung auf einen Königsstern erfüllte sie mit Stolz und später hatte Darnley kaum den Grafen von Morton zum Vertrauten seines Grolls gegen Riccio gemacht, als sich alle Douglas bereit zeigten, ihren königlichen Verwandten eines elenden Missethats zu entledigen, der sich in die Staatsgeschäfte drängte, und es wagte, sich bald als Beschützer, bald als Gegner der adeligen Herren auszuwerfen, den sie für die Haupttriebsfeder der strengen, gegen Murray und die verwanten Lords genommenen Maßregeln und zugleich für einen eifrigen Beschützer der katholischen Religion hielten. Als es ausgemacht war, daß Riccio sterben sollte, hielt man Rath über die Art seines Todes. Morton, Ruthven und andere Verschworene wollten den Secretaire, wenn er sich in dem Schloßhause betreten ließe, oder auch in seinen eigenen Gemächern aufsuchen und ihm das Schicksal bereiten, welches Archibald der Katengeldner über den Grafen von Mar verhängt hätte. Darnley wollte das Opfer in Gegenwart der Königin ergreifen, damit sie den Schrecken theile und die Vorwürfe höre, womit er selbst den Günstling zu überhäufen billete. Seine Meinung bezieht die Oberhand. Am 9. März 1566 brang Morton mit 160 Bewaffneten in den Schloßhof zu Edinburgh und während ein wehr- und schuldloser Mensch gemarret wurde, hielt der Reichskanzler, dessen Pflicht es war, die Befehle des Landes zu handhaben, alle Thore des Palastes besetzt, damit die Missethäter nicht gehindert, nach gestört werden möchten. Alle Pläne, die die Begleiter dieser scheußlichen Handlung sein sollten, wurden jedoch durch den Abfall Darnley's und dessen unerwartete Auslösung mit der Königin vereitelt, und Morton, seit dem 20. März 1566 des Kanzleramtes entsetzt, mußte mit seinen Genossen nach Northumberland flüchten. Das Verhältniß der Königin zu ihrem Gemahl wurde bald wieder im hohen Grade feindselig, so daß man ihr eine Freisprechung in Vorschlag bringen konnte. Sie wies diesen Vorschlag zurück, und diejenigen, die ihn gewagt, kamen auf die

schon früher besprochene Idee, den König zu ermorden, zurück. Bothwell übernahm die Ausführung des Verbrechens, die Andern machten sich ansehnlich, ihn vor übeln Folgen zu schützen. Zu diesem Ende setzte Sir Jakob Balfour eine Verschreibung aus. Sie nannte den König einen jungen Narren und hochmüthigen Tyrannen, drückte den Entschluß der Unterzeichner aus, ihn zu verhinbern, irgend eine Herrschaft über sie zu erlangen, verpflichtete sie, ihn auf eine oder die andere Weise aus dem Wege zu räumen und ließ jeden erklären, er werde „die That als die seinige“ betrachten, wer sie auch verüben möge. Diese Schrift wurde zu Graismillar, wenige Tage vor des Prinzen Jakob Tausche, von Huntley, Argyle, Bothwell, Maitland und Balfour unterzeichnet. Nachdem die Festlichkeiten der Tausche vorüber waren, hatten die Gesandten von England und Frankreich, Namens ihrer Souveraine, um die Ausrufberufung Morton's, ein Gesuch, in dem sie durch Murray, Bothwell und die übrigen Lords unterstützt wurden. Maria konnte nicht länger widerstehen, und der verbannte Graf wurde, nebst seinen 76 Genossen, begnadigt, unter der Bedingung, daß er in den nächsten zwei Jahren nicht nach Schottland zurückkehre. Ehe die Lords sich für Morton verwendeten, hatten sie aber verlangt und erhalten, daß er und die andern Verbannten den Bund von Graismillar unterzeichneten. Einige Tage nachher hatten die nämlichen Lords abermals für ihn, und Maria erlaubte ihm die Rückkehr in das Vaterland, jedoch unter der Bedingung, sich dem Hofe nicht auf sieben Meilen zu nähern. So wie er Schottland betrat, eilten Bothwell und Maitland zu ihm; zu Wittingham, dem Gute von Jakob's Busenfreunde, dem Archibald Douglas, am Fuße der Lanernmoorberge, hielten sie Rath, und Darnley's Ermordung war der Gegenstand, den sie besprachen. Als sie hier den, ging Morton nach St. Andrews, die beiden andern nahmen, sammt Archibald Douglas, den Weg nach Edinburgh. Diesen schickte Maitland bald mit folgendem Auftrage zurück: „Sage dem Grafen Morton, die Königin wolle von der ihm bewußten Sache nichts hören.“ Als der Bote über die Unbedeutlichkeit dieser Worte klagte, wurde ihm erwidert, seinem Herrn würden sie verständlich genug sein. Am 10. Febr. 1567 wurde der ungeheure Frevel begangen. Dürfen wir Morton's Worten glauben, so hätte er sich der Mitwirkung gewiegt, wenn Bothwell ihm nicht hierzu die Erlaubniß der Königin verschafft. Sie ward ihm versprochen, erfolgte aber nicht. Dagegen ist gewiß, daß Morton seinem, Rector Archibald erlaubte, als sein Stellvertreter zu handeln, und daß dieser an Bothwell's Seite den Erfolg der Explosion abwartete; auch entbiethete Morton sich nicht, dem Grafen von Bothwell als Führer zur Seite zu stehen, als dieser vor der Affäre von Stirling sich gegen die Anklage des alten Grafen von Lenox verantworten sollte. Auch war er unter den neun Grafen, welche mit acht Bischöfen und sieben Lords, zu Edinburgh, an Kirkcaldy's Abreise, jenes Verhältniß unterzeichneten, worin Bothwell, als gänzlich freigesprochen von der schändlichen Anklage auf Königsmord, der königlichen Witwe als annehmlicher

Gatte angetragen wurde, worin die Unterzeichner sich auch versprochen, die besagte Ehe mit Gefahr ihrer Habe und ihres Lebens fördern zu helfen. Maria wurde am 15. Mai 1567 wirklich mit Bothwell getraut und sein Monat verging, so wurde von dem in Stirling verammelten Lords, unter denen Morton sich besonders thätig erwies, ein Bündniß geschlossen, zum Verderben der unglücklichen Königin. Auf Corberrill kam die Sache zur Entscheidung; Maria, von den Iren verlassen, ließ sich von Kirkcaldy von Grange zum Heere der Conföderierten führen und im Namen dieser sprach Morton tiefend: „Das ist der Plab, gnädigste Frau, auf den Ihr gebührt, und wir wollen Euch ehren, dienen und gehorchen, wie je der Adel dieses Reich einem Eurer Adnen.“ Statt der Diener saß Maria nur Kerkermeister, Morton und Athole entführten sie unter starker Bedeckung von Edinburgh und übergaben sie in einiger Entfernung von der Stadt an Einlad und Ruthven, um sie durch diese nach dem Schlosse von Lochleven bringen zu lassen, wo Murray's Stiefbruder und Morton's mutmaßlicher Erbe, Wilhelm Douglas, haufete.

Als Elisabeth es unternahm, der Schwesterkönigin Schuld oder Unschuld durch die Commission von York untersuchen zu lassen, erschienen von Seiten der Empörer der Regent Murray selbst, Morton, Einlad, der Bischof von Orkney und Maitland, und ein silbernes Kästchen mit Liebesbriefen, Sonetten und Contracten angefüllt, als welche Papiere zu Darnley's Lebzeiten zwischen Maria und Bothwell gewechselt worden sein sollten, wurde als einer der stärksten Beweise für Maria's Schuld vorgebracht. Dieses Kästchen wollte Morton am 20. Jun. 1567 dem in Bothwell's Diensten stehenden Dalgleish abgenommen haben. Am 26. Jun. war dieser auch durch Morton, Athol und zwei andere Herren verhört worden, ohne daß des Kästchens Erwähnung geschehen wäre. Um in den Conferenzen von York die Echtheit der Briefe zu beweisen, schwor Morton, er habe das Kästchen sammt seinem Inhalte von Dalgleish erhalten. Es ist aber im do beim Grabe wahrscheinlich, daß sämtliche darin verwahrte Briefe, das einzige directe Zeugniß, das man beibringen konnte, um die Königin in die Ermordung Darnley's zu verwickeln, untergeköbten waren, daß Morton folglich falsch schwor. — In dem Bürgerkrieg, der nach Murray's Ermordung mit erneueter Heftigkeit ausbrach, hielt Morton ganz allein die Sache, die er hieher hatte versprochen helfen, aufrecht. Mit Hilfe seiner ausländischen Bundesgenossen, der Engländer, verkehrte er ohne Schonung die Güter der Hamilton, Livingston und der übrigen Anhänger der Königin. Aber Elisabeth rief ihre Truppen zurück und schien sogar zwischen der Wahl eines Nachfolgers für Murray und der Freilassung Maria's zu schwanken; allein die Untriebe Morton's siegten, und Elisabeth gestattete ihm und seinen Freunden, einen Regenten zu wählen, als welchen sie jedoch des jungen Königs Großvater, den Grafen von Lenox, empfahl. Der neue Regent betrieb mit Ernst und Erfolg die Unterwerfung des Königreichs; auf sein Geheiß versammelte sich ein zweites, dem der Anhänger Maria's entgegen-

gelesenes Parlament in Stirling, da erschienen am Morgen des 6. Sept. 1571 Huntley, Claudius Hamilton und Scott von Buccleuch mit 400 Reitern vor den Thoren. Ihr Lösungswort war: „Gedenkt des Erzbischofs!“ und binnen wenigen Augenblicken befanden sich sämtliche Lords in den Händen dieser erbitterten Feinde. Lenox büßte ihnen mit dem Leben, allein die Hartnäckigkeit Morton's, der sein Haus vertheidigte, bis es in Flammen stand, und dann erst sich an Buccleuch ergab, verbunden mit der Sieger Plünderungslust und Mangel an Kriegszucht, gaben dem Grafen von Mar Zeit, zu Rettung seiner Freunde herbeizueilen. Die Gefangenen wurden befreit, die Hamilton nahmen die Flucht, und Buccleuch, der in dem plötzlichen Wechsel Morton's Gefangener geworden war, fand bei ihm Schutz und wurde zuletzt ungedrängt entlassen. Weniger großmüthig bezwang sich Morton gegen den Grafen von Northumberland, der auf Murray's Veranstaltung in Lochleven gefangen gehalten wurde. Morton, der während seines Exils in England viele Güte von dem Grafen genossen und stets als dessen Freund gegolten hatte, ließ geschehen, daß die Gräfin mit Wilhelm Douglas, dem Burgherrn von Lochleven, und folglich dem Hüter ihres Gemahls, in Unterhandlung trat, und des Grafen aus 2000 Pfund festgesetztes Lösegeld ward zu Antwerpen deponirt. Ob es wirklich bezahlt ward, ist unbekannt. Morton unterhandelte gleichzeitig mit der englischen Regierung und erhielt von Elisabeth dieselbe, vielmehr auch eine größere Summe. Nach einer Gefangenschaft von dritthalb Jahren verließ Northumberland das Schloß Lochleven, um, wie man ihm sagte, zu Schiffe nach Holland zu gehen. Statt dessen wurde er nach Berwick gebracht und enthauptet (22. Aug. 1572). Zwei Monate später (den 28. Oct. 1572) starb der an des Lenox' Stelle zum Regenten erwähnte Graf von Mar, nachdem er sich während eines zu Dalkeith bei Morton abgeleiteten Besuchs plötzlich unwohl gefühlt hatte, daher auch sein Tod von seinen Freunden einer Vergiftung beigemessen wurde. Bisher hatte sich Morton mit dem ihm neuerdings verliehenen Rangtitel, sowie mit der Würde eines Großadmirals und eines Oberbefehlshabers von Edinburgh begnügen müssen; jetzt bot Killegreen, der englische Gesandte, seinen ganzen Einfluß auf, um dem Freunde der jugendlichen Königin die höchste Gewalt zu verschaffen, und am 9. Nov. 1572 wurde Morton wirklich zum Regenten erwählt. Mar war zwar kräftig, doch zugleich verbohrend und unabhängig von englischem Einfluß aufgetreten. Ganz anders gestaltete sich das System seines Nachfolgers. Nachdem Morton durch Elisabeth's Vermittelung von den Hamilton und Gordon anerkannt worden, forderte er die unbedingte Übergabe des Kapitels von Edinburgh, das Kirkcaldy, Home und Maitland, die darin gebeten, sich nicht der Willkür ihrer Feinde anheimstellen wollten, kam Drury, der Marschall von Berwick, mit englischen Truppen und Belagerungsgeschütz zu Hülfe an, um die Vertheidiger des Castells zum Gehorsam zu zwingen. Sie widerstanden muthig während 34 Tagen, mußten aber doch am 9. Jun. 1573 capituliren, und

nach seiner Königin Befehl überlieferte Drury das Castell und die Gefangenen dem Regenten. Einige Tage darauf starb Maitland an Gift, das ihm, wie Maria behauptete, auf Morton's Befehl beigebracht worden, oder daß er freiwillig genommen hatte, um der Wölberei seiner Feinde zu entgehen. Sein tapferer Genosse Kirkcaldy liest die Strafe des Verraths, und des Regenten-Haß gegen diesen furchtlosen Ritter war so heftig, daß er selbst seinem Geize gebieten konnte. Um das Erben ihres Stammhauptes zu retten, boten hundert Individuen der Familie Kirkcaldy 20,000 Pfund schottisch, nebst einem Jahrgehalte von 3000 Mark; zugleich versprachen sie lebenslänglich dem Regenten zu dienen. Von dieser Katastrophe an wurde Maria von ihrem Unterthanen mehr als Monarchin anerkannt, galt Elisabeth's Willkür in Edinburgh, wie in Westminster.

Das Königreich Schottland, erschöpft an Menschen, wie an Geldmitteln, möchte viner Ruhe genossen haben, die der Ermattung eines Kranken nach einem Fieberanfälle zu vergleichen, aber selbst diese unvollkommene Ruhe war mit dem eigenmächtigen und bedrückenden Verfahren des Regenten nicht verträglich. Vornehmlich hatte seine Habgier das Murren der Nation erregt, deren Stolz zudem durch seine knirschige Unterwürfigkeit gegen Elisabeth beleidigt war. Er verschleierte den Gehalt der Mungen, verleierte die, wegen wahrer oder vorgiebliger Verbrechen, die Conspirationen, und bemächtigte sich der Kirchengüter; aus Unterwürfigkeit gegen Elisabeth demüthigte er sich vor ihrem Statthalter zur Genugthuung für eine nicht absichtliche Beleidigung, die aus einer Schlägerei an der Grenze entspannen war. Kurz, Morton, im Vertrauen auf die Unterstüßung der Königin Elisabeth, ward nachlässig in Bewahrung seiner Gunst bei dem jugendlichen Könige, wie seine Popularität bei der schottischen Nation abnahm, so daß er die Regentschaft noch nicht fünf Jahre geführt hatte, als ein Versuch gemacht wurde, ihn derselben zu entziehen. Jakob VI., nunmehr 12 Jahre alt, suchte sich geschickt, den Herrschaft selbst zu führen, und ausgemunter durch seine Umgebung beschloß er einen außerordentlichen Staatsrath zusammenzurufen und unter dessen Sanction die Regentschaft aufzulösen. Der Adel folgte dem Rufe des Königs mit einer Bereitwilligkeit, welche darthat, daß man mächtig genug war, die Wünsche des Monarchen zu unterstützen. Morton, betroffen durch die Einstimmigkeit der Versammlung, leistete wenig geringern Widerstand, als er von einem Staatsmanne von seiner Erfahrung, oder von einem Krieger von seinem Talent und seinen Hilfsmitteln sich erwarten ließ. Es scheint, daß er es für klüger hielt, dem ersten Sturme nachzugeben und von dem festen Lochleven aus eine Gelegenheit abzuwarten, daß er durch irgend eine ebenso plötzliche und geheimnißvolle Revolution, wie die des Augenblids, die verlorene Machtgewalt wieder erringen könne. In Lochleven empfang er die Vorstöße, daß der König beabsichtige, ihn seiner Regentschaft zu entziehen und ihn wegen seiner Amtsführung zur Rechenschaft zu ziehen. Eingeschüchtert durch diese Drohworte trieb er seine Unterwürfigkeit ge-

gen die neuen Nachhaber vielleicht weiter, als es Anfangs Willens gewesen sein mochte. Er ging nach Dalsheid, und von da (12. März 1578), nach Edinburgh, daß er demnach persönlicher Zeuge von der Proclamation wurde, die der König wegen Überantwortung der Regierung erließ. Morton benahm sich dem Scheine nach aus die pflichtmäßigste Weise und erklärte öffentlich, „daß Weisheit und Güte, die sordwährend bei dem Könige zunähmen, den Mangel der Jahre vollkommen ersetzen, er, dem Monarchen also willig seine Macht und Gewalt als Regent überantworte.“ Durch dieses unterwürfige Betragen erlangte er einen Vortheil, den er wahrscheinlich für höchst wichtig hielt. Es wurde für ihn eine Lossprechungsacte ergehen, welche aus die vollständige und umfassenste Weise dem Grafen jegliche geschehene Gewaltthat verzieh, die er etwa bei seiner Amtsführung sich hätte zu Schulden kommen lassen, und über dieses sein ganzes im Namen des Königs beobachtetes Verfahren bestätigte. Keine Vorsicht wurde außer Acht gelassen, diese Lossprechungsacte so ausdrücklich und deutlich abzufassen, daß sie späterhin dem ehemaligen Regenten wirklichen Schutz gegen fernere Aufzudigung gewähren könnte. Im Besitze dieser Urkunde zögerte Morton nicht länger, das Castell von Edinburgh, das sich bisher in seinen Händen befunden hatte, dem Monarchen zu überliefern; dann begab er sich nach Dalsheid, um von dort aus seine persönlichen Angelegenheiten zu führen, und seine weitläufigen Güter zu regieren. Auch ließ er um die nämliche Zeit, inmitten der Berge des Awerthates, ein festes Haus, die Drachenhöhle genannt, erbauen. Diese Drachenhöhle ist ein großes, massives, fest gelegenes Gebäude, so befestigt, daß der Regent im Fall eines Angriffes es so lange hätte verteidigen können, bis ihm von seinen Freunden in England Entschloß gekommen wäre; er erlebte aber die Vollendung des Werkes nicht.

Die herrschende Meinung über die Art und Weise, wie der ehemalige Regent seine Zeit anwendete, drückt sich in dem Namen die Löwengrube aus, womit das gemeine Volk die Burg zu Dalsheid zu belegen pflegte. Die Lords, die neuerdings an das Ruder des Staats gestellt worden waren, lebten in ebender Furcht vor Morton's geheimen Absichten, wie das gemeine Volk solche Furcht in jenem Reinkamen ausdrückte, und alle erwarteten den Augenblick, wo der alte Löwe aus seiner Höhle hervorbrechen und durch sein Gebrüll das Königreich erschüttern würde. Morton hatte aber noch mehr von dem Fuchse, als vom dem Löwen. Er benutzte einen Familienwitz in der Familie Erskine, um den jungen Grafen von Mar zu verleiten, daß er sich der Burg zu Stirling, wo dessen Heeren, Alexander Erskine, gebot, und wohin König Jakob sich in Sicherheit begeben hatte, bemächtigte; das Unternehmen gelang mit überraschender Leichtigkeit. Argyle, Alexander Erskine und Andere, die gegen Morton gewirkt hatten, wurden aus dem Schlosse vertrieben, und, als wäre nichts vorgefallen, nahm der schlaue Politiker seinen Sitz im Staatsrathe wieder ein. Nicht lange währte es, so bekam er das Übergewicht in dieser Versammlung und bald stand er neuerdings an

der Spitze der Staatsgeschäfte. Jedoch des Grafen von Morton Macht war zu allgemein gefürchtet, als daß es ihm mit der nämlichen Leichtigkeit hätte gelingen können, das so rasch aufgezimmerte Gebäude neu errungener Gewalt zu besorgen. Er fürchtete, daß das Parlament sich ohne die Gegenwart des Königs nicht zufrieden geben, daß jeder Versuch, die Person Jakob's in den schwerwiegenden Thron von Lochleven zu bringen, wie er sich es vorgesetzt hatte, notwendiger Weise als eine Handlung offener Rebellion angesehen werden würde. Andererseits den König in der Hauptstadt zu lassen, wo Morton, wie er recht gut wußte, höchst unbeliebt war, hieß dem Könige Gelegenheit geben, sich mit Hilfe der Bürgerschaft des Joches zu entledigen, und Morton's Ansehen für immer zu vernichten. Der Graf bestrebt sich, diese Hindernisse dadurch zu beseitigen, daß er die Sitzung des Parlaments von Edinburgh nach Stirling verlegte, dessen Castell und eine ergebene Besatzung ihm Mittel an die Hand gaben, den König in seiner Gewalt zu behalten. Athole, Argyle und die übrigen Feinde Morton's trübten sich demassent gegen diese Anordnung, und führten ihre Streitkräfte in Bewegung, um, wie sie behaupteten, für die Freiheit des Monarchen zu sechten, fanden aber an Morton's Heffen, dem Grafen von Angus, einem Gegner, der ihnen wohl die Stirn bieten konnte. Eine blutige Schlacht schien bevorzustehen, beide Parteien besannen sich aber eines Besseren und kamen an dem Kampfe selbst dahin überein, daß das Unternehmen Argyle's und Athole's als treue Erfüllung ihrer Pflichtenpflicht betrachtet werden sollte; die Grafen selbst wurden dem Könige vorgestellt und es fand in dem Staatsrathe einige Abänderung statt, wodurch beide Parteien sich vor der Hand beruhigt fühlten. Durch diese Übereinkunft ward aber Morton's Plan, den König unter seiner ausschließlichen und besondern Obhut zu behalten, gänzlich zertrümmert, und höchstens konnte er noch in den Beratungen auf des Königs Entschlüsse einwirken. Der König selbst hatte die Fähigkeit der Unabhängigkeit geschmeckt, und ihn verlangte, derselben noch ferner theilhaftig zu werden. Außerdem ließen zwei Personen, denen er sein Vertrauen in ziemlich unbegrenztem Maße geschenkt hatte, Aimé Stuart, der neue Herzog von Lenox, und der Hauptmann Jakob Stuart, des Lords Dairtree nachgeborener Sohn, seine Gelegenheit einschließen, Jakob's Mißfallen an dem ergrauten Staatsmännern rege zu halten, der zwei Mal seinen Monarchen zu einer Art von Nichtigkeit gebracht hatte. Es kann nicht angenommen werden, daß ein so einflussvoller Staatsmann, wie Morton, die Gefahr nicht hätte abnen sollen, die seiner Macht aus dem Steigen dieser beiden jungen Männer erwachsen dürfte, da diese beiden notwendigerweise fühlen mußten, daß die Fortdauer von Morton's Gewalt der übrigen, wie der des Monarchen, im Wege stehe. Allein Morton besaß nicht mehr jene unbegrenzte Übermacht, daß er Ansehen genug gehabt hätte, irgend Jemanden, dessen Gunst keinen Reiz rege machen konnte, aus der Nähe und dem vertraulichen Umgange des Königs zu entfernen. Er war genöthigt, sich gegen den Monarchen und dessen Lieblinge

um so mehr still zu halten, da er wußte, wie verhaßt er den Hßlingen im Allgemeinen und besonders mehreren seiner ehemaligen Freunde war. Er sah sich daher gezwungen, dem Wackthum einer Partei zuzuflehen, von der er wußte, daß sie mit nichtigem Haß auf ihn blickte und ihn mit ansehenswerten Beschuldigungen überhäufte. Ein wahrscheinlich zufälliger Umstand bot dem argezwungenen Jahrhunderte Grund dar, großes Geschick gegen ihn zu erheben. Es war dies das Ableben des Kaisers, des Grafen von Athole. Es fand dasselbe unmittelbar nach einer Schmauferei statt, welche von Mar und Norton besonders den Staatsmännern der Gegenpartei gegeben worden, und ward demnach, wie verkömmlich, einer Vergiftung zugeschrieben. Keine Untersuchung ward angestellt, allein der Glaube, Athole sei durch ein Verbrechen Norton's gestorben, blieb allgemein herrschend. Nicht minder bedenklich war es für die Sicherheit des Grafen, daß man ihn im Verdachte hatte, der Königin von England zu einem ihrer gewöhnlichen Staatsstreiche Beistand geleistet zu haben. Die Absicht, Jakob VI. den Erben ihres Königreiches, in ihre Gewalt zu bekommen und Schottland durch Norton der herrschen zu lassen, ward als ein politisches Verbrechen angesehen, zu dem Elisabeth wol geneigt sein möchte, und wobei Norton, wie man vermuthete, ein bereitwilliges Werkzeug abgeben würde. Häufig schritt man zu Maßregeln, um den König gegen die Gefahr zu sichern, auf die Veranlassung seines mächtigen Ministers einzusetzen und nach England geschickt zu werden. Begünstigt durch diese Umstände ward die Kabale der Gegner des ehemaligen Regenten so stark, daß nicht viel mehr fehlte, als ein haltbarer Anklagepunkt, um ihn den Gerichten zu übergeben. Seine vorherrschenden Leidenschaften, Weiz und Dunkel, weckten ihm, selbst nach seiner Ueberskunft mit Argole und Athole, selbst neue Feinde. Seine alten Erbfeinde, die Hamilton, hatten nochmals begonnen, ihr Haupt zu erheben. Er verfaßte gegen sie wie gegen gedächte Räuber, verbeerte ihre Besigungen und ließ dieselben hinterdrein förmlich durch das Parlament confisciren. Johann und Claudius Hamilton entflohen nach England, und gegen ihren geisteskranken Bruder, den Grafen von Arran, der schon lange in Verwahrsam gehalten worden war und der darum auch nicht den mindesten Theil an der Brüder Schuld haben konnte, erging ein Verbanntungsurtheil. Ein solches rechtloses und raubgieriges Verfahren mußte nothwendig seinem Urheber neue Feinde erwecken, und schon hatte er eine Partei gegen sich, die viel stärker, als diejenige, die ihn vertheidigen wollte.

Wir haben von der Parlamentsact gesprochen, welche Norton's Verfahren während der Regentschaft auf die, alle Gefesgesetzungen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, tigte, und ihn gleich einem Panzerhemde bekleidete. Der scharfsinnige Haß des Hauptmanns Stuart entdeckte einen Fick in dieser Klugung. Daß Norton in gewissem Grade Theilnehmer des an Darnley verübten Mordes war, hatte man längst behauptet; und jene Hefter Rothwell's, die wegen des Verbrechens den

Tod erlitten, hatten bestimmtes Zeugniß abgelegt, daß Archibald Douglas, des Grafen Verwandter und Vertrauter und ein geschäftiger Agent bei manchen dunkeln und blutigen Verhandlungen jener Zeit, bei der Greuelthat zugegen gewesen wäre. Dies ward unter Ausbeutung des besondern Umstandes, daß Douglas in der Eile des Entkommens einen Mantel zurückgelassen hatte, in Erwägung genommen, und daraus die Schlußfolge gezogen, wie Archibald's Freund, Vetter und Onkel, Norton, ein Genosse der Verführer, und dies um so mehr gewesen sein müßte, da er fortfuhr, seinen Vetter zu begünstigen und zu beschützen. Nun aber konnte die dem Grafen verliehene Parlamentsacte, obwohl sie die ausführlichste Tilgung jedes andern Staatsverbrechens enthielt, niemals mit Anstand von Seiten Jakob's eine Verzeihung für einen an seinem eigenen Vater verübten Mord umfassen, und so ward, im Betreff dessen, der ehemalige Regent der Anklage und dem Verhöre bloßgestellt. In vollem Staatsrathe erschien der Hauptmann Stuart und begünstigte, niedergeworfen auf seine Knie, den Grafen von Norton der Ermordung des verstorbenen Königs (31. Dec. 1580). Mit geringfügigem Lächeln verwies Norton auf die Dienste, die er der Krone geleistet hatte, sowie auf die Strenge, mit welcher er die Mörder Darnley's verfolgte, und erbot sich, vor einem geehrten Gerichte die tödtliche Klage zu widerlegen. Stuart wollte erwidern, aber der König gebot Weiden zu schweigen, und befohl, daß Norton so lange in Verwahrsam gebracht würde, bis ein geschicktes Verhör stattfinden könnte. Zu gleicher Zeit ließ er den Archibald Douglas vorsehern, der aber für gut fand, nach England zu flüchten. Der Graf ward unter Umständen zum Verhöre gebracht, die eine ungewöhnliche Hintansetzung bestehender Rechtsformen andeuteten. Während des Verlaufs seines Processes ward sein Ankläger, Jakob Stuart, durch eine Verfügung königlicher Günst, in die Würden und Besitzthümer des Grafen von Arran eingesetzt. Stuart war der Vormund des geisteskranken Grafen; jetzt wurde sein Titel und sein Vermögen, deren er durch einen habgierigen Minister beraubt worden war, die Brute eines ebenso gewissenlosen Günstlings. Von Jugend auf hatte Norton sich mit einer uralten Weisung getragen, welche lautete: „daß das tödtliche Herz sollte aus dem Munde Arran's fallen.“ Dies hatte er sich als den Sturz der Douglas, mittels eines Grafen von Arran, erklärt, und dies war, heißt es, der Grund, aus welchem er die unglückliche Familie Hamilton, die rechtmäßigen Besitzer des Titels und Eigentums von Arran, fast bis zur gänzlichen Vertilgung bedrückte. Als er nun hörte, die Gräfschaft Arran sei seinem Ankläger Stuart zugefallen, rief er überrascht mit dem Tone des Entsetzens aus: „Ist dem wirklich so? nun dann, so weiß ich, was ich zu erwarten habe!“ Als Norton in Edinburgh zum Verhöre gebracht ward, hatte man auf mehreren Plätzen der Stadt starke Haufen von Bewaffneten aufgestellt, um seine Freunde im Jaume zu halten. Die Protokolle des Verhörs sind verloren gegangen; allein es ist erwiesen, daß die Richter größtentheils des Grafen persönliche Feinde

gewesen, und als er sie deswegen verwarf, fand er kein Gehör. Seine Dienerschaft ward auf so ungeröhrliche Weise gefoltert, daß nach der Hinrichtung Arran es für nöthig hielt, derselben einige Entschädigung für die Gewaltthätigkeit, der sie hatte unterliegen müssen, zuschießen zu lassen. Die Beweise gegen Morton waren theils mündlich, theils schriftlich. Die ersten zeigten, daß er zu Bittingham eine Consultation wegen Darnley's Ermordung gehalten, daß sein Vetter und Pufenfreund, Archibald Douglas, und sein Diener, Winning, an derselben werththätig Theil genommen, und daß die Königin Maria auf Garberrhill ihm ins Gesicht gesagt hatte, er sei einer der Mörder. Die schriftlichen Beweise bestanden in seinem eigenen, durch Jakob Balfour vorgezeigten Revers, daß er den Grafen Bothwell vor der Strafe des Mordes schützen wolle, und in einer Schrift, welche Bothwell's in Dänemark auf dem Sterbette ausgesprochene Aufträge enthalten sollte. Seine Widersandten ihm einflüsternd wegen Verhehlung, also wegen Theilnahme an der Ermordung des Heinrich Darnley, schuldig. Mit Besichtigung rief er: „Verhehlung und Theilnahme! Verhehlung und Theilnahme! Gott weiß, dem ich nicht so!“ Im Gefängnisse gestand er den ihm besuchenden Geistlichen — Bothwell und Archibald Douglas hätten ihn, jeder zweimal, gehoben, an dem projectirten Mordethätigen Antheil zu nehmen; er habe es abgelehnt, weil sich Bothwell zwar auf die Einwilligung der Königin berufen, aber seinen schriftlichen Beweis dafür gehabt habe; doch solle ihm zur Last, seine Kenntniß der Verschwörung aus Furcht verheimlicht und Bothwell zwei Reversse aufgestellt zu haben, den ersten wegen Sicherung vor der Strafe, und den zweiten wegen Beförderung seiner Heirath mit der Königin. Er wurde natürlich gefragt, warum er, als Mitwisser solcher Verschwörung, seinen Schritt that, um das Complot aufzudecken, und so dessen Ausführung zu hindern. „Wem?“ verlegte der Graf, „sollte ich es entdecken? Der Königin? Sie selbst war tief in den entsetzlichen Plan verwickelt. Maltland oder einem andern Staatsmanne jener Zeit? Sie waren Mißthäter bei der Ausführung. Darnley? Er war ein so schwaches, wankeimütziges Geschöpf, daß er meine Mittheilung der Königin würde entdeckt haben, und ich also jedenfalls ohne Rettung hätte zu Grunde gehen müssen. Allein weniger genügend wußte Morton zu antworten, als sein geistlicher Beisand fragte, warum er stets Freund und Gönner des Archibald Douglas geblieben sei, der doch in jener Sache der Vertraute Bothwell's gewesen, ja allgemein als Theilnehmer der Ermordung anerkannt würde, und warum er denselben ferner zum Richter bei dem Sessionsgericht ernannt hätte. Auch war Morton auf seine Weise dahin zu bringen, daß er seinen Abscheu gegen das entsetzliche Trauerspiel in der Selbsttödtung geäußert hätte. Das Todesurtheil erfolgte unmittelbar auf den Spruch der Geschwornen, der König aber verwurde die Strafe des Verraths in Entscheidung. Als der einst so mächtige, jetzt gefallene Staatsmann zu dem Kreuze von Edinburgh, wo um seinetwillen Kirkcaldy den

Leibentod sterben mußte, geführt wurde, umringen ihn Scharen von Bettlern, daß er, sie zu befriedigen, genöthigt war, 20 Schillinge Schottisch zu borgen. So trüglisch erwiesen sich die Nichtthümer, deren Aufhäufung eine der Hauptveranlassungen zu der Katastrophe geworden war. Auf dem Richtplatze lag er „voll Jammer auf dem Antlitze mit großen Verwundungen des Leibes, Seufzen und Schluchzen, welches offensbare Zeichen sind des innerlichen mächtigen Wirkens des Geistes Gottes.“ Von dem Volke wurde mit Theilnahme bemerkt, daß er durch eine plumpe Köpfschraube entbauptet wurde (2. Jun. 1581), die er selbst, während der Regenschaft, von Halifax her eingeführt hatte, und die man die Jungfer nannte. In der Nacht wurde der Leichnam nach dem Begräbnißplatze der Missethäter gebracht, und nicht einer seiner Freunde hatte den Muth, ihm die letzte Ehre zu erweisen. — Wie dunkel auch die Figuren jener Zeit zum Theile erscheinen, Morton's Charakter zeigt sich doch noch düfterer. Er besaß alle Fehler Murray's im Uebermaße, viele Talente, aber fast keine einzige Tugend desselben. Er war eckig, allein sein Eckig gehörte jener niedrigen Gattung an, die sich mit Eifer besetzt, und verhindert ihn auch nicht, sich noch tiefer zu erniedrigen, als Murray selbst gethan haben würde, um die Gunst der Königin Elisabeth zu erbeten. Als Richter besesslich, kannte er als Krieger kein Erbarmen, und Douglaskriege ließen ihm zu Ehren sein Fehlen, in welchen auf beiden Seiten die Gefangenen regelmäßig hingerichtet wurden. In seinem persönlichen Benehmen spiegelten manche der angestammten Eigenschaften seines Hauses, er war hochfahrend, stolz, Staatsklug und tapfer, wiewol sein Muth auf dem Schlachtfelde seinem politischen Muth nicht gleich kam. Gewöhnt, rücksichtslos als seine Leidenenschaften zu befriedigen, wußte er sie doch unter einer glänzenden Außenseite, unter dem Wesen eines gottloßen Scheinheiligen zu verbergen. Seine Schloßier, worunter besonders Dalfelch und Tantalos zu nennen, und seine Gärten waren mit Geschmack und Pracht aufgeziert, in allen sinnlichen Genüssen, und besonders in seinen Liebeshäften, zeigte er sich als ein Feinschmecker. Sein Körperbau war klein, aber kräftig, seine Physiognomie geistreich und anmuthig, Kinder hatte er niemals gehabt. Was aus Morton's Schädgen ward, ist nimmer kund geworden. Sagen behaupten, sie seien noch in den Gemöthen des Schloßes zu Dalfelch verborgen; ein wahrrscheinlicheres Gerücht meldet, sie seien einem Riffen Angus überliefert und von diesem zur Unterstützung bereit verwendet worden, die nach dem Rutenaufrufte seine Verbannung theilen r. üften; man vermutet dieses um so mehr, weil der Graf bei Auszahlung einer Summe, Beßus jener Unglücklichen, die Veremung gemacht haben soll: „Nun wäre Alles dahin, und hätte er, in Erwägung der Mittel, durch welche dies Geld zusammengebracht worden, nimmer geglaubt, daß es noch soviel Gutes wirken würde.“ Morton's älterer Bruder, David, wurde durch seines Oheims Ableben Graf von Angus, starb aber bereits im J. 1558, aus seiner Ehe mit Margaretta Hamilton, Tochter von Johann Hamilton



von Gipshalle und Witwe von Johann Johnston, drei Kinder hinterlassend. Die ältere Tochter, Margaretha, heirathete in erster Ehe den Walter Scott von Buccleuch, in anderer Ehe den Franz Stuart, Grafen von Bothwell. Die jüngere Tochter, Elisabeth, heirathete den Lord Johann Maxwell, der nach Morton's Hinrichtung sich, seiner Mutter wegen, des Titels von Morton annahm. Der Sohn, Archibald Douglas, achter Graf von Angus, fünfter Graf von Morton, im gemeinen Leben der gute Graf genannt, wurde im J. 1573 zum Herrscher von Berwickshire ernannt, erwacht sich auch, als einer der Hüter der Marken, nicht geringen Ruhm. Im Ubrigen war er, so lange Morton am Leben, in dessen Händen, wie bereits erzählt worden, ein nützlich Werkzeug; er machte auch, auf Randolph's Betrieb, einen Versuch, seinen Oheim zu retten, erhielt aber alsbald von König Jakob die ernste Befehlung, sich hinter den Sperr zurückzuziehen. Als Theilnehmer an dem Kutbenauffstande mußte er auf eine Zeit lang den Hof meiden; der Verdruß darüber schreit ihn und den Grafen von Mar zu dem Unternehmen auf Eiding (19. April 1584) vereitelt zu haben, das sich mit beider Flucht nach England endigte. Jakob fand bei der Königin freundliche Aufnahme, während das in Schottland am 22. Mai 1584 zusammengetretene Parlament gegen ihn das Urtheil der Verurteilung aussprach. Rädhigen Auges versichert, reich auch durch seine Talente für Krieg und Frieden, war Angus nicht genehm, sich bei solcher Entscheidung zu beruhigen. Alle Erinnerung an den alten Zwist zwischen den Hamilton und Douglas bei Seite legend, beschloß er, im Einverständnisse mit den übrigen, wegen des Kutbenauffstandes Verbannten, gemeine Sache zu machen mit den Lords Johann und Claudius Hamilton, die durch Morton's Tyrannei ihr Erbe verloren hatten, und zugleich mit ihnen in Schottland einzubringen. Über 1000 Mann hatten sie nicht zusammengebracht (Oktober 1585); in Finton stieß Maxwell mit 7 oder 800 Reitern und 300 Fußgängern zu ihnen. Unverzüglich wurde der Marsch nach Eiding angetreten, wo der König und der Graf von Arran, der vormalige Hauptmann Stuart, weilten; zugleich erklärten die Insurgenten den eben genannten Grafen und den Driften Wilhelm Stuart für Schänder der Gunst des Königs, deren Entfernung vom öffentlichen Amtern sie als alleinige Veranlassung ihres bewaffneten Aufstehens angaben. Ehe sie St. Mirland erreichten, zählten sie 10,000 Bewaffnete unter ihren Fahnen; jeder Widerstand wurde demnach unmöglich. Indessen hatte Schottland noch keine so frieliche Revolution gesehen; jezt nahm das Seine, aber auch nichts weiter zurück; der König verzog mit feillichem Herzen, und der Graf von Angus insbesondere wurde in alle seine Ämter wieder eingesetzt, auch zum Hüter der Grenzmarken bestellt. Er starb aber bereits Ende Julius 1588, unter Umständen, die vom gemeinen Volk, und selbst von unterrichteten Leuten, als Folge einer Pörrerei angesehen wurden. Man hatte darum auch dem Sterbenden einige magische Operationen angetragen, um die Wirkung der tödtenden Zauberkraft zu vernichten; er erklärte aber,

daß er lieber sterben, als sich das Leben durch Verletzung der Vorschriften seiner Religion erhalten wolle. Er wurde in der Stiftskirche zu Abernethy begraben. Er war dreimal verheirathet gewesen: 1) mit Margaretha Gräfin, des Grafen Johann von Mar Tochter; 2) mit Margaretha Leslie, des Grafen Andreas von Rothes Tochter; 3) mit Johanna Lyon, einer Tochter des Königs Lord Glamis. Die beiden ersten Ehen waren unfruchtbar, aus der letzten kam eine Tochter, Elisabeth, die aber die Jahre der Kindheit nicht überlebte. Hüter und Titel fielen daher an die Linie von Glenbergy; bevor wir aber von diesem jüngern Hause Angus handeln, wird David's, des siebenten Grafen von Angus, natürlicher Bruder, Georg, einige Aufmerksamkeit verdienen.

Georg, der außerordentliche Sohn jenes Georg Douglas von Pittendreich, den wir als den fünften Hüter Jakob's V. kennen lernten, vermählte sich mit Elisabeth Douglas, der Tochter jenes Jakob Douglas von Parthead, der des nämlichen Königs Leibarzt befehligte, nicht sowohl, um dessen Person zu beschützen, als um dessen Schritte zu bewachen, und eheirathete mit ihr das ganz nahe bei Douglasskaste gelegene Gut Parthead. Er war es auch, der, auf seines Bruders Morton Befehl, dem unglücklichen Darnley zuflüchten mußte, die Königin liebe den Mörder Kirio. Bei dem Mordwerke selbst war es Georg, der dem unglücklichen Schlachtopfer den ersten Stich versetzte, mit dem Dolche, den er dem Könige von der Seite griffen, darum ward er auch allein bei dem Generalparlon ausgenommen, den die Königin späterhin, bei der Taufe ihres Prinzen, den Verschwornen theilte. Georg hinterließ sechs Kinder, worunter die Söhne Jakob, Georg und Johann. Johann war Doctor der Theologie. Georg, auf Morbington, war Kammerherr bei Jakob VI. und Vater jenes Georg, der im J. 1633 und 1635 als Gesandter in Polen und Schweden unterhandelte, auch im letzten Jahre die für Schweden so wichtige, am 12. Sept. 1635 zu Stummbord erfolgte Verlängerung des Waffenstillstandes mit Polen herbeiführen half. Jakob, der älteste der drei Brüder, der als solcher Parthead besaß, hörte von der Reise, die der verzessene Hauptmann Stuart, der ehemalige Graf von Arran, nach des Kanzlers Mailand Tod, an den Hof gemacht hatte, in der Hoffnung, sein voriges Ansehen wieder zu gewinnen, hörte auch, daß Stuart der Warnung, nicht öffentlich zu reisen, damit die Rache der Douglas ihn, den Ankläger Morton's, nicht treffe, entgegen habe, kein Douglas könne ihm solche Furcht einflößen, daß er darum sich verstellen oder auf Nebenwegen wandeln sollte. Jakob, der sich durch solche Äußerung herausgefordert wühlte, flog alsbald mit einigen Begleitern zu Pferde, eilte dem heimreisenden Stuart nach, traf ihn in dem Engpasse Gateslad, durchbohrte ihn mit einer Lanze, die ihm den Kopf ab und pflanzte denselben auf der Spitze seiner Burg Lorthmold auf, daß er also bei dem Stuart vor seiner Reise gemachte Prophezeiung, sein Kopf werde bald höher stehen, als jemals, zur That drachte. Einige Jahre später, den 31. Jul. 1608, traf Douglas in einer Straße von Edinburgh auf

des Ermordeten Neffen, auf Sir Wilhelm Stuart, und wurde von diesem, der seines Oheims Tod zu rächen begehete, auf der Stelle, und ohne daß ein Wort gewechselt worden, durchbohrt. In dem Rechte seiner Gemahlin, der Enkelin des Lords Michael Carlisle, war er zum Lord Carlisle von Lortbormwood ernannt worden. Sein Sohn, Jakob Douglas, Lord Carlisle von Lortbormwood, lebte in kinderloser Ehe mit Elisabeth, einer Tochter des Johann Gordon von Lochinvar, was ihn bestimmte, sein Besitztum im J. 1638 an Wilhelm Douglas, den ersten Grafen von Luenaberry, zu übertragen.

#### Das jüngere Haus Angus.

Des Grafen Archibald, des Kagenplüchners, zweiter Sohn, aus der ersten Ehe mit Elisabeth Boyd, Wilhelm, besaß Braidwood, war mit Elisabeth, der Tochter und Erbin von Jakob Aginled, aus Glenherov, in der Grafschaft Kincaidine, verheiratet, und fiel bei Rodden, 9. Sept. 1513. Sein einziger Sohn, Archibald I., Lord Glenherov, hatte aus der ersten Ehe mit Agnes Keith, einen, aus der zweiten Ehe mit Maria Irvine von Durn, zwei Söhne. Der ältere von diesen, Jakob, Rector der Kirche zu Glenherov, wurde Vater von Robert, aus Kilmouth, und Großvater eines andern Robert, der geboren im J. 1626, nach und nach Pfarrer zu Kensfrew, Prebyst zu Rothwell, Dechant zu Glasgow und Pfarrer zu Hamilton und Bischof zu Brechin wurde; die bischöfliche Weite am 29. Junius 1684 empfing; später sein Bisthum mit jenem von Dumbain vertauschte, dieses Bisthum durch die Revolution vom J. 1688 einbüßte, und im 89. Lebensjahre verschied. Archibald's I. Sohn erster Ehe, Archibald II., Lord Glenherov, ein eifriger Verehrer des reformierten Bekenntnisses, folgte der Königin Maria aus ihrer Exposition in den Norden, gegen die Gordon, suchte in der Schlacht bei Carrichie, den 28. October 1562, und starb den 14. April 1591, aus seiner Ehe mit Agidia Graham von Morprie, die Söhne Wilhelm, Robert, Gavin auf Bridgeford, und Johann auf Barras hinterlassend. Robert, der zweite von Archibald's II. Söhnen, besaß Glenherov, wurde von König Karl I. am 30. Mai 1625 mit der Baronetwürde beschenkt, und vereerte solche auf seine Nachkommenschaft, deren gegenwärtiger Repräsentant der Baronet Alexander Douglas von Glenherov ist. Wilhelm, der dritte von Archibald's II. Söhnen, geb. 1554, wurde durch des guten Grafen unbedenkten Abgang neunter Graf von Angus, und nahm, während einer Reise nach Frankreich, zu Heinrich III. Zeiten, die katholische Religion an. In Schottland wollte jedoch Niemand von seinem Übergange, bis die bei der Verhaftung von Georg Kerr gefundene Planquette (1592) ihn als den Verbündeten der Grafen von Huntley und Errol bezeichneten. Eben hatte er im Auftrage des Königs eine Zwistigkeit zwischen Huntley und Macintosh geschlichtet, und er kam nach Edinburgh, um über die Resultate seiner Sendung zu berichten, wurde aber alsbald, auf Anstiften der Priester, von der Rathsbühne verhaftet. Man befragte ihn über den Zweck der Planquette, die nach Kerr's Aussage in

Spanien ausgefüllt werden und vorzüglich dienen sollten, um eine spanische Hilfsmannschaft zu erhalten; er leugnete aber alle Kenntniß von diesen Papieren, und behauptete, seine Unterschrift weder nachgemacht; gleich darauf zeigte sich, daß er schuldig war, indem er aus dem Gessell Edinburghs entwich. Ker hatte gleiches Glück, Huntley, Errol und Angus durften daher nicht weiter besorgen, daß sein Zeugniß gegen sie vorgebracht würde. Im Vertrauen hierauf erschienen alle drei plötzlich vor dem Könige, der sich auf einer Reise nach dem Süden befand, und erboten sich, einem offenen Verhöre sich zu stellen. Jakob setzte einen Tag fest, an welchem sie zu erscheinen hätten, und ließ sie nieder. Die Priesterchaft gerieth hierüber in die äußerste Gährung, eine Synode sprach den Bannfluch gegen die drei Grafen aus, der zugleich die bürgerliche Strafe für Hochverrath in sich faßte und das Kirchencollegium verlangte von dem Könige, daß der Kirche von Schottland gefalltet würde, ihre Abgeordneten als Kläger aufzutreten zu lassen, während die Zuhörer als Wachen und Victoren zu handeln hätten. Diese Festigkeit, die der englische Gesandte la Roche, keineswegs zu besänftigen strebte, brachte den König, der ein gewaltsames Verfahren gegen die Grafen vermeiden wollte, in eine missliche Lage; es gelang ihm indeß, die Sache bis zum Tage der Ständeverammlung hinauszuhalten. Erst, am 26. Nov. 1593, wurde festgestellt, daß alle Untersuchung gegen Angus, Huntley und Errol, wegen des angeblichen Briefwechsels mit Spanien, ausführen sollten, daß sie aber bis zum 1. Februar 1594 den Zetteln des Papstes zu entsagen, oder sich aus dem Königreiche zu entfernen, auch bis zum 1. Januar ihren Entschluß in dieser Hinsicht einzureichen hätten. Diese Entscheidung machte indeß auf keine Partei Eindruck; die Grafen insbesondere, im Vertrauen auf ihre Anhänger und auf die Unzugänglichkeit ihrer Sitze, wiesen die ihnen gestellte Alternative mit Hohn zurück, erneuerten ihren Verkehr mit Spanien, und empfingen von dort eine nicht unbedeutende Geldhilfe. So wurde denn der König wider seinen Willen zu nachdrücklichem Verfahren genöthigt, und die Ständeverammlung vom 8. Junius 1594 sprach ein Urtheil auf Hochverrath, in der strengsten Form, gegen Angus, Huntley und Errol aus. Huntley siegte bei Glenlivet, am 3. October 1594, über die an Zahl weit überlegenen Campbell's; doch dem Könige selbst konnte er, und Angus noch weniger, nicht widerstehen, und sie und Errol wurden genöthigt zu entfliehen. Als sie ihre Aufnahme in der Fremde fühlten und ihren Unterhalt tätigerlicher fanden, als sie erwarteten, kehrten sie heimlich nach Schottland zurück, um bald darauf eine Wittschrift an den König einzureichen, worin sie um Geklaubnis baten, in ihrem Vaterlande wohnen zu dürfen, und dabei ein gutes Benehmen zusicherten. Angus wurde, nicht ohne Schwierigkeit, von dem Kriechbanne losgesprochen und sodann im Lande gebüßet, bis ein Beschluß des Staatsrathes sein und seiner Schicksals-genossen Verhältniß zur Krone und Kirche regulirte. Huntley und Errol unterwarfen sich diesem Beschlusse, Angus aber konnte sich nicht entschließen, die ihm ge-

machten Bedingungen anzunehmen. Er ging daher, und um in seinem Glauben ungehört zu leben, nach Paris, führte einen höchst erbaulichen Lebenswandel und verfiel unter den Übungen der innigsten Andacht den 3. März 1611. Seine Ruhestätte, vormalig durch ein prächtvolles Monument bezeichnet, fand er in der abtheilichen Kirche zu St. Germain-des-prés; die Geschichte seines Hauses, die er im Manuscript hinterlassen, wurde im J. 1644 gedruckt. Seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Lords Dissaunt, hatte ihm fünf Kinder, darunter die Söhne Wilhelm II., Jakob und Franz auf Sandilands, geboren. Jakob war mit Anna Dissaunt, des Lorenz Dissaunt, Lord Worthington Tochter, verheirathet, wurde von Karl I. zum Lord Worthington ernannt und ist der Stammvater der im J. 1794 erfolgten Lords Worthington. Wilhelm II., der dritte Graf von Angus, auch Lord-Rutenant der Grenzmarken, wurde von König Karl I. den 17. Junius 1633, am Vorabend seiner Krönung, zum Marquis von Douglas und Epsedebate ernannt. Nach der Schlacht bei Alford stieß er zu Montrose, wenige Reitertruppen, die der Bischof Aubrie als treulose, unlästige Banden beschrieb, waren aber Alles, was der einst so furchtbare Name Douglas in Bewegung setzen konnte. An Montrose's Seite fielt Wilhelm in der unglücklichen Schlacht bei Philiphaugh, den 13. Sept. 1645, wofür er jedoch unter Cromwell's Herrschaft Vieles leisten mußte. Er starb im J. 1660, nachdem er aus seiner ersten Ehe mit Margaretha Hamilton fünf, aus der zweiten, mit Maria Gordon, acht Kinder gesiehet. Von den Kindern der ersten Ehe sind die beiden Söhne, Archibald und Jakob, von den Kindern der zweiten Ehe die Söhne Wilhelm und Georg zu merken. Jakob diente in Frankreich mit vieler Auszeichnung, und der Marschallstab war ihm bestimmt, als er in der Belagerung von Douen, im J. 1645 den Tod fand. Wilhelm, Graf von Selford, wurde durch Vermählung Herzog von Hamilton; von seiner Nachkommenschaft wird in einem besondern Abschnitt die Rede sein. Georg war Ludwig's XIV., des Königs von Frankreich, Page, und diente demnach, bis zu dem nimmerwägen Frieden, unter dessen Heeren. Am 9. März 1675 erhielt er den Titel eines Grafen von Dumbarton, im J. 1685 befehligte er eines der gegen den Grafen von Argyle ausgesendeten Armee-corps, und im J. 1687 empfing er den Andreaskreuz. Treu dem angestammten Könige, folgte er demselben nach Frankreich, um an dessen Hofe zu St. Germain, den 21. März 1692, zu sterben und in der Abtei St. Germain-des-prés seine Ruhestätte zu finden. Mit seinem Sohne, dem Grafen Georg von Dumbarton, der im J. 1716 in einer Sendung nach St. Petersburg vorkam, ist der Titel von Dumbarton im J. 1717 erloschen. Archibald, des Marquis Wilhelm ältester Sohn, führte den Titel eines Grafen von Angus, leistete den Königen Karl I. und Karl II. wichtige Dienste, wurde von letzterem, an seinem Krönungstage zu Scoon, den 1. Januar 1651, zum Ober-Kammerherren ernannt, setzte sich zum J. 1654 gemeinschaftlich mit Glencairn und Belkarras, den kleinen Krieg gegen die Republik fort,

und starb im J. 1655. Aus seiner ersten Ehe mit Anna Stuart, des Herzogs von Lenox Tochter, kam ein Sohn, Jakob, Marquis von Douglas, nach des Großvaters Tode, von dem alsbald die Rede sein wird. Aus Archibald's anderer Ehe, mit Johanna, des Grafen David von Brems Tochter, kamen zwei Kinder; der Sohn, Archibald, wurde am 2. Oct. 1661 zum Grafen von Forfar, Lord Wandale und Forfise, und im J. 1689 zum Geheimrath ernannt, kommt auch unter der Königin Anna als Geheimrath und zugleich als einer der Comissarien der Schatzkammer vor, und starb den 12. Dec. 1712, aus seiner Ehe mit Rabine, einer Tochter des Wilhelm Lockhart von Lee, den einzigen Sohn Archibald hinterlassend. Dieser zweite Graf von Forfar, Obrist-lieutenant bei den Dragonern, blieb in der bei Sheriffmuir, den 13. Nov. 1715, den Insurgenten gelieferten Schlacht, und wurde zu Rothwell, dem Hause des Unglücks, das sein Eigenthum gewesen, beerdigt. Er war unverheirathet. — Jakob, der Marquis von Douglas, geb. im J. 1646, und seit 1670 Mitglied des geheimen Rathes, war in erster Ehe mit Barbara Erskine, des Grafen Johann von Mar Tochter, in anderer Ehe mit Maria Ker, einer Tochter des ersten Marquis von Lothian, verheirathet, erhielt aus der Consecration des tapfern Biscout Dundee den Sig Duhoppe, unweit Dundee, sammt dem demselben anklingenden Erbkam eines Comittable von Dundee, starb den 25. Febr. 1700, und wurde mit großer Pracht zu Douglas beigesetzt. Sein Sohn erster Ehe, Jakob, Graf von Angus, geb. 1671, machte sich frühzeitig durch militärisches Talent bemerkbar, und wurde daher als Obrist an die Spitze der zwei Bataillone Cameronianer gestellt, welche die in Edinburgh versammelten Anhänger des Prinzen von Dronien bewaffneten, um sich gegen die Unternehmungen Dundee's und des in der Citadelle commandirenden Herzogs von Gordon sicher zu stellen. Seine Laufbahn war jedoch kurz, er blieb in der Schlacht bei Steinkerk, den 4. Aug. 1672. Des Marquis Jakob von Douglas Sohn zweiter Ehe, Archibald, Marquis von Douglas, Graf von Angus und Abernethy, Biscout von Seeburg, wurde durch Patent der Königin Anna, vom 28. April 1703, zum Herzoge von Douglas, Marquis von Angus, Marquis und Grafen von Abernethy, Biscout von Seeburg, Lord Douglas von Borkie, Preston und Robertson ernannt und foht auf Seiten der Königin bei Sheriffmuir, in einer Troupe dorée von etwa 60 Freiwilligen. Gewiß bezeichnet es die große Umwälzung, die von der Zeit bewirkt worden, daß der Herzog von Douglas, dessen Altvordern ein Heer aufbringen konnten, das so zahlreich, wie die beiden hier stehenden Heere zusammengenommen, auf dem Schlachtfelde von Sheriffmuir, als gemeiner Reiter, unter der einzigen Begleitung seiner Reitknechte, diente. Später trat der Herzog in den Seediens; er wurde im J. 1727 Viceadmiral. Er unternahm auch den Wiederaufbau des Schlosses Douglas, und ließ sich, laut seines letzten Willens, unter einem der drei runden Thürme, welche die Vorberseite einnehmen, begraben. Er starb nämlich den 21.

Jul. 1754, und wurde von den Söhnen seiner an den Driften Johann Stewart von Grandtully verheirateten Schwester, Johanna Douglas, beerbt, während die Titel eines Marquis von Douglas, Grafen von Angus und Lord Abernethy an die Linie in Hamilton fielen. Der Herzogstitel ging mit ihm zu Grabe.

#### Das Haus Hamilton.

Wilhelm Douglas, des ersten Marquis Douglas älterer Sohn aus der ersten Ehe, geb. den 24. Sept. 1634, empfing den 4. Aug. 1646 den Titel eines Grafen von Selkirk, Lord Dar und Shorcleugh, vermählte sich mit Anna, Jakob's VII. des Herzogs von Hamilton ältester Tochter, und erhielt auf ihren Antrag, den 20. Sept. 1660, eine für die Dauer seines Lebens gültige Ernennung als Herzog von Hamilton. Überhaupt scheint er auf die Angelegenheiten seiner Gemahlin einen bei Personen ihres Ranges sehr ungewöhnlichen Einfluss geübt zu haben, und er benutzte ihn, um durch musterhafte Sparsamkeit die großen Schulden des Hauses Hamilton zu tilgen. Er machte auch den Anfang zum Aufbaue des neuen Schlosses in Hamilton (1678), das durch ihn auf alle Weise verschönert wurde. In dem Parlament vom J. 1673 zeigte er sich als Haupt der gegen das Ministerium Lauderdale gerichteten Opposition: „unter Dutton,“ Lauderdale's Bruder, sagte er unter anderm in einer heftigen Rede, „sei der Gehalt der umlaufenden Geldsorten verringert worden; durch neue Zollsätze habe man den Preis von Salz, Tabak und Brantwein erhöht; Anhänger und Freunde des Ministers hätten das Monopol dieser Handelsartikel; persönliche Rücksichten besetzten die Justizverwaltung.“ Er ging auch nach London, dem Könige seine Beschwerden vorzulegen. Der Empfang, der ihm daselbst geworden, scheint ihn aber in seinen Gesinnungen als hartnäckiger Whig gar sehr befestigt zu haben. Als Whig legte er auch, um den neuen Treid nicht zu leisten, alle seine Ämter nieder. Vom Könige Jakob II. empfing er im J. 1682 den Hofenamborden, er wurde auch Mitglied sowohl des schottländischen als englischen Staatsraths, Lord Schatzmeister und Lord der Session. Nach diesen von dem Hof empfangenen Gnaden schien er beim Ausbruche der Revolution zu schwanken, er sagte sogar dem Könige seine Hülfe zu; ließ sich jedoch aber von dem schottischen Convent, der sich bald nach des Prinzen von Dranken Landung in Edinburgh bildete, mit einer Mehrheit von 15 Stimmen zum Präsidenten erwählen, und hatte als solcher wesentlichen Antheil an der Erklärung dieses Convents, welche die Krone an den Prinzen und dessen Gemahlin gab. Für diesen Dienst wurde er von dem neuen Könige mit der Würde eines Lords Overcommissarius, oder Präsidenten des Staatsraths von Schottland, und eines Großadmirals belohnt. Er starb den 12. April 1694, seine Witwe im J. 1698. Burnet schildert ihn also: „Er war ein ehrlicher Mann, der seines Vaterlandes Interesse wohl kannte, auch dasselbe zu befördern suchte: dabei aber eigennützig, zu großen Unternehmungen nicht verständig genug, unruhig und widerspenstig, und von

unartigen Sitten.“ Von seinen zehn Kindern, die sämmtlich, nach den Bestimmungen des Ehevertrags, den Namen Hamilton führen mußten, sind vornehmlich die Söhne Jakob, Karl, Johann, Georg, Basilus und Archibald zu merken. Zu Karl's, und der jüngeren Brüder Gunsten verzichtete der Vater auf die Titel eines Grafen von Selkirk, Lord Dar und Shorcleugh, nachdem er am 6. Oct. 1688 ein neues Patent erwirkt hatte, wodurch diese Titel, mit der Anciennetät vom J. 1646, auf die besagten fünf Brüder, der Ordnung der Geburt nach, und ihre männlichen Leibeserben übertragen wurden. Karl succedirte demnach dem Vater als zweiter Graf von Selkirk, war Sheriff von Lanarkshire, Lordlieutenant von Clydesdale, königlicher Kammerherr, in vier Parlamenten einer der 16 schottischen Peers, auch seit dem J. 1732 Staatssecretair von Schottland, und starb unverheiratet den 15. März 1739. Der Titel von Selkirk fiel demnach an seinen Bruder Johann, der auch, seit dem 14. April 1697, die Titel eines Grafen von Ruglen, in Lanarkshire, Lord Barrton und Riccarton, führte. Johann starb den 3. Dec. 1744; seine einzige Tochter Anna erbte die Titel von Ruglen; jener von Selkirk fiel an Basilus, des fünften Bruders, Enkel. Georg, der vierte Bruder, wurde den 3. Jan. 1696 zum Grafen von Orkney, Biskont Kirkwall, und Baron Degmont ernannt. Er brachte sein ganzes Leben unter den Wäffeln zu, und zeichnete sich vornehmlich in den Schlachten an der Boyne, bei Adrim, Steensfeld, Landen, Dubenorte, Kamilleis, Höchstädt u., und in den Belagerungen von Aßlone, Emsied und Namur aus; bei Namur wurde er vom Könige Wilhelm den 1. März 1689 zum Brigadier ernannt. Im J. 1702 wurde er Generalleutnant, 1710 Geheimrath, und er diente bis 1712 in den Niederlanden als General von der Infanterie. König Georg I. ernannte ihn im J. 1714 zum Kammerherrn und zum Gouverneur von Virginien und Georg II. gab ihm bei seinem Regierungsantritte den Rang eines Feldmarschalls und das Gouvernement des Castells von Edinburgh. Er war auch Lordlieutenant von Clydesdale, und einer der schottischen Peers in dem Parlament von Großbritannien. Er starb den 29. Jan. 1737, seine Gemahlin, Elisabeth Williers, die Stifterin der evangelischen Schule zu Middleton, in der irländischen Grafschaft Cork, den 19. April 1733. Sie, vermählt im J. 1695, hatte ihm nur Töchter geboren, von denen die älteste, Anna, sich den 28. März 1720 mit Wilhelm D'Byen, dem vierten Grafen von Anghuin, vermählte, und die Titel von Orkney und die Güter an ihre Tochter Maria D'Byen vererbte. Der fünfte Bruder, Basilus Hamilton, heirathete mit Maria, der Tochter und Erbin von David Dunbar, das Gut Baldoon und starb im J. 1701; sein Enkel, Dunbar Hamilton, geb. den 22. Dec. 1722, nahm, als er durch seines Großvaters Absterben vierter Graf von Selkirk geworden, den eigentlichen Geschlechtnamen Douglas wieder an, und starb den 24. Mai 1799. Der heutige, sechste Graf von Selkirk, Dunbar Jakob Douglas, ist sein Enkel. Der sechste von des Herzogs Wilhelm Söhnen, Archibald,

widmete sich dem Seebienste, wurde im J. 1708 Gontradmiral der weißen Flagge, vor Ausgang des spanischen Successionskriegs Viceadmiral und im J. 1714, kurz vor der Königin Anna Absterben, Gouverneur von Jamaica. Er verlor diese Stelle im J. 1716 und wurde überhaupt, so lange König Georg I., der Feind aller Hamilton's, regierte, nicht weiter angestellt. Im J. 1730 wurde er zum Lord der Admiraltität, 1738 zum Schatzmeister des Prinzen von Wallis und zu dessen Vereinernehmer in Cornwall, im Februar 1746 zum Gouverneur des Hospitals zu Greenwich ernannt. Letztere Stelle bekleidete er bis an sein Ende, seiner Stellen an des Prinzen von Wallis Hofe aber wurde er, durch Anhänglichkeit an die Hofpartei, im J. 1747 verlustig. Er starb in einem Alter von 80 Jahren zu London den 5. April 1754, seine Gemahlin, Johanna Hamilton, des sechsten Grafen von Abercorn Tochter, im J. 1752. Mit Gewisheit können wir nur von drei Kindern sprechen, zwei Töchter, wovon eine den Lord Brooke, den ersten Grafen von Warwick, die andere den neunten Lord Gaitcraff heirathete; dann einen Sohn, Friedrich, der sich den geistlichen Stand erwählte und als Pfarrrer zu Westingborough in Northamptonshire starb. Es wäre aber dennoch nicht unmöglich, daß ein im J. 1731 geborener Sohn Wilhelm wirklich, wie Thl. II. S. 17 und 21 der zweiten Abtheilung des gegenwärtigen Werkes uns in den Mund gelegt worden, der bekannte Gesandte und Archäolog Wilhelm Hamilton wäre. Aufgemacht ist die Sache aber keineswegs.

Des Herzogs Wilhelm ältester Sohn, Jakob, vierter Herzog von Hamilton, war den 11. April 1658 geboren, und führte bei seiner Mutter Beiziten den Titel eines Grafen von Arran. Nach der in Schottland gewöhnlichen Politik, wodurch man sich auf alle Fälle sicher zu stellen suchte, wurde er ein Tory, während sein Vater an die Spitze der Whigs trat. Er gehörte zu den Lieblingen Karl's II., der ihn am 9. Jan. 1679 unter die Zahl seiner Kammerherren ausnahm und ihn im J. 1683 als Envoyé-extraordinaire nach Frankreich sendete, um seine Gratulation wegen der Geburt des Herzogs von Anjou zu überbringen; er blieb auch in solcher Eigenschaft an dem Hofe Ludwig's XIV., nachdem Jakob II. den Thron bestiegen hatte. Bei seiner Rückkehr nach England wurde er zum Maître de la Garde-robe, zum Drillingen des königlichen Keierrregiments, und im April 1687 zum Ritter des Andreaskreuzes ernannt. Nach der Revolution mußte er zweimalige Gefangenschaft im Tower erdulden, indem man ihn eines Briefwechsels mit dem vertriebenen Könige beschuldigte, der Ungrund dieser Beschuldigung wurde erst im J. 1697 anerkannt; zur nämlichen Zeit wurde er durch seiner Mutter Entsetzung Herzog von Hamilton und Häupterthum, Graf von Arran und Lanark, Lord Macanabire und Polmont, überhaupt einer der reichsten Eigenthümer in Schottland. Er war zugleich der erste Pair des Reichs und ein naher Verwandter des königlichen Hauses, welches Ursache sein mochte, daß einige ihn beschuldigten, er strebe nach der Krone; von welcher Thorheit

ihn sein gesunder Verstand indessen wohl freisprechen mag. Er war hüßlich von Person, bößlich und freunlich von Sitten, im Allgemeinen herablassend gegen Kriecher und der angesehene Häuptling der Inassen von Lanarkshire, von denen die meisten selbst Hamilton's waren. Durch den Einfluß seiner Mutter hatte er jederzeit die Theilnahme der Hügelmänner oder Cameronianer erregt, die seit der Revolution sich mehr als je in Waffen geübt hatten und im Fall eines bürgerlichen Kriegs oder eines auswärtigen Einfalls die wichtigsten Dienste leisten konnten. Neben allen diesen Vortheilen der Geburt, des Charakters und des Einflusses zeigte der Herzog einen Mangel, der ihm hinderlich wurde, als politischer Führer eine bedeutende Höhe zu erreichen. Zwar besaß er, wie er solches bei seinem letzten und tragischen Austritten zeigte, persönlichen Muth, allein es gebrach ihm an politischer Kühnheit und Entschlossenheit; Gesahen, denen er aus der Ferne Trost geboten hatte, erschreckten ihn, wenn sie näher kamen; dazu vermochte er es über sich, seine Freunde zu hintergehen, gleich wie ein Ross, das lüth zum Sprunge ausholt, ihn wol übertreibt und den Reiter beschädigt oder gar abwirft. Als trefflicher Redner würde er wol in gewöhnlichen Zeitläufen mit Erfolg das Haupt einer Partei abgegeben haben, allein den gewöhnlichen Umständen war er augenscheinlich nicht gewachsen, zudem waren seine Schritte gehemmt durch die besänftigende Furcht, seines großen Eigenthums in England verlustig zu werden. Ihm namentlich muß es am meisten Schuld gegeben werden, daß entschiedene und wirksame Maßregeln, durch welche allein der Unionsstratagat zwischen England und Schottland hätte verschoben werden können, niemals ernstlich und kräftig durchgeführt wurden, obwohl er denselben eine Zeit lang seine Zustimmung gab. Ihn genügte der rauschende Beifall, den seine Reden im Parlament von der übermächtigen Opposition empfingen, ihm schmeichelte der stürmische Jubel des Volkes, wenn er sich Abends, nach einem scharfen parlamentarischen Treffen, nach seinem Palast versetzte; aber als der Moment der Entscheidung herangekommen war, ließ er sich durch den Herzog von Queensberry erschrecken und beithören. Die Union wurde ausgesprochen und von diesem Tag an mußte der Herzog die gefährliche Ehre, das Oberhaupt der Jakobiten zu heißen, förmlich mit dem Herzoge von Athole theilen. Würdigt man beide Nebenbuhler nach ihrer treuen Anhänglichkeit zu der Sache, so scheinen ihre Ansprüche gleich begründet, denn keiner von beiden konnte sonderliche Anforderung an den Ruf politischer Beständigkeit machen. Das Benehmen des Herzogs von Hamilton insbesondere war ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, als stehe er im Bündnisse mit der Regierung; jedes Mal, wo etwas Entscheidendes geschehen sollte, wußte er zuverlässig irgend einen besseren oder schlimmern Grund zu finden, um es zu vermeiden, daß man es mit der Gegenpartei auf das Äußerste treibe. Ungeachtet solcher wiederholter Beweise des Abfalles, von Seiten Hamilton's, wie Athole's, gegeben, wurden doch durch dieser Oberhaupter Rang und Talente, und durch das Ver-

trauen, das man zu ihrer persönlichen Anhänglichkeit für das Haus Stuart begie, die Jakobiten vermocht, in Abhängigkeit von dem Einen oder Andern zu bleiben. Im Allgemeinen betrachtet war es natürlich, daß man zum Führer die einflußreichste Person wählte, die in der Nachbarschaft wohnte, oder doch Güter besaß; und so drängten sich die hochländischen Jakobiten jenfeit des Taynflusses um den Herzog von Arkohe, während die süblichen und westlichen für Hamilton waren. Hieraus folgte, daß die beiden Abtheilungen einer und derselben Partei, die in verschiedenen Provinzen und unter verschiedenen Umständen lebten, verschiedene Meinung über den Weg hegten, der zu der beabsichtigten Restauration führen sollte. Die nörblichen Jakobiten, reich an freitbarer Mannschaft, und im schlimmsten Fall auf die natürliche Festigkeit ihres Landes zählend, wollten augenblicklichen Kampf, ohne Unterhandlung wegen eines Weisandes von Augen her; der Herzog von Hamilton und seine Verbündeten verlangten in den geheimen Unterhandlungen mit dem Driften Poole sehr bestimmte Zusagen wegen einer mächtigen Hülfe aus Frankreich. Ihre Forderungen schienen dem Hofe Ludwigs XIV. übertrieben; es wurde eine wichtige Zeit mit Verathschlagungen verloren, und als die französische Flotte, den Chevalier an Bord, endlich am 17. März 1708 von Düntirchen aus, unter Segel gegangen war, fand ihr Admiral Forbin es unmöglich, irgendwo eine Landung zu bemerksüßigen und die Flotte mußte unverrichteter Dinge nach Düntirchen zurückkehren. Während die Unterhandlung in Bezug auf jene verunglückte Invasion im Werke war, verließ der Herzog von Hamilton, geleitet durch jenen Mangel an Entschlossenheit, der allen seinen Schritten einen Anstrich von geheimnißvoller Unbeständigkeit gab, seinen Landsitz zu Anniel, um sich auf seine Güter in Lancashire zu begeben. Auf der Reise ward er von einem Freunde eingeholt, der ihn benachrichtigen wollte, daß alle Hindernisse der Expedition beseigt seien, und daß mit Gewißheit zu erwarten stände, die Franzosen würden in der Mitte des Märzmonats an der Küste von Schottland landen. Der Herzog schien sehr begierig zu sein und erklärte gegen Lordpart von Cammoath, daß er freudig zurückkehren würde, wenn er nicht voraussehe, daß dieses einen auffallenden Beweis von seiner Theilnahme an der Landung des Chevalier lieferte; denn das plötzliche Aufgehn seiner Reise und seine Rückkehr nach Schottland, bei der ersten Nachricht solcher Landung, müßten nothwendig die Regierung veranlassen, ihn als einen Verdächtigen verhaften zu lassen; doch gab er sein Wort, daß er, sobald er erfahre, daß die Franzosen wirklich anlangen, trotz aller Opposition nach Schottland zurückkehren und in Dumfriesshire eintreffen würde. Kaum war der Herzog in seinem Hause zu Ashton in Lancashire angekommen, so ward er als verdächtige Person verhaftet, und er befand sich noch unter der Aufsicht eines Officiers, als er die Bottschaft erhielt, die französische Flotte wäre wirklich unter Segel gegangen. Doch selbst jetzt hielt er es noch nicht für an der Zeit, sich zu erklären, sondern er behauptete feierlich, er wolle sich, sobald er

vernehme, der Chevalier wäre wirklich ans Land gestiegen, von seinem Wächter losmachen und sich an der Spitze von 40 Britten nach Schottland begeben, um im Dienste des Gelandeten zu leben oder zu sterben. Da der Chevalier nimmer einen Fuß ans Land setzte, so vermögen wir nicht zu durchschauen, ob der Herzog jemals sein so ehrlich und aufrichtig gegebenes Versprechen erfüllt, oder aber zu irgend einer Auerde Zusucht genommen haben würde, woran es ihm in kritischen Augenblicken niemals gefehlt hat. Wie man behauptet, soll er die Befreiung der in das Unternehmen verwickelten und deshalb verhafteten Deileute dadurch erkauft haben, daß er dem Wbiginisterium für künftige Wahlen seinen und seiner Freunde Einfluß zusagte. Vielleicht war es auch eine Folge dieses Abkommens, daß er, bald nach seiner Entlassung gegen Würgschaft, zu einem der schottischen Pairs für das Parlament von Großbritannien erwählt wurde. Überhaupt hielt von nun an der Herzog's Strigen in der Folgezeit mit dem Sinken der Wbigs gleichen Schritt. Im October 1710 wurde er als Cordientenant und Custos rotulorum der Palsgraffschaft Lancaster, Ranger ihrer Forsten und Admiral ihrer Eskadren angestellt, auch als Mitglied des arbeitenden Raths vereinet. Am 11. Sept. 1711 wurde er für sich und seine männlichen Erben zu einem Pair von Großbritannien, unter den Titeln eines Lord Dutton in Geshire und Herzogs von Brandon in Suffol, ernannt. Es erhob sich jedoch wichtige Opposition, als er seinen Sitz als britischer Pair einzunehmen wollte. Es wurde gesagt, daß nach dem Artikel 23 des Unionvertrages kein Pair von Schottland, nach der Union, zum Pair von England gemacht werden könne, und nach langer Debatte entschied das Dberhaus am 30. Dec. 1711 wirklich für diese Ansicht, die erst 70 Jahre später im J. 1782, auf des achten Herzogs von Hamilton Antrag, zurückgenommen wurde, indem das Dberhaus denselben berechtigt erkannte, als Pair in eigenem Namen zu erscheinen. Am 26. Oct. 1712 empfing der Herzog den Hofenbandorden, und im J. 1713 sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Frankreich gehen, nachdem er bereits früher, wie es scheint, mit dem damaligen Hof in einige Verhandlungen von der deilasteinsten Wichtigkeit in die Wiederherstellung des Hauses Stuart betreffend, verwickelt gewesen war\*). Er selbst gab davon einen Wink an seinen Freund Lordpart, indem er, als er zum letzten Mal Abschied von ihm nahm, wiederum umkehrte, um ihn nochmals und abermals zu umarmen. Gleich einem, den ein wichtiges Geheimniß, und vielleicht zu gleicher Zeit die Ahnung herannahenden Unheils bedrängte, Mißgeschick schwebte allerdings über ihm, und dazu noch von selbstamer und blutiger Art. Der Herzog hatte einen Proceß mit dem Lord Moku, einem Edelmann von ausschweifenden und überlebigen Sitten, der schon früher

\*) Seine Verhältnisse zum französischen Hofe mögen nicht wenig beigetragen haben, daß er endlich, nicht zwar zum Schicksal des unter den früheren Hamilton's conflictierten Herzogs Ludwigs Erbprinzen, in Poitou, aber doch zu einer Einschließung in Gales, die auch durch den unrichtigen Frieden verjüngt war, gelangte.

in trunkenem Muths der Mörder eines armen Schauspielers geworden war; diesen Proceß auszugleichen, wurde eine persönliche Zusammenkunft beliebt. In derselben nannte der Herzog einen vorübergebrachten Unterhändler einen Mann ohne Wahrheit und Ehre, worauf Lord Mohun erwiderte, daß jener Mann von diesen Eigenschaften ebenso viel besäße, wie der Herr Herzog. Nach Austausch dieser Kettenarten schieden sie von einander, und man hätte denken sollen, der Herzog als der Beladigte, würde Genußigung fordern, falls er es der Mühe werth hielte. Jedoch ganz im Gegenteil ward Lord Mohun der Herausforderer. Sie trafen im Ring, in Hydepark, auf den Degen zusammen. In wenigen Minuten lag Lord Mohun todt auf dem Plage und der tödtlich verwundete Herzog überlebte ihn nur um wenige Augenblicke. Mohun, ein geistvoller und verachteter Küssling, wurde von keinem Menschen bedauert; ganz anders war es mit seinem Gegner, der neben der Unentschlossenheit, die er in Staatsangelegenheiten bilden ließ und die vielleicht daher entstand, daß sein Verstand das nicht billigte, wozu seine Gefühle ihn hineinriß mochten, viele liebenswürdige, ja edle Eigenschaften besaß, weshalb man ihn allgemein beklagte. Die Tories betrachteten den Tod des Herzogs als so auffallend; zur Zeitpunkt, in welchem derselbe erfolgte, war so kritisch, daß sie nicht Anstand nahmen, die unverschämte Meinung zu äußern, Mohun wäre zu der Herausforderung durch einige Eiferer von der Whigpartei angereizt worden; ja sie fügten hinzu, der Herzog sei nicht durch den Degen seines Gegners, sondern durch dessen Secundanten, den General Macartney, getödtet worden. Die Aussage des Driften Hamilton, des Secundanten des Herzogs, schien wenigstens die letzte Äußerung zu bestätigen. General Macartney machte sich unsichtbar, und es wurde auf seine Vorführung eine Belohnung ausgesetzt. Unter der folgenden Regierung brachte man ihn wirklich zum Verhör, und er wurde freigesprochen, jedoch auf eine Beweiskführung, durch welche die Sache sich keineswegs auflöste. Aus seiner ersten Ehe, mit Anna Spencer, einer Tochter des Grafen Robert von Sunderland, hatte der Herzog nur zwei Töchter, die beide in der Kindheit verstarben. Aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth, der Tochter und Erbin von Digby, Lord Gerard von Bromley, kamen sieben Kinder. Der ältere Sohn Jakob, fünfter Herzog von Hamilton und zweiter Herzog von Brandon, Marquis von Clydebale, Graf von Arran und Lanark, Lord Macanishire, Xan, Innerdale und Polmont, erblicher Herrscher von Lanarkshire, Cassellan des Palastes von Edinburgh, starb zu Rath, den 12. März 1742, nachdem er in erster Ehe mit Anna Cadran, einer Tochter des vierten Grafen von Dunoon, in zweiter Ehe mit Elisabeth Strangways, in dritter Ehe, seit dem 21. Aug. 1737 mit Elisabeth, der reichen Erbin von Eward Spencer von Kentsham, in Suffolk, verheiratet gewesen. Aus der ersten Ehe kam ein Sohn Jakob, die zweite blieb kinderlos; aus der dritten kamen die Söhne, Archibald, der neunte Herzog von Hamilton, und Spencer, von denen Letzterer geboren im J. 1742, im März

1791 als Obristleutnant in der Fußgarde gestorben ist. Jakob, des fünften Herzogs ältester Sohn, geboren den 10. Jul. 1724, vermählte sich den 14. Jan. 1752 mit Elisabeth Gunning, einer der berühmten drei Schwestern aus Irland, die man gewöhnlich den drei Grazien zu vergleichen pflegte, erzeugte mit ihr, außer der an den Grafen von Derby verheirateten Tochter Elisabeth, die Söhne Jakob Georg und Douglas, und starb den 17. Jan. 1758, seine Wittve wurde nachmals der fünfte Herzog von Argyle Gemahlin. Jakob Georg, geb. den 18. Febr. 1755, folgte dem Vater als sechster Herzog von Hamilton, erbe auch, nach des letzten Herzogs von Douglas Tode, die Titel eines Marquis von Douglas, Grafen von Angus und Barons von Abernethy. Er starb unvermählt, den 7. Jul. 1769, und hatte seinen Bruder Douglas zum Nachfolger. Douglas, achter Herzog von Hamilton, fünfter Herzog von Brandon, geb. den 24. Jul. 1756, vermählte sich den 4. April 1778 mit Elisabeth Anna Burrell von Bedenham, wurde von ihr durch Parlamentsschluß vom 3. 1794 geliebt (sie heirathete hierauf den ersten Marquis von Exeter, Heinrich Cecil) und starb ohne Nachkommenschaft, den 2. Aug. 1799. Es beerbte ihn daher sein Drüm, Archibald, geb. den 17. Jul. 1740, und seit dem 25. Mai 1765 mit Henriette Stuart, einer Tochter von Alexander, dem sechsten Grafen von Galloway, verheiratet. Archibald starb den 16. Febr. 1819; sein ältester Sohn und Nachfolger, Alexander, ist der 3. Oct. 1767 geboren und heisst mit seinem vollen Titel: Herzog von Hamilton und Brandon, Baron Dutton, Herzog von Châtelleraut, Marquis von Douglas, Clydebale und Hamilton, Graf von Angus, Arran und Lanark, Lord Macanishire, Polmont, Abernethy und Aberbrothoch, Rector von Holyrood-House, Erbdeutnant von Lanarkshire. Der älteste Sohn führt die Titel eines Grafen von Angus und Arran; jener von Arran beruht auf der Insel dieses Namens, die, bis auf wenige Pachtböte, ein Eigenthum des Hauses Hamilton ist.

#### Das Haus Morton.

Als dessen Stammvater wird Johann Douglas betrachtet, der jüngere der beiden Söhne, die Wilhelm III. Lord Douglas in seiner zweiten Ehe, mit Margarethe von Heister, erzeugte; er besaß Ländern und Leuten, und erwarb nicht geringen Ruhm durch die tapfere Vertheidigung der Burg Lochleven, während der Winterjüngste Königs David II. Als Johann's Söhne werden Jakob, Lord Dalkeith, von dem alsbald, Heinrich, der Abt der des Hauses Lochleven, und Nikolaus bezeichnet. Nikolaus, auf Wain in Dumbartonshire, wurde der Stammvater mehrerer Nebenlinien. Einer von des Nikolaus Nachkommen, Malcolm Douglas von Wain, wurde zugleich mit Johann Gunningham von Drumquahall, durch Hamilton von Eglishamou angelegt. (1584), sie hätten sich verschworen, bei einer Jagdflucht sich der Person des Königs zu bemächtigen und dieselbe so lange in Gewahrsam zu behalten, bis die verbannten Lords, Angus an der Spitze, mit händlicher Streit-

macht in Schottland einfallen würden, um selbst den königlichen Gefangenen zu übernehmen. Allgemein galt die Klage für eine doppelte Erfindung, doch ward sie bereitwillig von dem allgewaltigen Günstling Stuart, von dem berücktigten Grafen von Arrian unterstützt; die Angeklagten waren ihm beide schon früher verdächtig gewesen, und Douglas von Wains, als ein tapferer und rührender Mann, schien ihm gefährlich. Die Klage Hamilton's wahrscheinlich zu machen, denn bis jetzt war sie nur von ihm selbst, einem bekannten Zweigler, wahr gehalten, suchte man einen Dritten in die Angebe zu verwickeln, jedoch so, daß vor Gericht sich dessen Unschuld erweisen mußte, und er sich, für sein aufrichtiges Geständnis, überdies belohnt finden würde. Dieser Dritte war bald gefunden und das Verhör ging vor sich.

In demselben bekannte Sir Jakob Ermonstone von Duntreath, der vertraute Freund der beiden Angeklagten, sich schuldig, mit Wains und Drumquhaffal an dem Complot Theil genommen zu haben. Der Plan, sagte er, wäre von dem Grafen von Angus ausgegangen, und ihm und seinen beiden Mitschulbigen durch Johann Home mitgetheilt worden. Wains und Drumquhaffal wurden nun auch noch in einen verbrecherischen Versteck mit Angus verwickelt und ferner als Theilnehmer des Aufstandes an dem angefaßten, einer Unthat, die man als unauslöschlich betrachtet haben muß, indem man sie, nach so häufigen Ansehn, nochmals gegen Personen anführte, die doch nur eine höchst untergeordnete Rolle dabei gespielt haben konnten. Drumquhaffal's Vertheiligung ist verloren gegangen, die von Wains war männlich und fest. Er stellte die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit, einer solchen Verschönerung von seiner und seines Gefährten Seite in ein so helles Licht, daß alle Beisitzer des Gerichtes, sagt der für König Jakob VI. so partiische Geschichtschreiber Spottiswoode, im Herzen ihn für unschuldig erkannten. Jedoch das Schicksal der Angeklagten war bestimmt, bevor die Anklage eingereicht wurde. Drumquhaffal und Douglas wurden zum Tode verurtheilt, und mit einer an sich schon höchst verdächtigen Eile noch am Tage des Verhörs, vor Sonnenuntergang, zu Edinburgh in offener Straße hingerichtet. Aber Wains blieb nicht ungerächt. Johnstone von Westert, ein tapferer und entschlossener Krieger, that das Gelübde, ihn, der sein Waffengenosse gewesen, zu rächen, und lösete sein Gelübde, indem er, bei der verbannten Lords Eingabe in Stizung den verdächtigen Ankläger, den Hamilton von Egghinshaw, in dem königlichen Park erschlug (1585). Malcolm's Sohn, Robert Douglas von Spot, nachdem er des Prinzen Heinrichs Page und Stallmeister, bei Jakob I. und Karl I. Kammerherr gewesen, wurde als Karl's I. Haushofmeister und Mitglied des geheimen Raths, für sich und seine männlichen Nachkommen, am 24. Jun. 1633 zum Biscount von Belhaven ernannt, starb den 14. Jan. 1639, in dem Alter von 66 Jahren und wurde in der Kirche von Holyrood-Hause beerdigt. Der Titel von Belhaven starb mit ihm, denn seine Ehe mit Nicoletta, des Robert Murray von Abercrombie Tochter, war kinderlos geblieben. Spot scheint er von jenem Jakob Douglas von Spot,

der in den verschiedenen Unternehmungen des Grafen von Bothwell auf die Person Königs Jakob's VI. eine nicht unbedeutende Rolle spielte und der Malcolm's Bruder gewesen sein könnte, erbt zu haben. Jakob Douglas wurde in diese Händel durch folgendes Zusammentreffen von Umständen verwickelt. Sein Schwiegervater, Georg Home von Spot, war jüngst von gewissen Grenzen, des Namens Home und Gram, erschlagen worden. Sir Georg Home, der Neffe des Ermordeten, hielt den Douglas für den Anstifter der That, wozu ihn, wie er glaubte, Habsucht bewogen habe, indem der Ermordete die Absicht hegte, einige von den Gütern seinem Neffen, zum Nachtheile des Douglas, zuzuwenden, als welcher der Ehegatte der einzigen Tochter des alten Home war. Auf diesen Verdacht wurden drei von den Dienern des Douglas ergriffen, zu Holyrood eingekerkert und zur Folter verurtheilt. Douglas versuchte Alles, um seine Diener zu befreien, mochte nun dies aus Fürsorge für sie, oder aus Furcht, daß sie etwas entdecken könnten, geschehen. Da er es jedoch unmöglich fand, ihre Freilassung durch Bitten zu erwirken, ließ er sich, um sie gewaltsam zu befreien, in jene Verschwörung ein. Bothwell erschien zur bestimmten Stunde, allein Jakob Douglas verrieth den Anschlag vor der Zeit, indem er einen Versuch machte, seiner Diener Gefängnis zu erbrechen. Das dadurch veranlaßte Gerücht ward Ursache, daß man es entdeckte, wie Fremde in den Palaß getreten wären, der König suchte Schutz in einem festen Thurm, und die Verschworenen mußten fliehen. In dem spätern Angriff auf den König, den Bothwell benutzte, um einen bald wieder von dem Parlament vernichteten Vertrag zu erzwingen, besand sich Jakob Douglas ebenfalls unter den Verwegenen, die bewußt in des Königs Gemächer eindrangen. Ubrigens bekleidte die Linie der Douglas von Wains noch heute, und Wains ist noch heute ihr Eigenthum. Wir kehren zu dem eigentlichen Hause Morton zurück.

Johann's ältester Sohn, Jakob, erbt von dem Ritter von Ribblesdale, von der Blume der Ritterschaft, die Baronien Daleshry und Aberdour, und war in erster Ehe mit Agnes von Dunbar, des Grafen von March Tochter, in anderer Ehe mit Agnolia, einer Tochter Walter's des Stewarts, verheirathet, hatte aber nur in der ersten Ehe Kinder. Der jüngere Sohn, Wilhelm, besaß Worthington, der ältere, Jakob II. Lord Daleshry, vermählte sich im J. 1402 mit Maria Stuart, einer Tochter Königs Robert III., und zum andern Male, als Witwer, mit Johanna, Wilhelm's von Perth's Tochter, und starb bald nach dem J. 1419, an einer ansteckenden Ruhr, aus jeder seiner Ehe einen Sohn hinterlassend. Wilhelm, der Sohn der zweiten Ehe, ist der Stammvater des Hauses Wittingham, von dem hernach; der Sohn der ersten Ehe, Jakob III. Lord Daleshry, war mit Elisabeth Giffard von Shirof-Hall verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Jakob IV. und Heinrich. Von Letztem stammen die Douglas von Corbead und Lauder Ridray ab. Jakob IV. stand in dem Entscheidungskampfe Königs Jakob II. mit den Grafen Douglas für



den König, vertheidigte die Burg Dalkeith gegen die kühnen Angriffe seiner Feinde, und wurde nochmals am 14. März 1457, d. i. im J. 1458, in gerechter Anerkennung seiner Treue, von König Jakob II. zum Grafen von Morton ernannt. Er war mit der vermählten Gräfin von Angus, mit der Prinzessin Johanna, Tochter König Jakob's I., verheirathet und hatte von ihr den Sohn Johann, den zweiten Grafen von Morton, mit dessen Sohne Jakob V., das Haus Morton in der Dauptlinie erloschen ist. Jakob V., dritter Graf von Morton, hatte nämlich in seiner Ehe mit Katharina, einer natürlichen Tochter König Jakob's IV., nur Töchter. Die älteste, Margaretha Douglas, wurde an Jakob Hamilton, den Grafen von Arran vermählt, die zweite, Beatrix, heirathete den Lord Robert Maxwell, die jüngste, Elisabeth, wurde die Gemahlin jenes Jakob Douglas von Pittenreich, der so lange das Schicksal von Schottland bestimmte und dem sie die Titel und die Befestigungen des Hauses Morton zubrachte.

Das Haus Lochleven oder das jüngere Haus Morton.

Heinrich, der zweite Sohn jenes Johann, von dem wir das Haus Morton ableiten, besaß Lauden und Lochleven, die von den Hüthen des gleichnamigen Sees umspülte Burg der Grafschaft Fife, und lebte noch im J. 1425. Einer seiner Nachkommen, Robert Douglas von Lochleven, wurde von dem dritten Grafen von Morton, durch Urkunde unter dem großen Siegel, vom J. 1540, zu seinem Nachfolger erklärt, es scheint aber, daß diese Verfügung später zurückgenommen oder modificirt wurde. Robert's Gemahlin, Margaretha Erskine, des Lord Robert Erskine und der Margaritha Campbells von Argyle Tochter, war die Geliebte, oder nach ihrer Behauptung, die gesetzliche Gemahlin König Jakob's V. gewesen und hatte ihm den nachmaligen Grafen von Murray geboren. Aus ihrer Ehe mit Robert kamen zwei Söhne, Wilhelm und Georg Douglas. Wilhelm, Murray's Stiefbruder, und des vierten Grafen von Morton naher Verwandter, schien beiden der passendste Hüter, sowie seine Frau Lochleven der sicherste Aufenthalt für die unglückliche Königin Maria Stuart. Sie wurde demnach am zweiten Mai 1568 nach der Burg gebracht und daseibst in strenger Haft gehalten, noch strenger ohne Zweifel durch den Willen, den Margaretha Erskine gegen die Tochter der beglückten Nebenbuhlerin empfinden mußte. Doch war unter den Bewohnern der Burg einer, der nicht umhin konnte, für die Bedrängniß seiner Königin einiges Mitleiden zu empfinden. Der Bruder des Burgherrn, Georg Douglas, beßessen durch die Schönheit, getrübt durch den Kummer, und verführt durch die Versprechungen der Königin, entwarf einen Plan zu ihrer Befreiung. Er wurde aber entdeckt und der Befreier von seinem Bruder aus der Burg verwiesen. Die Königin war kaum in ihre Gefängniß zurückgebracht, als ein neuer Freund ihr seine Dienste anbot. Es war dies ein Jüngling von 17 oder 18 Jahren, Wilhelm Douglas, auch der Knecht Douglas genannt und wahrscheinlich mit dem Burgherrn

verwandt. Der kleine Douglas, der seinem zarten Alter und schwächlichen Blicke diesen Beinamen verdankte, entwendete die Schlüssel der Burg, setzte um Mitternacht die gefangene Königin in Freiheit, verschloß die Burgbewohner mit ihrem eigenen Thore, warf die Schlüssel in den See und lenkte auch das Schifflein, welches die Königin wohlbehalten an das jenfeitige Ufer trug, wo sie von Lord Seaton, einigen Hamilton's, vornehmlich aber von Georg Douglas, empfangen wurde. Der nämliche Georg Douglas kommt auch noch im J. 1582 vor. Sechs Jahre später, im J. 1588, gelangte sein älterer Bruder, Wilhelm, nach des guten Grafen von Angus Tode, zum Besitze der Titel von Morton und der damit verbundenen Güter. Wilhelm starb den 27. Sept. 1606, nachdem er in seiner Ehe mit Agnes Leslie neun Kinder gesehen. Der zweite seiner Söhne, Jakob, war Comthurabt zu Melrose, der dritte, Archibald, besaß Kirtess, der vierte, Georg, besaß Kilrou, der älteste endlich, Robert, war lange vor dem Vater, im J. 1583, verstorben, hatte aber aus seiner Ehe mit Johanna, des Lord Glam's Tochter, einen Sohn hinterlassen. Dieser Wilhelm succedirte dem Großvater als sechster Graf von Morton, war vom J. 1630 an Großschatzmeister von Schottland, Hauptmann über die königliche Leibwache, Geheimrath und des Hofenbanborders Ritter, erhielt im J. 1643 von der Krone pfandweise für eine bedeutende Schuld die Orkneyinseln und starb den 7. Oct. 1648, aus seiner Ehe mit Agnes Keith vier Söhne und eine Tochter hinterlassend. Ein Sohn, Johann, fiel in dem Gefechte der Carberrydale im J. 1650. Der älteste, Robert, achter Graf von Morton, war mit Elisabeth Williers, einer Nichte des Herzogs Georg von Buckingham, verheirathet, und starb im J. 1649; sein Sohn und Nachfolger Wilhelm, unter dem die Orkneys eingelöst wurden, im J. 1681. Letzterer hatte mit Grisebda, des Grafen Johann von Middleton Tochter, in unfruchtbarer Ehe gelebt; es vererbte ihn daher sein Nehm, Jakob Douglas, des sechsten Grafen von Morton zweiter Sohn. Jakob, als Graf von Morton der gebürt, der mit Johanna, der Tochter und Erbin von Jakob Hay von Smithfield verheirathet gewesen, starb den 25. Aug. 1686, mit Hinterlassung der Söhne Jakob, Robert und Georg. Jakob, der 11. Graf von Morton, war einer der Commissarien für den Unionstractat, Staatsrath und Präsident der schottischen Commission, erkaufte im J. 1707 nochmals die Orkneys, in der Art, daß er gegen Bezahlung eines Pachtzins von 500 Pf. Sterling die Kroneinseln erbeiden und den Stewart ermenen sollte, starb den 10. Dec. 1715 und hatte nach einander seine Brüder, Robert erst im J. 1730 und Georg zu Nachfolgern. Georg, 13. Graf von Morton, seit dem J. 1733 Vizeadmiral von Schottland und Vorkapitän der Orkneys und Shetlandinseln, und seit dem J. 1734 einer der 16 schottländischen Peers in dem Parlament von Großbritannien, starb den 15. Jan. 1738. Sein Sohn Jakob, geboren im J. 1707, durchreiste deınage ganz Europa und stiftete bei seiner Rückkehr, mit Mac-Kaurin's Beistand, in Edinburgh eine philosophische Gesellschaft, an

deren Spitze er, nur 26 Jahre alt, als Präsident und Stifter trat. Ein eifriger Verehrer der Wissenschaften, beschränkte er ihren Fortgang aus allen seinen Kräften, und er hatte an der Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne, am 3. Jun. 1769, mehr Antheil als irgend Jemand. In der Leitung des *Museum Britannicum* entwickelte er große Thätigkeit und Sachkenntnis. Seinen Posten, als einer der 16 schottischen Peers, in dem Parlament bekleidete er mit Würde, und er war eben mit einer höchst nützlichen Arbeit, mit der Sammlung und Ordnung sämmtlicher Archive des Königreichs Schottland, beschäftigt, als der Tod ihn am 12. Oct. 1768 überraschte, nachdem er noch vorher sein Herrschaftsrecht an den Orkneyinseln, gegen Empfang von 7200 Pf., an die Krone hatte abtreten müssen. Er war in erster Ehe mit Agathe Halliburton von Pitcur, in anderer Ehe, seit dem 31. Jul. 1755, mit Brigitta Heathcote von Normanton verheirathet und hinterließ aus jeder dieser beiden Ehen einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn der zweiten Ehe, Johann, geb. den 17. Jul. 1756, war seit dem 4. Oct. 1784 mit Franziska Kottelsch, des Grafen Edward von Harwood Tochter, verheirathet und starb den 1. Mai 1818, mit Hinterlassung von sechs Kindern. Sein Halbbruder, aus der ersten Ehe, Schottische, 15. Graf von Morton, war mit Katharina, Tochter des Ritters Johann Hamilton, verheirathet und starb aus einer Reise durch Italien zu Taormina in Sicilien, den 27. Sept. 1774. Es folgte ihm in den Titeln und Gütern sein einziger Sohn, Georg, geboren im J. 1759, während dessen Minderjährigkeit die Orkneyinseln, von denen er jährlich etwa 1700 Pf. zu beziehen hatte, verkauft wurden; dagegen wurde er den 11. Aug. 1791 zum Peer von England, als Baron Douglas von Lochleven creirt. Es hat derselbe keine Kinder aus seiner Ehe mit Susanna Elisabeth Buller und wird ihn daher dereinst seines Oheims Johann Schott, Schello, beerben. Das Schloß Morton liegt in Rithedale, von Drumlanrig nur eine Meile entfernt. Außerdem besitzen die Grafen auch Aberdeen, das Städtchen in Fife, wovon sie den Nordtheil führen. Das Schloß in Aberdeen wurde von dem Regenten Morton erbaut. Von Lochleven ist häufig die Rede gewesen. Des Grafen Hauptsiß ist aber gegenwärtig Dalmahoy, in Mid-Kotbian, feinewärts der Straße von Edinburgh nach Glasgow, ein schönes, wohlgelegenes Haus, zu dem ein Gut von acht oder neun engl. Meilen im Umfange gehört. In der Nähe von Dalmahoy besitzt er auch noch Kaimie.

#### Das Haus Wittingham.

Sein Stammvater, Wilhelm Douglas, war der Sohn zweiter Ehe Jakob's II., des Lords Dalkeith. Unter Wilhelm's Nachkommen ist vornehmlich bekannt geworden Archibald Douglas von Wittingham, der Vertraute des Regenten Morton. Wir haben schon erwähnt, daß Archibald, Commentator-Parlaments zu Glasgow, in die gegen Morton, wegen des Mordes von Darnley, angehängte Klage verwickelt wurde, ja daß ein großer Theil der Anklage gegen Morton sich darauf stützt, daß er die-

sen Archibald begünstigte und beförderte, obgleich nach dem Zeugnisse derer, die für den Mord Strafe erlitten hatten, Archibald selbst bei Völkführung der That zugegen gewesen war und obgleich nach Morton's eigenem Geständnisse ebenfalls Archibald ihn von Seiten und im Namen Bothwell's zur Theilnahme an der That anregt hatte. Indem Douglas nun solchergestalt in die Schuld seines Gönners Morton verwickelt war, mußte er seines Amtes als Richter des Sessionsgerichtes entsetzt werden und nach England entfliehen. Im Nov. 1581 ward das Urtheil der Verurteilung über ihn ausgesprochen und der König ließ wiederholt um dessen Auslieferung ansuchen. Douglas war ein Mann von dreierlei Art von Talenten, die der Zeit angemessen; er war gewandt, ränkeföchtig, kühn, verwegen, gewissenlos genug, es mit jeder Partei zu halten und schlaue genug, jedes günstige Ereigniß zu seinem Vortheile zu benutzen. Während seiner Verbannung unterhielt er genaue Verkehr mit dem berühmtesten Diplomaten Randolph, sowie mit dem Erben von Stray und durch diese Verbindungen erhielt er, nachdem Arran's Einfluß bei Hofe zu wanken begann, unter dem großen Siegel eine Acte, welche dem Parrherrn von dem Spruche der Verurteilung, der ihn als Mithulbigen und Theilnehmer bei der Ermordung Darnley's getroffen hatte, frei machte. Diese Losprechung enthielt aber die ungewöhnliche Klausel, daß, wenn er dessen ungeachtet vor offenen Gerichtsschranken der Theilnahme an dem Morde schuldig befunden würde, die Rehabilitationsacte ihre Kraft verlieren sollte. Unter diesem so beschränkten Seileit kehrte Archibald in sein Vaterland zurück. Den Schrein zu beschauchen, nahm man ihn zum Verhöre, welches jedoch lediglich die Absicht gehabt zu haben scheint, ihn Angeklagten durchschlüpfen zu lassen; unter andern ward es so gelenkt, daß sein Schicksal in den Händen von Geschworenen lag, die er selbst gewählt hatte. Durch solche Richter war er im Mai 1586 losgesprochen, von einer That, an der er unabweislich Mithulbiger gewesen, und er blieb nach wie vor der Lieblingskanal zum Verkehr zwischen den englischen Ränkschmeidern und den Verführern ihres Interesses an Jakob's Hofe; ja es scheint, als sei er, kaum dem Verhöre entronnen, außersehen worden, als Gesandter nach England zu gehen. Ohne Zweifel war der eigentliche Zweck dieses schamlosen Verfahrens kein anderer, als dem Erben von Stray einen sichern, geheimen und scharfsinnigen Agenten zu verschaffen, durch den er mit seinen Freunden in England, Beduße der zu dem Sturze Arran's zu ergreifenden Maßregeln, in Verbindung bleiben möchte. Ein sonderbares Schreiben von Thomas Randolph, dem thätigsten Helfer in diesem düstern und rechtlosen Treiben, ist noch aufzubewahren. Es ist in dem Styl des Scherzes abgefaßt, den die ärgsten Schuften häufig annehmen, um in einer mildern Sprache ihre Schändlichkeiten zu verabreden und sie ihren eigenen Augen in einem mildern Lichte darzustellen. Randolph stellt sich, als beschränkt in seinen Correspondenzen wie einen, der noch nicht ganz wieder in seinen Charakter eingestiegen war, wie wir dieses aus der Anrede dominus non adhuc sacro-

sancto, abnehmen können. Dann spricht er davon, wie die Gaxe wahrscheinlich in die Seelinge stoben, um dem Grotte der Königin, wegen Russel's Todes, zu entgehen, und spielt auf die Annahme an, die bald in Schottland ausbrechen dürften. „Wahret Eure eigene Person,“ fährt er fort, „daß ihr sie bald sacrosanctificirt nach England bringt. Hütet Euch vor der List Arkan's und vor dem Hasse der Gaxe, denn davon hängt Euer Wohl und Wehe, Eure Wiedererlebung oder Euer Verberben ab.“ Dann schreibt er, mit Bezugnahme auf eine gegen ihn und gegen Douglas gerichtete Schmachtschrift: „Jüngst ist ein merkwürdiges Schelmstück sowohl gegen meine Heiligkeit in esse wie gegen die eurige in propinquo losgelassen worden, wie dergleichen nur immer der listigste Schurke in Schottland verlossen kann.“ Die Sacrosanctificatio, wie sie Randolph wol im Sinne hatte, erfolgte nach wenigen Wochen, Archibald wurde in alle Einkünfte der Pforte Glasgow wieder eingesetzt und als König Jakob's gewöhnlicher Gesandter nach England geschickt; es steht auch kaum zu bezweifeln, daß ihm und dem Erben von Gray nicht nur der Sturz Arkan's zugesprochen werden muß, sondern daß auch durch die schändlichen Mänke dieser Verbündeten die Hinzufügung der Königin Maria gar sehr erleichtert und befördert wurde. — Ein Abkömmling Archibald's, Robert, ist der Stammvater der schwedischen Douglas geworden, wenigstens gehört Robert, nach seiner eigenen Bemerkung, dem Hause Bittlingham an, und ist die von Stjernmann ausübende Abstammung, nach welcher Robert ein Enkel von Wilhelm, ein Sohn von Patricius Douglas von Standfison und von Christina Leslie auf Innerbowat gewesen sein soll, ungewisseit verstimmt und verläßt. Robert, geb. im J. 1611, kam sehr jung nach Schweden, diente dem Könige Gustav Adolf zuerst als Page und dann, von 1630 an, im Heere. In der weimarischen Armee hatte er es bis zum Obristleutnant gebracht, als sein Regiment, nach dem prager Frieden den Schweden zuzog. Bannier machte den Obristleutnant zum Obristen und gab ihm ein Reiterregiment, das jedoch größtentheils erst angeworben werden mußte. Im J. 1642 wurde er von Torfenson aussersehen, um mit den kaiserlichen Depulirten, wegen Auswechslung der Gefangenen, zu handeln. Im Kaufe der Conferenzen waren sämtliche Commissarien bei dem General Wittenberg zu einem Schmause versammelt. Beim Weggehen gerieth Douglas mit dem kaiserlichen Obristen von Spiegel in einen Wortwechsel. Spiegel brühte auf den Jänker eine Pistole ab, die denselben hart verwundete, ward aber in dem nämlichen Augenblicke von drei Rittmeistern, die der Schotte in seinem Gefolge gehabt, niedergestossen. In dem nämlichen Jahre litt Robert's Regiment, bei dem er zwar nicht persönlich zugegen, sammt den Regimentern Drow und Börner, bei Gelegenheit eines Einfalles in Mähren, bedeutende Einbuße. In dem J. 1643 wurde er zum Generalmajor ernannt. Nach der Schlacht bei Jankau, im J. 1645, nahm er das feste Haus Lipniz ein, er erhob in der Grafschaft Glat gewaltige Contributionen, und ging dann, nachdem er nochmals zu Ulrichskirchen mit einigen kaiserlichen Generalen wegen

Auswechslung der Gefangenen gehandelt, an der Spitze mehrer Regimenten nach Ungarn, sich mit dem Fürsten Rakogi zu vereinigen. Er nahm Tyrnau, wurde aber bald wieder abgerufen, um in Strangel's Armer zu dienen. Er eroberte im J. 1646 Bradel, benannte Heilbron, nahm Antheil an den kriegerischen Ereignissen in Baiern und an dem Bodersee, und erschien als schwedischer Depulirter bei den Verhandlungen in Ulm, welche des Kurfürsten von Baiern Neutralität zur Folge hatten. Obwohl er nun zum Gouverneur über sämtliche schwedische Eroberungen in Schwaben ernannt wurde, ging er doch selbst nach Stockholm, um die königliche Ratification für Waffenstillstand und Neutralitätsvertrag einzubolen, auch mündlich nähern Bericht abzustatten, und bei dieser Gelegenheit wurde er von der Königin zum Generalleutnant der Cavalerie bei ihrer Armee in Teutschland ernannt. Kaum aus Schweden entlassen, erschien er neuerdings im Felde, bei der Belagerung der Burg Gleichenstein auf dem Eichsberge empfang er eine gefährliche Schußwunde, wofür aber das Schloß durch gänzliche Zerstörung hängen mußte (1647). Noch war er thätig bei der Eroberung von Eger, bei dem Zuge nach Heßen, bei dem letzten Einfalle in Baiern, worauf er, bis zu dem Schlusse der Executionstractaten zu Nürnberg, mit einigen Regimenten Quartiere in dem schwäbischen Kreise bezog. Im J. 1650 war er schon in Schweden bei der Krönung der Königin amwesend; am 29. März 1651 wurde er in den schwedischen Freiherrnsstand erhoben und Elälv, bei Calmar gelegen, ihm als Freiherrnschaft gegeben. Im J. 1652 wurde er, an Hans Wachmeister's Stelle, zum Reichskämmerer ernannt. Als General von der Cavalerie und Reichszugemeister wurde er am 28. Mai 1654 in den Grafensstand erhoben, in eben dem Jahre als Graf unter Nr. 19 eingeführt und zugleich mit der Stadt Ekeningen in Ostgothland, sammt allem ihrem Zubehör, als einer Grafschaft, beschenkt. In dem polnischen Kriege (1655), mußte er, sammt dem Generale von der Linde, das eroberte Warschau in seines Königs Pflicht nehmen, er half bei der Einnahme von Krakau, und eroberte auf eigene Rechnung das Schloß Landekron, in den Karpathen. Er sollte hierauf zu dem Könige, der bei Wodonia stand, stoßen, es wollten ihn aber einige tausend Bauern den Weg verlegen; diese Feinde erlitten jedoch eine gänzliche Niederlage. Douglas bezieht ein unabhängiges Commando an der obern Weichsel, bis der Abfall der Quartianer ihn nöthigte, sich nach Warschau zurückzuziehen. In dem glücklichen Treffen mit Czarnieci, bei Golup (1656), führte er den linken Flügel, wogegen er von dem Verluste, den in Warschau belagerten Wittenberg zu ersetzen, abstehen mußte, obgleich er bereits in der Polen Lager eingebrungen war. Glücklicher erging es ihm vor Tysoczin; nicht nur, daß er die Stadt sammt dem festen, damals als Starofel von einem Rabinow besessenen Schlosse wegnahm, er besiegte auch den Adel der Provinzen Rafowien und Podlachien, der zu spät zum Entsatze anjos, in offener Feldschlacht und tödtete an 2000 Feinde. Nach der Schlacht bei Warschau, der er ebenfalls beizuwohnen, folgte er dem

Könige nach Preußen, um nach Karl Gustav's Abreise das Commando der in dem baltischen Meer zurückgelassenen Truppen zu übernehmen. Es gelang ihm, Lebensmittel und sonstige Kriegsbedürfnisse in das belagerte Thorn zu schaffen; an weitere Unternehmungen war aber, bei des Feindes gewaltiger Überlegenheit, nicht zu denken. Im J. 1657 kam er nach Schweden zurück, am 13. Mai n. J. empfing er seine Ernennung als Feldmarschall und Geheimrath, und alsbald begab er sich zur Armee nach Norwegen, wo er zwar an dem dänischen General Iver Krabbe einen feind nachsamen und künftigen Gegner fand, doch nahm er die zwei Schanzen auf dem Lindholm. Der Zustand von Riöland war indessen durch die Eroberungen und Verderbungen der Russen und Polen höchst traurig geworden; dahin mußte sich D. im J. 1658 mit frischen Truppen begeben, und allenthalben löschte das Glück seinen Waffen. Er nahm die Städte Wolmar, Wenden, Rönneburg und Helmet, überfiel am 30. Sept. die Stadt Mitau, nahm den Herzog von Kurland mit seiner ganzen Familie gefangen und ersüßte bei dieser Gelegenheit unermeßliche Beute. Hiermit nicht zufrieden, eroberte er ferner Kauste, Dobelen, Goldingen, Windau, Libau, überhaupt ganz Kurland, in dessen Besitz er sich (1659) durch Besiegung des Aufgebotes der Provinz noch weiter feststellte. Auch dem lithauischen General Komorowsky that er durch einen plötzlichen Überfall großen Schaden, indem er allein 700 Gefangene und 22 eroberte Standarten wegführte. Indessen wuchs der Polen Anzahl unaufhörlich, und nachdem sie ihre Vereinigung mit dem kurländischen Generalleutnant Friedrich von Banow bewerkstelligt, fühlten sie sich stark genug, die Schweden im offenen Felde aufzusuchen. Abermals ließ sich von ihnen schlagen und gefangen nehmen, die Stadt Mitau wurde am 23. Jul. 1653 mit Eiß, Goldingen mit Gewalt genommen, Libau und Grobin verließen die Schweden von selbst, das Schloß zu Mitau hielt sich noch am längsten, mußte aber nach harter Belagerung am 30. Dec. capituliren. Die ganze schwedische Armee, 12 Regimenter stark, wurde demnach über die Düna zurückgedrängt, und Douglas, seit Kurzem auch Generalgouverneur von Riöland, mußte von der Provinz zur Erhaltung dieser Truppen die schwersten Opfer verlangen. Unter andern führte er einen brüderlichen Calz- und einen Portenoll ein, und als die Kitterschaft gegen die Truppenverpflegung's Repartition, wonach von jedem Haufen drei Reichthüm. Geld, zwei Fuder Heu und zwei Eßl. Hafer geliefert werden sollten, Vorstellungen erhob, verflüchte der Generalgouverneur über das ganze Land militärische Execution. Dieses willkürliche Verfahren machte seine Untergebenen so dreist, daß Commandanten kleiner Orte Mandate in die Nachbarschaft ergehen ließen, Auflagen ausschrieben und Executionen verhängten. Die Friedensstillschließung von Elbo und Gerdes führte endlich die Möglichkeit einer Änderung in diesem gewaltsamen Zustande herbei, Douglas gab dem Herzoge von Kurland, dessen Gemahlin und Kinder, die bisher in Jangorod gefangen gehalten wurden, frei, und ging nach Schweden, sah auch Riöland nicht wieder.

Er starb zu Stockholm den 28. Mai 1662, plötzlich an einem Stichtfluße, nachdem er Tage vorher in der Hauptstadt angekommen und gesund zu Bette gegangen war. Er hatte sich zu Krüppig, im J. 1646 mit Hedwig, der Tochter des Reichsgemeintheis und Landesbauplatzmeis in Finnland, Stellan, Mörtner, auf Jellin, Glosau und Högstäter verheirathet und von ihr mehrere Kinder. Von seinen Nachkommen wurde der General Graf Gustav Douglas in der Schlacht bei Pultawa (1709), von den Russen gefangen; ebenso war ein Abkömmling von ihm der russische General ein Chef und Gouverneur von Gyllenland (seit 1738), Graf Douglas, der sich mit einer Tochter des Wolmar Anton von Schlippenbach verheirathete und nach erhaltenem Abschiede (um 1770) auf seinem Erbgut Alp, in dem Kirchspiele Mathäi, des weissensteinschen Kreises von Estland verstarb. Unabhängig von seinem Waffenerbume hatte ein dänisches Ereigniß seinen Namen sehr weit getragen (1752). Seine drei Töchter, in Verzeihung gebracht durch harte Behandlung, erschienen vor dem Gouverneur von Kopenhagen, um ihm zu melden, wie sie der Kaiserin (Elisabeth) zu was Geheimnis zu offenbaren hätten. Sie haben erst Erkle den Schutz des Herrn Gouverneurs verlangt, worauf derselbe sogleich Anstalten gemacht, sie nach Petersburg transportiren zu lassen. Bei ihrer Ankunft sind sie nach der Festung gebracht worden, wo gewöhnlich das Geseil gehalten wird. Nach dem mit ihnen vorgenommenen Verhöre, welches sehr kurz gewesen, weil sie dabei geblieben, Ihre Kaiserl. Maj. selbst zu sprechen, welches sie auch mit vieler Gnade vor sich gelassen, haben sie sich alle drei zu Dero Füßen geworfen und um Gnade und Verzeihung gebeten, daß sie ein solches Mittel ausfinden müssen, vor Ihre Kaiserl. Maj. gelassen zu werden, als wenn sie etwas Geheimnis zu sagen hätten. Es bestände aber in nichts Anderm, als daß sie von dem unerträglichen harten Verfahren ihrer Ältern möchten befreit werden, welches alle Grausamkeiten übertriffe! Wegen der Dreistigkeit, deren sie sich gleichsam aus Desperation bedient, unterdrücken sie sich aller Strafe, welche Ihre Kaiserl. Maj. ihnen auferlegen würden; und da sie die griechische Religion angenommen, würden sie es als die größte Gnade ansehen, ins Kloster zu gehen. Ihre Kaiserl. Maj. aber würden so gnädig gewesen und hätten sie alle drei zu Hofställen aufgenommen, die älteste sei 26 Jahre alt, die andere 24 und die dritte 22 Jahre.“ Des Generals ein Ehemann, Graf Robert Douglas, Driftler in russischen Diensten, was mit einer von Anorzing verheirathet, starb aber vor der Zeit, mit Hinterlassung mehrer Söhne, worunter der Assessor Friedrich Anton, Graf Douglas auf Audofen, in dem Kirchspiel Ampel, des revalischen Kreises, und der Graf Robert Archibald Douglas auf Alp, und scheint die Familie wirklich noch, nicht nur in Schweden, sondern auch in Riöland zu blühen.

Das eigentliche Stammwappen ist ein rothes, mit einer goldenen Kaiserkrone gekröntes Herz, ohne Zweifel das Herz von König Robert Bruce, im silbernen Felde, und wird dasselbe von den verschiedenen Linien in ver-

schiebenen Zusammenfassungen gebraucht. — Vergl. außer der schon genannten, im J. 1644 gedruckten, Geschichte, die den neunten Grafen von Angus zum Verfasser hat, *Home of Godscroft's history of Douglas*. (Edinburgh 1743.) 2 Bde. (v. Stramberg.)

**DOUGLAS**, 1) Hauptstadt der Insel Man zwischen England und Irland mit 2700 Einwohnern, liegt an der südöstlichen Küste, hat (nach dem Edinburgh Gazetteer, welcher hierin Hossel widerspricht) einen geräumigen und sichern Hafen und wird durch ein gutes Fort geschützt. 2) Stadt in den vereinigten Staaten von Nordamerika, Provinz Connecticut, 47 engl. Meilen südwestlich von Boston entfernt. (H.)

**DOUGLASIA Lindl.** Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Eintheilung Klasse und aus der natürlichen Familie der Primulaceen. Char. Der Kelch umflehrt kegelförmig, eilig, fünfzählig; die Corolle trichterförmig, mit bauchiger Röhre und flachem, fünftheiligem Saume; der Rachen mit einer linienförmigen Schwiele unter jeder Bucht; die Kapsel mit dem Kelche bekleidet, einsächerig, fünfklappig, fünfsamig; der Mutterkuchen frei, in der Mitte lebend, gestielt, fünf-eilig. Die einzige Art, *D. nivalis Lindley* (Quarterly Journ. 1827. p. 383) ist ein kleines, mit ästigen Haaren bedecktes Staudengewächs: mit linienförmigen, halbstengelumschließenden, ganzrandigen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, purpurrothen Blumen. David Douglas, welcher für die londoner Gartenbaugesellschaft in Nordamerika reiste und welchem die europäischen Gärten eine große Anzahl schönblühender Gewächse verdanken, fand diese niedliche Pflanze, die ihm zu Ehren ihren Namen erhielt, mitten im Schnee der Felsengebirge (Rocky-Mountains) in Nordamerika in voller Blüthe. — Eine andere Pflanzengattung, welche Smard mit *Laurus* vereinigte, nannte Schröter *Douglasia* nach dem berühmten britischen Arzt, Geburtshelfer und Anatomen Jakob Douglas (geboren in Schottland zu Ende des 17. Jahrh., gestorben zu London im J. 1742), welcher sich auch um die Botanik durch zwei vortreffliche Monographien der *Amaryllis sarniensis* Linn. (*Lilium sarniense*, o. a description of the Guernsey-lilly [Lond 1725. Fol.] mit einer Kpft.) und des Kaffeebaumes (*Arbor yemensis*, o. a description of the Coffee-tree [Lond. 1727. Fol.]) verdient gemacht hat. *Douglasia* Schreb. (Ehrharia *Scopolii*, *Colomandra Neckeri*) ist *Laurus hexandra* Sw. (s. *Ajova Aublet*). Endlich nannte auch Wadon und Souffron dieselbe Gattung *Douglasia*, welche Linné mit dem Namen *Volcaneria* bezeichnete, entweder auch nach dem erwähnten Jak. Douglas, oder vielmehr zu Ehren des Arztes Wilhelm Douglas, welcher zu Boston seine Kunst übte und eine Art Statistik der britischen Colonien in Nordamerika mit eingestreuten botanischen Bemerkungen (A summary of the present state of the british settlements in N. A. [Boston 1755. Lond. 1760.] 2 Bände) herausgab. (A. Sprengel.)

**DOUGLASINSEL**, 1) kleine Insel im chinesischen Meer. 2) kleine Insel auf der Nordwestküste von Nord-

amerika, gegen sechs Meilen vom festen Land entfernt. 3) Insel zwischen der Admiralitätsinsel und der Westküste von Amerika, gegen 20 engl. Meilen lang und in der Mitte sechs Meilen breit. Der Kanal zwischen dieser Insel und dem festen Land ist meist wegen des sich stummenden Eises unfahrbar. (H.)

**DOUJAT (Jean)** — in seinen lateinisch geschriebenen Werken nennt er sich *Doriatius* — geboren im J. 1609 zu Toulouse, stammte aus einer durch bedeutende Staatsbeamte ausgezeichneten Familie ab, deren literarischer Ruhm jedoch erst durch ihn begründet wurde. Seine Vorfahren hatten sich mehr bloß als Geschäftsmänner hervorgethan, wie J. B. Ludwig Doujat, welchen im Anfange des 16. Jahrh. erster Generaladvocat des Grand Conseil, und ein Sohn desselben, welcher Rath des Parlaments zu Toulouse war, wogegen unter Doujat als einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller glänzte, die Frankreich im 17. Jahrh. aufzuweisen hatte. Zwar widmete er sich Anfangs ebenfalls dem Geschäftleben, und zwar der Advocatur; im J. 1637 wurde er unter die Parlamentsadvocaten seiner Vaterstadt und, nachdem er sich hierauf nach Paris begeben hatte, 1639 unter die Advocaten des dortigen Parlaments aufgenommen. Er fand aber schon damals in der juristischen Paris seine volle Beschäftigung nicht, sondern wirkte gleichzeitig auch als Schriftsteller. Zugleich bezeugen die ersten literarischen Versuche, welche er wagte, wie umfassend seine Kenntnisse waren; diese Versuche betrafen ein der Jurisprudenz durchaus fremdes Feld der Wissenschaften, nämlich die Sprachkunde, und mehrwärtig genug, die neuern Sprachen. Auch lieferte er im J. 1638 zu Toulouse ein Wörterbuch der toulousischen Sprache (*dictionnaire de la langue toulousaine*), welches freilich seinen Namen nicht trägt, allein nach Vellison von ihm herrührt; bald darauf, wiederum anonym, seine *Grammaire espagnole abrégée* (Paris 1644), und zwei Jahre später (1646) seine (ebenfalls zu Paris erschienene) Schrift: „Moyen aisé d'apprendre les langues, qui par leur origine ont de la conformité avec celles, que nous savons; mis en pratique sur la langue espagnole.“ Überhaupt war er ein großer Sprachkennner; abgesehen von seiner Muttersprache und der lateinischen, welche er mit Leichtigkeit und Correctheit schrieb und sprach, war er im Besitze des Griechischen, Hebräischen, selbst des Türkischen, ebenso des Englischen, Deutschen und Slavischen, sowie des Italienischen und Spanischen. Wie aus seinen spätern, weiter unten angeführten Schriften hervorgeht, besaß er daneben auch außerordentliche Kenntnisse in den realistischen Wissenschaften, zunächst natürlich den juristischen, dann aber auch besonders den historischen Disciplinen. — Kein Wunder, daß die Académie Française einen so gelehrten Mann bald unter ihre Mitglieder aufnahm. Es geschah dies nach dem Tode des Ealtalzar Baro, an dessen Stelle er eintrat; seine feierliche Aufnahme erfolgte am 20. August 1650. Nach dem Tode seines Zeitgenossen Menage bewarb er sich im folgenden Jahr um eine Professur des Rechts zu Bourges. Seine Bemühungen blieben aber, wenn diese Rücksicht

überhaupt gegründet ist, erfolglos; es ging ihm zu Bourges ähnlich, wie seinem großen Landsmanne Gugas, von welchem erzählt wird, daß er von einem Jünglinge des Puhbus beim Disputiren zu Schanden gemacht worden sei. Daß unser Doujat die Professur zu Bourges nicht erhielt, ergibt sich daraus, daß er noch in demselben Jahre (1651) eine in dem königlichen Collegium zu Paris gegründete Professur des kanonischen Rechts bekam. Unter Beibehaltung dieser Stelle trat er nach vier Jahren (1655) auch als Doctor und Professor in die vorzige Jurisprudenz ein. — In diesen amtlichen Verhältnissen ist er fortwährend geblieben; namentlich nennt er sich auf dem Titelblatte seiner im J. 1681 zu Paris herausgekommenen Ausgabe der Uebersetzung des Theophilus von Jacobus Curtius: „Antecessorum parisiensium et regiorum professorum primicerius,“ und bei seinem am 27. Oct. 1688 erfolgten Tode war er Dean der französischen Akademie, des königlichen Collegiums und der juristischen Facultät. „Er war mit so großen Anlagen (berühmt Nicéron) von der Natur ausgestattet, wie sie nicht leicht in einer und derselben Person angetroffen werden, und bewohnte einen anhaltenden Fleiß. Zugleich zeichnete er sich durch eine seltene Bescheidenheit, sowie durch vollkommene Redlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Obwohl ihm seine Arbeiten einen ansehnlichen Gehalt verschafften, so war er doch auf Erwerbung von Grundbesitzungen oder Sammlung sonstiger Reichthümer nicht bedacht; er war zufrieden, von seinem Einkommen anständig leben zu können, und tröstete mit seinem Ueberflusse die Armen.“ — Der berühmte Peter de Marca, welcher bekanntlich im J. 1662 starb, hatte ihn zum Beisitzer der päpstlichen Rota für Frankreich bestimmt; doch kam es dazu nicht. Dagegen wurde er, auf Verrigne's Empfehlung, Sprach- und Geschichtelehrer des Dauphins, ohne daß er jedoch seinem anderweitigen Wirkungskreise dadurch entzogen wurde. Dieses neue Amt gab ihm Gelegenheit, folgende beiden Schriften abzuschaffen: „Abrégé de l'histoire Romaine et Grecque, traduit du latin de Volvius Patroculus, et tiré d'autres auteurs, pour servir de supplément, comprenant depuis Ninus premier Roi des Assyriens l'an du monde 1820 jusqu'à l'an de Rome 791, avec une chronologie“ (à Paris 1672. 12.). Zweitens gab er „ad usum Delphini“ in Paris 1679 in sechs Bänden den *Evrois*, „cum supplementis Joannis Freinsheimii“ heraus. — Durch diese Werke hat aber Doujat der Wissenschaft freilich keinen erheblichen Dienst geleistet. Ähnlich verhält es sich mit einigen Gelegenheitschriften, z. B. mit der „Oratio panegyrica de pace a Ludovico XIV. constituta“ (Paris 1660. 12.) und der „Harangue à M. le Chancelier,“ welche bei Baumontier abgedruckt ist. Auch sind seine dichterischen Versuche, die er in lateinischer und französischer Sprache meist auf einzelnen Vögen herausgegeben hat, längst vergessen; er war einmal kein Dichter, was insbesondere sein größeres, in Versen geschriebenes Werk beweist: „Eloges des personnes illustres de l'ancien Testament, pour donner quelque teinture de l'histoire sacrée, à l'usage de Monseigneur la duc de Bour-

gogne“ (à Paris 1688). Indessen hat er dieses Gedicht erst in hohem Alter, in seinem 79. Lebensjahre, abgefaßt, oder doch herausgegeben. — Unter seinen streng historischen Werken wird besonders die „Histoire de la régence de la reine mère Anne d'Autriche“ gerühmt, welche er mit großer Sorgfalt geschrieben haben soll, um sich der Ehre würdig zu machen, die ihm der König durch Beilegung des Titels seines Geschichtschreibers erwiesen hatte. Allein der Druck hatte kaum begonnen, als Doujat es für gut hielt, ihn zu unterbrechen. Außerdem, daß er im Fache der Geschichte noch manches Ansehen, jedoch nur handschriftlich, hienais; z. B. „Constitution sur la renonciation de la reine Marie Thérèse d'Autriche aux états de la couronne d'Espagne;“, „Mémoires de l'état ancien et moderne de la Lorraine.“ Man hat daher über diese historischen Werke kein Urtheil. — Wie dem aber auch sei, und obwohl diejenigen gedruckten Werke Doujat's, welche sein eigentliches Fach nicht betreffen, der Regel nach Manches zu wünschen übrig lassen, so bleibt er doch als juristischer Schriftsteller ausgezeichnet; freilich weniger im Civilrechte, desto mehr aber im Kirchenrechte. Seine „Historia juris civilis Romanorum, quae ejus tum origo et progressus, auctoritas et utilitas, tum Justinianae partes, atque ordo partium demonstrantur, ubi et Gallici juris origo perstrigitur“ (Paris 1678. 12.) ist unbedeutend. Auch empfiehlt sich seine schon oben erwähnte Ausgabe des Theophilus zuletzt nur durch ihr angenehmes Äußeres, da sie im Grunde ein bloßer Abdruck der Uebersetzung des Curtius ist. Achtungswürdig bleiben aber diese dem Civilrechte angehörnden Unternehmungen gleichwohl aus dem Grunde, weil das während des 16. Jahrh. in Frankreich so musterhaft betriebene Rechtsstudium zur Zeit des 17. Jahrh. schon so sehr gesunken war, besonders in Ansehung der Geschichte und Quellenkunde, wogegen nun aber Doujat nach Möglichkeit zu wirken suchte. Hieraus sind auch die obigen beiden Werke jundstlich gerichtet; namentlich befaßt er sich in der Dedication zum Theophilus über die „Jurisprudencia in academiam, magno publico malo, jam diu per Galliam jacens;“ von dieser Seite betrachtet sind daher beide Werke um so mehr zu achten, als sie von einem Mann ausgehen, der seine Studien jundstlich nicht dem römischen, sondern dem kanonischen Rechte zugewendet hatte. — Aus Vorstehendem erklärt es sich zugleich hinlänglich, weshalb Doujat auch in Ansehung des Kirchenrechts vorzugsweise für Geschichte und Quellenkunde thätig gewesen ist. Zwei Werke sind hierbei besonders aufzuzeichnen; seine Bearbeitung der „Collectio canonum orientalium“ des Martinus Beccanensis und seine „Praenotionum canoniarum libri quinque, quibus sacri juris principia et adnucula enucleantur.“ Über die Collectio des Martinus von Praga hat er Handschriften und Ausgaben verglichen, auch bei dem einzelnen Kanones die Kirchenverfassungen namhaft gemacht, aus denen sie entlehnt werden. Er hat jedoch diese Arbeit nicht selbst herausgegeben; sie ist in der Appendix zum ersten Bande der von Wilhelm Rosellus

und Heinrich Jusellus ebden Bibliotheca juris canonici veteris (Paris 1661) erschienen. Die Praenotationes canonicae sind dagegen zu Paris im J. 1687 herausgegeben. Sie bilden das Hauptwerk Doujat's und enthalten eine Einleitung in die äussere Geschichte des Kirchenrechts. Neben den bekannten „Praeognitiis uberioribus universae jurisprudentiae ecclesiasticae“ von Christ. Friedr. Glück (Salz 1786) sind sie für den Bearbeiter des Kirchenrechts noch jetzt ein unentbehrliches Hilfsmittel, weobald sich auch Aug. Friedr. Schott durch eine neue, zu Witau und Leipzig 1776, 1778 und 1779 in zwei Bänden, von denen der zweite in zwei Abtheilungen zerfällt, besorgte Ausgabe den Dank des Publicum verdient hat. Ausser den gedachten beiden Werken hat Doujat für die Geschichte und Quellenkunde seiner Wissenschaft noch andere geliefert: *Historia juris pontificii synopsis.* (Paris 1670. 12.) *Synopsis conciliorum et chronologia patrum, pontificum, imperatorum.* (Paris 1671. 12.) *Specimen juris canonici apud Gallos us recepti, complectens pragmatias sanctiones, concordata, indultorum genera varia, legatorum pontificum mandata, summum juris regalium, notitiam episcopatum, et abbatiorum Galliae, et alia ejusdem argumenti.* (Paris 1671. 12.) *Tom. II. Histoire du droit canonique avec l'explication des lieux, qui ont donné le nom aux conciles, et le surnom aux auteurs ecclesiastiques et une chronologie canonique.* (Paris 1675. 12.) — Das neben das er jedoch auch dem materiellen und praktischen Kirchenrecht seine Kräfte gewidmet, wiewol in untergeordneter Bedeutung. Zum Theil gerbit dahin schon erwähntes *Specimen juris canonici* apud Gallos recepti, und dann die Herausgabe der Werke anderer Kanonisten: *Joannis Dantis, Opera canonica, in tres partes divisa.* (Paris 1656. Fol.) *Francisci Florentis, Opera canonica et juridica. Accedunt Nicolai Januarii Tractatus de officio archidiaconi, et Joannis Tournet, De absolute non cautelant.* (Paris 1679. 4.) *Tom. II. Joannis Pauli Lancelotti Institutiones juris canonici; adjectae sunt Joannis Doujati novae atque uberioris notae.* (Paris 1685. 12.) *Tom. II.* Die diesem Werke beigefügten Notizen Doujat's sind literarhistorisch insofern merkwürdig, als sie mit dem von Ludwig XIV. im J. 1679 erlassenen Edict zusammenhängen, welches die Wiederherstellung des canonischen und Civilrechts auf der Universität zu Paris beordnete. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde jeder pariser Professor verpflichtet, während eines Zeitraums von drei Jahren einen Theil der Jurisprudenz vollständig zu erklären. Doujat wählte zu dem Ende das Kirchenrecht; er lieferte darüber im zweiten Jahre eigene Institutionen, im ersten und dritten hingegen die obigen Notizen zu Lancelotti, welche er dann nach einem revolvirten Hefte seiner Zuhörer veröffentlichte.

Die Vorrede über Doujat steht im *Journal des savans* unter dem 21. Febr. 1689. Vergl. außerdem *Jean Pierre Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la republique*

des lettres. *Tom. XVI. p. 401. No. 469. Louis Moreri, Le grand dictionnaire historique. Tom. III. p. 138.* 3<sup>ter</sup> ed., Allgemeines Gelehrtenlexicon unter dem Worte: Doviatiu8. (Dieck.)

**DOULONS**, kleine feste Stadt mit einer Citadelle, die Hauptstadt des nach ihr benannten Bezirks im Departement der Somme (Picardie), an der Kurdie gelegen; hat 3000 Einwohner. Hauptgewerbe sind Manufacturen in baummollenen Zeuchen und Kornhandel. Die Stadt hat drei Kirchen. (H.)

**Doum, Douma, f. Hyphaene.**

**DOUNE**, Marktflecken in Schottland, in der Grafschaft Perth, am Zusammenflusse der Teith mit dem Ardoch, hat gegen 1700 Einwohner. Im J. 1646 wurde hier eine Fabrik von Dillolen angelegt, wodurch der Ort viele Jahre lang berühmt war; jetzt beschäftigt eine Katunmanufaktur daselbst an 700 Menschen. Auf dem Vorgebirge, welches durch die Vereinigung der genannten Flüsse gebildet wird, sieht man die Überreste eines Schlosses, welches in den frühern unruhigen Zeiten häufig der Gegenstand des Kampfes war. (H.)

**DOUR**, 1) belgischer Flecken in der Provinz Hennegau, Bezirk Mons, mit 4600 Einwohnern, hat Steinkohlengruben. Dieser Ort blieb im J. 1814 bei Frankreich, ward aber nachher an die Niederlande abgetreten. 2) Flecken in England, einspringt in der Grafschaft Hereford und fällt 2½ Meile nordwestlich von Monmouth in den Monnow. (H.)

**DOURDAN**, kleine französische Stadt im Departement der Seine und Oise, Bezirk Rambouillet, liegt auf einem Hügel am Orte, hat ein Schloß, gegen 3000 Einwohner, und triibt beträchtlichen Handel mit Getreide und Bier. (H.)

**DOURGNE**, französischer Marktflecken im Departement Tarn, Bezirk Castels, hat gegen 2000 Einwohner, und ist merkwürdig wegen einer Mineralquelle mit Ebbe und Fluth. Der Ort hat Manufacturen in wollenen Zeuchen. (H.)

**Doussa, f. Donza.**

**DOUVEN**, 1) Johann Franz, geb. zu Koremont im Herzogthume Sibirien im J. 1656. Von seinem Vater, welcher ein ansehnliches Amt bekleidete, ward er ausschließlich zur Kunst bestimmt; er kam daher in den Unterricht zu Gabriel Lambertin, und da er außer diesem Unterrichte noch Gelegenheit fand, mehr gute Gemälde italienischer Meister zu kopiren, übte er sich geschickt genug, einen Hof an den Hof zu Düsseldorf anzunehmen, wo er sich abwechselnd 28 Jahre aufhielt, und viele schöne Bildnisse und mehrere Blumenstücke verfertigte. Im Geleite des Kurfürsten ging er nach Wien, hier malte er den Kaiser und die Grossen des Hofes, erstarrte ermannte ihn zu seinem Hofmalere, und viel gerbt, lebte er nach Düsseldorf zurück. Seine Ausflüge führten ihn auch nach Portugal; hier malte er den König und die Königin; auch in Danemerk führte er schöne Bildnisse aus, und im nordwärtigen Norden finden wir ihn wiederum an den Höfen zu Kopenhagen und Wodena. Unter der großen Anzahl seiner vortreflichen Bildnisse rechnet man

nur die fürstlichen Personen, diese bestanden in drei Kaisern und drei Kaiserinnen, fünf Königen und sieben Königinnen, außer einer großen Anzahl Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen. Alle seine Bildnisse sind treu nach dem Leben ausgeführt und die Malerei geschmackvoll bemalt. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

2) Franz Bartolome D., Sohn des Vortzgehenden, geb. zu Düsseldorf im J. 1688, fand an dem Kurfürsten einen hohen Gönner; dieser gab ihn in den Unterricht des von der Werf, in welcher Schule sich der junge Künstler rühmlich auszeichnete, sodas seine Gemälde bei den Kennern gute Aufnahme fanden, und theuer bezahlt wurden. Er kam in der Folge als Hofmaler in die Dienste des Kurfürsten von Köln. (*Des-camps. T. III. p. 347.*) (*A. Weise.*)

DOUVRES, französischer Marktflecken im Departement Calvados (Normandie), Distrikt Caen, mit 2240 Einwohnern, von denen viel Spikentöpferei getrieben wird. Die Kapelle Notre-Dame de la Delivrance ist das Heiligtum der Normandie, zu welchem die Landleute häufig wallfahrten. (*H.*)

DOUW (Gerard). So findet man seinen Namen geschrieben in teutschen und auch in holländischen Schriften; sonst aber auch Dau, Dow, Dou und Gerrit Douwz. Die Schreibart Douw scheint indessen, nach der Form der holländischen Sprache, die richtigere zu sein, obgleich der Name Douw im holländischen Dau ausgesprochen wird.

Gerard Douw gehört zu den berühmtesten und vorzüglichsten niederländischen Malern. Er wurde zu Leyden am 7. April 1613 geboren. Sein Vater stammte aus Friesland (der niederländischen Provinz dieses Namens), hieß Douwe Jansoon und war seines Handwerks ein Glaser. Seine Mutter hieß Maria Jané. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er eine ungemein große Neigung zu der Malerei, sodas dadurch der Vater bezwogen wurde, ihn schon im J. 1622 zu dem Kupferstecher Bartholomäus Dolendo zu schicken, um bei demselben das Zeichnen zu lernen. Achtzehn Monate nachher that sein Vater ihn in die Lehre bei dem geschickten Glasmaler Peter Kouwenhoorn, damit er nach Erlernung der Kunst desselben solche in der Werkstatt des Vaters möchte ausüben können. Er arbeitete zwei Jahre lang, oder noch etwas länger, bei diesem Künstler, und machte in dieser Zeit solche bedeutende Fortschritte, das nun der Vater ihn in seiner Werkstatt bei sich behalten konnte, und sowohl zum Glasmalern als auch zur Anfertigung der Glasfenster selbst gebraucht und davon großen Vortheil hatte. Weil er indessen bemerkte, das sein Sohn gar zu klein und unvorsichtig war, wenn er an hohen Gebäuden neue Fenster einzusetzen oder alte zu bessern hatte, und sich dabei häufig in gar zu großer Gefahr befand, so beschloß der sorgsame Vater, wenn auch wider seinen Willen und zu seinem eigenen Schaden, das der müthige, talentreiche Sohn die rechte Malerei erlernen sollte. Er wählte zu seinem Lehrmeister den damals schon berühmten Rembrand van Ryn, in dessen Schule er am 14. Februar 1628 als ein 15jähriger

Jüngling eintrat, und etwa drei Jahre darin verblieb. Er machte in seinen Lehrjahren schnelle und bedeutende Fortschritte, und es war bereits damals zu sehen, das er, zumal in kleinen und ansehnlichen Darstellungen, etwas Großes leisten würde.

D. erlernte von seinem trefflichen Lehrmeister die Grundregeln seiner Kunst in Ansehung der Farben und studirte die demselben eigene schöne Vertheilung des Lichts, und sein kräftiges, lebhaftes Colorit. Ihm verdaunte es die Harmonie seiner Farben und das Hell Dunkel, das eine besondere Eigenschaft seiner Gemälde ausmacht. Sonst aber wählte er sich bei diesen eine andere und eigene, ganz entgegengesetzte, bis dahin noch nie gesehene Manier und übertraf zugleich, da er als selbständiger Maler hervortrat, seinen großen Lehrmeister an Genauigkeit und Fleiß. — Das Ausland und insbesondere das kaiserliche Italien, die Schule mancher anderer seiner Landsleute, hat er nicht besucht.

Er malte mit Oelfarben, und verfertigte zwar mitunter auch Portraits, größtentheils und am meisten aber Gesellschaftsbilder, wozu er die Gegenstände derselben mit verschiedenem Geschmac, aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben entnahm. Seine sämtlichen Gemälde sind ausgezeichnet und classisch, durch ein lebendiges, frisches Colorit, durch eine besondere, höchst genaue und nette Ausführligkeit in den kleinsten Umständen und zartesten Nuancen, durch eine trefflich gehaltene Beleuchtung und ganz getreue Nachahmung der Natur. Er gehört zu denjenigen Malern, die mit dem feinsten Pinsel und den frischesten Farben zugleich mit der größten Wahrheit und Trübe gearbeitet haben.

Der Hauptcharakter und die eigenthümliche Manier dieses großen Künstlers und das besondere Merkmal der hohen Originalität seiner Gemälde ist ihre Kleinheit, verbunden mit der möglichsten und einer fast unüberbahren Ausführligkeit. Er besaß die ganz eigene Geschicklichkeit, in einem sehr geringen Umfang einen Reichthum von Ideen anzubringen, der sich sonst nur auf einem großen Gemälde darstellen läßt. Die meisten und schönsten seiner Stücke sind nicht über einen Fuß hoch, die größten bis über drei Fuß. Man kennt nur drei solcher, etwas größeren Arbeiten von ihm, namentlich die berühmte Wochenstube, den nicht minder berühmten Marktschreier, der sich vormalig in der düsseldorfer Galerie befand und im J. 1632 gemalt ist, mit dem Zeiden GDOV, und die wasserführende Frau, einst in der Sammlung des Königs von Savonien, jetzt in dem königlichen Museum in Paris befindlich. Kein einziger Schriftsteller meldet, das er Gemälde mit Bildern in wirklicher Lebensgröße gemalt habe; mithin läßt sich solches mit Grund nicht behaupten. Einige seiner Stücke haben sogar nur die Länge eines Fingers. Sie sind aber alle, die größeren wie die kleinsten, ebenso ausführlisch als lieblich und schön bearbeitet. Wände derselben sind so fein, das man sich, auch bei den scharfsichtigsten Augen, eines Vergrößerungsglases bedienen muß, um die darauf vorgestellten Gegenstände genau zu erkennen, sowie er selbst schon im 30. Jahre seines Alters bei seinen Arbeiten sich einer Brille



belebte. Die auf die Feinheit und Ausführlichkeit seiner Gemälde verwandte große Sorgfalt und Mühe verbieth die Arbeit munterer und kunstvoller Zug derselben. Ihre Lebhaftigkeit und Kraft ist in der Scene ebenso stark und wirksam, als in der Nähe. Das Colorit ist durch die Arbeit durchaus nicht verunstaltet oder nur gestört. Auch die kleinsten Gegenstände sind so genau dargestellt, als wären sie in Lebensgröße gemalt, kein Pünktchen ist unbeachtet gelassen und selbst die feinsten Zäsuren, die fast unsichtbaren Details in der Natur, sind nicht vergessen. Alles ist nach der Wirklichkeit und dem Leben gemalt. Wie jart auch die Figuren sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Richtigkeit, und wie klein auch die ganze Vorstellung ist, so ist doch der Austrag der Farben und die Ausführung derselben durchaus zutreffend. Kein Maler hat seinen Bildern mehr Wahrheit zu geben gewußt, als D. Er zog bei allen seinen Arbeiten die Natur mit der größten Sorgfalt zu Rathe, und die Nachahmung derselben gelang ihm auf die vorzüglichste Weise. Mit der Liebe zur Kunst und einem demüthenswürdigem Fleiße verband er ein ausgezeichnetes Genie und einen ihm freilich eigenen Geschmack, und er ist unter den Malern einer von den Wenigen, bei welchen die höchsten Anlagen und eine zarte und fleißige Ausführung immer in schönster Uebereinstimmung standen. Er wußte allen seinen Figuren, auch den kleinsten, ungeachtet der sorgfältigsten Verschmelzung der Farben, die höchste Natur und den ansprechendsten Ausdruck zu geben. Eins nur mußte seinen Gemälden, bei einer so großen und bis auf das Kleinste sich erstreckenden, mühsamen Genauigkeit einigermaßen mangeln, die Wärme nämlich und der Geist, der durch eine gar zu lange und genaue Bearbeitung eines Stücks leicht verloren geht. Sodann dürfte auch mancher seiner Darstellungen eine vollkommene Zeichnung zu wünschen sein. Darin wurde er von seinem Schüler Mieris merklich übertroffen. Auch darf man in seinen Gemälden keine erhabenen Gedanken und ein immer richtiges ästhetisches Gefühl, keine idealisch-schöne Figuren, keine griechische Helden und reizende weibliche Gestalten suchen; auch hat er manchmal in der Wahl seiner Gegenstände gegen den guten Geschmack gefündigt; immer aber findet man bei ihm einsache Wahrheit, eine treffende Nachahmung der Natur, wenn auch mitlunter der gemeinen und niedrigen, und eine überaus schöne Manier. Dadurch waren und sind seine Gemälde noch immer herrliche Meisterwerke der Kunst, charakterisirt durch Wahrheit, Ideenreichtum und eine ungleiche, einzige Vollendung. Durch die letztere Eigenschaft derselben war D.'s Name zu seiner Zeit fast zum Sprüchwort geworden. Um die Vollkommenheit eines Werkes anzudeuten, pflegte man nur zu sagen: es ist ein Gerard Douw. Noch haben seine Gemälde auch die besondere Eigentümlichkeit, daß er fast nie nackte Figuren gemalt hat. Nur drei Stücke mit kleinen nackten Bildern findet man von ihm, von welchen eins eine männliche und zwei jedes eine weibliche Akademie vorstellen. Sie befinden sich in einem Privatabcineit zu Paris und sind mit großer Kunst gearbeitet, zum Beweise, daß D. auch im Nack-

ten glücklich gewesen wäre, wenn er sich mehr damit befaßt hätte.

Um die Umrisse der Gegenstände richtig zu treffen und ihre Verhältnisse mit möglichster Genauigkeit darzustellen, bediente er sich bei der Ueßung seiner Kunst eines viereckigen Rahmens, der durch Seidenfäden in eine gewisse Zahl von Vierecken abgetheilt war. Durch diese betrachtete er den Gegenstand, den er darstellen wollte, und zeichnete sodann die einzelnen Partien des Gegenstandes in ebenso viele gegogene kleine Vierecke auf die Leinwand. Er beschränkte sonst durch das Augenmaß betrogen zu werden, und in der Zeichnung, worin er nicht ganz fest war, die Richtigkeit der Figuren zu verlieren. Vielleicht aber sind eben dadurch manchmal Unrichtigkeiten und gewogene Zeichnungen in seine Bilder gekommen. Aus gleichem Grunde bediente er sich auch zur Darstellung größerer Gegenstände eines Hohlspiegels, worin bekanntlich die Gegenstände außerordentlich klein und zugleich in einem harmonischen Verhältnis erscheinen. Man glaubt, daß D. der Erste gewesen sei, der sich bei der Malerei dieses Mittels bedient habe, und hält ihn deswegen für den Erfinder der sinnigen Methode, große Gemälde ins Kleine zu reduciren.

D. verwandte auch sonst auf die Werkzeuge und Hilfsmittel seiner Kunst eine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Um seiner Farben desto sicherer zu sein und ihnen desto mehr Glanz zu verschaffen, rieb er sie auf einem reinen Krystall, eingetaucht in einen viereckigen hölzernen Kasten und befestigt in Cement; auch verfertigte er selbst seine Pinsel. Sein Malerszimmer war groß und hohen Lichts. Es hatte seine Lage nach Norden, unmittelbar an einem Kanal, mit südem Wasser, damit von Außen durchaus kein Staub hindringen möchte. Diesen hielt er überhaupt für ein großes Hinderniß bei seiner Kunst und suchte seine Arbeiten mit aller Vorsicht davor zu bewahren. Wenn er sein Atelier verließ, so verschloß er seine Paletten, Pinsel und Farben in ein besonderes dazu gemachtes Kistchen. Und wenn er in die Werkstätte eingetreten war, so sah er auf seiner Stiele erst eine Zeit lang still, bis jedes unsichtbare Staubchen sich möchte gesetzt haben. Dann nahm er seine Farben und Malerwerkzeuge bedäufsam zur Hand und begann seine Arbeit fast ohne Athem zu holen. Niemand durfte sein Arbeitszimmer betreten, der nicht vorher seine Schuhe ausgezogen und eigens dazu bestimmte Pantoffeln angelegt hatte. Wenn er sah, daß das Wetter schön war, so ließ er seine Arbeit liegen und verfügte sich ins Freie, um sich nach seiner großen Anstrengung und Mühe zu zerstreuen.

Bei der ersäunlichen Genauigkeit, womit D. seine Gemälde bearbeitete, und bei der fast ungleichen Vollendung, die er ihnen zu geben suchte, gehörte zu ihrer Anfertigung eine längere Zeit und eine ungeheure Geduld, vergleichen nur die Ruhe und Festigkeit eines Hölzners fähig ist. Er malte zuweilen auch Portraits, ebenfalls im Kleinen, von welchen vorzüglich sein eigenes wohl geriet. Doch sind seine Bildnisse im Ganzen nicht so gut, als seine Gemälde mit selbsterdachten Figuren und

unbelebten Gegenständen. Zu seinen besten Portraits gehörte eine Abbildung der Familie des damaligen schwedischen Residenten im Haag, von Spiring. Es stellte vor den Herrn von Spiring, in seinem Kunstcabinet an einem Tische sitzend, neben ihm seine Gemahlin und die älteste Tochter, die der Mutter ein Buch überreicht. Das Gemälde war sehr schön gelassen, aber er hatte wegen der Kleinheit desselben zu lange daran arbeiten müssen, so daß dem Residenten und seiner Gemahlin die Lust darüber vergangen war. Die letztere hatte ihm fünf Tage gefessen, um eine ihrer Hände zu malen. Wegen seiner sehr Langsamkeit hatte man wenig Lust, sich von ihm portraituren zu lassen. Er brauchte soviel Zeit, daß die Menschen beim Eichen verdriesslich wurden, wovon fremdartige, unfreundliche und verzogene Mienen an ihren Bildnissen das Ergebnis waren. Auch wurde es für ihn selbst beschwerlich, seinen Fleiß zugleich auf die Ähnlichkeit und eine so sehr große und genaue Ausführlichkeit zu verwenden. Und so gab er das Bittnis-malen fast gänzlich auf und wählte sich für seine Kunst nur willkürliche Gegenstände, die er nach Farbe und Geschmack ausdachte. An der Ausführung dieser seiner eigenen Schöpfungen übte er denn seinen Fleiß und seine Geduld bis zur höchsten Stufe, wenn freilich sein Geschmack manchmal auf niedrige und gemeine Gegenstände versiel. Nach seinem eigenen Geständnisse brachte er einst über einem Besenstiele von der Größe eines Nagels am Finger, der auf einem seiner Gemälde vorlam, mehr als drei Tage zu. Wenn er wegen seiner Langsamkeit getadelt wurde, so erklärte er, daß er für die Unsterblichkeit arbeite; *aeternitati neribimus*, war sein Gedanke. Dennoch hat er eine große Anzahl von Gemälden fertigigt und hinterlassen, und wenn man die Menge derselben in Anschlag bringt, so sollte man fast denken, daß er schnell und mit großer Leichtigkeit gearbeitet haben müsse, daß es ihm an Zeit nicht gefehlt und er auch sonst nicht nöthig gehabt hätte, auf einen einzigen Besenstiel drei ganze Tage zu verwenden. Auch behauptet der Maler Karl de Moor, der Anfangs sein Schüler war, daß er nicht so langsam, sondern ziemlich hurtig und rasch gearbeitet habe. Wenn er aber auch bei seinen Arbeiten nicht schnell fortschritt, so muß doch sein Fleiß desto größer und seine Thätigkeit desto rastloser und beharrlicher gewesen sein, weil er so viele treffliche Gemälde zu liefern vermocht hat. Auch hat er sich länger, denn 40 Jahre lang mit seiner Kunst ununterbrochen beschäftigt und dabei stets anständig und regelmäßig gelebt. Er hat dadurch nicht nur sehr viele von seinen Kunstgenossen rühmlich übertraffen, sondern auch seine Leistungen konnten deswegen um so viel zahlreicher sein.

Bei diesem anhaltenden und großen Fleiße, womit er seine Gemälde verfertigte, ließ er sich solcher, ungeachtet ihrer Kleinheit, sehr ihrer begablen. Er nahm für das Stück 600, 800 bis 1000 Gulden, je nachdem er viel oder wenige Zeit darauf verwendet hatte. Um einen festen Maßstab zu haben, nach welchem er den Preis seiner Gemälde bestimmen konnte, rechnete er für jede Stunde, die er daran gearbeitet hatte, ein Pfund Sil-

ber, d. i. 24 Thlr. Zugleich erhielt er von dem königlichen Residenten im Haag, Herrn von Spiring, der einer der wärmsten Liebhaber seiner Arbeiten war, einen Jahresgehalt von 1000 Gulden, mit der Bedingung, daß er von allen Arbeiten, die D. vollendet hätte, und zwar für den Preis, den dieser selbst dafür fordern würde, gegen gleich baare Bezahlung, das Vorkaufsrecht haben möchte.

Man hat verschiedentlich behaupten wollen, daß D. außer den oben angeführten, etwas größern Gemälden, auch noch andere von einer mehr bedeutenden und ungewöhnlicher Größe verfertigt habe, zu welchen ein in der Sammlung des verstorbenen Grafen von Brabes befindlicher Tobias, der von seiner Blindheit geheilt ist, und die Enttölpung des brä. Johannes in der Kirche Santa Maria della Scala in Rom gehören sollen. Es ist aber durchaus kein sicherer Beweis vorhanden, daß das erstere Gemälde, obgleich es den besten Arbeiten der holländischen Schule gleichgestellt werden mag, wirklich von D. herrühre, und was das zweite betrifft, so ist jetzt bewiesen, daß es von Gerhard Honthorst gemalt ist. So viel indessen will man wissen, daß D. zuweilen seine Figuren mal auch zuerst im Großen gemalt und seinen Schülern das Nämliche empfohlen habe, weil er der Meinung war, daß man die Figuren groß und gekleidet vor sich haben müsse, um so schnell im Kleinen besser nachahmen und die Natur desto sicherer treffen zu können.

Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehören unter andern folgende: Ein Klausener, in ganzer Gestalt, der betend auf den Knien liegt und dessen Gesicht eine tiefe, ausrichtige Krümmigkeit auspricht; ein alter Mann, der eine Feder schneidet; eine alte Frau, die mit ihrer Kage spielt; eine Abendscene, mit einem Schulmeister und einigen Schülern, auf welchem Gemälde fünf brennende Lichter angebracht und ganz verschiedentlich aufgestellt sind, ohne dem Effect des Ganzen hinderlich zu sein. Man hält dieses Stück, nachdem ein anderes, die schon oben erwähnte, berühmte Wochenstube, durch Schicksal aus der Welt gerathen ist, für das vorzüglichste unter den von D. in Holland noch vorhandenen Gemälden. Es befand sich, nebst fünf andern sehr schönen kleinen Stücken von ihm auf dem königlichen Museum im Palais zu Amsterdam, für welches es im J. 1809 unter dem Könige Ludwig Napoleon für 17,000 Gulden angekauft wurde und wo es damals, wie dem Schreiber dieses aus eigener Anschauung bekannt geworden, zu sehen war, und wahrscheinlich auch noch jetzt vorhanden ist.

Die oben erwähnte sogenannte Bodenküche, die vorher unter D's Gemälden in den Niederlanden den ersten Rang hatte, stellte eigentlich zwei Zimmer dar. Das erste oder vordere mit schön gemalten Tapeten verziert, zeigte eine Frau mit einem Kind an der Brust, daneben eine Wiege und andere geflochtene Körbe, einen Tisch mit einer schönen Decke darüber und auf demselben ein vergoldetes Waschbecken. Auf dem Boden hing eine superne Leuchtertrone; auch waren sonst noch andere Stillleben angebracht. Das zweite Zimmer stellte eine Barbierskub-

vor; in derselben einen Bauer, dem das Häpchen gehoben wird, neben diesem ein altes Mütterchen, bitterlich weinend, mit noch andern Bildchen. Zwei offenstehende Thüren zeigten an der einen Seite ein Studierzimmer und in demselben einen alten Mann, Federn schneidend. An der andern Seite sah man eine Schreib- und Rechenstube, mit Kindern an verschiedenen Tischen, sehr künstlich erleuchtet durch mehrere brennende Lichter und eine Laterne. — Dieses Gemälde war im Ganzen und im Einzelnen so natürlich und künstlich, so kräftig und ausserordentlich gezeichnet, daß es schien, als könnte es der Pinsel nicht höher bringen.

Schreiber dieses hat einen, im J. 1752 im Haag herausgekommenen großen Katalog von Gemälden vor sich, die in Holland seit dem J. 1684 bis zur Mitte des 18. Jahrh. auf Auktionen versteigert wurden, oder in Cabinetten vorhanden waren, unter welchen auch mehr Stücke von D. vorkommen, die damals in ihrem Vaterlande für 1000 bis 2000 Gulden und noch höher verkauft worden sind. Unter andern aber wird darin von jener Wochenstube angeführt, daß sie im J. 1701, auf einer Auction in Amsterdam, 4025 Gulden kostete; nachher aber aus der Gemäldersammlung des Jakob van Hoof bei der Versteigerung derselben im J. 1719, ebenfalls zu Amsterdam, die Summe von 6000 Gulden aufbrachte. Zuletzt befand sich dieses schätzbare Gemälde in dem berühmten Cabinet eines Herrn Beaumont zu Amsterdam, das im J. 1771 öffentlich verkauft wurde. Bei diesem Verkauf wurde es für die Kaiserin von Rußland für 14,100 Gulden erstanden. Die Holländer, die dieses Gemälde als eine Zierde ihres Landes und dessen Hauptkabinat betrachteten, hätten es gern in ihrer Mitte behalten und haben es, nebst andern vorzüglichsten Stücken, mit Innigem Bedauern nach Rußland einschiffen; leider aber verunglückte das Schiff, welches diesen Kunstschatz trug, auf der Fahrt dahin, und die herrliche Wochenstube ging für immer verloren.

Vielleicht nicht minder schätzbar ist die schon oben erwähnte Wasserflutige, die sich im Museum zu Paris befindet. — In der Mitte eines Zimmers sitzt auf einem großen Lehnstuhle die Kranke, die übrigens gar keinen widerlichen Anblick gewährt. Zu ihren Füßen kniet in schönem Zugendbild ihre Tochter, die im Beiziff ist, der guten, liebenden Mutter die Hand zu küssen. Hinter derselben steht ihre treue Magd, die ihr Arznei reicht. In der Nähe der Gruppe zeigt sich ein junger Charlatan und besetzt den Urin in einem Glase. Diese hässliche Scene hat große Schönheiten und etwas Rührendes für die Mahauer, da die Gruppe der drei Frauenzimmer nicht vollkommener sein kann, als sie ist. Vielleicht würde das Bild noch treffender sein und nichts zu kritisiren übrig lassen, wenn D. statt des Charlatans an die Seite der Kranken einen nachdenkenden Arzt gestellt hätte. Ubrigens soll für dieses Stück der sehr hohe Preis von 30,000 Gulden bezahlt worden sein. Ausser demselben ist in dem königlichen Museum zu Paris noch ein schätzbares Gemälde von D., das seine Mutter vorstellt, die aus einem Buche vorliest, und noch eine alte Frau, die darauf anständig blickt. — Ein anderes herrliches Gemälde unseres

Künstlers besaß der König Karl II. in England, vorstellend eine Frau, die auf ihrem Schoo ein Kind hält, mit dem ein daneben stehendes kleines Mädchen spielt. Die holländischen Generalsstaaten, oder nach Andern die Vorsteher der ostindischen Compagnie, kauften es für 4000 Gulden und schenkten es dem Könige, als er zur Beilegung des britischen Throns (1660) durch Holland reiste. Nachher brachte der König Wilhelm, der Kranke, es von England wieder nach Holland und gab demselben einen Platz auf Leo, wo es aber nicht mehr vorhanden ist. — Noch verschiedene andere schöne Stücke von D. befinden sich ebenfalls in Paris, auch auf dem königlichen Museum, sowie zu Dresden, München, Berlin und an andern Orten. Unter den Stücken zu Dresden ist D.'s eigenes, besonders glücklich gearbeitetes Bildniß. Zu München befindet sich der oben angeführte Karttschreier oder Charlatan, der früher zu Düsseldorf war, ein Gemälde von wundervoller Schönheit. Es ist drei Fuß fünf Zoll hoch und zwei Fuß sieben Zoll breit, auf Holz gemalt. Um den Karttschreier sind mehr Personen angebracht, unter welchen auch D. selbst, aus dem Fenster liegend, und nach dem Leben gemalt. Dieses Stück wurde durch den Kurfürsten von der Pfalz für die vormalige Düsseldorfer Galerie für 18,000 Gulden angekauft.

Von D.'s Gemälden sind mehr durch englische, französische, niederländische und russische Künstler in Kupfer nachgedruckt, oder auch in Schwarzkunst geschnitten, von welchen letztern Count Wallonsins von Smith und die Sourriers von Berlin und von den Kupferstechern die Davidseuse (D.'s Mutter) von Wille, nebst D.'s eigenem Bildniß von Jugouf mit zu den schönsten gehören.

D.'s Schüler, die sich ebenfalls als niederländische Maler berühmte gemacht haben, sind gewesen: Gottfried Schalken (fl. 1706), Franz von Mieris (fl. 1681), Johann Peter von Singeland (fl. 1681), Hermann Schwanseit, Peter Vermaas, Kacpar Meijer (fl. 1684), Karl van Moor (i. 1700), Matthias Reou (i. 1684) 1719) und Andere.

D. starb zu Leyden, wo sein eigentlicher Wohnsitz gewesen war, im J. 1680, im 67. Jahre seines Alters. Sein Bildniß hat außer ihm selbst auch Gottfried Schalken gemalt, und in Kupfer gestochen haben Houtbraken, Weyerman und d'Argensville es in ihren Malerbiographien aufrehalten. Er stand während seines Lebens, als ein vorzüglicher Künstler, in großem Ansehen, und hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen. Er erhielt für seine Arbeiten besonders hohe Preise, und so war es natürlich, daß er dadurch bei seinem beschränkten Fleiß in eine sehr glückliche Lage kommen mußte. Seine Gemälde gebrähen auch noch immer zu den theuersten der niederländischen Schule. Der gewöhnliche Preis der vorzüglichsten derselben ist 5000 bis 10,000 Gulden, oder auch noch mehr, wie oben bei einzelnen Stücken angeführt worden ist. Noch auf der ansehnlichen Gemäldesammlung von Peter de Smelt in Amsterdam, im J. 1810, waren die Douw'schen Stücke die theuersten der ganzen Sammlung).

(Dr. J. C. H. Gittermann.)

\*) Quellen: Boag, van Sandrart, Zwitsch Akademie

DOUZA, oder van der Does (Janus, Johann), Herr von Noordwyck, als Staatsmann, Geschichtschreiber, Dichter und Philolog ausgezeichnet, wurde in jenem Dorf in der Provinz Holland den 6. Dec. 1545 geboren. In einem Alter von fünf Jahren verlor er seine Eltern, hatte aber das Glück, einen zweiten Vater erst in seinem mütterlichen Großvater, Franz von Nijenrode, nach dessen Tode (1560) in seinem Oheim, Werner van der Does, zu finden; der Letztere, welcher keine Kinder hatte, setzte ihn zu seinem Erben ein. Von seinem zehnten Jahr an empfangt er den Unterricht in Piere in Brabant unter Joh. Haber, wurde aber im J. 1560 von seinem Oheim nach Holland zurückgerufen und der Leitung des Heinrich Junius übergeben, dessen Schule zu Delft damals in großem Rufe stand. Unter diesem Lehrer machte D. schnelle Fortschritte; von ihm bekam er auch den Geschmack und die Neigung zur Dichtkunst, welche ihn das ganze Leben hindurch begleitete. Schon im J. 1561 ging er nach Löwen, zwei Jahre später nach Douai, um die Rechte zu studiren, und im J. 1564 reiste er mit seinem ärmern, aber gleichgesinnten Freunde, Luc Frustiers (Laenas Fraterius), nach Paris, wo er sich unter Peter Dorat im Griechischen vervollkommnete und die Bekanntschaft vieler ausgezeichneten Männer, des Königs L'Hospital, Turnebus, Vassierat, Florim, Gherstien, Konrad, Bais, Rabinus u. A. machte. Nach seiner Rückkehr verheiratete er sich im 19. Jahre mit Elisabeth van Bynlen, welche ihm zwölf Kinder gebar. Dagegen schon in diesem Jahre sein Name mit auf der Liste der gegen Philipp verbundenen Verräther sich befindet, so scheint er doch erst im J. 1572 an Staatsgeschäften wirthschaftlichen Theil genommen zu haben; er ging nämlich an der Spitze einer Gesandtschaft nach England, um die Königin Elisabeth zu Gunsten der Holländer zu gewinnen. Einen glänzenden Beweis seiner Vaterlandsliebe gab er im J. 1574; der Oberbefehl über die von den Spaniern belagerten Stadt Leyden wurde ihm anver-

traut, und er zeigte hier bei allen Schwere der Hungenoth und der Noth und gegen den innern Zwiespalt in der Stadt, sowie gegen Kist und Beschöpfung von Augen, Einsicht, Festigkeit und immer gleichen Muth. Dem listigen Versprechen des feindseligen Generals antwortete er mit dem Verse Cato's:

*Fistula dulcis canit, valentius dum decipit aeneas.*

Die abgerichteten Tauben, welche den Briefwechsel mit seinen Freunden besorgten, hat er in seinen Versen ewig. Als die Noth aus Höhle gestiegen war, hoben die Belagerten, wider alle Erwartung, die Belagerung auf (3. Oct.), was nicht wenig dazu beitrug, den Muth der Holländer zu erhöhen. Um die Stadt für die erduldeten Drangsale zu entschädigen, stiftete Wilhelm I. die Universität zu Leyden, welche bald eine der berühmtesten Europas wurde. D. wurde der erste Curator, und er besetzte dieses Amt 29 Jahre; seine Verbindungen mit fremden Gelehrten gelang es, von allen Seiten ausgezeichnete Lehrer herbeizulieben. Nach der Ermordung Wilhelm's I. (10. Jul. 1584) ging D. heimlich nach England, um bei der Königin eine kräftige Unterstützung zu suchen; im folgenden Jahre wurde er in derselben Absicht als Gesandter dahin geschickt. In ebendem Jahre (1585) wurde er zum Oberaufseher aller holländischen Archive ernannt, welches Amt es ihm möglich machte, alle Urkunden und Quellen kennen zu lernen, aus denen er seine holländischen Annalen schöpfen wollte. Diese verfaßte er in lateinischer Sprache in Versen und in Prosa; die Annalen in elegischen Versen erschienen in zehn Büchern im J. 1599, sie gehen von 898—1218 und sind eigentlich nur die Fortsetzung des Werkes seines ältesten Sohnes Janus (s. unten); das prosaische Werk, gleichfalls in zehn Büchern, erschien im J. 1601 und geht von den ältesten Zeiten bis 1122; auch an diesem hat sein Sohn großen Antheil. Beide Werke vergrößerten seinen literarischen Ruf sehr, und die Städte von Holland verehrten ihm, als Zeichen ihrer Zuneigung, eine goldene Kette. Während Robert Dudley, Graf von Leicester, die Angelegenheiten Hollands leitete, betrug sich D., trotz seiner Vorliebe für England, seiner Würde gemäß. Als er im J. 1591 zum Mitgliede der Generalsstaaten ernannt worden, verlegte er seinen Wohnsitz nach Haag, und er scheint zugleich die Leitung der (gleichfalls von Wilhelm I. gegründeten) Universitätsbibliothek seinem ältesten Sohne anvertraut zu haben. Der frühzeitige Tod dieses geliebten Sohnes, sowie der drei Jahre darauf erfolgte Tod seines andern Sohnes, Georg, schmerzte ihn außerordentlich; dazu kam noch der Kummer, welchen ihm die Auflösung seines achten Sohnes, Jakob, verursachte. Auf einer Besuchsfreise zu seiner in Friesland verheirateten Tochter wurde D. krank, man brachte ihn nach Noordwyck, wo er am 8. Oct. 1604, im 59. Jahre seines Alters, starb; er wurde im Haag beigesetzt. Bevor diese Stadt, nach Leyden, welches ihm soviel verdankte, haben ihm ein Denkmal errichtet, aber Daniel Heinsius und Pet. Bertius bieten ihm Leichenreden, und eine Medaille wurde ihm zu Ehren geschlagen. In neuerer Zeit hat der Prof. Siegenbeek eine *Laudatio Jani*

(Nürnberg 1675). S. 320, 321. *Houbraken*, De groote Schouburg der nederlandsche Konstschilders etc. II. Deel (Amst. 1719), p. 1 etc. *Durol Dum's* Bildniß in Kupfer. *Hoogstraten*, *Groot algemeen Woordenboek* IV. Deel (Amst. 1727), p. 90. *Lausius*, *Algemeen Woordenboek* IV. Deel (*s'Gravenhage* 1727), p. 201. *Weyerman*, *Levensbeschryvingen der Nederlandsche Konst-Schildery*. II. Deel (*s'Gravenhage* 1728), wobei auch *Dum's* Bildniß. *G. Hoet*, *Catalogus of Naamlyst van Schilderen, met dertzever Pryzen etc.* (*s'Gravenhage* 1752). I. Deel, vergrößert p. 62 und 220, wie auch p. 80, 152, 202, 203, 267, 388. II. Deel, p. 16, 291. *b'Argensville*, *Leben der berühmtesten Maler*; deutsche Uebersetzung. 3. Thl. (Leipz. 1768). S. 185 fg. Bei dem französischen Original befindet sich *Dum's* Bildniß. *Levensbeschryving van eenige voornamste Mosen en Vrouwen*. II. Deel (Amst. 1775), p. 255 etc. *Rafail's* *algemeene Kunstkunst*. I. Thl. 2. Aufl. von 1810. S. 208. 2. Thl. Zug. von 1806. S. 297. *Ricciotto*, *Geschiede der geschiedenen Kunst*. 3. Bd. (Ponoe, 1818). S. 151 fg. *Nieuwenhuis*, *Algemeen Woordenboek* (Zutph. 1821). II. Deel, p. 306. *Catalogus der Schilderen enz. op's Ryks Museum te Amsterdam*. p. 19. *Wohn*, *Niederländische Tafelbuch*, 1759. S. 84; wobei eine detaillirte Beschreibung des *Wortzeichers* und eine Copie desselben in Kupfer gestochen.

Doussa 1816 bei einer akademischen Feierlichkeit gehalten und 1812 mit Anmerkungen drucken lassen.

D. war ein eifriger Protestant, er vereinigte Stetigkeit mit Einfachheit und Menschensfreundlichkeit, seine Führung der Staatsgeschäfte war, wie sein Charakter, ohne Adel; man nannte ihn den holländischen Varro und das Orakel der Universität Leyden; auch die Dichtkunst in seiner Muttersprache vernachlässigte er nicht, und sein Wahlspruch war: Dulces ante omnia Musae.

Seine Werke sind: 1) *Bataviae Hollandicae Annales*. (L. B. 1601. 4.) 2) *Epistolae apologeticae duna* (L. B. 1592) und einige andere zerstreute Briefe. 3) *In novam Q. Horatii Flacci editionem commentarius*. (Antw. 1580. 16.) Dazu ein Appendix vom J. 1582, zusammen 1597 (auch in der Ausg. v. Horat. v. Grugius). 4) *Prædicationes pro Q. Val. Catullo*. (Antw. 1581. 16.) 5) *Prædicationes pro A. Albio Tibullo*. (Antw. 1582. 16.) 6) *Pro satyrico Petronii Arbitri prædicatione*. L. III. (L. B. 1582. 12.) 7) *Centurionatus s. Plantinor. explicationum* L. IV. (L. B. 1587. 16.) Außerdem sind Erklärungen und Anmerkungen von ihm in *Boschora*, *Poetae satyrici minores* (L. B. 1632), in der Ausg. des Catull, Tibull, und Propert. f. *Sotinus Janus u. A.* 8) *Annales rerum a primis Hollandiae comitibus per 846 annos gestarum in unum metricæ historice corpus libris X. redacti* etc. (Illogas Com. 1599. 4.) 9) Seine lateinischen Gedichte sind in verschiedenen Ausgaben erschienen: Erste Ausg. Antw. 1569. 12. Zweite, vermehrte L. B. 1575 oder 1576. *Epodon ex puris iambis*. L. II. (L. B. 1584.) *Odorum Britannicarum liber* (L. B. 1586). *Echo s. lusus imaginis iocosa* etc. (L. B. 1603. 4.) *Manes Doussiani*. L. II. (Trauergedichte über den Tod seines Sohnes.) *Jani Douzae poemata pleræque selecta* (L. B. 1609) von Scriverius sind ohne gute Wahl. Endlich war er Mitverleger der alten gereimten holländischen Chronik von Melis (Emil) Stoeck (Amsterd. 1591. ff. Fol.), der von Mart. Smetius in Italien gesammelten Inschriften (von Lipsius herausgeg. (L. B. 1584. III. Fol.)), von *Luciae Fruterii Brugensis Libror., qui recuperari poterant reliquias* etc. (Antw. 1584. L. B. 1585. 12.), wodurch er sich Oberius Gifanias zum unverdächtigen Feinde machte; und des *Adriani Junii Batavia* (Antw. 1588. 4.)

Von seinen Söhnen sind anzuführen:

1) Johann D., der älteste Sohn, war am 16. Jan. 1571 (nach Nicotus-Baumgarten: 16. Febr. 1572) geboren. Schon im zwölften Jahre seines Alters genoß er in Leyden den Unterricht des Justus Lipsius, Ruicanius u. a. Gelehrten, und machte so frühzeitig lateinische Gedichte, daß einige derselben als Anfang zu den *Odas Britannicae* seines Vaters (1586) gedruckt werden konnten. Er erwarb sich aber auch gründliche Kenntnisse in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, im eömischen Rechte, den Alterthümern, in Mathematik und Astronomie. Louise von Gossign, die Witwe Wilhelm's I., empfahl ihn zum Studiengenossen ihres Sohnes, Friedrich

Heinrich, bei welchem er zwei Jahre blieb; im J. 1591 wurde er durch Vermittelung seines Vaters Bibliothekar an der Universität zu Leyden, welche Stelle er aber im J. 1594, zu Gunsten des Peter Vettius, niederlegte. In demselben Jahre reiste er mit seinen Brüdern Georg und Stephan nach Deutschland, aus welcher Reise ihn Janus Gruter begleitet zu haben scheint. Im Begriffe nach Holland zurückzukehren (1596), traf er in Frankfurt Philipp von Pflessis-Mornay, den Sohn, welcher ihn mit nach Polen nahm; in Krakau trennten sie sich. D. schiffte sich in Danzig ein, kam nach Holland zurück mit einer Engbrüstigkeit, welche in Auszehrung überging und ihn den 21. Dec. d. J. (nach A. 1597) im noch nicht vollendeten 26. Jahre wegrastete. Seiner widmete ihm ein *Epicodium*, doch darf man das, was derselbe (*Scaligerana* p. 66) von dem Vater und den Söhnen sagt, nicht eben als Lobprüche betrachten.

Seine Schriften sind: 1) *Iherum coelestium liber primus et alia poemata* (Lugd. Bat. 1594). Reider sind die folgenden vier Gesänge dieses astronomischen Lehrgedichts nicht erschienen. 2) *Catulli, Tibulli et Propertii poemata cum J. Douzae filii Conjecturis et Notis* etc. (L. B. 1592. 16.) 3) *Spicilegium in Petronii Arbitri Satyricon*. (L. B. 1594. 12.) 4) *Animadversiones in Plauti Comedias*. (1596. 12.) 5) *Annales Hollandiae* etc. (f. das Leben seines Vaters). 6) *Poemata* (L. B. 1607). Die beste Ausgabe seiner lateinischen Gedichte ist von Wilh. Rahus, (Kottred. 1704. 12.) Es sind darunter einige aus seinem 13. Jahre, auch einige in holländischer und griechischer Sprache.

2) Georg D., etwa um J. 1574 geboren, legte sich gleichfalls früh auf die lateinische und griechische Sprache und machte Verse in beiden. Seine Reiselust bewog ihn, schon im J. 1592 nach Polen zu gehen, wo er zwei Jahre blieb, um die Sprache gründlich zu erlernen. Kaum in seine Heimath zurückgekehrt (1594), ging er mit seinen Brüdern Janus und Stephanus nach Deutschland und hielt sich beinahe ein halbes Jahr in Heidelberg auf, um sich durch den Umgang mit den dasigen Gelehrten zu bilden und die wichtigen Handschriften, welche bekanntlich später nach Rom gedruckt wurden, zu untersuchen. Marquard Freher, der seinen Wunsch, Constantinopel zu sehen, kannte, gab ihm das Werk des Codinus, welches er ins Lateinische übersezte (*Georgii Codini selecta de originibus Constantinopolitanae, graeco et latine per G. Douzam* (Hoidelb. 1596); ein zweites Werk desselben Schriftstellers über die Denkmäler, Bildsäulen und verschiedenen Merkwürdigkeiten jener Stadt übersezte er gleichfalls (herausgegeben von Weursius 1607). Als er zu Frankfurt war, erfuhr er, daß der König von Polen eine Gesandtschaft nach Constantinopel senden würde; sogleich eilte er nach Krakau, als aber die Gesandtschaft sich verzögerte, ging er nach Rußland und von da mit Kaufleuten nach Constantinopel (1597), wo er vom englischen Gesandten, Edward Verton, gütlich aufgenommen wurde, in dessen Hause er sieben Monate blieb. Mit dem Patriarchen Metius und andern gelehrten Griechen machte er Bekanntschaft

und suchte alte Handschriften auf; allein die Nachricht von seines Bruders Tode beschleunigte seine Rückkehr nach Holland, wo er im Mai (Juli) 1598 wieder ankam und kostbare Handschriften und Inschriften, welche er auf der Reise gesammelt hatte, mitbrachte. Im folgenden Jahre gab er *De litteris seu Constantino-politano epistola etc.* (Antw. 1599) heraus mit einem Anhange von umgedruckten, meist griechischen, Inschriften und mehreren Briefen gelehrter Griechen. In demselben Jahre ging er mit einer holländischen Flotte unter seinem Vater, dem Admiral Peter von der Does (wahrscheinlich als *Secrétaire*), nach Indien und starb, wie dieser, auf der Insel St. Thomas.

3) Franz D., der vierte Sohn des Janus, wurde im J. 1577 geboren und genoss den Unterricht Scaliger's und des Justus Lipsius; 18 Jahre alt unternahm er eine Reise nach Frankreich, wo er sich in Paris namentlich an Georg Bartley anschloß, und dann nach England. Nach seiner Rückkehr (1601) wurde er zum Domherrn der Stiftskirche in Utrecht erwählt. Er überlebte seinen Vater, aber sein Todesjahr ist nicht genau bekannt. Er hat herausgegeben: *Lucilii satirarum quas superant reliquias c. annotat.* (L. B. 1597. 4.) *Julii Caesari Scaligeri Epistolae et orationes* (L. B. 1600). Auch den Commentar desselben Gelehrten über Aristoteles (*Hist. Animal.*) wollte er herausgeben, er wurde aber erst im J. 1619 von Mauffas zu Doulouze herausgegeben. Eine lateinische Elegie von ihm steht in der Sylloge *Epist. Burmanni*. T. I. p. 233.

4) Dietrich oder Theodor D., geboren den 25. Febr. 1680, wurde, wie seine Brüder, gut erzogen, und bildete sich auf Reisen weiter aus. Nach seiner Rückkehr nahm er, wie es scheint, nicht auf lange Zeit, Kriegsdienste, verheiratete sich dann in Utrecht, kam im J. 1612 in den Rath daselbst, wurde dem Rittersitze der Provinz zugezählt und von diesem zu den Generalsstaaten gesandt. Sein Vater setzte ihn zum Erben seiner schönen Bibliothek ein; er starb im J. 1663 und Friedr. Spanheim hielt ihm die *Oratio funebria*. Er gab *Georgii Logothetae Aepropolitae Chronicon Constantinopolitanum etc.* (L. B. 1614), wozu sein Bruder Georg die Handschriften aus Constantinopol mitgebracht hatte, griechisch und lateinisch mit gelehrten Anmerkungen heraus. Auch andere dieser Handschriften sollte er herausgeben, namentlich die *Epistolae theol.* des Joh. Bonarius, statt dessen sammelte er lieber die *Lusus imaginis iocoseae*, u. *echus*, a *varia poeila varia linguis et numeris exculit* (Utr. 1638. 12.), eine Sammlung von bloßen Spielereien. (H. Lindner.)

**DOUZE**, Fluß in Frankreich (Gascogne) im Departement der Hautes Landes, entspringt in den Pyrenäen, geht an Roquefort und Mont-de-Marsan vorbei, wo er sich mit dem Ribou vereinigt und nun den Namen Douze erhält, bis er sich unterhalb Tartas mit dem Adour vereinigt. (H.)

**DOVER**, 1) in England, kleine Seestadt in der Grafschaft Kent, am Kanal in einem von Kalksteinslippen umgebenen Thale gelegen, mit einem Hafen, wozin

die Paketboote von Calais in Frankreich nach England und von da nach Calais regelmäßig abgehen. Der Hafen kann Schiffe von 4—500 Tonnen aufnehmen. Dover gehört zu den sogenannten Fünf Hafen (Cinqs Ports) an der Küste von Kent und Sussex (Dover, Sandwich, Hittle, Romney, Hastings, wozu späterhin aber noch Rye, Windeusea und Seaford gekommen sind), und sendet deshalb zwei Mitglieder zum Parlament. Die Stadt hat nach der neuesten Angabe 9074 Einwohner, zwei Kirchen, die Jakobische, gegen das J. 1216 erbaut, und die Marienkirche, mutmaßlich normannischen Ursprungs, außerdem besonders *Großschäfer* für Methobisten, Baptisten, Luthier und andere Dissenters, Freischule, Armenschule, Theater und ein vorzügliches Militairhospital. Merkwürdig ist die Befestigung von Dover, welches als ein Grenzpunkt gegen Frankreich auch mit einer starken Mannschaft besetzt ist. Die jetzige Garnison besteht aus einem Linienregimente, zwei Compagnien Jäger, einer Batterie Artillerie und einer Abtheilung Dragonen. Die erste Befestigung wird bis auf die Zeit der Römer zurückgeführt, wo *Dobur* (*Dubras* oder *Dubri*), Hafen der Cantil zu *Britannia romana* gehörte. Der uralte Thurm des Schlosses auf der Klippenhöhe von Dover (*Dovercaule*), von welchem jetzt Englands Banner auf die Stadt und den Hafen hin hervorragt, soll zur Zeit des Julius Cäsar errichtet worden sein. Das Castell wurde nachmals von Wilhelm dem Eroberer erweitert. Man hält diese Festungswerke für unüberwindlich, allein das Castell wurde unter Karl I. von einer kleinen Abtheilung des Parlamentsheeres genommen; jetzt ist es zur Vertheidigung wol nicht zu gebrauchen, da die bedeutende Höhe ein wirksames Feuer gegen die Anlandenden verhindern würde und überhaupt die ganze Lage den Regeln der jetzigen Befestigungskunst wenig angemessen ist. Man legte daher, als Napoleon im Lager von Boulogne England mit einer Landung zu bedrohen schien, auch neue Werke an. Dadurch entstand die neue Caserne, die sich auf einer Anhöhe hinter der Stadt amphitheatralisch erhebt, das ganze Geviert beherrscht und durch mehr, in den Felsen gebauene, nach der Stadt führende Gänge und Treppen, nebst spanischen Eisentritten, vor jeder Ueberrumpelung geschützt ist. Unstreitig ist jetzt diese, mit vielen Kosten und Mühen erbaute Caserne der Gegenstand, welcher in Dover die Aufmerksamkeit der Reisenden am meisten fesseln kann. Die Gebäude selbst sind terrassenförmig auf dem obern Theile des Felsens angelegt. Höfe, Stuben, Betten und Marktenbergelassen zeugen von der hier üblichen Nützlichkeit. — 2) In den vereinigten Staaten von Nordamerika: a) Stadt in der Provinz New-Hampshire, Grafschaft Strafford, an der Südseite des Flusses Sacoche, mit 2300 Einwohnern; b) in der Provinz Delaware, Hauptstadt der Grafschaft Kent, an der Zehnbeil, nicht weit vom Fluß Delaware, mit 700 Einwohnern; treibt bedeutenden Handel nach Philadelphia, besonders mit Mehl. c) In Pennsylvanien, Grafschaft York, am Hory Run gelegen. Außerdem gibt es noch Dörfer dieses Namens in der Provinz Massachusetts, Grafschaft Nor-

fohl; in der Provinz Neu-Nerby, Grafschaft Monmouth, und in der Provinz Neu-York, Grafschaft Dutchess. (H.)  
Dovera, Ehrenb., f. Dohera.

**DOVERFELD.** So nennt man eine norwegische Alpenkette, zwischen 62°—62° 40' Br. und 26°—28° Länge, zwischen dem Thale von der Kirche Sunddal aufwärts über die Kirche Dydal nach Inset in den Norden einer Linie von Inset nach Lille Elvebøl im Glommensthal im Osten, dem Thale der Skimseten im Süden und dem Vorathal im Westen, (ohne feste geographische Abgrenzung). Diese Kette ist der beträchtlichste der Eitenwege, welche der von den Küsten des Eismers durch Finnmarken, Norland und das Stift Trondhjem und weiter an der schwedischen Grenze sich herabfließende hohe Gebirgszug Kilen in Norwegen hineinsendet; sie trennt die Stifte Trondhjem und Aggerhus und scheidet überhaupt ganz Norwegen in zwei große Hälften, Nordenfeld und Südenfeld; dann verläßt sie sich weßlich, an den südlichen Küsten des Stiftes Trondhjem, unter dem Namen Rombaldhorn, nachdem sie mehrer Seitenzweige, theils durch die Stifte Bergen, theils an die Grenze dieses Stifts und des Stiftes Aggerhus (beide Stifte werden überall durch hohe Bergketten getrennt), theils mittel dieser Grenzgebirge in das Stift Aggerhus selbst vertheilt hat; die erwähnten Grenzgebirge laufen in einer Strecke von 50 Meilen und enden sich im Stifte Christianland. Mehr dieser Bergketten und Bergspitzen bestehen aus halb abnehmenden, halb fortrückenden Gletschern, oder aus kahlen Klippen; andere sind bewaldet und ihre breiten Flächen und Abhänge zeigen fruchtbare Felder, luppige Wiesen und fröhliche Seen und Flüsse. Die Berge im Norden und Westen sind am kältesten und unfruchtbarsten. Von jähren Bergen, zumal solchen, die im Sommer den Schnee verlieren, ergießen sich nicht selten Wäßen aufgethauenen Schnees, gelassen Erd- und Felsenrücken (Fjeldskred) und richten große Verwüstungen an, auch Lawinen (sneeskred) rollen herab; Erdsäule (Jordskred) und Überschwemmungen finden statt. Einige Thäler zwischen den Bergen sind sehr fruchtbar, insbesondere die niedriger gelegenen, an der Südküste, denn in den hochgelegenen Thälern reist selten das Korn. Die Straße von Christiania nach Trondhjem läuft über das eigentliche Doverfeld in einer Höhe von 4300 Fuß, zu der man sich, von Süden aus, von der kleinen Kirche Doore (Häilal von Nesse) erhebt; dann folgen nordwärts vier Alpenwirthshäuser (ähnlich den Dolphigen der Schweiz), die König Nyssien im J. 1120 angelegt haben soll, wo die Reisenden bequem übernachten und sich speisen (Korn wird aus den niederen Kirchspielen hinausgebracht): 1) Hoggfuen unter 62° 5' 20"; 2) Jerkin, 2½ Meile von Hoggfuen, das beste dieser Alpenwirthshäuser (Fjeldstugor); man erblickt die Alpe-Sneehäüthen, nach Esmar 7688 dänische Fuß, nach Roumann (Beiträge zur Kenntniss Norwegens. 2. B. S. 342) nur 7295 Fuß hoch; bisher hielt man die Sneehäüthen für die höchste Kuppe Norwegens und ganz Skandinaviens; nach neuern Beobachtungen findet man aber die höchsten Kuppen in einem früher wenig bekannten Thale

der Sondenfeldschen Gebirge, dem Reithau und Boed den Namen Totanfjeld (Nisfengiberg) geben (Hudfiden, Jahrb. 1820. Nr. 49 und 50. Dings. Jhs 1823. XII. Magazin für Naturvidenskaberne. 1823. 1. Hft. Jhs 1824. 1. Bd.); 3) am Ufer der Drivels gelangt man nach der an diesem Flusse gelegenen Alpenstube Kongsvold, 1½ M. von Jerkin, und hat dann 2 M. zu 4) Driffluen, 4 M. jenseit derselben beginnt wieder der Kornbau; von Kongsvold nach Driffluen ist nur Reitweg. Die Straße von Christiania nach Bergen läuft über das Hilsfeld (eine südliche Seitenzweige des Doverfelds), wo man zwei Alpenstuden: 1) Rpefluen, 1½ M. westwärts von Stogstad, und 2) Marifluen, 2½ M. von Rpefluen; von Marifluen hat man 2 M. bis Bergen, wo das Hilsfeld endet. (Dr. v. Schubert.)

**DOWLETABAD oder DAULTABAD \*).** 1) Ein großer Bezirk, größtentheils dem Rizam gehörig, in der Provinz Auringabad. Wiewol er einen Theil der großen Hochebene Delans bildet, ist die Oberfläche doch meistens sehr uneben und häufig von langen Gebirgszügen durchschnitten. Seine größten Städte sind Auringabad, Dowletabad, Alura und Pulmurri; nur in der Umgegend der Städte und Dörfer findet sich Cultur. — 2) Stadt und Festung. Der ursprüngliche Name ist Deoghur oder Jagara. Der Ort, der damals der Sitz eines mächtigen Hindu-Kabshas war, wurde im J. 1293 von den Muhammedanern, die hier ungeheure Schätze fanden, im J. 1306 von einem Kaderben des Delhi-Kaisers und 1595 vom Rizam Schah in Ahmednugga eingenommen. Nach dem Falle dieses Herrscherhauses fiel er in die Hände Raulil Amber's. Dieser, von Geburt ein abessinischer Sklave, der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit, gründete eine Dynastie, welche bis zum J. 1654 herrschte. Jetzt wurde die Festung unter Schah Dschahan von den Mongolen eingenommen und der Sitz der Regierung nach Gurka oder Kerki, dessen Name in Auringabad verändert wurde, kaum zwei geograph. Meilen entfernt, verlegt. Mit dem Falle der mongolischen Dynastie wurde Dowletabad ein Raub Rizam's al Mulk, dessen Nachkommen, die Rizam von Heidrabad, sich noch in dem Besitze dieser Landstadt behaupten haben. Lage: 19° 57' nördl. Br., 75° 25' östl. L. von Greenwich. In der Nähe Dowletabads befinden sich die weltberühmten Felsenempel von Alura oder Ellore. Dowletabad ist jetzt ein unbedeutendes Dettah (Städtchen), mit Ueberbleibseln seines alten Glanzes, Gebuden von ungeheuren schwarzlichen Steinquadern, aber die Festung behauptet noch immer ihr altes Ansehen. Sie liegt auf einem einzelnen, etwa 500 Fuß hohen, bräunlich-schwarzen Granitsteinen und ihre natürliche Festigkeit wird durch Gräben, Wälle und starke Thore verstärkt.

(Palmbiad.)

**DOWN (Dumensis comitatus),** Grafschaft in Irland, in der Provinz Ulster, grenzt nördlich an die Grafschaft Antrim und einen Arm des Meeres, östlich und südlich an das irische Meer und westlich an die Grafschaft

\*) Fullerton, Campaigns in India. Hamilton, Descript. of Hindostan, und dessen East-Ind. Ans. 1, 525.

Armagh. Sie hat über 10 Meilen in die Länge, gegen 8 in die Breite und 404 □ M. Oberfläche. Diese ist sehr ungleich, größtentheils hügelig; der Eilande Donagh, das zweite Gehirg in Irland, erhebt sich hier 2800 Fuß über die Meeressfläche. Das Land ist aber reich bewässert, theils durch den bedeutenden Meeressarm im Osten, theils durch die Flüsse Bann, Lagan und Newry und viele kleine Eeren. Bann und Newry sind durch einen schiffbaren Kanal verbunden, wodurch die Schiffe von 50—60 Tonnern eine Verbindung mit dem Meeressarme Lough Neagh stattfinden. In den Bergen findet man Kupfer und Blei, schwarzen Marmor, der einer hohen Politur fähig ist, Schiefer, Kohlen, Quadersteine und Krystalle; Meeressüßwasser in den Höhlen tief im Lande. Baudung gibt es nur in einigen Theilen, wenig Anpflanzung, aber ziemlich viele Baumgärten. Der Ackerbau fängt nur erst an sich zu heben; die Landleute und Pächter sind äußerst arm und roh; sie leben meist von Kartoffeln. Was die Viehzucht betrifft, so zeichnet sich die hiesige Art von Schafen aus, deren Fleisch und ungewein seine Welle sehr gerühmt werden; in den geringen Theilen ist die Pferdeucht nicht unbedeutend. Längs der Küste wird Aschenasatz bereitet, die Hauptmanufaktur besteht in Leinen und Wollstoffen, deren man viele und gute hier verfertigt, und die Weichereien an den Ufern der Flüsse sind sehr beträchtlich. Außerdem gibt es Fabriken von wollenen Strümpfen, Papier, Eisenwaaren und Vitriolssäure. Fische hat man im Übersflusse, doch ist der Handel damit nicht so beträchtlich, als er sein könnte. Die Grafschaft ist in 60 Kirchsprenzel eingetheilt, und die Anzahl der Einwohner wird zu 201,498 angegeben, wovon die Hälfte der römisch-katholischen Religion zugethan ist. Seit der Union werden vier Mitglieder zum Parlament gesendet. Ueberreste alterthümlicher Gebäude findet man im ganzen Lande. (H.)

**DOWN oder DOWN-PATRICK** (Dunum, Stadt der Menapien in Hibernia), jetzt die Hauptstadt der Grafschaft Down, ein Burghsteden (borough) mit 5000 Einwohnern, etwas über eine Meile von dem Meeressarme Strangford Lough entfernt, hat vier Gotteshäuser, für die, welche sich zur englischen Kirche bekennen, für die Presbyterianer, die Methodisten und die Katholiken. Der Ort hat einen guten Handel mit leinenen Waaren, Kartoffeln und Woll. Der See nach ist hier im J. 493 der heilige Patrick begraben. Eine in der Nachbarschaft diesem Heiligen geweihte Quelle wird von den Landleuten ihrer wunderthätigen Kräfte wegen hoch verehrt. (H.)

**DOWNES**, Andreas (Dunaeus oder Downaeus), geb. im J. 1550, in der englischen Grafschaft Shrop, ein Philosoph, geistl. zu Cotton bei Cambridge im J. 1627, hatte seine ersten Studien zu Eshurstbury, dann auf der Universität zu Cambridge gemacht, und wurde an dieser im J. 1596 Professor der griechischen Literatur. Er zeichnete sich durch wertvolle Anmerkungen zu mehreren griechischen Schriftstellern aus. Seine Praelectiones in Lyriana erschienen zu Cambridge im J. 1593, in Demosthenis Philippicam VI de Pace, zu London 1621. Diese Ausgaben sind selten geworden (J. Ger-

asius Florent. libr. rariorum, p. 109 sq.). Bedt in seiner Ausgabe dieser Rede des Demosthenes hat daher Downes's Anmerkungen wieder mit abdrucken lassen. (H.)

**DOWNHAM**, auch Market Downham, 1) Marktsteden in der englischen Grafschaft Norfolk liegt am Fluß Duse; es werden daselbst, außer den gewöhnlichen zwei Bodenmarkten jährlich zwei Messen gehalten. Im J. 1801 zählte man 278 Häuser und 1512 Einwohner; 1822 gibt man 1771 an. 2) Kirchsprenzel auf der englischen Insel Elb mit 844 Einwohnern. (H.)

Down Patrick, s. Down.

**DOWNS**, sind Dünen; in England nennt man insbesondere so die berühmte Straße für die Schiffe längs der östlichen Küste der Grafschaft Kent, von Dover bis zu North-Foreland. Diese Straße hat einen trefflichen Ankergrund und wird von den Fiskungen Sandwich, Deal und Dover geschützt. Hier versammeln sich gemeinlich die englischen Flotten. (H.)

**DOWNTON**, Burghsteden in der englischen Grafschaft Wilt mit 2700 Einwohnern, am Fluß Avon gelegen, etwas über eine Meile von Salisbury, hat jedeslich zwei Messen, eine Freischule, die von Einkünften dieser Messen erhalten wird, ein wohlgeordnetes Kirchspielhaus, mehrere Manufakturen. — Downton ist der Geburtsort des Dr. Raleigh, des Bruders des berühmten Walter Raleigh. (H.)

**DOXAN**. 1) Eine zu beiden Seiten des Egerflusses und am linken Ufer gelegene Herrschaft des Reichern Joh. Eraz von Arenthal im leitmeriger Kreise Böhmens mit einem eigenen Aufkiamte, die ehemals zum ratheniger Kreise gehörte und dort auch gegenwärtig noch einige Enclaven besitzt. Mit dieser Herrschaft ist auch das Gut Klein-Priesen vereinigt, davon das erstere einen Flächenraum von 10,922 Joch 493½ □ Kl., das letztere von 2136 J. 386½ □ Kl., beide zusammen eine zum Betriebe der Landwirtschaft verwendete Bodenfläche von ungefähr 1½ □ M. besitzen. Die Oberfläche auf dieser Herrschaft, mit Ausnahme eines kleinen Theils, welchen Hügel mit diesem Sande bedecken, ist größtentheils flach, und wird von der Elbe, Eger und dem Sippelbach bewässert; der Boden ist im Ganzen mittelmäßig fruchtbar, am fruchtbarsten um Bauschönitz abwärts an der Eger, wo besonders Hopfen und grüne Feldfrüchte gut gedeihen. An der Elbe, bei Böhmleinitz, herrscht sandiger Boden vor und bei Dolanitz besteht er aus einer Mischung von Dammerde und Sand, wo viel Hirse gebaut wird. Das Dominium enthält, mit dem Gute Klein-Priesen vereinigt, an Aekern 1962 J. 217½ □ Kl., an Trilsfeldern 61 J. 200 □ Kl., an Gärten 31 J. 1179½ □ Kl., an Wiesen 287 J. 494½ □ Kl., an Hutweiden 184 J. 1½ □ Kl. und an mit Wiesen und Aekern verglichenen Zeichen, die gegenwärtig sämtlich aus Wiesen benutzt werden 10 J. 314 □ Kl. Von dem ganzen Areale beider Güter sind 5246 J. 238½ □ Kl. Dominical und 18,734 J. 1135½ Rustical. Die Zahl der Einwohner belief sich nach der Conscription des J. 1830 auf 4468 Seelen, welche größtentheils Ezedien sind und sich, bis auf einige jüdische Familien, sämtlich zum Katho-





kunst auszeichnete. Im 18. Jahre trat er in ein holländisches Schweizerregiment, das sein mütterlicher Oheim, der Brigadier Fürst von Bern, commandirte, lehrte dann aber nach dreijährigem Dienste nach Hause zurück, um seine mathematischen Studien fortzusetzen. Im J. 1707 trat er unter die Leibwache des Kurfürsten von der Pfalz, und wohnte dann im Heere der Allirten dem Kriege in den Niederlanden bei. Die Pläne, die er im J. 1708 bei der Belagerung von Lille aufnahm, veranlaßten den Kurfürst, in den beiden folgenden Jahren auch die Pläne der Belagerung verschiedener anderer Festungen aufzunehmen. In der Schlacht bei Denain (1712) wurde sein Bruder an seiner Seite erschossen. Nach dem ultiore Frieden trat er in österreichische Dienste, machte als Adjutant des Generals Mercy die Feldzüge von 1716 und 1717 in Ungarn mit, und trug viel zur Eroberung der seit 164 Jahren in türkischen Händen gebliebenen wichtigsten Festung Temeswar bei, deren Fall die Einnahme des Banats und eines Theils der Wallachei zur Folge hatte. Der Oberfeldherr, Prinz Eugen von Savoyen, lobte D.'s bei der Einnahme von Temeswar geleistete Dienste, besuchte ihn, da er dabei schwer verwundet worden, in seinem Zelte, und sandte ihm seinen eignen Wundarzt, nebst einer Summe Geldes. Nach seiner Heilung erhielt er mehrere Aufträge zu Plänen für die Befestigung von Temeswar, Eszowa u. s. w., und wohnte im J. 1717 der entscheidenden Schlacht bei Belgrad bei. Im J. 1719 war er mit Mercy in Sibirien und wurde in der Schlacht bei Francaville in den Schenkel verwundet, sodaß er hinfällig blieb. Nach Heilung des Friedens mit Spanien kam er nach Wien zurück, wo ihm Prinz Eugen die Entwerfung eines Befestigungsplanes für Belgrad auftrug. Unter mehreren eingegebenen Plänen wurde der feinste vorgezogen, und er erhielt den Auftrag, ihn auszuführen. Im J. 1722 erhielt er die Oberaufsicht der Festungen in Serbien und im Banat, und nachdem er nach und nach durch verschiedene Grade gestiegen war, wurde er im J. 1733 zum Generalfeldwundmeister ernannt. Im folgenden Jahre erhielt er eine Mission nach der Schweiz, die sich auf die schweizerische Neutralität während des polnischen Successionskrieges und ihre Ausdehnung auf einige angrenzende Bezirke Teutoniens bezog. Nach Vollendung der Unterhandlung suchte er seinen Abschied zu erhalten und sein Leben im Vaterlande zu beschließen; allein in einem Schreiben forderte ihn Prinz Eugen zur Rückkehr auf, indem seine Gegenwart zu Belgrad noch nöthig sei. Er gehorchte diesem Ruf und begab sich wieder nach Ungarn; allein Mercy lebte nicht mehr, er war bei Parma gefallen. So lange indessen Eugen lebte, genoß D. seines Schutzes; allein als dieser große Feldherr im April 1736 starb, wurde der Reid und die Eifersucht gegen den Ausländer und Protestanten schnell sichtbar. Schon im J. 1736 sah er sich genöthigt, die Untersuchung der von ihm zu Belgrad angelegten Werke zu verlangen. Der Vorsteh der Commissarien rechtfertigte ihn zwar, aber die Intriguen dauerten fort, und der damalige zerrüttete Zustand der österreichischen Administration, besonders auch

im Kriegswesen, welchem Eugen nicht mehr hatte vorbeugen können, begünstigte denselben. Bekanntlich waren viele Intriguen auch gegen den Feldmarschall von Siedensdorf, welchem Eugen dem Kaiser noch selbst empfohlen hatte, der aber aus den nämlichen Gründen wie D. verdächtigt war, gerichtet, und bewirkten endlich auch seinen Fall. In dem Feldzuge gegen die Türken (1737) wurde D. das Commando der eroberten Festung Rissa aufgetragen; allein da das Kriegsglück sehr schnell wechselte, so erlitten ein türkisches Heer vor derselben, noch ehe die Festungswerke konnten hergestellt und der Platz gehörig versehen werden. Der türkische Feldherr forderte zur Übergabe auf, und schlug die nämlichen Bedingungen vor, unter welchen Rissa von den Türken übergeben worden war. D. verlangte und erhielt einen Waffenstillstand, um von Siedensdorf Verhaltungsbefehle einzuholen; allein als ein neues türkisches Corps unter dem Pascha von Sophia vor der Festung ankam, forderte dieser, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Waffenstillstand, unverzüglich die Übergabe, und drohte, im Weigerungsfalle die ganze Besatzung über die Klänge springen zu lassen. Bis dahin war wegen des Zustandes der Festungswerke nicht möglich. D. verammelte also die Officiere, welche einstimmig für die Übergabe sich erklärten, die dann auch erfolgte (den 21. Oct. 1737). Dieser Verlust und die offensendbare Nachlässigkeit, die der Feldmarschall Krennauer aus Eifersucht gegen Siedensdorf beging, machten den ganzen Feldzug misslingend; allein Krennauer stand am Hofe in mächtigen Verbindungen; er durfte nicht angegriffen werden; D. hingegen wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Schwerte verurtheilt. Weder seine Rechtfertigungsschrift, noch die vielen Dienste, die er wirklich geleistet hatte, und wobei sein Körper starke Verwundungen erlitten hatte, konnten seine Begnadigung bewirken. Das Urtheil wurde den 20. März 1738 zu Belgrad vollstreckt. D. ertrug sein Schicksal mit Ruhe und Muth, wies aber alle Bemühungen der Jesuiten, ihn zur Verleugnung des evangelischen Glaubens zu bewegen, mit Festigkeit ab.

(Escher.)

**DOXOCAPA, f. Apatura.**  
**DOXOCOCCUS Ehrenberg (Zoophyes),** Walp. monade: Eine Gattung Infusorien (f. d. Art.) mit rundlichen, nackten, meist durchsichtigen, in allen Richtungen sich wälzbaren Körpern. Es gebört hierher Walp. Volvox Globulus, im Körperdurchmesser ½ Linie hoch, mit fugeligem, farblosem, trübem Körper. In mehreren Infusionen und von Ehrenberg (Zur Erkenntnis der Organisation u. II. S. 63) auch in Sibirien beobachtet. (Dr. Thon.)

**DOXOLOGIE.** Diesen Namen führen zwei Dankgesänge in der alten christlichen Kirche von ihren Anfangsworten. Man unterscheidet eine größere und eine kleinere Doxologie. Die letztere bestand ursprünglich in den Worten: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste,“ und wurde ohne Responsion bei dem kirchlichen Gottesdienste von dem Liturgien gesungen. Bald kamen zu den obigen Worten noch die: „von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“ In der spätklich dem Alex-

nafius beigelegten Schrift: De virginitate (Opp. Tom. II. p. 218 a. edit. Par. 1698), lautet die Formel soß wörtlich also: *δόξα παρτί, καί νίψ, καί αἴψα νηφύματι καί νίψ καί αἴψα εἰς τοῦς αἰώνας*. Das vierte Concilium zu Toledo im J. 633 fagt im höchsten seiner Kanones: In fine omnium psalmorum dicimus: gloria et honor patri et filio et spiritui sancto in saecula saeculorum. Amen. Es rethetstet den Zufag honor im 14. Canon dadurch, daß es sich auf die Stellen Psalm 28, 2 und Offenb. Johann. 5, 13 beruft, wo die Worte gloria et honor beide ständen. In dieser Form ist die Doxologie auch in die mozarabische Liturgie, welche bald nachher entstand, übergegangen. Auch erhielt die Doxologie in den abendländischen Kirchen noch einen Zufag, und lautete: Gloria patri et filio et spiritui sancto, sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum. Amen. Es ist ungewiß, wann dieser Zufag: sicut erat in principio, ihr einverleibt sei; denn die Behauptung, daß er auf dem nicänischen Concilium, als eine Erklärung gegen die Arianer, entstanden sei, ist ungegründet. Er muß spätern Ursprungs sein, weil in den ersten zwei Jahrhunderten nach jenem Concilium kein lateinischer oder griechischer Schriftsteller seiner auch nur mit einem Worte gedenkt, und die griechische Kirche ihn nach Strabon (De rob. ecclesiast. c. 28. Biblioth. patr. Tom. XV. p. 195 a. edit. Lugdun. 1677) überhaupt nie in ihre Liturgie aufgenommen hat. Erst auf dem zweiten Kirchenversammlung zu Valente (529) wurde er V. festgesetzt: daß man, wie im ganzen Occidente (so muß nach Bingham, Antiq. ecclesiast. V. vi. p. 31 statt Orient gelesen werden), in Italien und Afrika geschehe, der Keger halber, welche lehrten, daß Christus nicht immer mit dem Vater gewesen sei, nach dem Gloria patri etc. einschalten solle: sicut erat in principio. Seitdem nun findet sich der Zufag in der gallischen Kirche; die spanische aber hat ihn so wenig wie die griechische angenommen, und Beides wäre unerklärbar, wenn sein Urspr. wirklich bis zu dem nicänischen Concilium hinaufreichte. Gar kein Gewicht ist auf die Behauptung derer zu legen, welche dem römischen Bischof Damasus als den Urheber jenes Zufages für die römische Kirche bezeichnen; denn der angebliche Brief des Hieronymus an Damasus (Hieron. Epist. ad Damas. inter decreta Damasii ap. Crab. Tom. I. p. 383), in welchem er von Damasus verlangt, „ut vox lata psallentium in sede tua Romana die nocteque canatur, et in fine euangelii sive matutinis sive vespertinis horis conjungi praecipiat apostolatus tui ordo: Gloria patri etc.: sicut erat in principio etc.“ ist nach dem einflussigen Urtheile katholischer und protestantischer Schriftsteller unecht, wie schon, im Vergleich zu der sonst bekannten liturgischen Praxis der römischen Kirche, aus dem angegebenen Worten erhellt.

Andere kleinere Abweichungen in den Ausdrücken der Doxologie waren schon vor dem nicänischen Concilium in der katholischen Kirche üblich, ohne daß irgend eine Streitigkeit darüber entstanden wäre. Sie lautete bald:

2. Capit. 1. Ed. u. R. Erste Section. XXVII.

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste; bald: Ehre sei dem Vater und dem Sohne mit dem heiligen Geiste; bald: Ehre dem Vater in oder durch den Sohn und durch den heiligen Geist (cf. Basilus, De spir. sanct. c. VII, XXV, XXIX. Patrist. in den Notizen zu Socrat., Hist. eccles. Lib. II. c. XXI und zu Theodoret., Hist. eccles. Lib. II. c. XXIV). Seit dem Arianischen Streite aber, jante man sich auch über den Ausdruck dieser Doxologie, und jede Partei suchte in denselben ihre Lehre über das Verhältniß zwischen Gott und Christus mehr zu legen. So gebrauchten die Arianer die Formel: Gloria patri in filio et spiritui sancto, um zu erklären, daß der Sohn und heilige Geist der Substanz nach dem Vater untergeordnet seien; die katholischen dagegen wählten vorzugsweise die erste der genannten Formeln (cf. Sozom., Hist. eccles. Lib. III. c. XX. Philostorgius Lib. III. c. XIII). Mit welcher Ängstlichkeit und Genauigkeit man die Sache behandelte, erseht man aus Basilus M. (De spir. sanct. L. II. c. XXV—XXIX). Es war ihm zum Vorwurfe gemacht worden, daß er in der Gemeinde bald „mit dem heiligen Geiste“, bald „durch den Sohn in dem heiligen Geiste“ predigte. Er handelt daher sehr weitläufig über die Doxologie und über die streitig gewordene Formel: *ὁ, δὴ, καὶ οὖν*, welches letztere er für das Richtiger hält. Er sagt: „Wir brauchen beide Formeln (*ὁ, δὴ, καὶ οὖν*), die letzte aber dient besser dazu, uns von den Gegnern zu unterscheiden. Wenn ich sage: dem Vater sammt (*οὖν*) dem Sohne und heiligen Geiste, so sage ich damit soviel, als: Vater und Sohn und heiliger Geist. — Allein es ist hier nicht von einer Spitze oder Vorizel, sondern von der Sache die Frage. Daß aber schon unsere Väter den Ausdruck sammt gebrauchten haben, ist um des Sabelius willen gefahrlich; denn es liegt in dem Ausdrucke ein gutes Zeugniß von der strengen Vereinigung des Vaters und Sohnes, außerdem, daß auch das Eigenthümliche der Hypothese dadurch bezeichnet ist. Will man aber lieber dafür sagen: Vater und Sohn, so werden wir nicht widersprechen. Aber sie lassen lieber Alles, als ihre Ausdrücke, die sie einmal angenommen haben, fahren; und sie streiten unaufhörlich dafür, daß man Gott im heiligen Geiste, aber nicht dem heiligen Geiste Preis und Ehre und Herrlichkeit geben müsse.“ Der Arianer Aetius, Diadonius zu Antiochien, soll nach Bona (Rer. liturg. Lib. II. c. III. No. II.) zuerst unter seiner Partei den Ausdruck der Doxologie: Gloria patri pro filium in spiritu sancto, eingeführt haben, dessen sich, da er den Worten nach eben nichts Häretisches enthält, selbst Leo der Große einmal in einer Predigt bediente. Die Semipelagianer sangen theils: mit dem Sohne, theils: durch den Sohn; die strengen Arianer aber setzten noch hinzu: er war, jedoch zu einer Zeit war er noch nicht, und das scheint die Veranlassung zu dem vorerwähnten Zufage der katholischen: so wie er im Anfang war, jetzt, immer und in Ewigkeit, gegeben zu haben. Der Bischof Leontinus wollte es mit keiner Partei verderben, und sang, absichtlich die Zöne in der Klee

zurückhaltend, zwischen den Zähnen, für Alle unverständlich, ob er *xai* oder *oñ* oder *dia* oder *iv* gesagt hatte; das Ende: „von Ewigkeit zu Ewigkeit,“ aber desto lauter. (Vergl. J. N. Kienling, De Leontio ep. Ant. hostie doxologia ecclesiast. Erl. 1762. 4.) Hilarius hat die Doxologie so: Ehre dir, o Herr, Ehre dem Eingebornen mit dem tröstenden Geiste jetzt und in alle Ewigkeit. Die apostolischen Constitutionen (L. VIII. c. 12) haben sie in der Form: „Weil dir allein Ruhm gebührt und Verehrung, Danksgiving, Ehre und Andeutung dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit;“ oder, wenn das Gebet zu Gott mit der Berufung auf Christum schließt (cf. Lib. VIII. c. 13): „mit welchem dir Ruhm und Ehre gebührt, Lob, Preis, Dank, und dem heiligen Geiste, in Ewigkeit. Amen.“ In der Liturgie des Chrysostomus, deren sich die griechische Kirche jetzt noch bedient, lautet sie: „Denn dir, o Vater, Sohn und heiliger Geist, gebührt aller Ruhm, Preis und Ehrerbietung von nun an bis in Ewigkeit. Amen.“ (Vgl. Die Liturgie des heil. Chrysostomus, deutsch mit Anmerkungen von G. S. Nowak. W. Weimar 1823.)

Was den Gebrauch dieser Doxologie betrifft, so wurde sie anfänglich in der abendländischen Kirche am Schluß aller Psalmen bei kirchlichen Feiertagen gesungen, die morgenländische Kirche aber gebrauchte sie nur am Schluß des letzten Psalms. Jetzt wird nach den Rubriken des römischen Messbuchs die Doxologie, hymnus glorificatus, dem Psalmenverse angehängt, der auf den Introitus folgt. Const. bediente man sich ihrer auch bei andern Gebeten, Gebürten u., die man damit schloß; namentlich wurde sie gebraucht, wenn man bei der Feier des heiligen Abendmahls das Dankgebet sprach (cf. Irenaeus Lib. I. c. I. No. II. et Tertull., De spect. c. XXV), und sehr allgemein war die Sitte, auch die Predigten damit zu schließen. So bedienten sich Chrysostomus, Augustinus, Leo und Andere sehr oft derselben mit dem Übergange: „Damit wir das ewige Leben erlangen durch Jesum Christum, welchem sei mit dem Vater und dem heiligen Geiste Ehre und Macht in alle Ewigkeit. Amen.“

Der Ursprung dieser Doxologie läßt sich historisch durchaus nicht nachweisen; denn daß der römische Bischof Telesphorus im zweiten Jahrh. dieselbe, sowie die größere, über deren Entstehung es gleichfalls an zuverlässigen Nachrichten fehlt, bei dem heiligen Abendmahle zu singen, verordnet habe, ist eine ganz unbegründete Angabe.

Die große Doxologie, von den Anfangsworten des Gloria in excelsis Deo, gewöhnlich aber der englische Lobgesang (hymnus angelicus) genannt, weil der Anfang desselben nach Luc. 2, 14 bei der Geburt Jesu von den Engeln gesungen wurde, soll nach Einigen von den Aposteln, nach Andern von dem Papste Telesphorus, vom Symmachus (500), vom Hilarius herrühren; aber alle diese Angaben beruhen auf theils unsichern, theils offenbar falschen Zeugnissen, wie dies schon der Gardinal Bona in seinem Werke (Rerum liturgicarum Lib. II. c. 4. Antwerp. 1723) nachgewiesen hat. Am häufigsten

und vortheilhaftesten erklärte sich unstreitig das vorsehend angeführte vierte Concilium zu Toledo (IV. c. 12) über die Doxologie dahin, daß Kirchenlehrer, deren Namen nichts zur Sache thäten, sie verfaßt hätten. A. F. Rambach (Doxologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche [Altona und Leipzig 1817]. 1. Bd. S. 41) setzt ihnen die Kirche in das zweite oder dritte Jahrh., gestügt auf die jetzt als völlig unhaltbar erwiesene Behauptung, daß die apostolischen Constitutionen, welche (Lib. VII. c. 48) diese Doxologie enthalten, die vor der nicäischen Kirchenversammlung üblichen gottesdienstlichen Einrichtungen schließern; Am wenigsten kann ihr hohes Alter aus der, wenn nicht ganz unrichtigen, so doch interpolirten Schrift des Athanasius, De virginitate, nachgewiesen werden. Wie dem aber auch sei, jedenfalls gehört sie zu den ältesten und berühmtesten Hymnen der christlichen Kirche.

Ihr Text lautet in der angeführten Stelle der apostolischen Constitutionen: *Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῷ, καὶ ἐν ἡγίῃ εὐφρίᾳ, ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία. Ἀποκρίνεις αὐτοῖς αὐτοῖς, δοξαλογούμεν αὐτοῖς, διὰ τοῦ μεγάλου ἀρχιεπισκοπῆς: καὶ τὸν ὅτινα θεῶν, ἀγένητον ὄντα, ἀθάνατον μόνον: διὰ τῆς μεγάλου σου δόξης: κύριε παντὶ ἐκκορεύε, διὰ πάσης παντοκράτωρ: κύριε ὁ θεός, ὁ πατὴρ τοῦ Χριστοῦ, τοῦ ἀμώμου, ἐξ αἰῶνος τὴν ἀγαθὴν τοῦ κόσμου πρόθεσιν τὴν δόξαν ἡμῶν: ὁ καθ' ἡμᾶς ἐν τῶν χειρῶν: ὅτι οὐ μόνος ὄντος: σὺ μόνος κύριος Ἰησοῦς, Χριστὸς τοῦ θεοῦ πάσης γενεῆς χρόνος, τοῦ βασιλέως ἡμῶν: δι' οὗ σὺ δόξας, τιμὴν, καὶ εὐφρίαν. In dem Codex Alexandrinus findet sich die Doxologie mit mehr, nicht unbedeutenden Abweichungen. Ihr Text ist hier einfacher, schließt sich mehr an biblische Worte an, und scheint daher ursprünglicher zu sein, als der vorsehende. Wir geben ihn mit der Uebersetzung Rambach's (s. dessen angeführte Schrift, S. 41 — 43).*

*Αἶσα ἐν ὑψίστοις θεῷ,  
καὶ ἐν ἡγίᾳ εὐφρίᾳ,  
ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία.  
Ἀποκρίνεις αὐτοῖς αὐτοῖς,  
ἐκδοκίμου αὐτοῖς αὐτοῖς,  
διὰ τοῦ μεγάλου σου δόξης,  
κύριε παντὶ ἐκκορεύε,  
θεὸς πάσης παντοκράτωρ,  
κύριε πᾶσι μονογενὴς  
Ἰησοῦ Χριστέ,  
καὶ ὅσιον ἀντίστα,  
κύριε ὁ θεός.  
Ὁ ἄμωμος τοῦ θεοῦ,  
ὁ πᾶσι τὸν πατέρα,  
ὁ αἰώνος τὴν ἀγαθὴν τοῦ κόσμου,  
προθέσιν τὴν δόξαν ἡμῶν:  
ὁ καθ' ἡμᾶς ἐν τῶν  
χειρῶν ἡμῶν.  
ὅτι σὺ εἶ μόνος ὄντος,  
σὺ εἶ μόνος κύριος,  
Ἰησοῦς Χριστός,  
ἐξ αἰῶνος θεοῦ πατρός. Ἀμήν.*

Ehre sei Gott in der Höhe,  
und Friede auf Erden,  
Dem Menschen ein Wohlgefallen!  
Wir loben dich,

Wir preisen dich,  
Wir beten dich an,  
Wir danken dir  
Wegen deiner großen Herrlichkeit,  
Herr, himmlischer Regierer,  
Himmelsherr, der, Gott Vater,  
Du, Herr, die Eingebornen  
Dem Vater, Jesus Christus,  
und dir, o heil'ger Geist,  
Herr, unser Herr,  
Vater, Sohn,  
Geist des Vaters,  
Du, der du trägst die Sünden der Welt,  
Nimm gnädig unser Bitte an;  
Du, der du sitzt zu des Vaters Rechten;  
Ordne dich unser!  
Denn du allein bist heilig,  
Du allein der Herr,  
Jesus Christus,  
Du Herr Gott dem Vater. Amen.

In der alten Kirche wurde dieser Hymnus vorzüglich bei der Feier des heiligen Abendmahls, wie noch jetzt in der englischen Episkopalische Kirche geschieht, gesungen, nachmals in der römischen Kirche, nach einer angeblichen Verordnung des Letesthorus (cf. Liber pontificalis in Vita Telesphori), vor der Messe; jetzt folgt er in der Liturgie dieser Kirche auf das Kyril eisonon. Athanasius empfiehlt ihm zum voramtägigen Preisgesang, und vorzüglich bei der voramtägigen Gottesverehrung an Sonn- und Festtagen scheint er früher in kirchlichem Gebrauche gewesen zu sein. Die mozarabische Liturgie schreibt sogar vor, daß er nur am Weihnachtsfeste nach den Vectionen gesungen werden solle. Sonst stimmte ihn der Bischof an, und nur am Epistole durften die Untergeistlichen es thun; jedoch daß dieser Unterschied schon seit dem ersten Jahr, aufgehört (Hona l. c. Lib. II. c. 4). Auch, um Frühgebete in ihren eigenen Häusern wurde er die Christen, daher seine Benennung: *ὑμνος ἡνθικός* — *ἡνθικός ἡνθικός*. Selbst in der Kirche wurde er später zum Frühgebete gebraucht; wie er denn jetzt noch in der griechischen Kirche nicht in der Liturgie, sondern nur in den Metten (*officium matutinum*) gesungen wird. Hieronymus erwähnt ihn oft, nennt ihn Gesang der Jähren (*ὑμνος τῶν αἰώνων*), auch den Gesang der Eberubim (3. B. Hom in Coloss. 9), auch *Psalm* ist die Aufsatz zu Luc. 2, 14 nicht. Er berichtet von den Ältesten, daß sie, wenn sie munter und froh das Lager am Morgen verlassen, sich anhielten, Gott in Lobgesängen gemeinschaftlich zu preisen, und unter Anderem auch in den Worten der Engel, welche die Geburt Christi durch ihren Gesang verkündeten (cf. Homil. 69 in Matth.). Das Te deum laudamus, der Ambrosianische Lobgesang genannt, ist im Grunde nur eine ausführliche Umschreibung der großen Doxologie. Sie ist auch in die protestantische, namentlich in die lutherische, Kirche übergegangen, nicht allein durch die wörtlich treue, teutsche Übersetzung, welche sich in Dr. Nikolaus Selner's christlichen Psalmen, Liedern und Kirchengesängen (Leipzig 1587. 4.) S. 32 findet, sondern auch durch die metrische Bearbeitung von Nikolaus Declus in dem bekannten Liede: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'. (Bergl.

Bethmeyer's braunschw. Kirchenhist. 3. Thl. S. 19. Joh Voigt, Untersuchung von dem eigentlichen Autor des Kirchenliedes: Allein Gott in der Höh' 1723. 4.) In den lutherischen Kirchen, besonders wurde dieses Lied bis vor einigen Jahrzehnten bei jedem Vormittagsgottesdienste an Sonn- und Feiertagen gesungen, vorher aber immer das Gloria in excelsis Deo als Hymnus vor dem Altare intonirt; und in den sächsischen Herzogthümern mußte dies Letztere, an den drei hohen Festtagen von dem Generalsuperintendenten, das mit den liturgischen Functionen sonst nichts zu thun hatte, selbst geschehen. In der erneuerten preussischen Liturgie hat man der Doxologie, jedoch ohne die spätere Aufsatz, ihre Stelle nach dem Kyrie Eleison angewiesen. Der Geistliche spricht oder singt vor dem Altare: Ehre sei Gott in der Höhe! und der Chor antwortet: Friede auf Erden etc.

Über beide Doxologien vergleicht man: E. Ermelii Diss. hist. de vet. Christ. *doxologia* (Lips. 1648. 4.). A. Ruchenberg, *Diss. de vet. Christ. doxologia* in Synagoga Dimect. (Rotterd. 1690.) J. A. Schraudt, *De insignibus veterum Christianorum formulis* (Helmsl. 1696. 4.) *Joann. Henr. a. Seelen*, *Comment. ad doxologias solennius gloria patri referre: sicut erat in principio*. S. *Mysagallan* (Lubea. 1732.) *Binghami* Antiquit. eccles. I. XIV. c. 2. §. 1 et 2. *Jac. Godofredi Diss.* in Philologium, bei dessen Aufg. 2. Bd. S. 201—205. Schön, *Geschichtsforch.* über die kirchl. Gehr. 2. Bd. S. 201—205. Augusti, *Denkwürdigkeiten aus der christl. Archaeologie*. 5. Bd. S. 23—25, 118—120, 272—275, 269, 274. Ad. Heintz, *Gräfer*, die römisch-katholische Liturgie nach ihrer Entstehung und endlichen Ausbildung (Halle 1829). 1. Thl. S. 89—91, 93—96. B. D. Fuhrmann, *Handwörterbuch der christl. Religions- und Kirchengesch.* (Halle 1826). 1. Thl. S. 677—679. (C. Ch. L. Franke.)

DOYEN (Gabriel François), geb. zu Paris 1726, Maler aus der Schule von Lanoo. Im J. 1748 ging er nach Rom, studirte Anfangs hauptsächlich Hannibal Soraceti; die Bewunderung des Pietro da Cortona brachte ihn zum Entschluß, dessen Denkmäler in dem Palaste Barberini, das als eine der reichsten Compositionen gerühmt wird, auf Feinwand zu copiren; am meisten wendete er sich dann den Weibern zu, die sich durch Großartigkeit und starken Ausdruck auszeichnen, wie Michel Angelo, Polidoro u. A. v. in Neapel besonders dem Solimena. Nachdem er, noch Venedig, Bologna, Parma, Piacenza und Turin besucht hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo er im J. 1769 sein erstes Gemälde, den Tod der Virginia, aufstellte und vielen Beifall eintrug. Hieraus folgten andere große Stücke: Venus von Diomedes verpönt, Ulysses, der den jungen Astyanax aufsucht, Bachanten. Nach Lanoo's Tode erhielt er den Auftrag, dessen Stützen für die Kapelle des heil. Georg im Hotel der Invaliden auszuführen (f. Diderot, *Le salon de l'année* 1765. *Ouvrages* T. 13). Am meisten zeichnete man D.'s Gemälde, *Le Mirale des Ardennes*, aus, welches er, für die Kapelle der heil. Genevieve zu

St. Roch bestimmt, im J. 1767 im Saale des Louvre aufstellte. Es stellt die Sage dar, wie im J. 1129 unter Ludwig VI. Paris von einer furchtbaren Seuche verheert durch die heil. Genoveva gerettet wird. Dieses Gemälde von 22 Fuß Höhe und über 12 Fuß Breite hat Diderot (*Le salon de l'année 1767. Oeuvres* XIV, 288—319) ausführlich beschrieben und geistreich beurtheilt, auch wol nicht ungerecht; doch scheint es, daß Diderot, bei aller Anerkennung des Verdienstlichen in diesem Werke, gegen den Künstler selbst eingenommen war. In dem großen Gemälde: der heilige Ludwig, zu Lunis von der Pest ergriffen, welches D. im J. 1771 vollendete, rühmt man die Anordnung, tadelt aber das Colorit. D. hatte eine Lehrerstelle bei der königl. Akademie, folgte aber nach dem Ausbruch der Revolution einem Rufe der Kaiserin Katharina nach Petersburg, wo ihm die Leitung der Akademie der Künste übertragen wurde. Für den Kaiser Paul, der ihm mehrfache Beweise seiner Werthschätzung gab, malte er mehrere Deckengemälde; das letzte von ihm angefangene, welches seinen besten Arbeiten nicht soll nachgelassen haben, konnte er aber wegen Altersschwäche nicht vollenden. Nach einem 16jährigen Aufenthalt in Rußland starb er in Petersburg den 5. Jun. 1806.

(H.)

DRAA, hebr. דְּרָא (Drei), 4 Mos. 21, 33, 5 Mos. 1, 4. *Adpau*, *Adpa*, Ptolem.; nach Eusebius 25 Milliar. von Bostira, im jetzigen Hamran des östlichen Jordanlandes. Einst war sie eine der Hauptstädte des Königs Dg und vier wurde er von den Israeliten geschlagen. In der mittlern Zeit war Adratum oder Adrau der Sitz eines Suffraganbischofs unter Boga. Seine Ruinen von der griechischen und arabischen Zeit liegen auf einem Berge, an dessen nördlicher Seite eine Brücke über einen hier vorbeisießenden Regenbach führt. (Palmblad.)

DRABA (Hungerblümchen, franz. drave, engl. whitlow-grass). Eine Pflanzengattung aus der zweiten (ersten nach Linne) Ordnung (Siliculoso) der 15. Einseitigen Classe und aus der Gruppe der Alpinen der natürlichen Familie der Cruciferae. Der Name (*draps*) findet sich schon bei Dioscorides (Mae med. II, 186) für eine Pflanz derselben Familie, wahrscheinlich *Lepidium Draba* L. Char. Der Kelch aufrecht, an der Basis gleich; die Staubfäden ungezähnt; die Corollenblätter ganzrandig oder in der Mitte gespalten; das Schößchen elliptisch-ablang, ungefielt, mit flach-erhabenen Klappen, die Samen jährlich, ungerändert, das Würzelchen anliegend (Gärtner, De fruct. t. 141. f. 8). Gandoile (Prodr. I. 166—172) zählt zu dieser Gattung (mit Einschluß von *Erophila*) 63 Arten, welche als kleine, perennirende, zwei- oder einjährige, meist behaarte Pflanzen mit einfachen Blättern und gelben oder weißen Blumen über die ganze Erde verbreitet, besonders aber in der arktischen Region und auf hohen Gebirgen vorkommen. Die verbreitetste Art ist *Dr. verna* L. (Schkuhr, Handb. t. 179, Sturm, Zeuchfl. II, Fl. dan. t. 983, Engl. bot. t. 586), ein einjähriges, kaum fingerlanges Gewächs, mit rosenartig ausgebreiteten, abhangen, spär-

sam gezähnten, kernförmig-behaarten Blättern, nachtem Blüthenschaft, weisen, in der Mitte gespaltenen Corollenblättern und abhangen, glatten Schößchen. Ist durch ganz Europa, Mittelasien und Nordamerika eine der gemeinsten und am ersten blühenden Frühlingspflanzen, auf Adern, Ästchen und Hügelchen; die Schale freissen sie gern. Diese Art nebst noch vier andern außereuropäischen bildet nach Gandoile (Syst. veg. II, p. 356) eine eigene Gattung *Erophila* (so heißen *Erophila* oder *Eaophila* *hispida* oder *hispida*, Frühlingsfrucht); da aber der einzige Unterschied darin besteht, daß bei *Draba* die Corollenblätter ganzrandig, bei *Erophila* aber mit einem Einschnitte versehen sind, so kann *Erophila* höchstens als Untergattung von *Draba* betrachtet werden. Wichtiger sind die Unterschiede, welche die Gattungen *Schivoreckia* *Andrejevskii* und *Petrocallia* R. Brown, von *Draba* trennen. Bei *Schivoreckia* sind nämlich die beiden längsten Staubfäden gezähnt und die Klappen des Schößchens conver, in der Mitte mit einer Längsfurche; bei *Petrocallia* aber liegen nur zwei Samen in jedem Fache des Schößchens. (A. Spreng.)

DRABESKOS, *Δραβήσκος* und *Αδραβήσκος* (*Thurcyd.* I, 100. IV, 102. *Steph. Byz.* s. v. *Asipian*. b. civ. IV, 105), auf der Peutinger'schen Tafel *Daravescus*, nach dieser auf der Reichard'schen Karte, war eine Stadt im Gebiete der thrakischen Ebonen in der Nähe des sirmionischen Meerbusens nach Strabon (lib. VII, capit.), der sie mit Myrtilos und Daton zusammen nennt. Nach der Peutinger'schen Tafel lag der Ort auf der Straße von Herakleia Sinica nach Philippoi und zwar 12 Millien von der letztern Stadt. Nach *Asipianos* lagen Drabestos, Myrtilos und der Strymon westlich von Philippoi und in einem Raume von 350 Stadien dehnte sich zwischen diesen Orten eine fruchtbare Ebene aus. Aus diesen Nachrichten geht hervor, daß Reichard seinem *Daravescus* eine unrichtige Stelle angewiesen hat, denn er hat es in bedeutender Entfernung grade nördlich von Philippoi angelegt. Die Gegend ist durch zwei Niederlagen in der älttern Zeit sehr berühmt geworden. Als nämlich die Athener nach dem Abfalle der Kaiser von ihrer Bundesgenossenschaft diese in einer Seeschlacht überwunden und eine Landung auf ihrem Gebiet unternommen hatten, so schiedten sie im J. 465 vor Chr. Geb. 10.000 Colonisten unter Anführung des Sophanes und Neagros dahin, um *Reun-Bege* (*Ερμία βόη*), nach der *Ampipolis* genannt, zu besetzen. Diesen Ort nun gewonnen sie zwar wirklich, als sie aber weiter vorbrangen, so wurden sie bei Drabestos (*Thurcyd.* I, 100. IV, 102. *Pausan.* I, 29. *Diodor.* XI, 70. XII, 68) von den thrakischen Ebonern niedergeboren. Nach *Herodotos* aber (VII, 75) und *Isotrates* (*de pace* c. 29) fiel diese Niederlage bei Daton vor, woraus man ebenfalls schließen kann, daß beide Orte nicht gar weit aus einander gelegen haben müssen, zugleich auch, daß Drabestos der Küste mehr genähert werden muß, als es auf der Reichard'schen Karte gesehen ist. — Die zweite große Schlacht, welche in diesen Ebenen vorkam, war die, welche im J. 42 vor Chr. Geb. dem römischen Heerführer

ein Ende machte und den Triumvirn Antonius und Octavianus das Übergewicht über das Heer der Patrioten unter Brutus und Cassius gab, und die nach der Stadt Philippoi in der römischen Geschichte benannt ist.

(J. Zander.)

**DRABICIUS** (Nikolaus), ein durch seine Prophetenreden berühmter Schwärmer des 17. Jahrh. Zu Straznitz in Mähren, wo sein Vater Bürgermeister war, um das J. 1587 geboren, wurde er im J. 1616 Prediger zu Drabotitz in demselben Lande, und verblieb es bis zum J. 1628. Mit vielen Andern in diesem Jahre vertrieben, flüchtete er sich nach Lebnitz, einem Marktflecken im krenschiner Comitat Ungerns, und wurde da Tuchhändler, Krantenbold und Prophet. Im J. 1638 fingen sich seine vermeinten göttlichen Gesichte an, durch welche ihm die Ausrottung des Hauses Österreich, der Untergang des Papstthums, eine große Reformation der Kirche, der allgemeine Beruf aller Heiden und Ungläubigen und dergleichen mehr angezeigt worden sein sollte. Er wandte sich mit diesen seinen Offenbarungen an die Fürsten von Siebenbürgen, Georg Raskö, den Vater und den Sohn, welche beide in Fehde mit dem Hause Österreich begriffen waren und die seiner Meinung nach die Ausführer jener Offenbarungen werden sollten, doch weder der Eine noch der Andere gab ihm Gehör<sup>1)</sup>, ob sich gleich darum auch Johann Amos Comenius bemühte. Es ist fast unbegreiflich, wie dieser berühmte und verehrte Schulmann auf die träumerischen Weissagungen seines Landsmanns einen so hohen Werth legen konnte, daß er dieselben mit ähnlichen andern aus der böhmischen Sprache in die lateinische übersezte und dann unter dem Titel: *Lux in tenebris*, 1657. 4., zu Amsterdam drucken ließ, ja davon sogar eine zweite, weit vollständigere Ausgabe, unter dem veränderten Titel: *Lux e tenebris variis radiis aucta*, im J. 1665 besorgte<sup>2)</sup>. Doch er war gleichfalls ein Schwärmer, und hierin liegt des Räthsels Lösung. Daraus erklärt sich auch, wie der Träumer Drabiz selbst, der so oft durch die Nichterfüllung seiner

Weissagungen beschämt wurde, gleichwol fortfuhr, an dieselben zu glauben und sie mit neuen zu vermehren. Weil er in seinen früheren Jahren ein Prediger gewesen und in den spätern als Prophet den Untergang des Hauses Österreich und die Ausrottung des Papstes gemeldet hatte, wurde er im J. 1671 zu Presburg vor ebenas außerordentliche Gericht gestellt, das dasselbst wegen der des Hochverrats beschuldigten Protestanten niedergesetzt war, von demselben zum Tode verurtheilt und das Urtheil an ihm, einem 84-jährigen Greise, den 16. Jul. desselben Jahres vollzogen. — In Bayle's Wörterbuche findet sich über ihn ein langer Artikel, und Johann David Köler, Professor zu Altdorf und später zu Göttingen, schrieb eine eigene Abhandlung über ihn, unter dem Titel: *Dissertatio de Nicolao Drabicio Neo-propheta in Hungaria delirante et turbulento*. (Altorff 1721. 4.) Er fügte derselben auch zwei fremde, von einander sehr abweichende Berichte über die letzten Schicksale des Mannes bei.

(Gamauf.)

**DRAC**, ein reisender, auf den Alpen entspringender Fluß im französischen Departement der Oberalpen (Dauphiné), fällt bei Grenoble in die Isère.

(H.)

**DRACAENA**. Eine von Vandell aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linne'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Alpbodelen (*Dracaenaceae* Link, *Asparagi Juss.*, *Smilacaceae R. Brown.*). Charakter. Der corollinische Kelch offenförmig, regelmäsig, sechsteilig mit meist zurückgerollten Rändern; die Staubfäden im Grunde des Kelchs eingesügt, an der Basis häutig, in der Mitte verdickt, an der Spitze pfriemenförmig; der Griffel meist dreikantig mit dreispaltiger Narbe; die Beere sechsfurchig, dreifächerig, in jedem Fache gewöhnlich ein Samenfort. Die Gattung *Cordylus Commerson*, zu welcher *Dr. australis Forster* (Hooker bot. mag. 2835), *Dr. indivia Forst.* und *Dr. stricta Sims* (Bot. reg. 959, Rot. mag. 2575, *Charlwoodia Swedcl. fl. austral. t. 18*), sowie *Sansoviera cannaefolia Spreng.* und *S. lanuginosa Willdenow* gehören, unterscheidet sich durch einen glodenförmigen, sechspaltigen corollinischen Kelch, pfriemenförmige Staubfäden, welche im Rachen des Kelchs eingesügt sind, fadenförmigen Griffel mit verfalliger Narbe, taugliche Beere mit mehrsamigen Fächern und Samen mit Keimwarzen. Die zwanzig bekannten Arten der Gattung *Dracaena* sind in den tropischen Ländern und am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch. Nur drei davon sind krautartig, die übrigen werden palmartige, zum Theil hohe und starke Bäume, deren Stamm oder Strunk mit halbringförmigen Rinden von den abgefallenen Blättern bedeckt ist. Die beiden merkwürdigsten sind *Dr. Draco L.* und *Dr. ferrea L.* 1) *Dr. Draco L.* (der Drachenblutbaum, *Domen. Pandelli, De arbore Draconis s. Dracaena* (Olisapp. 1762. 12.), auch in *Römer, Script. hisp.* et *luscit. tab. 2, Berthelot, Annales des sciences naturelles XIV. p. 137—147. t. 7, Lamarck illustr. t. 249. f. 1.*), ein gabelig-ästiger Baum (in der Jugend einfach) mit lanzettförmigen, in einen Dorn auslaufenden, glatten, ledrartigen, ganz-

1) Dies gericht ihnen sehr zur Ehre, da sonst die Politik in Kriegen die Dürft der Schwärmer nicht verschmäht. 2) In der ersten Ausgabe erschien das Buch unter einem doppelten Titel. Der erste lautet: *Lux in tenebris, h. e. prophetiae donum, quo Deus Ecclesiam Evangelicam (in Regno Bohemiae et Incorporata provinciae) sub tempore horrendae ejus pro Evangelio persecutionis, extremaeque dissipationis ornare ac paternae solari dignatus est. Submissa de Statu Ecclesiae la terra praesentis et mox futuro per Christoph. Cotterum Silesium, Christianum Pontaeovium Bohemum et Nic. Drabicum Myrimum Hereticumque vere divinum ab anno 1616 usque ad an. 1656 continuata. Rym. anno e vernaculo in latinum fideliter translata, in Dei Gloriam, afflictiorum solatio, aliorumque salutem Informationem, ipsius oraculi jussu lae locum dantur, anno inchoandae liberationis 1657. Der zweite lautet: *Historia revelationum Christi. Cotterii, Christiani Pontaeovii, Nic. Drabici, et quae circa illas varie acciderunt usque ad annum ad an. 1657 publicationem et post publicationem in conspectu Dei et Ecclesiae posita fidei testificatione ejus, qui (Deo ita disponente) omnium istorum Autoptes, Collector, Conservator, Editorque fuit J. A. C. (Johann Amos Comenius) 1657. Mit Kupfern. Die Kettenrischen Offenbarungen nehmen 171, die Pontaeovischen 94, die Drabizischen 304, die Fortsetzung und der Anhang 156 Seiten ein.**

randigen, am Ende des Stammes oder der Äste zusammen-  
gedrängten Blättern, am Ende der Blattbüschel stehenden  
Blüthenrispen, kleinen weißen, in der Mitte rotzgefreilten  
Blumen (welche bei Tage geschlossen, des Nachts geöff-  
net sind) und gelb-rothen Beeren von der Größe einer  
Kirsche. Der älteste und berühmteste Baum dieser Art,  
welche eigentlich in Hindien einheimisch ist, aber schon  
seit Jahrhunderten auf den canarischen Inseln, auf Ma-  
deira und Porto Santo cultivirt wird, ist der von Drotava  
auf Teneriffa. Er wurde von den Ureinwohnern der  
canarischen Inseln, den Guanches, als heilig verehrt;  
Bentencourt (1402) und Ca da Mosto (1462) sahen ihn  
als einen alten Baum, Humboldt fand ihn (1799) 45  
Fuß im Umfange des Stammes messend und nach der  
neuesten Messung Berthelet's hat er bei 70—75 Fuß  
Höhe dicht über der Erde einen Umfang von 46½ Fuß.  
Aus der Rinde des Drachenblutbaumes, schmilzt, besonders  
um die Zeit der Hundstage, ein hochrothes, trockenes,  
sprödes, im Wasser unlösliches, in Weingeist vollkommen  
auflösliches, bei dem Verbrennen wohlriechendes, hyphis-  
ches Harz, das Drachenblut. Die beste Art desselben,  
welche aber jetzt selten gemorden ist, das Drachenblut in  
Lachen (*Sanguis Draconis* in *placenta*), in welcher  
allein Melanther einen eigenthümlichen rothen, den Plan-  
zenkalceolen ähnlichen Farbstoff, das *Draconin*, ge-  
funden hat, soll von *Dracaena Draco* allein kommen und  
früher einen bedeutenden Ausfuhrartikel der canarischen  
Inseln gebildet haben. Wahrscheinlich ist es diese Sorte,  
welche schon die Alten unter dem Namen *Kinabari* kunn-  
ten, während sie bei den mineralischen Zinnobren mit den Na-  
men *Ammion* und *Minium* bezeichneten (*Dioscor.*, Mat.  
med. V, 109, *Plinius*, II. N. XXXIII, 36—40).  
Geringere Arten von Drachenblut (*S. Dr. in granis a-*  
*lacrymis*, in *bauculis* et in *tabulis*) kommen von *Ca-*  
*lamaris* *Draco L.* und *Rotang L.* in Hindien, aus  
der Familie der Palmen, von *Croton sanguifolius*  
*Kunth* und *hibiscifolius Kunth* im tropischen America,  
aus der Familie der Ericaceen und von *Pterocarpus*  
*Draco L.* in Westindien und *Pt. indicus (Willdenow*  
in Hindien, aus der Familie der Leguminosen. Das  
Drachenblut wurde sonst häufig innerlich, besonders in  
Pulverform, gegen Durchfälle, Blussflüsse u., und äußer-  
lich bei Geschwüren und Wunden angewendet; jetzt ge-  
braucht man es fast nur noch zu Zahnpulvern und als  
schönes Farbmittel. 2) *Dr. ferrea L.* (? *Terminalia*  
*rubra Rumph.* amb. I. 6. c. 39. t. 34. f. 2, der *Es-*  
*senbaum*), ein einfacher, schlanker Baum, mit lanzett-  
förmigen, an beiden Enden verschmälerten, blutrothen,  
glatten Blättern, am Ende des Blattbüschels stehender,  
traubig-ähriger, spärlicher Blüthenrispe und kleinen, kurz-  
gestielten, weißgelben Blumen. Diese Art, welche in  
Afrik und Westindien, in Cochinchina und im südlichen  
China einheimisch ist, hat ein schweres, hartes, dunkel-  
gefärbtes Holz, welches man, wie das von einigen an-  
dern Bäumen, Eisenholz nennt. Dieses Holz von *Dr.*  
*ferrea* zeigt im Querschnitt in einem gelbbraunen,  
weichern Grunde (dem Zellgewebe), unregelmäßig ab-  
gerundete, schwarze, sehr harte Fäden von der Größe

eines Stednadelknopfes (die Bündel von Schraubengän-  
gen) in unzählbarer Menge durch die ganze Masse ver-  
theilt. (*A. Sprengel.*)

**DRACHE** (Mythologie). Bei den Alten bezeichnete  
das Wort wohl nichts weiter als eine durch ihre Größe  
furchtbare Schlange. Der Name selbst mag wol mit dem  
Niedertrutschen *Treden*, dem Lateinischen *trahere* zu-  
sammenhängen und ein in die Länge sich hinziehendes  
Thier betreffen, daher auch besagten Euferscherinungen  
derselbe Name gegeben wurde. Die gewöhnliche Abwei-  
chung ist von *draconus* (ich sehe, blide), also von den  
blühenden, Feuer strühenden Augen oder, da *draconus*  
auch „leben“ bedeutet, wol in dem Schlangentörper gleich-  
sam alles lauter Leben ist. Die Idee, drachten die west-  
lichen Völker unfeiglig aus dem Orient mit, wo der  
Anblick riesenhafter Waas dazu die Veranlassung ward.  
Auch gab es wol in den ältesten Zeiten, selbst in Europa,  
bisherigen Amphibien der Art von bedeutender Größe,  
denen dann insbesondere der Name *Drache* beigelegt  
wurde, während die kleinern im Namen nur als Kriech-  
ende oder sich windende Thiere bezeichnet wurden. In  
Verbindung mit den erwähnten Euferscherinungen kam im  
Mittelalter die Idee des Feuerspeiers und der Beflügel-  
ung auf, und so entstand jenes Phantasie-Geschöpf, welches  
das Alterthum noch nicht kannte, zu dessen Bildung auch  
wol der Anblick symbolischer Figuren, welche die Euro-  
päer im Orient fanden, Manches beitrugen mochte. In  
China und Japan spielt noch jetzt der Drache eine große  
Rolle und kommt selbst als architektonische Verzierung  
und auf Gemälden dieser Länder vor. Das kaiserliche  
Wappen in China ist ein Drache mit fünf Klauen. Vom  
*Fohi*, dem fabelhaften Stifter der chinesischen Monarchie,  
heißt es, er hatte den Körper eines Long oder Drachen,  
nach Andern einer Schlange: Einige drücken sich auch  
so aus: er hatte einen langen Kopf, schöne Augen, Zähne  
einer Schildkröte, die Lippen oder den Mund eines Dra-  
chen und einen weissen bis auf die Erde herabgehenden  
Bart. Aus dieser Schilderung sieht man offenbar, daß  
die Drachengestalt hier symbolisch gebraucht ist und zwar,  
um etwas Aesthetisches zu bezeichnen. In demselben Sinne  
kommt sie auch in der Mythologie vor, daß, als *Fohi* einst  
am Ufer des Flusses *Wenhe* ging, ein Long- oder  
Drachentier aus dem Wasser herabgesprungen sei, das  
auf seinem Rücken eine Menge wunderbarer Zeichnungen  
hatte, aus denen *Fohi* die acht Künste zusammenlegte, um  
symbolisch die Elemente der Natur damit anzudeuten.  
Bedeutet hier vielleicht die Drachengestalt die Ertzzeit  
mit den zwölf Himmelszeichen und wurden diese die erste  
Grundlage der chinesischen Witzerschrift? Nach dem, was  
Eisfarth in seinem System der ägyptischen Astronomie  
über die Natur der Hieroglyphen gesagt hat, wäre dies  
nicht unwahrscheinlich. In Indien kommen Schlangen-  
ungeheuer öfters vor und zwar größtentheils als Sym-  
bole des Bösen. So kämpft *Krishna* mit der tausend-  
köpfigen Schlange *Kainak* und zertritt ihr die gift-  
speienden Häupter, eine Mythie, die wol symbolisch den  
Kampf und Sieg des Sonnengottes über die schädlichen  
Geburten der nassen Jahreszeit andeuten soll. In Per-



sien heißt Ahriman der Drache. In Schlangengestalt bringt er in den Himmel ein, um gegen das Lichtvolk zu kämpfen und führt von da wieder auf die Erde, um alles zu verderben. Auch andere Dämonen werden hiemalen als zweifelhafte Schlangen vorgestellt. Auch die Kometen werden Drachensirnen genannt und als der Erde und der Lichtwelt feindlich vorgestellt. Ein solcher Komet setzt einst am jüngsten Tage die Erde in Brand und eint kämpfte der Dem Epiphos als Drachensirnen mit Ascher, dem Geber des Wassers, und siegte eine Zeit lang, sodaß auf der Erde alles vor Dürre umkam. Wenn im neuen Testamente, besonders in der Offenbarung, der Teufel als Schlange oder Drache vorgestellt wird, so hat man dabei unstreitig an persische Ideen zu denken. Es ist also wol kein Zweifel, daß aus den frühesten Zeiten her die Idee bei allen Völkern sich fortpflanzte, die Schlangen mit dem bösen Prinzip in Verbindung zu bringen und sowohl die Macht als die verführerischen Lockungen desselben durch diese Symbolik zu bezeichnen, obgleich auch nicht zu leugnen ist, daß das Bild der Schlange auch andere Begriffe bezeichnete, die damit keinen Zusammenhang haben. Dabin gehört die Idee der Welt Schlange Abisschen bei den Indiern, und doch wird auch diese als taufendköpfig und feuerkündend, wenn sie in Born gesetzt wird, vorgestellt. Das nächste Abbild derselben findet sich bei den Skandinavischen Völkern. Es ist die furchtbare Midgardschlange, welche im Ocean liegt und die Erde umschlingt. Mit ihr kämpft Thor zuerst, als er mit dem Riesen Hymir auf den Fischfang ging, dann aber bei dem Weltuntergange. Das Ungeheuer erhebt sich über das Meer, um ans Land zu kommen. Sie speit ihr Gift, das die ganze Luft verpestet. Thor kämpft gegen sie und erschlägt sie mit seinem Hammer, aber von ihrem Gifte getroffen, taumelt er neun Fuß zurück und sinkt tot nieder. Im 50. Verse singt davon die Voluspä:

Da kommt der bereitste  
Sohn Hleioða's,  
und geht Odin's Erzguter  
Mit dem Drachen zu kämpfen,  
Und erschlägt ihn muthig  
Der Midgardsverfänger —  
Da alle Menschen werden  
Die Welt verlassen —  
Wankt nun Fuß noch  
Björgn's Ephele  
Dinner von der Ratter,  
Die Böles nicht scheut.

Ja die Midgardschlange zum Theil ein Abbild der indischen Welt Schlange, so ist Nidhögur, die größte und gewaltigste der Höllenschlangen, ein Abbild des persischen Ahriman. Sie mit den andern Höllenschlangen nagt immerfort an den Wurzeln des Weltbaumes Yggdrasil. Im dem letzten Verse der Voluspä, wo es heißt: „Dort her kommt der finstere Drache geflogen, die Ratter von Unten aus den Nidhögeln: trägt auf den Flügeln, fliegend über Feld, Nidhögur Leiden,“ scheint sie ein Bild der einbrechenden Nacht zu sein. Mit dem Dunkel begannen nach dem Aberglauben des Volks die nächtlichen

Drachen umher zu schwärmen und ihre finstere Macht über die Erde aufzubringen.

In Ägypten war Typhon das Bild des physischen und moralischen Bösen, im Grundbegriff also auch mit Ahriman zusammenhängend. Hat er hier auch grade nicht die Schlangengestalt, so sieht man ihn doch oft in thierischer Zergestalt, mit dem Leib eines Schweines, dem Kopfe des Flusspferdes, Löwentagen und dergl. Aber auch als Krokodil wurde er vorgestellt, ein Bild, das der Drachengestalt schon nahe kommt. Auch erklärt Gatterer in den Com. Soc. Goet. VII. p. 32 den Namen durch Schlange. Dagegen tritt in seinem Abbild, dem griechischen Typhon, die Schlangengestalt bedeutend hervor. Er hat 100 Schlangenköpfe mit feuerprühenden Augen, die Hände endigen sich in Drachen, so auch der Unterleib; auf dem Rücken sind Flügel. Gleich der Boa umwickelt er den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen. Zu den Drachen gehörten bei den Griechen vornehmlich die ungeheure Schlange Python, welche Apollon erlegte und die vorher die Kalona verfolgt hatte, um ihre Niederkunft zu hindern, denn der Drache wusste, daß der Sohn derselben ihn tödten würde. Der Juno trug er den Typhon. Ferner der hesperische Drache, der die goldenen Äpfel bewachte, nie schlief und mit seinen 100 Köpfen ein fürchterliches Geheul machte. Herkules tödtete ihn und Juno setzte ihn als Sternbild an den Himmel, wo er sich zwischen den beiden Bären um den Pol windet. Auf ähnliche Art bewachte der schicksale Drache das goldene Aikles, schlief ebenfalls niemals, und stammte, wie der hesperische, vom Typhon ab. Hierher gehört auch der Drache, welchen Kadmus tödtete. Er bewachte eine dem Mars geweihte Quelle, tödtete die Abgesandten des Kadmus, welche Wasser zum Opfer holen sollten, und wurde von diesem erlegt. Ebenso auch die lernäische Schlange, die in den Sümpfen von Lernä haufete und Menschen und Vieh würgte. Auch sie stammte vom Typhon, hatte neun oder gar 100 Köpfe und war unüberwindbar. In den Sagen von allen diesen Ungeheuern schimmert durchgängig die morgenländische Idee durch, und es möchte schwer zu bezweifeln sein, daß die alten Dichter die Bilder davon aus ihren östlichen Sagen mitgebracht haben. Das Alterthum solcher Sagen ergibt sich aber auch daraus, daß Homer diese Fabeltiere nennt. Er beschreibt die Drachen als ungeheuer groß, geringelt, furchtbar blinkend, blutfarbig oder dunkelblau und regenbogenartig schillernd, sodaß die Farben der Boa gar nicht zu vergleichen sind. In Iliad. XI, 40 kommt gar ein dreiköpfiger Drache vor.

DRACHE (Astronomie), ein bekanntes Sternbild in der Nähe des Nordpols, eine Schlange vorstellend, die sich in mehreren Knoten um den Pol der Ekliptik herumwindet und ihren Schwanz zwischen den Sternen des großen und kleinen Bären hinstrickt. Nach der gewöhnlichen Mythologie ist es der hesperische Drache, den Herkules tödtete, der daher auch am Himmel den linken Fuß auf den Kopf des Ungeheuers setzt; nach Einigen ist es der Drache, welchen Kadmus erlegte, oder der vom Apollon

getöbete Pythou. Hygin (P. A. II. c. 3) will, daß es der Drache sei, den die Giganten im Kampfe mit den Göttern der Minerva entgegenwarfen, den diese aber zusammengerollt an den Himmel schleuderte. Theophrast (ad Arat. v. 53) berichtet und zwar allein: Als Kronos einst dem Jupiter nahe war, verbandelte sich dieser aus Furcht in eine Schlange und seine Pflegerinnen in Bärinnen, und täuschte so den Vater. Deswegen verwirkte er in der Folge diese rettenden Gestalten unter den Sternen. — Der Kopf beginnt etwa unter 255° ger. Aufst. und 50° n. Decl. Von da aus zieht sich der Körper erst nach Osten, bildet bei 280° gr. A. die erste Windung, steigt dann nordnordöstlich, bildet zwischen 290° und 300° gr. A. und 67° n. Decl. den zweiten Knoten, wendet sich nun mit dem Bauche westlich und macht 260° gr. A. und 70° n. Decl. den dritten Knoten, worauf der Schwanz sich westlich zwischen den hellen Bruststernen des kleinen Bären und den Schwanz- und Rückensternen des großen, bis 170° gr. A. fortzieht. Der Nordpol der Ekliptik liegt ziemlich in der Mitte der geraden Linie vom Sterne  $\gamma$  in dem zweiten bis zum Sterne  $\zeta$  im dritten Knoten. Der Kopf des Drachen ist an einem ungleichseitigen Viereck der Sterne  $\gamma$ ,  $\beta$ ,  $\epsilon$  und  $\nu$  kenntlich, von denen  $\gamma$  und  $\beta$  die hellsten und fast zweiter Größe sind. Der östlichste davon,  $\gamma$ , führt den Namen Etania. Mit  $\gamma$  und  $\beta$  bildet ein Stern dritter Größe im linken Fuße des Herkules ein fast gleichschenkeliges Dreieck. Mit  $\beta$  und  $\nu$  macht westwärts ein kleiner Stern  $\mu$  am Maul oder an der Zunge ein Dreieck. Im zweiten Knoten und am Bauche sehen die Sterne  $\pi$ ,  $\delta$ ,  $\sigma$ ,  $\rho$  in einem ungleichseitigen Viereck und zwischen dem Kopfe des Drachen und dem Viereck des kleinen Bären der Sterne  $\zeta$  am dritten Knoten. Von da zieht sich der Schwanz mit den Sternen  $\eta$ ,  $\theta$ ,  $\iota$ ,  $\alpha$ ,  $\kappa$ , und  $\lambda$  westlich fort. Der Stern  $\alpha$ , grade zwischen  $\beta$  und  $\gamma$ , den hellsten Sternen des kleinen Bären und dem Mittelsterne Rigel ( $\zeta$ ) im Schwange des großen Bären ist der hellste im Drachen und war vor 4600 Jahren dem Nordpol am nächsten, also Polarstern. Das Sternbild enthält noch ferner einen Stern der zweiten ( $\alpha$ ), 11 Sterne der dritten, 13 Sterne der vierten, 11 Sterne der fünften und 4 Sterne der sechsten Größe. — Die Griechen unterschieden zwischen  $\delta\rho\alpha\kappa\omega\nu$ ,  $\delta\rho\alpha\kappa\omega$  und  $\delta\rho\alpha\kappa\omega$ , wie wir unter Drache, Schlange und Wasserschlange. Bei den Römern aber wurde anguis und serpens für alle drei Schlangenbilder am Himmel ohne Unterschied gebraucht. So heißt Virg. Georg. I, 244 der Drache anguis und bei Manilius I, 315 serpens. Ovid (Met. II, 138, 139) versteht unter dem tortus anguis ebensoviele den Drachen und ebensoviele wird v. 175 serpens genannt. Der arabische Name des Gestirns ist El-tinia. Dieses Wort wird von Einigen auch tananin gelesen, daher denn der Name des Sterns  $\gamma$  für el-tanin (unrichtig ist stanin); eigentlich hieß  $\gamma$  Ras el-tinia, Kopf des Drachen. Den Stern  $\mu$  am Maul nennen die Araber el-râid, das einzeln weidende Kamel, und die vier am Kopfe  $\beta$ ,  $\gamma$ ,  $\nu$  und  $\epsilon$  el-awâid, die Kamelmütter. In dieser Bedeutung nahmen die

arabischen Romaden das Wort. Aber Ulug Bekh muß sich etwas Anderes darunter gedacht haben. Er nennt den Stern  $\mu$  el-râkin, den Länger, und so mag er wol el-awâid für den Plural von el-awâd, der Lautenschläger, genommen haben, statt an den Plural von el-anda, camela annosa, zu denken. Zum Länger passen wenigstens die Lautenschläger besser als die Kamel. Punktirt man inbessen den arabischen Namen des Sterns  $\mu$  etwas anders, so wird daraus el-râid, das einzeln und frei weidende Kamel. Dann gibt es im Kopfe des Drachen eine ganze Kamelfamilie, denn in der Mitte der Kamelmütter ist auch noch ein sehr kleiner Stern sechster Größe, el-raba, das Kamelfüllen, genannt. Die zwei hellen Sterne gegen das Ende des Körpers,  $\zeta$  und  $\eta$  heißen bei den Arabern el-dalbain, die beiden Schafals, und die zwei sehr schwachen vor el-dalbain, nämlich  $\omega$  und  $\varphi$ , östlich von  $\zeta$ , adhar el-dalb, die Klauen des Schafals. Die Araber nämlich vergleichen die beiden hellen Sterne  $\zeta$  und  $\eta$  mit zwei Schafals, die das Kamelfüllen tauhen wollen, welches aber die vier el-awâid, die Kamelmütter, in Schutz nehmen. Der Stern  $\iota$  im Schwange wurde el-dach, die männliche Hyäne, nach Andern die jottige Hyäne, genannt. Auch der Stern  $\alpha$  führt diesen Namen. Von dem Viereck im zweiten Knoten hieß (nach Tizini, S. 93) der nördlichste und westlichste Stern  $\delta$  der nördliche der ersten (westlichen) Seite des Bodts (el-tai), sodas das ganze Viereck el-tai, der Bod, genannt worden zu sein scheint, welches aber der Analogie echt arabischer Sternennamen ganz entgegen ist, denn nie brauchte man zur Bezeichnung mehrerer Sterne den Namen eines Vierecks. Die drei Sterne  $\sigma$ ,  $\tau$  und  $\nu$ , welche ein fast gleichseitiges Dreieck über dem zweiten Knoten bilden, heißen bei Ulug Bekh el-nihâs, welches die drei Steine bedeutet, die der Araber unter seinen Knochel in Form eines Dreiecks zu legen pflegt, um so den nötigen Feuerberg zu bilden. Vergl. Sylvestre de Sacy, Chreomatathia arabe III, 211 sq. (Richter.)

DRACHE (Physik). 1) Der aus Papier verfertigte Drache, welchen die Kinder bei windigem Wetter in die Höhe steigen lassen, ist eine Spielerei, welche schon sehr alt ist, indem sie bereits von Schwärtern und Beden erodnt wird. Nicht bloß in ganz Europa ist dieselbe bekannt, sondern die Jesuiten fanden dieselbe auch in Siam. Was die Einrichtung derselben betrifft, so ist dieselbe allgemein bekannt; soll derselbe steigen, so läuft man mit der Schnur gegen den Wind, und wenn der Drache nach derselben Richtung in die Höhe geworfen wird, so steigt er aufwärts; die dabei wirksame Kraft ergibt sich leicht aus den einfachen Gesetzen über die Zusammensetzung der Bewegung. Will man auf diese Art einen Drachen bis zu bedeutender Höhe aufwärts steigen lassen, so nimmt die Wirkung des Windes mit der Höhe sehr ab, weil das Gewicht der gehobenen Schnur die Last vergrößert. Um daher beträchtliche Höhen zu erreichen, verfertigte Alexander Wilson mehre Drachen von verschiedener Größe, ließ dann zuerst den kleinsten steigen und nachdem er hinreichend hoch war, band er

die Schnur an einen zweiten, welcher nun ebenfalls sich erhob, und als er auf diese Art etwa ein halbes Duzend Drachen verbunden hatte, befand sich der oberste unter den leichten Wäldchen, welche im Sommer erscheinen (Edinburgh Journ. of Sc. X, 6). Franklin hatte sich als Kind sehr viel mit dieser Spielerei beschäftigt und sich derselben häufig bedient, um über größere Wasserflächen zu schwimmen; er gab denselben aber einen wissenschaftlichen Werth, als er mit Hilfe derselben die Electricität der Gewitterwolken untersucht hatte, und mehrere Pfeiler, wie Romas, Cavallo, Baccaria etc., folgten ihm darin. 5. Electricität der Luft. 2) Fliegender Drache, f. Feuerkugel. (L. F. Kämtz.)

**DRACHE**, altnordisch *Dreki*, bei den alten Scandinaviern Benennung für die größte Art Kriegsschiffe, so wie die Chinesen noch jetzt Kriegsschiffe Drachen nennen. So ließ Harald der Haarstörche einen großen Drachen als sein Hauptschiff bauen <sup>1)</sup>. Der Drache war bemalt <sup>2)</sup>, vermutlich ein Drache darauf. Nach der einen Meinung die größten nordischen Kriegsschiffe bei den Nordmännern Drachen, weil sie wie ein Drache oder eine Schlange gestaltet waren <sup>3)</sup>. Nach der andern Meinung hießen sie Drachen, weil an dem Vordertheile des Schiffes (als Schiffsnabel) ein Drachenkopf in Schnitzwerk angebracht war <sup>4)</sup>, denn die Schiffe pflegten am Vordertheile gähnende Häupter <sup>5)</sup>, d. h. Häupter mit geöffnetem Rachen, zu haben. Diese Häupter waren nicht bloß Bierden, sondern hatten Zauberwerk; so war der Anfang der heiligen Gelede der Inseln, man solle kein Schiff mit einem Haupte im Meere haben, wenn man aber eins habe, da solle man das Haupt abnehmen, ehe man in das Angesicht des Landes komme und an das Land nicht segeln mit gähnendem Haupte, damit so die Landerschüßgrüßter (Landvættar) nicht erschreckt würden <sup>6)</sup>. So richtete Egil eine Verwünschungsfluche (nidaustang) auf einer Felsen Spitze auf, nimmt ein Roshaupt, spricht eine Verwünschung, schneidet Runen in die Stange, richtet das Roshaupt gegen das Land, und spricht, daß alle Landerschüßgrüßter auf Irrwegen fahren sollen, und Erich wird allen verhaßt <sup>7)</sup>. Um die Feinde vor Dringen abzuhalten, steckt Grep mit einer Schar Zauberer den abgeschneitten Kopf eines den Göttern geopfertem Pferde auf eine Stange und läßt ihn durch eingestekte Pfähle den Rachen aufsperrten <sup>8)</sup>. Die Häupter an den Schiffen dienten also, wie sich aus dem Vorhergehenden schließen

läßt, um die Feinde zu schrecken, indem sie sich vor den zauberkraftigen Häuptern fürchten und glauben sollten, daß sie die Schüßgrüßter verhaßten. Für Kriegsschiffe war aber das geschilderte Haupt, das Drachenhaupt, das passendste, und so erklärt sich, wie das Kriegsschiff, an dem auch wol noch ein Drache in Schnitzwerk angebracht und ausgemalt war, selbst Drache genannt ward. Wahrscheinlich sind beide Meinungen dahin zu vereinigen, daß das Schiff sowohl einen Drachenkopf hatte, als auch länglich wie eine Schlange gestaltet war; denn Kriegsschiffe waren Langschiffe. Daß man bei der Benennung auch auf die übrige Gestalt des Schiffes Rücksicht nahm, lehrte, daß eine Art Schiffe Karpen hieß <sup>9)</sup>.

(Ferdinand Wacher.)

**DRACHEN**, als Fahren und in Fahren. Die Drachen als Fahren sind, wie man vermuthet, bei den Römern unter Trajan eingeführt worden, der die Dacier besiegt, die sich der Drachenfahnen bedient <sup>1)</sup>. Gewiß ist, daß nicht erst Aurelian die Drachenfahnen bei den Römern eingeführt hat, da sie sich früher nachweisen lassen, namentlich unter Gallienus vorkommen <sup>2)</sup>. Aurelian, der nach Besiegung der Zenobia folger geworden, führte die persischen Drachen ein <sup>3)</sup>, brachte also die prächtigen Drachenfahnen unter die Legionen. Ammian beschreibt den Pomp, mit welchem Constantius in Rom einzog, und erwähnt dabei der Drachen, die aus purpurnen Fäden gewebt waren, den weißgefärbten Rachen in der Luft hielten und dorthin bewegten, wie vom Jörn erregt, mit der Zunge zischen und die Krümmungen des Schwanzes dem Winde zum Spiele überließen. Sie waren an Spieße gebunden, deren obere Theile golden und mit Edelsteinen verziert waren <sup>4)</sup>. So gedient auch Claudianus der purpurnen und im Winde wehenden Drachen <sup>5)</sup>. Das erste Heerzeichen einer Legion blieb auch noch später der Adler, und eine jede Cohorte hatte einen Drachen, das heißt, die Legion zehnte, die von den Dracoenarii getragen wurden <sup>6)</sup>. Das *Spaherzeichen*, dessen sich die neuern byzantinischen Kaiser bei den Ceremonien bedienten, war nach Gobius von den Assyriern zu ihnen gekommen <sup>7)</sup>. Wahrscheinlich hatte es denselben Ursprung und dieselbe Bedeutung, welche die Drachenfahnen der Kirche hatten, von welchen wir zum Schluß des Artikels handeln werden.

Ein Nachbild der römischen Drachenfahnen sind wol die Drachenfahnen der deutschen Könige und Kaiser. Doch wurde der Drache von den Sachsen als ein Sinnbild in Anspruch genommen, das schon ihre bedürftigen

3) Egila-Saga, p. 386.

1) Lipsius, De milit. Roman. Hoepfing, De Jure insignium. 2) Trebellius Pollio, Gallienus duo. Cap. 9. 3) Fopiscus, Aurelianus, Cap. 23. 4) Ammianus Marcellinus Lib. XVI. 5) Die Stelle bei Du Guesne unter Draco, wo auch viele andere Nachrichten über die Drachenfahnen sind. 6) Vegetius, De re militari, Lib. II. Cap. 13. Aug. de Serapierius, p. 33. Egl. Lib. II. Cap. 7. p. 35: Significat, qui signa portant, quos nunc Dracoenarii portant. Lib. I. Cap. 28. Egl. Synchron. Cosmograph. ad Vegetii Lib. I. p. 45. Lib. II. p. 79, 100 und Du Fresnoy, p. Dracoenarii. 7) Codinus, De offic. C. 6. No. 24 et 50.

1) S. Snorri Sturluson, Heimskringla, Haralds-Saga aus Harfags, Cap. 9, p. 82. Anders Stellen, wo Dreki als Kriegsschiff vorkommt, f. z. B. in Egil Skallgrimsen's Hólof-haus, Str. X. in der Egils-Saga, Lehnwörter Ausg. vom J. 1809, S. 442. 2) S. Hornklof in der Glyndrappa bei Snorri, p. 88. 3) Finn-Magnusson, Glossar, zum 8. Bdt. der gr. Ausg. d. Ödd. Edm. S. 218. 4) S. die Anmerk. zur Egila-Saga, p. 442. Holthorson, Lex. Island. Vol. I. p. 158: navis rostrata dracois insigni. 5) S. z. B. Hornklof bei Snorri I. c. Cap. 19, p. 95, wo die tempelähnliche Kerker (Langschiffe) tommen mit gähnenden Häuptern und gähnenden Bieren (d. h. in Schnitzwerk bestehenden und ausgemalten Bieren). 6) launde Landnámabók, p. IV. c. VII. p. 299. 7) S. Egila-Saga, Cap. 57, p. 389. 8) S. Saxo Grammaticus edid. Stephani, p. 59.

Vorfallen gehabt; denn Witiwind erzählt in der Sage von der Theilnahme der Sachsen an dem Sturze des thüringischen Königreichs durch die Franken, daß Hathagast die bei den Sachsen heilig gehaltene Fahne ergriffen, die mit dem Bildnis eines Löwen, eines Drachen und eines darüberfliegenden Adlers beschriftet gewesen, um dadurch die Wirksamkeit der Tapferkeit und der Klugheit und der Thaten an den Tag zu legen<sup>8)</sup>. Die Schlangen galten nämlich als Sinnbild der Klugheit, entweder insofern man dabei an die biblische Schlange dachte und auch das coangelische: Seid klug wie die Schlangen, in Rücksicht nahm, oder wahrscheinlicher haben die Deutschen die Drachen deshalb für das Sinnbild der Klugheit an, weil sie sich als zauberkräftige Wesen dachten, und die Weissagungsfunde ein Ausfluß der Zauberkräfte war<sup>9)</sup>; so wird der weissagende Falsin ein Mensch in Schlangengestalt, weise, d. h. weissagend, genannt<sup>10)</sup>. Das von Witiwind beschriebene Wappen ward durch das Bildnis der Königin Rathilde, der Gemahlin des Königs Heinrich I., in der Kirche zu Pöble, verewigt<sup>11)</sup>. Aber es ist nicht als sächsisches Wappen, sondern als das der teutlichen Könige, als Reichswappen, anzusehen; denn es hatten es auch die Könige aus dem fränkischen Hause, so Konrad I.<sup>12)</sup>. Kaiser Otto IV. hatte in der Schlacht gegen den König Philipp von Frankreich im J. 1215 als Fahne einen vergoldeten Adler, der über einem Drachen auf einer langen Stange hing, die auf einem Wagen aufgerichtet war<sup>13)</sup>. Eine wichtige und noch wichtigere Rolle spielt der Drache als Heerzeichen der Könige von England; vorzüglich fürstlich ward es den Sarazenen unter Richard Löwenherz. Nach den englischen Geschichtschreibern ließ Ulric, als er die Auslegung Merlin's gehört, daß Ulric jenes erscheinende Gefirn und der Drache darunter sei<sup>14)</sup>, und der größere Straßl Triburn, den Eroberer Galliens, und der kleinere sich in sechs Strahlen theilende Straßl seine Tochter bedeute, deren Söhne und Enkel Britannien's Reich, unter sieben Kleinkönige getheilt, erhalten würden, ließ Ulric zwei Drachen aus Gold fertigen, gab den einen der Kirche von Winda-

for, behielt den andern für sich in Schlachten, ward daher der britisch Ulther penderagon, englisch Ulther drake heved, Ulther Drachenhaupt, genannt, und daher kam die Fahne der englischen Könige mit dem Drachen mit goldenem Haupte<sup>15)</sup>. Sie standen in den Schlachten zwischen der Elanbarte und dem Drachen. Wenn Mathias von Westmünster diesen Brauch als schon zum J. 1016 bestehend berichtet, so kann nicht, wie man vermuthet<sup>16)</sup>, der Drache ursprünglich das Panier von der Normandie gewesen und der normännische Drache durch Wilhelm den Eroberer nach England gekommen sein, sondern der Drache ward das Wappen des Herzogthums von der Normandie<sup>17)</sup>, weil die englischen Könige diese besaßen. Wenn daher Richard Löwenherz auf seinem Kreuzzuge im J. 1191 zwei Fahnen führt, von denen die eine der Drache ist<sup>18)</sup>, so ist in diesem Drachen nicht ein besonderer normännischer Drache anzunehmen, sondern Richard führte beide nach der Sitte der ältern Könige von England. Dunkel bleibt das Verhältniß zwischen dem Drachen und dem Schußheiligen Englands, dem heiligen Georg. Doch ist wohlgeklärter, daß eben der Drache die Veranlassung gewesen, den heiligen Georg zum Schußheiligen zu wählen, und daß die Drachensahne in England früher war als der Schußheilige, der Drachensoldat. War der Drache, wie Witiwind berichtet, wirklich ein Heerzeichen (schon bei den heimischen Sachsen, so ist der Drache aller Wahrscheinlichkeit nach, mit diesen nach Britannien gewandert. Der Drache wurde von den englischen Königen vorzüglich bei verzweifelten Fällen aufgerichtet, wo es auf Tod und Leben ging, und der Drache sollte, als Niemanden verschonend, den Feinden Verderben bringen; so in den Kriegen gegen die Waliser im J. 1257<sup>19)</sup> und 1264<sup>20)</sup>, und der Drache galt als Boten des Todes<sup>21)</sup>. Vermuthlich hatten die Drachensahnen in der germanischen Welt ursprünglich dieselbe Zauberbedeutung, welche die Drachendäpfer an Kriegsschiffen hatten (s. d. Art. Drache, als Benennung einer Art Kriegsschiffe). In der Heltenlage führt Siegfried einen Drachen im Wappen, weil er einen erschlagen<sup>22)</sup>; so auch Falsolt<sup>23)</sup>, der bei Erschlagung eines Drachen Dietrich von Bern besiegt, und Sinteram thut es zum Andenten, daß Dietrich ihn aus dem Rachen des Drachen befreit<sup>24)</sup>.

8) Witiwind. Corb. Annal. Lib. I. bei Meibom, Script. T. I. p. 633. 9) Nach Wone, Gesch. d. F. 2. Zbl. E. 57, ist der Drache klug, weil sein Odem verführt. 10) Falsinall, Str. 12 (erste gr. Ausg. d. Gbd. Söld. 2. Zbl. E. 179), Str. 14 (E. 174): Rigoris mōr Falsin, aliz thik frōthan gētha. Sag du mir, Falsin: da sie dich (sich selbst) hier weissagend nennen. 11) Weib d. M. 669 sagt: Die Wesen von Ringelheim haben das Wappen der Sachsen sich zueignet; zum Beweise dient, daß die Kaiserin Rathilde, die Gemahlin des Kaisers Heinrich des Vogelfängers mit diesem Abzeichen noch jetzt in der Kirche des Klosters zu Pöble auf dem Gipsbilde gesehen werde. Aber sie hatte dieses Wappen (sicherlich als geborne Gräfin von Ringelheim, sondern als Königin von Teutland. 12) Nach Wone E. 57. Nach ihm ist das reichspräsidentliche Wappen, der Drachendäpfer, nichts anderes, als das Bild der christlich veränderten Heidenfahne. 13) Rigoris, De Gestis Philippi Augusti Franc. R. bei Pithois p. 217, 221. Guillelmus, Briton. Armorie. Philippus. Lib. XI, bei Dmf. E. 966. Chron. Flandria. Cap. 15. In beiden wird der Stabwärtwagen (carroium) und der Drache beschrieben. 14) E. den Art. Drachen in der Sitter, Helten- und anderer Sage am Ende.

15) Gervasius Tilberiens., Oda Imp. bei Leibnitz p. 935. Mathias Westmon. ad ann. 493. 16) Du Fresne a. v. Draco. (Sunt) Geminae der Kreuzzüge. B. H. E. 372. 17) Le Dragon au Due de Normandie, s. bei Estelle auf dem Schloßregister bei Du Fresne a. v. Draco. 18) Regerus Hovedenus ad ann. 1191. p. 698. 19) Henricus de Knigton ad ann. 1257. 20) Mathias Westmonasteriensis ad ann. 1264. p. 387. 21) Rishangerus ad ann. 1264. Nach Wone war der Drache auch in neuern Zeiten vor dem Stille der englischen Könige aufgerichtet. 22) Wilkins-Saga 166. 2. Zbl. E. 71. 23) Nach Odem Kaufstet. Str. 221 (E. 101 bei von der Hagen und Primmiser): führt Falsolt einen Schild, darauf einzeln gemalten Drachen, dem und seiner Rüste eine Flamme geht. 24) Wilkins-Saga, Cap. 44. 1. Zbl. E. 99—201. Cap. 166. 2. Zbl. E. 71. Auch in der römischen Heltenlage steht es nicht an Drachen im Wappen: so trägt Aeneas, Drachen von Euphrat (Euphrat) und von Golbe. Rishangerus, Berg, Sigislois, 3. 7365. E. 372. Die Stille, wo im Roman

Der König von Frankreich nahm es sehr unwillig auf, daß der Graf von Flandern eine sehr hohe Standarte, die einen Drachen trug, auf einem vierräderigen Wagen mit sich führte<sup>25)</sup>. Da der Drache ein Sinnbild des Teufels<sup>26)</sup>, und böser Geistes<sup>27)</sup> überhaupt war, so ward es gewöhnlich, daß ein Drache, als vom Kreuze besiegt, auf einer Stange, nebst den andern Fahnen bei kirchlichen Processionen vorausgetragen wurde<sup>28)</sup>.

(Ferdinand Wacher.)

DRACHEN, in der theologie, nordischen, keltischen und romanischen Götter-, Helden- und anderer Sage. Die Lindwürmer, die Vorgänger der Drachen in der keltischen Heldensage, scheinen doch nicht ganz aus reiner Dichtung in die Gedächtnisse des Sagenkreises des Heldenbuches gekommen zu sein. Teutland scheint vormals, als es weniger bebaut war, größer, jetzt nicht mehr sich hier findende, Schlangengarten gehabt zu haben. Noch im J. 1029 stieß im Rotherberge eine große Schlange, von der man sagte, daß sie einem Hund, Kämmer und Kälber verschlingen habe. Sie ward von Bauern nur vermittelt Rauches, welchen angezündetes Birkenholz und in die Flamme geworfenen Schuttpach gaben, vertrieben<sup>29)</sup>. Graf Balderich erschlug einen Drachen. Um diese That der Tapferkeit auf die Nachwelt zu bringen, ließ Bischof Reinwerk von Paderborn zu des Grafen Ehre, der des Bischofs Mutter geheiratet hatte, die Erlegung des Drachen auf eine Tapete<sup>30)</sup> malen. Der Drache war natürlich nichts als eine ungewöhnlich große Schlange, und der Waler, der erst später malte, konnte das Unthier nicht nach der Natur zeichnen, und entwarf das Bild nach der Phantasie, und so kam die Erlegung einer wirklichen Schlange als Erlegung eines sagenhaften Drachen auf die Nachwelt. Die Unterscheidung zwischen Lindwurm, Schlange ohne Flügel, und Drache, geflügelte Schlange, findet in den Sagen nicht streng statt. Zwar werden Drachen und Lindwürmer neben einander aufgeführt. So heißt es im Riede vom Hürnen Seyfried: „Da kam er in ein Gewilde, da so viel Drachen lagen, Lindwürmer, Kröten und Axttern“<sup>31)</sup> (Otttern) u. s. w. Aber vorher wird erzählt, wie

ein merkwürdiger Drache alle Tage bei einer Linde lag und Siegfried ihn erschlug<sup>32)</sup>. Im Nibelungenliede wird der Lindwurm, den Siegfried erschlugt, nicht Lindwurm, sondern Drache<sup>33)</sup> und Lind-Drache (lintrache) genannt, und ein Lindenblatt verbindet, daß der sich im Drachensblute badende Held nicht auch zwischen den Schultern hörnen (harnin) wird. Wurm, Lindwurm und Drache wird in der Wilkinen- und Niflungensage das Unthier genannt, das Siegfried erschlugt, und durch dessen Blut seine Haut dornhart wird, und gesagt, er sei so drüht gewesen, weil er den Drachen erschlagen, den die Wälinger Fasnitz nennen, und habe deshalb auf seinem Schilde, Helmblute, Banner, Sattel und Wappenstein einen gemalten Drachen, dunkelbraun oberhalb und schönroth, geführt<sup>34)</sup>. In der teinorischen Sage wird Fasnitz (Kosniz) nicht Drache, sondern Orme (Wurm, Schlange) genannt, und ist ein Mensch, der Schlangengestalt angenommen hat. Überhaupt scheint das Wort dreki (Drache) erst später nach dem Norden gekommen zu sein. Zwar finden wir die Benennung dreki (Drache) für Kriegsschiffe (s. den Art. Drache). Auch finden wir dreki (Drache) in den Kennungen unter den Ornan heiti (Schlangennennungen); aber in den Eddaliedern finden wir die Benennung Drache nur an einer Stelle, welche sich aber als christliches Anhängel beurtundet, und in einem andern Liede, welches zwar unter Eddaliedern steht, aber von einem Christen in einem christlichen und heidnischen vermischtenden Geiste gesungen ist. Das Anhängel bildet den Schluß der Völuspá, nach der ebenfalls später angehängten Strophe, welche auf Christus zielt, ohne ihn jedoch zu nennen, nämlich auf die Strophe: „Da kommt der mächtige zum Götter-Gerichte (großen Gerichte), der gewaltige von Öden, der, der über alles waltet, fällt die Urtsel, und legt Streifschien, setzt heilige Schicksale (oder die Sehkraft des heiligen Friedens), die, die dauern sollen“, folgt die Strophe: „Da kommt der dunkle Drache fliegend, die schillernde Ratter von Unten heraus aus dem Rida-Gebrige (Gebrige der Finsteris), trägt in seinen Federn — fliegt über das Feld — Nibbaugr Leichen“<sup>35)</sup>. Diese Strophe fällt also unter dem Bilde des Drachen dar, wie der Satan Reckname zum jüngsten Gerichte herbeibringt. Die zweite Stelle, wo in den Eddaliedern Drachen vorkommen, ist das mit

de Garin ein Drache als Fahne vorkommt, s. bei Du Fresne u. v. *Draco*.

25) Chronicon Andree, p. 491. 26) *Augustinus*, *Ham.* 26. 27) *Psalm*. 73. 28) *Consuetudines Floriacensis* *Conuobii*, woraus die betreffenden Stellen sich bei Du Fresne u. v. *Draco* finden. *Beatus*, de *Dirin*. *Offic.* C. 123. *Durandus*, *Ration*. L. VI. C. 89. No. 12. C. 102. No. 9. Kirchliche Bedeutung haben wol auch die Dredentträger, die Papst Polych dem Kaiser Friedrich V. entsandte; er (sonst nämlich Bajulos, Ceroostarios (Sichtträger), Biurostros (Kreuzträger), Aquiliferos, Leoniferos, Lupiferos, Draconarios, Candidatos, Vestimentarios, Stratores und die größte Menge Bösewichter, Dämonen und Psalmen. *Chron.* S. *Monast. Casin.* Lib. IV. Cap. 37 bei *Muratorii*, *Scriptor.* *Rer. Ital.* T. IV. p. 315. Vgl. die Ausmerkungen darunter.

1) *Annales Corbelenenses* ed. *Paulini*, *Rer. et Antiq. Germanic.* *Synagoga*. p. 385. 2) *Dorselle*, s. *Vita Meinweri*. Cap. 39, bei *Leibnitz*, *Scriptor.* T. I. p. 541. 3) *Hürnen Seyfried*, *Str.* 3. bei v. d. Hagen und *Primmisser*, *Der Heldens Buch* in der *Ursprache*, S. 3.

4) *Str.* 6, 7, 8, 3. 5) *trache*, Nibelungenlied 3. 3611 v. d. Hagen'schen Ausgabe von 1816. S. 98. 6) 3. 410. S. 13. 3. 3610. S. 96; *lintrache* zusammengekommen aus *lin-trache* (Lind-Drache). Nach von der Hagen führt die richtige Ableitung auf das Stammwort *linda*, isl. und schwed. *linda*; aber auch dieses kommt von *lind* (Linde), weil das ursprünglichste Bindungsmittel *Balk* war, weshalb auch ein *Wespänge*, *Wärter*, *Lind* heißt. Wenn die *Lindbrachen* auch nach andern Sagen unter *Linden* haufen, so haben sie sich doch nicht im Stammworte geirrt, wenn auch *Lindbrache* die Bedeutungen von *Lind-Drache* (umfliegender Drache) gehabt haben sollte. 7) *Wilkinen* = *Niflungensage*. *Cap.* 146 v. d. Hagen'sche Übersetzung. 2. *Abt.* C. 31—33. *Cap.* 166. S. 71. 8) Hierauf folgt die Schlüsselfolge, nach der *Lin* (Linde), *Rida* (Lied) und *Wald* (Lied) sind, nämlich bei *Wald*, nach der andern: „*Rin* muß er *Wald*“, nämlich der Drache.

Unrecht unter den Eddaliedern stehende Sölarloðh, welches die Geschichte eines Drachen enthält, und wovon die 14. Strophe lautet: „Von Westen sah ich fliegen der Hoffnung Drachen (vonar dreka), und bahnen der Schlupfrigkeit Weg“; sie schüttelten die Schwingen so weit, mit deuchte zu verspringen der Boden und Himmel.“ Nach der geschichtlichen Auslegung sind hier unter den Drachen nicht böse Geister, sondern unruhige, parteiliche, verdächtige Isländer zu verstehen, die dem Könige Halon den Weg zur Herrschaft Islands bahnten<sup>11)</sup>. Da der Name Drachen, wiewol die Schlangen, vorzüglich die Widgarðsclange, in der nordischen Mythologie eine so wichtige Rolle spielen, in den Eddaliedern sonst nicht vorkommt, so läßt sich schließen, daß er nur erst mit dem christlichen Glauben und der christlichen Gelehrsamkeit nach dem Norden gekommen ist. Auch in Teutschland sind die Drachen als die Erben der Lindwürme anzusehen, und so eins geworden, daß die Ungeheuer, mit welchen die Reden der Helensage und die Ritter der romanischen Ritterfagen kampfen, an manchen Stellen blos Würme, an andern blos Drachen genannt werden. Wird blos die Benennung Wurm gebraucht, die Benennung Drache nicht, so wird darunter doch ein Drache verstanden. So braucht Birnt von Grauensberg im Wigalois, den Ritter mit dem Rabe<sup>12)</sup>, in der berühmten Beschreibung blos den Ausdruck Wurm, und beschreibt einen Drachen. Die Beschreibung kann als Musterbild eines Drachen gelten. Wir wollen sie daher wählen und mit andern Beschreibungen in den Annalen vergleichen. Des Wurm's Haupt war ohne Maßen groß, schwarz<sup>13)</sup>, rauh, sein Schnabel, blos, eine Klafter lang<sup>14)</sup>, wol eisenhart, vorgelegt<sup>15)</sup>, und schneit wie ein meugelschiffener Speer. In seinem Miel (Rachen) hatte er lange Zähne, wie ein Schwein<sup>16)</sup>, breite Schuppen, harnia (Hörner aus Horn<sup>17)</sup>) waren

an ihm überall. Von dem Haupte abwärts<sup>18)</sup> stand auf ihm ein scharfer Grat (grätenartige Erhöhung), wie der Krokobil hat, wenn er die Kiele zerpalte<sup>19)</sup>. Der Wurm hatte nach Wurm's Seite einen langen Balg (Schwanz), damit hatte er gefangen vier Ritter, die er vor dem Walde nahm. Kaum hatten sie ihr Leben. Der Balg war um sie gegeben wol mit drei Falten (hatte sie dreimal umschlungen<sup>20)</sup>). Einen Kamm<sup>21)</sup> hatte er wie ein Hahn, nur daß er ungelüfte war. Sein Bauch war grün wie ein Gras, die Augen roth, seine Seiten gelb. Der Wurm, der war sinwel (walzenförmig) wie eine Kerge, nach Unten zu<sup>22)</sup>. Sein scharfer Grat (grätenartige Erhöhung auf dem Rücken) war fahl. Zwei Ohren hatte er, wie ein Maulthier. Sein Athem fahl, denn er war faul, schlimmer als ein Tod, das lange liegt<sup>23)</sup>.

18) hin zu tal. 19) Im Wolfbüch (alte Ausg. des Heidenb. Bl. 113. S. 2) heißt es von den Wüermen: „Der Grax (Grat) war oben gar hart und außer der Waßen (schmal), eine Schneide recht als ein Bart (Heubarte) über dem Rücken zu Thal.“ 20) Mit dem Balge (Schwanz) fest und trägt auch der Wurm im Wolfbüch diesen (bei Kaspar v. d. A. von Str. 234. S. 45). Der Schwanz des Wurm's war überdies noch sehr geföhrt, da er einen „Knäppl“ hatte, mit dem er, wenn er den Schwanz schwang, Feuer aus Strichen schlug. Wolfbüch (alte Ausg.) ihm als im Wolfbüch (alte Ausg. Bl. 113. S. 1 und 2). So auch im böhrnen Siegfried (Str. 145. S. 11) sieht der Drache mit dem Schwanz und schlägt Eingekerkel oft herein, dieser aber springt aus der Schlinge. Nicht blos im Schwanz trugen die Drachen die Ritter fest, sie ihren Augen zu bringen, sondern auch im Munde; so in Dietrich und seinen Gefellen (Str. 49. S. 149) der Wurm, den Ritter Heirich, den Hildebrand befreit, und in der Wiltzins-Saga (Cap. 44. 1. Zpt. S. 199—201) der Drache, den Ritter Eintram, den Dietrich von Bern und Balow befreien. 21) Bgl. den Holschicht zu Wolfbüch (alte Ausg. des Heidenb. Bl. 66. S. 2. Bl. 112. S. 1. 22) hin zu tal. 23) Im Wolfbüch (alte Ausg. des Heidenb. Bl. 112. S. 1): „Sein ungeschworen Athem ihm also sehr fahl.“ Vollender war das Ungemach für die man ihnen kämpfenden Seiten noch dadurch, daß auch Feuerluft aus den Höhlen der Drachen brach; so in Dietrich und seinen Gefellen (Str. 49. S. 149): „Ein Gloch (Glüh, Glüh) dem Wurm aus dem Halse brach, das war des Wurm's Ungemach.“ Im böhrnen Siegfried (Str. 139. S. 11) muß dieser die große Hitze fliehen, die er vom Drachen leidet, die vor ihm her treiben die blauen und roten Flammen. Im Tristan des Wolfbüch von Straburg (bei Müller Str. 65) wirft der Heilige Drache aus seinem Rachen Flamme und Wind, wie der Teufel Kinder, und geht das Ross mit Feuer und Feuer an. Den verpesteten Athem hat die Heidenfage mit der Legende des heiligen Georgius gemein (f. Lombardiana historia, quae a piatinoque Aurea Legenda sanctorum appellatur. Vol. 56. De St. Georgio). Die Legende mag allerdings auf die Auflösung der Drachenfage in Teutschland gewirkt haben. Auch die griechischen und römischen Dichter und andere Schriftsteller haben das Thier gethan, theils unmittelbar, theils und noch mehr vermittelst der romanischen Dichtwerke. Dieses erzählt deutlich, wenn Birnt von Grauensberg (3. 4956) den großen Drachen, den Wigalois erlegt, Phoson nennt, welches offenbar auf die Auflösung der Drachenfage in Teutschland hinweist.

9) Nom. drekar, Einzahl dreki. 10) Oc sella glaavalle gen, kann auch übersezt werden: nehmen den Weg zur glänzenden Macht, oder böhnen den Weg des glänzenden Fürsten (den glänzenden Fürsten). 11) S. die vorige Anmerk. und die umständliche geschichtliche Auslegung in den Annalen zum Sölar-loðh (gr. Ausg. d. Edd. Sam.). 1. Zpt. S. 385. Nr. 75. 12) Herausgegeben von Benede, S. 187, 188. 13) In Dietrich und seine Gefellen in Kaspar von der Werra's Heidenbuch, Str. 48 (bei v. d. Hagen und Primmier Str. 149) heißt es von dem Wurm, mit dem der Berner kämpft: „Sein Kopf war rauh und schwarz.“ 14) In Dietrich und seine Gefellen (Str. 48) wird die Länge des großen Wurm's auf 80 Ellen angegeben. 15) Bgl. die Abbildungen des Wurm's im Wolfbüch in der Holschicht in der alten Ausgabe des Heidenbuchs vom J. 1566. Bl. 72. S. 2. 16) Wolfbüch in der alten Ausg. des Heidenbuchs, Bl. 113. S. 2 heißt es von den Wüermen: „Sie hatten Zähne wie ein Gieschwärmer, eisenhart vor ihrem Mund, sie mochten nicht größer sein.“ 17) In Dietrich und seine Gefellen (Str. 48. S. 149) heißt es von einem Wurm, mit dem der Berner kämpft: „Hörner (hörnen) war ihm sein Rücken,“ und im Wolfbüch von dem Wurm, den dieser erlegt (Str. 235. S. 45): „Der Wurm that heirichlich, hörnen war im sein Dach, das Speer that auf ihm weichen, zu manchem Stuck es zerbrach. Gleichlich im Höhrnen Siegfried (Str. 9. 10. S. 8, 4) wird Holz auf die Wurm, selbst das Holz an, zerbricht die Wurm, das Horn der Wurm begann zu weichen u. f. w.“ Bgl. Str. 146. S. 11.

an ihm überall. Von dem Haupte abwärts<sup>18)</sup> stand auf ihm ein scharfer Grat (grätenartige Erhöhung), wie der Krokobil hat, wenn er die Kiele zerpalte<sup>19)</sup>. Der Wurm hatte nach Wurm's Seite einen langen Balg (Schwanz), damit hatte er gefangen vier Ritter, die er vor dem Walde nahm. Kaum hatten sie ihr Leben. Der Balg war um sie gegeben wol mit drei Falten (hatte sie dreimal umschlungen<sup>20)</sup>). Einen Kamm<sup>21)</sup> hatte er wie ein Hahn, nur daß er ungelüfte war. Sein Bauch war grün wie ein Gras, die Augen roth, seine Seiten gelb. Der Wurm, der war sinwel (walzenförmig) wie eine Kerge, nach Unten zu<sup>22)</sup>. Sein scharfer Grat (grätenartige Erhöhung auf dem Rücken) war fahl. Zwei Ohren hatte er, wie ein Maulthier. Sein Athem fahl, denn er war faul, schlimmer als ein Tod, das lange liegt<sup>23)</sup>.

Auch hatte er wie ein Greif Füße<sup>24)</sup>, die waren rauch wie ein Bär. Zwei schöne Fittige<sup>25)</sup> hatte er, gleich eines Phawen Gefieder. Sein Hals war ihm niedergebogen auf das grüne Gras. Sein Drossel (Schlund) gar von Knorren war, wie eines Steinbockes Horn<sup>26)</sup>. Hierzu fügen wir noch die Zunge des Drachen, die in der Nitter-sage eine wichtige Rolle spielt, da der, welcher den Drachen erlegte, sie ausschneidet, zum Beweis, daß er den Drachen erlegt und kein Anderer. So in Aistrian. Aus dem Drachen strömte, wenn sie erschlagen wurden, mit dem Blute Gift<sup>27)</sup>. Die Waffen härte man in Gift<sup>28)</sup>.

Schlange Gift speit. Hymniquida, Str. 28. S. 133. S. auch den Art. Hölslang.

24) Diese dienten zugleich als furchtbare Waffen: so im Wolf-dietrich (Bl. 115. S. 2) beugen die gewulsten Klauen der Würme Wolfdietrich in große Rott. In Dietrich und sein Gefolge (Str. 50. S. 149) greift der Mann in Hildebrands Schild mit den Klauen, daß er haßt. In Dietrich's von Eversburg Aistrian (S. 65) führt der Drache mit sich in den Kampf heißer Rauch und Dampf, nach andere Strater (Aesthetik) an Böden und Gräben, die waren geöffnen ist (hart und „was“ (hart), noch „wahrer“ (schärfer) als ein „scharres“ (Schermesser). Der in seinem Rachen einen Mann tragende Drache in der Wilsina-Saga (Cap. 44. 1. Bd. S. 199) hatte starke Klauen und daran scharfe und lange Krallen; sein Schnabel war ungeheuer und scharflich; er floß nach über die Erde hin, und wo er sie war mit seinen Krallen berührte, da war es, als wenn mit dem härtesten Eisen geschnitten wäre.

25) Daß der Drache Flügel hat, wird vom Dichter der Wölfskinder die Beschreibung wegen angegeben, denn er macht im Verlaufe der Erzählung seinen Gebrauch davon. Die Drachen mochten vorzüglich keinen Gebrauch vom Fliegen, wenn sie schwer waren. So in B. war es dem Drachen in der Wilsina-Saga (a. a. O.), wieviel er groß und stark war, doch über seine Kraft, einen Mann mit Wasser zu tragen, und vermochte nicht in die Luft zu fliegen, und auch nicht sich zu wehren, wie wenn er lebig gewesen wäre. Der Drache im bören Siegfried (Str. 18, 19. S. 4) fliegt mit Schirmhüten fort, schwang sich in die Lüfte hoch gegen die Wolken, und führt sie auf ein Gebirg auf einen großen Felsen. Vorzüglich mochten die Drachen vom Fliegen Gebrauch, die auf Draconenklauen wohnen; auch nehmen sie gern die Flucht durch Flugschwärme. So fliegen, als Siegfried mit dem alten Drachen auf dem Draconenfliegen sich, die andern Drachen, die jener mitgebracht, ihre Strasse, welcher sie gefolgt waren (hören Siegfried Str. 148. S. 11). Fliegender Drache (a. W. Wilsina-Saga 318. S. 25, allerlei Thiere: Löwen, Bären und große fliegende Drachen) ist wol nicht als Gegenstand so zu nehmen, als wenn es Drachen in der tierischen Welt ohne Flügel gegeben, sondern ein fliegender Drache wird der Drache wol genannt, wenn er Gebrauch von seinen Flügeln macht, und hier in der Wilsina-Saga werden die Drachen wol als fliegende bezeichnet, im Gegensatz zu den Löwen und Bären, welche nicht fliegen. Doch kann auch in der Heldenlage ein Gegenstand angenommen sein, nämlich so, daß Drache ihre Schlangen mit Flügeln best, und ein fliegender Drache eine Schlange mit Flügeln und Widgata. Ein zweifelhafte, ungeschlagene Drachen beschreibt Leinus Vincent, Wandertouren der Natur (in Amsterdam 1706). Tom. II. p. 197, 198.

26) Der Hals der Würme im Wolfdietrich Bl. 115. S. 2 ist recht wie ein Widderthorn.

27) Wolfdietrich der Rasper von der Rora Str. 46. S. 46. 28) So wird dem Siegfried's Schwert in der Wilsina-Saga (Cap. 39. S. 87 bei den drei Fagen) gesagt: „Das scharfe Schwert, das im Gifte (i. e. wasser) getränkt war.“ Bgl. Brot. Of Brynhildr-Quido II. Str. 19 (gr. Ausg. der Edd. Salm. 2. Bbl. S. 255. S. auch kommt in der Hovnarar-Saga Cap. 5 die scharfe Schwertschneide (Widderthorn, Widderthorn) getränkt in Gifte vor. Auf das Gift, mit dem die Schwertschneide getränkt

Daher spielen in der Heldenlage in oder mit Drachenblute gehörte goldene Panzer als die besten die größte Rolle, da sie kein Schwert zerhauen konnte<sup>29)</sup>. Hieraus wird erklärlich, wie Siegfried durch das Bad im Drachenblute<sup>30)</sup>, oder dadurch, daß er sich mit dem Drachenblute bestrich, so hart ward, daß er unermundbar war<sup>31)</sup>. Um das Horn an dem bören Siegfried deutlicher zu erklären, wird er nach der Sage im bören Siegfried dadurch hören, daß er sich mit der Flüssigkeit bestrich, die entstanden, als das Horn der von ihm verbrannten Würme zerweicht<sup>32)</sup>. Ähnlich wie die Bewölke in Wölfe verwandelte Menschen waren, waren auch die Drachen keine reinen Thiere. So wird im bören Siegfried der Drache, der Schirmhüten auf seinen hohlen Stein getragen hat, an einem Pfertage zu einem Manne, sagt, daß er nach fünf Jahren und einem Tage wieder zum Mann und Schirmhüten sein Weib, und dadurch der Hölle verfallen werde<sup>33)</sup>. Dieser Menschenraub geschah also aus Liebe, während die andern Menschenraube durch die Drachen geschehen, um die geraubten ihren Kindern zur Speise zu bringen. So z. B. im Dietrich und seine Gefolge<sup>34)</sup>, und im Hugdietrich<sup>35)</sup>. So auch nähern, nach der Wölfs-sage bei Gervasius von Tilbury, die Drachen ihre Jungen mit dem Flusse geraubter Menschen, können sich in Menschen verwandeln, und kommen so auf den Markt. Auch rauben die Drachen sügende Weiber, bringen sie in ihre großen Paläste in Höhlen der Flüsse, wo sie mit ihren Weibern und Kindern wohnen, und lassen durch die geraubten irischen Weiber ihre Kinder säugen. Die Menschen lehren nach sieben Jahren auf die Erde zu den Thieren zurück. Um an den Ufern der Flüsse badende Weiber und Knaben anzulocken, erscheinen die Drachen bald in Gestalt von Löwen (schwimmenden goldenen Ringen oder Beckern. Während jene diese zu fangen wünschen, werden sie plötzlich in die Tiefe gerissen<sup>36)</sup>. Nach den teuts

warten, sollen wol auch die Schlangendrache auf den Schwertschlingen anspielen. S. Hega-Quida Haddinga-Skuta Str. 9. Bbl. Edm. 2. Bbl. S. 34. Ret. 1. Bgl. S. 34. Bgl. Str. 9. Bgl. Str. 1. Bbl. 2. Bbl. S. 99.

29) S. Harna Siegfried Str. 70. S. 7. Eden Kuf-sahrt Str. 24. S. 77. Str. 91. S. 85. Niffi Eigenet Str. 70. S. 125. Laurin bei Nyerp., Sym. ad lit. Teut. p. 6. Konrad von Würzburg, trojan. Krieg, 3. 8801 (bei Möller S. 28) singt, daß ein Holsberg (Harnisch) und Heien (Panzerhosen) von dem Weiler aller Schilde durch Bruch getränkt gewesen in eines Drachen Unschlitt, gemischt mit der Galle. Diese Kraft, als dem Draconenblut, schrieb man auch dem Salamanderblut zu. S. F. Fischer, Quid Sigfridus cornu colat, Nibelungorum Thesauri et Tarentulorum arum abdi veli (Jena 1820), p. 13. 50) Nach dem Wilsinigen a. a. O. 51) Nach der Wilsina-Saga.

52) S. Harna Siegfried Str. 22. S. 4. Str. 27, 28. S. 4. S. 24) Str. 40. S. 149. 55) Str. 112. S. 1. 56) Gervasius Tilberienis, Otia Imperial. Tert. Decis. Cap. 85 bei Leibnitz, Script. T. I. p. 987, 988. Er erzählt unbeschädigt die Geschichte einer Frau, die an dem Ufer der Rhone gewalden und geraubt worden war, als zum der jungen Drachen gebiet, nach sieben Jahren auf die Erde zu den Thieren zurückgeführt, und den Drachen, der in Wilsinigenhülle auf dem Markte von Brauca caire erschienen, gesprochen habe. S. mehr bemerkenswerthe Reminiscenzen in dieser Sage bei Alderius selbst, sowie auch von

sehen Kiedern, aus welchen die *Wifkina-Saga* schöpft, beschwört *Asclacia* durch Zauberkunst zu sich allerlei Thiere, Löwen und Bären und fliegende Drachen, jähmt sie, bis sie ihr gehorchen und sie gegen ihre Feinde bekämpfen konnte. Ihr Heer gliedert dem bösen Feinde selbst, und sie selbst erscheint, wie er, ein fliegender Drache. In der Schlacht des Königs *Hermil* von *Wifkina*land gegen den König *Jung* fliegen die Drachen über dessen Heer und geben mit ihren Klauen und Rachen den Männern den Tod, und sie selbst auch kämpft als fliegender Drache mit Klauen und Rachen<sup>37)</sup>. Nach der britischen oder walisischen Mythologie heißt darum *Hu* der Drachenregent der Welt und das wunderbare Drachenhaupt (*Uihyr* *Pea-dragon*), weil er mit der mit Korn beladenen und von Schlangen in die Höhe gehaltenen Kyb oder Arche durch die schrecklichen Wasser drang. Auch heißt er selbst Drache und *Hu* mit den ausgebreiteten Flügeln<sup>38)</sup>. Zur Verständniß dieser Sage muß man hinzudenken, daß *Hu*, der auch Zauberer genannt wird, durch Zauberkunst Drachen gedämmt, und selbst auch die Gestalt eines Drachen angenommen. In der Sage von *Mertin* umschlingt dieser aus zwei aus einem stehenden Wasser fliegenden Drachen, von denen der rothe die Dritten, der weiße die Sachsen bezeichnet, und die Wessigung wohl erfüllt, als durch *Aurelius* *Ambrosius* Vortigern nebst Hengst und andern Sachsen erschlagen wird. Bei des *Ambrosius* Tode erscheint ein Stern mit wunderschönem und großem Strahl. Am Strahl ist eine feurige Kugel, ähnlich wie ein Drache ausgebreitet. Aus seinem Rachen gehen zwei Strahlen, einer hinüber nach Gallien, der andere nach Irland. *Mertin* deutet den Stern und den Drachen darunter als *Uihyr*, und den nach Gallien gehenden Strahl als *Artus*<sup>39)</sup> u. s. w. Vorzüglich war die Phantasie thätig, in der Himmelserscheinung der fliegenden Feuerkugeln Drachen zu erblicken, und sie werden in den Zeitbüchern als Unglück verkündende Wunderzeichen aufgeführt; so z. B. hier vor großer theurer Zeit, Sterben und heilig Feuer (höbarte Kose), ein großer Drache flog in der Luft<sup>40)</sup>; oder anderwärts: ein großer Drache

ging mit ungeheuerem Krachten von Norden nach Osten schreckte alle Menschen, die ihn in Gallien sahen; das folgende Jahr kommt König *Robert* nach Burgund mit großem Heere<sup>41)</sup>. (*Ferdinand Wächter.*)

**DRACHEN** (*Heraltik*). Unter den emblematischen Figuren in den Wappen kommt auch der mythische Drache vor und zwar auf verschiedene Weise: 1) mit erhobenen Flügeln; ohne Flügel heißt er *Einwurm* (*draco non alatus*); 2) mit Flügeln, ohne Füße; geflügelte Drachenschlange (*serpens alatus*); 3) Kopf und Flügel hängen lassend, der bezwungene Drache (*draco victus, abatu*); 4) mit ausgebreiteter Zunge (*linguatus*); 5) Schnabel und Füße bewaffnet (*armatus*); 6) mit über oder unter sich gewundenem Schwanz; 7) mit Stachelschwanz; 8) mit einem Fischschwanz, Seesdrache. In dem königlich-portugiesischen Wappen erscheint auf dem gekrönten Helm ein wachsender goldener Drache, und die Schildhalter sind zwei geflügelte Drachenschlangen mit Fahnen. Angesehlt soll dadurch die Schlange angedeutet worden sein, welche *Moses* in der Wüste erhob<sup>42)</sup>.

Drachenhaut, f. *Dracenaena*.

**DRACHENFELS**, ein ehemaliges, jetzt in Trümmern liegendes Schloss, auf einer der sieben Spigen des Siebengebirges, deren steile Porphyrfelsen, 835 Fuß über den Spiegel des Rheins erhoben, die Wellen des Rheins bespülen und zum Theil von dem Städtchen Königswinter umgeben werden. Aus dem großen Steinbruche, der jetzt noch durch Hunderte von Arbeitern belebt wird, ist der Dom zu Köln erbaut und wo die Erzbischöfe mit dem damaligen Burggrafen von Drachenfels in den J. 1306 und 1347 Verträge deswegen abschlossen, weshalb man noch bis jetzt denselben den Dombruch nennt. Von dem Schloß ist nur außer einigen wenigen Ruinen ein 70 Fuß hoher, vierediger Thurm übrig, der aus lauter Quadern, die mit Facetten behauen sind, errichtet worden ist. Auch noch ein kleiner runder Thurm, über einer Felsenplatte, wo, wie die Sage lautet, der Drache gebauet haben soll, von dem das Schloß den Namen erhalten hat. Eine Sage, die von allen den Schlossern dieses Namens erzählt wird. Neben den Ruinen befinden sich in neuerer Zeit die bekannten Dramatiker zweier im Kampfe ge-

den Drachen, welche häufig bei heilen Röhren in Menschengestalt in den Thüren der Höhle unter dem Felsen des Schloßes *Taraxos* erschienen, wo zur Zeit der heiligen Marien, der Götterumbrüst, die Schlange von *Taraxos* gewesen war.

37) *E. das Röhren* in der *Wifkina-Saga*, Cap. 223—231. 38) *Dr. 25—32.* 39) *Mont. Welt. des Heidenthums* im abendlichen Europa, 2. Thl. S. 439—449. Nach dieser Deutung schwebt *Hu* weil als betrachtender Geist über den Wässern, und ist Schlangenkopf und Drachenhaupt, weil er Schlachtthat ist. 39) *Cervasiu Tiberiemia*, Ot. Imp. II. *Vecla*. Cap. XVII. p. 335. 40) *Stadt twig's Ghr. bei Leibnitz*. *Scripta*. T. III. Der Volksglaube, daß der fliegende Drache dem Hause, in dessen Schornstein er einsetzt, Geld bringe, hat wol seinen tiefsten Ursprung darin, daß man in solchen Erscheinungen Vorboten der zukünftigen Willkür anahm, wiewol der plumpere Aberglaube das Geld durch den Trufel in Drachengestalt bringen; oder wünschener, den Drachen ließ man Geld bringen, weil man glaubte, daß Schlangen auf dem Weide liegen und es bewachten; so heißt, ein Mensch, der sich in eine Schlange verwandelt; so *Qui*, der Jener Erdrüber, der die heißen Hände abgeben waren, sich mit seinen zwei Rissen Gold ins Meer wirft und in eine Schlange

verwandelt, auf den Schlangen liegt und manchmal erscheint (*Jönwikinga-Saga*. *Olaf* S. *Tryggvasonar*, *Stalholder* *Ausg.* I. S. 185). Der Glaube, daß Drachen Schätze bewachten, den man zuweilen auch bei den Angelsachsen, und auch bei den Römern, Griechen, Persern und mehreren Völkern findet (f. *Jenn. Mag. anuffen* *g. Ausg.* der *Edm. Elm.* 2. Thl. S. 922. S. 2. Thl. S. 334). Dieser Glaube hat wol darin seinen Grund, daß man bei Nachtzeiten nach Schätzen große Schlangen in den Höhlen fand, das Weiterleben erschreckt anfing, und nun sagte, ein Drache bewache das Schatz. Sah man dann eine Feuerkugel fliegen, die die Phantasie in einem Drachen umschloß, verzogte die Feuerkugel über einem Hause, so glaubte man dann, der Drache sei drüber gestanden und habe dem Besitzer des Hauses Geld abbracht von seinen Schätzen. Da alles unheimlich später in Trübsinn umgeschien war, so trat der Trufel an das Geld bewachenden Drachen ein.

41) *Glober Redolph*, *Hist. Lib. II.* Cap. 8 bei *Pitheous*, *Hist. Franc.* p. 18.



gen die Franzosen gefallenen Deutschen. Die Erbauung von Drachenfels wird dem Erzbischof von Köln, Friedrich I. im J. 1117 zugeschrieben, der ebenfalls der Urheber von dem nicht weit entfernten Schlosse Wollenburg und von dem am linken Rheinufer liegenden Schlosse Nollendeburg gewesen sein soll. Der Erzbischof Arnold übergab Drachenfels im J. 1138 mit Bewilligung des Domstifts und der Pfalzgrafen dem Proppel Gerhard von Bonn, welche Übertragung der Papst bestätigte. Das Stift gab es als ein Erbkönig dem Bischof Adelbert von Bonn im J. 1149, der 100 Mark Silber dafür bezahlte. Dieser scheint der Stammvater der nachmaligen Burggrafen von Drachenfels gewesen zu sein, aus denen sich Heinrich von Drachenfels als ein tapferer Ritter auszeichnet, der im J. 1288 bei der vorröngigen Schlacht, wo er der Anführer des Heerhaufens des Erzbischofs von Köln war, in der Gefangenschaft des Grafen von Nollendeburg geriet. Sein Sohn Rüdiger von Drachenfels gestattete Gottfried von Heinsberg und Blankenberg nur dann das Pfandrecht in diesem Schlosse, wenn das Erbkönig Köln nicht das nämliche verlangte (am 2. Nov. 1315). Godbert von Drachenfels unterstützte den Erzbischof von Köln in seinen Kriegen gegen die Grafen von Jülich mit einem solchen Aufwande, daß, als im J. 1388 die Unkosten wieder ersetzt werden sollten, nicht soviel Geld vorhanden war, so daß erst im J. 1425 der Burggraf durch das Schloß und Amt Wollenburg, das Städtchen Königswinter mit dem kleinen Dorf Jettendebach als eine Pfandtschaft beschriebig werden konnte. Einer der letzten Besitzer Nikolaus von Drachenfels war in Ungnade des Erzbischofs Hermann IV. von Köln gefallen und mußte sein Schloß und das Erbkönig verlassen. Seine Schwester Apollonia, an Otto Walpott von Sudenau verheiratet, der dadurch Antheil an dem Schlosse Drachenfels hatte, hinterließ einen Sohn, der sich darauf in den Besitz des Antheils seines verbannten Oheims setzte. Als Nikolaus später mit dem Erzbischofe sich wieder versöhnt hatte, versagte ihm sein Neffe den Eintritt in seine Schlösser und ersagte ihn sogar. Der Erzbischof, hierüber erzürnt, belagerte und eroberte am 3. Nov. 1493 Drachenfels und Wollenburg, und behielt sie unter seiner Vormundschaft. Nach dem Tode des Erzbischofs Hermann kam ein Vergleich mit dem Erbkönig und den Brüdern des entlassenen Nikolaus, Johann und Heinrich von Drachenfels, zu Stande (1508), worin das Schloß und die Burggrafschaft Drachenfels nebst der Pfandtschaft Wollenburg und Königswinter diesen beiden wieder eingeräumt wurde. Johann und Heinrich von Drachenfels starben aber in den J. 1503 und 1530 ohne Kinder, und ihre Besitzungen kamen an ihre Erben, den Walpotten von Sudenau und denen von Nollendeburg. Während dieser Zeit wurde das Schloß in der sogenannten Sickingen'schen Fehde von den Bundesherren, den Kurfürsten von Trier und Pfalz und dem Landgrafen Philipp von Hessen durch ihren Heilshauptmann Siegmund von Boyneburg zu Stiefels belagert und durch Capitulation eingenommen (5. Mai 1523). Nachdem das Gefeld herausgeschafft und die vorgefundnen 200 Mtr. Mehl und 50 Fässer Wein den

drei Fährlein Landesherren als Beute überlassen war, wurde das Schloß ausgebrannt. Doch mußte es wieder bald hergestell't sein, indem der Herzog Kasimir von Zweibrücken, als Fährherr des Kurfürsten Gebhard von Köln, gegen den Grafen Salentin von Jfenburg, der die Truppen des Domstifts befehligte, das Schloß Drachenfels und das Städtchen Königswinter belagerte. Nachdem der Herzog Kasimir drei Mal vergeblich gekämpft hatte, mußte er sich mit großem Verlus'te zurückziehen, da er von dem Befehlshaber des Schlosses im Rücken angegriffen wurde (1583). Die Walpotten von Sudenau besaßen nun die ganze Burggrafschaft Drachenfels, nachdem dieselben die andere Hälfte von den Herren von Grop. Nollendeburg durch einen Vertrag erhalten hatten. Zu Ende des 18. Jahrh. (1792) kam diese Besitzung durch eine Erbschlichter dieser Walpott'schen Linie an den kurlönlischen Konferenzminister Oberappellations-Gerichtspräsidenten, Oberamtmann zu Godesberg und Director der Ritterschaft, den Freiherrn Clemens August von Porst-Lombard, der den Namen Sudenau annahm. Als aber das linke Rheinufer seit dem J. 1803 an Frankreich abgetreten wurde, wo der größte Theil der Burggrafschaft lag, als die Dörfer Pissenheim, Berkum, Oberbachum, Kuffhoven, Zelligsdorf, Biessem und Gimmersdorf, so übergab der Freiherr Clemens August an seinen ältesten Sohn, den Freiherrn Max Friedrich von Porst-Lombard-Sudenau, ehemaligen kurlönlischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsrath, den auf dem rechten Ufer des Rheins gelegenen Theil der Burggrafschaft, als: die Berge mit den Ruinen Drachenfels und Wollenburg, den dazu gehörigen beträchtlichen Wäldungen und Weingärten, das Dorf Jettendebach und die Pfandrechte an Königswinter, welche nun unter nachau-weilburg'sche Hoheit gekommen war. Einige Jahre später, als dieser Landesbistric't an das neugegründete Großherzogthum Berg abgetreten und der Großherzog Joachim die Pfandgerechtsame an Königswinter ohne Ersatz dem Besitzer wegnahm, so verkaufte derselbe diese Besitzungen an die Brüder Schöfer und behielt sich nur die Ruinen der Schlösser Drachenfels und Wollenburg nebst der Jagdarechtsame im Siebengebirge vor. Der Freiherr Max Friedrich von Sudenau ging nach Österreich, wo er l. t. Kammerherr wurde und wo sein Bruder Karl, Freiherr von Sudenau, l. t. Generalfeldmarschall-Lieutenant und Kammerherr des Erzherzogs Karl ist, und kaufte sich in Wärdern mit einigen Herrschaften an \*).

(Albert Frh. von Boyneburg-Lengsfeld.)

**DRACHENHÖHLE** von Dementina (Lzierna Hala, schwarze Höhle), eine der bekanntesten Kalksteinhöhlen der Karpathen im lipstauer Comitau, von welcher Saxtori (Naturwunder des österreichischen Kaiserthums. II, 165) und Andere Beschreibungen geliefert haben, die wir aber neuerdings durch mehr aufmerksame Beobachter, namentlich von Eybow (Reise nach den Beskiden und Central-Karpathen. S. 310) kennen gelernt haben. Die

\*) Mering, Geschichte der Burgen, Mittergüter, Klostern und Klöster in den Rheinländern (Köln 1838). I. Hft. S. 24.

Höhle liegt in einem rauhgrauen Kalksteine, dessen Schichtung gegen Süden einfällt, sich aber über der Höhle wölbt. Der Eingang ist sehr niedrig und schmal, etwa nur 3 Fuß hoch und 2½ Fuß breit und wird von vorgelegerten Trümmern und durch Sträucher ganz verdeckt; aber kurz darauf wird der nach N. führende Gang 4 Fuß, zuletzt etwa 6 Fuß hoch und 6—10 Fuß breit. Nach etwa 30 Schritten tritt man wieder aus der Höhle heraus, in eine enge Bergspalte, welche sich östlich von dem Gange, um den Felsen herum, in welchem dieser liegt, bis tief in das Thal hinabzieht, ganz senkrechte und glatte Wände hat und sehr tief ist. Hier öffnet sich gegen Westen ein etwa 8 Fuß hohes und 6 Fuß breites Thor. Unter einem Winkel von etwa 15° Neigung steigt man durch dasselbe auf vielen Trümmern einen hohen gewölbten Gang hinunter und kommt nach etwa 30—60 Schritten auf der Sohle einer etwa 10—15 Fuß hohen Halle an, aus welcher zwei Gänge, der eine gegen Ostnordost, der andere gegen West, weiter abwärts führen. Im ersten kommt man nach einigen Schritten in eine kleine gewölbte Halle, die unter der Felspalte und dem freien Plage vor dem Eingange der Höhle liegt und in welcher sich ein Eisberg befindet, auf dem mehrere Eisdäulen stehen. Letztere sollen während des Winters schmelzen, mit jedem Sommer sich aber wieder von Neuem bilden und zwar desto stärker, je heißer der Sommer ist; der Gang gegen Westen führt gleichfalls tiefer abwärts, und dann horizontal in vielen Windungen zu einer Menge von Gängen und Hallen, die theils in einer Reihe hinter einander, theils neben einander liegen und im Durchschnitt zwischen 6 und 10 Fuß hoch und 12—16 Fuß breit, mit Trümmern verschiedener Größe und schönen Stalaktiten von weißer oder wachsgelber Farbe, die sehr mit den dunklen Wänden der Höhle contrastiren, angefüllt sind. Unter letztern zeichnen sich besonders die weißlich-grauen oder gelblich-weißen verhärteten Stalaktitentropfen (die sogenannten demersalen Tropfsteineapeten) aus, von denen die größten die Dimensionen von Hohlwäulen, die kleinsten die von feinen Pergroupen haben. Geht man tiefer hinein, so gelangt man zu noch nicht verhärteten Stalaktiten und endlich zu einem weißen Kalkinterschlamm, in den man um so tiefer einsinkt, je länger man stehen bleibt. Wie weit dieser Gang führt, ist noch nicht untersucht, weil man zuletzt bis an den Gürtel in den Schlamm sinkt. — Die Höhle hat ihren Namen von den vielen (noch nicht untersuchten) Knochen, welche man hier früher fand und welche das Volk Drachen zuschrieb. In der Nähe finden sich noch mehr andere, wenig bekannte Höhlen. (L. F. Kämtz.)

**DRACHENKOPF und DRACHENSCHWANZ,** die alten Benennungen der beiden Knoten der Mondbahn mit der Ekliptik, aus der Astronomie und den Kalendern erst seit wenigen Jahren verschwunden. Die Ursache dieser seltsamen Namen lag in der Vorstellungskunst der alten, in den Himmelterrscheinungen noch unwissenden Völker. Wenn plötzlich die glänzende Sonnenscheibe oder der am heiteren Himmel prangende Vollmond von einem unbegreiflichen Dunkel überzogen wurde, so war es ein furcht-

bares Unthier, ein Drache, der mit den beiden Göttern kämpfte und sie zu verschlingen drohte. Als Götter und Kalkschafas sich vereinten, um den Unsterblichkeitstrank (Amrita) hervorzubringen, da nimmt einer der Dämonen, Namens Rahu, die Gestalt eines Gottes an und stellt sich unter die Götter, denen Narayana die Schale mit dem Tranke herurreicht. Schon hat er dieselbe an den Mund gesetzt, da verathen Sonne und Mond den Betrug, und schnell schlägt Wischnu mit seiner unwiderstehlichen Waffe dem Riesen den Kopf ab, ehe der Körper noch das Getränk aus dem Mund empfangen kann. Unter furchtbarem Geschrei springt das ungeheure Haupt, einem Gebirge an Größe gleich, zum Himmel, während der Rumpf zur Erde stürzt, oder auch gen Himmel steigend gedacht wird. Der getödtete, aber doch, weil er den Amrita berührt, noch mit einiger Lebenskraft erfüllte Riese schwört nun Sonne und Mond ewige Feindschaft, verfolgt sie unaufhörlich, erreicht sie hiemalen und wölgt seine schwarze Masse über sie her, daß den Menschen ihr Licht entzogen wird, aber jedes Mal siegt die Götterkraft über das Ungeheuer, es muß wieder fliehen, gibt aber nie die Hoffnung auf, endlich sein Ziel zu erreichen. Die Auras werden in den indischen Mythen oft von größlicher Gestalt geschildert, können auch, wie die Götter, allerlei Gestalten annehmen, und so können wir uns auch hier den Rahu als furchtbaren Drachen denken, in welcher Gestalt er bei den meisten alten Völkern erscheint und daraus erklären sich denn die Namen Drachenkopf (das abgebaute Haupt) und Drachenschwanz (der übrige Körper) zur Genüge. Wenn man sich die Kreise der Ekliptik und der Mondbahn, die sich unter dem sehr spitzen Winkel von 5° schneiden und daher selbst in der Mitte nur wenig von einander abheben, am Himmel sichtbar denkt, so hat man ziemlich das Bild einer Schlange mit spitzem Kopf und spitzem Schwanzende. Der persische Schriftsteller Firuzabadi im 14. Jahrh. sagt daher: Am Himmel ist eine große Schlange (Tionin), als dunkler Schimmer erscheinend. Der Körper erstreckt sich durch sechs Zeichen, der Schwanz liegt im siebenten. Sie ist dünn, schwarz, voller Krümmungen und bewegt sich von der Stelle, wie die Planeten, so meint er eben damit jenen Ausschnitt der Kugelschale, welchen Sonnen- und Mondbahn zwischen ihren Durchschnittspunkten bilden und spricht zugleich von der rückgängigen Bewegung der Knoten, daher eben die Schwanzspitze im siebenten Zeichen liegen, d. h. der niedersteigende Knoten von dem vorhergegangenen aufsteigenden über sechs Zeichen entfernt sein kann, weil er inzwischen soweit rückwärts gegangen ist. Die beiden Spigen nannten die Araber grabey Räs el-tinnin, Drachenkopf, und Dseneb el-tinnin, Drachenschwanz. Sie hießen auch die giganthischen Riesen, Daehauzarain, weil man bei der Schlange sowohl den Kopf als den Schwanzschädel giftig dachte. Die größte Breite des Mondes nannte man auch Drachenhaut, ein Ausdruck, den selbst die europäischen Astronomen lange brauchten. Als man in Indien etwas richtiger Vorstellungen von der Ursache der Verfinsterungen erhielt, so dachte man sich Kopf und Körper des Rahu als zwei dunkle plane-

tarische Körper, Rahu und Katu, welche vor Sonne und Mond treten und sie verbunkeln. Dem Volke aber blieben sie immer der Drache. Durch Geräusch und Gebete mußte man den lebenden Göttern zu Hilfe kommen, damit sie nicht aus immer dunkel blieben, sondern von dem Anthiere wieder befreit würden. Diese Ideen erhielten sich nun bei allen Völkern. Die Chinesen vertreiben den Drachen mit Spindeln und Beeten, ebenso die Araber; die Ägypter räutelten das Sistrum, um den Dämon zu vertreiben, ebenso die Campaner, wie Livius (XXVI, 6) berichtet, während Juvenal einmal von einer Schwärmerin sagt, sie könne den Mond von seiner Roth befreien. Selbst die Grönländer, die Peruaner und andere Völker Amerikas suchten durch Geräusch denselben Zwed zu erreichen. Was übrigens in astronomischer Hinsicht von den Knoten der Mondbahn zu sagen ist, möchte schiedlicher unter dem Art. Knoten seinen Platz finden, da zugleich dasselbe auch von den Knoten der andern Planetenbahnen die Rede sein muß. (Richter.)

Drachenkopf, f. Dracoccephalum.

DRACHIENORDEN. Kaiser Siegmund listete einen Orden des Drachen, Societas nostra Draconica seu Draconitarum, wie es in Urkunden heißt. Wann, ist ungewiß; vielleicht bei der Vermählung mit seiner ersten Gemahlin, Maria, Erbprin von Ungern und Böhmen, oder bei seiner Krönung zum Könige von Ungern, im J. 1387. Man findet wenigstens, daß er bei dieser Gelegenheit den venetianischen Gesandten Barbo zum Ritter dieses Ordens ernannte, wozur zugleich die Meinung, daß des Ordens Zwed gegen die Hussiten gerichtet gewesen, von selbst als unrichtig erscheint. Ausrottung der Ketzer und Bekämpfung der Ungläubigen war aber wol der Zwed, worauf auch, sinnbildlich, das Ordenszeichen hindeutete. Die Insignien desselben waren eine doppelte goldene Krone mit goldenem Kreuze, um welches sich ein goldener Drache schlang, und auf welchem der Länge nach die Worte: O quam misericors est Deus! nach der Lure aber die Worte: O quam pius et iustus! eingegraben waren. In solcher Vollständigkeit erhielten diese Insignien nur 24 ungrifische Großherren; den Drachen allein konnten auch Ausländer und andere Einheimische erhalten. In Ungern, Böhmen, Deutschland und Italien fand der Orden in großem Ansehen, Könige und Fürsten, unter Anders Alfons V., König von Aragonien und Neapel, trugen ihn. Nach dem Tode des Kaisers geriet er aber in Verfall und erlosch mit dem Absterben seiner Mitglieder.

(F. Gottschalk.)

Drachenschwanz, f. Drachenkopf.

Drachme, f. griechische Münzen.

DRACO (Linné (Reptilia), Drache. Eine Gattung Eidechsen aus der Familie Iguanoida, welches sich sogleich von allen andern durch die flügelähnlichen Fortsätze in den Körperseiten unterscheidet. Diese Fortsätze haben Ähnlichkeit mit den sogenannten Flügeln der Fledermäuse, gebildet aber nicht wie diese den Rücken an, sondern stehen mit den Rippen in Verbindung. Die sechs ersten falschen Rippen nämlich sind nicht um den Leib

herumgebogen, wie die übrigen, sondern gerade ausgestreckt und unterstützen so eine Hautfortsetzung, welche zwar, ausgespannt, hinlänglich ist, das Thier nicht fallen zu lassen, wenn es weite Sprünge thut, ihm aber die Fähigkeit, sich in die Luft zu erheben, nicht gibt.

Diese Drachen haben mit den gleichnamigen fabelhaften Thieren der ältern Zeit nichts gemein, als daß man letztern auch Flügel zuschrieb. Es sind kleine Thiere. Sie haben eine fleischige, schwach ausgekante, wenig ausdehnbare Zunge, obgleich sie von Insekten leben; an ihrer Kehle steht ein langer Kropfsack, den der Schwanz des Zungenbeins stützt, sowie zwei kleinere neben ihm, welche von den Hörnern des Zungenbeins gehalten werden. Der Schwanz ist lang und dünn, der Körper klein, mit dachziegelförmigen Schuppen bedeckt, die Schenkelporen fehlen, auf dem Rücken steht ein kleiner Kamm, in jeder Kinnlade finden sich vier kleine Schneidezähne und an jeder Seite ein langer spitziger Eckzahn und ein Dutzend dreieckige, dreilappige Backzähne, an jedem Fuße finden sich fünf freie, ungleiche Zehen. Diese Thiere sind schwach und unschädlich, sie leben von Insekten, die sie, von Zweige zu Zweige springend, fassen. Sie laufen ziemlich schlecht, halten sich deswegen wenig auf der Erde auf, begatten sich auch auf den Bäumen, wo das Weibchen seine Eier in hohle Stämme legt. Sie sollen auch schwimmen, wenigstens versichert Pallas, de Beauvois, daß er ein solches Thier in einem Flusse gesehen habe, woraus indessen noch kein Schluß zu ziehen ist, am wenigsten der, welchen Cuvier's Ufersäger, Weig, macht, daß die Flügel zum Rudern dienen. Bekanntlich schwimmen in Nordamerika die wilden Truthühner und einige andere hühnerartige Vögel über ziemlich breite Flüsse, deswegen aber wird es noch Niemandem einfallen, sie etwa für Schwimmvögel zu erklären, oder gleichsam aus des Schwimmnoths eine Augen zu machen, indem ja auch andere Thiere, wenn sie zufällig in das Wasser gerathen, mitunter recht gut schwimmen, und wenn sie dabei sich ihrer Glieder zum Rudern bedienen, so kann man diese deshalb doch noch nicht als eigentliche Rudrer betrachten, wie die Schwimmfüße der Schwimmvögel, die Flossen der Fische etc. Alle Arten leben in Asien, namentlich auf Java, Siam etc. Die Arten waren lange vermischt unter einem Art Draco volans. Daubin aber hat sie zuerst getrennt, nach ihm hat Kuhl (Beiträge zur Zoologie) neun Arten beschrieben, ein Paar andere Gray, und neuerdings Lesson.

1) Draco fimbriatus Kuhl (l. c. 101). Die größte aller Arten, der folgenden hinsichtlich der weißen Flügel linien sehr nahe kommend, die Schuppen viel kleiner als an dieser und der dritten Art. Der Hinterand der Schenkel ist durch sehr große Schuppen gefranzt, welche Schuppen sich bei andern Arten viel kleiner zeigen. Auf dem Rücken des Schwanzes und an den Seiten findet sich eine Reihe von fünf gelben, aufrecht stehenden, spitzigen Schuppen, zwischen welchen viele sehr kleine Schuppen stehen, dagegen bei Draco viridis der Schwanz mit großen Schuppen quersförmig besetzt, bei Draco lineatus aber mit einseitigen, größten, nicht

spitzigen Schuppen bedeckt erscheint. Am Bauche stehen größere gefaltete Schuppen, auf dem Rücken kleinere glatte, in den Seiten stehen sie vor, wie bei *Draco viridis*. An den Vorderfüßen sind die Schuppen ziemlich groß, gefaltet, an den Hinterfüßen kleiner, auf dem Rücken der Schenkel sind sie punktförmig. Die Flughaut ist dick gefaltet, auf dem Rücken steht eine erhöhte Längsfalte. Hier und da stehen einige größere, spitzige, kegelförmige, aufrechte, büschelweis oder einzeln stehende Schuppen. Der Kehlfalt ist mit sehr kleinen Schuppen besetzt, zwischen denen regelmäßig einige größere knotenartige untermischt stehen, die man bei den andern Arten nicht bemerkt. Die Farbe ist bläulich, mit Spuren von weißen Flecken, die Flügel bräunlich. An den Anhängseln des Halses und Kopfes stehen große Schuppen, wie bei *Draco viridis*. Das Vaterland ist Sibirien. Wagler (System der Amphibien. S. 152) zieht als Synonym hierher: *Draco abbreviatus Gray* (Zool. Journal. Tom. III. p. 219), von welcher Art folgende Diagnose gegeben ist: *Squamis parvis, ad alarum marginem membrorumque posteriorum latera squamis ovalibus compressis ciliatis; alis partim femoribus ad-natis, subtus maculatis, gula bravi thoraem attingente*. Zwölft Zoll lang, davon der Schwanz sieben. Vaterland Singapore.

2) *Draco lineatus Daudin* (Rept. III. p. 298. Kuhl, a. a. D.). Kopf groß, zugrundet, die Augen klein, mit vorspringenden Augenbogen, die Schuppen auf der Flughaut, unter der Kehle und an den Seiten des Halses sehr klein, die des Bauches und der Glieder rhomboidal, gefaltet, netzförmig gefaltet. Die Färbung ist oben auf dem Kopfe, am Halse und Körper grau und bräunlich bunt, mit mehreren querstehenden Marmorflecken von schönem Azurblau, welche in zugrundete Bogen zertheilt sind. An den Seiten des Halses stehen mehrere weiße Augenpunkte, die Flughaut ist bräunlich, mit zahlreichen weißen Längslinien, von denen mehrere am Ende gespalten sind. Auf den Gliedern stehen abwechselnd bräunliche und weiße Binden, sowie auf dem Schwanze, dieser ist sehr dünn und 2/3 mal so lang als der Körper. Der untere Theil des Kopfes und des Halses ist bläulich, welche Färbung unter dem Bauche und auf der inneren Seite der Glieder in Weißlich übergeht. Die zwei äußeren Beinen der Vorderfüße sind kürzer, der Daumen der Hinterfüße steht von den andern Beinen getrennt, welche unter einander an der Basis verbunden sind. Rebt in den Wäldern von Java und ist in den Museen nicht selten.

3) *Draco viridis Daudin* (Laecetus volans seu Dracunculus alatus. Bont. Java. p. 57. Seba, Theat. I. t. 102. f. 2. II. t. 86. f. 3. *Draco volans. Linné, S. N. I. p. 358. Latreille, Rept. II. p. 3. c. f. Shaw, Nat. Misc. t. 8. Gen. Zool. III. p. 177. t. 54. Draco praepos. Linné, S. N. I. p. 358. Draco. Gronov. Mus. ichth. II. p. 79. Zooph. I. p. 10. Lezard, Volant Pl. enl. 46. Draco major. Laur., Rept. p. 50. Draco minor. Laur. ib. Dragon. Lapey. Quadr. Ovip. I. p. 447. t. 10. *Draco viridis. Daud., Rept. III. p. 301. t. 41. Tiedem. Drach. p. 2. T. I. Kuhl, a. a. D. 102).* Die unterscheidenden Kennzeichen*

bestehen in einem grünen Körper und in vier schwarzen, nicht unterbrochenen Querbinden auf der graulich gelben Flughaut, deren Basis am Rande steht, sowie in dem Mangel aller weißen Linien. Die Flügel sind häutig, und mit der Schenkelwurzel verbunden, sie sind sehr breit und zeigen sechs große Ausbuchtungen. Auf dem Rücken, an den Hinterfüßen und Schienen steht ein Schuppenentamm. Der Kopf ist sehr lang und dünn. Auf dem Leibe stehen nur kleine Schuppen, die auf dem Kopfe wenig größer sind und auf dem Schwanze in Längsreihen stehen. Der Kopf ist rundlich, die Schnauze stumpf, die Ohrränder sehr klein und nicht vertieft. Die großen Augen haben drei Lider, eine runde Pupille und an dem Kopfschilde zeigen sich die Augenhöhlen durch kein Zwischenstück geschlossen. Im Oberliefen stehen 6 Schneidezähne, 2 Eck- und 26 Backenzähne, im Unterliefen ist die Zahl dieselbe, aber nur vier Schneidezähne. Die aufgespannten Flughäute messen drei Zoll; sie entspringen dicht hinter den Vorderfüßen und sind nur eine Verdoppelung der Bauchhaut. An den Füßen stehen lange, spitzige Kletternägel. Die allgemeine Farbe ist oben grünlich, am Rande der Flughaut stehen außerdem noch weiße Punkte. Diese Art findet sich häufig in Sibirien, auf Java und Sumatra in Wäldern, auf Bäumen herum kletternd, um Insekten zu fangen, die sie im Kropfe aufzuheben scheint, sie springt 20—30 Fuß weit, wobei sie den Kropf aufbläst; ihre Länge beträgt einen Fuß. Sie ist ganz unschädlich, weshalb sich auch die Eingeborenen gar nicht vor ihr scheuen. Wagler hält diese Art für das Männchen, sowie Gray's *Draco quinquefasciatus*, dagegen Daudin's *Draco fuscus* für das Weibchen einer und derselben Art. Gray charakterisirt die gedachte Art (l. c.): *Squamis parvis, paulo majoribus; membris posticis squamis ovalis compressis marginatis; alis fasciis quinque nigris, coeruleo marginatis; gula thoraem longe superante*. Körper 4, Schwanz 5/2 Zoll lang.

4) *Draco fuscus Daudin*. Weicht von *Draco viridis* durch den braun marmorierten und gestreiften Körper und die ebenso gestreiften Flügel ab, sowie fünf auf der Flughaut fast am Rande stehende schwarze, unterbrochene Binden, deren fast fünf vorhanden, und die kaum gefranzten Schenkel ab. Im Bezug auf die Schuppen ist diese Art von der vorigen nicht verschieden, wol aber ist sie größer und stärker; die Flughäute sind breiter und der Schwanz kürzer, kaum so lang als der Körper. Das Vaterland ist Java.

5) *Draco timoriensis Péron* (Kuhl, a. a. D.). Den vorigen beiden Arten sehr nahe verwandt, die mittleren Rücken schuppen sind größer und gefaltet. In jeder Körperseite befindet sich eine Reihe größerer, gefalteter, von einander getrennt stehender Schuppen. Die Glieder und der Schwanz sind bräunlich, bei dem einen Exemplar des pariser Museums waren die Vorderfüße marmoriert. Körper und Flughäute sind blaugrau. Der Schwanz ist an der Wurzel dicker als bei andern Arten,

\*) Vergleiche das Specillere in Liebmans, Anatomie des Drachens.

Abhängig aber die Körperform und die Schentelfranzen von *Draco viridis* nicht verschieden. Kuhl beschrieb diese Art in seinen Beiträgen nach zwei Exemplaren im pariser Museum. Wagt er gegen ihr nicht, die angegebenen Verschiedenheiten dünken uns aber kaum wichtig genug, um sie als eigene Art aufzustellen.

6) *Draco Bourboniensis* Lesson (Illustrations de Zoologie. pl. 37). Der Körper schiefersfarb, der Schwanz schwächlich, lang, schwarz und weiß geringelt, die Gliedmaßen mit weißlichen und braunen Gürteln besetzt, die Flughäute breit, nach Innen eingeschnitten, fleischfarben, mit unterbrochenen, braunen Linien und dergleichen zerstreuten Punkten. Jeßn Zoll lang, wovon der Körper nur drei mißt. Von der Insel Bourbon.

7) *Draco ambouensis* Lesson (dasselb. pl. 38). Der Körper braun und grün bunt, der Schwanz schwächlich, umhergeringelt, die Glieder marmorirt, die Flughäute verkehrt eiförmig, mittelgroß, kaum eingeschnitten, grünlich mit schwarzen, unterbrochenen Querlinien. Kleiner als vorige Art, von Ambouina. (Dr. Thon.)

DRACO (Botanik). So nannten Ruellius und andere alte Botaniker den Dragon (Estragon-Artemisia Dracunculus L.), Doboens das Nestkraut (Achillea Ptarmica L.), Glausius den östlichen Drachenblutbaum (Dracena Draco L.) und Commelin und Löffling den amerikanischen Drachenblutbaum (Pterocarpus Draco L.). (A. Sprengel.)

DRACOCEPHALUM (Drachenkopf). Eine von Morison so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 14. Linn'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch zweilappig (zuweilen ungleich fünfspaltig): die Oberlippe dreizählig oder dreispaltig, breiter als die zweispaltige Unterlippe; die Corolle mit aufgeblasenem Rachen, gewölbter, stumpfer Oberlippe und sechspaltiger Unterlippe, deren seitliche Lappen aufrecht stehen, während der Mittellappen aufgerandet und abwärts gebogen ist; die zweifächerigen Antheren sind fast herzförmig, der Griffel ist an der Spitze gespalten. Die 28 bekannten Arten sind Staudengewächse oder perennirende, oder einjährige Kräuter von kräftig-aromatischem Geruche, mit bläulichen oder röthlichen Blumen. Die meisten wachsen in Sibirien und Nordamerika; aber auch im südlichen und östlichen Europa, auf den canarischen Inseln, am Kaukasus und in Cochinchina kommen einzelne Arten vor. 1) Dr. Moldavica L. (Lamarck, ill. t. 513. f. 1; Schultz, Jamb. t. 165; Heyne, Arzneigew. VIII, 32; Melissae moldavica Mattheol.; Citrago, Melissa, vel Cedronella C. Gesner; Moldavica punctata Mönch), ein einjähriges Kraut mit ästigem, ein bis zwei Fuß hohem Stengel, gestielten, abwärts-lanzettförmigen, gesägten, glatten, unten punktirten Blättern, gestielten, quirlförmig in den Blattachseln stehenden Blüten, borstig-gedüngten Stachelblättern und violetten, selten weißen Blumen. Die Blätter dieser Pflanze, welche im südlichen Babelien, in der Moldau und in Sibirien wild wächst, haben einen starken, dem der Citronenmelisse ähnlichen Geruch; man wendet sie, wie die Citronenmelisse, unter

dem Namen der türkischen Melisse (Herba Melissa turcica) als herzstärkendes, blüthungtreibendes Mittel an. 2) Dr. canariensis L. (Plukenet, Mant. t. 430. f. 2), ein zwei bis drei Fuß hohes Staudengewächs mit ästigem Stengel, gedreiten Blättern, gesägten Blättchen und ährenförmigen, blau-rothen Blüten, ist auf den canarischen Inseln und in America einheimisch. Die Blätter haben einen starken, angenehmen, fast terpenin- oder kampherartigen Geruch und waren, wie die der vorhergehenden Art, unter dem Namen der canarischen Melisse (Herba Melissa canariensis) im Gebrauch. 3) Dr. virginianum L., ein nordamerikanisches, perennirendes, glattes Kraut, mit fast einfachem, gegen zwei Fuß hohem Stengel, linien-lanzettförmigen, gesägten Blättern, gedrängten Blütenähren, kleinen pismenformigen Stängelblüthen und dunkel violetter Blumen. Diese Pflanze, welche häufig zur Zierde in Gärten gezogen wird, nennen die Franzosen la Cataloptique, weil, wie schon de la Hire beobachtete, ihre Blüten, wenn man sie horizontal im Halbkreise dreht, diese Stellung, vermöge der enganschließenden Stängelblüthen, beibehalten. (A. Sprengel.)

Dracoonarius, f. Drachen, als Fahren.

DRACONIN, DRACIN, nennt Melandri eine eigene Basis, die er und Herberger im reinen, echten Drachenblut aufgefunden haben wollen. Um es abzuscheiden, soll man die geistige Lösung des Drachenbluts, nachdem ihr soviel Schwefelsäure zugefügt ist, daß sie schwach sauer reagirt, mit Wasser füllen, und den erhaltenen Niederschlag so lange über gelindem Feuer mit destillirtem Wasser waschen, bis dieses nur noch sehr wenig gelb gefärbt wird. Der Rückstand ist eine rothe, untrübsaltbare Masse, davon sich nur sehr wenig in Wasser, sehr viel aber in starkem Weingeist auflöst und schwefelhaftes Draconin ist. Dieses wird durch Kalien zersetzt und schon durch einen geringen Zusatz derselben aus seiner bis fast zu einer wasserhellen Flüssigkeit verdünnten Auflösung roth niedergeschlagen, weshalb es denn auch ein sehr empfindliches Reagens auf Kalien liefert. In gelinder Wärme zerfließt es und verhält sich in höherer Temperatur wie eine nicht stickstoffhaltige Pflanzensubstanz (S. Hayne's Darst. und Besch. der i. d. A. K. gebräuchl. Gerdäße IX. t. 9. und Stoige, Berl. Jahrb. für d. Ph. XXVI. S. 199 u.; vergl. das Archiv des nördl. Apothekerers XXV. 2). (Th. Schreger.)

DRACONITES (Johann), gehört unter die durch ihre Thätigkeit wie durch ihre Schicksale vorzüglich merkwürdigen Zeitgenossen und Mitarbeiters der Reformation. Er hieß mit seinem Familiennamen eigentlich Drach (oder Trach), weshalb er in seinen jüngern Jahren gesmeinnlich Draco, zuweilen auch nach seinem Geburtsort Carlstadt in Franken, Johann Carlstadt genannt wird, und wegen des letzten Namens nicht mit seinem etwas ältern Randsmann, dem bekannten Andreas Carlstadt, verwechselt werden darf. Erst seit dem J. 1532 erscheint er unter dem Namen Draconites, unter welchem er, da er ihn auf seinen meisten und wichtigsten Schriften führt, am bekanntesten ist. Er war um das J. 1494 geboren, verlor aber seine Eltern frühzeitig,

und wurde daher, da er gute Anlagen zeigte, auf Veranlassung wohlthätiger Freunde in die Schule seiner Vaterstadt, und späterhin auf die Universität Erfurt geschickt, wo er seit dem J. 1509 studirte und 1514 Magister wurde, auch eine Stelle in der philosophischen Facultät erhielt. Er schloß sich vorzüglich an die Gelehrten an, welche die neuermode classische Literatur zum Hauptgegenstand ihrer Beschäftigungen machten, und mit Hilfe derselben die Wissenschaften in einem freieren Geiste bearbeiteten und lehrten, und da sich um jene Zeit ein ansehnlicher Kreis solcher Gelehrten in Erfurt zusammen fand, so trat D., der selbst in diesem Kreise für einen der bedeutendsten galt, mit einigen derselben, besonders mit Johann Lange, Eoban Hessle, Justus Jonas und Joachim Camerarius, in eine enge freundschaftliche Verbindung. Durch seine Vorstellungen, in denen er sich wahrscheinlich mit den alten Classikern und ähnlichen Gegenständen beschäftigte, gelangte er nicht nur bald zu großem Ansehen, sondern auch zu besseren Vermögensumständen; auch erhielt er ein Kanonikat an der Severitsche, wodurch er besonders mit Jonas, der an derselben Kirche ebenfalls Kanonikus war, in ein näheres Verhältniß kam. Das Beispiel dieses Freundes, der in die Niederlande gereist war, um den großen Erasmus persönlich kennen zu lernen, bewog ihn zu einer ähnlichen Reise, deren Erfolg seinen Erwartungen auf's Beste entsprach, da er von Erasmus sehr wohlwollend empfangen und auch nachher ehrenvoll ausgezeichnet wurde. So trat er auch mit andern Gelehrten außerhalb seines Wohnortes, namentlich mit Luther und Melancthon, sowie mit Mucianus in Gottha, in freundschaftliche Verbindung. Mit einer kleinen Sammlung Apokrypher Fabeln, die er im J. 1517, wahrscheinlich zum Behufe seiner Lehrstunden (denn bei dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Bildung mochte es oft noch nöthig sein, im akademischen Hörsale sich mit Dingen zu beschäftigen, die eigentlich der niedern Schule angehört) herausgab, trat er als Schriftsteller im philosophischen Fache auf, doch ohne nachher diese Bahn weiter zu verfolgen<sup>1)</sup>. — Beim Anfange der Reformation gehörte er, mit seinem Freunde Jonas, unter die ersten in Erfurt, die sich für Luther erklärten; da aber die Mehrzahl der Geistlichen des Severitsches, nach dem Beispiele ihres Dekans, Jakob Dolatoris (Schröter), strenge Anhänger des Papstthums waren, so zog sich D., durch seine Verbindung mit Luther, nicht nur großen Haß zu, sondern wurde dadurch auch endlich dahin gebracht, Erfurt ganz zu verlassen. Als nämlich Luther im Frühjahr 1521 nach Worms reiste und bei seiner Durchreise

durch Erfurt von einer großen Anzahl älterer und jüngerer Freunde der Wissenschaften (an deren Spitze sich der damalige Rector der Universität, Johann Grotus, selbst befand) feierlich empfangen wurde, war auch D. unter den thätigen Theilnehmern dieser Feier. Da er nun unmittelbar nach Luthers Abreise zur gehörigen Zeit in den Oben seiner Stiftskirche kam, um, wie gewöhnlich, an dem kanonischen Gottesdienste Theil zu nehmen, trat ihm der Dekan Dolatoris erbittert entgegen, schalt ihn einen Keger, der, weil er mit Luther umgegangen, auch do facto sammt Luther im Banne sei, rief ihm den geistlichen Ernat vom Leibe, und ließ ihn aus der Kirche<sup>2)</sup>. Da nun D. über diese Schmach sich bei der Universität, deren Mitglied er war, beklagte, und hierdurch die Sache, die ohnedies nicht ohne großes Aufsehen abgehen konnte, den Studenten bekannt wurde, bei denen D.; als ein geschätzter Lehrer, in großem Ansehen stand, und weil wahrscheinlich auch einen gemeinschaftlichen Ehrenhandel darin erkannten, so ritten sich mehrere Hunderte derselben zusammen, kürten, verstärkt durch Bürgerknechte und andere Leute aller Art, die Häuser der Geistlichen, die sie als D.'s Gegner kannten oder im Verdacht hatten, und richteten darin vielen Unfug an. Dieser unter dem Namen des Pfaffensturms bekannte Aufbruch legte in Erfurt den Grund zu vielen weitausgehenden Handeln, besonders aber zum Ruin der Universität. D., der wider seinen Willen, dazu Anlaß gegeben hatte, verließ Erfurt gleich darauf; ihm und Jonas aber wurden ihre Stiftspräbenden entzogen. D. begab sich nun nach Wittenberg, wo sich jetzt auch sein Freund Jonas befand, und lebte dort einige Zeit im Privatstande, mit seiner wissenschaftlichen Fortbildung in unmittelbarer Umgangung Luthers und Melancthon's, beschäftigt. Ob er damals, oder schon früher, zu seiner nochmaligen, großen Kenntniß der hebräischen Sprache den Grund gelegt, und wen er darin eigentlich zum Lehrer gehabt hat, läßt sich nicht angeben<sup>3)</sup>. Seine Absicht war vermuthlich darauf gerichtet, in Wittenberg ein öffentliches Lehramt zu erhalten; da sich aber hierzu keine Gelegenheit zeigte, so nahm er um so lieber einen Ruf ins Prebistamt an. Die Einwohner der damals kur-mäinlichen Stadt Wittenberg, die bis dahin in geistlichen Dingen unter dem Pfarrer des benachbarten Dorfes Burkhard gestanden hatten, der den Gottesdienst dafelbst durch einen Kaplan verwalten ließ, wünschten einen eigenen Pfarrer zu haben; sie sandten sich

1) *Phellaeae Aescopi Philosophi, tam salubri eruditionis plenius, quam morib. optimis fingendis utilissimo. Aucto Isaacio 1517.* — Er offic. Jo. Camerarii typogr. Erfordiae. 4. — In der Vorrede (Nicolaus et Joanni Beckius, avunculis suis, Jean. Draco salutem) nennt Draconites den genannten Mucianus für viele ihm erzeigte Wohlthaten, und spricht vom Nutzen der Apokryphen Fabeln. Weiterwörtlich ist es, das eine griechische Stelle in dieser Vorrede im Drucke ohne gelatin und handschriftlich ausgefüllt ist, da doch andere Handschriften zu Erfurt damals schon längst mit griechischen Lettern druckten. Im Gube befindet sich ein großer, aber sehr rother, den Apoc vorstellender Holzschnitt.

2) Jonas, der sich mit Draconites in gleichem Verhältniß zu Luther befand, also wahrscheinlich, wenn er zugegen gewesen wäre, auch gleiches Schicksal gehabt haben würde, war mit Luther noch Worms gereist, und kehrte, da er inzwischen den Ruf als Pfarrer an die Stiftskirche in Wittenberg erhalten hatte, erst nicht wieder nach Erfurt zurück. 3) Daß, wie unter Andreu Straberg (Hoff. Mit. d. Gesch. 3. Bd. S. 195) behauptet, Augustin in Straberg sein Lehrer in der hebräischen Sprache gewesen sein soll, ist nicht nur ohne allen Beweis gelogt, sondern widerstreitet auch der Zeitrechnung, da Augustin zehn Jahre länger war als Draconites, und dieser längst in Amt und Würden stand, als Augustin in Straberg lehrte, wie denn überhaupt nach Allem, was wir aus Draconites' Leben wissen, gar keine Zeit ausgemittelt ist, wenn er nach Straberg gekommen sein sollte.

deshalb mit dem Pfarrer zu Bursfelde ab, und erlangten das Recht, sich selbst einen Pfarrer zu wählen. Da nun die Mehrzahl der Miltenberger, im Herzen schon der evangelischen Lehre geneigt war und deshalb einen Prediger verlangte, der sie in dieser Beziehung konnte, traf es sich sehr passend, daß D. um dieselbe Zeit bei dem Kellner oder Amtmann zu Miltenberg, Friedrich Weygand, der zu seinen Verwandten gehörte, zum Besuche war, da denn die Miltenberger, theils auf Weygand's Empfehlung, theils in Folge eigener Bekanntheit, ihn zu ihrem Pfarrer, mit einem jährlichen Gehalte von 100 Gulden, beriefen. Dies geschah wahrscheinlich noch im J. 1522, doch scheint D. vor dem wirklichen Antritt seines Pfarramtes noch ein Mal nach Bittenberg zurückgerückt zu sein, wo er im J. 1523 die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. — Sein Predigtamt verwaltete er nun zwar mit großem Eifer, seiner Gemeinde und nicht geringem Erfolge für die Ausbreitung der evangelischen Lehre, aber auch zum großen Bedruffe der Altarristen in der dortigen Kirche, die von der neuen Lehre eine Schwächung ihrer Einkünfte befürchteten, und in Gemeinschaft mit andern, dem Papstthume noch starr anhängenden Personen, nicht ohne ruhen, als bis sie bei dem kurmainzischen Statthalter (da der Kurfürst Albrecht, als gleichzeitiger Erzbischof von Magdeburg, meistens in Halle verweilte) einen Befehl an die Miltenberger auswirkte, ihren Pfarrer wieder wozufassen; und da diese dem Befehle keine Folge leisteten, so wurde D. in den Bann gethan und der Bannbrief gegen ihn am 8. September 1523 in der Kirche zu Miltenberg publicirt. Das Volk wurde darüber so aufgebracht, daß es den Priester, der den Bannbrief ablas, gemißhandelt haben würde, wenn nicht D. selbst dieses verhindert und den Priester in Sicherheit gebracht hätte. Ungeachtet dieses Bannes blieb er doch noch einige Zeit auf seinem Posten und die Bürgerschaft wandte sich an den Kurfürsten selbst, mit der Bitte, ihren Prediger, der nichts als das reine Wort Gottes lehre, ferner behalten zu dürfen. Da aber auch hierauf eine abschlägige Antwort und ein geschärfter Befehl zu seiner Entfernung erfolgte, so boten ihn die Bürger nun selbst, zu seiner Sicherheit, sich auf einige Zeit zu entfernen, und gaben ihm, als er diesen Rath befolgte, unter vielen Ehrn das Geleit. D. ließ nun zwar einen Kaplan, Namens Anton, in Miltenberg zurück, der in evangelischer Weise zu predigen und die Sacramente zu verwalten fortfuhr; allein die Altarristen, die nun den Jorn der beleidigten Bürgerschaft fürsteten, flohen nach Aschaffenburg, und brachten hier viele ungegründete Beschuldigungen gegen die Miltenberger vor, wodurch sie, da diese mit ihrer Vertheidigung nicht gehört wurden, es endlich dahin brachten, daß über Miltenberg eine große Verfolgung erging, auch der evangelisch geneigte Kaplan verjagt, die Zurückberufung des abgesetzten Pfarrers aufs Strengste verboten und überhaupt der evangelische Gottesdienst in Miltenberg gewaltsam wieder unterdrückt wurde.

D. begab sich in seinem Exil zuerst nach Wertheim, von da nach Nürnberg, dann nach Erfurt und endlich

nach Bittenberg. Während dieser Zeit schrieb er nicht nur aus Nürnberg, Dinstags nach Martini (17. November) 1523, zu Gunsten der Miltenberger, eine jedoch fruchtlose Supplic an den Kurfürsten von Mainz, sondern auch drei verschiedene Sendschreiben an seine verlassene Gemeinde selbst (zwei noch im J. 1523 aus Wertheim und Erfurt, das dritte im J. 1524 aus Bittenberg), worin er sie tröstete und zum standhaften Beharren bei der erkannnten Wahrheit ermahnte<sup>4)</sup>. Luther selbst nahm an dem traurigen Schicksale der Miltenberger innigen Antheil, und schrieb ihnen im J. 1524 einen Trostbrief<sup>5)</sup>. In Bittenberg lebte nun D. wieder bis gegen das Ende des J. 1525, wo er, durch Luther's Veranlassung, das Pfarramt in Walterhausen, einer kleinen Stadt in der Nähe von Gotha, erhielt. Hier kam er mit dem frommen Superintendenten Myconius in Gotha in vertraute Bekanntheit. Wahrscheinlich war es auch hier, wo er sich verheirathete, aber auch seine Gattin schon bei ihrer ersten Niederkunft zugleich mit dem Kinde wieder verlor. Ebenso wenig Freude, als in seinem Auslande, fand D. auch in seinem Amte. Die Leute seines Orts waren nicht nur sehr roh und ungeeignet in ihrem Lebenswandel, sondern auch sehr nachlässig in Abtragung der ihnen Pfarrer schuldigen Gefälle, und auch der Amtmann zeigte sich nicht geneigt, diesem zu seiner Gehalt zu verhelfen. Da nun D. hierdurch nicht nur wegen seines äußern Bestehens in Noth und Bedruff gerieth, sondern auch glaubte, daß er dabei wenig Gutes stiften könne, so äußerte er bald den Wunsch, Walterhausen wieder zu verlassen. Luther suchte ihn zwar hiervon abzubringen und ermahnte ihn, ungeachtet der Unanbarkeit seiner Gemeinde, zu bleiben, nach dem Rathe des Apostels Paulus, das Böse mit Gutem zu überwinden, und die Guten, wenn ihrer auch noch so wenig wären, nicht wegen der Bösen zugleich zu verlassen; er schrieb auch selbst, wenn im J. 1527, an den Kurfürsten von Sachsen; weil aber hieraus die gehoffte gute Wirkung nicht erfolgte, und D. von seinem Ammanne zu vielen Bedruff erfuhr, so kam sein Entschluß, Walterhausen zu verlassen, immer mehr zur Reife, besonders da zu den angeführten äußern Beweggründen sich noch der Lrieb zu einer großen, wissenschaftlichen Arbeit gesellte, der er sich mit mehr Ruhe und besser Hilfsmitteln, als ihm sein damaliger Wohnort darbot, widmen zu können wünschte, und die ihn nachher sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, ohne daß er jedoch

4) Von dem ersten Briefe aus Wertheim führt Stöcker an dem unten angegebenen Orte S. 35 ff. einige Stellen an, ohne die Ausgabe näher zu bestimmen, die ich auch sonst nirgends finde. Epistel an die Gemeinde zu Miltenberg. Doctor Johann Carlstadt. Geschrieben aus Erfurt, am Christag. Anno 1524. 4. (Daneb Drucker, ohne Zweifel aber zu Erfurt bei Hans Knapp); eine andere Ausgabe ist zu Jena gedruckt. Die Jahrgahl bezieht sich auf den Druck, da der Brief selbst Weihnachten 1523 geschrieben sein, oder D. noch nach der alten Art gerächet haben muß, wo man Weihnachten schon zum neuen Jahre zählte.) Ein christlicher Sendschreiben an die Miltenberger. Joh. Carlstadt. (Wittenb. 1524. 4.) 5) Ein christlicher Trostbrief an die Miltenberger. Wie sie sich an ihm finden sehen sollen. (Wittenb. 1524. 4.) Luther schreibt in diesem Briefe mit großer Sanftmuth, und ermahnt die Miltenberger zur Geduld.

ihre Vollenbung erlebte. — Er legte also sein Predigtamt in Waltershausen nieder, nachdem er es drei Jahre bekleidet hatte, und zog nach Eisenach, wo er fünf Jahre, wie es scheint, ohne ein öffentliches Amt lebte; denn daß er dort im Predigamt geblieben habe, ist nicht erwieslich, doch mag er wol auch in seinem Privatstande das Predigen nicht unterlassen haben. Seine Hauptbeschäftigungen waren jedoch literarisch und bezogen sich vornehmlich auf eine Polyglotte (seine nachmalige Biblia pentajyla), auf deren Bearbeitung er den höchsten Werth legte, und die er mit unglaublichem Eifer und Fleiß betrieb. Anfangs war es nicht sein Plan, die ganze Bibel zu bearbeiten; die Idee, von der er ausging, war, die Zeugnisse von Christo im alten Testamente (was er nämlich dafür erkannte) zusammenzustellen und zu erklären, oder, wie er sich ausdrückt: „in allen Propheten anzuzeigen, wo Christ Reich und Verheißung beschrieben ist, und dieselben Verheißungen, Figuren und Gesichte darum kurz und gut auszuliegen, daß ich dem glaubigen Leser den allernehmlichsten Weg zum Himmelreich zeigte, nämlich Jesum Christum.“ Zu diesem Ende ging er nun das ganze alte Testament sorgfältig durch, und da er, aus einer leicht zu entschuldigenden Vorliebe für den Gegenstand seines Forschens, überall Weissagungen und Hindeutungen auf den Messias fand, so kam er hierbei, im Eifer, nichts zu seinem Zwecke Gehöriges zu übersehen, nicht nur auf den Entwurf einer vollständigen Polyglotte, sondern auch auf das eigenthümliche Verfahren, welches er bei der Einrichtung derselben anwandte. „Da ich,“ sagt er, „die hebräische Bibel von Wort zu Wort schrieb, und einem jeglichen hebräischen Worte ein griechisches, lateinisches und deutsches Wort unterschied, und alles, was von Christo in Rose und allen Propheten geweißt faget, mit rothen Buchstaben zeichnete und schrieb.“ — Man sieht, wie mühsam dies Verfahren war, welche Geduld dazu gehörte und wie stark die Überzeugung von dem Nutzen sein mußte, den er sich von dieser Arbeit versprach; und aus der Folge seines Lebens zeigt sich noch mehr, was er im Stande war, diesem Vorhaben zu opfern. Schon im J. 1530 schickte er eine Probe seiner Arbeit (den 127. Psalm, Nisi Dominus aedificet domum etc.) handschriftlich an Joh. Spangenberg in Waltershausen, der sie mit äußerster Bewunderung empfing. Inzwischen hatte D. aus unbekannten Ursachen (vielleicht in Folge seiner fortgesetzten wissenschaftlichen Verbindung mit Gelehrten, wie Grotius und Bielcius, die sich damals von der evangelischen Kirche losfügten) Angriffe zu erdulden, die auf Zweifeln an seiner Drisdorfer Berufung und ihn veranlaßten, im J. 1532 sein Glaubensbekenntniß öffentlich vorzulegen \*). Im folgenden Jahre erhielt er wieder einen Ruf ins Predigamt nach Memmingen, den er aber ablehnte, weil diese Stadt im Kufe stand, sich in der Lehr vom Abendmahl auf die Seite der Schweizer zu neigen, während D. in diesem Punkte mit

einem fast übertriebenen Eifer an Luther's Lehre festhielt. Da hingegen der bekante, damals marburgische Theolog Erhard Schnepf, mit Bewilligung des Landgrafen von Hessen, im J. 1534 nach Tübingen ging, um bei der Einrichtung der evangelischen Kirche in Württemberg mit zu wirken, und es vor seinem Abgange bei dem Landgrafen dahin gebracht hatte, daß D. an seine Stelle, als Prediger und Professor der Theologie, nach Marburg berufen wurde, nahm dieser den Ruf gern an und lebte 13 Jahre lang in Marburg mit großem Ansehen. So wie dies der längste Zeitraum war, den er an einem Orte verlebte, so scheint es auch im Ganzen der glücklichste und ehrenvollste seines Lebens gewesen zu sein. Er war nicht nur mit Adam Crato, der auch noch zu seinen alten erlurtischen Universitätsfreunden gehörte, für die innern kirchlichen Angelegenheiten Hessens sehr thätig, sondern besuchte auch, von hier aus, mehr der Religion wegen gehaltene Versammlungen, nämlich im J. 1536 zu Frankfurt, 1537 zu Schmalkaldeu und 1541 zu Regensburg \*). Seine Zufriedenheit wurde nicht wenig dadurch erhöht, daß im J. 1537 sein alter Freund Coban Hesse auch nach Marburg berufen wurde; desto mehr schmerzte ihn dessen frühzeitiger Tod, im J. 1540. Mit vieler Bewegung hielt er ihm die Leichenpredigt \*\*), und veranstaltete einige Jahre nachher, zu seinem Andenken, die bekante Sammlung seiner Briefe †). Aus seiner Amtsführung verdient insbesondere bemerkt zu werden, daß er mehrer Juden zum Christenthume bekehrte, wobei ihm vorzüglich seine große Kenntniß der hebräischen Sprache zu Hatten kam. Neben seinen Amtspflichten war er in Marburg auch als Schriftsteller sehr thätig, und gab unter andern einige Werke heraus, die sich auf die Ergeße des alten Testaments überhaupt und insbesondere auf die ihm vorzüglich am Herzen liegende Verkündigung des Reichs Christi im alten Testamente bezogen ‡). — Im J. 1547 gerieth er mit einem seiner Collegen, Theobald Thamer (der hernach katholisch wurde), in heftige Streitigkeiten über die Lehre von den guten Werken, wobei er, in der Hitze der Leidenschaft, sich in seinen Äußerungen zu wenig maßigte und sich dadurch so vielen

7) Daß er schon im J. 1530 dem Reichstag in Augsburg beigegeben habe, ist ungegründet, und kann im Auftrage des Landgrafen von Hessen (wie gewöhnlich angenommen wird) um so weniger geschehen sein, als er damals noch gar nicht in dessen Diensten stand.

8) Eine Trostpredigt von der Auferstehung; der Bräutigam der hochgelehrten Fretin Heil Coban Hesse, gepredigt durch Dr. Joh. Draconitum. (Ersch. 1541. 4.) 9) *Itali Lobani Henni Poetae excellentis, et Amicorum ipsius, Epistolarum familiarium libri XII. Quibus non modo Vitae illius, sed et aliarum rerum descriptiones pulcherrae, acutissime dignitas continentur.* (C. praef. Jo. Draconitii, ad Jo. Rudolmum [Marburgi 1543]. Fol.)

10) Die wichtigsten seiner marburger Schriften sind: *Commentarius in Psalmos aliquot et capitula Geneseos de Christi regno* (Marp. 1557). *Comment. in Obadiam et Psalmum CXXXVII* (Argent. 1558). *Schriftliche Eeerdandredn* (Marb. 1542). *Psalterium ex hebraeo versum, cum scholiis* (Marp. 1543). *Comment. in Danielen ex hebraeo versum* (Marp. 1544). *Commentarius evangelicorum de Jesu Christo filio Dei, libri II.* (Basil. 1545. Fol.) *Oratio de pia morte D. M. Lutheri* (Marp. 1546).

6) Bekanntnis des Glaubens und der Lehre. Deert. Joannes Draconitis. 4. — *Mein Bekenntnis* ist eben Drucker und Jahrszahl. Ertheilt (a. a. D. S. 54) führt eine andere Ausgabe an: *Wehr. durch Melch. Sackhen (zu Erfurt) 1532. 4.*



Verdruß zuzog, daß dieser Vorfall für ihn eine Hauptursache wurde, Warburg bald nachher zu verlassen; doch kam hierzu auch noch die Sorge für seine größten gelehrten Werke, die er gern bald und zwar unter seiner eigenen Aufsicht, als Licht stellen wollte, für die er aber in Warburg, wahrscheinlich wegen der damaligen, für Heffen besonders betrübten, Zeiten, keinen Drucker und Verleger finden konnte. Da er nun den Werth der Werke, mit denen er damals umging, so hoch anschlug, daß er darin nicht nur einen großen Gewinn für die ganze Christenheit, sondern auch die höchste Bestimmung seines Lebens erkannte, so zog er es vor, sein ehrenvolles und einträgliches Amt zu Warburg, das ihn an der Ausführung jenes Vorhabens zu hindern schien, niederzulegen, und, wie er fest glaubte und bei seinem Abschied öffentlich aussprach, „aus vielen und rächtlichen Ursachen, allen Predigern und Christen zu Trost und Ruh“ von Warburg wegzuziehen. Als ihm nachmals der Vorwurf gemacht wurde, er habe seine Kirche verlassen, erwiederte er darauf (in der Vorrede zu seinem Hagaeus): „Die das sagen, wissen nicht, was die Kirche ist und was es heißt, die Kirche verlassen. Der verläßt die Kirche, der vom göttlichen Wort abfällt und sich gegen die Diener des Evangeliums zu betriegt, daß sie nicht bleiben wollen oder können. Ich bin auf göttlichen Befehl weggegangen, mit Vorwissen meines HErrn, aus bringenden und göttlichen Ursachen, nämlich zur Ehre Christi und zum Nutzen der Kirche, und so nicht als ein Verräther oder Fälscher, sondern frei, als ein Saß, wie sonst ein Leuit auf Antrieb des Geistes in eine israelitische Stadt kam, mit gutem Gewissen aus Warburg nach Lübeck gekommen.“

Nach kurzem Aufenthalt in Nordhausen und Braunschweig, wo er den Verdruß hatte, die Freunde, die er besuchen wollte, nicht anzutreffen, wählte D. Lübeck zu seinem einstweiligen Wohnort. Hier fand er bald Freunde, die sich bemühten, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen; auch verwandte sich der Superintendent Hermann Bonnus sehr thätig für seine wissenschaftlichen Zwecke. Melancthon machte ihm einen freundschaftlichen Vorwurf darüber, daß er nicht lieber nach Wittenberg gekommen sei, und empfahl ihn zu einer theologischen Professur nach Kopenhagen; allein D. zog jetzt seinen ehrenvollen und ruhigen Privatstand in Lübeck allen andern Anerbietungen vor. Hier hielt er öffentliche Vorlesungen, unter andern über den Propheten Haggai (woraus sein, unten zu erwähnender, Commentar über denselben entstand); vorzüglich beschäftigte er sich aber mit schriftlichen Arbeiten, unter denen sein Hauptwerk, „Gottes Verheißungen von Christo, in den J. 1549 und 1550 ans Licht trat“). Dieses Werk, auf welches D. selbst einen

hohen Werth legte und worin er der Christenheit etwas überaus Heilsames dargeboten zu haben glaubte, besteht in einer Sammlung einzelner Predigten und Abhandlungen, deren jede eine Stelle des alten Testaments erklärt, auf Christum anwendet, und deshalb mit einer oder zwei Stellen des neuen Testaments in Verbindung bringt. Die einzelnen Abhandlungen sind mit besondern Vorreden und Zueignungen, zum Theil an Könige, Fürsten und Städte, mehr auch mit sanftern Polyschnitten versehen, wie denn überhaupt das Ganze mit vieler Schönheit gedruckt ist, um sich auch durch das Äußere zu empfehlen. Im Ganzen ist der erste Theil dem Könige von Dänemark, der zweite dem Könige von England gewidmet. Da die einzelnen Stücke wahrscheinlich auch einzeln ausgegeben worden sind, so ist die ganze Sammlung selten vollständig anzutreffen. Biewol nicht zu verkennen ist, daß D. in der messianischen Deutung des alten Testaments, selbst für den Standpunkt seiner Zeit, viel zu weit geht, wenn er in den geringsten Einzelheiten, z. B. in Sibeons Posaunen, zerbrochenen Krügen und Haken, Vorbilder auf Christum und das Christenthum findet, so gehört doch sein Werk nicht nur unter die eigenthümlichsten Erscheinungen seiner Zeit, sondern hat auch auf tiefere Beweiskraft unter seinen Zeitgenossen ohne Zweifel sehr kräftig und vortheilhaft gewirkt. Daß D., bei seiner Vorliebe für diesen Gegenstand seiner gelehrten Beschäftigungen, auf dies Werk einen hohen Werth legte und sich bemühte, es besten Kräfte zu empfehlen, damit der dadurch beabsichtigte Nutzen auch erreicht werden möchte, ist natürlich, und Strodel urtheilt allzustreng, wenn er ihn deshalb vieler Eigenliebe beschuldigt, da D. in dem, was er über sein Buch sagt, sich bloß an die Sache hält, nicht seine Arbeit, sondern nur den Gegenstand derselben rühmt, und in Ansehung seiner Person die Grenzen der Bescheidenheit nie überschreitet. — Ubrigens stand D. in Lübeck in solchem Ansehen, daß ihn der dortige Rath unter andern bei einer im J. 1551 durch den, nachher seines Amtes entsetzten, Prediger Lorenz Wölken erregten kirchlichen Streitigkeit zum Schiedsrichter ernannte.

Nach der Vollendung des mehrgedachten Werkes, war D. wieder geneigt, ein öffentliches Amt zu übernehmen, und ging daher im J. 1551, auf erhaltenen Ruf, als Professor der Theologie und Prediger an der Johannis-Kirche, nach Rostock. Hier hatte er schon einige Jahre mit Ehren und Segen gelebt, als im J. 1557 durch den falschen Eifer zweier Prediger, von denen der Eine, der wegen seiner Streitsucht an vielen Orten übel berüchtigte Altemannus Hedebusius, gegen die Hochzeiten am Sonntag, der Andere, Peter Eggerdes, gegen einige Rathsherren, die dem Leidenbedürfnis eines katholischen Domherren eigewohnt hatten, mit ungebührlicher Heftigkeit predigten, und jener sogar seine Gegner namentlich auf der Kanzel excommunicirte, ein großer Streit entstand, der sich damit endigte, daß der Stadtrath zu Rostock die beiden ungestümen Eiferer absetzte und unsern

11) Gottes Verheißungen von Christo Jesu, mit welchem das neue Testament erfüllt. Aus Worte und alten Propheten. Des erst. Theils. Item die Wohnen Jesu Christi. — Gottes Verheißungen, Figuren, Orakel, von Christo und der Christenheit. Aus Worte und alten Propheten. Das ander Theil. Die Wohnen der Christen aus der heil. Schrift (Lübeck 1549—50. 80.). Den Inhalt, nach den einzelnen Predigten und Abhandlungen, s. bei Strodel, Neue Beiträge zur Literatur. 4. Bd. 1. Theil. S. 85 fg. Außerdem gab D. in Lübeck noch heraus: Haggaus Prophetia a

lingua sancta in lat. veritas et explicatus (Lübeck. 1549). Carminum liber. (Lübeck. 1549.)

D. zum ersten Superintendenten ernannte, wahrscheinlich um durch diesen eine strengere Disciplin unter der Geistlichkeit handhaben zu lassen. Allein die übrigen Prediger, mißvergnügt über die Beschränkung ihres Ansehens, widersetzten sich dem Rathe, weigerten sich, D. als ihren Superintendenten anzuerkennen und brachten allerlei Beschuldigungen gegen ihn vor, wodurch sie die Reinigkeit seiner Lehre verdächtig machen wollten. Ungeachtet aller Bemühungen des Rathes und der Universität, diesen neuen ärgerlichen Streit beizulegen, spann sich derselbe so lange fort, bis im J. 1560 eine kaiserliche Commission zur Untersuchung der Sache angeordnet wurde, bei welcher die Segner des D. infoweit die Oberhand behielten, daß diesen befohlen wurde, sich des Amtes und Titels eines Superintendenten künftig zu enthalten. Da ihm hierdurch seine Ehre gekränkt schien, so entschloß er sich gleich darauf, auch Koslod wieder zu verlassen.

Während der Zeit seines Lehramtes in Koslod scheint D. sich den Geschäften desselben fast ausschließlich gewidmet und mit literarischen Arbeiten wenig oder gar nicht beschäftigt zu haben, denn außer einigen einzelnen Predigten und kleinen alfabemischen Schriften ist in dieser Periode nichts von ihm erschienen.

D. begab sich nun nach Wittenberg und dachte ernstlich darauf, seine Biblia pentapla, deren Vee ihm schon so lange vorschwebte, und mit deren Ausführung er sich wahrscheinlich unter der Hand immer beschäftigt hatte, wirklich ans Licht zu stellen. Da er aber auch in Wittenberg zu diesem Werke, dessen Herausgabe bedeutende Kosten erforderte, noch keinen Verleger finden konnte und Inwoitschen von dem Herzog Albert von Preußen den Ruf als Präsident des pomersanischen Bisthums erhielt, so nahm er diesen Ruf an und ging nach Preußen, wo wir ihn im Februar 1564 schon finden. Er nahm seine Wohnung zu Marienwerber, wo er auch einige Male predigte, ohne doch eigentlich das Pfarramt selbst zu verwalten. Doch blieb er dort nicht lange; denn da sich Inwoitschen zum Drucke seiner Polyglotte in Wittenberg Gelegenheit gefunden hatte, so kehrte er noch in demselben Jahre, mit Erlaubnis des Herzogs von Preußen, dahin zurück und kam nicht wieder nach Preußen, sondern verlebte seine noch übrigen Lebensjahre theils in Wittenberg, theils in Leipzig. Anfangs ward er nur als Beurlaubter angesehen, und die Universität Wittenberg verwendete sich einige Male für ihn bei dem Herzoge von Preußen, ihm in Ansehung des begonnenen wichtigen Werkes, das ohne seine persönliche Gegenwart keinen Fortgang haben könne, nicht nur seinen Urlaub zu verlängern, sondern auch die Einkünfte seines Amtes, wessignißt ihm Theil, verabfolgen zu lassen. Der Herzog bewilligte auch eine Zeit lang diesen Vorzug; aber im Juni 1564 erhielt D. seinen Abschied.

Inwoitschen beschäftigte er sich angelegentlich mit seiner Polyglotte, die aber, aus Mangel an der nöthigen Unterstützung, doch nur einen sehr langsamen Fortgang hatte. D. hatte auf die Beihülfe der Großen gerechnet, aber diese wurde ihm nicht so zu Theil, wie er erwartete; zwar unterstützte ihn der Herzog von Preußen, Kurfürst

August von Sachsen wies 1000 Goldgulden dazu an; auch die Stadt Wittenberg scheint, auf besondere Verwendung, etwas dafür gethan zu haben, aber doch war das Werk zu weitläufig und besonders zur damaligen Zeit, wo der Druck in fremden Sprachen mit so vielen Schwierigkeiten verbunden war, zu kostspielig, als daß diese Unterstützungen zu rascher Förderung und Vollendung desselben hingereicht hätten. Es erschienen daher nur Bruchstücke, nämlich einige wenige Bücher des alten Testaments, und doch auch von einigen derselben nur wenige Capitel, gleichsam als Probe. Die Einrichtung ist bei allen gleich. Es steht darin nicht, wie in andern Polyglotten, der Text, nach den verschiedenen Sprachen, columnenweise neben einander, sondern zeilenweise unter einander; die erste Zeile ist nämlich hebräisch, die zweite chaldäisch, die dritte griechisch, die vierte lateinisch und die fünfte teutsch. Den Text in den drei letzten Sprachen hat D. nicht genau nach der Septuaginta, der Vulgata und der Lutherischen Übersetzung abgedruckt lassen, sondern mehr wörtlich nach dem Hebräischen eingerichtet. Alle Stellen, die D. als messianische Weissagungen und Verheißungen betrachtet, sind roth gedruckt. Nach dem fünfzigsten Capitel ist jedes Capitel ein Commentarius, worin dasselbe in gewisse Locos getheilt und bald weisäufiger, bald kürzer, in grammatischen, exegetischen und dogmatischen Anmerkungen erklärt wird. Die herausgenommenen, jetzt insgesamt überaus seltenen Stücke, sind folgende: Genesios Patriarchae sex, Adam, Noah, Abram, Isaac, Jacob, Joseph<sup>12)</sup>. Cum translationibus fontis hebraei, chaldaicae, graecae, lat. germ. ac explicatione grammatica linguae et scripturae sanctae, et indicio Christi, salvatoris mundi. (Viteberg. excud. Jo. Crato, 1563. fol.)

Ebgleich, dem Titel nach, die ganze Genesios erscheinen sollte, sind doch nur sechs Capitel gedruckt worden; ja, die meisten bekannten Exemplare enthalten deren nur fünf. Paulterium cum translatione fontis hebraei chald., gr., lat., germ. ac explicat. grammat. linguae ac scripturae sacrae, et indicio regni Christi. (Ibid. 1563. fol.) Auch hiervon sind nur die beiden ersten Psalmen gedruckt. Jesaias Prophetae cum transl. font. hebr., chald., gr., lat., germ. ac explicat. grammat. linguae et prophetiae, nec non indicio regni Christi. (Lips. excud. Jo. Rhamba, 1563. fol.) Weiter nur die beiden ersten Capitel. Wie es kommt, daß der Druck dieser Bücher, die doch grade zu den wichtigsten, wie für die alttestamentliche Literatur überhaupt, so insbesondere für den eigenthümlichen Zweck des D. gehören, sobald abgebrochen wurde, läßt sich nicht erklären. Die nun folgenden sind alle vollständig herausgenommen. Proverbia Solomonis, cum translationibus fontis hebraei, chald., gr., lat., germ. ac explicatione vulgari linguae et scripturae et indicio regni Christi. (Viteb. exc. Jo. Crato, 1564. fol.) Dem Rathe zu Nürnberg

12) Diese Namen sind hebräisch gedruckt. D. theilte nämlich das Buch der Genesios, nach den sechs genannten Hauptpersonen, in sechs Abschnitte, wovon indessen nur der erste wirklich erschienen ist.

gewidmet. *Malachias Propheta. Cum transl. etc. et ind. margine regni Chr. (Lips. exc. Jo. Rhamba, 1564. fol.)* Ioel Propheta. *Cum transl. etc. ac explicaciona prophetiae, et ind. regni Chr. (Viteb. exc. Jo. Crato, 1565. fol.)* Dem Kurfürsten August von Sachsen zugeeignet. *Zacharias Propheta. Cum transl. etc. (Ibid. 1565. fol.)* Dem Erzbischofe Siegis- mund von Magdeburg zugeeignet, von dem sich D. viel leicht für die Folge noch Unterstützung zu seinem Werke versprach. *Micheas Propheta. Cum transl. etc. (Ibid. 1565. fol.)* So viel Stücke waren erst erschienen, als D. der diesem Werk einen großen Theil seines zeitlichen Glückes und seiner Gesundheit aufopfert und noch in den letzten Jahren Tag und Nacht dafür gearbeitet hatte, am 18. April 1566 zu Wittenberg starb, und sein Tod die weitere Fortsetzung für immer unterbrach. Zwar machte sich Anfangs der bekannte Paul Eber und nach- her M. Th. Hilderich (nachmaliger Prof. der Theol. zu Altdorf) dazu ansehnlich, es ist aber nichts weiter erfolgt, und wo die Ausarbeitungen, die D. ohne Zweifel schon dazu gemacht hatte, nach seinem Tode geblieben sein mögen, ist nicht bekannt. — D. wurde zu Wittenberg in die Pfarrkirche begraben und von der Universität mit einem Leichnamprogramm, sowie von verschiedenen gleich- zeitigen Dichtern mit poetischen Denkschriften beehrt. — Außer seinen schon erwähnten Werken sind von ihm, be- sonders zu Marburg, noch viele einzelne Predigten und andere kleinste Schriften von geringerer Bedeutung er- schienen, deren Aufzählung wir, um nicht zu weitläufig zu werden, unterlassen, und deshalb auf die unten an- zuführenden Schriftsteller, namentlich Strobel, verwei- sen<sup>15)</sup>.

**DRACONOIDEA Fitzinger** (Reptilia). Eine Familie der Eidechsen, charakterisirt durch die Anwesen- heit einer Flughaut. Außer der noch lebend vorhande- nen Gattung *Draco* rechnet Fitzinger noch hierher die beiden fossilen *Pterodactylus* und *Ornithocephalus*.

(Dr. Thon.)

**DRACONTIUM Hermann.** Eine Pflanzengat- tung aus der ersten Ordnung (Androgyria) der 21. Linné'schen Classe (nach Rinné aus der 1. Ordnung der siebenten Classe) und aus der natürlichen Familie der Kroi- den. Char. Die Blüthenhülle einblättrig; die Blü- thenkelchblätter, mit Blüthenboden bedeckt; die Blumen- röhre besteht aus fünf, sechs oder sieben Schüppchen, an deren Basis ebenso viele linienförmige Staubfäden einge-

fügt sind; die Antheren sind zweifächerig und öffnen sich an der Spitze in einem kleinen Loch; der Griffel ist lang, dreifächerig; die Beere dreifächerig, dreifachig. Nach neuern Untersuchungen gehören die meisten, früher hier- der gerechneten Arten zu den Gattungen *Arum*, *Calla* und *Pothos*, und nur drei glatte, stengellose Arten mit knolligen Wurzeln bleiben bei *Dracontium*. 1) *Dr. lanceo-lesolium Jacquin* (Leon. rar. III. t. 612, *Lamar- cas*, III. t. 738) mit ei-lanzettförmigen Blättern, in Caracas; 2) *Dr. sagittifolium Meyer* (Esauq., *Pothos sagittifolia Rudge guian.*) mit psil-lanzettförmigen Blät- tern, in Gujana; 3) *Dr. polyphyllum L. (Plukenet, Almag. t. 149. f. 1.)* mit dreifach zusammengelegten, fuchsförmigen Blättern, in Südamerika. Die letztgenannte Art wächst nach Thunberg auch in Japan, wo sie Kon- jaku heißt und die scharfe, purgirende, die Katamenien treibende Wurzel in ärztlichem Gebrauche ist. Die Blüthe verbreitet, wie bei mehren Gewächsen dieser Familie, ei- nen starken kadaverösen Geruch.

Das Dracontium des Theophrast (*ἀρακωνίον*, *Theophr.*, Hist. pl. I, 6, 6. VII, 12, 2) ist die Drachenwurzel (*arom Dracunculæ L.*). Dioscorides nennt *Arum italicum L.* die kleine und *Arum Dracun- culus L.* die große Drakontia (*ἀρακωνία πυρύν, ὀ- λυνκία*, Mat. med. II, 195, 196). Bei Plinius (H. N. XXIV, 91—93. XXV, 6) heißt jenes *Aros* oder *Aron*, dieses *Dracuntum* oder *Dracunculus*. (*J. Sprengel*).

**DRACONTIUS**, der Mönch, nach Vorzeichen eines Mönchsvereins in der Umgegend von Alexandria in der Mitte des 4. Jahrh. zu den Zeiten des in dieser Haupt- stadt Ägyptens höchst wirksamen, vielverfolgten und viel- verfolgten Athanasius, der noch jetzt als Glaubensheld von allen christlichen Parteien angesehen und seiner Gei- steskraft und klugen Gewandtheit wegen bei aller Un- biegsamkeit seines Wesens hochgehalten wird. Durch ihn und seine Schriften ist auch D. kurz nach der Mitte des 4. Jahrh. namhaft geworden. Es ist bekannt, daß sich Ägypten damals in Liebe zum Mönchtum auszeich- nete. Ebenso bekannt ist es, daß noch beim Beginn dieses Jahrh. die Mönche als Laien betrachtet und nicht zu geistlichen Ämtern befördert wurden. Jetzt hatten sich durch übergroße Vermehrung der Mönche die Umstände schon geändert. Zur Zeit des D. waren bereits mehre Mönche als christliche Lehrer angestellt worden. Die Noth hatte größtentheils dazu getrieben und der Wan- gel an geschicktem Personal. — Nun gab es zwar schon damals Mönche, welchen die Erhebung zu kirchlichen Ämtern sehr willkommen war, weil dadurch der Unter- schied zwischen ihnen und den Geistlichen immer mehr wegfiel; allein es gab auch solche, die darin eine Ent- weichung ihres Standes sahen, als werde dadurch die scharfe Bucht ihres bescheidenen und abtötenden Lebens entwürdigt. Pachomius selbst hatte es den Seinen streng unter- sagt, sich zu irgend einem geistlichen Amte weihen zu lassen. Unter diese Eifrigen gehörte D., der das ihm angetragene Bisthum zu Klein-Dermopolis ausschlag und einen Eid vorlegte, der ihm die Annahme unmdg- lich mache. Dies Alles widerlegt im Athanasius in

15) Der in *Adami* vgl. Theol. Germ. und bei andern äl- tern biographischen Schriftstellern befindlichen, aber sehr mangel- haften und ungenauen Nachrichten nicht zu gedenken, haben Ertze- ber, Heßische Gelehrten und Schiffsbauerschriften. 3. Bd. S. 194 fg. und Strobel, Neue Beiträge zur Literatur, besonders des 16. Jahrh. 4. Bd. I. St. S. 1—156 (auch unter besonderm Titel einzeln ausgegeben, hieher das Richtige über Dracontius geschrieben. Holzmund, *Dracuntus* Inhabten der Mönche, die für und gegen die Red. Ertzeber's geurtheilt haben. 1. Bd. S. 214 fg., hat dies den Ersten, und dabei sehr richtig, excerptirt. Ich selbst habe, aus früher unbenutzten Quellen, besonders zu Dracuntus' früherer Lebensperiode, Manches zu ergänzen und zu berichtigen gefunden.

einem im J. 354 oder 355 an ihn gerichteten Schreiben, worin er es jenen vielmehr zur Gewissenssache macht, das Amt zu übernehmen. Athanasius gehört unter die Ersten, welche Mönche zu geistlichen Würden erhoben. Bald verkehrte sich die Sache, und die Mönche trachteten so eifrig darnach, sich den Geistlichen völlig gleich zu stellen, daß schon Cassian über diese Ehrsucht derselben starke Klage führt. Daß sie sich späterhin selbst über die ordentlichen Geistlichen erhoben, ist aus den Ordensgeschichten zur Genüge bekannt. (G. W. Fink.)

**DRACOPHYLLUM.** Eine von Labillardiere (Voy. à la rech. de la Pér. II. t. 40) gestiftete und von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 556) genauer bestimmte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Einreihen Classe und aus der natürlichen Familie der Caryophyllaceen. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle röhrig mit barillosem, fünftheiligem Saume; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten oder im Grunde der Corolle eingefügt; die Antheren mit dem Rücken angewachsen; der einfache Griffel hat eine dreilappige Narbe; unter dem Fruchtknoten stehen fünf Schüppchen; die Mutterfäden hängen in der fünfstrahligen, vielkammigen Kapfel von der Epigee des Mittelfrüchtlings herab. Die nahe verwandte Gattung *Epacris* Forster unterscheidet sich durch die Anwesenheit mehrer Stielblättchen unter dem Kelch, durch höhern Einfügungsort der Staubfäden und Schüppchen, durch knospenförmige Narbe und durch Anhang am Mittelfrüchtlings angewachsene Mutterfäden. R. Brown zählt sechs Arten hierher: 1) *Dr. secundum* R. Br. (l. e. *Prionodes secunda* Spr. syst. I. p. 631), 2) *Dr. squarrosum* R. Br. (l. e. *Epacris* Spr. l. e. p. 629), 3) *Dr. capitatum* R. Br. (l. e. *Epacris* Spr. l. e.), 4) *Dr. graecile* R. Br. (l. e. *Epacris* Spr. l. e.), 5) *Dr. longifolium* R. Br. (l. e. *Epacris* Forster) und 6) *Dr. rosmarinifolium* R. Br. (l. e. *Epacris* Forst.). Sie wachsen, die vier ersten in Neuholland, die beiden letzten in Rußland, als zierliche Sträucher oder Bäume mit einfachen, glatten, spizen, meist doch ziegförmig einander bedeckenden Blättern, welche nach ihrem Abfallen halbringsförmige Narben aus den Zweigen zurücklassen, mit ähren- oder traubenförmigen Blüten mit nur zwei oder gar keinen (*Sphenotoma* Adr. Jussieu) Stielblättchen unter den Kelchen. (A. Sprengel.)

*Dracopis* Cassin, f. *Rudbeckia* L.

**DRACUINA.** wird von Ptolemaeus (II. 12) als eine Stadt an der obren Donau genannt. Er ist der einzige Schriftsteller des Alterthums, der den Ort anführt; daher ist eine genaue Bestimmung der Lage desselben nicht zu erwarten. Nach seinen Maßbestimmungen mag *Dracuna* zwischen dem heuligen Donaueschingen und Sigmaringen gelegen haben, und daher sucht Barth (Uebersichte 2. Zhl. S. 129) es in der Gegend von Gröningen. (L. Zander.)

**DRUCUNCULOIDES**, nannte Boerhaave dieselbe Pflanzengattung, für welche schon früher Paul Hermann den jetzt allgemein angenommenen Namen *Haemanthus* eingeführt hatte. (A. Sprengel.)

**DRACUNCULUS** (Botanif.). Bei Plinius wird

mit diesem Namen *Arum Dracunculus* L., bei den Vätern der Botanik *Artemisia Dracunculus* L. und *Achillea Ptarmica* L., auch mehrer Arten *Arum*, bei Brunfels *Polygonum Historta* L. bezeichnet.

(A. Sprengel.)

**DRAFOLE**, ein König der teutschen Heidenlage, Schwager des Königs Siegmund von Carlsburg, sucht Polen durch eine große Heerfahrt heim \*).

(Ferdinand Wächter.)

**DRAGA**, kleiner Fluß in Arien, fällt zwischen Poreno und Rovigno ins adriatische Meer. (H.)

**DRAGAVIT, DRAGAWIT**), König der Witzgen, war unter den übrigen witzigen Kleinkönigen an Adel des Geschlechtes und Ansehen, das ihm sein Alter verlieh, der vornehmste, als König Karl im J. 789 über die Elbe setzte und das Land der Witzgen verheerte †). Als er an Dragawit's Stadt kam, ging dieser mit all den Seinigen sogleich heraus zu ihm, stellte die verlangten Beissen, und schmor dem Könige und den Franken den Eid der Treue. Seinem Beispielen folgten alle übrigen Kleinkönige und Großen der Witzgen, und unterwarfen sich dem Frankenkönige. (Ferdinand Wächter.)

**DRAGE**, 1) Fluß in Bessarabien, entspringt im dreieckigen Bruch im armetinischen Kreise von Dornern, und fällt unweit Drien in die Warthe. 2) Dorf in Posen, District Stormarn, gegen eine Meile von Iphoe entfernt. Das dassige im J. 1745 erbaute Schloß führt von seinem Erbauer, dem Markgrafen Friedrich Ernst zu Brandenburg-Gulmbach, den Namen Friedrichsruhe. (H.)

Drageo, f. Confect und Pulver.

**DRAGFI**, eine berühmte, bereits ausgestorbene Familie in Ungarn, mit dem Prädikat von Bittel, einem Marktsiedler im haidmarter Comit. Sie stammte aus der Balaschi und gelangte seit den Zeiten Königs Ludwig I. (1342—1382) zu hohen Würden und großen Besitzungen, wie dies Bittel war, zu welchem auch Endo in demselben Comit und Kövár im tragner Kom. Vordiglich berühmt wurden Bartholomäus Drágfi und seine Nachkommen. Er begleitete den König Matthias Corvinus zur Eroberung von Wien, und wurde bald darauf vom Nachfolger, Matthias II., zum Vizeboten von Siebenbürgen ernannt (1493), als welcher er starb (1498). Sein Sohn, Johann, zeichnete sich im Bauernkriege (1514) vortreflich aus, wurde im J. 1518 Obergespan von Mittel-Szolnok und Krasna, sowie auch Zavernek, und fiel als Jüdex Curiao in der Schlacht bei Mohács (1526). Er war der Vater des Kaspár Drágfi (gest. den 25. Jan. 1545), der gleichfalls die

\*) G. Wilkins-Saga Cap. 140—148. Übers. durch v. d. Hagen 2. Bd. S. 6—14. In der Überschrift Cap. 140 wird Dragoi König von Polenland genannt.

1) Wird auch genannt Dragovit, Dragowit, Tragowit, Tragwita, Dragutis, Dragoidos, Traonitos. 2) Anales Leopoldinenses ad ann. 789 bei Peritz, Mon. Germ. Script. T. 1. p. 34. Annal. Nassau. Cont. p. 44. Eubardi Annal. p. 176.

Obergespanwürde der eben gedachten Comitate bekleidete, zur Förderung des Protestantismus in Ungern sehr viel beitrug, und einen Sohn, Georg, ebenfalls Obergespan jener Comitate, von der Gattin Anna Balthory, hinterließ, mit dem die Familie im J. 1555 ausstarb. — Ausführlicher handelt von dieser Familie Wagner in seinen *Collectanea genealogico-histor. Drease* III. p. 24 — 32.

(Gamauf.)  
**DRAGINI, DRAIGNI, DREINI** \*), ein Gau der Westfalen\*\*), an der Rhippe\*) gelegen. In ihm traf im J. 784 Karl, Karl's des Großen Sohn, auf das Heer der Sachsen, schlug eine Niederlage mit ihm, und brachte ihm eine große Niederlage bei. In ihm lag Stenborde (Dren-Steinfurt) im Südosten von Münster\*), ferner das Kloster Bieborn in der Grafschaft Hermann's, Hertfeld, Werne, und selbst auch Gappenberg\*).

(Ferdinand Wächter.)

**DRAGO**, Fluß in Neapel, entspringt an der Grenze des Principato citra, und ergießt sich in den Golf von Neapel. (H.)

**DRAGOE**, eine kleine Stadt, im Sund, auf der Insel Amad bei Kopenhagen, deren 1100 Einwohner meistens Kosken oder Schiffer sind. Von den 80 Seeschiffen, welche sie im J. 1807 unterhielt, wurden ihnen 40 von den Engländern genommen. (H.)

**DRAGOMAN** (Drogoman, Dragman, Drogusoman, Trucheman, Truchement; — Drogamandus, Droemandus, Drogemannus, Drogomannus, Turgoignus, Turchemannus, bei den lateinischen Schriftstellern des Mittelalters), ist die Benennung der Dolmetsche, deren man sich bei der hohen Pforte und an andern asiatischen und afrikanischen Höfen bei Verhandlungen mit ausländischen Fürsten bedient. Über den Ursprung des Wortes ist man nicht einig; man hat es aus dem Hebräischen, dem Chaldäischen, dem Arabischen, ja dem Türkischen abgeleitet. Am meisten dürfte die Ableitung von dem arabischen Targaman oder Taragom, interpretatus est, für sich haben, wornach die Italiener Drogomano, die Franzosen Dragoman gebildet haben. Das französische Trucheman (enal. Turehman, ital. Turceman) und die lateinischen Turchemannus oder Turchemannus weisen entweder auf die asiatische Provinz Turcomanien zurück, insofern auch dieser die meisten Dolmetsche waren, oder bedeuteten ursprünglich Dolmetsche in türkischer Sprache\*).

1) Gemeinhlich wird er unter Dragim aufgeführt; so nach Meibom, De Pagis Saxoniae (in den Script. T. III. p. 98), nämlich nach der Lesart in Regine's Chr. zum J. 784 bei Sigisfridus, Struve'sche Ausg. I. Xpl. S. 42; die Ausg. von Pertz, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. Xpl. des Dragini, sowie auch die Anal. Laurisana, ad ann. 784 bei Dimp. S. 166. Dreini wird er von dem Poeta Saxo (l. Rei. I.) und vom Verf. Vita s. Ioh. Cap. 4 bei Dimpf. T. II. p. 571. Cap. 12. p. 573 und Translatio Cap. 6. p. 573 genannt. 2) Poeta Saxo ad ann. 784 bei Pertz I. c. p. 20. In Westphalorum pago cognomine Dreini. 3) Einhard (Annal. ad ann. 784): In pago Dragini juxta Lippiam situm. 4) Transl. S. Alexandri I. c. und Pertz dazu. 5) C. Falk, Tradit. Corbei. p. 518, 519. Meibom a. a. D. sagt, daß der normale Gau jetzt Drevenich sei.

\*) v. Hammer in: Constantinopolis und der Weltporus,

Die Benennung Dragoman kommt schon bei den byzantinischen Kaisern vor; der *Agapangados* wird von Pachymeres (V, 6) durch *μὲναι διερμηνεύωντες* erklärt, und bezeichnet also den eigentlichen Hof-, Groß- oder Oberdolmetsch, und dieser, dem die übrigen Dolmetsche untergeordnet waren, bekleidete eins der angesehensten Hof- und Staatsämter. Gegenwärtig bezeichnet man mit dem Namen Dragoman jeden zum Dolmetsch dienenden Secretair bei den Gesandten und Consuln an orientalischen Höfen; der eigentliche Dragoman war ursprünglich nur der, welcher das Hof- und Staatsamt bekleidete. Dieser trug bei der hohen Pforte Diwani humajun Tordschiamani, der Dolmetsch des kaiserlichen Diwans, oder der osmanische Hofdolmetsch. Von ihm sagt v. Hammer (Des osmanischen Reichs Staatsverfassung II, 117): Er begiebt im Ministerium der auswärtigen Geschäfte die wichtigste Stelle nach dem Reis Efendi, weil er der Vermittler aller Mittheilungen zwischen dem Reis Efendi und den auswärtigen Ministern ist und allen Conferenzen derselben beivohnt. Er überseht alle in fremden Sprachen eingereichten Noten und Memoires und die Anreden der Minister bei den feierlichen Audienzen des Großwesirs und des Sultans. Bei Conferenzen, wo der europäische Minister den türkischen durch den Mund seines eigenen Dolmetschers anspricht, antwortet der Reis Efendi nur durch den Mund des Pfortendolmetschers, der als das Organ und das Mittel aller officiellen Mittheilung des Reis Efendi mit europäischen Ministern betrachtet wird. Er ist der einzige Staatsbeamte der Pforte, der zu feierlichen Besprechungen und

örtlich und geschichtlich beschreiben, daß Bd. 2. S. 150—175 eine ausführliche, bis auf die ältesten Zeiten zurückgeführte Geschichte der Dragomane gegeben, und sagt daselbst S. 147 g.: „Mit dem Befalle des römischen Reichs schienen auch die Dolmetsche viel schlechter geworden zu sein, und wiewol wir ihnen in dem byzantinischen noch unter einem, von den alten Perennatoren abgeleiteten Namen, nämlich als Metepmenetes und Dihermenetes bezeugen, so hießen sie doch schon gemeinhlich Dragomane, eine Benennung, welche gleichsam die Schiedswort rather als unechter Dolmetsche macht, indem der erste Name ausschließlich den treuen Überseher und ungenutzlichen Mittelknechten der Geschäfte, die zweite Benennung aber heute um so mehr den slavischen Organen schlechterer Treuehaftigkeit und ungeschicklichen Aufseherthums beigelegt werden sollte, als das Wort Dragoman durch die einstimmige Aufzage aller Reichsbeschreiber in weisheitsreichen Schriften auf gekommen ist. Dieser Name ist ein arabisch-griechischer Kompositum, dessen Endtheile durch Ähnlichkeit mit dem türkischen Wana solchen Anspruch auf persische oder turkische Verwandtschaft erhebt, wodurch mehrere turkische Handelsleute zu Pera vertheilt worden sind, die Dragomane in Dragolente umzuwandeln. Das persische Wort, welchem das türkische Dolmetsch zunächst verwandt ist, heißt *Leimis* (nach vieler Wahrscheinlichkeit der rein persische Name der Stadt Leimis), welche als eine Ortschaft durch die Dolmetsche und Namensknechte berühmt war; daher auch *Leimab*), und das sasarische Dolmetsch, dassest hat sich in dem altirakischen Keilmatsch oder Dolmatsch fast unverändert erhalten, und daraus ist durch den Umsturz des a in e der Dolmetsch (und selbst nicht der Dolmetsch) entstanden. Der Dolmetsch ist also im Arabischen dem Dragoman gegenüber, wie im Französischen, Italienischen und Englischen der Interprete, Interpret; dieses ist die Übersetzung des Dolmetsch im guten, wie Dragoman oder Dragoman im schlechten Sinne verstanden.“

Begründungen fremder Minister gebraucht und von denselben mit allen unter sich selbst gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen wird. In den ersten Zeiten politischer Mittheilungen zwischen der Pforte und europäischen Mächten waren die Pfortenbolmetische Türken, meistens Renegaten, seit ein Paar Jahrhunderten aber ausschließlich Griechen. Zum höchsten Glanze brachte diese Stelle Maurofrodato, der Unterhändler des karlowitzer Friedens und der Urheber des Glanzes dieser Familie, der von der Pforte den Titel eines geheimen Rathes (türkisch *Wahrem Eschat*, griechisch *ἀνορ ὑποκόμης*) erhielt. Er geniesst den Rang eines Beglerbegs oder Pascha von zwei Kopfschweifen, in Erwartung einer Kürstentstelle in der Moldau und Walachien, wozu die Pfortenbolmetische als natürliche Stufe führt. S. den Art. Oberdolmetscher. (H.)

Dragon, Dracun Estragon, f. Antonisia Dragonculus f.

DRAGONADEN (Dragonerbekehrungen). Es ist bekannt, daß Ludwig XIV. von Frankreich, nachdem er das ausschweifendste und üppigste Leben geführt hatte, seit dem J. 1669 anfang, sich der Sucht hinzugeben, die Protestanten (Reformirten) seines Staates in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Man pflegt zu sagen: *Qualis rex, talis grex*; dieses Spruchwort bewährte sich auch hier, und überall wurde nunmehr in Frankreich von der Bekehrung der Ketzer gesprochen. Doch ging man Anfangs sehr behutsam zu Werke. Man hielt es für das Zweckmäßigste, zuerst eine größere Anzahl reformirter Geistlicher durch Versprechungen zu gewinnen. Diese sollten dann mit katholischen Geistlichen auf einer Kirchenversammlung sich vereinigen, ihren Glauben widerrufen und sich mit der katholischen Kirche vereinigen; dann würden, so meinte man, die Übrigen schon nachfolgen, und vielleicht alle Reformirten des Königreichs zu gleichen Schritten bewegen werden; allein die im J. 1673 zu Charenton gehaltene Synode hatte, obwohl eine nicht geringe Anzahl reformirter Prediger den Lockungen des Königs und der Partei desselben zu widerstehen nicht vermögend gewesen war, den gewünschten Erfolg keinesweges; im Gegentheil wurde dadurch alle Aussicht auf Erfolg vernichtet. Nunmehr nahm man zu dem für so Viele unwiderräthlichen Mittel, dem Gelde, seine Zuflucht, und 6000 Livres sollen hingeworfen haben, ungefähre 800 Seelen von dem Irrigen ihres Calvinismus zu überzeugen. Bald griff man zu andern Mitteln, die immer strenger wurden. So z. B. erging im J. 1681 der Befehl, daß selbst Kinder unter sieben Jahren als Protestanten angenommen werden sollten; auch vollstreckte man diesen Befehl in einigen Provinzen mit Gewalt; und sendete sogar Soldaten in die Bewahrung solcher Ältern, deren Kinder sich erklärten, zum Katholicismus überzutreten. — Sicherlich gab dies die nächste Veranlassung zu denjenigen Bekehrungen, welche les dragonades (Dragonerbekehrungen) genannt, auch mit den Namen la mission bottée (die gestiefelte Mission), oder les conversions par logemens (Bekehrungen durch Einquartierung) belegt wurden. Alles dies ging von Ludwig

XIV. mit aus, welcher Anfangs auch das Ganze leitete, und ein Regiment Dragoner nach Poitou sandte, mit der Weisung, daß die Hugenotten mit doppelter Mannschaft zu belegten seien. Der König war zu dieser Art der Bekehrung durch seinen Kriegsminister Louvois veranlaßt worden, der zwar ein tüchtiger Kriegsmann, aber, da er keine richtigen Begriffe von Menschenwürde, Staatsrecht und Bürgerwohl hatte, nichts weniger, als ein großer Staatsmann war, und da er wieder den Ruhm eines guten Bürgers, noch den eines edlen Menschen besaß, am wenigsten dazu pochte, Religionsangelegenheiten zu führen. Gleichwohl riß er diese an sich, und die Dragonaden waren die Folge davon. Das Unglück wurde aber für die Reformirten vollständig; als Ludwig diese Bekehrungen seinem Kriegsminister bald fast ausschließlich überlassen hatte; denn Louvois begnügte sich nun nicht mehr mit dem Regimente zu Poitou, sondern alle zunächst mit Reformirten besetzten Städte, sowie die Schloßer, in deren Besitze sie sich befanden, wurden mit Kriegsmannschaft belegt, welche zugleich bloß bei den Reformirten ihr Quartier mit der Erlaubnis erhielt, ihre Wirthe, so lange dieselben die Annahme des katholischen Glaubens verweigern würden, zu plündern, sie willkürlich zu behandeln, und selbst körperlich zu misshandeln. Welchen Erfolg solche Bekehrungen, die jetzt freilich zu Tausenden bewirkt wurden, in moralischer Beziehung haben mußten, war natürlich einem Manne, wie Louvois, sehr gleichgültig. Dem Könige selbst aber wurde die wahre Lage der Sache verdeckt, und nur die Listen der Bekehrten überreicht, über die sich der anhängende Ludwig in der Erwartung freute, durch so viele Bekehrungen Gott wohlgefällige Werke bewirkt und eine Stufe nach der andern auf der Leiter zur Seligkeit erklimen zu haben. Allein eine Masse von Reformirten achtete wieder die gesperrten Grenzen des Königreichs, noch die Strafe des Gefängnisses oder der Galerien, die den ertappten Flüchtling ereilte, und während drei Jahren verließen 500,000 flüchtige Hugenotten ein Vaterland, in welchem es ihnen, zumal nachdem im J. 1685 auch das Edict von Nantes förmlich aufgehoben worden, nicht vergnügt war, den Höchsten nach ihren Überzeugungen zu verehren. An 70 Jahre dauerten die Auswanderungen fort, indem diejenigen, welche nicht sofort entfliehen konnten, sich zum Katholicismus zwar äußerlich bekannnten, im Herzen aber ihrer Überzeugung getreu blieben, und demnach die Gelegenheit benutzten, um ihren flüchtig gewordenen Brüdern früher oder später ins Ausland zu folgen. Erst seit dem sechsten Jahrzehend des 18. Jahrh. wurden die Protestanten in Frankreich nicht mehr verfolgt. Indessen blieben sie immer noch von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Die Fähigkeit dazu erhielten sie erst während der Revolution wieder. Nach dem Sturze Napoleons begannen unter der sogenannten Restauration, namentlich unter Karl X., zwar die Bekehrungen von Neuem; allein eine Regierung, die schon dierdurch zeigte, wie wenig sie im Einklange mit ihrer Zeit war, war auch fähig, gewisse Erdröhnungen zu erlassen, und bahnte sich dadurch ihren Untergang. — Gegenwärtig genießt der Protestant in

Frankreich sowohl in bürgerlicher, als politischer Beziehung gleiche Rechte mit den Katholiken. *Benoit, Histoire de l'édit de Nantes (à Oelfst). Tom. III. p. 562 sq. 844 sq. Aignan, De l'état des Protestants en France (à Paris 1818).* (Dieck.)

**DRAGONER**, waren ursprünglich berittenes Fußvolk, als solches zu sechten bestimmt, und nur zum schnellen Fortkommen auf Pferde gesetzt. Der große Werth, welchen man auf das in Gebrauch gekommene Feuergewehr legt, machte es notwendig, auch einen Theil der Reiterei damit zu versehen, dem man kurze, 2½ Fuß lange Feuerrohre mit Radschiffen gab, sobald sie (1517) erfinden worden waren; die Infanterie behielt noch lange das Luntenschloß bei und vertauschte es erst im 17. Jahrh. gegen das sogenannte französische Schloß. Diese Schützen oder Aufseher zu Pferde kommen zur Zeit Karl's VIII. unter dem Namen *Argoulets* vor (Mém. de Monluc. T. 2. Liv. 7. Mém. de Bellay. Liv. 10. p. 541 und a. a. D.; Popeliniers fol. 344). Sie trugen bei den Deutschen Ringersperde, führten einen schüsselförmigen Harnisch mit Kragen, Rückenstück, Panzerärmeln, Blechhandschuhen und eine offene Fiedelhaube. Neben ihrem Feuerrohre (Pettinell), das an einem Riemen über die Schulter hing, waren sie mit zwei Pistolen und einem nicht allzulangen Sottiergewehr bewaffnet, zum Hieb und Stich geeignet. Eine Pulverschloß und ein ledernes Beutel mit Kugeln hingen am Gürtel. Um einen weiten und genauen Schuß zu erlangen, gab man ihnen in der Folge ein längeres Rohr von 3½ — 4 Fuß Länge und einen, auf der rechten Schulter ausgehauenen, Brustharnisch, damit sie richtiger zielen konnten. Sie hießen nun Carabinier und waren in besondere Compagnien formirt, als sie mit dem Herzoge von Alba nach den Niederlanden kamen. Aus ihnen entstanden nachher die Dragoner (*Montgomery Traité de la milice française. p. 140. Melen, Regoles militares. Lib. II. Cap. 1. Naudaei Syntagma de studio militari. p. 697.*), denn schon der Prinz von Parma hatte im J. 1582 einige Compagnien Muskettier und Lanzenknechte auf Padsperde gesetzt, um mit ihnen und der Reiterei die Arriergarde des Herzogs von Alençon anzugreifen. Da sie Musketen mit Luntenschiffen oder Pfisen (lange Spirke) führten, bekamen sie vielleicht den neuen Namen wegen ihrer Ähnlichkeit mit jenen Ungeheuern der Sage, wenn sie mit brennenden Lunten einher zogen, oder wegen der schnellen Bewegung, zu der sie sich eigneten. Unter Heinrich IV. wird ihrer zuerst unter dem Namen Dragoner erwähnt (*Victor Cuiet, Chronologie novenaire. T. II.*), daß der König von Navarra 200 abziehen ließ, um durch ihr Feuer den überlegenen Feind zurückzuhalten. Als eine stehende Truppe wurden sie, nebst dem Gebrauche des Gewehres zu Fuß, vorzüglich geübt: schnell abzurufen, ihre Pferde zu koppelnd und sich in Schlachordnung zum Angriffe aufzustellen; denn sie fochten bei den Deutschen und Franzosen allezeit zu Fuß, weshalb man ihnen auch späterhin, wie der Infanterie, Bajonette gab. Bei den Spaniern scheinen sie jedoch ebenso oft auch als Schützen zu Pferde gebraucht worden zu sein.

Der Herzog von Alba hat übrigens das Verdienst, die leichte Reiterei auch zum regelmäßigen Gesecht, in Schwadron aufgestellt, abgerichtet zu haben, da man sich ihrer vorher bios zu Vorposten und Parteien bediente. Auch Schwedens großer Gustav, der im J. 1628 die leichte irreguläre Cavalerie in Dragoner umschuf, gebrauchte diese immer, mit der übrigen Reiterei zu Pferde, und nur in seltenen Fällen zu Fuß, um jener zur Unterstützung zu dienen. Sie hatten keine Pistolen und bios Luntenschlößer an ihren Musketen, zu denen die Lunte um einen Stod am Hauptgeselle des Pferdes gewickelt war. Sie triffen geschlossen, mit dem Degen in der Faust, an, wie es auch späterhin bei den Schweden, mit ihrem König (Karl XII.) an der Spitze, immer geschah. Nach und nach verlor sich die ursprüngliche Bestimmung des Dragoner mit ihrer Vermehrung bei allen Heeren, nur das Bajonet behielten sie von derselben bei, obgleich sie niemals Gebrauch davon machten. In Wolfert (*Traité sur la Cavalerie 1776*) will sogar den französischen Dragonern wieder Bajonette geben, und der General Bergsdorff verfaß den cylindrischen Kolbstock des Carabiners mit einer Spitze, damit er halb herausgeschoben und durch eine Feder selbsthalten, als Bajonet dienen könnte. Beides war nutzlos; denn alle bessere Cavalerien zogen den gewaltsamen Angriff dem Feuer zu Pferde vor. Die Dragoner blieben daher, und sind noch jetzt bios leichte Reiter, die das Mittel zwischen den Kürassieren und Fusaren oder Uebersaurigern machen. Reitende Infanterie gibt es nicht mehr; wol haben aber die Engländer eine fahrende Infanterie eingerichtet, wo 40 Mann auf besondern Gesellschaftswagen sitzen, um im J. 1798 bei der ihnen gedrohten Landung der Franzosen mehrere Bataillone schnell nach den bedrohten Punkten bringen zu können. Außer den Werten über den Dienst und die Abrichtung der Reiterei überhaupt, Metz, Baska, Stammfort, de la Balme u. z. m., beschäftigte sich noch insbesondere mit den Dragonern: Das Regiment für die preussischen Dragonerregimenter 1743. *Règlement und Ordnung für die kaiserl. kñigl. Kürassier und Dragoner 1751. Khevenhüller, Observationspunkte, dem ihm anvertrauten kñigl. Dragonerregimente vorgezeichnet (Wien 1734. 4.). Gray, Lettres sur les Dragons 1733. De la Porterie, Instructions militaires pour la Cavalerie et les Dragons 1754. Biscat, Der Rittmeister. Aus d. Franz. 1754. Règlemens sur le service de la Cavalerie et des Dragons en campagne 1778. Manuel du Dragon 1781. Jaquemin, Abrégé d'exercice à l'usage des officiers et sous-officiers des dragons de la Manche 1816. v. Brandt, Über die Wiedereinführung der Dragoner, als Doppeltämpfer, aus der Kriegsgeschichte hergeleitet, 1823.*

(v. Hoyer.)  
**DRAGSMARK**, ein berühmtes nordisches Augustinerkloster St. Mariä, erbaut um J. 1230 durch König Håkon Håkonsen von Norwegen, in der jetzt schwedischen Provinz Bohus. Im Kloster unterhielten die reichsbesitzenden Mönche eine von Schweden, Norwegen und Dänen viel besuchte gelehrte Schule. Zur Zeit der Re-

formation zerfiel das Kloster, mit dem eine eigene Klosterkirche verbunden war; daneben bestand noch eine zweite Kirche im Kirchspiel. Jetzt ist Draguignan (im J. 1815 mit 336 Einw.) Filial des Pfarroats Botenäs (im J. 1815 mit 1016), in der Pfarrei Norra-Eiffessel, an der Südküste von Nohus. Ein Stück der Klostermauern bildet jetzt die einzigen Ruinen des Klosters. (v. Schubert.)

**DRAGUIGNAN**, Hauptstadt im französischen Département Var (Provence), in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene am Fluße Vis gelegen, hat gegen 8000 Einwohner. Ehedem war sie der Sitz des Bischofs von Fréjus, jetzt ist daselbst ein Handelsgericht, eine Börse, Bibliothek, Naturalienkabinett; die Société d'émulation. Der Handel ist nicht von großer Bedeutung, unter den Gewerben aber die Bleichwaserfabrik; außerdem sind vier Manufacturen in Tuch und Strümpfen und 21 Mühlen. Der in der Nachbarschaft wachsende Wein zeichnet sich durch seine Stärke aus. — Der Bezirk, welcher von der Stadt den Namen hat, zählt auf 49½ □ M. 75,400 Einwohner. (H.)

**DRAGUT**, türkischer Seeräuber, Sangiac-Bei von Tripolis, ward geboren an der der Insel Rhodos gegenüberliegenden Küste Klein-Asiens \*) in einem kleinen Dorfe, welches die Einen Menteschely<sup>2)</sup>, die Andern Charabalac<sup>3)</sup> nennen, biente lange unter dem großen Seeräuber Haradin Barbarossa, erwarb sich großen Ruf durch seine Tapferkeit, Erfahrungheit in der Schiffahrtskunde und Kenntniß aller Küsten des Mittelmeeres, und machte sich den Kaufleuten Italiens und der afrikanischen Küste nicht minder fürchtbar, als sein Herr. Die Räuberereien, die er an der Küste von Toscana und Sicilien trieb, indem er eine unermessliche Menge Christen in die Sklaverei schleppte, nöthigten den Kaiser, dem Andreas Doria den Auftrag zu geben, den Seeräuber auf alle Weise zu verfolgen. Andreas Doria schickte seinen Vatersbruder Johann Doria aus, um Dragut ward in dem Hafen von Civaltia zwischen Gaioli und Ajaccio auf Corsica, wo er sich sicher wähnte, nebst 13 seiner Geleuten gefangen, um das J. 1540. Sein Unwille hierüber ward durch die üble Behandlung vermehrt, die er während der Gefangenschaft erlitt. Vier Jahre darauf sah Andreas Doria, um die Wuth Barbarossa's zu stillen, sich genöthigt, zu gestatten, daß dieser für D. das Lösegeld zahlte. D. versuhr nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft nur noch weit erbitterter gegen die Christen, und hierzu fehlten ihm die Mittel nicht, da er Städte an Afrika's Küste theils

in seine Gewalt gebracht, theils zu Verbündeten hatte. Nach Barbarossa's Tode (J. 1547) benannte D., mit Hülfe der Bewohner der Insel Zerb und der Stadt Esacas, eine Flotte von 24 Brigantinen, drang bis vor Neapel, beraubte die Küste von Calabrien, und bemächtigte sich selbst einer Societät der Maltefferitter, die von Guletta kam. Da ließ der Kaiser (im J. 1549) Andreas Doria die ganze Küste von Africk durchlaufen und D. verfolgen. Doria brachte die abgefallenen Städte Susa, Monastero, Cimadia (Africa), Esacas und Cassipa wieder zum Gehorsam. Bei den Unruhen in Tunis im J. 1550 überfiel D. die Stadt Cimadia \*) und die mächtigste Stütze ihrer. Andreas Doria wollte diesen wichtigen Punkt nicht in des Seeräubers Hand lassen. Eine große Christenmacht unter dem Vizekönige von Sicilien und Andreas Doria schiffte nach Africa, eroberte Monastero und Susa, und schritt darauf zur Belagerung von Cimadia. Als D. nach dem Verluste von Monastero und Susa und nach der Niederlage seiner Truppen in Corsica hörte, daß die Christen die Belagerung von Cimadia von Tage zu Tage mehr betrieben, segelte er den 20. Jul. 1550 von Zerb aus mit sieben Fregaten und vier Brigantinen, auf welchen er 12,000 Manntruppen, die Hälfte Türken, die Hälfte Afrikaner, hatte, und landete im Hafen von Esar bei dem Fluße Zidon. Seinem Plane gemäß thaten den 25. Jul. die Belagerten einen Ausfall, während er selbst die Belagerer im Rücken angriff; aber der Ausfall der Belagerten ward zurückgeschlagen, und D's Heer selbst erlitt eine Niederlage. Nach ihr verließen seine Leute ihn; seine Verbündeten hatten bereits dem Bündnis entsagt. Er sah sich daher genöthigt, mit 16 noch übrigen Schiffen nach Zerb zurückzukehren. Cimadia ward am 74. Tage der Belagerung (den 10. Sept. 1550) von den Christen erobert. Um D. zu verfolgen, lederte Andreas Doria Anfangs März im J. 1551 nach Africa zurück. Dieser hatte den Winter einen Vertrag mit dem Sheikh Soliman von Zerb geschlossen, und nach dieser Insel alle seine Schiffe gebracht. D. wollte eben auf Seeraus auslaufen, als Doria landete. Da er die Schwierigkeit sah, zu entkommen, blieb er im Hafen von Cantara bei seiner Flotte, denn der Kanal war so eng und das Wasser so leicht, daß Doria dort mit seinem Geleuten nicht landen konnte, ließ seine Schiffe auf Zrodene liegen, und verhängte sich gegen Doria's Angriff. Dieser hatte nur wenig Schiffe und Mannschaff, und suchte den Sheikh Soliman zum Beistande zu bewegen. Dieser aber wollte sein dem D. gegebenes Wort nicht brechen. Doria ließ also von Neapel, Sicilien und Genua eine größere Zahl

1) So nach Knoll's und Majorot in ihrer Geschichte der Türken, Adriant, Koet u. f. w. Nur de Thou (Lib. VII. p. 147 des 1. Abt. der frankfurter Ausg. der Jac. Aug. Thuanii, Historiarum ac temporaria Opera von 1611) läßt ihn auf der Insel Rhodos geboren werden. Vgl. die Anmerk. zu Histoire universelle de Jac. Aug. de Thou, traduit sur la nouvelle Edition Latine de Londres et augmentée de Remarques historiques et critiques de Cambray, de de Plessis Mornay, G. Laurent, Ch. de l'Escluse, Guy Patin, R. Boyss, J. le Duchet et autres, basile, Ausg. von 1742. T. I. p. 600. 2) So Mercator, Hist. de Turc continuée, Cap. 14. p. 610 und viele Andre. 3) Sandoval, La Vida y Hechos del Emp. Carlos V. Cap. 80. p. 664.

4) Sie wird verschiednen genannt, Mahadia, Mohedi u. f. w., und mit dem andern Namen Africa (Africa verba Africae, wtl. g. B. Steibanus sie nennt), sowie auch Africa die kleine Maurenrepublik hieß, deren Haupt sie war, liegt zwischen Tunis und Tripolis, heist einen weitenverbreiteten Hafen und für den Seeräuber eine wichtige Lage. Auch war sie wegen der sie umgebenden sehr lieblichen und fruchtbaren Gegend (l. Steibanus, Commentar. de stat. relig. Lib. XXII., Straßburger Ausg. p. 685) für den Seeräuber, nach dem Ausbruche des Steibanus, eine wünschenswerthe Besetzung, im Fall er auszufahren gezwungen ward.



Galeeren mit mehr Truppen kommen und den Kanal bewachen. Es schien D. nicht entkommen zu können. Doch er ließ binnen zehn Tagen das Bett eines neuen Kanals, der zwischen der Insel und dem Festlande übrig blieb, graben<sup>5)</sup>, die Schiffe ganz leeren und sie durch treue Hülfe seiner 2000 Sklaven des Nachts heimlich auf die andere Seite der Insel schaffen. Doria konnte alles dieses weder sehen, noch erfährt er es von den D. ergebenen Infanteren. Ueberdies war zwischen der Stelle, wo Doria sich befand, und der, wo D. durch Führung eines Kanals entkam, ein Zwischenraum von 50,000 Schritten. Auch hatte Doria nicht wagen dürfen, seine Flotte zu theilen. So wand sich Dragut aus der großen Gefahr und zog sich nach der Insel Rethine. Unterwegs fing er das Admiralsschiff von Sicilien auf, und in ihm Bucar, den Sohn Muley Hasen's, und führte ihn nach Constantinopel, wo er ebenfalls im schwarzen Thurme starb. D. begab sich nach Constantinopel, um durch seine Gegenwart die Austrüstung der türkischen Flotte zu beschleunigen, welche die Einnahme Cimabias's (Afrida's) rächen sollte. Der Reis (Capitän) D., sowie Sala, ward dem Admiral Sinan Pascha als Lieutenant beigegeben, und spielte auf diesem Vortzuge durch seine Kasperthei und Kriegserfahrung nach dem Oberbefehlshaber die wichtigste Rolle, oder vielmehr noch eine wichtigere Rolle, denn Sinan Pascha hatte den Befehl, nichts Erhebliches zu unternehmen, außer auf das Gutachten seines Lieutenants D. Die türkische Flotte, aus 112 mit 12,000 Kanonenbäumen bemanneten Galeeren, 30 länglichen Schiffen und verschiedenen Transportschiffen bestehend, landete in dem bald eingenommenen Hafen Maromuscus. Waltha war mit Truppen und andern Bedürfnissen schlecht versehen, und seien verloren, wenn nicht ein Ritter eilrig veranstaltet hätte, daß die Türken einen Brief an den Großkaiser aufstiegen, in welchem von Andreas Doria's angeblichen Anstalten, Malta zu entsetzen, berichtet ward. D., der Anfangs die Belagerung von Malta angeordnet, wagte, nachdem dieser Brief im Kriegsrathe vorgelesen worden, nicht weiter sich dem Willen des Pascha Sinan zu widersetzen, und ließ den Ausbruch der Türken nach Tripolis geschehen. Bevor doch verbererte er die Insel Gozzo, und führte den größten Theil der Einwohner als Sklaven mit sich. Dierauf ward Tripolis belagert. Bei den Unterhandlungen wegen Capitulation gab D. dem Sinan den weisen Rath, die Forderung wegen Erstattung der Kriegskosten nachzulassen, um die Ritter nicht zu verzwweifeln Widerstand zu leisten. Tripolis ward den Rittern auf immer entzissen, D. erhielt<sup>6)</sup>,

doch nicht unmittelbar darauf, die Stadt und ihr Gebiet mit dem Titel Sangiaci-Bey, richtete die Regierung der Stadt ein, verbesserte ihre Befestigungswerke, ließ namentlich zwei Forts bauen, das eine bei dem von den Spaniern erbauten Thurme, das andere etwas weiter drinnen, und benutzte den Hafen meistens zu Seeräubzügen. Das Ansehen jedoch, das er bei dem Großsultan Soliman genoss, ließ ihn eine größere Rolle als die eines bloßen Seeräubers spielen, und stellte ihn an die Spitze der großen türkischen Flotte, welche der Großsultan, vermöge des zwischen ihm und dem Könige Heinrich II. von Frankreich verabredeten geheimen Vertrags, gegen Italien im J. 1552 sandte. D., der die vorberste Flottenabtheilung persönlich führte, kündete das feste Schloß der Insel Procida an, fuhr hierauf gegen die Insel Ischia, wurde aber von der Belagerung des so sehr festen Schloßes absteißend zurückgeschlagen, und kehrte zu der andern Flottenabtheilung zurück. Dierauf segelte die Flotte durch den Golf von Gaeta gegen die Insel Ponza, als D. die Ankunft Doria's erfährt und vorrückte. Doria hatte nur 40 Galeeren und mußte nicht, daß er der türkischen Flotte so nahe war, und zog sich mit solcher Eile zurück, daß die ganze türkische Flotte ihm nicht folgen konnte. D. verfolgte ihn also mit sechs leichten Schiffen und eroberte eine Galeere, setzte die Verfolgung die ganze Nacht hindurch, und den größten Theil des Tages fort, und nahm sechs andere Galeeren und 700 Leuthe darauf, und bohrte zwei Galeeren in den Grund. Nachdem D. verschiedene Gegenden an Calabriens Küste geplündert, ging er in die Bucht von Neapel vor Anker, und setzte diese Stadt in die größte Bestürzung, wartete jedoch die Ankunft der französischen Flotte unter dem Prinzen von Salerno nicht ab. Karl Vermilio, einer von den vertriebenen neapolitanischen Edelknechten, der von Rom aus mit seinen Landknechten für Frankreich unterhandeln sollte, wurde von dem kaiserlichen Minister, dem Cardinal Mendoza, gewonnen, dem türkischen Admiral die Nachricht zu geben, daß der König von Frankreich mit dem Kriege in den Niederlanden zuviel zu thun hätte, um eine Flotte und Mannschaft nach Neapel zu senden. D. glaubte dieser Nachricht entweder, oder ließ, was wahrscheinlich ist, sich durch die 200,000 Scudi, die ihm Vermilio zu gleicher Zeit ausgabte, dahin stimmen, die Bucht von Neapel zu verlassen. Der Prinz

führte ihn zum Seewerbin von der Stadt und ihrem Gebiet, der ober der Flotte einhohr war. Man wist nicht, warum nicht dieser Ort dem D. gegeben worden, der mehr als sonst Jemand beigetragen, ihn zu bewingen, und dem er billig anstatt Afrika (nämlich der Waarenrepublik) zugegeben werden geschienen. Zum J. 1560 (Lib. X. p. 556) sagt de Thou: „hic (Dragutes) cum ante novennium capta Tripoli, sicut supra diximus, praetor toti orae vicinas a Solimano impostis esset, amoto Morvatha Tesciaras regule,“ und zum J. 1551 (Lib. VII. p. 155) sagt er: „ita Turci arce et urbe potiti sunt XVII Kal. Sept.“ morvxo in Dragutis manus Sangiaci-begi Italio tradita est.“ Die französische Uebersetzung, sowie andere Auctoren, brachten sich die Uebersetzung an D. unmittelbar. Man ist jedoch das morvxo (und in kurzer Zeit) gar nicht aus, sondern sagt: „Ella fut donné à Dragut avec le titre de Sangiac.“

5) Alveo novi canalii, qui inter insulam et continentem relinqueretur. X. dierum spatii effozzo, und weiter canali ducto; so de Thou Lib. VII. p. 154. Wahrscheinlich hat das Wort dem französischen Uebersetzer zu groß geschienen; er nimmt daher einen neuen Kanal als schon vorhanden an, und läßt das Bett dieses neuen Kanals nur reinigen: ou dix jours il fit nettoyer le lit du nouveau Canal, qui est entre l'Isle et la Terre-ferme. 6) Nach Wagners Bericht, bei africanischer Reichs. Aus dem Franz. über. 1. Abt. S. 556) führte nach der Einnahme von Tripolis Sinan Pascha den Morab Aga in der Stadt ein, nach dem Befehle, ihn zu bewegen von seinem Herrn erlösen hatte, und ere

von Salerno, der ihn hier nicht mehr fand, folgte ihm die Constantinopel, wo beide Flotten überwinterten. Dem den 1. Febr. 1553 zwischen den Türken und Frankreich geschlossenen Vertrage zufolge zog der Fürst von Salerno, in Verbindung mit der türkischen Galeerenflotte, unter D. gegen Italien, um für Frankreich zu kämpfen. D. richtete in Calabrien große Verberungen an, segelte dann nach Sicilien, wo er einige Truppen an das Land setzte, mit denen er die Stadt Alkatia einnahm und ausplünderte. Von da ging er nach Scafa, welches aber durch eine Kriegskist des basigen Befehlshabers gerettet ward; so auch konnte er der Stadt Catanea wegen ihrer guten Befestigung und starken Besatzung nicht beikommen, landete in Afrika, erstieg hierauf in Sardinien seine Truppen und besetzte die Galeeren aus. Um sich Corfica's zu bemächtigen, befehlt der König von Frankreich dem Herrn von Thernes, mit seinen und D's Galeeren dahin abzugeben. D. segelte dahin und ließ 7000 Mann zu den französischen Truppen stoßen. Er selbst machte mit seinen andern Leuten und dem Baron de la Garde einen Angriff auf Elba, und nahm hinweg Marciano, Capoliveri, San-Marino und Rio, und nach einer Belagerung die Citadelle von Gingo, belagerte hierauf Bonifacio, die Hauptstadt Corfica's. Doch hierbei entriß die Franzosen ihm die erwünschte Raube und Beute, indem sie die Besatzung der Stadt veranlaßten, sich dem Könige von Frankreich auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Er wußte sich jedoch, als die Janissaren die Garnison, als sie aus der Festung gezogen, niedermegeln, weil ein Soldat der Garnison die schöne Arkebuse nicht hatte hingeben wollen, und einen Janissaren erschossen hatte, sich so zu rächen, daß er den provenzalischen Capitain Ras, der denen in Bonifacio das Wort gegeben, daß ihnen nichts zu Leide gethan werden sollte, den Händen der Türken entriß, unter die er sich gestürzt hatte, um die Soldaten der Garnison von Bonifacio zu retten. Unwillig, daß ihm die Plünderung dieser Stadt entgangen, verließ D. die Franzosen, um so mehr, da er die Nachricht erhalten, daß Andreas Doria mit seiner Flotte sich näherte, führte viele Gefangene als Sklaven und große Beute mit sich, machte einen Versuch, Piombino und Porto Ferrajo zu erobern, fand aber beide Plätze in zu gutem Vertheidigungszustande, und segelte nach Constantinopel zurück. Wie man übereingekommen, kam zwar D. mit der türkischen Flotte im J. 1554 an die Küsten von Calabrien, begab sich aber, nachdem er das Schloß von Pesto genommen und geplündert, in den Golf von Venebig, und zog sich nach dem Hafen von Durazzo, ohne eine andere Unternehmung auszuführen. Der Prinz von Salerno hatte gut nöthig, daß D. bis vor Neapel kommen und durch die Gegenwart seiner Flotte die Stadt in Schrecken setzen möchte.

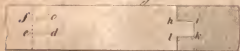
Dargut hatte mit dem Könige von Garvan, der seinen Besigungen in Afrika dennoch war, große Zwist. Wie D. sagte, hatte der König von Garvan ihn, als er dessen bedurft, nicht unterstützt, und selbst zum Gegner gehabt. Möchte dieses gegründet sein, oder D. nur eine Gelegenheit gesucht haben, mit ihm zu brechen, genug

er bekriegte ihn seitdem beständig und beraubte ihn, mit Hilfe der türkischen Macht, des besten Theiles seiner Staaten. Der König von Garvan, ein Sohn des Königs von Tunis, von D. unterdrückt, hatte nur noch Hilfe von Christen zu erwarten. Ueberdies hatte D., nachdem er das Schrecken seiner Waffen über das Festland verbreitet, beschloffen, sich der Insel Jerbi zu bemächtigen. Da er im Eile besetzt, den Türken Soliman, nicht durch die Waffen besiegen konnte, bruchte er Freundschaft, lud ihn zu sich nach Tripolis, belagerte ihn mit Ketten, vernichtete sich der Insel und ließ ihn hängen. Hierdurch machte sich der bisher Furchtbare bei Allen auf das Äußerste verhasst, und die Küsten Afrika's wünschten nichts mehr, als von ihm befreit zu werden. Daher schlossen der König von Garvan, der schon beim Vorkönige Gerda von Sicilien war, und jenes Soliman's Enkel, der sich Scheik von Jerbi nannte, im J. 1560 ein Bündniß mit Gerda, der vom Könige Philipp von Spanien den Auftrag erhalten, Tripolis wieder zu erobern. D. ward von den Insulanern nach Jerbi gerufen gegen Soliman's Enkel, gegen den sie sich empört hatten, da sie sein Joch nicht ertragen wollten. D. siegte über Soliman's Enkel. Gerda landete zwar in Jerbi, hatte, um Wasser einzunehmen, ein blutiges Treffen, veräumte aber D's Galeeren zu verdämmen. Hierdurch wurde D. genöthigt gewesen, mit den Kerntrouppen, die er mit aus Tripolis genommen, auf Jerbi zu bleiben. So aber begab er sich wieder nach Tripolis, sandte den berühmten Seeräuber Ilucialli nach Constantinopel, ließ um Hilfe bitten, und der Groß-Sultan Soliman schickte ihm die türkische Flotte. Diese schlug die christliche. Gerda ließ Alvaro de Sande auf Jerbi zurück, um die Insel zu besorgen. D. vereinigte sich mit der türkischen Flotte und belagerte die Citadelle. Alvaro vertheidigte sich auf das Tapferste, ward bei einem Ausfalle gefangen und die Citadelle erobert. So gelangte D. wieder zu Jerbi's Besitz. Als der Groß-Sultan Soliman im J. 1565 die Eroberung Malta's ausführen wollte, befehlt er D., zur türkischen Flotte zu stoßen. Während diese dem Schlosse St. Elmo zulegte, ließ D. mit 16,000 Mann auf 13 Galeeren und 2 Galionen bei der türkischen Flotte ein. Diese Verstärkung bediente die Belagerer auf's Neue, und zwar mehr wegen der hohen Meinung, die man von dem Befehlshaber hatte, als weil die Hilfe so gewaltig war. Einen unerschrockenen Heldenführer als D. gab es nicht. Außer andern Kenntnissen in der Kriegswissenschaft verstand er sich auch ganz besonders auf den Gebrauch der Artillerie. Der große Artillerist führte sogleich am Tage seiner Ankunft eine neue Batterie auf. Da sich die Belagerung in die Länge zog, ward D., der stets aufmerksam auf den Angriff war, unwillig, daß eine Hand voll Soldaten ein zahlreiches Heer vor einem wider großen noch selten Schloß aufhielt, ließ, um die Gemeinheit des Fiebens mit dem Fort St. Elmo, die vermittelst des großen Hofens unterhalten wurde, abzuschneiden, diesen Hofen von 80 Galeeren einschließen, die das Schloß von der See-Seite, von welcher der es unüberwindlich war, zu beschießen begannen.





*Fig. 5.*



*Fig. 5.*



nen. Eine Batterie mit den stärksten Kanonen hatte er auf einem Berge, von welchem man alle Befestigungswerke der Insel deutlich erkennen konnte, aufsitzen lassen. Weil die Kanonen, sobald sich nur eine einzige Barke sehen ließ, den ganzen Hafen beschießen, ward die Gemeinschaft zwischen dem Fleden und dem Fort unmöglich gemacht, und für dieses war seine Hilfe mehr zu hoffen; aber als D. mit halbem Leibe aus dem Laufgraben gegangen war, um die Brücke zu besetzen und die Beschießung zu geben, warf ihn eine Kugelflugel<sup>7)</sup>, die ihn an die Hirnschale traf, besinnungslos zu Boden. Blut floß aus Mund und Nase. Er ward in sein Gezelt getragen, wo er einige Tage, und zwar noch die Eroberung des Forts St. Elmo, erlebte. Mustafa ließ zu ihm und meldete ihm die Einnahme des Schlosses, die er besonders dem Anschläge verdankte, den die Heerführer gegeben, die Gemeinschaft zwischen dem Fleden und dem Schloß abzuschneiden. D. lag schon in den letzten Zügen, als er diese Neuigkeit erfuhr, hatte die Sprache verloren, besaß jedoch sterbend seine Freude darüber durch nachdrückliche Zeichen. Der Tag der Einnahme des Schlosses war sein Todestag (den 23. Jul. 1653<sup>8)</sup>).

(Ferdinand Wächter.)

**DRAHT**, abflussend von Dreden, nennt man Fäden, die im Spinnen zusammengekehrt werden, daher ein-, zwei-, drei-drähtig, — aber auch Stäbe einfachen oder zusammengefügten Metalls, welche in allen ihren Theilen gleichförmig in die Länge getrieben, durch die Verarbeitung eine verhältnißmäßige Biegsamkeit und eine ihrer Bestimmung angemessene (runde, breite, edige) Gestalt und Stärke erhalten.

Letztere ist sehr verschieden. Man hat Draht von der Stärke eines Fingers bis zur außerordentlichsten Feinheit. Nach Russenbrock zog ein ausübender Künstler einen 600 Fuß langen Draht, welcher dennoch nicht mehr als einen Gran wog; zu Waldböfen an der Ips in Österreich macht man aus dem dasselbst gezogenen Drahte Fischgarnen, deren 6310 Stück ein Roth wiegen; Platina, von der ein den 18,000. Theil eines Zolles betragender Faden noch ein Gewicht von 1½ Gran trägt, läßt sich bis auf den 30,000. Theil eines Zolles strecken, und wie weit es in dieser Hinsicht schon die alten Griechen und Römer gebracht hatten, scheint das bekannte Vulkanische Roth anzuzeigen, dessen Fäden, wie Döbuis sagt, fast unsichtbar waren. Dies ist um so mehr bei ihnen zu bewundern, da sie ebenso wenig wie das spätere Mittelalter und zwar dieses bis zum Anfange des 14. Jahrh.,

wo schon Drahtschmiede in Nürnberg erwähnt werden, eine andere Art der Drahtbereitung als durch Schmieden, vermittelst Hammers und Amboss, kannten. Die Erfindung des jetzt gebräuchlichen Drahtziehs, welche die Franzosen ihrem Landsmanne, Richard Achai, wenigstens hinsichtlich des Eisendrahtes, der bei ihnen dessen Namen trägt, zuschreiben, die aber wol mit mehr Recht dem nürnbergischen Rudolph gebührt, fällt wahrscheinlich noch vor die Mitte des vorhin erwähnten Jahrhunderts, da nach von Murr bereits im J. 1351 in Augsburg und 1360 in Nürnberg Drahtzieher vorkommen.

Das neue von Rudolph als Geheimniß behandelte Verfahren, dessen Bekanntmachung er, nach der Sage, seinen Sohn mit dem Tode wollte büßen lassen, bestand und besteht noch jetzt, der Hauptsache nach, in Folgendem: In einer aus gutem Stahl versertigten Platte, Drahtzug, Drahtmobul, Drahtzieheisen oder Zieheisen, schiefweg genannt, befinden sich trichterförmige, allmählig enger werdende Löcher, durch welche die zu Draht bestimmten Metallstäbe, vermittelst einer mechanischen Vorrichtung, welche an der Ziehbank angebracht ist, hindurchgezogen gezwungen werden, und wodurch sie nicht nur eine der Beschaffenheit des Rohs entsprechende runde, edige, breite Gestalt erhalten, sondern auch in dem Verhältniß der Abnahme ihrer Dike an Länge und Biegsamkeit gewinnen. Von der Güte der erwähnten Stahlplatte hängt beim Drahtziehen fast alles ab, und es erfordert daher ihre Verfertigung sowohl, als ihre Erhaltung in gutem Zustande, da die in ihr befindlichen Löcher leicht leiden, viele Kunst und Aufmerksamkeit. Die Engländer ziehen die französischen Ziehmaschinen allen übrigen vor, und wegen sie zur Zeit der Continentsperre mit Silber auf. Eine Anweisung zu ihrer Anfertigung von du Hamel gegeben, findet sich im 15. Bande des „Les Arts et les Mètièrs“ betitelten Werkes. Obgleich Anfangs nur grobe und rohe Producte geliefert wurden, indem man nur die Kraft der Hände und ganz einfache, mechanische Vorrichtungen beim Ziehen anwendete, so traten doch bald mehr und mehr Verbesserungen ein. Man fing an, das Wasser zu benutzen, und vom J. 1370 an entstanden Drahtmühlen in Deutschland, Frankreich, Holland. Am spätesten erhielt sie England, da erst im J. 1663 zu Ebernen bei Richmond von einem Holländer eine Drahtmühle angelegt wurde. Jetzt machen die Drahtmühlen einen Bestandtheil der Drahthöfen aus, und es mag hier eine kurze Beschreibung einer gewöhnlichen Drahtmühle und der Art, wie in ihr das Metall zu Draht gezogen wird, folgen.

Eine Drahtmühle erfordert ein Gebäude von zwei Stockwerken, in deren unterm die von gewöhnlichen Wasserrädern getriebenen Wellen für die Ziehbänke, das Rohwerk der Drahtrolle, der Rod- oder Stühler und der Abgüßkasten befinden. Das zweite Geschoss enthält die Ziehbänke mit ihren Zuführungen, die Pressstangen, Drahtrollen und Hahpeln. Soll nun Draht gezogen werden, so wird das dazu bestimmte Metall auf dem Hammerwerke zu Blech geschlagen. Dieses wird dann durch eine, von der Kraft des Wassers in Thätig-

7) Nach Andern eine Kanonenkugel. 8) De Thou S. 147—158, 555, 538, 742—746. Bist. bei Beschreibung in französischer Sprache. 1. Zht. S. 511, 601—634. 2. Zht. S. 109—120, 165—168, 291, 846, 551—860. 3. Zht. S. 568—578. Mignet S. 514—520, 582, 586, 563, 567, 576, 588. Russisches Gemälde von Walla. 1. Zht. S. 33, 37, 38, 44. Ferret, Des Chevaliers Hospitaliers de St. Jernusalem. (II. Par. 4.) T. III et IV. Aumez in Robertson, Gesch. der Reg. Kaiser Karl's V. 2. Th. S. 419, 420. Scherlin, Kurze teutsche Reichsgesch. 2. Th. S. 107, 555, 556. Literatur und Bibliothek 1782. VIII. 89, IX, 302. Preussisches Archiv v. Zeit. Ert. 1798. S. 230 fg.

teit gefegte Schere in lange, schmale Streifen geschnitten, welche man Drahtriemen, Zaine oder Regale nennt. Ein solcher Zain wird nun, nachdem ihm die scharfen Kanten genommen sind, an dem einen Ende gespißt und mit dem Hammer soweit durch das passende Loch der Ziehscheibe getrieben, daß ihn die gezahnte Zange bequem fassen kann. Diese wird nun dadurch, daß die Däumlinge der Welle, vermittels des Schwengels, das Zugmahl und den mit diesem verbundenen Zugarm, an welchem sich die Zange befindet, sowie die elastische Presslänge, welche an demselben Theile mit dem Zugmahl wie der Schwengel verbunden ist, nieder- und rückwärts ziehen, und dadurch, daß die Presslänge, sobald der Däumling den Schwengel losläßt, vermittels ihrer freigewordenen Kraft, durch das Aufwärtsziehen des Zugmahls den vorhin erwähnten, mit diesem verbundenen Zugarm vorwärts bewegt, nach der Ziehscheibe hin und zurück getrieben und zugleich vermittels eines Ringes, welcher der Bewegung folgt, geöffnet oder geschlossen. Sie ergreift und läßt den Zain abwechselnd los, indem durch dieses Anlassen verhindert wird, daß er nicht durch die zu große, bei fortwährendem Ziehen nothwendig entstehende Spannung Risse bekommt und zieht ihn so successive durch das Scheibenloch, und zwar nach dem Verhältnisse des Widerstandes, welchen das Metall leistet, in der Länge von 4—12 Zoll. Wie oft bei jedem Umfchwenge des Rahms die Zange vor- und rückwärts gehen soll, hängt allein von der Zahl der Däumlinge an der Welle ab. Ist nun der Zain von der Zange durch verschiedene Löcher der Ziehscheibe gewöhnt worden, wobei er, so oft er ein neues Loch paßiren soll, wiederum gespißt, geblüht, gereinigt und mit Unschlitt oder Öl bestrichen werden muß, und hat er sich in Draht von einer gewissen Feinheit verwandelt, so wird er vermittels zweier Spillen, die an die Stelle der Zange treten, nämlich der Drahtrolle oder Feier, welche durch das bereits erwähnte, im untern Stock befindliche Räderwerk in Bewegung gesetzt wird, und der Haspel, deren Größe ebenso wie die der Feier mit der Stärke oder Schwäche des zu ziehenden Drahtes übereinstimmen muß, so lange durch die angemessenen Löcher der Ziehscheibe gezogen, bis er die bestimmte Beschaffenheit oder Nummer erreicht hat. Nach Blumhof kommt der zu Eisendraht bestimmte Zain zuerst auf die erste, Kumpel genannte, Zange, wo er vier Mal bis Nr. 4 durchgezogen wird. Hieraus kommt er auf die zweite Zange oder den Schumback, und wird hier ebenfalls vier Mal durchgezogen und bis auf Nr. 8 gebracht. Die dritte Zange oder der Hantel bringt ihn bis Nr. 13, und die vierte oder Schoedenzange bis auf Nr. 18. Dabei muß er sowohl gleich Anfangs, als so oft er von der einen Zange zur andern übergeht, im Redofen geblüht, im Abglühofen vom Glühpadne durch Wasser gereinigt, mit Unschlitt oder Öl geschmeidig gemacht und gespißt werden. Von der letzten Zange geht er dann auf die Drahtrolle zur weiteren Verfeinerung über.

Sowie man nun bei den feinnern Drahten schon früher die Zange auf den Drahtbüchsen nicht mehr anwendete, so hat man in der neuern Zeit in England und

den weßfälischen Drahthütten angefangen, sie auch bei größern Sorten, namentlich bei dem Kupfer schmiededraht, wegzulassen, indem dieser durch die Spuren, welche die Zähne der Zange zurücklassen, mehr oder weniger ungleich wurde, und man bedient sich zu seiner Verfertigung stählerner Walzen, wodurch er nicht nur regelmäßiger ausfällt, sondern auch wohlfeiler geworden ist.

In manchen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Schwedens verfertigen die Bauern Eisendraht auf eine ganz einfache, aber mühsame Weise. Auf einer Art Schunkel sitzend fassen sie den Zain, welcher durch ein Loch der auf einer stehenden Bank angebrachten Ziehscheibe gestrikt ist, mit der Zange, stoßen sich dann, indem sie die Füße gegen die Bank stemmen, zurück und ziehen sie so den Zain in der Länge von 10—12 Zoll, bei jedem Ruck hindurch. Auch pflegen die meisten Künstler und Handwerker, welche bei ihren Arbeiten Draht gebrauchen, den ihnen von der Hütte zugekommenen auf ihren Handziehbänken und Scheiben, ihrem Bedürfnisse gemäß, zu gestalten und zu verfeinern.

Hinsichtlich des Stoffs, woraus die verschiedenen Drahtarten bestehen, werden sie auch verschieden eingetheilt. Man hat Gold-, Silber-, Platina-, Kupfer-, Messing-, Zinn-, Zink-, Blei-, Zinnbad-, Eisen- und Stahldraht. Mit Ausnahme der drei ersten Arten, heißen alle übrigen, im Gegensatz zu diesen, schlechter Draht. Massiven Gold- und Silberdraht hatten bereits mehr vorchristliche Völker und gebrauchten ihn bei ihren Prachtgeweben, zu Stützdrähten, Treßsen (so fand man massigolbene Treßsen im Herculanum), zu andern Kunst- und Puzsachen, wozu auch wie den ihnen ebenfalls bekannten Kupfer-, Eisens- und Stahldraht zu Panzerbändern. Die Drahtzieher des Mittelalters sahen sich aus Mangel an edlen Metallen, auf Eisen, Stahl, Kupfer und Messing beschränkt. Erst im 16. Jahrh. wozu Amerigo's Entdeckung hinsichtlich des Geldes und Silbers seinen Einfluß zu äußern begann, finden die Franzosen wieder an Gold- und Silberdraht zu ziehen, doch ging aus der großen Kostbarkeit dieser Produkte alsbald die Erfindung des unechten oder künstlichen Golds und Silberdrahts hervor. Von ihnen kam diese Kunst im J. 1545 durch Andreas Schulz nach Augsburg, und im J. 1570 durch den Franzosen Antoine Journeux nach Nürnberg. Wichtiger für die Stadt war es, daß einer ihrer Bürger, Namens Hegelsheimer, in ihr die in Italien und Frankreich schon längere Zeit geübte Kunst, den echten und unechten Gold- und Silberdraht so fein und biegsam zu machen, daß er zum Wirten und Überspinnen der Seide gebraucht werden kann, bekannt machte und durch mitgebrachte Arbeiter ins Werk setzte. Nürnberg erkannte die Wichtigkeit dieser Kunst und ertheilte dem Hegelsheimer im J. 1606 ein ihm zwei Jahre darauf vom Kaiser Rudolf bestätigtes und verlängertes Privilegium. Zu bemerken ist hier, daß nur der echte Silberdraht aus massivem Silber gezogen wird. Massives Gold wird nur selten zu Draht gezogen, und was im Handel als echter Golddraht gilt, ist nicht anders als vergoldetes Silber. Es wird nämlich eine, gegen einen Fuß lange, 1½ Zoll dicke und mit dem feinsten

Gold überzogene Stange so feinen Silber, daß die Mark wenigstens 15 Loth 14 Grän reines Silber enthält, vermittels der Ziehscheide in Draht verwandelt. Dieser vergoldete Silberdraht, sowie der massive Silberdraht, deren beste Sorten aus Lyon, Brüssel, Wien, Genua, Berlin und Hamburg kommen, heißen echt im Gegensatz zu dem unechten oder lionischen Gold- und Silberdraht, welchen man aus vergoldetem oder versilbertem Kupfer, Messing oder Bombast macht. Nürnberg, Schwabach, Allersberg, Berlin, Wien und Freiberg in Sachsen liefern den meisten unechten oder lionischen Draht, und seine Güte hängt von der Härten oder Schwächen Belegung der unedlen Metalle mit dem edeln ab. So gibt eine Kupferhänge, welche erst versilbert und dann vergoldet wird, einen feineren unechten Golddraht, als eine gleich vergoldete Kupferhänge; auch veranlaßt der Glaube, daß echte Goldreifen wirklich aus massivem Golde beständen, oft den Irrthum, daß Leute, welche alte goldene Treppen verkaufen, Goldwerth dafür fordern, während sie doch nur einen bedingten Silberwerth dafür erhalten können. Im Handel kommt der echte Gold- und Silberdraht, aus Röhren gewunden und mit Nummern bezeichnet, vor. Diese geben in Teufelstand bis auf 11, in den holländischen und französischen Fabriken bis auf 11½; die höchste Nummer bezeichnet den feinsten Draht und es dient Nr. 1—3, womit der grobe Schmetzegerdraht bezeichnet wird, zu Degen- oder Edelgewinden; Nr. 4—6, welche grobe Dräben heißen, werden, nachdem sie zwei Mal geplattelt, ein Mal durchgerauschet und wieder geplattelt sind, zu Glanz- und Perlkantilen angewendet; Nr. 6½ dient zu Rahn, Glanztreffen u.; Nr. 7 und 7½, welche den Namen massiv führen, geben Massiotreffen zu Futterbells; Nr. 8 wird, nachdem sie geplattelt und über Seide gesponnen ist, ebenso wie Nr. 8½ zum Stichen und feinen Kantilen angewendet; Nr. 9 gibt ordinäre Treffen; Nr. 10, welche bei den Drahtziehern Corin heißen, dient zu Gelpinchen und feinen Treffen; ebenso Nr. 11 und 11½. Der feine lioner Golddraht wird gleichfalls in Röhren zu einer oder 4 Linze Gewicht verkauft, und der Grad seiner Feinheit durch den Buchstaben P bezeichnet, und zwar so, daß ein P die größte, sieben P die feinste Sorte angedeutet. Der in demselben Verhältnis geführte Buchstabe S dient bei dem massen lioner Golddraht zur Angabe der Feinheit, und es haben die mit zwei bis vier S bezeichneten Röhren vier, die übrigen zwei Linzen an Gewicht. Gleicher Weise dienen bei dem französischen Silberdraht Buchstaben zur Feinheitbezeichnung der verschiedenen Sorten.

Somit der echte als unechte Gold- und Silberdraht wird vermittels der Drahtplattmühle durch den Drahtplattler geplattelt oder zu Rahn verarbeitet, indem durch dieses Platten bewirkt wird, daß er nicht nur einen viel höhern Glanz erhält, sondern auch drei Mal soviel Seide als im runden Zustande in sich faßt. Das Platten selbst bewirkt zwei, aus zwar harten, aber nicht zu sprödem Eisen gefertigte Walzen, deren Zusammendrückung durch Gewichte oder Schrauben bewirkt wird. Seine

Politur gibt ihm Blüthen oder in Brantwein aufgelöste Zinnasche.

Der Kupfer- und Messingdraht wird aus den Drahtbüten gewöhnlich in den groben, mittlern, feinen oder kleinen getheilt. Ersterer hat die Stärke eines holländischen Pfeifenstiels; der zweite die eines starken Bindfadens; die dritte Sorte wird durch Nummern bezeichnet, wobei Nr. 1 die größte, Nr. 10 die feinste Sorte angibt und zu Säulen verwendet wird. Nachen, Stalberg, Jersleben, Goslar, Hamburg und Nürnberg liefern den meisten hiervon. Der geistliche Messingdraht geräht in blauen, schwarzen und roten, welche die beiden ersten Arten sechs, die letztern zwölf Unterabtheilungen haben. Der schwedische Draht wird in Gras-, Kronen-, Dreikronen- und Baumdraht mit 24 Nummern getheilt.

Den Eisen- und Stahldraht liefern die Drahtbüten von der Größe eines Fingers bis zur Feinheit eines Haars, und verkaufen ihn sowohl schwarz als weiß in Ringen. Auch um ihn zu bezeichnen, sind Nummern eingeführt. Der stärkste von Nr. 30 bis Nr. 22 abwärts führt den Namen Kupferschmieddraht und dient, das Verbiegen bei kupfernen Gefäßen, in welche er eingelegt wird, zu verhindern; der feinste heißt Nähnordinstorte, ein Name, welcher auch einer ebenso feinen Messingdrahtsorte beigelegt wird. Beide Sorten dienen zur Bezeichnung musikalischer Instrumente. Mit Nr. 13 wird auf den Büten der Horndraht bezeichnet und was über Nr. 13 geht, führt den Namen Perldraht. Überhaupt hat fast jedes Land, ja jede Hütte ihre eigene Art, die verschiedenen Drahtsorten zu bezeichnen, wie z. B. auf manchen deutschen Hütten der feinere Draht Einloch, Einleth, Vierleth, Fünftleth genannt wird. Die letztere Sorte hat die Feinheit eines Haars und dient zu Wollkardätschen.

Die Drahtzieher theilen sich in echte und lionische Gold- und Silberdrahtzieher, in Grob-, Klein- und Messingdrahtzieher. Letztere müssen in Nürnberg als Meisterstück ein ein Pfund wiegendes Bund Kragbüten von Messingdraht, ein Pfund Sitterdraht von der Feinheit eines Haars, endlich ein Pfund Kragbüten liefern. Eine der größten Drahtfabriken in Frankreich ist die der Herrn Wouzel zu Aigle, im Département. Sie liefert jährlich allein 100,000 Centner, den Centner zu 100 Pfund gerechnet, Wollkardätschendraht, der theils in Frankreich verbraucht, theils nach Portugal, Spanien, Italien und selbst nach der Levante ausgeführt wird. In Deutschland finden sich die bedeutendsten Drahtzeereien zu Alsbach aus dem Harze, wo fortwährend 30 Zangen und sechs Drahtrollen mit der Verfertigung von 28 Drahtsorten beschäftigt sind; zu Altens in der Grafschaft Mark, in und um Jersleben, zu Ebersdorf, zu Bura in Oberpfalz, in Salzburg und in Tyrol.

(Fischer.)

**DRAHTBOGEN, DRAHTFEDER**, nennen die Schriftgießer einen Eisen- oder Messingdraht, welcher dazu dient, bei jedem Buchstaben, der gegossen wird, die Ritzge in das Instrument einzuführen. Er hat eine Länge von 12—14 Zoll, ist oval gebogen und mit seinem einen Ende an dem Bodenstücke des Gießinstruments

befestigt, während das andere Ende als Feder zu der angegebenen Vorrichtung dient. (Fischer.)

**DRAHTBRÜCKEN**, eine neuere Gattung Hängebrücke an Seilen von angeglühtem Eisendraht, nach dem Beispiele der längst in Amerika und China vorhandenen hängenden Brücken aus Lössen von Riesen oder Balken, sind erst im zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts verfertigt worden und in Gebrauch gekommen. Vorher schon hatte man anstatt der Löss Stangenketten aus geschmiedetem Eisen angewendet, um eine größere Dauer, wenn auch mit größeren Kosten, zu erlangen; als Kaufmann Verotius soll ihrer schon in seinem im J. 1625 gedruckten Werke erwähnen, und zwar zweier Arten derselben, das nämlich die Brückenbahn oben auf den möglichst angespannten Ketten liegt, oder vermittelst eiserner Trageketten unter denselben hängt. Die älteste Brücke dieser Art, von 70 Fuß Länge, findet sich wol in der Grafschaft Durham in England, seit dem J. 1741 über den Teesfluß, jedoch bloß für Fußgänger und ist bestigen Schwankungen unterworfen. Demselben Fehler war eine zweite ähnliche Brücke von 250' Länge und 4' Breite, im J. 1817 bei Drburg über den Tweed gelegt, unterworfen, die im J. 1818 ein Sturm durch die hervorgerufenen heftigen Schwingungen zerstörte, indem die bloß umgebogenen, ringförmigen Enden der Stangen nachgaben und abstürzen zerbrachen. Der Herzog von Rutland ließ sie sogleich wieder herstellen. Zehn Fuß lange Eisenketten, deren umgebogene Enden zugeworfen und durch andere neun Zoll lange, elliptische Ringe zusammen vereinigt sind, bilden die Ketten, an welchen der Brückenboden hängt. Auf solche Art eingerichtete Kettenbrücken brachte schon im J. 1796 Finlay nach Nordamerika. Im J. 1811 fanden sich acht dergleichen. Eine der merkwürdigsten darunter ist die im J. 1809 in Massachusetts über den Merrimack erbaute, von 244' Länge und 30' Breite, aus zehn Ketten von 516' Länge bestehend, die zwischen zwei gemauerten, 37' hohen Wiberlagern hängt, auf denen ein 35' hohes, hölzernes Gerüste ruht. Zwei Wagen können auf dieser Brücke neben einander vorbeifahren, ohne daß eine besonders starke Erschütterung merktlich wird. In England war im J. 1819—1820 durch den Capitain Brown ein ähnlicher Plan bei Rordbarnford über den Tweed von 361' Länge und 18' Breite, ausgeführt worden, dessen zwölf Hauptketten zwischen den beiden Aufhängepunkten 432' lang sind. Die Glieder sind 2" dick, 15' lange Stangen, durch starke Ringe mit einander verbunden. Die Ketten gehen aus dem englischen Ufer über einen 20' hohen Pfeiler, der auf einem Sandsteinsäulen steht, 6' mittlere Breite und 17½' Stärke hat. Er hat gegenüber, aus dem schottischen Ufer, einen zweiten Pfeiler von 60' Höhe bei gleicher Breite und Dicke, der 20' Fuß hoch, rechthöflich aufgeführt ist, dann aber mit 7' der Grundlinie sich verjüngt. Er hat ein 12' breites, 17' hohes Thor, durch welches man zur Brücke kommt, deren Boden ans 15' hohen, 7' breiten Balken, Stessbalken, und 3" starken Böhlen, mit eiserne Geleisen für das Fuhrwerk besteht, und sich 27' über den Wasserpiegel erhebt. Derselbe Capitain Brown hat

auch bei Briggton in Neuhafen im J. 1822 einen hängenden Damm über den Meerarm Frithofe forth erbaut, weil der vorher daseibst vorhandene Steinwall bei heftigen Stürmen sehr gefährlich war. Dieser hängende Damm ruht auf vier Pfeilern aus Gestein, 25' hoch, die auf klumpigen Grundpfeilern von 1' im Querschnitt stehen und die Ketten zu 21" Durchmesser tragen! In diesen Ketten hängen vermittelst senkrechter Seile zwei auf der (schmalen) Seite liegende Eisenketten, 2" hoch, 1 Zoll stark, welche nach der Länge gehen und den hölzernen Brückenboden tragen, der über 30' über dem Meerespiegel steht. Noch höher über letztem (100') hängt die Brücke über den Menai-Busen, durch den die Insel Anglesey von Wales getrennt wird. Der Meerarm ist gegen 700' breit; man hat deshalb zwei Wiberlager, 527' von einander, und 60' vom Strande, aus großen, gehauenen Quadern aufgemauert, auf deren jedem eine 50' hohe eiserne Pyramide die Ketten trägt, unter denen auf solche Weise die Schiffe mit voller Segel hindurchfahren. Die Brücke selbst ist 28' breit und hat in der Mitte einen 4' breiten Weg für die Fußgänger, neben dem zu beiden Seiten die Wagen fahren. In St. Petersburg ward die erste Kettenbrücke unter der Leitung des Generals Betencourt in dem Parke von Jekaterinendof, 50' lang, bloß für Fußgänger erbaut. Auf diese folgten in den J. 1823—1827 fünf andere Kettenbrücken, zur Erleichterung der Verbindung, weil die festen Brücken zu weit von einander entfernt sind. Die zwei größten über die Fontanka, auch für Wagen bestimmt, haben 1214' Spannung; die eine davon, zwischen der Simonofski- und der Wasschhausbrücke, erfordert, wegen des unebenen Bodens, 70—77' tief eingetriebene Pfähle, die sie in einer selten Verhältniß einen festen Stand besam. Diese Brücke hat 161,260 Rubel gekostet. Die drei übrigen Brücken, bloß für Fußgänger, sind eine über die Moila und die beiden andern über den Katharinenkanal gelegt. Jene hat 115' Spannung; ihre Baukosten haben 13,493 Rubel betragen. Obgleich bei diesen Hängebrücken eine bedeutende Ersparnis stattfindet, weil sie im Wasser keiner Pfeiler bedürfen, steht ihnen doch immer der hohe Preis des geschmiedeten Eisens und die große Schwere derselben entgegen, die auch eine angemessene Stärke der Wiberlager erfordert. Ein reicher Tuchfabrikant in England, Richard Reed, machte daher im J. 1816 den ersten Versuch, anstatt der Ketten aus Eisenbrat gelponnene Seile anzuwenden. Eine Brücke über die Gole, 111' Länge, kostete nicht mehr als 40 Pfund Sterling; in der That ein sehr geringer Preis. Bald folgten mehrere, eine über den Tweed unterhalb Presles 110' lang, 4' breit und eine andere bei dem Landhuse Abrikanse 125' lang. In Frankreich legten die Tuchfabrikanten Seguin, zwei Brücken, eine solche Brücke über ein 25' breites Flüsschen, bei Annouan, und in Genf ward von dem Ingenieur Dufour ein zwischen Stadtgraben überbrückt (Fig. 1 und 2. Tab. m). Es liegt hier eine Congregate C., im Groden, welche den zu überbrückenden Raum in zwei Theile, deren innerer 100', der äußere aber nur 69' breit ist;



wozu 75' für die Breite der Contrescarpe kommen. In der Mitte des ganzen Raumes von 244' ist ein 12' hoher, 11' breiter Pfeiler D errichtet, an dem die Drahtseile fest sind. Dieselbe Höhe haben auch die beiden Widerlager A und B, innerhalb und außerhalb des Grabens. Der Brückenbogen besteht aus fünf Streßendrähtern, 4" breit, 5' hoch, die auf die 34' von einander liegenden, 6½' langen, Tragriegel gebolzt sind. Unter den letztern laufen an beiden Enden zwei Randbölger, welche für die Riegel eingeschnitten sind und ihnen als Unterzüge dienen. Sie sind 4" breit, 6½' hoch und werden durch den untern, als Schraubenbolzen eingeschnittenen, Theil der Stäbe zur Seitenlehne, welcher durch die Streßendrähter und Riegel hindurch geht, gehalten. Alle diese Längendrähter sind an ihren Enden zusammengeschnitten, so daß sie in keiner Richtung ausweichen können\*). Die Deckbreiter sind 1½ Zoll dick, und, wie alles Holzwerk des Bohrens, tannen. Der ganze Brückenbogen hängt an sechs Drahtseilen F, jedes aus 90 Drahtseilen von Nr. 14. Einwärts, gegen die Stadt, sind sie an 8' langen, senkrechten, answärts gegen das Feld aber an 10½' langen, schrägen Zugbändern fest. Die für jede verschiedene Brücke passende Stärke des Eisendrahts anzugeben, wird durch den so sehr verschiedenen Widerstand desselben in Verhältnis seiner Dike gar sehr erschwert. Um ihn gegen den Einfluß der seuchten Wit-

terung zu schützen, wird er mit einem gut anhaltenden Firniß überzogen, und diese Operation jedes Mal wiederholt, wenn einzelne Stellen des Drahtes zufällig entblößt erscheinen. Wenn der Draht völlig überfirnißt und trocken ist, wird er in große Strähne von 50—100' Länge zusammengebracht, indem man ihn auf die Hohlseihen der Ringe weidet, durch welche die Strähne zusammenhängen (Fig. 6. Tab. m). Weil dabei die Drähte über einander liegen müssen, wird jedes Mal der vierte oder fünfte Theil der ganzen Anzahl Fäden neben einander aufgelegt, eine 0.6" dicke Bleiplatte zwischen je zwei Lagen, damit die Fäden desto gleichler liegen, ohne einander zu berühren. Die auf solche Art entworfenen Drahtbunde werden mit ausgeglühtem Draht zusammengebunden und mit Firniß bestrichen, sodas letzterer die Zwischenräume ausfüllt und das Gebund einem Seil aus einer gleichförmigen Masse ähnlich wird. Um aber die Anzahl der Drahtseile zu bestimmen, aus denen jedes Tragseil bestehen muß, die nöthige Sicherheit zu gewähren, haben Seguin und Dufour, welche sich zuerst mit dem Baue der Drahtbrücken beschäftigt, wiederholte und genaue Versuche über die Tragkraft des Eisendrahtes angestellt. Es war von dem Draht Nr. 8 das Gewicht eines laufenden franz. Metres 0,008404 Kilogramme; der Durchmesser des Drahtes 0,0011722 Metres, der Durchschnitt desselben 0,00000108; das getragene Gewicht 41,30 Kilogr., folglich dasselbe auf den 1 Millimeter 38,24 Kilogr. pR<sup>2</sup> (der Durchschnittsfläche des Drahtes); 0,008404 Kilogr. (seinem Gewicht). Da nämlich der Halbmesser des Drahtes,  $R = \frac{d}{2} = 0,0005861$  und 7780 Kilogr., die Schwere eines Kubikmeters Eisen; 0,008404 Kilogr. aber das Gewicht eines laufenden Metres Draht, so hat man für den Durchschnitt des letztern  $pR^3 = \frac{0,008404}{7780} = 0,0000010802$ . Dieser Draht trug 87 berl. Pfund. Nachstehende Tafel gibt eine Übersicht der von Seguin mit Draht verschiedener Stärke angestellten Versuche:

\*) Die Verbindung der Balken ist bei dieser Brücke mit dem von den Franzosen sogenannten Trait de Jupiter bewirkt, eine ähnliche ist bei, welche Weisbach (Handb. für Baumeister III. S. 28), hoch ohne sich zu trennen, beschrieb und Tab. I. Fig. 8 und 9 darstellte. Hier ist an die Spitze der beiden Balken ein darsen c o c f und h i k l (Fig. 5. Tab. m) angebracht, der 3 der Balken a b zur Länge und Breite hat, und der 4 derselben Höhe in das gegenseitige Gefälle eingelassen wird. Bei dem Zusammenschieben der Fächer bildet dann eine feste Stelle r a t z, in welche ein sehr treddener Keil von eichenem Holze mit Gewalt eingetrieben wird, das die Fächer genau schließen. Man kann zwar die Verbindung der beiden Fächer noch künstlicher einrichten, Last oder dann Gefahr, das Komme der Last lospringt.

Art und Beschaffenheit des Eisens.	Stärke des vierfachen, Durchmesser des runden.	Gewicht von 1 Meter oder 3' 2" 2,8"	Gewicht, so die Drähte getragen.	Verlängerung des Eisens.	Anmerkungen.
Gusseisen von einem alten Topfe	2,97"		Berlin. Pp. 933	—	
Schmiedeeisen	1,994		2557		
„	4,588		10892	bis 1,835"	Zerbrach bei 11,205 Pp.
„	6"		11229	— 2,5	
Bandeisen	9,3 — 0,75		2912	3,67	Zerbrach mit 3082.
Draht, feinst	0,0229	0,322	7936	Auf 1 Millimeter im Quadrat	
Dezl. Verlang	0,0591	2,142 Geammen oder 1000 Kilogramme.	47,2	"	
Draht. No. 1 aus Besançon	0,0618	2,342	25,96	"	Geschmeidig.
" 2 "	0,0707	3,064	86,98	"	Sehr geschmeidig.
" 3 "	0,0758	3,284	171,78	"	

Art und Beschaffenheit des Eisens.	Stärke des vierseitigen, Durchmesser des runden.	Gewicht von 1 Meter oder 3' 2"	Gewicht, so die Drahte getragen.	Verlängerung des Eisens.	Anmerkungen.
Draht: No. 4 aus Besançon	0,0867	4,296	Berlin, Pfd 156,6	Auf 1 Millimeter im Quadrat	
" " 5 " "	0,0943	5,082	149,1	" "	
" " 6 " "	0,469	6,395	153	" "	
" " 7 " "	0,478	7,130	136	" "	
" " 7 " "	0,478	6,91	64	2,38"	Der Draht war sehr gelüftet.
" " 7 " "	0,478	6,91	140	" "	
" " 8 " "	0,497	8,40	83	12,41"	
" " 8 " "	0,519	7,13	134	" "	Sehr brüchig.
" " 9 " "	0,572	10,23	189	" "	Spröde.
" " 10 " "	0,635	12,60	216	" "	Sehr geschmeidig.
" " 11 " "	0,651	13,32	207	" "	Ebenso.
" " 12 " "	0,749	17,49	257	" "	
" " 13 " "	0,797	19,80	300	" "	
" " 14 " "	0,918	26,27	344	" "	Geschmeidig ohne Federkraft.
" " 15 " "	1,001	30,31	417	" "	Sehr geschmeidig.
" " 16 " "	1,102	37,89	642	" "	Brüchig.
" " 17 " "	1,193	44,44	803	" "	
" " 18 " "	1,367	57,16	1274	2,302"	
" " 19 " "	1,547	74,60	1549	" "	
" " 20 " "	1,834	103,5	1807	" "	
" " 21 " "	2,131	141,6	2351	" "	
" " 22 " "	2,413	181,5	3262	" "	Sehr spröde.
" " 23 " "	2,632	216,0	3592	" "	Geschmeidig.

Ähnliche Versuche Vulcan's vor dem Baue der oben erwähnten ganser Brücke gaben:

Draht No. 4	0,389"	96 Pfd.	
" " 13	1,296"	392 "	
" " 17	2,721"	764 "	bis zum Zerreißen.
" " 19	3,924"	1552 "	

Ward der Draht gelüftet, so betrug seine Tragkraft immer nur die Hälfte von der des ungelüfteten.

Aus diesen Versuchen geht hervor: 1) daß ein Draht von einer Linie Durchmesser ungefähr 400 Pfund zu tragen vermag, und daß ein Stück von 100' Länge 2 Pfund wiegt. Ferner wird die Last eines Menschen 2) zu 140 Pfund gesetzt, hierzu das Gewicht des Eisenrahmens selbst und des Brückenbodens, nach einer überschlägigen Berechnung; so ergibt sich die Last, welche die Brücke zu tragen im Stande sein muß. Soll demnach die zu erbauende Brücke 60,000 Pfund tragen und an vier Säulen hängen, würden 150—160 Drahtstücke von einer Linie Durchmesser dazu anzuwenden sein; daher würde jedes Drahtseil aus 40 Fäden bestehen, die, mit einer Krümmung aufgehoben, eine Kettenlinie bilden, weil man überhaupt nicht im Stande ist, ein Drahtseil völlig horizontal auszuspannen, und weil dies noch den Nachtheil haben würde: die Tragkraft der Drahtseile auf drinnige Röhren herabzusetzen. Seguin von Annonay hat die Theorie seiner Kettenlinie gegeben (Des ponts en fil-de-fer, Paris, 1824), die bei der von Dufour zu

Genf angelegten Brücke sich 10' von der Horizontalen entfernt. Die Engländer haben bei ihren größten Brücken  $\frac{1}{10}$  der Länge der Brücke für jene Entfernung (den Pfeil des Bogens) angenommen; Seguin hingegen setzt für kleinere Brücken nur  $\frac{1}{10}$  der Länge.

Wenn nun auf solche Weise die Hängeseile oder Haupttaue der Brücke F einen concaven Bogen (eine Kettenlinie) unterwärts bilden, wird der eigentliche hölzerne Fußboden der Brücke vermittels längerer Drahtseile (bei den Kettenbrücken von eisernen Stangen) getragen, weil eine Bogenlinie denselben für Menschen und Pferde den Übergang beschwerlich machen würde. Man sieht leicht, daß diese Trageseile H von verschiedener Länge sein müssen, weil der Boden an den Ufern weiter von den Hängeseilen entfernt ist, als in der Mitte, wo die letzteren fast bis zu ihm selbst herabgehen. Gewöhnlich gibt man in der Mitte den kurzen Trageseilen die Höhe der Seitenseilen zur Länge; ihre Stärke und Entfernung von einander wird jedoch durch die mögliche Belastung

der Brücke bedingt, damit jedes senkrechte Trageseil die Hälfte der Last trägt, welche sich auf dem Stad Fußboden zwischen vier derselben befindet. 4—6' scheint die angemessene Entfernung der senkrechten Seile von einander zu sein, weil man durch nöthiges Zusammenrücken auch mehr Seile und mehr Trageregel bedarf; folglich die intensive Last der Brücke vermindert. Bei einer Länge der ganzen Brücke von 96', z. B. die auf einen Widerstand von 60,000 Pfund berechnet ist, gibt eine Entfernung der senkrechten Seile von 6 Fuß 16 Räume, welche 15. 2 = 30 Trageseile erfordern, deren jedes einem Gewichte von 600 Pfund Widerstand zu leisten fähig sein muß. Bei der von Dupout angelegten Drahtbrücke über den Festungsgraben zu Jers sind die senkrechten Trageseile 4' von einander, gleich aus 12 Drahtfäden, gleich einer Schnur ohne Ende, zusammengefügt und mit ausgeglühtem Draht umwickelt. Oben gehen sie über die langen Hängeseile, wo sie von einem Balken aus 15mal umgewickelt, geglähtem Draht befestigt sind. Die aus ihnen gebildete Schleife ist unterhalb des Hängeseiles durch ein Band zusammengezogen, um die Bewegung auswärts zu verhindern. Der untere Theil des Trageseiles umfaßt mit einem ähnlichen Schleife ein Ende des Trageregels, in dem dazu bestimmten Einschnitte, und ist gleichmäßig durch einen Bund in seiner Lage fest gehalten. Um das Schwanzen und jede Seitenbewegung der Brücke zu hindern, sind unterhalb derselben zu beiden Seiten, etwa auf  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{4}$  ihrer Länge, Schwingenbänder L, aus 32 Fäden des 0,9" starken Drahtes angebracht. Sie sind oben vermittelst einer Schleife an einem horizontalen Bolzen im Seitenbalken der Brücke fest, unterhalb aber an eine T förmige Krampe, in der Mauer geschlungen, so daß man sie nach Erfordern verlängern oder verkürzen kann.

Das Wesentliche bei allen Hängedrähtbrücken sind, neben der hinreichenden Festigkeit der Drahtseile oder Ketten, die Widerlager, deren jedes im Stande sein muß, der über die Brücke gehenden Last mit dem Gewichte der ersten zusammengekommen zu widerstehen, welche beide das aufrecht stehende Widerlager auszuwerfen und in das Wasser zu ziehen vermögen. Sind jedoch die Hängeseile nicht unmittelbar an dem Widerlager fest, sondern biegen ihnen dieses bloß als Stütze, aus deren Oberteile sie ruhen; kommt ihr Gewicht weniger in Anspruch, sobald sie nur Stabilität genug besitzen, um durch die fortwährende Bewegung der Drahtseile auf ihnen nicht bewegt zu werden. Gewöhnlich hat man bei der Anlage der Widerlager den doppelten Zweck, die Drahtseile, an denen die Brücke aufgehängt ist, auf eine zweckmäßige Höhe zu bringen; zugleich aber durch ihr Gewicht und durch ihre Festigkeit einen Theil des Widerstandes gegen den Zug zu übernehmen. Gemauerte Widerlager haben immer eine regelmäßige Form und sind deshalb leicht zu berechnen, wo obdenn der Inhalt des Mauerwerkes nur durch das Gewicht eines Balkenfußes der dazu angewandten Steineart vermehrt werden darf (122—170 Pfund für Sandsteine und 177—193 Pfund für Granit); hätte z. B. ein 6' dicker, 12' breiter, 10' hoher Pfeiler

in der Mitte einen Durchgang 7' breit, 8' hoch; so wäre sein Inhalt 720 — 304 = 416 Würfel Fuß, welches in den beiden eben angeführten Fällen einen Widerstand von 54,000 — 79,000 Pfund gibt. Es fällt übrigens in die Augen, daß man bei allen Berechnungen und Untersuchungen dieser Art auf einen bedeutenden Ueberschuß Rücksicht nehmen muß, um durch zu Wenig nicht einen Unfall herbeizuführen, wie bei der, vom Rath Bandbauer bei Nürnberg im Herzogthum Anhalt-Köthen ausgeführten Hängedrähtbrücke, wo die zu geringe Festigkeit bei ihrer ersten Eröffnung mehr als hundert Menschen das Leben kostete.

Zu mehrer Sicherheit werden an den äußersten Enden der Drahtseile Seizenhalter angebracht, die entweder ebenfalls in Drahtseilen bestehen, oder Stangenketten sind, deren man sich in England beinahe allgemein bedient. Die dazu bestimmten Stangen sind 10 oder 15—18' lang, und entweder an ihren Enden halbkreisförmig umgebogen, wo nach ihrer Vereinigung die Halten durch ein gut schließendes, eisernes Band zusammengezogen werden, oder sie sind hier stärker geschmiedet, mit einem hindurch gebohrenen Loch versehen, um einen eisernen Zapfen hindurchschleiben und zwei Stangen durch kurze Ringe (Fig. 7) verbinden zu können. Diese Zugseile oder Ketten gehen hinter dem Widerlager, am Ufer, in den Erdboden, oder sie sind innerhalb des Widerlagers befestigt, wenn bei diesem durch seine Beschaffenheit und Dimensionen ein Umwerfen völlig unmöglich ist. Auf der obern horizontalen Fläche desselben liegen die Enden der Drahtseile in besondern Einschnitten oder Rinne; sie gehen aber hier nicht ununterbrochen fort, sondern bestehen an der gerader Brücke überhaupt aus fünf Stücken, wovon zwei lange über die beiden Gräben gehen, drei kurze aber an sie gebast sind und bloß oben über die Widerlager gehen. Mit den beiden äußersten sind die Widerhalter oder Zugseile verbunden, durch welche die Hauptseile ihre Befestigung im Erdboden, vermittelst eiserner Stangen, von 6' Länge, 2" Höhe und 14" Breite, erhalten, die nach Unten halbkreisförmig gekrümmt und in ein festes Mauerwerk, 6' unter der Erde, eingeseht sind. Sie gehen hier durch eiserne Platten, unter denen sie stark verschraubt sind. Die Widerhalter sind auf der innern Seite (nach der Stadt zu), wo sie senkrecht hinausgehen, 8' 3" 6", und auswärts, gegen das Feld, wo sie schräg liegen, 11' 13" lang. Um die einzelnen Theile der Drahtseile zu verbinden, hat Dupout böhle eiserne Spuhlen (Fig. 8. A. B. Tab. m) giesen lassen, 41 Zoll lang, 13 Zoll dick. Sie sind durch die Schleifen C und D der Drahtseile gehoben und durch zwei kurze Stränge von Draht E vereinigt, deren Länge für die erforderliche Spannung der Hängeseile abgepaßt ist. Das Brückengelenk besteht aus runden, 31" langen Stäben,  $\frac{1}{2}$ " im Durchmesser, die unten in einer Rinne des Brückenbodens stehen, oben aber durch die, ebenso starke Handhebe, so wie durch zwei platte Seitenschienen,  $\frac{1}{2}$ " breit, 2" stark, verbunden sind, welche durch sie hindurch gehen. Das Gewicht dieser gerader Brücke, mit Einschluß einer Belastung von 21,000 Pfund, betrug 37,000 Pfund. Die Baustoffen waren:

Erbsarbeit, Aufraum und dergl.	160 Franken
Maurerarbeit der Bäderlager und des Fleisses	4100 „
Die Gewölbe der Kammern	38 0 „
Geschmiedetes Eisen und Schlosserarbeit	2800 „
Eisendraht und Arbeitslohn	1940 „
Holz zum Beleg und Verfertigung desselben	2250 „
Eisen, Kupfer, Sättel, Spahnen und Farbe	800 „
Außerordentliche und zufällige Ausgaben	500 „
<b>Zusammen</b>	<b>16,350 Franken.</b>

Der Kostenaufschlag des Baumeisters betrug 16,154 Fr. betragen, und war daher mit nur 196 Fr. überhöhten. (v. Hoyer.)

**DRAHTSEILE**, nennt man aus jähem, hartem Draht geschmiedete Ketten, deren Dicks sich in gewissen Verhältnissen von Oben nach Unten zu vermindert, indem sie sonst durch ihre eigene Schwere zerreißen würden. Sie wurden zuerst auf dem Harze nach Angabe des Berghauptmanns von Reden geschmiedet und in den dortigen Gruben angewendet. Von hier aus verbreitete sich ihr Gebrauch bald nach den meisten übrigen Bergbaureichenden Ländern, da sie vier bis fünf Jahre, ohne bedenklicher Ausbesserungen zu bedürfen, brauchbar bleiben und so mehr der sonst gewöhnlichen hansen Seile ersetzen. (Fischer.)

**DRAHTWEISER**, heißt auf den Seidenwirmwürfen ein schneckenförmig gewundener Draht, durch welchen der Faden von der Rolle nach der Haspel geführt und seiner Verwirrung vorgebeugt wird. Er befindet sich über der Rolle und unter der Haspel horizontal in der Stellung. (Fischer.)

Drainage, f. Fahrmaschine.

Drakanon, f. Dropanon.

**DRAKANOS** (*δράκων*), ein Beinamen der Häreberichte (Rubin *thistorum* L., *δράκωνος*) bei Dioskorides (Mat. med. III, 150). (A. Sprengel.)

**DRAKE** (Francis), wurde um das J. 1545 in der Nähe von Tavistock in Devonshire, von armen Eltern geboren. Von zwölf Söhnen seines Vaters war er der älteste und wurde frühzeitig zum Seebienste bestimmt. Sein Vater gab ihm daher einem Schiffer, der zuweilen nach Seeland und Frankreich fuhr, meistens aber Küstfahrten machte, in die Lehre, und hier zeichnete er sich in kurzer Zeit vortheils aus. Ein entfernter Verwandter, Sir John Hawkins, nahm sich seiner darauf an und ließ ihn sorgfältig unterrichten. In seinem 18. Jahre führte er ein Handelschiff nach Bidegar, in seinem 20. Jahre machte er eine Reise nach der Küste von Guinea und zwei Jahre später wurde er Capitain und erhielt den Befehl über das Schiff Judith. In dieser letzten Eigenschaft zeichnete er sich in dem Golf von Mexico aus und nahm an allen Händeln Theil, welche sein Vorgesetzter Hawkins mit den Spaniern hatte. Von

diesem Zuge brachte er zwar keine Schätze, wol aber einen großen Ruf mit; den Haß, welchen er während desselben gegen die Spanier gefaßt hatte, befiel er bis zu seinem Tode. In Folge dieses Hasses unternahm er, begleitet von vielen Abenteurern, im J. 1570 einen Zug nach Westindien. Der glückliche Erfolg desselben bewog ihn im J. 1572 zu einer größeren Unternehmung. Er segelte mit zwei Schiffen ab und erkundete die Stadt Nombre de Dios an dem Isthmus von Darien, wobei er verwundet wurde; darauf nahm er Vera Cruz, wo er viele Schätze eroberte. Bei diesen Unternehmungen waren ihm die Indianer, welche gleich ihm einen großen Haß auf die Spanier hatten, sehr beiläufig. Mit reichen Schätzen beladen kehrte er nach Europa zurück und kam im Sommer des J. 1573 in Plymouth an. Er theilte auf ehrliche Art seine Beute mit den Besatzern der Schiffe und verwendete dann den ihm übriggebliebenen Anteil des Geldes zur Ausrüstung dreier Fregatten, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter dem Befehle des Grafen Essex diente. Er zeichnete sich hier durch seinen Eifer und seine Klugheit sehr aus, wurde dadurch am Hofe empfohlen und hier von Christopher Hatton eingeführt. Endlich schon hatte er gewünscht, eine Reise nach der Südsee zu machen, und da er glaubte, es sei jetzt eine Gelegenheit da, diesen Plan auszuführen, so wendete er sich an die Königin mit der Bitte, ihm dazu die Erlaubnis zu geben; dieses Gesuch wurde ihm sogleich gewährt und D. fand auch sehr bald die Mittel, fünf Schiffe auszurüsten und diese mit 164 Mann zu besetzen. Am 13. Dec. 1577 segelte er mit dieser Flotte von Balmouth ab. Am 27. Dec. landete er an der Insel Nagabore, wo er mit den Naurern ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte. Von hier segelte er nach dem weissen Vorgebirge (A. Blanco), nahm unterwegs mehrere spanische Schiffe und ankerte im Jannae bei den Inden des grünen Vorgebirges. Hier verweigerten ihm die Portugiesen die Lebensmittel; er setzte deshalb seine Reise fort; als er jedoch am 31. Jan. bei San Jago vorbeifuhr, so wurden auf ihn drei Schiffe abgefeuert, von denen keiner Schaden erlittete. Aus Rache nahm D. ein portugiesisches, mit Wein beladenes Schiff, befiel den Piloten Nuno de Selva, welcher ihm in der Folge wegen seiner Bekanntschaft mit der amerikanischen Küste sehr nützlich wurde und ließ die übrige Mannschaft weiter fahren. Am 20. August 1578 erreichte er die Magellanstraße und gelangte am 6. September zu ihrem westlichen Ende. Ein heftiger Sturm trieb ihn von hier nach Süden. Nach Norden zurückgeführt gab er der Pol, wo er landete, den Namen Zernung der Fremde (Parting of Friends), weil hier eine seiner Schiffe von ihm getrennt wurde. Durch neue Windstöße wurde er abermals nach Süden getrieben und besand sich hier in einer Gruppe von Inseln, welche nach Fleurius den südwestlichen Theil des Archipels des Feuerlandes bilden, und hier enderte er, nach den Untersuchungen desselben Hydrographen, wahrscheinlich das Cap Horn. Am 20. November erreichte er die Insel Necha an der Küste von Chile, wo er den Rest seiner Flotte erwartete. Da diese nicht kam, so fuhr er, an

den Küsten von Chili und Peru weiter, wobei er alle spanische Schiffe nahm, deren er habhaft werden konnte. Stets an den Küsten entlang fahrend, gelangte er bis zum 48. Grade nördlicher Breite, flets hoffend, hier eine Durchfahrt nach dem atlantischen Meere zu finden, indem er daselbst Anian's Straße aussuchte. Dabei besuchte er den nördlichen Theil von Californien, welchem er den Namen Neu-Albion gab. Seine Leute wollten jedoch nun nicht weiter nach Norden und er segelte nach Westen durch den großen Ocean. Nachdem er sich am 13. October 1579 kurze Zeit bei einer der Inseln dieses Meeres aufgehalten hatte (in 8° nördlicher Breite) und bei vielen Inseln ohne Aufenthalt vorbeigefahren war, gelangte er am 14. November nach Ternate; von hier ging er nach Java, dem Vorgesbirge der guten Hoffnung, und kam am 3. Nov. 1580 zu Plymouth an. So hatte er in fast drei Jahren die zweite Reise um die Welt vollendet; er hatte aber ein größeres Glück als sein Vorgänger, Magellan, welcher während der Reise starb. D. brachte von dieser Reise viele Schätze mit, aber es erhoben sich jetzt viele Streitigkeiten über die rechtmäßige Erlangung derselben. Der spanische Gesandte namentlich verklagte ihn als Seeräuber. Die Königin gab ihm anfänglich zur Antwort, die Sübsee sei, sowie der übrige Ocean, ein gemeinschaftliches Gut; die vom Papste geschehene Vertheilung eines Landes, welches ihm nicht gehöre, sei ein Hirngespinnst; die Spanier hätten nicht mehr Recht als andere Nationen an dasjenige, was sie den alten Besitzern mit Gewalt abgenommen; man sei bedrögen noch nicht Eigenthümer eines Landes, weil man einige Häften in denselben erbaud und einem Cap oder einem Flusse den Namen eines Heiligen gegeben habe. Lange Zeit waren die Meinungen über das Verzeihen von D. sehr getheilt, endlich am 4. April 1581 ging die Königin nach Deptford, stieg auf D.'s Schiff und gab ihm die Ärmelkürze, wobei sie sein bisheriges Betragen lobte. Sein Schiff folgte auf Befehl der Königin aufbewahrt werden; als es jedoch einige Jahre nachher baufällig wurde, so ward es abgebrochen und aus den Brettern desselben ein Stuhl gemacht, den John Davis der Universität zu Oxford verlehrt.

Als die Königin bald darauf einen Krieg mit Spanien anging, so wurde D. im J. 1585 mit einer Flotte von 20 Segeln und einer Zahl Landtruppen gegen die spanischen Anpflanzungen in Westindien geschickt; er eroberte mehrere Städte, erwarb sich aber auf dieser Reise mehr Ehre als Schätze<sup>1)</sup>. Im J. 1587 ging er mit einer Flotte nach Lissabon, als er aber unterwegs hörte, daß die Spanier eine große Seemacht ausrüsten, um in England einzufallen, so segelte er nach Cadix und verbrannte hier mehr als 10,000 Tonnen Schiffsladung, nebst allen Kriegsvorräthen. Er ging von hier nach den Azoren, wo er bei Terceira ein reich beladenes portugiesisches Schiff nahm.

Inzwischen wurde die furchtbare Armada gegen England ausgerüstet; ganz Spanien nahm daran den lebhaftesten Theil und Elisabeth sollte gedemüthigt werden<sup>2)</sup>. Der Herzog von Medina Sidonia segelte demnach aus; gleichzeitig wurde D. im J. 1588 zum Viceadmiral von England ernannt; die ihm untergebenen Schiffe hatten einen vorzüglichen Befehl an der Niederlage der Spanier. Im J. 1589 commandirte er die Flotte, welche den König Antonio von Portugal wieder einsenken sollte; Uneinigkeiten zwischen ihm und dem General der Landtruppen, John Norris, vereitelten den Erfolg dieser Expedition. Zwar vertheidigte sich D. in der Folge, er konnte jedoch nicht von aller Schuld freigesprochen werden. Im J. 1595 ging er mit Hawkins und einer Flotte von 27 Schiffen und 3000 Mann nach Westindien. Vergeblich stürmte er Porto Rico; er verbrannte sodann Rio-de-la-Hacha und Nombre de Dios. Als indessen eine Expedition, die er gegen Panama geschickt hatte, keinen glücklichen Erfolg hatte, überließ ihn in Folge des Bedrusses ein Fieber, an welchem er am 30. December 1596 (9. Januar 1597) starb<sup>3)</sup>.

D. war von Gestalt klein, aber gut gewachsen; er hatte lebhafteste Augen und angenehme Züge. Was seinen Charakter betrifft, so bemerkt Mouson darüber Folgendes: Man hat an ihm seine Plumpheit, seinen Eitel und seine Prahlereien getadelt. Allein dieses sind Eigenschaften, die mit seiner Lebensart unzerrenlich verbunden sind; es sind Fehler, die alle Seefahrer an sich haben. Er rebete mit Stolz, allein zu gleicher Zeit mit so vieler Bescheidenheit, daß sich auch diejenigen, bei denen die Gabe der Sprache durch die Trübsung am besten ausgebildet worden, darüber verwunderten. Es war bei ihm eine natürliche Eigenschaft, die durch die Unerforschlichkeit, Freimüthigkeit, Kenntniß der Sachen, Reizung zum Handeln und lange Gewohnheit bestelligt worden. Unter so vielen großen Tugenden, welche D.'s Ruhm erbeben, will ich hier nur seine berühmte Reise um die Welt, durch Magellan's Straße, anführen, welche er zu einer Zeit unternommen hat, da die Seefahrer noch nicht anders als mit Sitteln davon reden konnten. Was ihm die

2) Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten schrieb der spanische Gesandte der Königin die Friedensbedingungen in einem lateinischen Gedichte vor, und darin wird auch Drake's mit Ehren gedacht. Die Worte sind folgende:

To veto, no pergas bello defendere Belgas;  
Quas Dracon eripuit nunc restitutum oportet;  
Quas pater evertit, jubas te condere cellas;  
Religio Papae fac restitutum ad angum.

Die Königin antwortete folglich:

Ad Graecos, bone Rex, sunt mandata Calendas.

3) Mehrere zeigen eine ausführliche Beschreibung aller Schiffe, ihrer Besatzung und ihrer Proviants, welche folgendes Wort gegeben wurde:

Tu, quas Romanas voluisti spernere leges,  
Dices Hispano subdere colla Jugo.

5) Diesen Tag gibt die Biogr. universale. In Keet Cyclopaedia wird der Januar ohne nähere Bestimmung des Tages angegeben. Brosset (in seiner Gesch. der Schiffahrt nach Indien, über von Zerkung, S. 186) gibt den 28. Januar, aus welchem Tag habe ich auch bei mehreren andern Schiffahrten gefolgt.

1) Er brach auf dieser Reise den Walter Raleigh nebst seinen Leuten, die sich in Virginien niedergelassen hatten, wieder nach Hause. Nach Camden haben diese zuerst das Tabakrauchen in England eingeführt.

X. Cncypfl. v. M. u. K. Erste Section. XXVII.

meiste Ehre bringt, ist dieselbe, daß er sich während einer so langen und gefährlichen Schiffsahrt in so unbekannten Gewässern so großmüthig, geduldig und unerschrocken bewies, daß er das Murren der Matrosen bald zu besänftigen, bald demselben zuvorkommen, bald aber auch dasselbe zu erlösen wußte. Er erlitt zwei Jahre hindurch alles Leid und alle Widerwärtigkeiten, denen man nur ausgesetzt werden kann. Er schweifte mit einer mehr als menschlichen Zuversicht in unbekannten Meeren umher, und wenn ihm die Vernunft zur Rückkehr in sein Vaterland zu raten schien, so wagte er sich auf neue Meere jenseit des 48° und suchte eine Straße, die man bis dahin zu entdecken sich vergebens bemüht hatte. Diese einzige Handlung sollte seine Gegner zum Schwärmen bringen. Sie bewies einen außerordentlichen Muth, ein unumschränktes Verlangen, sein Vaterland zu bereichern, und eine Geduld, welche über alle Fälle erhaben war.

Nachrichten von dem Reisen Drake's finden sich in den Sammlungen von Purchas, Brv, Haskluyt, Ronson, und in Brosse's Geschichte der Schiffsahrten nach den Südländern, S. 113. Ebert (Bibliogr. Lex. I, 499) nennt folgende Werke: *Sommario e true discourse of Sir Fr. Drake's West-Indian voyage by Th. Cales*, (London 1596. 4.) *The famous voyage of Sir Fr. Drake into the south sea and there hence about whole globe of the earth, in the years 1577 sq. by Fr. Pretty* (London 1600 oder 1618. 4.)<sup>1)</sup> *Sir Fr. Drake reviv'd in a relation of his third voyage in the years 1572—1573*, (London 1626. 4.) *The world encompassed by Fr. Drake being his next voyage to that of Nombre de Dios, carefully collected out of the notes of master Fr. Fletcher* (London 1628. 4.)<sup>2)</sup> *Sir Fr. Drake reviv'd, being a summary and true relation of four several voyages made by Fr. Drake to the West-Indies*, (London 1653. 4.) *The famous voyage of Sir Fr. Drake, being the first commander that sail'd round the globe; to which is added the prosperous voyage of Th. Candesh round the world* (London 1741).

Mehr der obigen Werke sind in verschiedene Sprachen übersetzt. Unter diesen erwähne ich folgende: *Le voyage de Fr. Drach à l'entour du monde*, trad. par F. de Louwencourt, Sieur de Vauchelles (Paris 1613 oder 1627, oder 1631, oder 1641), eine Uebersetzung des oben erwähnten zweiten Werkes. — Levin Hulsli kurze wahrhaftige Relation und Beschreibung der wunderbarsten vier Schiffsahrten, so jemals verrichtet worden, als nämlich Ferdinand Magellani, Portugalester mit Seb. de Cano, Franc. Draconis, Engländer, Thom. Candish, Engländer, Wilhelms van Noort, Niederländer u. (Nürnberg 1603.) *Expedition in Indias occidentales anno 1585* (Leyden 1588. 4.) und *Voyage aux Indes occidentales l'an 1588. 4.*

1) Nach den Bemerkungen von Henricus erschien die Reise von diesem Begleiter Drake's in Duxbury (Biogr. univ.). 2) Fletcher war Schiffsarzt während der Reise. Erhöhere gab davon einen Abdruck im zweiten Bande seiner *Supplemente zur Sammlung von Eurchas* (Biogr. univ.).

Sein Leben wurde von Johnson im *Gentleman Magazine* für 1740 beschrieben; außerdem findet man Nachrichten von ihm in der *Biographia Britannica* (übersetzt in Baumgarten's Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen. 1. Bd. S. 237), *Roes Cyclop.* und der Biogr. universelle. Mehreres ist auch in Leben und tapfern Thaten der allerberühmtesten Seehelden, Admiralen und Landeskinder unserer Zeiten u. (Nürnberg 1681. 4.) S. 341—371 gefagt.

(L. F. Kämtz.)

**DRAKE (Francis)**, Alterthumsforscher, gest. zu York im J. 1770 in hohem Alter, ist Verfasser des sehr gesuchten und geschätzten Werkes: *Eboracum, or the history and antiquities of the city of York, with the history of the cathedral church*, (Lond. 1736. fol. mit Kupf.)

**DRAKE (James)**, Arzt in London, geb. im J. 1667 zu Cambridge, gest. zu London 1707, sah sich wegen Mangels an Praxis genöthigt, zur politischen Schriftstellerei seine Zuflucht zu nehmen, wodurch er vielfachen Verfolgungen ausgesetzt wurde. Sein *Memorial of the church of England* (Lond. 1704) wurde in London, seine *Historia anglo-aethiopia* (1706) in Edinburgh öffentlich verbrannt. Wie viel er unter andern Umständen für die Wissenschaft geleistet haben würde, davon zeugen seine *Anthropologia nova* (New system of anatomy, Lond. 1707. 2 Bde.) und mehrere Aufsätze in den *Philosophical transactions*. — Zu Reclerc's Geschichte der Medicin listete er Anmerkungen und übersetzte den Herodot.

**DRAKE (William)**, Rector zu Iselworth in Wiltshire, Mitglied der antiquarischen Gesellschaft zu London, geb. im J. 1721, gest. 1801, ist Verfasser mehrerer antiquarischen Abhandlungen in der von jener Gesellschaft herausgegebenen *Archaeologia* (Bd. 4—9). — S. über ihn *Gentleman's Magazine* 1801. Jan. p. 574. (H.)

*Draken Chur., f. Dorastenia Plum.*

**DRAKENBORCH (Arnold)**, wurde zu Utrecht am 1. Jan. (Boissjonade (agt 31. Dec.) 1684 geboren. Sein Vater, Secretair des Domcapitels, schickte ihn Anfangs in die dortige Schule, welcher damals Samuel Petrus vorstand; allein da dieser sich mehr mit seinen schriftstellerischen Arbeiten als mit dem Unterrichte seiner Schüler beschäftigte, so wurde der junge D. auf eine andere Schule geschickt, von welcher er nach drei Jahren zur Universität Utrecht abging. Gräsius und Peter Burmann waren damals die Hauptlehrer dieser Anstalt; D. schloß sich besonders an den Letztern an, und gab schon im J. 1704 ein glänzendes Zeugnis seines Fleißes, indem er unter dem Vorfige seines Lehrers seine Dissertation, *De praefectis Urbis*, vertbeidigte (drei Ausgaben: Utrecht 1704. 4., Frankfurt a. D. 1752. 4., von Uplius herausgeg., und Baureuth 1787, von Kapp). Nach dem Willen seines Vaters widmete sich D. nun auch der Rechtsgelchenschaft in Utrecht und Leyden, in Leyden aber hatten die Vorträge des Perizonius und Jakob Gronovius, welche er ohne Vorwissen seines Vaters hörte, mehr Reiz für ihn, und ungeachtet er nach seiner Rück-

kehr nach Utrecht durch die Bertheiligung seiner Disputatione de Imperatoris dignitate praefectorum consensum apud Romanos [Utr. 1706. 4.] die juristische Doctormwürde erhalten hatte, so verfolgte er doch diese Laufbahn nicht, sondern ergab sich immer mehr dem Studium der philologischen Wissenschaften, und fing um diese Zeit auf Burmann's Rath an, den Silius Italicus zu bearbeiten. Burmann war ihm sehr geneigt, nahm ihn im J. 1715 auf seiner gelehrten Reise nach Frankreich mit, und brachte es, da er selbst um dieselbe Zeit Utrecht verließ, um sich in Leyden niederzulassen, dahin, daß seine Professur der Geschichte und Beredsamkeit zwischen Duker und Drakenburg getheilt wurde. Dieser trat sein Amt (15. Mai 1716) mit einer Inauguraldissertation, *De utilitate et fructu, qui ex humanioribus disciplinis in omne hominum et doctrinarum genus redundant*, an, hielt im Laufe seines akademischen Lebens mehrere Reden (*Oratio funebris* in Frane. Bormannum. [Utr. 1719. 4.] *Oratio panegyrica in natalem academicae Trajectinae* [1736. 4.] *Oratio funebris in obitum Sim. van Alphen*. [Utr. 1743. 4.]), und schrieb Manches über die besondere Geschichte Utrechts und über die Genealogie edler holländischer Familien (Ein Brief von dem Geist Utrechts und den kirchlichen Alterthümern der Niederlande. [Utr. 1744. 4.] *Oratio ad Wilh. Car. Henricum Frisonem*. [Utr. 1747. fol. u. a.); allein diejenigen Arbeiten, welche seinen Ruhm begründet haben, sind die Ausgaben des Silius Italicus (1717. 4.), und vor allen des Erius (Leiden und Amsterdam 1738 — 1746. VII. 4., neuer Abdruck Stuttgart 1820 — 1829. XV. 8.), deren große Vorzüge bekannt genug sind (über die benutzten gelehrten Hülfsmittel vergl. den 7. Band). Die Universität Leyden machte D. im J. 1740 sehr glänzende Anerkennungen, um ihn zu gewinnen; allein er wollte die Universität seiner Vaterstadt nicht verlassen, in welcher er die höchste Achtung genoß und die ihn in demselben Jahre zum Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek ernannt hatte. D. starb nach kurzer Krankheit den 16. Jan. 1748 (auch hier sagt Boissonade den 16. Dec. 1747?) in einem Alter von 64 Jahren. (Vgl. die Leidenrede des Prof. Dosterhof-Schacht, auch in den beiden letzten Ausgaben der Diss. de praefecto Urbsi; sein Bildniß befindet sich vor dem ersten Bunde des Erius.) (H. Lindner.)

**DRAKENBURG**, auch **DACHENBURG**, **DRAKENBURG**, **TRACHENBURG** und **DECKENBURG** genannt, ein Steden im Königreiche und in der Landdrostei Samwer. Er liegt eine halbe Meile nördlich von Rürnberg am rechten Ufer der Weser, die sich hier im flachen Lande ein tiefes Bett gegraben und, soweit ihr Flußbett reicht, die sandige Gegend in ein fruchtbares Marschland umgewandelt hat. Der Ort, früher eine Pflanzung, von der aber nur noch ein blinder Graben zu sehen ist, zählt in 101 Wohngebäuden 782 Einwohner, die sich größtentheils vom Ackerbau ernähren, den sie auf der Marsch am linken Ufer der Weser, hauptsächlich aber auf der Geseß am rechten Ufer derselben, treiben. Der Steden hat zwar auch einen Bürgermeister, hängt aber

doch vom Amte Rürnberg ab. — Im J. 1373 wurde der Ort von den Bremern in einen Steinhaufen verwandelt; der jetzige Drebbischer Hof soll damals nur übrig geblieben sein, in welchem sich auch noch mehrere Mauerwerk aus alter Zeit vorfindet. Ein anderes geschichtlich merkwürdiges Ereigniß trug sich hier am 24. Mai 1547 zu. Herzog Erich der jüngere von Calenberg, im Dienste Kaisers Karl V., hatte Bremen zur Übergabe aufgefordert, und auf abschlägige Antwort die Feindseligkeiten angefangen. Sachsen und Hamburg kamen den Bremern zu Hilfe und ließen ihre Truppen, unter Führung Albrecht's von Mansfeld, Johann's von Heides und Wilhelm's von Lomfien, heranrücken. Herzog Erich, um die Verbindung mit den Bremern zu verhindern, griff Mansfeld bei Drachenburg an, hatte aber das Unglück, so aufs Haupt geschlagen zu werden, daß ihm selbst sogar kein anderer Ausweg übrig blieb, als sich durch die Weser schwimmend nach Rürnberg zu retten; von seiner Mannschaft blieben 2500 Mann auf dem Schlachtfelde und 1000 ertranken in der Weser, die übrigen entflohen oder wurden zu Gefangenen gemacht; 18 Felsstücke, die man ihm genommen hatte, wurden nach Bremen gesandt. Zur Ehrer dieses Ereignisses sollen goldene und silberne Münzen geschlagen worden sein. Eine Abbildung des Ortes findet sich in Merian's Topographie der braunschweig-lüneburgischen Lande S. 74. (Oppermann.)

**DRAKENSTEENIA**, nannte Weder (Elsam. No. 1344) eine Pflanzengattung zu Ehren des Uebersees des Hortus malabaricus Henr. Vdr. von Kede tot Drakenstein. Da wir aber schon eine Gattung *Rhodia Plum.* haben, so ist statt *Drakensteonia* der *Jacquin'sche* Name *Geoffrassa* allgemein angenommen.

(J. Sprengel.)

**Drakenstein**, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, s. Stellenbosch.

**DRAKIOS**, *Δράκιος*, nebst dem *Κεαλος*, *Θαλαπιος* und *Αμφιον* einer der vier Herrführer der Theer vor Troja. Hom. II. XIII, 692. (Richter.)

**DRAKON**, ein Äthener, wurde als Archon \*) in dem ersten Jahre der 39. Olympiade (v. Chr. Geb. 624) von der damals herrschenden Partei der Aristokraten aufgeführt, durch eine neue Gesetzgebung den Wunsch des Volkes nach Verbesserung seiner Lage zu beschwichtigen. Dieser Wunsch war hauptsächlich durch die Mißthier herbeigeführt, mit der die Eupatriden, in deren Händen die Verwaltung des Staates und die Handhabung der Justiz seit Abschaffung der Königswürde sich befand, vorzüglich gegen den Demos verfahren, und er wurde um so dringender, da innerer Zwiespalt unter den Eupatriden selbst den Zustand Athens überhaupt und der niederen Classen insbesondere mehr und mehr verschlimmerten. Wenn auch D. zu dem schwierigsten Geschäfte eines Gesetzgebers durch die Integrität seiner Sitten, durch seine Kenntniß des athenischen Herkommens \*) und durch Verstand sich ganz

1) Weil er Archon war, wurde er Gesetzgeber nicht aber Archon, weil er die Gesetz gegeben hatte. Paus. IX. 36, 1 vergl. B. a. h. m., Hell. Alterth. I. 1, 304. 2) Iuris divini et humani peritus fuit, Coll., Noct. Att. XI, 18.

vorzüglich eignen mochte, so fehlte ihm doch die Kraft, dem Streben seiner Standesgenossen, der Eupatriden, nach Unterdrückung des Volkes mit Erfolg entgegenzutreten. Er wagte es nicht, an der Verfassung des Staates etwas zu ändern<sup>3)</sup>, glaubte auch wol um so weniger, daß es einer Änderung derselben bedürfe, je härter er jedes, auch das geringste, Verbrechen bestrafe. Der Schrecken sollte das damals schon schwierige Volk in der Abhängigkeit von den Eupatriden erhalten; aber gerade die grenzenlose Härte seiner Strafen, die den Demasdes späterhin zu dem Auspruche bewog, D.'s Gesetze seien mit Blut, nicht mit Tinte geschrieben<sup>4)</sup>, trug durch ihre Unausführbarkeit den Samen neuer Unordnungen in sich. Schon zwölf Jahre nach D.'s Gesetzgebung brachte die kolonische Empörung und ihr blutiger, alles Recht verletzender Ausgang neues Unglück über Athen, und erst durch Solon's Gesetze, der sämtliche Einrichtungen D.'s, bis auf die Gesetze über Mord und Tödschlag, aufhob, wurde eine Befänstigung der Parteien herbeigeführt.

Da wir nur äußerst dürftige Nachrichten über die Gesetzgebung D.'s besitzen, und da selbst diese sich häufig widersprechen, läßt sich nur wenig über ihr Wesen und über die einzelnen Bestimmungen derselben sagen. Soviel läßt sich jedoch mit Gewißheit behaupten, daß D. wenig an dem Herkommen änderte. Selbst bei seinen Strafbestimmungen, die doch am meisten zu der spätern Verwerfung seiner Gesetze beigetragen haben, scheint er das Bestehende beibehalten und nur gesetzliche Kraft ihm gegeben zu haben. Dies läßt sich schon daraus schließen, daß er die altgriechische, dem Todschläger gegebene Erlaubniß der Flucht fortbestehen ließ. Auch in Hinsicht auf die Gerichtsverfassung, und namentlich auf die Einrichtung der Blutgerichte der Epheten und des Kriopagods, ist dies von neuern Forschern<sup>5)</sup> dargelegt. Daß der Tod die einzige Strafe gewesen sei, welche D. verhängt habe, was auch aus der ihm selbst zugeschriebenen Behauptung, „für schwere Verbrechen habe er keine härtere Strafe finden können, für geringere sei sie nicht zu hart“, bewiesen werden soll, das wird schon durch die Erwähnung einer Geldstrafe im Verthe von zehn Stieren<sup>6)</sup> und durch das Gesetz widerlegt, vermöge dessen der Urheber eines Vorschlags, Begehre Abschaffung der Drakonischen Gesetze, mit Axtmie belegt werden sollte<sup>7)</sup>. Aus einem andern Gesetze, das die Fortschaffung lebloser Gegenstände, durch welche ein Mensch getödtet war, bestrafte<sup>8)</sup>, leuchtet auch deutlich hervor, daß nicht bloß weder der Eifer, das Verbrechen streng zu bestrafen, noch die Sucht, durch Schrecken den Gesetzen Folgeamt zu verschaffen, ihn zu der häufigen Verbängung der Todesstrafe veranlaßt habe, sondern daß er dazu auch vornehmlich durch die den alten Hellenen eigenthümlichen Be-

griffe von Sühnung und durch eine heilige Scheu vor dem Jorne der Götter geleitet worden sei.

Kein Wunder also, daß die Gesetze D.'s einer Nation nicht mehr begagnen, welcher, mit der sich stets mehrenden Abnahme der religiösen Befangenheit, die Motive derselben fremd geworden waren.

D. selbst soll das Loos seiner Gesetze getheilt haben. Der Unwille der Athener über die Härte derselben soll ihn genöthigt haben, Athen zu verlassen, und er soll zu Ägina in der Verbannung gestorben sein. Man erzählt<sup>9)</sup>, daß er daselbst in dem Theater (?), nach Einführung seiner Gesetze, durch den lebhaftesten Ausdruck der Liebe und Freude der Ägineten erstickt und auch dort begraben worden sei.

(C. L. Grotefend.)

Drakonteion, f. Draehen, als Fahnen.

DRAMA, DRAMATISCHES GEDICHT. Unter den verschiedenen Gattungen der Poesie, welche man als Dichtungsarten zu bezeichnen pflegt, war ohne Zweifel die lyrische, deren Gegenstand die menschlichen Gefühle und Gemüthszustände sind, die älteste. Nach den eigenen Gefühlen und Gemüthszuständen aber hat nicht ein größeres Interesse für den Menschen, als das Streben des Menschen selbst nach frei entworfenen Plänen, zu selbst gesetztem Ziele und doch unter dem Einfluß eines Schicksals, welches die feinen, aber ungreifbaren, Fäden, womit es die Ereignisse lenkt, an die Gefinnungen der Menschen anknüpft. Zeigten sich nun jenes Streben und diese Ereignisse vorzüglich wichtig und denkwürdig, so mußten sie bald Gegenstand der Poesie werden. Diese stellte nun, zwar nicht Geschichte selbst, aber Geschichtliches, aus dem Gesichtspunkte sittlicher Weltanschauung, zu ästhetischen Zwecken, dar. Solche Darstellungen sind ihr nun aber auf eine doppelte Art möglich, und so hat sich denn auch die geschichtliche Poesie in die epische und dramatische verzweigt. Beide stellen Ereignisse aus der Menschenvvelt dar, die epische aber als vergangene, die dramatische als gegenwärtige. Jede hat hiervon ihren Namen. Was einst gesehen ist, das läßt sich nur episch, d. i. erzählt, darstellen; was aber als gesehen dargestellt werden soll, muß dramatisch dargestellt, d. i. die Handlung selbst (Drama heißt Handlung) muß zur Anschauung gebracht werden. Zu diesem Behufe muß nothwendig an die Stelle der monologischen Erzählung der Dialog treten. Das Drama wird hiernach zu erklären sein, als ein aus der Gefinnung hervortretendes, im Dialog sich entfaltendes, Handeln.

Epös und Drama müssen Vieles haben, was ihnen gemeinschaftlich zukommt, da die Basis beider das Ethische in der Menschennatur ist. Die Menschen können zwar auch bloß durch ihre Schicksale interessieren, aber die Schicksale selbst interessieren nur nach Maßgabe der menschlichen Charaktere, an welche die Ereignisse in der Menschenwelt angeknüpft sind. Daher entspringt an den epischen und dramatischen Dichter gleichmäßig die Anforderung der Kunst der Charakterzeichnung, die um so nöthi-

3) Aristot. Polit. II, 9, 9: *ἔθνος δ' ἐν τοῖς νόμοις αὐτοῖς ἀναρρεῖ, θεοὶ καὶ πολεὶς αὐτοῦ, μάχῃ δ' ὑπὸ νόμοις διατρεφόμενα*.

4) Plat. Solon 37.

5) R. D. M. 1. c. 4. Quentzen, S. 153 ff. Klauen in der Ste. dieses Gesetzes in der Zeitschrift für Alterthumswiss. 1856. St. 41. S. 834 ff.

6) Pollux IX, 61.

7) Demosth. c. Aristocr. p. 640.

8) Aeschin. c. Ctesiph. p. 636.

9) Stuidas und Hezych. Miles., De hamin. erudit. claris v. *Δρακων*.



ger ist, da die psychologische Wahrheit der Dichtung durch sie bedingt wird, von welcher wieder zum großen Theil unser Glaube an die faktische Wahrheit derselben abhängt, die in der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten und Ereignisse besteht. Um diese zu bewirken, ist Freiheit von innern Widersprüchen, die ohne Haltung der Charaktere nicht möglich ist, aber auch ein steter Causalzusammenhang in der Darstellung erforderlich. Dieser letztere wird bewirkt durch die Kunst zu motiviren, d. i. Alles in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß immer das Nachfolgende zum Vorgehenden sich verhält wie Wirkung zur Ursache. Hiermit steht im engsten Zusammenhange das Anlegen von Situationen, d. i. des Zusammenstehens solcher Umstände, wodurch die Gefühle, Affecten und Leidenschaften der handelnden Personen so erregt werden, daß sie in Entschlüsse und Handlungen auszubringen genöthigt sind. In dem Vorgehenden, Herbeiführen und Benußen der Situationen liegt kein geringer Theil dessen, was man Interessant nennt, d. i. dessen, was uns durch den Eindruck, den es macht, aufmerksam und nach der Fortsetzung und Folge begierig erhält. Aus den Situationen entspringt die Verwicklung, die Summe von Schwierigkeiten, welche durch Personen und Umstände gegen den zu erreichenden Zweck herbeigeführt werden, und welche nun der Held oder die Heldin der Geschichte entweder überwindet, oder denen sie, aller angewandten Kraftanstrengungen unachtet, unterliegt. Nach der Maßgabe, auf die hierbei ihre Geistes- und Hergenskräfte, ihren Mut, ihre Ausdauer beweisen, nehmen sie unsere Theilnahme in Anspruch und erregen unser Mitleid.

Alles dieses haben epische und dramatische Poesie mit einander gemein; zwischen beiden aber finden auch wesentliche, äußere und innere, Verschiedenheiten statt.

Zu den äußern gehört, daß das epische Gedicht nicht wesentlich solche Abtheilungen erfordert, wie das dramatische, dessen dialogische Form nothwendig eine Darstellung in Scenen oder Auftritten erfordert. Das epische Gedicht theilt man zwar in Gesänge ab, aber mehr als Ruhepunkt für den Hörer oder Leser, als weil ein innerer Grund es nothwendig machte; und es ist kein Geleitz verbunden, welches mit wirklicher Nothwendigkeit bestimmen könnte, wie viele Gesänge ein episches Gedicht erfordere. Alles ist hier von der größern oder geringern Menge des Stoffes abhängig, in Hinsicht dessen das epische Gedicht unbegrenzt ist. Wie es sich aber hiermit, in Beziehung auf das dramatische Gedicht, verhält, wird sich zeigen, wenn wir vorher den genauern Zusammenhang beachtet haben, in welchem diese äußere Verschiedenheit beider Dichtungsgattungen mit der innern steht.

Diese hat ihren Grund darin, daß die epische Poesie Geschichtliches als Geschehenes, als Begebenheiten, die dramatische Poesie aber als Geschehenes, als wirkliche Handlung, darstellt. Hieran sind nun folgende Folgen: 1) daß das epische Gedicht keine so abgeschlossene Einheit der Handlung zu haben braucht, daß das Geschichtliche desselben nicht mehrere Begebenheiten unter sich begreifen könnte, die zum Theil episodisch eingeschaltet werden

müssen, das dramatische Gedicht aber in sich geschlossene Einheit der Handlung erfordert und alle Episoden ausschließt; 2) daß das epische Gedicht nicht, wie das dramatische, unausführlich einem Hauptpunkte zuwie, und daher in beiden sehr verschiedene Verhältnisse in Ansehung der Verwicklung und Auflösung statfinden müssen. Der epische Dichter stellt Vergangenes dar, der dramatische Gegenwärtiges (benn auch das Vergangene, welches er darstellt, rückt er in die Gegenwart); jener tritt als Erzähler in eigener Person hervor, dieser erscheint in seiner Dichtung gar nicht, sondern läßt statt seiner die in einer Handlung begriffenen Personen selbst auftreten. Dies ist von wesentlichem Einfluß auf die Dichtung eines jeden. Der Erzähler des Vergangenen, welches überhaupt das Gemüth nie so erregt wie die drängende Gegenwart, überhaut Alles, weiß, wie alle Fäden sich knüpfen und alle Folgen kamen, so daß dadurch eine leidenschaftliche Unruhe und Spannung in ihm nicht entstehen kann. In ruhiger Fassung kann er daher länger bei dem Einzelnen weilen, und um größere Anschaulichkeit zu gewinnen, mehr ausmalen; ausführlichere Schilderungen und umständlich ausgemalte Gleichnisse sind in seiner Darstellung nicht störend, sondern vielmehr der betrachtenden Stimmung, in die er allein versetzen kann, ganz angemessen. Wie so ganz anders aber verhält sich dies da, wo die Personen in der Handlung begriffen auftreten und alle Kraft anwenden, um ein vorgefestes Ziel zu erreichen! Sie selbst können nicht in ruhig betrachtendem Gleichmuth verharren, denn der Augenblick drängt sie, rascher muß Alles vorwärts, die Verwicklung erregt Spannung, die Spannung Begierde nach dem Ausgange.

Der Stoff des dramatischen Gedichtes kann demnach nicht so unbegrenzt sein, wie der des epischen. Wie weit oder eng sind nun aber die Grenzen des dramatischen Gedichtes, welche nicht überschritten werden dürfen ohne die Wirkung desselben zu stören oder gar aufzuheben? Diese Frage führt auf die alten Regeln von drei zu beobachtenden Einheiten und auf die Eintheilung des dramatischen Gedichtes in eine gewisse Anzahl von Acten oder Aufzügen.

Das dramatische Gedicht sollte beschränkt werden durch die ihm vorgeschriebenen drei Einheiten, des Ortes, der Zeit und der Handlung, wobei man sich auf Aristoteles berief. Weder aber die griechischen Dichter, die man zum Muster nahm, noch Aristoteles, der scharfsinnige Beurtheiler dieser Muster, bannen dem dramatischen Gedichte diese Fesseln angelegt, sondern die Theoretiker der alten französischen Schule. Die griechischen Dramatiker haben ebenso wenig die Einheiten des Ortes und der Zeit, wenn sie sich nicht von selbst ergaben, beachtet, wie man aus den Lumenen und dem Agamemnon ersieht, als Aristoteles dieselben vorgeschrieben. Sie konnten Anfangs aus Bedürfnis der Bühne nothwendig sein, blieben es aber nicht, als die Zwischenacte den Übergang von einer Zeit zur andern und die beweglichen Decorationen den Übergang von Ort zu Ort vermittelten. Shakespeare hatte nicht einmal diese Hilfsmittel, denn seine Schauspiele wurden ohne Decoration aufgeführt. Nur

auf die Beobachtung einer Einheit, auf die der Handlung, bringt Aristoteles. Diese aber ist auch wesentlich. Das Drama — denn was er von der Tragödie insbesondere sagt, ist auf dieses auszu dehnen, — soll eine ganze in sich geschlossene Handlung darstellen. Es muß daher einen genau bestimmten Anfang und einen völligen Abschluß haben; sonst würde keine Beruhigung eintreten, sondern eine Dissonanz entstehen, die erst in einer neuen Handlung aufgelöst werden könnte. Einer solchen Einheit wegen umfaßt Shakespeare's Richard III. einen Zeitraum von acht Jahren. Das auffallendste Beispiel von Verletzung der Einheit der Zeit aber bietet Calderon's Virgen del Sacario (Wiederfinden des Bildes der heiligen Jungfrau) dar, welches einen Zeitraum vom siebenten bis zum Ende des elften Jahrhunderts umfaßt, doch vollkommene Einheit der Handlung hat. Bei dieser kommt es nur darauf an, daß alle einzelne Momente der Handlung unter sich in organischem Zusammenhang stehen.

Der Beschreibung dieses organischen Zusammenhangs soll nun auch die Einteilung in mehrer Acte oder Aufzüge dienen. Gewöhnlich nimmt man deren drei oder fünf an, nicht ohne innere Nothwendigkeit; denn Alles, was sich organisch entwickelt, zeigt sich in den drei Momenten des Entstehens, Reisens und Vergehens, oder in den fünf Momenten des Entstehens, Blühens, Reisens, Abnehmens und Vergehens. Dieselben Momente zeigen sich nun auch in der organischen Entwicklung des dramatischen Gedichtes, und zum sichern Beweise ihrer Nothwendigkeit dient es, daß sie sich selbst da finden, wo die Aufzüge fehlen. So war es bei den griechischen Dramen, die in keine Aufzüge eingetheilt sind, deren innere Form aber jene drei Momente darstellt, wie denn auch Aristoteles bei Angabe der Größe oder des Umfangs der Tragödie wesentliche Theile derselben Prologos, Epifobion und Epobos angibt, die mit dem, was wir jetzt Exposition, Verwicklung und Entwicklung nennen, genau übereinstimmen. Es ist nun leicht abzusehen, wie es sich mit der Einteilung in fünf Aufzüge verhält. Der erste dient zur Exposition oder Vorbereitung, der zweite sängt die Verwicklung an, der dritte schürzt den Knoten, der vierte beginnt die Entwicklung, und der fünfte führt die Katastrophe herbei, wie man den Wendepunkt der Handlung nennt, wo durch einen Schicksalswechsel, sei es zum Guten oder Bösen, der Ausgang herbeigeführt wird.

Rein mechanisch hat man sowohl das Ganze eines dramatischen Gedichtes als das Verhältniß der Aufzüge zu demselben und der Auftritte zu den Aufzügen nach einer bloß arithmetischen Proportion berechnet. So hat d'Aubignac (la Patruque ou Théâtre 2. Bd. S. 7) die Länge eines dramatischen Gedichtes zu 1500 Versen angegeben, und jedem der fünf Aufzüge seine Portion von 300 Versen zugetheilt, wogegen Diderot schon mit vollem Rechte protestirt hat. „Weil vernünftiger,“ sagt er, „wäre es, wenn man verlangte, daß ihre Dauer alle Zeit dem Umfange der darin enthaltenen Handlung gemäß sei. Jeder Aufzug wird zu lang sein, der leer an

Handlung und überhäuft mit Reden ist; und jeder wird kurz genug sein, dem es weder an Reden noch Vorfällen fehlt, die den Zuschauer auf seine Dauer Acht zu geben verhindern. Sollte man nicht sagen, man höre ein Drama mit der Uhr in der Hand? Es kommt aufs Empfinden an, und du läsest die Seiten und Zeilen. Der erste Aufzug des Cymachus hat nicht mehr als zwei Auftritte und einen kleinen Monolog, und der letzte Aufzug hat deren zehn. Beide aber sind gleich kurz, weil dem Zuschauer weder in dem einen noch in dem andern die Zeit zu lang geworden ist.“

In allem diesen herrscht die Rücksicht auf Darstellung des dramatischen Gedichtes auf der Bühne, worauf freilich auch der leutsiche Ausdruck Aufzug an sich hinweist, denn er deutet auf das Aufziehen des Vorhangs vor der Bühne beim Anfang und nach jedem sogenannten Zwischenacte (Entr'acte), wie man die Zeit der Pause zwischen einem vergangenen bis zum folgenden Aufzuge nennt. Diefem Zwischenact füllte auf der griechischen Bühne der Chor aus; ihre Bühne hatte keinen solchen Vorhang; bei den Römern war er, wurde aber nicht aufgezogen, sondern niedergelassen, und sie nannten, was wir einen Aufzug nennen, actus, was dieselbe Bedeutung hat wie Drama, Handlung. Auch truische Dichter haben die Aufzüge wol als Handlungen bezeichnet, und in neuester Zeit hat man dafür wol auch die Ausdrücke Abtheilungen, Acten, Gemälde, gewählt. Dies würde sehr gleichgültig sein, wenn es nicht mit dem Verhältnisse des dramatischen Gedichtes zu dessen Darstellung auf der Bühne im Zusammenhang stünde, welches Verhältniß offenbar auf mechanische und nicht mechanische Regeln für die dramatische Poesie großen Einfluß gehabt hat; wie man denn die engere Begrenzung des dramatischen Gedichtes gegen das epische wol davon abgeleitet hat, daß es sonst bei der Vorstellung entweder verwirren oder ermüden würde. Es ist daher wol nicht überflüssig, nach jenem Verhältnisse des dramatischen Gedichtes zu dessen Darstellung auf der Bühne zu fragen.

A. B. Schlegel sagt, „in der Vorstellung einer Handlung durch Dialog liegt die Anforderung des Theaters als ihrer notwendigen Ergänzung.“ Man sollte meinen, daß der dramatische Dichter, der hier auf seine Persönlichkeit ganz verzichtet, und fremde Personen hervortreten und handeln läßt, auf die wirkliche Gegenwärtigkeit derselben habe rechnen müssen, und daß sich gegen jenen Satz gar nichts einwenden ließe. Indessen hat doch Jean Paul eine eigene Anzahn dagegen vorgebracht. Zu seinen Worten in der Vorrede der Ästhetik: „Die einzige Wasserprobe des dramatischen Dichters ist die Leseprobe,“ liefert sein Jubelfestianer\*) folgenden Commentar: „Der Schauspielbildner steht kaum in geistiger Selbsterverwandtschaft mit dem Schauspieler. Der Dichter erbaut sein Kunstwerk, sein Zauberschloß, ohne dazu den Spieler weder als Gerüste noch Baumaterial nöthig zu

\*) Nicht S. 411 fg., wie in der sorglos vrankatteten Ausgabe der sämtlichen Werke 2. Bd. der Vorrede S. 39 nach der frühesten Ausgabe citirt ist, sondern S. 57 fg.

haben; der Spieler verdoppelt nur das Kunstwerk und verdichtet das Lustschloß zu einem Schauspielhause. Die Rollen, die im Schauspiel zu machen sind, können nicht schwieriger sein als die im längern Heldengedicht und Roman, — und diese werden recht gut von Einer camaleontischen Actrice gemacht, von der Phantasie des Lesers. — Das mimische Kunstwerk und das dramatische formen sich nach ganz verschiedenen Gesetzen. — Die besten Schauspielwerke waren bisher immer die, deren dazu nöthige Theatercasse, Anziehkräfte, Theaterpersonale bios in einem — Kopfe war.“ Hieraus läßt sich folgern, daß die dramatische Poesie nicht auf bloße Bühnensclücke beschränkt ist, und daß man zwischen dematischen Gedicht und Drama, als dem eigentlich für theatralische Darstellung bestimmten dramatischen Gedicht, unterscheiden könne. Diesen Unterschied hat man auch schon gemacht, namentlich Buterwerf. „Die Verringerung der Poesie“, sagt er, „mit der Theorie der Schauspielkunst in einer Dramaturgie hat der Theorie der Schauspielkunst genützt, aber der Poesie sehr geschadet. Man ist verführt, bei dem Worte dramatisches Gedicht sogleich an ein Schauspiel zu denken, daß man ganz vergessen zu haben scheint, wie verschieden der poetische Effect von dem theatralischen ist, wenn gleich beide in einem vollkommenen Schauspiel zusammenfallen. Und doch ist bekannt, daß manche, mit wahrhaft dramatischem Dichtersinn erfundene und ausgeführte Scene auf dem Theater wenig bedeutet, während eine andere, poetisch unbedeutende, Scene durch theatralischen Effect unübertrefflich wird. Ein dramatisches Gedicht ist nicht nothwendig ein Schauspiel, und es kann einen hohen poetischen Werth haben, ohne jemals auf dem Theater Glück machen zu können. Wenn man dieses tieft, so erinnert man sich unwillkürlich der Vorschläge Diderot's für den Dramatiker, dem Rimen Raum für seine Kunst zu geben und das an Worten zu sparen, was die Mimik doch deutlicher ausdrückt als alle Worte; ein Vorschlag, der von einigen Dramatikern in solchem Maße befolgt wurde, daß ihre Stücke fast das Ansehen der Vorschritt zu einer Pantomime erhielten. Hier wird bei der Darstellung der Vortheile alle Zeit auf Seiten des mimischen Künstlers sein, und Jean Paul sagt der Bemerkung, daß der einfältige Dialog, der in Ifland's neuern Stücken dem Leser mißfällt, dem Zuhörer (und Zuschauer) angenehm sei, hinzu: „Ein für die Vorkellung bestimmtes Stück hat nur so wenige Worte nöthig, als die zusammengehaufte herzerlösende Action zu Exponenten bedarf.“ Nach allem diesem gewinnt es den Anschein, als habe man dramatisches Gedicht und Drama zu unterscheiden und die Dramen in poetische, theatralische und mimische einzutheilen. Hat nun dieses Grund oder nicht?

Das dramatische Gedicht an sich wäre hiernach zu nothwendig als Gedicht, in dramatischer Form, welches darauf verzichtet, auf der Bühne dargestellt zu werden, und dem also alles das abgeben kann, was man von einem bühnengerechteren Stück erfordert. Die Gebundenheit, welche die Bühne aus Nothwendigkeit erheischt, verschwindet hier also, der Dichter bewegt sich mit ungleich größerer Freiheit. Daß nun von Aufzuss und Auftritt nicht die Rede

sein könne, versteht sich von selbst. Allein sie verschwinden doch nur dem Namen nach, denn Act und Scene — welche letztere zunächst auf den Ort einer Handlung hin deuten — können nicht verschwinden. Wie sie aber bleiben müssen, so auch alles Wesentliche des Drama.

Reide, das dramatische Gedicht und das Drama, sollen poetische Kunstwerke sein, aber nicht bios poetische, sondern poetisch-dramatische, und jede poetische Echtheit ist es nur in ihrer Gestalt und Art. Als poetische Kunstwerke überhaupt sollen sie sein ideale Darstellung eines in sich geschlossenen Ganzen aus dem Gebiete der innern Welt des Menschen und dessen, was sich auf diese bezieht, mittels einer malerischen und musikalischen Sprache zur Bewirkung einer harmonischen Gemüthsstimmung. Insofern sie nun aber poetisch-dramatische Kunstwerke sind, ist Handlung in ihnen die Hauptsache. Die Handlung, welche hier in Betracht kommt, ist das durch die Charaktere der Personen bedingte Streben ihres Willens zur Erreichung eines Zweckes, mit Anwenbung der dazu erforderlichen Mittel und Kraftäußerung, von dem gefassten Vorfat an bis zur Erlangung an das erreichte oder verfehlt Ziel. Eine solche Handlung macht alle Zeit den Stoff oder die Fabel des dramatischen Gedichts und des Drama. (Was bei Darstellung derselben durch den Dichter zu beobachten ist, darüber sehe man den Artikel Handlung.) Eine solche Handlung soll sich nun entspielen durch Dialog; aber durch einen Dialog, welcher selbst Handlung ist. „Wenn“, sagt Schlegel, „die Personen zwar Gedanken und Gefinnungen gegen einander äußern, aber ohne eine Veränderung in dem Mitredenden zu bewirken, wenn beide am Ende sich in derselben Gemüthsverfassung finden, wie zu Anfang, so kann das Gespräch durch seinen Inhalt merkwürdig sein, aber es erregt kein dramatisches Interesse. Wenn beim Platon Sokrates den ausgeblasenen Hippias befragt, was das Schöne sei, dieser Anfangs mit einer oberflächlichen Antwort gleich bei der Hand ist, nachher aber durch die verschiedenen Einwendungen des Sokrates genöthigt wird, seine erste Erklärung aufzugeben und nach andern Begriffen umher zu tappen, endlich gar beschämt und unwillig über den überlegenen Weisen, welcher ihm seine Unwissenheit erwiesen hat, das Feld zu räumen, so ist dies Gespräch nicht bios philosophisch unterrichtend, sondern es unterhält als ein kleines Drama. Und mit Recht hat man diese lebendige Bewegung in dem Gebirgengange, diese Spannung auf den Ausgang, mit einem Worte das Dramatische an den Dialogen des Platon gerühmt.“ Solches Dramatische beschränkt sich indessen keineswegs auf den Dialog; Lessing's Abhandlungen, welches auch ihr Gegenstand sei, interessieren doch durch diesen regen, lebendigen, dramatischen Geist, der durchgehend in ihnen waltet, und Göthe bemerkt, daß die Romane in Dictionen völlig dramatisch seien, wie es denn auch sein Vortrifer in vorzüglichem Grade ist. Indessen dürfte diese Bemerkung doch nicht auf alle Romane in Briefform auszuwehnen, sondern auf diejenigen zu beschränken sein, in denen nicht sowol Begebenheiten mitgetheilt, als Handlungen von dem Innern der Seele aus in ihrem moti-

vierten Fortschritt entwickelt werden. Reifung machte über Handlung eine Bemerkung, die ganz hierher paßt. „Gibt es doch wol“, sagt er, „Kunstfichter, die einen so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf jereißt und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie befallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere ausstößt, eine Handlung sei.“ Diese Art von Handlung ist es, welche jede Darstellung dramatisch macht, in dem Dialog des dramatischen Gedichtes aber durchaus herrschen soll, weil durch ihn das, was man Handlung im engeren Sinne nennt, die mit einem Vorfall, einem Entschlusse beginnt und mittels geistlicher Kraftanwendung zur That führt, dargestellt, ein Sittliches durch die Sprache sinnlich gemacht werden soll. Dies wird nun hier auf die lebensvollste Weise geschehen können, weil die verschiedenen Personen, die in die Handlung verflochten werden, auch mit Verschiedenheit der Ansichten, Meinungen, Gefinnungen, Gefühle, Leidenschaften hinstreten, auf einander einwirken, in ihren Plänen sich durchkreuzen, gegenseitig zu veränderten Richtungen nöthigen, sodas lebendige Bewegung in dem Gedankengange immer neu erregt werden muß; denn dieser muß sich verändern, sowie der Zustände sich verändern und wechseln. Wenn auch schon eine handlungsvolle Bewegung des Gedankenganges in einer Abhandlung — die ihren Grund darin hat, daß der Schriftsteller dabei eigentlich einer doppelten Person spielt und die andere, mit welcher er es zu thun hat, vergegenwärtigt, — alle Zeit den Geist mehr anregt und auf den endlichen Erfolg begierig macht, um wie viel größer und ungeduldriger muß die Erwartung desselben bei der Darstellung einer, alle Zeit in das Gebiet des Sittlichen fallenden und ebendarum den Menschen am meisten interessirenden, Handlung im engeren Sinne sein. Unruhige Erwartung, Spannung auf den Ausgang wird immer in dem Grade mehr entstehen, als die Handlung, die Fabel des Ganzen und die handelnden Personen an sich interessant, die Motive betruend, die Situationen wichtig und problematisch sind, und also theils unsere Neugierde, theils unsere Theilnahme in höherm Grade erregen. Dies alles aber findet ebenso in dem Romane statt. Wenn es nun im dramatischen Gebiete in noch höherm, ja vorzüglichem Grade statfinden soll, so muß der Grund davon in der demselben eigenthümlichen Behandlung des Stoffes liegen.

Dieser besteht in einer Handlung, von welcher alles abgefordert ist, was nicht wesentlich, sei es befördernd oder hindern, zur Vollständigkeit desselben erforderlich ist. Hierdurch entsteht eine Beschränkung in der Zeit innerhalb zweier Momente, über welche der Dichter nicht hinaus kann, ein Anfangs- und Endpunkt. Aus

seiner in sich geschlossenen Welt kann er weder rückwärts, noch vorwärts hinaus. Da ist nun aber gleich der Anfangspunkt von bedeutender Wichtigkeit für das Ganze. Man bezeichnet ihn durch Exposition, die man gewöhnlich als eine Art von Prolog betrachtet, worin alles dargestellt wird, was sich vor dem Zeitpunkte der Handlung auf dieselbe Bezügliches zugetragen hat, und was zur vorläufigen Bekanntmachung mit den Charakteren der handelnden Personen und mit Zeit und Ort der Handlung dient. In der That wird eine Exposition, in welcher alles dieses nur erzählt wird, wenigstens wechselseitig von zwei sich unterredenden Personen, nur aus dem Gesichtspunkte eines Prologs betrachtet werden können; allein wahrhaft dramatisch ist sie nicht, wenn sie nicht selbst Fortschritt zur Handlung ist und keine Folge hat. Schon mehr nähert sie sich dem dramatischen Charakter, wenn sie Ahnungen und Vermuthungen erregt, welche die Aufmerksamkeit auf die Folgen des bereits Geschehenen spannen. Die echt und wahrhaft dramatische Exposition aber ist die, welche schon selbst Handlung und Fortschritt zur Handlung, Ursache zu Folgen ist und den Keim der Entwicklung schon in sich trägt. Es muß daher zur Exposition ein so fruchtbarer Moment gewählt werden, der, indem er die Gegenwart als Ergebnis eines Vergangenen offenbart, zugleich das Zukünftige aus dem Gegenwärtigen entspringen läßt. In diesem Sinne ist die Exposition des Wallenstein gearbeitet, von welcher Schiller selbst sagt: „Es gelang mir, die Handlung gleich von Anfang an in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in steter und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt.“ Daß diese beschleunigte Bewegung nicht weniger als ein überflüssiges sein solle, die über dem hastigen Gehen nach dem Stoffe die Form vernachlässigt, ließe sich am Wallenstein vielleicht grade darum am besten zeigen, weil in ihm die Beschleunigung so wenig von Hastigkeit an sich hat, daß sich bei der fortschreitenden Handlung zuweilen mehr epischer als dramatischer Geist zeigt, was dem Dichter selbst nicht unbemerkt blieb. Bei der geschilderten Beschleunigung sind ruhiger Aufenthalt und Stillstand wohl zu unterscheiden von Zögerung, die nur darum den Gang anhält, um ein gewisses Ziel dann desto sicherer zu erreichen. Soll diese Zögerung kein Stillstand, kein bloß ruhiger Aufenthalt sein, so darf nicht der Dichter als solcher sie verursachen, sondern sie muß durch unermüdliche Umstände herbeigeführt sein und in der Verknüpfung der Begebenheiten selbst ihren Grund haben, wodurch dann die Handlung nicht unterbrochen, in die Erwartung des Fortganges derselben aber größere Unruhe gebracht wird, weil sie nicht ohne Folgen sein kann. Was die Stetigkeit der fortschreitenden Handlung betrifft, so ist diese durch das Gesetz der Ursachlichkeit bedingt und ruht auf physikalischer Basis. Treue Beobachtung des Physikalischen ist hierzu ganz unentbehrlich; da das Physikalische aber einem ästhetischen Zwecke dient, so muß auch die ganze Anordnung auf Erreichung dieses Zweckes hingearbeitet werden. Das ganze Wechselspiel des innern Lebens soll in Bewegung gesetzt werden, nicht um nur überhaupt das Gefühl nicht der

Einbildungskraft zu erregen, sondern um es so zu erregen, daß alle Eindrücke sich haemisch zu einem Total-  
eindruck vereinigen. Hierzu ist die Folge und die Be-  
setzung der Scenen von der größten Wichtigkeit. Ohne den  
Fortschritt der Handlung nach ihrem Ende anders als  
durch jenes Hindaltn, welches durch erhöhte Erwartung  
in Unruhe setzt, zu kennen, wie in der einen Scene  
mehr der Verstand, in einer andern die Leidenschaft, in  
einer dritten die Empfindung vorherrschen u., aller Wechsel  
von Vorstellungen und Empfindungen aber muß auf  
die Art erfolgen, daß jede vorübergehende Scene die fol-  
gende vorbereitet, alle sich wechselseitig unterstützen, eine  
die andere erdhrt oder mildert. In Verbindung mit den  
Abstufungen der contrastirenden Charaktere bewirkt da-  
durch der dramatische Dichter ebenfalls, was der Maler  
in seinem Gemälde durch die Verteilung von Licht und  
Schatten, Hell- und Dunkel und Verteilung der Localfarben in  
den verschiedenen Partien bewirkt, Harmonie des Ganzen  
bei allem Wechsel des Einzelnen, Zusammenstimmung des  
Rationalitätigen zu einer Einheit für das Gefühl. Diese  
Vereinigung erfolgt in der Katastrophe, über welche  
hinaus die dramatische Dichtung nicht geführt werden  
darf; denn alles nach ihr noch Folgende kann den Total-  
eindruck nur schwächen, wenn es ihn nicht gar ver-  
nicht. Sie ist die Schlusscadence der großen Sympho-  
nie, welche der Dichter auf dem Instrumente der menschen-  
lichen Seele spielt. Er befreit er sich aus dieses Instru-  
ment und dessen Behandlung versteht, desto gewisser  
kann er sein, den Zweck der dramatischen Dichtung nicht  
zu verfehlen, daß man in Andern sich selbst erkenne und  
fühle, und durch die sinnlichste Vergegenwärtigung der  
handelnden Personen und den unaufhaltsamen Gang der  
Handlung mit ihnen in einander wirkenden Situationen  
zur selbstbesten Theilnahme hingerissen werde, mag nun  
unsere Neugier oder unser Gefühl dabei besonders in  
Anspruch genommen sein.

Das dramatische Werkende schließt hiernach jede  
epische Ausbreitung und Fülle, alles das, was den Gros-  
zur Veranschaulichung, die ja hier gegeben ist, bedarf, Er-  
zählung überhaupt, wozu nicht diese selbst zu dramati-  
scher Darstellung erhoben wird; es schließt alles zu Re-  
flexionen, alles bloß Schildernde, die Darstellung von Zu-  
ständen, die nichts verändern und also ästhetischer Natur  
sind, ja selbst lyrische Ergüsse von sich aus, wenn diese  
aus der Reflexion des Dichters und nicht unmittelbar  
aus der Situation, in völliger Angemessenheit zu des  
Person, hervorgehen. — Alles hier ausgeschlossene kann  
an sich vorzüglich sein, aber wird doch keine Wirkung  
ganz versehen, weil man ganz etwas anderes erwartet;  
man fühlt sich unwillig aufgehalten, geküßt, und wird  
ungebührlich selbst über das, wobei man anderwärts wol-  
gern verweilt hätte, worin man aber jetzt nur eine lästige  
Stimmung sieht.

Es fragt sich nun, ob und in wie weit dies anders  
sein wird, bei einer Darstellung auf der Bühne und bei  
dem Lesen. Schwerlich wird es zu leugnen sein, daß  
dieses einen Unterschied machen könne, nur dürfte der  
Grund davon nicht da zu machen sein, wo man ihn ge-

sucht hat. Wie denn, wenn man beim Lesen — wozu  
man sich beliebig Zeit nehmen kann — ein dramatisches  
Gedicht, welches wegen Nichtbeachtung des dramatischen  
Wirkenden auf dem Theater, selbst bei einem gebildeten Pu-  
blicum, nie Blind machte, als ein Gedicht von hohem poeti-  
schen Werth erkannt, aber dabei nicht die Art der Poesie,  
sondern nur überhaupt die Gattung im Auge gefaßt  
hätte. Dann würde doch noch keineswegs die Kefprobe  
die wahre Wasserprobe derselben sein, ja das ruhige  
Verweilen bei außerordentlichen Schönheiten sogar zum  
Beweise dienen, daß das dramatische Gedicht als drama-  
tisches nicht gelungen sei. Mit wesentlichen Schönheiten  
freilich kann es sich ganz anders verhalten; diese werden  
oft von dem Leser, vorausgesetzt, daß er dessen fähig ist,  
erst ganz erkannt, dann aber auch bei der Darstellung auf  
der Bühne ihre Wirkung nicht verlieren.

Gothe sprach an Schiller: „Ich gebe Ihnen voll-  
kommen Recht, daß ich mich bei meinen Studien auf das  
dramatische Werkende mehr concentriren sollte. Dieses ist  
überhaupt schon, ohne alle Rücksicht auf Theater und  
Publicum, eine poetische Forderung, aber auch nur in-  
sofern es eine solche ist, kann ich mich darum bemühen.  
Soll mir jemals ein gutes Theaterstück gelingen, so kann  
es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung  
ad extra, wie sie zuweilen auch einem gemeinen Talente  
und einer bloßen Geschicklichkeit gelingt, kann ich mir nie  
zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, er-  
reichen. Es ist also hier aus von der höchsten Aufgabe  
selbst die Rede, und nur die erfüllte Kunst wird meine  
individuelle Tendenz ad intra überwinden können, wenn  
sie zu überwinden ist.“ Was Gothe hier Wirkung ad  
intra nennt, das ist diejenige, die aus der Entfal-  
tung des menschlichen Innern durch Darstellung einer  
Handlung, zur Bewirkung eines ästhetischen Zweckes, ent-  
springt. Gothe erkennt nur hierin das dramatische Wir-  
kende als poetische Forderung (des Dramatischen), die  
auch ohne alle Rücksicht auf Theater und Publicum zu  
erfüllen sei. Gewiß mit Recht steht er hierin die Haupt-  
sache, das Wesentliche, den Grund des Organismus in  
aller dramatischen Poesie, und will wenigstens von der  
feinigen alle Wirkung ad extra ausgeschlossen wissen.  
Dieses bezieht sich auf Schiller's Ausrufung über Gothe's  
Zweifel an sich selbst, ob er eine wahre Tragödie schreiben  
könne. „Ich glaube“, schreibt Schiller, „daß bloß  
die strenge gerade Linie, nach welcher der tragische Poet  
fortschreiten muß, Ihrer Natur nicht zuzugie, die sich  
überall mit einer freien Gemüthlichkeit äußern will. Als-  
dann glaube ich auch, eine gewisse Berechnung aus dem  
Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht dispensi-  
ren kann, der Hindernis auf einen Zweck, den äußern  
Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz verlassen  
wird, genirt Sie, und vielleicht sind Sie grade nur des-  
wegen weniger zum Tragödienmacher geeignet, weil Sie  
so ganz zum Dichter in seiner gereinigten Bedeutung er-  
schaffen sind.“

Wir können hierbei füglich die Tragödie ganz aus dem  
Augen lassen, und statt deren, wie Gothe selbst gethan  
hat, das allgemeine Dramatische sehen. Hierbei verlangt

Schiller Hinblick auf den äußern Eindruck (Wirkung ad extra), Göthe weiß ihn von sich ab; jener verlangt eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, dieser schließt die Rücksicht auf Theater und Publicum aus; das wahrhaft Poetische im Dramatischen steht beidem über allem, Göthe aber will allein durch dieses wirken, und Schiller nicht allein, jener weiß er eben keine Rücksicht auf Theater und Publicum nimmt, dieser weiß er Rücksicht darauf nimmt. Darum zweifelt Göthe auch gar nicht an sich als dramatischem Dichter, sondern nur daran, ob ihm ein gutes Theaterstück gelingen werde, wofür er selbst seine dramatischen Meisterwerke nicht bloß faßt, sondern auch Göth, Iphigenie und Tasso sowenig hielt, daß er sie lange Zeit nicht auf die Bühne brachte, und endlich, als er sich doch dazu entschloß, es nicht that, ohne Schiller zu Rathe zu gehen, oder ihm die Zubereitung für die Bühne geradezu zu übertragen.

Finden wir nicht hier offenbar den Unterschied vieler der zwischen dramatischem Gedicht und Drama, als einem zur Darstellung auf der Bühne geeigneten dramatischen Gedicht? Allerdings. Sehen wir nun aber, was man gethan hat, um jene dramatischen Gedichte Göthe's bühnengerecht zu machen. Bei Iphigenie und Tasso bedurfte es nur einiger Abänderungen ohne irgend eine wesentliche Veränderung im Ganzen; vom Göth sagt Göthe selbst: „Das Stück blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der stiegende historische Gang hinderte durchaus ein rationelles Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird.“ (Werke XXI, 183.) Indessen wurden die Maximen der frühern Redactionen auch hier angewendet. „Man verminderte die Scenenveränderungen, gewann mehr Raum zur Entwicklung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer echten Theatergestalt.“ (XLV, 36.) Werthwürdiger Weise liegt dieses Stück in drei verschiedenen Gestalten vor uns. Ursprünglich hieß es: Geschichte Gottfriedens mit der eisernen Hand, dramatisirt (Göthe's nachgelassene Werke 2. B.); dann erschien es unter dem Titel: Göth von Verlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel (Göthe's Werke 8. Bd.), zuletzt als: Göth von Verlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in fünf Aufzügen, für die Bühne bearbeitet. (Nachgel. Werke 2. Bd.) In der ersten Bearbeitung, obgleich in fünf Aufzügen abgetheilt, ist das Stück doch nur das, wofür es sich selbst gibt, Geschichte und dramatisirt; in der zweiten, die vor jener schon bedeutende Vorzüge hat, kündigte es sich zwar als Schauspiel an, behält aber im Wesentlichen durchaus historischen Charakter, und ein von Göthe selbst mit Athinabene angeführter Kunstschrift (Nachgel. Werke 6. Bd. S. 108) theilte darüber sehr treffend, „Göth von Verlichingen“ sagt er, „ist ein Gemälde, oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des 16. Jahrh.; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte, es aufzuführen und in Verse zu bringen, entschied sich, solches in dem Zustande, worin wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und

Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Reliefstücke dem Künstler zurichten, um seinen ganzen Gedanken auszubringen. Denn wer genau hinsieht, findet, daß im Göth kein Wort sei, das nicht treffte; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei, die große Gestalt des hinstrebenden Mittelalters zu zeigen. Man kann sagen: das Mittelalter sei eigentlich der Held dieses wunderlichen Drama's; man sieht es leben und handeln und dafür interessiert man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Göth mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtigkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm.“ Diese Aene der Auffassung, Sicherheit der Darstellung und dramatische Lebendigkeit waren es, welche für Göth bei seinem ersten Erscheinen Bewunderung erregten; nur aus dem Gesichtspunkte des Schauspiels gefaßt, konnte man sich mit demselben nicht vertragen. Man hielt das Stück für Shakspeare'sche Art und Weise, was zu einer Zeit, wo man Shakspeare nur noch wenig kannte, nicht eben zum Lobe gereichen sollte. Gleichwohl urtheilte Göthe selbst im J. 1802 nur wenig anders darüber. Da sagte er von Shakspeare: „Durch seine Behandlungsart das innere Leben hervorzuheben, gewinnt er den Leser; die theatralesten Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich bequem und man läßt sich, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen, die er ausläßt; ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskraft auf eine so wichtige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den Begeten, die die Welt bedeuten, sind wir bekannter als mit der Welt selbst.“ „Aber,“ so fährt er nachher fort: „Shakspeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeare's großes Verdienst anerkennen, nur leugnen wir dabei und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen.“ Wegen des Untheatralischen nun aber in diesen Stücken äußert er sich so: „Bill man ein Shakspeare'sches Stück setzen, so muß man wieder zu Schiller's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Zola zureichenden dürfe, hört man immer wiederhören. Behalten die Verehrer dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reiner Freude empfinden.“ Mehr Jahre später lobt er unsern Tied's Eifer für Einheit, Untheatralität, Unanstoßbarkeit Shakspeare's, und daß er diesen ohne Redaction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will, sagt aber

bingu: „Wenn ich vor zehn Jahren entgegengefehter Meinung war und mehr als Einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakspeare'schen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umhergeschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgelegt, ganz Recht, denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterließ und in Verwunderung setzte, aber sich, wegen der gleichsam nur Einmal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoire nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm sein, daß dergleichen hier und da abermals versucht wird; denn auch das Risikiren bringt im Ganzen keinen Schaden.“ Im Wesentlichen hat er also auch hier, wie man sieht, seine Meinung nicht geändert.

In wiefern leidet nun aber alles dieses Anwendung auf seinen Göt? Es ist darin fast alles von Shakspeare'scher Art und Weise, sowie Götze es hier geschildert hat, und er zeigt sich ebenfalls als einen trefflichen Epitomator; sollte aber nicht dennoch ein anderer Unterschied zwischen den Shakspeare'schen Stücken und diesem Göt? stattfinden? Mir scheint dieser deutlich aus der Bearbeitung jener und dieses für die Bühne hervorzuweisen. Götze findet bei der Bearbeitung jener nur Auswahl des Wirkenden und Ablehnung des Störenden und Umhergeschweifenden erforderlich; hat er aber daank bei seiner Bearbeitung des Göt? angereicht? Allerdings hat er in die lose Verknüpfung mehr Gebundenheit gebracht, den ausübungsigen, flörenden Scenenwechsel vermieden, das zu Zerstreute in größere Massen gesammelt, ja die Wirkungen ad extra kleinerwegs verschmälert; allein das volle und rege, dramatische Leben mußte auch poetischen Organismus erhalten, welchen der Dichter ihm durch sorgfältigeres Vorbereiten aller Ereignisse, richtigeres und schöneres Motiviren der Situationen, harmonisch gegliederte Zusammenfassung derselben, und Unterordnung des historischen Elements unter das ästhetische ertheilt. Alles dies wird man in Shakspeare's historischen Dramen, mögen sie zum Tragischen oder Komischen hinnergeen, oder beides in ihnen gemischt sein, schwerlich vermessen, am wenigsten aber, wenn man seine zehn historischen Dramen als Einheit betrachtet, wie Schlegel angab und Schüler es that. Götze aber hatte gewiß ebenso richtig gefühlt, daß sein Göt? in der ursprünglichen Gestalt, wie poetisch er auch das Geschichtliche angestrichelt und mit dramatischem Leben befeuert hatte, doch kein echtes dramatisches Kunstwerk war und bezeichnete daher sein Werk auch nur als dramatisirte Geschichte. Als er es mit dem Namen eines Schauspiel's besetzte, hatte er weniger Recht, denn es war weder eingerichtet zur Schau gestellt zu werden, noch als Spiel gehalten. Das dagegen Shakspeare in seinen historischen Stücken die Geschichte, ohne doch die Wahrheit derselben zu zerstören, zum poetischen Spiel erhob, gibt schon die äußere Gestalt derselben zu erkennen; die metrische Gebundenheit schon zeigt, daß er seine Stoffe den Anforderungen der Wirklichkeit entzöge und eine andere Aufassung beabsichtigte, als aus der Befriedigung jener Anforderungen entspringen kann. Wie weit

er sein poetisches Spiel trieb und wie wenig er doch der Meinung war, daß dasselbe ungeeignet zu einem Schauspiel sei, beweist aufs Unverkennbarste sein Heinrich V., worin er einen Chorus — wie damals der Prologus hieß — in den Zwischenacten auftreten und berichten läßt, was der sinnlichen Anschauung nicht darzustellen war und von der Phantasie ergänzt werden mußte. Besonders merkwürdig aber ist es, wie der Chorus gleich bei seinem ersten Auftreten das Wagniß zu vergehen bittet:

Zuf dies unwürdige Werk zu bringen  
Solch großen Gorn. Diese Dahnengrube  
Halt sie die Oben Frankreich? Kopf man wol  
In dieses O von Holz die Heime zur,  
Woher die Zingent die Lust erbeut?  
O so leicht, weil ja im engen Raum  
Ein trummer Zug für Willen geugt  
Und last uns, Köllen dieser großen Summe,  
Zuf rere einblühenden Kölle wirken.  
Denk auch im Würtel dieser Muren nun  
Zwei mächt'ge Monarchien eingeschlossen,  
Die, mit den hochgehenden Stürmen drönd,  
Der furchtbare engs Ocean nur trennt.  
Ergänzt mit den Gedanken unser Wängel,  
Reicht in tausend Theile einen Mann,  
Und schafft einbildliche Herrschaft.  
Denk, wenn wir Pferde nennen, daß ihr sie  
Den stolzen Hof seit in die Erde prägen!  
Denn nur Sinn und unter Scherz schwächen.  
Bringt ihn und her für, überlegt die Zeiten,  
Berührt das Ereignis mancher Jahre  
Zum Stundenglase. Daß ich dies verrichte  
Reimt mich als Chorus an für die Geschichte.

Solche Beihilfe glaubte Shakspeare von der Phantasie des Zuschauers fahen zu dürfen, und sollte man wol den Dienst, den sie in diesen Fällen dem einsamen Leser leistet, nicht auch von ihr im Angesichte der Bühne erwarten dürfen, sobald man nur überhaupt mit der Überzeugung vor sie tritt, daß diese Vorer die Welt bedeuten? Schlegel hat hierüber sehr richtig bemerkt: „Dieser Aufzug an die ergänzende Phantasie legt freilich nicht nur wohlwollende, sondern auch verständige Zuschauer in einer poetischen Stimmung voraus. Die wahre Täuschung besteht eben darin, wenn man durch die Eindrücke der Dicht- und Schauspielkunst so hingerrissen wird, daß man die Nebensachen überseht und die ganze übrige Gegenwart vergißt. Das spöttische Aufsauern hingegen, ob nicht irgend ein Umstand der scheinbaren Wirklichkeit widerspricht, die, streng genommen, doch niemals vollkommen zu erreichen steht, beweist die Dinnmacht der Einbildungskraft und die Unfähigkeit getäuscht zu werden. Dieser profaische Unglaube kann so weit geben, daß es den theatralischen Kunstlern, die unter jeder Verfassung der Scene gewisse Vergünstigungen bedürfen, ganz unmöglich fällt, durch ihre Hervorbringungen die Zuschauer zu ergötzen und so sind diese am Ende die Feinde ihres eigenen Genusses.“ Der achte Gmuh, wie beim Lesen so beim Anschauen, ist demnach von derselben Verdingung abhängig.

Wahin mag es nun aber wol seinen Grund haben, daß man bei Betrachtung der Werke griechischer Dramatiker gar nicht auf den Gedanken kommen kann, zwischen



dramatischem Gedicht und Drama zu unterscheiden, und daß nur die moderne Dramatik auf diesen Gedanken geführt hat? Ohne Zweifel hat das, was wir historisches Schauspiel nennen, die Veranlassung dazu gegeben, jedoch nicht der historische Stoff, sondern die Behandlung desselben. Die griechischen Dramatiker hatten auch historische Stoffe und von nicht geringem historischen Umfange, vertheilten aber diese Stoffe in mehrer Stücke, Trilogien. Diese Stücke setzen unter einander im innigsten Zusammenhange, aber jedes derselben bildet ein organisches in sich abgeschlossenes Ganzes, zur Darstellung auf der Bühne an sich völlig geeignet. Die Griechen hatten dabei den Vortheil einer nach Zeit und Raum und in allen ihren Verwicklungen enger begrenzten Geschichte; ein Vortheil, welcher der spätern Geschichte abgeht. Wie diese sich ungleich weiter ausbreitet und in weithistorischen Momenten auf das Mannichfaltigste vertheilt, so mußte auch der Dichter, der es unternahm sie darzustellen, einen größern Spielraum für sich in Anspruch nehmen, bei dem größern Reichthume seines Stoffes und der größern Mannichfaltigkeit der Verwicklungen sich in einem Stücke wol ebenso weit ausbreiten, als der griechische Dichter in einer Trilogie. Nicht nur Wechsel der Zeiten und Orte mußte eintreten, sondern selbst die Einheit der Handlung konnte das Interesse weniger auf einen Punkt concentriren, und eine Reihe von Handlungen, alle in einander wirkend, mußten nun eine höhere Einheit bewirken. Man hat die dramatische Behandlungsart dieser historischen Stoffe als die romantische bezeichnet. Es kommt hier nicht darauf an, das Vieldeutige und Unbestimmte des Ausdruckes Romantisch genau zu bestimmen; genug, daß wir wissen, man habe dabei, nächst dem bereits Angeführten, in der besondern Beziehung auf dramatische Behandlung historischer Stoffe, an eine mindere strenge Begrenzung der Form des Ganzen, ein freieres Verhältnis der Theile, reichere Verwicklung, auflassendere Entfaltung, schärfere Contraste, namentlich auch von Ernst und Scherz, eine Mischung von phantastischen und mystischen, dramatischen und lyrischen Elementen, die sich mit mystischen Motiven wohl vertrugen, gedacht. Um das Romantische romantisch darzustellen, verfiel man selbst auf den Gedanken, mit einercheinbaren Planlosigkeit darzustellen, gleichsam um in regelmäßiger Composition die Abenteuerlichkeit der Denkart der romantischen Zeit auszubilden; Andere sind, verlockt von den mystischen und phantastischen Elementen, die in dem romantischen Stoffe liegen, auf andere Irrwege gerathen. „Wahrhaft ausgezeichnete Talente,“ sagt Schlegel, „haben sich in das romantische Schauspiel geworfen, aber es meistens in einer Breite genommen, die nur dem Roman erlaubt ist, unbekümmert um die Aufmerksamkeitsung, welche die dramatische Form durchaus erheischt. Der sie haben auch von den spanischen Schauspielen nur die mystisch-phantastische und maleisch-gaulische Seite ergriffen, ohne die feste Haltung, die dramatische Kraft und die theatralische Wirkung.“ Dies ist also verfehlte Romantik, deren Grundfehler darin liegt, die Muster griechischer Dramatik gerade in dem, was die

Hauptsache ist, nicht beachtet zu haben, nämlich in der Unterordnung des Historischen unter das Aesthetische überhaupt und in einem solchen echt dramatischen Fortschreiten der Handlung, daß, bei allem Wechsel der Scenen, der beabsichtigte ästhetische Totalindruck sicher bewirkt wird. Ob der Weg zum Ziele kürzer oder länger ist, darauf kann, wenn die Hauptsache nicht aus den Augen gelassen ist, nichts ankommen.

Der feste unverwandelte Hindis der griechischen Dramatiker auf diese Hauptsache macht, daß jedes ihrer dramatischen Gedichte auch ein Drama, und zugleich theatralisch ist, das Vernachlässigen derselben bei Neuern kann zwischen dramatischem Gedicht und Drama eine Unterscheidung veranlassen, gewiß aber ist es, daß jedes dramatische Gedicht in dem Grade vollkommener ist, als es zum Drama selbst wird, oder doch zu diesem sich hinneigt; und dieses kann es nur durch Befriedigung der für alle poetisch-dramatische Darstellung angegebenen unabweislichen Anforderungen. Ob nun die Kunst des Schauspielers der Darstellung des Dichters zu Hülfe komme oder nicht, ob das dramatische Gedicht als Schauspiel dargestellt werde oder nicht, darauf kommt am Ende nichts an; alles aber kommt darauf an, daß es durchgängig mimisch gedacht sei, denn sonst wird es rhetorisch oder declamatorisch werden, oder in fremde Grenzen der Poesie ausweichen, und die eigentliche Wirkung des Dramatischen, selbst für den einsamen Leser, verloren gehen. Das mimisch gedachte dramatische Gedicht wird aber auch alle Zeit theatralisch sein, wenn man nur unter dem Theatralischen nicht etwa an bloße, auf sogenannte Knalls effecte berechnete, Theatroups, oder gar an Schauspiel im engeren Sinne, Märsche, Adäze, Ordnungszüge, Wolfsschindeln und dergleichen denken will, sondern eben nur an das denkt, was ursprünglich damit bezeichnet wird, an Darstellung des Dramatischen für Auge und Ohr.

Die Rücksicht auf die Bühne wird für das Drama allerdings manche Beschränkung erfordern, deren das dramatische Gedicht entbehren sein kann, allein es wird bei den meisten dieser Beschränkungen sich nachweisen lassen, daß sie auch dem dramatischen Gedichte zum Vortheile gereichen, während umgekehrt das Drama sich in alle die Vortheile setzen kann, welche das dramatische Gedicht voraus zu haben scheint. Jean Paul's Hauptgründe für seine Meinung laufen am Ende alle darauf hinaus, daß die Phantasie vieles leichter erzeuge als die Wirklichkeit, z. B. Einheit des Ortes und der Zeit, und daß sie vieles vertrage, womit sich das Auge des Zuschauers nicht versöhnt, „Ugolino's Hungerthurm, Kent's ausgehöhlte rothe Augenböhle, vollgeblutete Lächer, abgethauene Hände“ u. s. also überhaupt das Gräßliche. Hieraus läßt sich nun aber emigener, daß nach Zeit und Ort zu häufig und schnell auf einander wechselnde Scenen auch für die Phantasie störend und verwirrend sind und daher besser vermieden werden, und daß man für das Gräßliche bei Darstellung auf der Bühne die Sinne ganz aus dem Spiele lassen kann und ebenfalls, wie für den Leser, nur die Phantasie in Anspruch zu nehmen braucht; auch ist es ja eine alte Regel schon bei Horaz, daß man dies



hül. Nichts hindert dabei, daß nicht der poetische Effect mit dem theatralischen zusammenfallen könnte, wie denn diese, auch nach Bouterwek, in einem vollkommenen Drama zusammenfallen. Was er von dramatischen Gedichten sagt, die einen hohen poetischen Werth haben, ohne jemals aus dem Theater Glück machen zu können, das, — wenn es sich nicht auf andere als dramatische Schönheit bezieht, — kann nur seinen Grund darin haben, daß das dramatische Werkende nicht concentrirt ist.

Au den Mitteln, diese Concentration zu bewirken, gehört auch eine wahrhaft ästhetische Anordnung der Aufzüge eines Drama. Jeder ist Theil eines Ganzen, aber auch ein Ganzes für sich; das Erste erfordert, daß jeder nach dem Organismus des Ganzen gegliedert sei, das Zweite, daß er seine eigene Exposition, Herleitung und Auflösung habe, aber eine solche, die eine Erwartung zwar befriedigt, zugleich aber auch eine neue, auf den Endpunkt hindeutende, erregt. Dazu wird eine besondere Aufmerksamkeit auf die jedesmalige Schlusscene erforderlich. Eine schleppende, langweilige, ermüdende, eine leere und kalte Schlusscene ist allzeit von nachtheiliger Wirkung; rechter Art ist die Schlusscene nur dann, wenn sie etwas anfindigt, vorbereitet, etwas erwarten, suchen oder hoffen läßt, und dadurch zugleich den Zwischenact zu dem macht, was er in ästhetischer Hinsicht sein soll, — freilich in der Wirklichkeit gewöhnlich nicht ist. — zum Erfolge des griechischen Chorgesanges, welchen Schlegel ganz treffend als harmonisches Echo des vom Dichter bezugten Eindrücke charakterisirt hat. Wird der Zuschauer dahin gebracht, diesen Erfolg durch die eigene Phantasie sich selbst zu geben, so wird unfehlbar durch den Zwischenact auch noch ein Nebenzweck erreicht, den man sonst wol als Hauptzweck betrachtet hat, daß nämlich dieselbe Phantasie auch die unmerklichen Übergänge der Handlung, die in die Zwischenacte fallen, ergötzt. „Weil“, sagt Diderot, „die Handlung nie still stehen darf, so muß die Bewegung, wenn sie aus der Bühne aufsteht, hinter derselben fortbauern. Da muß keine Ruhe, kein Anhalten sein. Wenn die Personen wieder zum Vorschein kämen und die Handlung wäre, die Zeit ihrer Abwesenheit über, nicht fortgesetzt, so müßten sie alle geschlossen haben, oder von andern Geschäften sein abgelenkt worden; zwei Voraussetzungen, die, wo nicht der Wahrheit, doch dem Interesse entgegen sind. Der Dichter hat das Seinige gethan, wenn er mich in der Erwartung eines wichtigen Vorfalles läßt, und die Handlung, welche seinen Zwischenact ausfüllen soll, meine Neugierde reißt und den vorläufigen Eindruck stärkt. Denn es sollen nicht verschiedene Bewegungen in der Seele erregt werden, sondern die, welche einmal darin herrschen, sollen erhalten werden und ohne Unterlaß darin wirken. Es ist ein Pfeil, den man von der Spitze bis an das andre Ende eindrücken soll. — In den Zwischenacten ereignen sich beständig und während des Verlaufes des Stückes selbst ereignen sich selten Vorfälle, welche der Dichter den Augen des Zuschauers entzieht, und die voraussetzen, daß sich seine Personen in dem Innern des Hauses darüber besprechen. Ich verlange eben nicht,

daß er sich mit diesen Scenen so beschäftigen und sie so ausführen bringen soll, als ob ich sie hören sollte. Wenn er sich aber gleichwol einen Entwurf davon machte, so würde er desto voller von seinem Stoff und seinen Charakteren werden.“

Der Verfasser eines nicht für Darstellung auf der Bühne bestimmten dramatischen Gedichts kann diese in die Zwischenacte fallenden Scenen alle mit darstellen, ja es wird ihm, wenigstens zum Theil, sogar nothwendig sein; je häufiger aber er sich dazu genötigt sehen wird, desto mehr wird sein Gedicht, was es an Umfang gewinnt, an dramatischer Wirkung verlieren. Dies wohl fühlend, haben daher auch die meisten Verfasser solcher Gedichte aus der theatralischen Form Vortheil zu ziehen gesucht. So ergibt sich uns aber auch hierdurch, daß das dramatische Gedicht, als dramatisches, grade um so mehr gewinnt, je mehr es zum Drama wird, sowie das Drama gewinnt, je mehr es poetisch ist.

Alles bisher Erörterte bezieht sich bloß auf die Form, und zwar in besonderer Beziehung auf das recitierende Drama im Gegensatz des lyrischen, des gesungenen und von Instrumentalmusik begleiteten, denn wenigleich beide im Wesentlichen dieselben Gesetze zu beobachten haben, so kann es doch nicht fehlen, daß nicht schon die Verschiedenheit der Darstellungsmittel, deren sich jenes und dieses bedient, Unterschiede in der Form derselben bedingen sollte, die auch dann stattfinden werden, wenn in dem lyrischen Drama die Verse nicht so untergeordnet ist; daß auf die Musik alles und auf den Text nichts ankommt. S. d. Art. Oper.

Somit unter der Kategorie des recitierenden als des lyrischen Drama finden wir nun aber eine Menge von Dramen mit besondern Benennungen. Als zwei Hauptarten treten überall Tragedie und Komödie hervor, aber in den mannichfaltigsten Verzweigungen, und daneben doch auch noch andere, von denen damit die Frage ist, wie sie sich zu jenen beiden Hauptarten verhalten. So finden wir bei den Griechen das Satyrspiel, Komödiotragödie, Philotragödie, Philardie, Mimos; bei den Römern, außer verschiedenen Besonderheiten der Tragedie und Komödie, Atellanen, Saturn, Pöbia, den Mimos; bei den Neuern, seitdem im Mittelalter aus den religiösen Mythen und Mirakeln das weltliche Drama sich entwickelt hatte, Moralitäten, Sotties, Paraben, Masken, Fiktion, Pastorale, Tragikomödie, Autos Sacras mentales, Farce, Pöffe, Ber., Zwischen- und Nachspiele, und neben allen diesen noch eine besondere Art, die man als Drama oder Schauspiel schlechthin bezeichnet hat. Was das lyrische Drama betrifft, so finden wir, außer der Opera seria und Opera buffa, Operette, Liederspiel, Baubensille, Intermezzo, Melodrama; der nur dramatischen Cantaten und Oratorien nicht zu gedenken. Worin liegt nun der Unterschied zwischen diesen Arten, sowohl im recitierenden als lyrischen Drama? — Auch in der Form, die nicht in den Vor-, Zwischen- und Nachspielen dramatisch sein muß, sondern in dem, einem bestimmten ästhetischen Charakter gemäß behandelten Stoffe, weshalb man auch die Dramen in die Hauptarten

der tragischen und komischen eingetheilt hat, sowie das Leben in Ernst und Scherz, Trauer und Lust, Reinen und Lachen und das Zütleben in Nacht und Tag sich theile. Wäre nun aber die ästhetische Charakteristik der Dramen hiermit wirklich erschöpft? Dann wäre es doch ein sehr sonderbarer Zufall, daß sich überall noch eine besondere Art eingeschoben hat, die man unter jene beiden Hauptarten nicht zu stellen weiß, jene Art nämlich, die man als Drama oder Schauspiel schlechthin bezeichnet hat, um sie sowohl von der Tragödie als Komödie zu unterscheiden. Von allen übrigen dramatischen Arten und deren verschiedener Gestaltung bei den Alten und Neuern wird an seinem Orte gehandelt, über diese aber kann eine Erklärung hier nicht umgangen werden.

Theorie und Praxis befinden sich über dieses Drama in dem engsten Sinne in gewaltigem Schwanken; während aber die Praxis unsere Bühnen mit immer mehr Stücken unter diesen Titel überhäuft, weiß die Theorie nur Böses davon zu sagen. Man erinnert sich der Spottnamen, die man diesem Drama gegeben, das man bald, im Vergleich mit der Komödie, als meinerliche Lustspiel (der Abbé Desfontaines gab ihr zuerst diesen Namen), bald, im Vergleich mit der Tragödie, als lächerlicher Trauerspiel bezeichnet hat. Müllerer nannte es eine Zwitertart, welche zwischen die Komödie und Tragödie fällt, indem sie, ohne den Eindruck des tragisch Erhabenen zu ihrem Endzweck zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernstlichen Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt, und zuletzt unser Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erheitert. In seinem Theaterlexikon unter der Rubrik Rettungskomödie aber ist er sehr bald darauf zu sprechen. „Es ist“, sagt er, „weder Fisch noch Vogel, weder tragisch noch komisch, und wird von den Humoristen Rührspiel genannt. In unserm moralisch-schwächlichen Zeitalter ziehen viele Gemüther diese dramatische Zwitertart dem Ernst und der Erschütterung der Tragödie vor, weil sie die Kraft nicht haben, das erhabene Unglück der Hauptpersonen bis zur Möglichkeit einer ernsten und gereiften Betrachtung zu objectiviren. Die Theaterverwaltungen geben dieser Schwäche leider schon soweit nach, daß sie Tragödien durch Abänderung des traurigen Ausgangs in dergleichen Rührspiele oder Rettungskomödien verwandeln.“ Von noch andern Seiten betrachtet sagen A. B. Schlegel (II, 418) und Tieck (im Phantasius I, 287 fg. Schriften 4. Bd.) diesen Dramen nicht weniger Böses nach; wobei aber breite ganz offenbar nur die Stücke eines und desselben Dichters vor Augen haben. Man wird ihnen in dieser Beziehung vollkommen beipflichten, ohne daß jedoch deshalb das Drama an sich anzuklagen wäre.

Dieses verkennt man nun aber, wenn man es aus dem Gesichtspunkt eines Zwiterterschauspiels betrachtet, welche Bezeichnung viel besser auf die Tragikomödie paßt, insofern darunter nicht an den parodischen Charakter der alten Hilarotragödien zu denken ist, sondern an wirkliches Mißspiel, d. i. ein Stück, worin von wirklich tragischen Situationen auf komische, ja possethafte Scenen so übergesprungen wird, daß sich dieser Wechsel

schlechterdings durch kein Motiv rechtfertigen läßt; denn wo dies der Fall ist, wo kein plötzlicher Sprung von einem Auserßen zum andern, sondern ein natürlicher Übergang stattfindet, wo das Eine das Andere erhebet und dieses zur Erreichung des Zwecks beiträgt, da wird es nicht bloß erlaubt sein, sondern ist vollkommen gerechtfertigt. Es ist aber darüber dem, was Lessing in der Dramaturgie gesagt hat, kaum etwas hinzuzufügen. Was nun aber das Drama betrifft, so kann es schon darum niemals ein solches Mißspiel werden, weil ihm, — wenn es ist, was er sein soll, — das Element des Tragischen abgeht.

Man verkennt es aber auch ebenso sehr, wenn man es aus dem Gesichtspunkte der Komödie betrachtet, wie dies besonders anfänglich geschah, als Stücke dieser Art noch eine Neuheit waren und man noch keine andere als von den Griechen und Römern nachstrebte Theorie mit dem Gegenfasse des Tragischen und Komischen hatte. Man wird ziemlich Alles beisammen haben, was damals für und wider solche Stücke gesagt wurde, wenn man in Lessing's theatralischer Bibliothek eines ungenannten Franzosen Betrachtungen über das meinerliche Komische, Gellert's Abhandlung für das rührende Lustspiel mit Lessing's Bemerkungen darüber nebst den darauf bezüglichen Stellen in der Schrift das Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique (Amst. 1773\*), nachliest. Der ungenannte Franzose spricht sich darüber, Gellert dafür aus; beide aber und Lessing selbst sprechen von Komödie, und man findet nur zweifelhaft, ob man die Stücke der neuen Art zweckmäßiger als ernsthafte oder als rührende Komödie bezeichnen solle. Bei dem weiten Umfange, welchen das Gebiet des Komischen hat, da es sich in ein hohes und niedriges, edles und gemeines, — und man kann hinzufügen grobes und feines, — verzweigt, und da der Begriff von Lust nicht minder weit umfassend ist, begreift es sich leicht, wie man bei diesen Stücken zunächst auf die Komödie verfiel, zumal da man einsah, daß dieselbe sich nicht auf das Lächerliche beschränke und daß es zwischen dem feinen Lächeln und der groben Lache gar viele Mittelstufen gebe. Zu jedem Komischen gehört, wenn auch nicht das Lächerliche, doch irgend eine von diesen Arten des Lachens, wie wird es nun da um die ernsthafte Komödie stehen? Schließen sich Ernsthaft und Komisch nicht gegenfeitig aus? Der Ernst lacht nicht. Hätte man nun eine Komödie verlangt, worin gar nicht gelacht wird, so hätte man etwas Ungeheimes verlangt. So meinte man es aber nicht, sondern hatte dabei eigentlich nur jenes feine Lustspiel im Sinne, worin zwar mitunter auch gelacht wird, das aber hauptsächlich doch auf das feine Lächeln berechnet ist. Kurz man dachte dabei an Charakterstücke, wollte aber nicht die Darstellung von Thorheiten, Narrheiten, Verfehlungen aller Art, wie sie sonst die Komödie hat, zum Zweck setzen, sondern vielmehr edle Charaktere aufstellen, die zur

\*) Uebersetzt (von Wagner): Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus d. Franz. Mit einem Anhang aus Gellert's Briefe (Leipzig 1776).

Nachahmung zeigen sollten, während die eigentlich komischen Charaktere grade zur Nichtnachahmung aufgestellt werden. Diese ernsthaften Stücke sollten die Mitte halten zwischen Tragödie und Komödie, und deshalb auch die Charaktere derselben die Mitte zwischen tragischen und komischen, so daß dadurch nicht ein dramatisches Ungerade von Mißspiel entsände, sondern vielmehr ein Mittelspiel, welches nun freilich weder Tragödie noch Komödie war. Qu'est-ce donc et quel nom lui donner! fragte da Diderot und entschied sich für das Comique sérieux, welches nebst dem bürgerlichen Trauerspiel in der Mitte zwischen Tragödie und Komödie steht. War nun aber mit der ernsthaften Komödie nichts gemeint als dieses, so war sie doch eigentlich keine neue dramatische Art, denn ernsthafte Komödie war längst vorhanden, selbst bei den Alten; höchstens hätte man sie eine Abart nennen können, womit jedoch auch nicht viel gewonnen ist: denn lauter obige Charaktere waren doch nicht zu erwarten, sondern mußten mit solchen gemischt werden, wie sie die Komödie sonst auch hat, die als sogenannte höhere die edeln Charaktere ebenfalls nicht ausschließt. Sollte daher die ernsthafte Komödie als eine neue dramatische Art bargestellt werden, so mußte ihr eine andere unterscheidende Eigenschaft zukommen. Diese war nun der Charakter des Rührenden. War das Rührende denn aber der Komödie fremd? Nicht weniger als das. Lessing sagt: „Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anstaus digkeit, wie man sagt, bei Seite gesetzt hat, Plautus, das die Gefangenen gemacht und was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummi, abgeborgt. In beiden Stücken und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Molire selbst fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht.“ Hier ist nun freilich nur von einzelnen rührenden Szenen die Rede, bei dem aber, was man als neue dramatische Art aufstellte, sollte das Rührende der Hauptcharakter des Ganzen sein. Ein solches Stück nun unterschied sich wesentlich von der Komödie und eben weil man dieses bemerkte, jedoch keinen unterscheidenden Namen dafür hatte, bezeichnete man es mit dem allgemeinen Namen Drama.

So scheint sich nun aber doch dieses Drama der Tragödie anzunähern, denn auch das Tragische bewirkt Rührung, und eine Tragödie ohne Rührung was wäre die? Indessen kann das Drama doch auch nicht in die Tragödie übergehen, sondern beide bleiben wesentlich unterschieden, sowohl durch die Art als den Zweck der Rührung.

Wenn nun aber das Drama weder Komödie noch Tragödie, und ebenso wenig ein Gemisch von beiden ist, welches ist denn dessen eigenthümlicher, unterscheidender, ästhetischer Charakter? Einen solchen muß es haben, wenn es etwas für sich sein soll und bei dem Streite darüber hätte dieser ermittelt werden müssen, was aber nicht geschehen ist, so oft man ihn auch wirklich ausge-

sprochen hat; jedoch freilich meist nur mit einem Verdammungsurtheile wie gegen das Drama selbst. Dieser Charakter ist kein anderer als das Sentimentale, welchem unsere Künstler aber so arg mißgefallen haben, daß selbst wol verliebte Mädchen, um den hant gout ihrer ästhetischen Bildung an den Tag zu legen, bei bloßer Nennung des Wortes vornehm die Nase rümpfen. So etel war doch Schöbe nicht bei diesem „so sehr mißbrauchten Ausdrucke“, wie er ihn nennt, und schrieb an Schiller (III, 205): „Ich würde, wie Sie mich wol kennen, kein Wort, auch das verurtheile nicht, fürchten, wenn die Behandlung mich rechtfertigen, ja wenn ich so glücklich sein könnte, einem verurtheilten Namen seine Würde wieder zu geben.“ Und sollte denn dieses unmöglich sein? Man entwerhe sich nur erst, bei diesem Worte an Empfinden, Gefühlsimpulse und Grimaße, an Überspannung und Verzärtelung der Empfindung und an die webende Thränenflut zu denken; den echten reinen Menschengefühls braucht sich keiner zu schämen, und wer sich dessen schämt, mit dem steht es gewiß auf irgend eine Weise nicht richtig.

Schiller sagt in einer Anmerkung zu seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung: „Ich bemerke, daß, wenn man die sentimentale Poesie, wie billig, für eine echte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten, so wie überhaupt in der ganzen poetischen Geseßgebung, welche noch immer einseitig auf die Ebsenanz der alten und neuen Dichter gegründet wird, auch auf sie einige (?) Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentale Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieser eingeführt, überall angezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden, aber soviel reicht doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentaler Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gattungsart ganz das geblieben ist, was sie bei den Alten gewesen, und daß unter den alten Namen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.“ Nach dieser sehr richtigen Bemerkung hätte man erwarten sollen, daß das Sentimentale die gehörige Würdigung in der Ästhetik würde gefunden haben. Dies ist jedoch keineswegs geschehen, vielmehr auch darum nicht, weil sich bei Schiller, der zuerst darauf aufmerksam machte, nirgends eine bestimmte Erklärung des Sentimentalen findet und er es überhaupt gar nicht aus dem Gesichtspunkte betrachtet hat, aus welchem es, selbst der Ähnung gemäß, die er hier davon aussprach, hätte aufgefagt werden müssen. Daraus nämlich wäre es angekommen, zu ermitteln, wie sich das Sentimentale rein ästhetisch zu dem Erhabenen und dem Schönen und insbesondere zu dem Tragischen und dem Komischen verhalte. Dazu ist aber bis jetzt auch nicht einmal ein erster Versuch gemacht, obgleich die Untersuchungen über Romantik und Humoristik darauf hätten hinleiten können.

Es ist hier der Ort nicht zur Erörterung dieses Gegenstandes, und ich begnüge mich daher, hier nur im Allgemeinen anzugeben, daß die Epöpe des Sentimentalen alles unter sich befaßt, was zu dem eigentlichen Gemüthsleben und der Gemüthswelt gehört, worin ein inniges und zartes Gefühl zwar von vorzüglicher Bilsamkeit ist, aber keineswegs herrschend über die Vernunft, sondern im engsten Bunde mit stiller Besinnung und klarer Besonnenheit. Wo wäre denn aber rein Menschliches zu finden, wenn nicht hier? Innerhalb dieser Epöpe gibt es reichen Stoff für den Dichter, von der einfachen Neigung naiver Unschuld an, die ganze Stufenleiter der zärtlichen Affecte hinauf, bis zur Schwärmerrei nicht bloß irdischer Liebe, von dem schönsten Genuße des reinen Glücks in menschlichen Verhältnissen bis zu der edelsten Resignation auf ererbtes Glück, von linderlicher Freude bis zur Trauer und Andacht am Grabe, von der Hoffnung der Jugend und Erinnerung des Greises bis zur religiösen Ahnung der Unsterblichkeit. Weicher Wechsel von Gemüthsstimmungen, welcher Reichtum von Gemüthsbewegungen wird sich hier einstellen, wenn der Dichter die Situationen dazu nur gehörig zu benutzen versteht! Wie aber die Gemüthsstimmung selbst heiter oder trübe sein kann, so wird auch das sentimentale Drama vielen verschiedenen Charakter haben können, und hat ihn, denn es zeigt einerseits mehr zur Natur des Idyllischen, andererseits mehr zur Natur des Elegischen hin. Mag es aber dort eine Träne der Freude, hier der Wehmuth entlocken; in beiden Fällen bewirkt es Nührung, eine zwar keineswegs tragische, aber eine schöne menschliche Nührung.

Dieser Nührung, und somit auch dem sie bewirkenden, sentimentalen Drama, hat man vorgeworfen; daß sie verweichliche. Wenn es ein Dichter freilich nur auf Auslösung der Tränenröthen abgesehen hat, da mag dies wol der Fall sein, und allerdings ist es sehr leicht, im sentimentalen Drama die Schwächen der Menschen dazu zu benutzen, und wir haben der Beweise leider nur zu viele, daß man sie auf Kosten der Moralität dazu benutzt hat. Wenn aber von dem die Rede ist, was sein soll, so darf man nicht in Anschlag bringen, was nicht hätte sein sollen. Die zartbewegende Nührung, welche das echte Drama bewirkt, wird so wenig verweichlichen, als die Stürkschütternde, tragische verdorren, sobald nur beide ihren ästhetischen Zweck nicht verfehlen, denn in beiden Fällen sind sie nicht um ihrer selbst willen da. Die Tragödie verfehlt ihren ästhetischen Zweck, wenn sie nicht, über die Natur und hinausführend, uns den Genuß des Erhabenen gewährt; das sentimentale Drama verfehlt ihn, wenn es nicht, zur reinen Natur und zurückführend, durch den Genuß des innigsten Selbstgefühls veredelt. Dies ist ganz besonders der Fall, wo es irdischer Natur ist, wo die schöne Nührung aus dem gestählten Contrast gekünstelter Wirklichkeit mit der dargestellten reinen Natur der Menschheit entspringt. Ist das sentimentale Drama mehr elegischer Natur, so gewinnt die Nührung desselben Ähnlichkeit mit der tragischen, wie sich denn beide im Pathetischen begegnen können;

diese Nührung aber muß sich ebenfalls ästhetisch auflösen, jedoch auf andere Weise als die tragische, durch den Sieg sittlicher Kraft nämlich über das Leid, wodurch sich dann ebenfalls wieder das Gute in der Menschennatur hervorhebt. Ein rein passives Unterliegen ist dem Ästhetischen völlig zuwider, es darf also nie in Schloßheit des Charakters seinen Grund haben; wol aber kann ein Unterliegen stattfinden, wenn es durch stillere oder religiöse Gründe motiviert ist, denn hierbei geht das Gute nicht verloren. Die hierbei stattfindenden religiösen Gründe können aber bloß christlich-religiöse sein, wenn auch das Christenthum dabei nicht ausdrücklich genannt wird, das hellenisch Religiöse führt zum Tragischen, das christlich Religiöse zum Sentimentalen.

Aus allem diesem ergibt sich nun wol, daß die Grenzen für die dramatische Kunst durch das Tragische und Komische nicht für völlig abgeschloffen erachtet werden können, und daß man mit Unrecht die sogenannten Dramen verwerfen würde, weil sie die Alten nicht gehabt haben, bei denen sich indessen doch auch wenigstens eine Hineinlegung dazu in dem Übergange von dem Rimos zur neuen Komödie nachweisen ließe. Wie dem aber sei, so darf man hier nur die Natur zum Maßstabe nehmen. Wenn es um Bilder dabei zu thun wäre, so ließe sich hier leicht die Vergleichung des Zeitbens fortsetzen, welches ja mit der Eintheilung in Tag und Nacht nicht erschöpft ist, denn zwischen beide tritt eine sanfte Dämmerung ein, die Idyllische des Morgens und die elegische des Abends. Bleiben wie aber bei dem menschlichen Leben selbst stehen, so theilt sich ja dieses auch nicht bloß in Lust und Schmerz, Trauer und Lust, Weinen und Lachen, sondern hat auch Freudenthränen, eine Wonne der Wehmuth, Lagen, die nicht grade Furcht und Mitleid erregen, oder zum Lachen reizen, aber als rein menschlich aus Innigkeit unsere Theilnahme in Anspruch nehmen und Philantropie (Sensus humanitatis) bewirken, die auch Aristoteles schon nicht unbemerkt gelassen hat (Poet. v. 13. ed. Hermann). Da nun das Leben diese Scenen hat, warum sollte sie die Bühne nicht haben? Es ist kein vernünftiger Grund vorhanden, das sentimentale Drama als solches zu verwerfen, zumal da es dem Charakter der germanisch-christlichen Weltbildung angemessen ist, und mit der Behandlung der Liebe in der Romantik genau zusammenhängt.

Übrigens ist der Streit, ob es sein soll, völlig unnütz, denn es ist, und man konnte nur darüber streiten, wie es sein solle. Anstatt aber hier auf den streitigen Punkt einzugehen, ob z. B. Pfand und Koebe nur Verwerfliches in dieser Art geliefert haben (wovon ohne Zweifel), thäte man wol am besten, auf zwei unentbehrliche Muster in dieser Art von Götze hinzuweisen; nicht etwa auf seine Geschwister oder Stella, vielmehr diese, — die letztere wenigstens in der ersten Bearbeitung, — auch ja dieser Art geboren, sondern auf seinen Tasso und seine Iphigenia.

Götze schrieb über seine Iphigenia an Schiller (Briefwechsel VI, 74): „Hierbei kommt die Absicht des großartigen Schauspiels. Ich bin neugierig, was Sie ihm

abgewinnen werden. Ich habe hier und da hineingesehen, es ist ganz verteuft human.“ Schiller antwortet: „Das, was Sie das humane darin nennen, wird die Probe besonders auf ausfallen, und davon raube ich, nichts hinwegzunehmen.“ Göthe schrieb sein „oertheuft human“ ohne allen Zweifel in Beziehung auf das Gracifirende, und vielleicht nicht ohne Erinnerung an sein satyrisches Jagenddrama gegen Wieland's Wahl des Hercules, Schiller aber ertheilte seinen Rath, weil er den Charakter des Stüdes richtiger erkannte<sup>\*)</sup>. Er hätte Göthen auch hier schreiben können, was er ihm bei Gelegenheit der Achilleis schrieb: „Die tragische und sentimentale Beschaffenheit des Stoffes werden Sie unschwer durch Ihren subjectiven Dichtercharakter balanciren, und sicher ist es mehr eine Tugend als ein Fehler des Stoffes, daß er den Forderungen unsers Zeitalters entgegenkommt: denn es ist eben so unmöglich als undanbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegenstellen soll. Ihr schöner Beruf ist, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterzeiten zu sein, und gerade um dieses höhern Vorzugs willen werden Sie keiner ausschließend angehören (IV, 212).“ Was nun aber die Iphigenia betrifft, so charakterisirt sie Schiller vollkommen als sentimentales Drama, wenn er davon schreibt: „Es gehört zu dem eigenen Charakter dieses Stüdes, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Coulissen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Gesinnung, darin zu Handlung gemacht ist und gleichsam vor die Augen gebracht wird.“ — Iphigenia hat mich übrigens, da ich sie jetzt wieder las, tief gerührt, wiewol ich nicht leugnen will, daß etwas Stofartiges dabei mit unterlaufen mochte. Seele möchte ich es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmacht.“ (VI, 83.)

Diese Bezeichnung ist es, welche das sentimentale Drama erfordert, und durch sie wird der Zweck desselben, Stimmung zu reiner Humanität, sicher erreicht werden. (H.)

DRAMATURGIE (nach dem Griechischen *Ἀγανουργία*), heißt derjenige Theil der Theorie der schönen Künste, welcher die besondere der dramatischen Dichtkunst und Darstellungskunst enthält, oder die Wissenschaft von den Regeln der zwischen Kunst und Schauspiel zu dichten und es auf der Bühne darzustellen; soweit nämlich diese beiden Künste, welche, mehr als jede andere,

auf der Freiheit des menschlichen Gemüths in dem lebendigsten Spiel aller seiner Kräfte beruhen, überall in Regeln zu fassen sind. Die Griechen bezeichnen mit dem Ausdruck *Ἀγανουργία* (von *ἄγαν*, eine That, Handlung, und daher auch die Darstellung einer That auf der Bühne und das theatralische Geacht selbst) eigentlich nur das Geschäft des dramatischen Dichters (auch *Ἀγανουργία* genannt), unabhängig von aller Beziehung auf die Darstellung. Schriften, die diese betrafen, nannten sie *Διδασκαλίας* (*Didaskaliai* oder *ἡδὲ διδασκαλῶν*), dergleichen Aristoteles und Terenz geschrieben haben, welche jedoch nur kurze Nachrichten von der Zeit und dem Ersolge der Ausführung einzelner Stücke enthielten. Nach unserm Sprachgebrauch aber begreifen wir unter dem Worte Dramaturgie die ganze Poetik des Drama und die ganze Theorie der mimischen Künste zugleich, und mit dieser so erweiterten Bedeutung ist es, wo so viele andere ursprünglich griechische Kunstausdrücke, in alle neuereuropäische Sprachen aufgenommen worden, ohne daß wir weder in der deutschen, noch jeder andern, ein eigenthümliches dafür in seinem ganzen Umfange an die Stelle zu setzen haben. Aber nicht bloß das Wort, auch die Sache selbst fehlt und noch. Weder die alte noch neue Literatur hat bis jetzt ein Werk aufzuweisen, welches den Namen einer vollständigen Dramaturgie in diesem Sinne verdient. Einzelne Theile dieser Wissenschaft sind, von den Griechen und Römern an, natürlich unter allen Nationen, die ein Theater und eine theatralische Literatur haben, von zahlreichen Schriftstellern bearbeitet worden; aber alle diese Werke gehören ebensofalls bald nur der Theorie der dramatischen Poesie, bald nur der Theorie der Schauspielkunst, oder aber der Geschichte dieser beiden Künste an, unter welchen Rubriken man sie darüber auch in dieser Encyclopädie verzeichnet findet. In Teutschland war Lessing der erste, der sich für sein allgemein bekanntes classisches Werk, wodurch er so bedeutend auf die Verbesserung der deutschen Bühne gewirkt, des Titels einer Dramaturgie bediente; aber schon der Beisatz: „hamburgische“ zeigt, daß es ihm darin vornehmlich um eine Kritik derjenigen Stücke und ihrer Darstellungen zu thun war, welche auf dem hamburgischen Theater während seiner, leider so kurzen, Abwesenheit an der Leitung desselben gegeben wurden, und an welche er seine allgemeinen Ansichten von dramatischer Dicht- und Darstellungskunst nur gelegentlich anknüpfte. Die Kritik der Darstellung gab er überdies aus Gründen, über die er sich selbst am Schluß seines Werkes ausführlich erklärt hat, bald gänzlich auf, und so wäre auch der Titel: *Didaskaliai*, den er diesem höchst schätzbaren „Beitrage“ zu einer Dramaturgie (nfangs zu geben Willens war, nicht der rechte gewesen. Von Lessing an ist nun bis auf August Wilhelm v. Schlegel (dessen treffliche Vorträge über dramatische Kunst und Literatur jedoch meist nur Geschichte und Kritik der letztern enthalten) zur Theorie sowohl der dramatischen Poesie als mimischen Künste überhaupt, theils in besonderen Werken (wobin auch poetische, wie z. B. Göthe's Wilhelm Meister, zu zählen sind), theils in einzelnen Abhandlungen, welche

\*) Solger schrieb: „Bei der Iphigenia sollte man nicht das Vornehmste unterschätzen, daß ihr Charakter so ganz griechisch sei. Ihr eigenthümliches und ohne Zweifel höchst preiswürdiges Merkmal liegt in dem, was grade recht modern ist, in den innern Bewegungen der Gemüther zu einander und der sich von selbst bloß durch die Charakterverhältnisse einfindende Anknüpfung. Dieses Element gehört ursprünglich dem Roman, in dessen Wille sie bisher unser Drama vorzugsweise erschlachte, und besonders das Göthe'sche.“ Raugel, Schriften II, 615. Weder dieses aber, noch was er im Urtheil II, 153 und bei Gelegenheit der drei vorstehenden Sätze an, die er für das neuere Drama annimmt, in der Schrift S. 830 über Göthe'sche Dramen fahrt, bei Solger auf ein Merkmal über das Sentimentale gesetzt, wozu er aber auch den gehörigen Standpunkt sich selbst verrückt hatte.





**DRAMMEN.** Ein königl. dänisches Rescript vom 19. Jun. 1801 legte diesen gemeinsamen Namen den hart aneinander an beiden Ufern des Drammens-Elv (Flusses) belegenen, durch eine lange, schöne, hölzerne Brücke verbundenen Städten Drammen, Strömbo und Tangen (auch Kobbervig-Tangen genannt, zur Unterscheidung von Tangen, einem kleinen Hafen bei Arendal) im norwegischen Stift Aggershus, meist im Amte Rusterud, insgesamt mit etwa 7000 Einw. bei; erstere liegt am nördlichen, letztere beide am südlichen Ufer; sie bilden eine große Straße, etwa eine halbe norwegische Meile lang; die meisten Kaufleute wohnen in Drammen; der eigentliche vorzügliche Hafen ist bei Tangen, welche Stadt schon in der Grafschaft Jæren liegt. Im Flusse trifft man mehre Inseln, die insbesondere zur Niederlage von Holzwaaren dienen, mit denen Drammen einen sehr bedeutenden Handel treibt; auf einer dieser Inseln liegt das Zollhaus. Jede der drei Städte, 4½ Meilen südwestlich von Christiania, hat ihre Kirche; doch bilden Drammen und Strömbo ein Pastorat mit zwei Predigern; zur Kirche Tangen gehört die Landkirche Skougen und Jærenbergs värd (Eldfos) Kapelle; Drammen und Strömbo sind der Propstei Drammen, Tangen ist der Propstei Jærenberg zugehörig (das Schloß Jærenberg liegt weiter südwärts, bei Bækenberg, und ist dessen Schlosskirche von der oben genannten Kapelle zu unterscheiden). Fast alle Häuser sind von Holz, doch einige groß und schön. Einige Tabak- und andere Fabriken befinden sich; und südwärts findet man einträgliche Lachserei beim Dorfe Hougund und beim Lachsplatze Svellvig. Die Umgegend der Stadt ist anmuthig. In der Stadt ergießt sich der nordwestlich herabkommende Drammenselv, einer der ansehnlichsten Flüsse Norwegens, in den Drammensfjord, welcher Meerbusen in der Christianiafiord ausfließt. Eine reizende Uferbricht über die Mündung des Flusses, die lange Stadt, die schönen Landhäuser und die fruchtbare Landschaft umher hat man von den auf der Straße nach Christiania belegenen, meist aus Marmor bestehenden Paradiesbügeln (Paradiesbaken); eine Aussicht, die ganz dem herrlichen Prospect von dem sich über Christiania und dessen Meerbusen erhebenden Geberge zu vergleichen ist. Beim ansehnlichen Bauerwerke Hougund bildet oberhalb einer Fähr, neben der erwähnten Lachserei und neben Sägemühlen, der Drammenselv einen hohen Wasserfall; in einiger Entfernung sollen die mit einander in Verbindung stehenden Seen Fjstun, Ekeren und Ringfjden, mittel eines kleinen Flusses, der beim Lachsplatze Hougund einen bedeutenden Sägemühlen treibenden Wasserfall bildet, in den Drammens-Elv; zwischen den Seen Fjstun und Ekeren liegt der bis 1500 Schiffsfuß jährlich verarbeitende Eisenschmied Eisbo in der Grafschaft Jæren.

(v. Schubert.)  
**Drammens-Elv und Drammens-Fjord, f. Drammen.**

**DRANCE** (la), haben wir schon in dem Artikel Chablais als einen nicht unbedeutenden Strom dieser französischen Provinz genannt. Mit Ausnahme der Rhone

ist es der beträchtlichste Fluß, der in den genfer See sich ergießt. Nicht fern von dem Ausflusse in den See führt eine 300 Fuß lange Brücke über die Drance. Ursprünglich angelegt, um zu allen Jahreszeiten trocknen Fußes von Amon noch Evian gelangen zu können, war man Willens, sie bei dem Bau der großen Kunststraße zwischen Genf und Mailand über den Simplon aufzuheben; doch wollte man gern Amon, als der Hauptstadt des Chablais, die Vortheile des größern Verkehrs gönnen, und so ward die Brücke mit der Kunststraße in Verbindung gebracht. Sie kann als ein anschauliches Beispiel dienen, wie verschiedenartig ein und derselbe Gegenstand von mehren Menschen beurtheilt wird; denn während Marcart (Reise durch die französische Schweiz und Italien (Hamburg 1799). S. 76 und 98) ihre Schönheit und ihren großartigen Stolz rühmt, und Georg Waller (Lettres sur la route de Genève à Milan par le Simplon series an 1809. Deuxieme edition (Paris 1816). p. 12) sich begnügt, sie als einen „pont fort long et fort étroit“ zu bezeichnen, sagt Dr. Chr. Müller (Die faupenchen Ufer des Genfersees. Im Morgenblatt (Leipzing 1827). S. 859) ausdrücklich: „Man sieht es der höchsten Länge wohl an, daß sie aus dem 15. Jahrh. ist. Aber so lange es nicht gelingt, den Strom in höhere Ufer einzudämmen und ihn zur Dränung zu zwingen, auf daß er heute nicht in Wäldern verandere, was gestern noch blühende, baumreiche Thäler waren, so lange dürfte es wol schwer werden, eine bessere Brücke über ihn anzulegen.“ Die Brücke hat 24 Schwißbögen, ist aber dabei so schmal, daß zwei Wagen sich nur auf einer in der Mitte angebrachten Erweiterung einander aufreiden können. Die grade an dieser Stelle ungemein ausgedehnten Ufer des Flusses erklären die Nothwendigkeit, der Brücke eine so ungewöhnliche Länge zu verleihen. Ubrigens gehört die Drance, wie dies schon vorstehend angedeutet ward, zu den wildesten Gebirgsflüssen, die unweilen Berührungen und Grausen verbreiten. Aller Augenblicke verändert sie ihre Ufer, rißt die alten Einfassungen ihres Bettes weg, am andernorts neue Ansehnungen zu bilden. „Echon ihre trübe Erdfarbe,“ versichert Müller a. a. D., „und ihr Schäumen, mit dem sie in den See strömt, zeigen ihre wilde Weise.“ Sie entspringt in den hohen Alpen, die das Chablais vom Faucigny und vom Walliserlande trennen, und durchströmt das schöne Abondanceval (Vallée d'Abondance). Wenn man ihre Ufer nach ihrer Quelle aufwärts verfolgt, kann man über Bacheresse, Notre-Dame d'Abondance, la Chapelle und Chaleat auf einem Alpenpfade ins valaisse Val de la gelangen.

(Graf Henckel von Donnermarck.)  
**DRANGIANA** oder **DRANGINE** (Diod. Lib. XVII), in den geographischen Nachrichten der Alten von Großen Benennung einer der Hauptlandschaften des medisch-persischen Reichs, die in statistischer Eintheilung lange Zeit eine besondere Satrapie ausmachte, der Provinz Sistan, Siskien oder Siskien. Dieser der Alten unter dem Namen Drangiana, Land der Drangen (Drangae) oder Drangariken (Justin. Lib. XLII.

e. 6), auch Land der Sarangien oder Sarangär (Zarangai) benannt, bekannte große Land in Mittelasien war ihrer Angabe nach im Norden durch Kasprien, jetzt Balch, Theil von Chorassan, im Osten durch Arachosien, jetzt nach Kachafsch und Kachafsch, das Land der Arachosier, im Westen durch Aria, jetzt Herat, Theil von Chorassan (von Strabon daher Rastisch als zu Aria gehörig betrachtet), von Aria durch den großen Salzsee Arius (jetzt Zereh oder Dered) getrennt, worin der Hauptfluß des Landes nebst andern kleinen Flüssen mündete, im Süden, daselbst nach Strabon sich bis an Karamania, jetzt Kermán, erstreckend, durch Gedrosien, jetzt Mesran, begrenzt; nach Ptolemäus gegen West und Nord durch Aria und das Gebirge Bagus, gegen Ost durch Arachosien. Einklimmig schieden es uns die Nachrichten der Alten als ein mehrtheils ebenes, den Wein aufzunehmendes, an Naturerzeugnissen aller Art sehr ergiebiges und reiches, aus dem Mineralreiche zu ihrer Zeit namentlich sehr vieles Zinn stehendes, von trübseliger Zeit an blühendes, wohl angebautes, von frühher Seite seiner Einwohner ausgezeichnetes, selbst an Kunstserzeugnissen nicht nachstehendes Land. Der Hauptfluß des Landes, derbist Hindumend (in Edrissie's Reiseitinerarium bei Postinger verdrübt Hilmend), wird von den Alten im Allgemeinen Drangianus, im Besondern aber Eymandrus (in der Vedwysprache komand und Aymand, im Send Heomantome), auch Erymander und Erymanthus genannt. Alle diese Benennungen bedeuten, wie der mit Drangianus gleichgeltende Name Zarangianus oder Zaranganeus (im Send Zereiegho, im Pärtho und dem Neupersischen dem Zeringho entsprechend, Zerendsch, Zarendsch, Zering, Zareng), großen Fluß oder Strom; sie sind also keine eigentlichen Eigennamen; wobei es kommt, daß Erymanthus auch als Name eines der in den Indus in Vorderindien einströmenden Flüsse galt. Curt. Ruf. Lib. VIII. c. 9. In einem besondern Gebrauch, aber gewiß nur zufällig und sonder zureichenden Grund aus dem Redebrauch der Einwohner selbst, finden wir den Namen Drangianus, daß einige Alte denselben vornehmlich am Anfange dieses Hauptflusses, da wo er entspringt und zuerst die Landchaft Arachosien durchströmt, anwanden, und wie wir aus Plinius, H. N. Lib. VI. c. 25. ersehen, ist ebendieses auch dem Namen Erymanthus bezeugt. Da es in der alten Erdschreibung etwas sehr Gewöhnliches ist, daß die Einwohner eines Landes, als Einwohner an dem Hauptflusse desselben, wo überall die erste und zahlreichste Ansiedelung und Bevölkerung eines Landes eintritt, nach der Flussbenennung benannt sind, und ebenso die Haupt- und Residenzstädte nicht selten ihre Namen dem Hauptflusse verdanken, an welchem sie liegen, so erhalten auch die Einwohner dieses Landes den Namen Drangane oder Zarangane und Zarangai aus gleichem Grunde, und ihre uralte Haupt- und Residenzstadt trübt die dieselbe Log ebenfalls Zarendsch, Zerendsch, Zering oder Zaring. Man kann daher die Benennung der Einwohner von Drangiana, Drangane und Zarangane oder Zarangai, in der Abstammung auf doppelte Weise gelten lassen, daß sie von dem

Hauptflusse, welcher ihr Land durchströmt, und zugleich von dem daher entlehnten Namen ihrer Haupt- und Residenzstadt benannt seien. Ihren Namen Zarangane oder Zarangai ließ man bei einigen Alten, selbst schon bei Herodot, mit dem Nachstaben a geschrieben. Es scheint jedoch diese Schreibart Sarangane, Sarangai (Sarangien, Sfarangien) ursprünglich in nichts andern als entweder in einer Ungenauigkeit im Hören, oder in einer Nachlässigkeit der Abschreiber gegründet zu sein. Ganz missverständlich ist es aber, wenn man neuerlich einen Unterschied zwischen den Sfarangien und den Drangien als zwei unterschiedenen Volksstämmen behauptet hat, und solchen als schon im Alterthum üblich und begründet zu finden glaubte, sogar auch die d'Anville'schen Karten und andere Karten von Asien, die diesen Unterschied nicht kennen, wegen der vermeinten Verwechselung beider Völker tadelt. Die Alten gebrauchten vielmehr theils beide Benennungen (Arrian. Lib. III. c. 25), aber nicht aus Verwechselung zweier unterschiedenen Volksstämme oder Volksstämme, sondern als zur Bezeichnung eines und desselben Volkes gleichbedeutend, theils eine von beiden Benennungen allein, je nachdem sie solche gehört haben, oder ihre Gewährsmänner unterrichtet waren, und zwar die Meisten die Benennung Drangane, indem nach dem Genius des metrisch-perfekten Sprachkammes der Buchstabe z oder s sehr häufig sich gegen den Buchstaben d vertauscht, und dieser Wechsel sich auf die Verschiedenheit der Mundarten in einem Lande stützt, wornach es wohl statt haben kann, daß die Aussprache des Volksnamens mit z oder s mehr in der vordern vorluden, die Aussprache mit d dagegen hauptsächlich in der hintern östlichen Hälfte des Landes nach Indien hin, durch welche man nach Arabien, der Hauptstadt von Arachosien, reiste, gehört worden, und nichtsehrweniger beide Aussprachen als vollkommen synonym betrachtet werden müssen. Die Benennung der deutzuge gewöhnlich Sfarian benannten Haupt- und Residenzstadt Zarendsch, Zerendsch, Zering, nach vorn ermoderter Verschiedenheit der originalsten Aussprache auch Darendsch oder Darang, ursprangt aus der in den beiden ältesten Hauptmundarten des metrisch-perfekten Sprachkammes, Send und Pethien, was wir aus den noch vorhandenen Resten des Zend-Avesta und den Pethien'schriften wissen, vorliegenden ältesten Benennung Rengheiao (Rengheiao) oder Raghian, woraus in der ältern Pärtho-Mundart Rām entstanden ist. In diesen für das Land und die Haupt- und Residenzstadt gewöhnlichen Namen Rengheiao, Raghiao, Raghian = Rām und Zarendsch oder Zareng, sowie derselbe, obiger Bemerkung gemäß, zunächst mit dem Namen des Hauptflusses zusammenstritt und dem Endwort zereiegho sinverwandelt erscheint, befähigt sich die Landchaft Drangiana, jetzt Esfahan oder Esfahelschan, wie auch in dieser letzten Benennung selbst (s. d. Art. Alt- und Neu-, Vorder- und Mittelasien), aus das im höchsten Alterthume, deshalb auch in Send-Avesta, vidarisch, geographisch und mineralogisch sowohl als metrisch gefeierter Goldland Iran. Dem sa, ra, rei, rangja, hiraaja im Sanskrit,



zere, zerené, zerenid, zeregeoné, zereacené, zacea etc. im End, im Präsens zerein, im Präsens und dem Neuperfektum zee, zerin und zerrin bedeuten Gold und golden. Und so ist diese große Provinz des metallreichen Reichs, Drangiana oder Drangine der Alten, über das Zeitalter der griechischen und lateinischen Völkerstämme hinaus als das älteste mittelasiatische goldreiche Land merkwürdig; auch der Hauptfluß dieses Landes nach seinen Armen ohne Zweifel goldsandführend gewesen, und muß den Einwohnern neben ihrem Ackerbau Goldschürfen gewährt haben. Seitwärts werden wir nächst dem in derselben Stadt- und Flußbenennung, inwiefern sie in Benennung des Landes übergegangen ist, durch das Confluitwort rässa in der Bedeutung stammten an die von den Alten geprüfte Erziehbildung der Provinz an Sinn erinnern. (Vah.)

DRANSE (la), gehört zu den reißenden Bergströmen des Ballisflandes in der Schweiz. Während ihres etwa 18stündigen Laufes, den sie schon oft durch große Verengerungen bezeichnete, nimmt sie mehrere andere wilde Bergflüsse auf. Genau genommen hat sie einen dreifachen Ursprung), wiewohl man drei Arme dieses Namens von einander unterscheiden kann bis zur völligen Vereinigung ihrer Gewässer, die sich durch ein enges Felsenthal nach Martigny hinabstürzen, um unterhalb dieser Stadt sich in die Rhone zu ergießen. Der westliche Arm (la Dranse de Ferret) entspringt aus zwei an dem Felsenjoch (Col de la Fanette) befindlichen Quellen, 7350 Fuß über dem Meere, und im Felsenthale am Ertregjoch (Col de Loreyze). Der mittlere Arm (la Dranse de Saint-Bernard) hat einen nicht weniger hohen Ursprung; denn er kommt aus den Tronchets an Gent-de-la-Gondhe am großen Bernardsberge 7270 Fuß über dem Meere herab. Nachdem er oberhalb St. Pierre, 5000 Fuß über dem Meere, die Branchine oder Dranse de la Valsorey) aufgenommen, vereinigt er sich mit dem westlichen Arme bei dem Fleden Dréste. Der dritte Arm endlich, die untere Dranse (la Dranse de Bagnes) entspringt dem Chamorinsee nahe an den Gletschern von Charmontanna; im Hintergrunde des Bagnithals auf der Alpe le grand Charmontanna), 5760 Fuß über dem Meere. Oberhalb der Brücke von St. Brander, 1430 Fuß über dem Meere, vereinigt sie sich mit dem zweiten Arme, der, wie wir gesehen, bereits mit dem ersten verbunden ist. Diese Dranse de Bagnes durchfließt seiner ganzen Länge nach das Bagnithal.

Dieses Thal, la Vallée de Bagnes, Vallis Balneorum), öffnet sich nicht, wie die übrigen penninischen Alpenthäler, von Norden nach Süden, sondern bildet einen Quereinschnitt von Westen nach Südosten. Von dem Zusammenflusse der drei Arme der Dranse zieht es sich in einer Länge von etwa zehn Stunden bis zum Felsenjoch (Col de la Fanette), der in das zum piemontesischen Herzogthum Aosta gehörende Felsenthal (Vallis Pollina oder Valspellina) führt. Im Norden ist es durch einen langen Felsenwall von dem eigentlichen Rhodethal und im Osten durch breite Gletscher von dem Herensethal (Vallée de Hérens) getrennt. Ursprünglich hat das Thal Val de Bagnes oder Bango, daher der teulische Name Bagnithal, geheissen, und ist erst später von den daselbst entdeckten Bädern Vallee de Bagnes genannt worden; wie denn das Wappen des Thals und sein Banner zwei Kinder in einer Badewanne führen. Dieses Thal, welches der Art zu St. Maurice im 12. Jahrh. vom Herzog von Savoyen erkaufte, bildet eine einzige katholische Pfarzgemeinde in dem waldigen Berge zwischen Bergen (Vixain d'Entramont). Die Einwohner, ungefähr 3600 an der Zahl, leben in nachlässigen Dörfern und Weilern, die entweder in der Thalebene oder auf den Abhängen der Berge liegen, als: Villatte (Villetaz), Götter, Molère, dem malerischen Verbier, Es Plas, Deufen), in dessen Nähe eine schon im 15. Jahrh. berühmte Silbergrube ausgebeutet wurde, Brézières, 2840 Fuß über dem Meere, Ronazura, wo eine heisse Schwefelquelle entspringt, Prarapey, Sappo, Rontoz, Serrapey mit einer Kobaltgrube, Rippey, Champpey, la Morgne, 3350 Fuß über dem Meere, Courtyer und le Babioz (le Chabre, Chabiez), 2470 Fuß über dem Meere. Das letzte Dorf, wo die im J. 1520 erneuerte Pfarrkirche steht, ist der Hauptort des in acht Bezirke (Quartiers) eingetheilten Thals. Es hat ein Kornhaus, ein von der Abtei St. Maurice errichtetes, großes, feineres Gebäude und einen mit Kramladen besetzten Marktplatz aufzuweisen. Während des Sommers werden mehrer hundert Sembrüthen oder Rayensässe (Mayens) von den Samen und ihren Heerden bezogen, die oft vorzeitig bei einander stehen und ihre eigenen Benennungen haben, als z. B. Grange neuve, Kiehm, Bräsel, Bonnatissa, Mageria. In Mageria sind große Kälberställe verlagert. Die Hauptschäftigkeiten der fruchtigen, fleißigen und durch ihre Sitten ausgezeichneten Bagnardien (Bagnards) ist Feld- und Obstbau, Vieh-, Schaf- und Waulthierzucht auf den herrlichen Berg- und Alpenweiden, sowie die Jagd in den an seltenem Wilde und Gesäug aller Art reichen Felsenwäldern, wo Adern, Gemsen, Luchse (Felis Linx), Murmelthiere, Alpenhasen, Rebhühner, Auerhähne, Fasanen, Felsenhühner (Tetrao Bo-

1) ungeachtet die meisten Schriftsteller, namentlich die ältern, der Dranse nur eine oder zwei Quellen anweisen, S. J. J. Schuchacher, Hydrographia helvetica (Zürich 1717) S. 52. Kerstler Dranse, 341, Genat, und Gröschelbach der ganzen helvetischen Gletscherwelt (Zürich 1768), IV, 281. Bourrit, Description des aspects du Mont-Blanc (Lausanne MDCCCLXXVI), p. 109 — 116. Bourrit, itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni (Genève 1798), p. 201. Bourrit, Beschreibung der penninischen und rhätischen Alpen (Zürich 1782), S. 34 — 51. de Saussure, Voyages dans les Alpes (Genève MDCCCLXXXV), Tom. IV, p. 270 sq. 2) Cassinetti a. d. C. IV, S. 270. 3) Picot, Statistique de la Suisse (Genève 1819), p. 517, schreibt nicht leicht richtige Tourmotsen.

4) Bourrit, Beschreibung der penninischen und rhätischen Alpen (Zürich 1782), S. 33 — 63. Journal d'un pèlerinage à la Vallée de Bagnes et au St. Bernard, adressé à mes filles (von Weiden) in den Kiefern helvétiques et patriotiques pour l'an de grace MDCCXCX, p. 65 — 144; fortgesetzt in den Kiefern für das Jahr 1821, p. 233 — 276. 5) S. diesen Art. 6) S. diesen Art.



allen Seiten lassen reichliche Gabeln. Umgekehrt der vierte Theil der baaren Unterstüßungen ist zweckmäßig verwendet worden, um nach menschlicher Bräuhel das unglückliche Dangehtal vor ähnlichen Unfällen zu schützen. Welche großartigen Vorkehrungen dieseshalb vorgeeschlagen und ausgeführt worden sind, davon wird man sich aus nachstehenden Aufzügen überzeugen: 1) Extrait d'une lettre de M. Morand à M. le Conseiller d'Etat Geay Marigny 30. Juillet 1818, in Reissner's Naturwissenschaft. Angerer 2. Jahrg. S. 36. 2) Über die am Museum im Bognethale vorzunehmenden Arbeiten an Hrn. Staatsrath Escher in Zürich, von J. Beney, Ingenieur, in Reissner a. a. D. 3. Jahrg. S. 27. 3) Antwort des Hrn. Staatsraths von Escher auf das in Nr. 4 enthaltene Schreiben des Hrn. Beney, Ingenieur (Zürich 1. März 1819), in Reissner a. a. D. 3. Jahrg. S. 35. 4) Bericht über die Verhältnisse des Bognethals im Kanton Wallis, in Hinsicht der Sicherheitsmaßnahmen gegen die Wirkungen des unteren Geröllgefalles; der hohen Regierung des Kantons Wallis obgeleitet von der hierzu beauftragten Commission (Zürich 1821). Diese Commission bestand aus dem Hrn. Escher, von der Kindt aus Zürich, Prof. Tschudi aus Bern und Johann von Charpentier, Director der Salzwärze zu Ber in der Baadt, und 5) Rapport fait à la Société Helvétique d'histoire naturelle, assemblée à Berne le 24. Juillet 1822, sur les travaux du glacier de Glets, par Ignace Penet, Ingenieur, in Reissner a. a. D. 5. Jahrg. S. 82. (Graff Henckel von Donnersmarck.)

**DRANSFELD**, Stadt im Königreiche Hannover, Landtrogel Hildesheim, im vormaligen Fürstenthume Göttingen; sie liegt an dem Wege, der von Göttingen nach Hildesheim führt, drei Stunden von dem ersten und zwei Stunden von dem letzten Orte entfernt, und zählte vor dem unglücklichen Brand am 28. Jan. 1834 in 212 Wohnhäusern 1355 Einwohner. Über 150 Häuser nebst der Kirche wurden damals in Asche gelegt; nur ein kleiner Theil der Stadt im Süden der Umgebungen blieb stehen. Die Einwohner setzen sich durch dieses Unglück größtentheils gezwungen, in der Umgegend einen Zufluchtsort zu suchen, um von da aus die Beförderung ihrer Äcker vorzunehmen, in deren Ertrage sie ihren hauptsächlichsten und auch reichen Nahrungszweig finden. Der Ort liegt in einer Ebene, die den Bergen umschlossen ist. Merkwürdig unter diesen sind die Massen von Basaltstein, welche aus dünnschichtigen Kalksteinen hervorgegangen und von welchen man, nicht sowohl durch Brechen, als durch Unterminiren, die schönen Steine zum Plastern der Straßen der Stadt und der nahegelegenen Gassen erhält. Der höchste unter diesen Kegelein ist der Dransberg im Südwesten der Stadt; sein Fuß ist mit Rasen bedeckt, sein Abhang mit Basaltgesteinen und dichten Holze; an seiner Westseite finden sich die reichen Basaltbänke dieser Gegend. Die Aussicht von dem ebenen Gipfel des Berges ist ganz vorzüglich, sie reicht bis zum Reinhardts- und Habichtswalde und bis zur Wilhelmshöhe bei Gassel. Um Pfingsten giebt Jung und Alt nach diesem Berge, um mit Musik und Tanz ein uraltes

Volkstanz zu feiern. Andere Berge der Umgegend, welche sich noch auszeichnen, sind der Offenberg, von welchem der Herzog Ferdinand von Braunschweig im siebenjährigen Kriege die Franzosen auf ihrem Rückzuge nach Wenden benutzte; ferner der Humberg, von welchem eine Sage erzählt, daß eine Schar junger Mädchen um Mitternacht hier hätte Blumen pflücken wollen; mit dem Schlege Jodis wäre eine Eisentbür zu einer Höhle im Gebüsch aufgesprungen; die Mädchen hätten sich hineingewagt und dort in den Ecken der Höhle gewaltig Riesen erblickt, die mit umherstehenden Keulen bewaffnet und mit vielen Goldstücken umgeben gewesen wären; von Schrecken ergriffen seien die Mädchen geflohen und glücklich entkommen, bis auf eine, welche, langsamer als die übrigen, das Unglück gehabt hätte, den Haden in der zugeschlagenen Thüre zu verlieren, woran sie dann später auch gestorben wäre, und der Salgenberg, so genannt von dem Salgen, den Älts im J. 1625 den Einwohnern der Stadt hier hat erbauen lassen, und der von seinen Goldstücken so respectirt worden ist, daß auch nicht der geringste mehr etwas von den Dransfeldern forderte. — Merkwürdige Gebäude hatte die Stadt nicht aufzuweisen. Nämlich alt war das Rathhaus, in welchem unter andern Documenten auch das in plattdeutschen Versen von dem Bürgermeister Grünwald im 17. Jahrh. abgefaßte Spottgedicht, „die Dransfelder-Halsen Jagd“, aufbewahrt wurde (weitere Mittheilungen und Erörterungen über dieses Gedicht findet man in den Jahrgängen 1820, 1822 und 1825 des vaterländischen Archivs). Vor dem obern Thor ist auch noch ein Monument anzusehen, welches in Ehren eines dransfelder Bürgermeisters, der in einer Heide des Herzogs Erich mit den Göttingern hier gefallen sein soll, aufgerichtet worden ist. Über die Gründung der Stadt ist nichts bekannt. Die älteste Nachricht über den Ort findet sich in dem Eistungsbriebe des Klosters St. Michaelis zu Hildesheim vom J. 1022, in welchem es heißt: Dransfeld in pago Loghne in praefectura Hermann, zu diesem Gaus gehörten damals auch noch die Dörfer Abimorda (Dinardern), Ranglere (Kenglern), Ennen (Schnen), Radolshufen (Radolshausen), Rengde (Großen-Kengern), Binmitte (Beembe), Balteshufen (Balenshausen) u. a. m. Zu welcher Zeit der Ort das Stadtrecht erhalten hat, ist auch nicht bekannt; doch ist soviel gewis, daß er im J. 1093 noch keine Stadt war. Im J. 1420 wird Dransfeld eine Burgstadt genannt, wegen einer alten herzoglichen Burg, die noch im J. 1374 gestanden und in den Knappen Bergetz Horze gegriegen hat; der Name des Hofes ist bis auf den heutigen Tag in Dransfeld bekannt. Ehemals umgaben Rauern, Wälle und Gräben die Stadt, die aber zum Theil im hessischen Kriege im J. 1374 zerstört worden sind, in welchem auch die ganze Stadt niederbrannte. Viel hat diese kleine Landstadt im 30jährigen Kriege zu leiden gehabt. Kaiserliche und schwedische Truppen plünderten die Einwohner, plünderten die Stadt und sahen sie so sehr aus, daß die Dransfelder gezwungen waren, nach Gassel zu gehen, um dort altes Brod gegen altes Eisen einzutauschen. Witten in dieser Kriegsnoth hatte der Ort

im J. 1634 auch noch das Unglück, fast ganz in Asche gelegt zu werden; 104 Wohnhäuser mit 60 Schornsteinen brannten ab, und dennoch mußten die Einwohner schwere Contribution bezahlen. (Oppermann.)

**DRAP NIFLUNGA**, Erschlagung der Niflungen, heißt ein Stück in ungebundener Rede, in der Fieders-Edda als Einleitung zu Quitha Guðrúnar Glücksdömr, in Snorra, Guðrúnar Quitha an Þrithia, Oddrúnar Grätz, Atla-Quitha in Geomlenzka, Atla-Mäl in Geomlenzka, Hamda-mäl und Guðrúnar-hoant erzählt, wie Gunnarr und Haugni das Gold, Salmir's Erbe, nehmen, wegen Brynhild's Tod Unfriede zwischen Biarki und Atla M, im Friedensvergleiche Atla Guðrúnar erhält, die mit ihren Brüdern oðsöndt wird, indem sie ihr Bergessigheitstrank \*) geben. Wie Atla Gunnarr'n und Haugni'n zu sich bittet, Guðrúnar vergebens warnt, Haugni'n das Herz ausgrenzen will und Gunnarr, in den Schwanzhof gesetzt, die Haxe schlägt, und gibt außerdem genealogische Nachrichten. Daraufgegeben ist das Drap Niflunga mit dem heldensagenhaften Theile der Fieders-Edda \*\*), und hat auch mit diesem die Übersetzungen gemein, so die lateinische, die teutsche, \*) Dänische \*) und schwedische. (Ferdinand H. achter.)

**DRAPA** (Mehrzahl Drapar), die wichtigste Gattung der nordischen Erangebichte, nämlich die feierlichste und vom größten Umfange, ward bei Hofgebüchten auf Könige, Hauptlinge und Heben und auch zu Ehren der Götter gebraucht, so die Thorsdrapa (Ehrengebißt auf Thor) und Húsdrapa (Ehrengebißt auf das Haus), nämlich das Haus Das's Pfau's, dessen Zimmer mit götterförmigen Bildern geziert war (f. d. Art. Húsdrapa). Blutungen und andere Heilige wurden später auch durch Drapar verherrlicht. Die Drapa war meistens in dem Verömaße gebichtet, welches Drottmaeli oder Drott-quædi heißt (f. d. Art. Drottmaeli), und zeichnete sich von den andern Liebergeattungen besonders dadurch aus, daß die Verse in Abtheilungen geordnet waren, und jede Abtheilung mit einem Zwischenverse schloß. Die Abtheilung hieß Stief-mäl oder Stiefbälke und der Zwischenvers hieß Stief-mäl oder Stiefbälke und der Zwischenvers hieß Stief-mäl oder Stiefbälke. Die Art dieser Eintheilung anschaulicher zu machen, wollen wir die berühmte Drapa des Ealden Eigi, des Sohnes Stalgrim's, betrachten, welche Höfodlausa (Hauptlösung) heißt, und neben dem Stabreim auch den Endreim hat \*\*), während die

meisten andern Drapur neben dem Stabreim Anreime oder Beilänge haben (f. d. Art. Drottmaeli). Die Abtheilungen der Drapa Höfodlausa bestehen in I. Stiefmäl, welches fünf Visur, fünf achteilige Strophen hat, und mit dem ersten Stief von vier Zeilen schließt; dann II. Stiefmäl von zwei Visur, jede zu acht Zeilen, und als Schluß das zweite Stief; darauf III. Stiefmäl mit zwei Visur und als Schluß das dritte Stief; dann das IV. Stiefmäl mit zwei Visur, als Schlußers das vierte Stief; das V. Stiefmäl hat drei Visur ohne ein Stief; darauf Alfhjann drappunar (Schluß der Drapa) hat zwei Visur, und darauf: Nu fylgir okan á eflir (Nun folgt der Wunsch nachher), welches vier Zeilen enthält, also ein Stief ist. Lassen wir uns durch die Überschrift der Schluß der Drapa, nicht irren, so erhalten wir fünf Abtheilungen, die erste und letzte Abtheilung jede zu fünf Strophen und die zweite, dritte und vierte Abtheilung jede zu zwei Strophen, und jede Abtheilung das als Schluß ein Stief. Bringen wir jetzt bei die Schwierigkeit des Stabreims und Endreims bei den überdies so kurzen Zeilen in Anschlag, so erregt die künstliche Abtheilung des Liedes selbst die Bewunderung noch um so mehr. Die Abtheilungen waren bei den verschiedenen Eiedern, natürlich von verschiedener Länge, aber das solche Abtheilungen statt hatten, war das wesentliche Erforderniß einer Drapa, und die Abtheilungsart, vermöge einer kühnen Einschaltungsstrophe jeder Abtheilung, brachte die Drapur in verschiedenen Gegenlag zu den Flöken, d. h. den kürzern Eiedern, welche solche Einschaltungsverse nicht hatten, und also ohne jene Strophenordnungen waren, im Ubrigen aber dieselben Verömaße, wenigstens zum Theile, hatten. Welchen hohen Werth man auf die Drapur legte, zeigt folgendes, welches uns zugleich eine andere Drapa kennen lehrt, die auch Höfodlausa (Hauptlösung) heißt. Der Isländer Thorarin Kestunga, ein großer Skalde, war bei König Knut dem

Hildd heilum ham.

Þarinn heitir af fann.

Es die zweite Strophe, drei Zeilen in einem Strophen und nur je zwei und zwei Zeilen, aber auch von einem je zwei und zwei, und die andere drei haben einen Arm. Das ganze Stief f. in Egils-Saga, Eyrbyggjar Sag. n. 1809. S. 427. Keutische Übersetzungen des Liedes f. bei Eimuller, Vaulo-asp. p. XXXIV — XXXVII, wo auch p. XXVIII — XXXIV die Urschrift steht, und bei Egils, Fuglenden des Nordens, I. Bd. S. 178 — 182.

2) Anreime hat auch das Töglig, in welchem die Knautdrapa gebichtet ist, und das aus dem Fornyrðalag entnommen ist. Als Beispiel dient:

Ygdo Egfir  
aurbilda for  
svann eftir lönn  
eitt vammir mál  
Alt var gull  
Granna skil framit  
var af mön ego  
slita rikari.

Die beiden innern Reime oder Anreime haben wir durch Einfüßern bemerkt gemacht. Ein Stiefmäl-balk von der Tale-drapa oder Knautdrapa findet sich bei Snorri Sturluson, Heimskringla, in der Saga of Olaf hinom Helga. Cap. 152. gr. Ausg. T. II. p. 296, 299.

a) andernorts, wörtlich: Ho-Rhine-Trans, d. h. Anreimerungs-Trans. b) Von der dagesigen Ausgabe der Fieders-Edda oder Samundischen Edda S. 64 fg., große Ausg. der Edda Sam. 2. Th. S. 286 fg., und in der Ausgabe von Hall Edda samundar hinom fiedra (Stockholm 1816). c) Durch u. d. Fagen, Fieders des den Riedlungen, verdrückt. d) Von Finn-Ragnarson. Des ealden Eigi — overnat. e) Von Niflung, Ealden des Eigi Edda.

1) Buduma hlútur lúð  
Þáir á ek bróðrar kóð  
Ber ek Óðinn mál  
A Engla bláð.  
Lof at vinn vana.  
Vist mæri ek thann

Mächtigen von Dänemark, und hatte auf ihn einen Flok (kurzes Gedicht ohne Abtheilungen und Einschaltungsstrophen) gemacht. Aber als der König erfuhr, daß Thorarin auf ihn einen Flok gemacht hatte, da ward er sehr zornig, und verlangte, daß er den Tag darauf eine Drapa bringen sollte, wenn der König über Lische säße; that er es nicht, so sollte er für die Dreffigkeit gehängt werden, oder einen Dräpling<sup>1)</sup> auf den König Knut gemacht. Thorarin machte da ein Stef (einen Einschaltungsvers) und setzte es in den Gesang und vermehrte ihn um einige Strophen (erendi) oder Reisen (vissur); und dieses ist das Stef<sup>2)</sup>:

Knut verr grund, sem gæstic  
Grisklands himinrikt.  
Knut beschirmt den Grund<sup>3)</sup>, wie der Hüter  
Grisklands<sup>4)</sup> das Himmelreich.

Der König belebte den Gesang (sneedit) mit 50 Mark Silber. Die Drapa ist genannt Hósfloausen (Hauptlösung). Thorarin machte eine andere Drapa auf den König Knut, die Tog-dräpa genannt ist, und von Knut's Fahrten nach Norwegen handelt<sup>5)</sup>. Ein anderes Beispiel, wie die Drapur belohnt wurden, ist dieses: Eyvind Skaldaspiller (Skaldenverderber) machte eine Drapa auf eine Isländin, aber sie lobten ihm so, daß jeder Wende ihm einen Schappennig gab, der drei Pfennige Silber war. Als das Silber auf dem Althing (Gerichtssammlung aller Isländer) vorkam, beschloß man, es lauten zu lassen. Davon ward ein Feldardäkk (Weißstieleisen) gemacht, und nachdem der Schmiedselohn bezahlt war, war das Däkk (Hesteborte) 50 Maek (man berücksichtigt dabei den sehr hohen Stand des Silbers damals in Island), und ward Eyvindem gesandt, der aber bei der damals großen Hungersnoth in Norwegen genöthigt war, ihn zu zerkaufen und Vieh dafür zu kaufen. Wie sehen oben ein Beispiel, wie die Drapur den Königen zur Ergözung der Lische dienten. Auch bei den Gastmählern anderer Häuptlinge spielten sie eine große Rolle. So brachte Oddr Breidstingur die Drapa, die er auf Hrautli<sup>6)</sup> gemacht, zu dem Erbtunke<sup>7)</sup>, den Hrautli's Söhne nach dessen Tode anstell-

ten, und der der berühmteste war auf Island, da zu ihm alle Häuptlinge eingeladen worden waren<sup>8)</sup>. Vorzüglich als Abenteuerhaltung dienten die Drapur. So sang der isländische Stab Stufur von König Harald Hardskad einen Abend 60 Gesänge, und sie können nicht unbedeutend gewesen sein, da der König selbst einer der besten Statten war. Ausser den 60 Gesängen, welche Stufur den einen Abend vortrug, konnte er noch mehr, und zwar doppelt soviel Flokar und doppelt soviel Drapur als Flokar, also zusammen über 300 Gesänge<sup>9)</sup>. Ungeachtet also die Drapur länger waren, so waren sie doch zahlreicher, oder wurden meistens häufiger dem Gedächtnisse eingeprägt, als die Flokar, weil sie in größerm Ansehen als diese waren. Alle Drapur namentlich aufzuführen, würde der Raum nicht gestatten, und wir wollen daher die, welche zwar Drapur waren, aber andere Titel hatten, nicht aufzählen, sondern nur die, die auch im Titel Drapur hießen, und zwar von letztern folgende: Arinbiarnar Dräpa<sup>10)</sup> (Ehrengedicht auf Arnbiörn) von Egil Skallagrímsson, Banda-dräpa<sup>11)</sup> von Eyolf Dabaskallb, Blagangla-Dräpa von Arnor Jarlaskallb, Dräpa Eyrika Kongs Góda von Markus Skegaason, Erlings-dräpa von Sigboar Thordarson, Eyrika Dräpa Hakonarsonar von Thord Kolbrinnson<sup>12)</sup>, Esis Dräpa Haralds Hardraða von Arnor Jarlaskallb, Glyndrápa (Kampdräpa) auf Harald's, des Haarföhnen, Siege, namentlich über Drakabliinge und in der Schlacht bei Soffell und über die Könige Atredr und Audbjörn<sup>13)</sup>, Grafellard-dräpa auf König Harald Grafell Gunnhildarson von Olum Skraflon<sup>14)</sup>, Hakonar Dräpa auf Halon, Adelsknecht's Pflanzung, oder den Guten, von Gutorm Eindri (Kerksknecht)<sup>15)</sup>, Haralds Dräpa auf König Harald Sigurðarson von Thorolf Amorseon, Hús-dräpa (f. d. Art), Knuts Rika Dräpa von Einar Svart, Knuts Rika Dräpa von Sigboar, Magnusa-Dräpa auf Magnus d. Gr. von Arnor Jarlaskallb, Magnusa-Dräpa auf Magnus Barfus von Björn Kreppebjörn, Magnusa-Dräpa auf denselben von Thorolf Hamarskallb, Olafs-dräpa auf Olaf Kyri von Stein Herbjarfson, Olafs-dräpa auf Olaf Trygvasonen von Hallfred, Olafs Helga Dräpa, auch Vattar-Dräpa und Geisli genannt, von Einarr Skulason, Sigundar Dräpa auf Jarl Sigurd von Hladnir von Kormak<sup>16)</sup>, Stutfeldar-Dräpa auf Sigurd, Jerusalemfaber, von Thorarin, Togdräpa (f. oben), Uppeistar-dräpa, ein Knecht wegen Abtrünnigkeit des Hallfred, Vattar-dräpa, sowie als Olafs Helga Dräpa, Thóralfs-dräpa, auf Thóralf den Stær

8) Man. Dreplinger, Verkürzung von Dräpa, soviel als dräpa-stäfr, Stummel von einer Drapa, ein kleines Gedicht, kürzer als zwölf Verse (Stroph). 4) Stiefel mit dem angehängten Artikel leitet, daß der Einschaltungsvers sich gleich dith, während die Einschaltungsverse in andern Gedichten, z. B. in Egil's Hauptlösung sich nur gleich in der Länge wiesen und nur theilweise dieselben Worte und denselben Sinn enthielten, und im übrigen verschiedene Verse, also nicht eigentliche Refrain- oder Wiederholungen, waren. 5) Die Gste. 6) Gæstic Grisklands, der Mächtige Grisklands ist der Christengott, da die Rechtsmannen den Christengott zuerst von Griskland aus von den Rechtsmannen, die in Gæsticland hießen, kennen lernten. Dann war nämlich das Christenthum schon bekannt, bevor sie von Kristianth und Angantz aus hiezu bekehrten. 7) Snorri Sturluson a. a. D. S. 297, und Saga af Harald Grafell. Cap. 18, p. 185. 8) Hrautli, der Sohn Thord's Stälp's, war einer der Bestenwiser Isländs, nahm Heitadaf (Hrautli's) That. 9) erri von erri, Erbschaft, hieß die Todtscheiter, weil bei ihr das Erbe angetreten ward, indem man das Brogastell, Brog's Hüll- (Horn), Brog's Bruder, trank. E. Amert. zu meiner Uebersetzung der Heimskringla. Ngl. Sag. Cap. 53. 10) Snorri. b. M. u. R. Gste Section. XXVII.

10) Islands Landnámabók. P. III. Cap. X. seynbaggerer Ausg. von 1774. S. 217. 11) Stäfr, Thaur Kattarson, f. dechönung, Prose, von gr. Aufg. der Heimskringla. p. XVII. 12) Nur noch ein Bruchstück. 13) S. Stroph in der Heimskringla. 8. af Olaf Trygvasonyn. Cap. 96. 57. T. I. p. 226-297. 14) H. K. Cap. 40, 41, p. 232-234. 15) H. K. Saga ens Harfagra. Cap. 9, 10, p. 82-84. Cap. 11, p. 86. 16) H. K. Saga Hakonar Góda. Cap. 10, p. 134. Saga af Harald Grafell. Cap. 11, p. 169, 301. 17) H. K. Saga Hakonar Góda. Cap. 6-9, p. 132, 153. 18) H. K. Saga Hakonar Góda. Cap. 19, p. 140. T. VI. p. 24. Xupung zu Kormarks Saga (Hafnala 1832). p. 278-237.

fen von Thord Scaresfon <sup>1)</sup>, Thors-dräpa auf des Gottes Thors Fahrt an den Hof des Riesen Geirrod von Gifil Gudrunarfen. (Ferdinand Warter.)

**DRAPARNALDIA.** Diese Gattungsgattung, aus der 24. Einflüßigen Classe und aus der Gruppe der Isomeren der natürlichen Familie der Algen, hat Bory de St. Vincent (Annales du Mus. Tom XII. p. 400) so genannt nach dem von mehreren Jahren verstorbenen Professor der Naturgeschichte zu Montpellier, Jak. Phil. Raim. Draparnaud, welcher ein eifriger Beobachter der Weichthiere und der Algen war. Die Gattung wird charakterisirt durch ein gallertartiges, dfliges, gegliedertes, grünes Laub, dessen erste Verzweigungen güteförmig bezeichnet sind (durch die darin enthaltenen Keimkörner), während die äußersten Ästchen in seine pinselförmige Haare sich theilen. Agardh nimmt nur drei Arten an: 1) *Dr. tenuis* Ag. (Conserva proiensia Dillwyn, Dr. pusilla Lyngbye hydroph. dan. t. 65), 2) *Dr. plumosa* Ag. (Lyngb. t. 64, Dr. hypnosa Bory l. c. p. 403. t. 35. f. 2, Conserva mutabilis Roth, Fl. dan. t. 1486. f. 1, Conserva lubrica Dillw., Engl. bot. t. 2087, Batrachospermum plumosum Vaucher Conf. d'ann. douce p. 114. t. 11, wahrseheinlich gebdren diehier als Abarten Dr. laxa Bory Diet. class. d'hist. nat. V. p. 614 (Conserva lubrica Lyngb. l. c. p. 150. t. 52) und Dr. pulchella Kutzing. Alg. aqu. dulc. Germ. dec. X. n. 3), 3) *Dr. glomerata* Ag. (Lyngb. t. 64, Dr. mutabilis Bory l. c. t. 35. f. 1, Conserva mutabilis Engl. bot. t. 1740. Batrachospermum glomeratum Vauch. l. c. t. 12. f. 1—4). Sie kommen als sehr harte, stielche, sanft grüne, bis gegen drei Zoll lange Algen an Steinen, Pfählen und Wasserpflanzen in stehendem und fließendem, süßem Wasser Europa's vor. Zweifelsfast sind zwei außereuropäische Arten: 4) *Dr. dendroidea* Bory (l. c. f. 3), in Bächen auf Madagaskar, und 5) *Dr. pygmaea* Bory (l. c. f. 4) auf Südwasser-Conferven der malakischen Inseln. (A. Sprengel.)

*Draperie*, f. Gewand.

**DRAPETES.** Eine von Lomard so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Einflüßigen Classe und aus der natürlichen Familie der Zymneliden. Geier. Die Blüthen haben köpfelförmig zusammengesetzt auf einem bärtigen Fruchtboden; der corollinische Kelch ist trichterförmig mit einem vierzähligen Saum, die Staubfäden sind länger als der Kelch; der Griffel ist einfach; das jugelförmige Samanorn von dem stehenden bleibenden Kelche bedekt. Die einzige Art, welche Commerlon an der Nagelbarns-Straße entdeckt hat, *Dr. muscosus* Spreng. (Syst. veg. I. 455, Dr. muscolides Lam. Journ. d'hist. nat. l. p. 186. t. 10. f. 1. Gärtner Fil. suppl. carp. p. 200. t. 215. f. 8), ist

ein perennirendes Kraut mit dfligen, rafenförmig aufgebreitete, fadenförmigen, etwa handlangen Stengeln, umgestielten, über Kreuz gegenüberstehenden, eiförmigen, kumpfen, ganzrandigen, behaarten Blättern, und kleinen, am Ende der Zweige stehenden Blüthenrispen.

(A. Sprengel.)

**DRAPIEZ-SEIFE,** aus Fischthran und Potasche, vor der Anwendung in Kampfergeist mit etwas Wosch aufgelöst, dient zur Erhaltung der Thierhäute und Helle in Naturaliensammlungen. Papier mit dieser Auflösung getränkt, schützt die hineingeschlagnenen Zeig- und Rauchwaaren, Rollenbäden und wollenen Tuche gegen Motten u.

(Th. Schreger.)

**DRAPSAKA** bei Arrien, Drapsa bei Stephanus, Darapas und Adrapas bei Strabon, ist in der alten Erdbeschreibung eine in Baktrien gelegene Stadt, welche von Alexander dem Großen auf seinem Wege vom indischen Kaukasus oder Paropamisus nach Baktrien, jetzt Balch, durchzogen wurde (Arrian. III. c. 29). Sie wird von d'Anville für eine und dieselbe Stadt mit Dreepas genommen und kommt der Lage nach mit dem heutigen Bamiän überein. Dreepas inzwischen ist bei Ptolemäus, welcher Drapsaka, Darapas und Adrapas gänzlich übergeht, Sogdiana regionis metropolis. Damit scheint zugleich Ammian Marcellin (lib. XXIII.) übereinzustimmen, wo sie Dreepas metropolis genannt ist. Auch mit Plinius (H. N. lib. VI. cap. 18), wenn anders, wie Einige dafür gehalten haben, das von ihm genannte oppidum Panda die Stadt Dreepas bezeichnen sollte, wären die wie sie in Sogdiana liegen müssen. Das jedoch Panda des Plinius, welcher weder Dreepas noch Drapsaka erwähnt, mit Dreepas einerlei sei, ist mit Nichter erwiesen. Soll übrigens Dreepas des Ptolemäus und des Ammian Marcellin die baktrische Drapsaka, Darapas oder Adrapas sein, was man neuerer Zeit fast allgemein voraussetzt, so kann man dessfalls nur in Ansicht bringen, daß die Alten nur mangelhafte Kenntniß von den entferntern asiatischen Ländern besaßen, und daß sie namentlich, wie es scheint, zuweilen, Betreffs der Lage der Orte Bactria und Sogdiana verwechselt, oder beide Länder verschmolzen haben, insofern sie zu ihrer Zeit als Provinzen eines Reichs im statischen Zusammenhange standen. (Wahl.)

Drasco, f. Thrasico.

**DRASKOVICH** (Draseovicia, sprich: Drätschowskisch). Die Grafen D. haben, als ein Zweig des großen Geschlechtes der Suabich, der Beherrscher von Kain, Spalatro, Gattina, Gissa und Hudina, ihren Ursprung in Dalmatien. Johann de Suabich war einer der Begleiter Königs Andreas II., bei dessen Kreuzzuge nach Jerusalem, brachte, mit mehr Ausdauer, als der König, über drei Jahre im Kampfe mit den Ungläubigen zu, und erwarb, besonders bei der Einnahme von Damietta, bei dem Unternehmen aus Damaskus, ausgezeichneten Ruhm. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland schenkte er der Domkirche zu Reizprim einen goldenen Kelch, der mit der Jahreszahl 1222 und seinem Namen bezeichnet und noch vorhanden ist; in späterer Zeit wurde demselben auch das

19) H. K. S. Hak. God. Cap. 80. p. 157. Snorra-Edda, Jarg. von Rast. G. 116, Skala G. 171, 172. Tharicius, Antiq. Septentr. Miscell. Observ. VII. p. 171—173, wo die Bruchstücke zusammengestellt sind. Andre Drapuz, die aber andere Ziel haben, sind bezeichnet in der Übersicht der sammtlichen größten Stättenbezeichnungen von Krieg und Kreuzfahnen verpflanzt in den Fundgruben des alten Westens, S. 195—198.



Weselschloßwappen angeheftet. Aber nicht nur hatte Johanna die Ehre des Königreichs im Auslande gerettet, auch in Ungarn selbst erwies er dem Könige in den J. 1225—1235 die wichtigsten Dienste, wofür er zur Belohnung die Gebiete von Gettina und Hudina erhielt. Darum nennt sich sein Sohn Martin, gewöhnlich de Hudina, wie der andere Nikolaus de Gettina; beide waren tapfere Streiter in dem verwickelten Kampfe mit den Mongolen, was dem König Bela IV. veranlaßte, sie im J. 1245 mit dem Könige Bélaucz ultra Dravum in Slavonien, zu beschenken. Des Nikolaus' Sohn, Andreas, in Urkunden comes Andraas de Czettina et Hudina oder comes Andraas de Hudina, wurde, als ein treuer Anhänger Königs Andreas III. von Karl Martell ums J. 1292 auf seiner Befreiung in Dalmatien entsetzt, erhielt sie jedoch im J. 1299 von König Andreas zurück, und zugleich, als eine Belohnung seiner Treue, den Besitz von Knin. Er lebte noch im J. 1304. Seine Söhne, Peter, Paul, gemeinlich Paulinus, Andreas der Jüngere und Johanna, haben zuerst den Namen Draskovich geführt, der wohl nicht anderes heißen kann, als des Andreas (Drasko) Sohn. Paul oder Paulinus, der bereits im J. 1322 als Bischof von Scaradona vorkommt, wurde auf Martin's, des tyrannischen Fürsten von Dalmatien und Kroatien Befehl, in dessen Gegenwart, auf eine grausame Weise ermordet (1332). Andreas der Jüngere, Peter und Johanna Draskovich erhielten im J. 1312 von König Karl I. eine Bestätigungsurkunde über den Besitz von Knin, Gettina u. Andreas erheiratete, ums J. 1325, mit Helena, der Tochter des Grafen Paul von Trani, der Nichte des Fürsten Martin, große Reichthümer und Güter; sein Geschlecht ist aber längst erloschen. Peter überlebte seine drei Brüder, war des Königs Ludwig I. supremus equitum ductor, in welcher Eigenschaft er sowohl in dem neapolitanischen Feldzuge (1347), als auch in dem Kriege mit Venedig (1356) erscheint und fand den Tod während der kurzen Belagerung von Treviso (August 1356). Sein Sohn Nikolaus Draskovich von Gettina, nachdem er dem Könige Ludwig in allen seinen Zügen nach Dalmatien, Apulien und Sizilien die erprieslichsten Dienste geleistet, erhielt zur Belohnung die Herrschaft Bilina in Slavonien, und rühmt von ihm der Schenkungsbrief vom J. 1368: Qui cum pro nostri regii honoris exaltatione cum hostibus nostris penes civitatem Salerno conflictum personalem viriliter induisset, et in eodem stragem non modicam fecisset, non sine duorum lethalium vulnere plagis. Seine Witwe, Margaretha, lebte noch im J. 1382, sein Sohn, Johann III., wird in einem, im J. 1406 mit Nikolaus Krangapani, Grafen von Veglia und Medusich, abgeschlossenen Schutzbündnisse als comes in Gettina, Clissa, Rama, dominus in Bilina bezeichnet, und war mit des Pauls (Gruppe de Monosio), des Fürsten von Nachod Tochter, Elisabeth, verheiratet. Von seinen drei Söhnen war Kaspar I., Draskovich du Bilina, oder auch de Bilina, allein in Urkunden genannt, einer der ausgezeichneten Feldherren des Königs Matthias, der seinen,

namentlich in der Schlacht bei Jajcza, im J. 1463 bewiesenen Heldenthum, durch eine eigene Urkunde verewigte. Kaspar's I. Sohn, Bartholomäus, diente vom J. 1482 an, in den Heeren der Könige Matthias und Blabolian, kaufte nachmals auf seiner Burg Bilina, mußte aber im J. 1522 oder 1523, nachdem die Türken Knin, Gettina, Gorbadien, überhaupt seine sämtlichen Besitzungen in Dalmatien, eingenommen hatten, nach Kroatien entweichen. Das vormalige Castell Suaraja, unweit Karlsbad, diente ihm zum Aufenthaltsorte; auch dort bedroht, verdrang er seine besten Krieger und seine Kleinodien in einem Gewölbe unter der Kirche, sie wurden aber ebenfalls gelegentlich des Einfalles vom J. 1527, der Türken Beute. Bartholomäus wurde so sehr von dem Unglücke verfolgt, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als was er am Leibe trug, und ein alter Säbel, den er oft gegen die Türken gebraucht. Sterbend im J. 1538 übergab er diesen Säbel seinen Söhnen, zugleich mit einer Lehre über sein trauriges Schicksal und einer väterlichen Ermahnung. Seine Hausfrau, Anna Ulitschovich, die Schwester des berühmten Cardinals und Bischofs von Großwardein, des Georg Ulitschovich (sonst auch Martinusius genannt) hatte ihm nämlich drei Söhne, Georg, Kaspar II. und Johanna, geboren: alle drei wurden von dem Cardinal erzogen. Johann, der Jüngste, Obrister zu Ross, fiel in der Vertheidigung von Sigeth im J. 1566; über Georg, den Cardinal, s. den besondern Art. Kaspar II. diente von Jugend auf an dem Hofe des Königs Johann von Apolsha, verließ diesen Hof nach der Ermordung seines Vaters, des Cardinals Martinusius, und vermählte sich ums J. 1554 mit Katharina Szejel von Kherent, der Ebin einer reichen, auch in der Steiermark begüterten, unarischen Familie. Im J. 1569 erhielt er, „praecepit ob singularia merita fratris sui Georgii Praesulis,“ vom Kaiser Maximilian II. die Herrschaft Trakoschan, in der warasiner Geshenchaft von Kroatien, die seitdem der Hauptsitz der Familie geworden ist. Von Kaspar's drei Söhnen kommen nur Peter und Johann in Betracht, denn der älteste, Georg, Commandant zu Petrina im J. 1598, blieb ohne Nachkommenschaft, obgleich er mit Juliana von Herberstein verheiratet gewesen. Peter, Herrherr von Trakoschan, bekleidete im J. 1597 die Ämter eines Krenschammermeisters und Generalleutnants in Kroatien und erheiratete mit Maria Anna von Kapi, neben vielem andern Reichthume, die schöne Herrschaft Luttenberg in Steiermark. Sein Sohn, Kaspar III., Graf von Draskovich (die Stammerhöhung ist vom 7. Sept. 1631 und auch den Vetter gemeinshaftlich), Freiherr von Trakoschan und Luttenberg, erzeugte in seiner Ehe mit Anna Elisabeth von Ratkay eine einzige Tochter, Anna Eusebia, welche sich im J. 1649 oder 1650 mit Nikolaus Briny, dem Ban von Kroatien, verheiratete, aber schon im J. 1651 ohne Kinder starb. Es erhoben sich hierauf wegen des Eingebrachten zwischen Schwiegervater und Schwiegereltern große Zwistigkeiten, daß es endlich zu den Waffen und gewaltsamen Angriffen kam. Kaspar III. starb zu Tgram, den 22. Mai 1664; ihn beerbte seine

an Dionysius Szeczy de Pendoa verheirathete Schwester Sara.

Johann, der mittlere von Ladislaus II. Eöthen, Banus von Kroatien, Kaiser Rudolfs II. Kämmerer, Geheim- und Hofkriegsrath, General der Reiter, des kaiserlichen Comitats Oberhaupt, wurde von Thomas Erdödy, dem tapfern Banus, für die Waffen getödtet, und stirbt mit hoher Auszeichnung im J. 1589 bei Possega, gegen Eranterbeg Palsha, siegte im J. 1591 bei Cöpreinig über Hassan Pascha, den abtrünnigen Wäsch, und that bei dem Entsatz von Eijef, an dem glorreichen 22. Junius 1562 den ersten Angriff. Im J. 1592 wurde ihm und dem ganzen Geschlechte der Herrenstand bestätigt und erneuert, und Trakofshan zugleich zu einer Kreisherrschaft erhoben. Im J. 1592 wurde Johann Taveranicorum regalium magister oder Reichschatzmeister, daß er mithin unter den Magnaten seinen Platz nehmen konnte, und im J. 1596 Banus von Kroatien; als solcher bewirkte er im J. 1597 den Entsatz der abermals von den Türken belagerten Festung Petrina, ließ diese Festung, gleichwie Eijef, in besseren Verteidigungsstand setzen, siegte über die Türken in mehreren Gefechten vor Gyrael und Possega, demerselbste hierauf seine Vereiniung mit dem Herzoge von Mercoeur und Georg Brim, und hatte besonders an dem meistwichtigen Rückzuge von Kanisa (10. Oct. 1600) den wichtigsten Antheil. Er bewachte Kroatien in der Arzeu gegen den Kaiser, sowie Wäsch sich auch Booskap bat, bis dahin seine Rebellion auszuhehnen; aber nicht zufrieden hiermit drang der Banus, der den General von Slavonien, Trautmannsdorf, an sich gezogen, in Ungarn selbst ein, und der Sieg, den er über die Rebellen bei Körmend ersocht, die darauf erfolgte Wiedereinnahme von Stein am Anze, Körmend, Gilling und Sümegh (1605), waren Ereignisse, die nicht wenig den Frieden vom J. 1606 herbeiführen halfen. Er war gegen Johann's Meinung geschlossen worden, die feindliche Gefinnung einiger Magnaten machte seine Stellung noch schwieriger; in dem Verdrusse darüber legte er die Bandenwürde nieder, um fortan mehrtheils in Wien oder Preßburg zu leben. Doch betheiligte er bis an sein Ende die Stelle eines Hofkriegsrathes, commandirenden Generals in dem Königreich Ungarn jenseit der Donau und Taveranicorum regalium magistri, auch vertrat er mehrmals das Amt eines Vicepräsidenten in dem Hofkriegsrathe. Er starb zu Preßburg im J. 1613; Rastan nennt ihm virum nullis saeculis tacendum, omnibus posteris quam admirandum, tam imitandum. Seine Gemahlin, Eva Jzwanski, des berühmten Geschichtschreibers älteste Tochter und Erbin der Herrschaft Viniça, in dem waraschiner Comitath, hatte ihm drei Söhne, Nikolaus, Georg und Johann, geboren. Georg, zuerst Domherr zu Gran, wurde im J. 1628 zu Künskirchen, 1631 zu Baijen und 1635 zu Raab Bischof; als solcher fiel er wegen Unwirtschaftlichkeit und Verschwendung einiger Stiftdiener im J. 1647 in Untersuchung, die noch nicht zu Ende war, als er im J. 1650 zu Wien mit Tode abging. Nikolaus, Freiherr zu Trakofshan, Herr zu Viniça, zu

Ebreichsdorf am Moos und zu Schönau (diese beiden Güter, B. U. M. B. erwarb er durch Kauf), wurde den 26. Jun. 1626 in den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen, starb aber ums J. 1640. Er war mit der Gräfin Maria Elisabeth von Erdödy verheirathet gewesen; seine einzige Tochter, Clara Elisabeth, wurde des Grafen Georg von Raab's Gemahlin. Johann, Graf Draskovich von Trakofshan, Herr zu Viniça und Zsendwar, in dem waraschiner Bukowacz und Lunkowetz, in dem kaiserlichen Comitath, Pfandinhaber der Herrschaft Ungarisch-Altenburg, hatte in Grätz Philosophie, in Padua die Rechte studirt, wurde aber endlich ein Kriegsmann, im J. 1637 Commandant von Kreuz, 1640 Banus von Kroatien, 1646 Palatinus von Ungarn. Da man ihm den Vorwurf machte, er sei in Ungarn selbst nicht begütert, so überließ ihm Kaiser Ferdinand III. gegen eine Summe von 200,000 Fl. die Kronerbschaft Ungarisch-Altenburg zu zehnährigem Pfandbesitze. Die Übergabe der Herrschaft erfolgte in Altenburg selbst, den 24. Jun. 1648; die Feierlichkeit war aber kaum vorüber, als den Palatinus eine Krankheit befiel, an der er den 5. Aug. 1648 sterben mußte. Er war nur 45 Jahre alt, ebenso eifrig in seiner Religion, als in dem Dienste des Erzhause, vieler Sprachen kundig und ein tüchtiger und erfahrener Kriegsmann. Die ihm verlebene Anwartschaft auf die herbarischen Güter, insbesondere die Herrschaft Kessitz, war eine Belohnung der Treue, mit welcher er bei aller Abneigung gegen die Türken, den Lockungen Rakotzi's widerstanden hatte. Sein ungemein prachtvolles Leidenbegnügung soll an 10,000 Fl. gekostet haben. Seine Gemahlin, die Gräfin Barbara von Turzo, die um seinetwillen der protestantischen Lehre entsagte, hatte ihm fünf Kinder, darunter die Söhne Nikolaus V. und Johann VIII., geboren. Nikolaus V., Erbgraf zu Trakofshan, Herr der Herrschaften Viniça, Bukowacz, Lunkowetz, Zsendwar, Krenowitz in dem waraschiner, Sarbar, in dem eisenerburger Comitath, Pfandinhaber zu Ungarisch-Altenburg, war f. l. wirtschlicher Geheimrath, Kämmerer, Judex curiae und des wieselburger Comitats Oberhaupt, vorher schon Generalmajor und seit dem J. 1667 Janitorum regalium magister, verbumtete bei dem Empfange der kaiserlichen Braut, der Erzherzogin Claudia Felicitas, an der tyrolischen Grenze (Oct. 1673), durch die Pracht seines Gefolges alle Größen des Hofes, die mit ihm zugleich ausgeföhnt worden, und starb den 8. Oct. 1687. Seine erste Ehe mit der Gräfin Barbara von Homonna, war kinderlos, von seiner zweiten Gemahlin, der Gräfin Elisabeth Christina von Raab's, kamen neun Kinder, von denen nur ein Sohn zu merken ist. Dieser, Adam Franz, geboren im J. 1673, war f. l. Geheimrath, Kämmerer und Feldmarschall-Lieutenant, in erster Ehe mit der Gräfin Johanna Barbara von Herberville, in anderer Ehe mit Maria Magdalena von Hirschhausen verheirathet und starb den 2. Sept. 1749. Der Sohn der ersten Ehe, Leopold, Erbherr zu Sarvar, hatte aus zwei Ehen, a) mit der Gräfin Elisabeth Theresia von Palfy, b) mit Barbara von Unger, drei Töchter, von denen die älteste, Theresia, an den



Grafen von Bičaj verheirathet war. In ihrem Rechte sind späterhin bei dem Erlöschen dieser ältern Linie des Hauses Draskovich, dessen Hauptbesitzungen, insbesondere die städtische Herrschaft Zlavor, eisenburger Comitats, an die Grafen Bičaj und die von Keusung gekommen. Von des Grafen Adam Franz's Söhnen zweiter Ehe fiel der jüngere Emerich, Hauptmann unter Erzherzog Ferdinand's Infanterie, bei Kolin im J. 1757. Der ältere, Johann, Erbherr zu Sarvar, f. l. Kämmerer und ungarischer Hofkammerrat, starb im J. 1779. Seine erste Gemahlin, Franziska, Gräfin von Graßalowitz, hatte ihm eine einzige Tochter, Maria Anna, vermählte Gräfin Joseph Czoly, geboren. Aus der zweiten Ehe, mit Maria Antonia, Gräfin von Montecucoli, kamen drei Kinder; der Sohn, Franz, starb noch vor dem Vater. Ob von den Töchtern eine verheirathet worden, möchten wir bezweifeln.

Johann VIII., des Palatinus jüngerer Sohn, aus Trakoſtan, Klenovnik u., erwarb sich bei der Einnahme von Hunficken (1686), bei dem Ritterzuge nach Bosnien (1689), nicht geringen Ruhm und starb als Feldmarschall-Lieutenant und cubiculariorum regalium magister im J. 1692. Der einzige Sohn seiner Ehe mit der Gräfin Maria Magdalena von Katschy, Johann IX., seit dem 1. März 1705 f. l. Generalmajor und seit dem Jul. 1705 königlich-ungarischer Rath und cubiculariorum regalium magister, erhielt am 18. Jan. 1716, als Feldmarschall-Lieutenant, die Locumtenenz des Landes und der Grenzen von Kroatien, stieg am 6. Aug. 1716 über die bosnischen Lürken, die er von Rippa bis Bado nad verfolgte und eroberte fünf Thürme an der Unna, später auch das schon damals wichtige Dubika. Im J. 1721 wurde er in den Hofkriegsrath eingeführt, dann zum General von der Cavalerie und endlich im J. 1731 zum Banus von Kroatien ernannt. Er starb im Jan. 1733; seine Gemahlin, Maria Katharina, Gräfin von Brandis, hatte ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Johanna Dorothea wurde an den Grafen Leopold Karl von Limburg, Stryum, Anna Katharina an den Grafen Georg von Selaba verheirathet; Johann Baptist Brictius blieb als Major in Italien (1735). Joseph Kasimir endlich, Graf von Draskovich zu Trakoſtan, Klenovnik, Biniza, geboren den 4. März 1716, trat sehr jung in Kriegsdienste, so daß er im J. 1744 Obrister, 1747 Generalmajor werden konnte. Als commandirender General in Kroatien machte er sich um eine regelmäßige Einrichtung der Grenzmitz sehr verdient; den durch so umfassende Neuerungen veranlaßten Aufruhr unterdrückte er mit starker Hand im J. 1755. In der Schlacht bei Bobosky (1. Oct. 1756) befehligte er die aus seinen Grenzern, aus Karlsbädern, Barabekern und Banalisten, gebildete Reserve. Nach der Schlacht bei Kolin beunruhigte er den Rückzug der Preußen bei Mogy; bei der Einnahme von Schweidnitz that er das Seine. Als einer der ausgezeichnetesten Vertheidiger von Dimbich erhielt er den Auftrag, die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung der Kaiserin zu überbringen, und die willkommenen Botschaft wurde ihm mit einem

hoffbaren Ringe, mit Feldmarschall-Lieutenants Range und mit dem Kreuze des Maria-Theresiendens besetzt. Die Belagerung von Olaz (1760) wurde ihm von Louis von Löringen und schon am 26. Jul. durch die Erstürmung der Festung benetzt; offenbar hatte das Glück den General begünstigt, immer bleibt ihm aber das Verdienst, daß er diese Günst mit seltener Geduldgegnenwart benutzte. Auch die Belagerung von Breslau sollte er führen; sie wurde aber aufgehoben, ehe sie recht begonnen hatte. In dem Feldzuge vom J. 1761 befehligte Draskovich ein abgesonderetes Corps, ohne doch viel auszurichten. Er nahm sein Winterquartier zu Wartha und blieb daselbst bis in den Jun. 1762 liegen. Auf die Nachricht, daß vier Schwabronen preussische Husaren unter dem Major Hohendorf zu Heiderdorf bei Reisse lagerten, machte er den Versuch, sie aufzuheben; sein Marsch über Patschau (21. Jun) wurde aber verrathen. Er fand die ganze Belagerung von Reisse den Husaren zur Unterstüßung aufgestellt, wurde zurückgeschlagen und selbst, nebst vielen seiner Leute, gefangen. Nach dem Frieden, wegen dieses Vorfalls, vor ein Kriegsgericht gestellt, wußte er sich jedoch gegen alle ihm gemachte Anschuldigung zu rechtfertigen und er erhielt am 26. Febr. 1763 seine Ernennung als General-Feldzeugmeister, sowie später das Generalcommando in Eisenbürgen. Dergesenen des kaiserlichen Comitats war er schon seit längerer Zeit gewesen. Er starb im Oct. 1765. Seine Witwe, Susanna von Malatinsky, verathete nachmalig den Banus Katschy. Von seinen Söhnen starb der jüngste, Graf Joseph Draskovich, den 23. Aug. 1785, mit Hinterlassung zweier Töchter; der dreien ältern Söhne, der Grafen Johann und Franz Nachkommenschaft blühet noch heute.

(v. Stramberg.)

DRASKOVICS (Georg). Ein durch Geburt, Wissenschaft, Verdienste und Würden ausgezeichneter Prälat und Staatsmann Ungerns unter den drei ersten Königen der österreichischen Periode, wurde zu Büina geboren (5. Febr. 1515) und bis zum zwölften Jahre erzogen. Da verlor sein Vater, Bartholomäus, des Hauses sämtliche Besitzungen an die Türken (1527); es nahm sich des Knaben der mütterliche Onkel, der nachmalig so berühmte Bischof von Großwardein, Wösch, Cardinal und politische Rättyrer, Georg Martinuzzi, an, und widmete ihn ganz den Wissenschaften. Er studirte Anfangs zu Kraak und Wien, hernach zu Bologna und Rom, und erhielt an letztem Orte die priesterliche Weihe (1539). Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wurde er erst Domherr zu Großwardein, Domcantor daselbst und Abt zu Leles; dann insulirter Propst der Collegiatkirche zu Presburg (1546); bald darauf des römischen Königs und seit 1558 Kaisers Ferdinand I. Rath und Reichsrat, und im J. 1557 Bischof von Hunficken. Als solcher hielt er die Leichenpredigt zum Gedächtnisse der königlichen Witwe, Maria, Ludwig's II. hinterlassene Gemahlin (1558), überstegte des Vincentius von Lerins (gest. 448) Buch wider die Ketzer, Communionium fidei genannt (1561), und ging auf Kaiser Ferdinand's Geheiß (20. Dec. 1561), als Orator des Königs reichs Ungern, zu der wieder begonnenen Kirchenversamm-

lung nach Trient ab. Er hielt daselbst in derselben Stunde, in welcher sie eröffnet wurde (18. Jan. 1562), seinen prunkvollen Einzug, und stieg des Versammelten folglich so viel Vertrauen ein, daß sie ihn zum Präses jener Deputation ernannten (11. Febr. 1562), welche das Verzeichniß verbotener Bücher entwerfen sollte. Wenige Tage darauf (24. Febr. 1562) legte er ihnen seine inessen angelangte förmliche Vollmacht vor, begleitet mit einer gehaltvollen Rede<sup>1)</sup>, und behauptete sich dann während der ganzen Dauer des Conciliums als einen der einsichtsvollsten und für das Wohl der Kirche redlichst-eifrigen Abgeordneten<sup>2)</sup>. Aber wie hinreichend er auch gegen die ausgearteten Sitten des Klerus und gegen die verarmte Kirche suchte, sowie für die Residenz der Bischöfe und die Ausbreitung des Abendmahls in beiderlei Gestalt sprach, so gelang es ihm doch nicht, irgend etwas von dem Allen durchzusetzen, was ihm sein Ender aufgetragen hatte, und das Concilium wurde geschlossen. (4. Dec. 1563), ohne den Wünschen dieses Enders zu entsprechen; aber mit dem Abschieden war er sehr zufrieden. Er ernannte ihn noch vor dem Schluß des Conciliums zum Bischof von Agram (19. Nov. 1563), den Papst selbst ersuchend um die Erlassung der Annaten, und wurde ihm unstreitig noch weiter ausgezeichnet haben, wenn ihn nicht daran der Tod gehindert hätte (23. Jul. 1564). Es geschah von seinem Nachfolger, Marimilian II. Dieser ernannte ihn im J. 1567 zum wirklichen geheimen Rath und zum Banus oder Vizekönig von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, und wenige Jahre darauf (9. Jun. 1573) auch zum Erzbischof von Kolofa. So hatte nun der Mann Geschäfte genug für die Kirche, wie für den Staat, ob er gleich für die letzten an Franz von Franzejan (gest. 11. Dec. 1572) und an Kaspar Alapi (1573—1578), mit welchen er gemeinschaftlich die Banuswürde bekleidete, Theilnahme hatte. Er unterzog sich beiden mit der größten Sorgfalt. Auch der katholischen Kirche in Ungarn that er vorzüglich Zuflucht und Ordnung Noth. Er drang denn auf die Beseitigung der identischen Beschlüsse, und ließ sich dieselbe so anlegen sein — selbst einen Anton Veranz, Bischof von Erlau, an seine Pflichten erinnernd (Oct. 1568)<sup>3)</sup> — daß ihm deshalb Papst Pius V. ein schönes Belobungsschreiben schickte (9. Aug. 1569)<sup>4)</sup>. Aber auch um den Staat machte er sich verdient durch die Abweisung des für den Weidwodem von Siedenburg Anhänger werbenden Georg Rostkai (1569)<sup>5)</sup>, und durch die Dämpfung des Bauernaufstandes zu Szomschedra (1572), und durch die Zurückhaltung der Türken von einem Einbruch in das Gebiet seines Banats (1574). Doch wurde ihm die doppelte Würde zu schwer, und er schied sich nach Befreiung von der letztern, um für die erstere mehr Ruhe zu gewinnen.

Aber erst im J. 1578 wurde ihm sein Wunsch, und auch da nur zum Theil gewährt. Als er in jenem Jahre auf dem Reichstage zu Preßburg als ein so nachdrücklicher Redner für den Staat und König auftrat, gab ihm Rudolf II. statt der Banuswürde die Würde eines ungrischen Hofkanzlers, und statt des agrarischen Bisthums das raaber, welches um diese Zeit jenem weit vorzuziehen war, und welches er auch nebst dem Erzbisthume von Kolofa lebenslänglich behielt. Man sah recht bald den Erfolg von dieser Erleichterung. Sogleich im nächsten Jahre hielt er die Synode zu Steinamanger (2—4. Aug. 1579), auf welcher viele heilsame, noch vorhandene<sup>6)</sup> Beschlüsse gefaßt wurden. Und nicht lange nachher nahm die Einführung des neuen Kalenders seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Da dieselbe auf dem stürmischen Reichstage zu Preßburg (März, April 1583) gänzlich verwerfen wurde, sollte sie durch die Bischöfe durchgesetzt werden, und sie machte ihm viel zu schaffen, namentlich in Odenburg. Doch gelang ihm dieselbe in dem größten Theile seiner beiden Bisthümer, und es ernannte ihn dafür Papst Gregor XIII. Nachfolger Sixtus V., zum Cardinal (18. Dec. 1585) und schickte ihm durch einen angeesehenen Patricier aus Bologna den Cardinalshut nach Wien. Er wurde ihm da in der Augustinerkirche vom Bischof der Stadt ausgelegt (13. Febr. 1586), in Gegenwart der Erzbischofe Ernst, Mathias und Marimilian, die sich auch zum festlichen Mahle dieses Tages bei ihm einfanden, ob sie gleich nicht dazu geladen waren<sup>7)</sup>. Auch Kaiser Rudolf belohnte ihn für seine Bemühungen. Wenige Tage vor dieser Feierlichkeit starb der Statthalter des Reichs, Stephan Rodolphi (4. Febr. 1586). Da wurde Draskovics sein Nachfolger, und seine Wille, den Jesuiten die Prophelei von Thurocz einzuräumen, erhielt er auch noch in demselben Jahre gewährt (19. Mai 1586). Als er eben nach geendigem Landtage zu Preßburg Wilens war, zur Abholung des Cardinalshutes, welcher sich bekanntlich jeder Cardinal selbst unterziehen muß, nach Rom zu reisen, starb er nach einer kaum vierzigjährigen Krankheit im 62. Jahre seines Alters zu Wien am letzten Januar des J. 1587<sup>8)</sup>, nicht 1588, wie entschieden es auch von Wiggill<sup>9)</sup> und vielen Andern behauptet wird. Er liegt zu Raab in der Kathedralkirche begraben, wo ihm nach 50 Jahren seines Bruders Kaspar Entsch, gleichfalls Georg Draskovics und Bischof zu Raab, ein neues Grabmal an die Stelle des durch die Türken zerstörten setzen ließ (31. Jan. 1637). Es war dies ein schüliger Trieb, den der Neffe dem Großvater im Namen der ganzen Familie sollte. Auch sie hatten dem Hochverdiensten viel zu danken. Auf seinen Betrieb erhielt der ebengetragene Bruder Kaspar vom Kaiser Marimilian II. jenes Schloß und jene Herrschaft Trakostan (Drachenstein) in Kroatien (1569), nach welchem sich bis heute noch die ganze Familie nennt, und von da an

1) Siehe dieselbe bei Pistorio (Sacra Conella in Regno Hung. P. II. p. 445), bei Kersch (Hist. Recl. Zagrab. P. I. p. 240), und bei Koller (Hist. Kpiscopat. Quinquoccl. T. VI. p. 157). 2) Heister's Geschichte der Ungarn. S. 281. S. 340—355. 3) Karoly in Marimilian's Erben S. 54. 4) Kerschlich, Hist. Recl. Zagrab. P. I. p. 244. 5) Isthvansky, Hist. Regoi Hung. Lib. XXIV.

6) Schönwitzer Antiquit. et Hist. Subaricenis. Lib. VIII. Cap. II. p. 297—324. 7) Isthvansky I. c. Lib. XXV. 8) Heister, „Pantheon“, Zagreb. 1619. Nr. 88: über das Lebensjahr des Cardinals Draskovics von Semau. 9) Schwanitz des niederösterreichischen Adels, f. d. Art. Draskovics.

erlebte sie sich wieder zu ihrem alten Rham und Glanz, gelangte zur geistlichen Würde (7. Sept. 1631), gab dem Reiche die ausgezeichnetsten Männer, — außer den zwei genannten Prälaten noch zwei Doms, einen Palatin, Johann Drastowicz (1646 — 1648), zwei Jádcecs Carlas, mehrere Generale, und ist durch eheliche Bande mit den ersten Familien des Landes verwandt. Für seinen Glauben und für seine Kirche war er wol ein starker Stütze; aber wo er gewaltsam einschritt, leisteten ihm auch die Protestanten, wenigstens in Dönnburg war dies der Fall. Von seinen Schriften sind außer den angeführten auch zwei seiner tridentinischen Reden gedruckt <sup>11)</sup>. Am ausführlichsten handelt von seinem Leben und Verdiensten Kerschlich <sup>12)</sup>.

(Gamauf.)

**DRASS, DAROTZ, DRAUTZ**, in alten Urkunden Darau, schönstes Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen, rechter Stuhl. Dieses Dorf ist darum besonders merkwürdig, weil es einer von den im Privilegium Königs Andreas II. vom J. 1224 bestimmten Grenzpunkten des Landes der Sachsen in Siebenbürgen ist.

(v. Benigni.)

**DRASSO, TROSCHEIN**, Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen, unterabergiger Gespanschaft, magyarischer Kreis, liegender Bezirk. Hier lebte der berühmte General Baron Tige im ungarischen Walcenten (Kuruzen) Kriege die Anführer im J. 1710 in einem Haupttreffen, nahm ihre vorzüglichsten Anführer gefangen, und machte so dem ganzen Unwesen ein glückliches Ende.

(v. Benigni.)

**DRASSUS Walkenaer** (Arachniden). Eine Spinnengattung aus der Section der Tubulien mit folgenden Kennzeichen: Die vier äußeren Spinnwarzen sind fast gleich groß, die Kiefer an der äußeren Seite gebogen, eine Umfassung der Spitze bildend, welche länglich und fast eiförmig ist, die acht Augen stehen nahe am vorderen Rande des Thorax auf zwei Querlinien, das vierte Fußpaar ist das längste, dann folgt das erste. Diese Spinnen setzen sich in zusammengefallenen Blättern oder oben darauf, unter Steinen und in Kauerhöhlen. Zellen von meistens ganz weißer Erde, aus welchen sie auf ihre Beute führen. Die Eierhöhlen von manchen sind kreisförmig, platt, und theilen sich in zwei Klappen. Walkenaer hat die Gattung in mehrere Abtheilungen gebracht, je nach ihrem Aufenthalt. Eine der bekanntesten Arten ist *Drassus viridissimus*, biswählig durch ihren Namen bezeichnet, welche man häufig auf Blättern unter weissem Gespinne findet. Hinsichtlich anderer Arten vergleiche man die Schriften von Walkenaer und Hahn's Arachniden.

(Dr. Thon.)

**Drastica**, f. Cathartica und Purgantia.

**Drastow**, f. Tanaa.

**DRATENKA** oder **KOBZA**, heißt ein in Böhmen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erfundenes musikalisches Instrument, welches einen halben Mond bildet und mit einem an dem halben Birkel angemachten eisernen Resonanzboden versehen ist. Auf diesem aus hartem und festem Holze verfertigten, in alle Töne gleichstimmten Halbzirkel, welcher mit Stämmen, fest angemachten Stützen versehen ist, spielt man mit einem Violinbogen. Die Musik auf diesem Instrument ist sehr sanft. Der Violinist und musikalische Instrumentenmacher Joann Hölzel in Prag (geb. 1749) verfertigte dieses Instrument sehr gut und wußte auch darauf trefflich zu spielen.

(Rumy.)

**Dratsblume**, f. Soldanella.

**DRAU, DRAVA**, die (Dravus), ist einer der bedeutendsten Flüsse der österreichischen Monarchie und des südlichen Deutschlands, indem er auf einer Strecke von beinahe 81 teutschen Meilen Tyrol, Kärnten und die Steiermark durchfließt und die Grenzen Kroatiens, Ungarns, Slavoniens und der österreichischen Militärgrenze berührt. Sie entspringt kaum 4 Stunden westwärtslich vor dem Markt Innichen auf dem rauhen toblerischen Felde, einer am Fuße bewaldeter Berge gelegenen, blumenreichen Biele im Pustertale der gefürsteten Grafschaft Tyrol, Ursprung von der Rienz, die schon zum Flußgebiete der Etsch gehört, mit der ihr Geschiebe dem adriatischen Meere zufließt; verläßt sich schon bei dem genannten Markte durch den viel größeren Seinerbach und fließt nun in einem ziemlich breiten, den verberrenden Wasserergüssen desselben zum Theile Preis gebenden, sumptigen Thale über die kleinen Dorfschaften Biersbach, Klettenbach, Arnbach, den Markt Sillian, über Pannzendorf, Lafendbach, Straßan, Abfalterbach und Rittenbach fort. Bei Arnbach nimmt die Drau an ihrem linken Ufer den aus einer engen Schlucht hervorbrechenden, gleichnamigen Bach auf, der im August des J. 1827, als durch anhaltendes Regenermüde alle Gewässer der Umgegend mächtig anschwellen, soviel Schutt, Gerölle und Geris mit sich herabführte, daß er im Bette der Drau einen mächtigen Damm aufwarf, durch den der Abfluß der letztern verhindert wurde, so daß sie zu einem See anschwellen und Wiesen und Felder weit herum verwüstete. Nur durch das rasche und kräftige Eingreifen vieler Leute aus der Umgegend gelang es endlich nach vier Tagen, den Damm zu durchbrechen und den Lauf des Flusses wieder herzustellen. Nächst Pannzendorf fällt ihr der Wildgrabenbach zu, über dessen weitausgedehntes, feines Bette die von Strichen über Brunnen den herüber, und an der Drau herabkommende Pustertaler Post- und Commercialstraße auf einer schönen, 34° 5' langen, hölzernen, gebödeten Jochbrücke steht. Zu Abfalterbach fällt der Enbach und weiter unterhalb am rechten Ufer der Griesbach in die Drau. Unterhalb des Dorfes Abfalterbach wird das Thal der Drau enger, minder freundlich, waldreicher und einsamer, aber auch malerischer; denn die Berge rücken enger zusammen, werden höher

10) Ein räthselhaftes Gespinnst und ein schönes Beispiel von Unbefangenheit, Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit eines protestantischen Predigers in Ungarn, und zwar zu Dönnburg selbst. Wahrscheinlich von dem damaligen Zeilen gatt: *Alia intra muros pœneuræ ex astra*. (Rumy.)

11) Zugleich mit den fünf Stücken des *Tabernaculi*, herausgegeben von Gerardus Gamauf, b. h. Gottfried Gamauf, (Halle 1748. 4.) Die erste findet sich auch in den schon oben angeführten Schriften; die zweite bei Koller, Hist. Episc. Quingentorum. T. VI. p. 184. 12) Hist. Boel. Zagreb. F. I. p. 286 — 288.

und ernstet und der Form nach Kühner und felsamer; hier liegt auf grüner Höhe St. Corbinian's einsames Kirchlein und dort sieht man in einer engen Thalschlucht des linken Ufers Dorf und Kirche St. Ulrich's zu Thal. Bei jedem Schritte spürt man auf Spuren, die davon Kunde geben, wie der Mensch in diesem Lande um sein Dasein und um seinen Unterhalt mit der Natur zu kämpfen habe. Auch die Pflanzfolge, welche bald am rechten, bald am linken Flußufer dahinkläuft, hat viel zu leiden durch die den Bach (so wird die Drau von dem Landvolke lange genannt) verkräntenden Wildbäche, durch Schneefälle und durch die Drau selbst, über welche zu Innichen, bei Niersach, Arnbach und überdies noch zwei Brücken vor Rittenwald führen. Unterhalb dieser Position treten die Berge ganz nahe zusammen und bilden die tieferen Klause (das Klauß von dem Landvolke genannt), welche einst befestigt war, seit der Herrschaft der Franzosen aber es nicht mehr ist. Die Drau erlangt nun bei Rärlem Gefälle einen größten Zug und rauscht ob der vielen und mächtigen Felsenblöcke, welche in ihrem beengten Bette liegen, auch gewaltiger einher. Die senkrecht steilen Felsenwände, aus deren zerklüftetem Schooße, besonders zur Zeit anhaltender Regengüsse, zahlreiche Gießbäche hervorschießen, die häufigen Spuren ihrer grauenhaften Vernichtungen, der zu mächtigen Halden angehäufte Schutt und das weiße Gerölle, das sich an den Vergleichen weit hinaufzieht und auch einen Theil des Gemüthes der engen Schlucht betrifft, das graue Gemäuer der alten Befestigungswerke und das mit Felsentrümmern besetzte Flußbette der Drau bilden ein landschaftliches Gemälde des Pinsels eines Salvator Rosa würdig. Von Rittenwald an bis Lienz wendet sich der Fluß immer mehr gegen Nordosten und ist, seines verbererenden Charakters ungeachtet, leicht und gewöhnlich nicht sehr wasserreich. Diesen bewahrt er auch noch jenseit der Lienzer Klause, wo ihm gegenüber von dem Dorfe Niersach, am rechten Ufer, aus einer endlich ausgetrockneten Schlucht heraus und weiterhin von den hohen Felsenwänden der Vorberge des Hoch-Rosels herab, zwei Wildbäche zusallen. Bei Lienz, an der Mündung des Thaies von Winibsch-Watzen und Teregggen fällt der Drau, die zugleich ihre Richtung in eine östlich-lössliche verändert, der an Wassermasse ihr überlegene Iffelschuß zu. Nun zerfällt sich die Drau in viele Arme und bildet ausgedehnte Sandbänke, deren Entstehung durch die am linken Ufer fastfindende Einmündung des verbererenden Ruffenborfbaehs, der wilden, in mehrere Arme zerstreuten Dwanter, des Dölsbacher, Gdnadner, Krüpaus und des Crystantenbaehs, die viel Steinhutmaterialien mit sich führen, noch befestigt wird. Von Lienz bis hinab gegen Nilseldbach, auf einer Länge von wenigstens zwei Stunden, nimmt der Fluß ein Terrain von 1777 Jochem Landes ein, wovon 1376 in bloßen Auen und 431 Joche in Griedlagern bestehen. Nach einem Laufe von beläufig acht Meilen verläßt die Drau, nachdem sie auf einer kurzen Strecke Trol von Kärlthen geschoben und zwar ihr linkes Ufer an Trol, ihr rechtes aber an Kärlthen angelehnt hat, die erste Provinz ganz

und geht in die letztere über, die sie von Westen nach Osten der ganzen Länge nach, auf einer Strecke von 29½ Meilen durchströmt und eines der amuthigsten und größten Kärlthenbäher des ganzen Alpengebirges demärsirt. Der erste Kärlthenische Ort, an dem der Fluß vorbeiströmt, ist das am rechten Ufer gelegene Dorf Ober-Pirach und auf der linken Seite der Markt Ober-Drauburg. Hier ist das Drauthal überaus romantisch und malerisch. Drei alte Schloßer von hohen Gemägebirgen überragt, deren Zinken und Felsenbörner mit mächtigen und kolossalen Kuppen abschweifen, der Contrast der dunkeln Fichtenwälder mit dem warmen Grün der dahinschwebenden Matten und der auffallend verschiedene Charakter der südlichen Kalkalpen und der Centralhauptkette, vorzüglich aber die im Hintergrunde sich empor-thürmenden tieferen Gebirge verleihen der großartigen Landschaft ein eigenes hohes Interesse. Die Drau behält noch immer ihren verbererenden Charakter bis in die Nähe des firsil Rosenbergschen Schlosses Stein bei, das an der steilen Felsenwand nothdürftig zu haften scheint, wo sich der Fluß, nachdem er noch früher den links von Zwidenberg herabfließenden Simerlacher-Bach mit sich vereinigt hat, ein tieferes Bette zu graben beginnt, und wo auch die sein rechtes Ufer forsan begleitenden Vergänge, seinen Verberungen zum Theil engere Schranken setzen. Von hier an verändert er sich nach und nach ihren Lauf und schlägt eine nordöstliche Richtung ein. Mit Ausnahme einiger von den Gemeinden unternommenen unbedeutenden Wasserbauten ist der Fluß, wo ihn nicht die Felsenufer beschränken, größtentheils sich selbst überlassen. Bei Greifenburg beginnt endlich die Drau schiffbar zu werden, doch besteht nur eine Thalsahrt, da keine Treppelwege vorhanden sind und der Fluß an vielen Orten zu sehr zerstreut ist. Befahren wird sie sowohl mit Flößen, als auch mit platten Fährzeugen (Platten); die ersten sind 8—10 Klaftern lang, 2—4½ Kl. breit und laden bis 100 Centner, die letztern haben eine Länge von 6—8, eine Breite von 2—3 Kl., eine Tiefe von 3—6 Schuhen, und führen 200—300 Centner. Im ganzen wilden Thale wird die Schiffsahrt nirgends gefährdet, wol aber gibt es seichte Plätze, die bei niedrigem Wasserstande die Fahrt hemmen. Welche Arten von Fährzeugen brauchen, nach Verschiedenheit des Wasserstandes, zu einer Meile Weges eine bis zwei Stunden; sie wern den größtentheils zu Greifenburg und Wilach beladen, landen unterwegs selten und anderswo als bei Bölschermarkt und Unter-Drauburg, entrichten in Kärlthen keine wie immer gewöhnlichen Fährgebühren und verfahren größtentheils nur oberkärlthenische Bergwerksprodukte nach Unter-Stierlemarkt, Kroatien und Ungarn. Der Frachtlohn beläuft sich im Durchschnitt auf 1 Hl. 27 Kr. für den Centner. Verfehrt wird der Fluß auf dieser Strecke durch den Rittersdorfer-, Dellauer-, Berger- und durch den wilden Raubbach bei Greifenburg. Gleich unterhalb der Einmündung dieses Bachs führt eine Brücke die von Greifenburg nach St. Hermagor ins Gailthal gehende Bezirksstraße über die Drau. Im amuthigsten, reich bebauten und gut bevölkerten Thale, das in

diesen Gegenden gewiß zu den schönsten, die das Alpenland irgend aufzuweisen hat, gehört, geht die reizende Drau am Fuße des süblichen Thalgrundes in mannichfaltigen Krümmungen dahin. An ihren Ufern oder unsern von ihnen liegen das Pfarrdorf Weissbach, mit den Gebäuden eines aufgehobenen Klosters; Klabach, zwischen Eibstümmen auf einer kleinen Anhöhe recht hübsch gelegen; Steinfeld, an dem ein Waldbach vorderrauscht, einige Hämmer in Bewegung setzt und am linken Ufer in die Drau fällt; Klabach und ihm gegenüber am rechten Ufer Lind, mit Kirche, Waldkapelle und einer Brücke über die Drau; Feistritz und mehrere andere, deren Grund der Fluß bei der Niedrigkeit seiner Ufer zuweilen unter Wasser setzt. Hinter allen diesen Dörfern erheben sich freundliche Berge, die grün bis an den Gipfel und weit hinauf gebaut sind; vereinzelte Bauernhöfe und Hütten liegen aus den Höhen, von Wiesen, Feldern, Wäldchen und Baumplantagen umgeben, ringsum zerstreut. Vor und hinter dem Markte Sachsenburg, wo das Thal sich verengt und eine Klaufe bildet, deren natürlich romantischer Charakter durch drei alte Schlösser noch erhöht wird, führen Brücken über den Fluß. Jetzt öffnet sich das Thal wieder, und vereinigt sich mit dem viel breiteren und herrlichen, vom Groß-Glodner herabziehenden Mühlthale; der Fluß verändert, nach einer gewaltigen Krümmung und nachdem er bei Altenmarkt die reizende, wasserreiche Möda aufgenommen hat, die Richtung seines Laufes in eine sübliche und betritt das überaus fruchtbare Kurnfeld, in dem die üppigsten Wiesen, mit ausgebreiteten Acker, Reis, und Kornfeldern abwechseln und nur in der Nähe des Flusses große Strecken mit Gebüsch und Gestrüppe bedeckt sind. Dort zieht das alte historisch merkwürdige Schloß Ortenburg, hier in schwindehender Höhe die hohenburger Kirche und am nördlichen Berggelände der Markt Spital, sowie darüber und dahinter das schneebedeckte salzburgisch-kärnthnerische Hochgebirge, der Tauern, das Auge des Wanderers auf sich. Im Angesichte von Spital und bald nach einer über die Drau geführten Brücke nimmt sie die über Gernmünd aus dem Hochgebirge herabkommende rasche Möda auf. Zwischen bebüschten Unterweiden, schönen Wiesen und gut bebauten Feldern, unter der Mauthbrücke, auf welcher die tyroler Commercial- und Poststraße über den Fluß geführt ist, hindurch, wendet sich die Drau im breiten Thale, an dem Markte Paternion und vielen andern Drischäften vorüber, zwischen flachen Ufern, im feinnigen Bette raschen Laufes dahin, nimmt viele kleine Gebirgsbäche auf, unter welchen der Zufluß des weißen Sees der bedeutendste ist, bespült weiter hin den Fuß bewaldeten Berge, die sich indessen dem Flusse wieder genähert haben, und verläßt ihn bei Töplitz und Puch das sogenannte Unter-Drauthal. Einige Zeit ist hierauf das Thal schmal, einsam und durch wenige Wohnungen belebt; die Gegend öffnet sich aber bald wieder zu dem unbeschreiblich schönen, weiten Kessel, in dem die Stadt Villach liegt. Zwischen einem Damme grüner Anhöden, den zahlreiche Dörfer schmücken, eilt die Drau an Villach vorüber, jenem Punkte entzogen, an dem ihr die

anschnliche, weiter aus Tyrol zukommende Gail zufließt, was bei Maria-Gail geschieht. Dieser Strich Landes wird an malerischer Schönheit von wenigen andern Landschaften übertroffen. Nicht fern davon nimmt der Fluß den Seebach, den Ausfluß des schönen offbacher Sees (s. den Art. Ossiach) auf. Von mäßigen Anhöden oder bewaldeten Bergen, die abwechselnd weithin erglänzende Kirchen, große Bauernhöfe oder ärmliche Hölzhütten, hier und da auch ein stattliches Schloß auf ihrem Rücken tragen, begrenzt, von Erlen besahtet, gelangt die Drau bei den sogenannten hohen Häusern, 4 Stunden oberhalb des fürstlichen steierischen Landes Hofegg zu dem ersten Punkte, wo Felsen und Steinplatten die Fahrt unsicher machen, in deren Nähe eine Brücke über den Strom führt. Unterhalb der Einmündung des Enziabaches lehnt sich das linke Ufer schon an den klagenfurter Kreis, während das rechte bis zum Einflusse des untern Dürnbaches noch dem villacher Kreise angehört, den er hierauf, nach einem Laufe von 16 Meilen und nachdem er in denselben an 88 Drischäften, Schlössern und Gutsitzen vorübergezogen ist, verläßt, um in den klagenfurter Kreis überzugehen. Nächt St. Demald im villacher und Smettschach im klagenfurter Kreise befindet sich am untern Dürnbach auch eine der Schiffahrt gefährliche Stelle. Im untern Rosentale, das die Drau hierauf bewässert, trennt nur ein eben nicht weiter Gebirgsrücken ihr Bette von dem Beden des Möritzersees. Dort ist bei Hohenburg die von Klagenfurt über den Kolbel nach Krain führende Commercial- und Poststraße auf zwei Brücken über die Drau und über einen Arm derselben geführt. Zweihundert Klatern über der hohlenburger Brücke befindet sich im Flusse abermals eine der Thalsahrt minder günstige Stelle. Das Thal der Drau, welches im Süden von den imposanten Steinmänden der kahlen, verwitterten, süblichen Kalkfelsen überragt wird, bietet zwar hier ein minder anziehendes und weniger malerisches Bild als im obern Lande dar, doch ist es auch hier nicht ohne manchen Reiz, der bald darauf dadurch mächtig erhöht wird, daß sich dasselbe mehr öffnet und größeren herrlichen Raum gibt; während nämlich das linke Ufer über Villachermarkt hinaus von niedrigen Hügelu und in der Gegend des letztern Dries von einer Hochebene sehr nahe begrenzt wird, öffnet sich rechts, nach der Einmündung des Hellabaches, die weite Fläche des schönen Janetpales, das die selbige Pegna in erster Reihheit überragt. Hier fließt der Drau links die durch das Glanflüssen verstärkte Gail zu. Unterhalb Villachermarkt, wo eine Brücke über den Fluß führt, und bei dem Stierling abermals ein der Schiffahrt minder günstiger Punkt sich vorfindet, begrenzen wieder Berge, die gegen die Landesgrenze hin immer düsterer werden und reicher bewaldet sind, das Bette der Drau, dem noch in Kärnten, außer vielen kleineren Bächen, der Feistritzbach, die Lavant und die Wiesling zufließen. Von der Einmündung des letztern Baches an lehnt sie ihr rechtes Ufer an den gäuler Kreis der Steiermark, indessen das linke Ufer noch dem klagenfurter Kreise angehört. Auf dieser Stromstrecke gibt es noch vier Stellen, welche der Schiffahrt nicht beson-

ders günstig sind. Am Mohrenhof verläßt der Fluß endlich Kärnten und insbesondere den Klagenfurter Kreis, den er auf einer Strecke von 12 Meilen durchströmt und darin an 30 Driftschaften vorbeischießt. Der mächtige Rücken des hohen Badnergebirges bildet nun bis in die Flächen Warburgs hinaus das rechte Flußufer, während das linke von den Vorbergen des Kabs, Renschnidts und des Poserul eingenommen wird. Das Thal ist bis gegen die Kreisstadt hin enst, ja an manchen Stellen sogar düster, weiß enge und nur selten von einem erfreulichen Charakter, der Fluß reisend, das Bette der Schifffahrt nicht günstig; mehr Felsen an dem Ufern und im Bette selbst fordern eine große Aufmerksamkeit, um die Fahrzeuge ungeschädigt vorüber zu bringen; gefährlicher sind die Felsen und Platten bei den Rabenwänden unsern von Mohrenberg; der Kamm, ein Felsen bei dem Dorfe Fresten; die kleine Belsa oberhalb St. Demald (s. den Art. St. Oswald); die Sturmrieden unterhalb dieses Ortes und das Felsenriff bei Sams, obgleich in den J. 1818 und 1819 durch das vereinte Wirken des Staates und der Stände, mit einem Kostenaufwande von 48,368 Fl. 3 Kr. wiener Währung schon Manches zur Verminderung der Gefahr geschehen ist, wofür aber in Warburg eine Wassermaut von 2 Fl. Conv.-Münze für jede Platte und von 36 Kr. Conv.-Münze für jeden Fluß eingeführt wurde. Zahlreiche Bäche, unter denen der Feistig, und der Kahlbach, beide am linken Ufer, die bedeutendsten sind, verfließen auf dieser Stromstrecke die Drau, welche von Gegental nächst der kärnthnerischen Grenze bis unterhalb des Dorfes Fresten die Grenze zwischen dem marburger und sibirer Kreise bildet, dann aber in den marburger Kreis übergeht, den sie in süd-östlicher Richtung der ganzen Länge nach durchströmt. Nachdem sie das amuthige, weinreiche Pöden hinter sich zurückgelassen, tritt sie in die Flächen hinaus, und bewässert hierauf wieder, an Warburg vorbeischießend, offene freundliche und fruchtbare Gegenden, wird am linken Ufer a wech'eind von wein- und obstrichen Höhen berührt und verlassen, die sie bis Pettau begleiten, am rechten aber schon viel früher verlassen, und nun walt der Fluß durch das sandige, minder regiebigere obere Drau- oder Pettauersfeld, bei stark verminderter Gefälle, zwischen niedrigen und brüchigen Ufern viel langsamer dahin. Unterhalb Pettau wechselt der Charakter des Tales nur in der Art, daß die das untere Draufeld bildende Ebene das linke Ufer einnimmt, während das rechte durch das seiner Weine wegen bekannte saurrische Gebirge gebildet wird. Von Saurisch, an der Stadt Friedau vorüber, bis unterhalb Posttrau schiebt sie auf einer Strecke von zwei Meilen den marburger Kreis von der varasbinner Gemarkung des Königreichs Kroatien, den sie endlich unterhalb des letzten Marktes, nachdem sie ihn auf einer Strecke von 16½ Meilen bewässert hat, und mit ihm die Steiermark gänzlich verläßt. Die Schifffahrt ist in der Steiermark ziemlich lebhaft, wird aber nur durch besugte Flußmeister getrieben, und in den andern Gegenden zu weilen auch durch die Baumflamme, welche der Fluß bei Überschwemmungen in das Fahrwasser bringt und

die daher oft eine Räumung desselben nothwendig machen, gefährdet. Die Ladung der Platten beträgt hier 300—500 Centner. Solcher Fahrzeuge größter Art werden in der Steiermark ungefähr 20 befrachtet; Platten kleinerer Gattung, mit kärnthnerischen Eisenwaaren, Blei und Kalk, mit steirischer Säberlethe und verschiedenen Fabricaten beladen, fahren im Durchschnitt 200 die Drau herab nach Ungern, Kroatien, Slavonien und nicht selten bis Esmiin und Drjova. In Warburg und Pettau werden jährlich im Durchschnitt ausgeladen: 250 Brennholzföße, jeder zu 16 Kl.; 100 kleinere mit Schindeln, Brettern, Balken, Brunnenröhren, Pfosten und andern ungezimmerten Bauholze beladene Föße oder Platten, die zum Theil von dort auch nach Varasdin spedirt werden und an 30 Föße Bauholz in Stämmen ohne Beladung; endlich ungefähr 25 aus Weingartenstöcken von 10,000 Stöcken zusammengebundene Föße, von wo dieser Artikel zum Theil wieder weiter in die Weinbauenden Gegenden Ungerns und Kroatien verhandelt wird. Schon unterhalb Pettau, noch mehr aber oberwärts von Saurisch längs der kroatisch-steiermärkischen Grenze, gesplittet sich die Drau in viele Arme, bildet zahlreiche Inseln und wird eben dadurch so leicht, daß sie der niedrigen Wasserstände die Schifffahrt gefährdet. Unterhalb Posttrau schiebt sie, von Szibowetz in Kroatien an bis hinab nach Denrpe, die beiden Königreiche Ungern und Kroatien, und zwar anfänglich bis Pödbrest die varasbinner von der galaber, von dort bis unterhalb Legrad die letztere von der agramer, endlich von Legrad bis Denrpe die letztere von der fürmegder Gespanschaft und bildet in Ungern mit der Mur die sogenannte Insel Muraköf, welche ihrer Weine wegen berühmt ist. Bei Szibowetz ist eine Übersuhr und bei Varasdin eine schöne, neue Brücke über den Fluß. Die Drau regiebt sich häufig in großer Überschwemmung, weil sie sehr niedrige Ufer hat, die meist bebüschet und ohne allen Reiz sind; auch theilt sie sich häufig in mehre Arme und veranlaßt an vielen Orten, besonders bei Szemowetz, Szelnica und oberhalb Legrad viele Inseln. Bei dem letzten Orte, wo sie die Mur aufnimmt, überschreitet das ungrische Gebiet der Fluß auf eine kurze Zeit und nimmt beide Ufer ein. Eine Stunde oberhalb der Zochstadt von Botovo betritt die Drau das Gebiet des St. Georgen-Regiments der kroatischen Militairgrenze, bildet bei Altnerpe die Insel Hengner-Bäras, und auf ihrem weiten Laufe viele und bedeutende Schlangengewindungen, strömt über Schotter und Sandgrund, an den Übersuhren von Novigrad und Wolze vorüber, zur Rechten von den großen Bistramoränen und links von den ausgedehnten Képsalwäldungen begleitet, und macht von der am linken Ufer fluthfindenden Einmündung des Bialagrabens die Grenze zwischen der kroatischen Militairgrenze und dem sumeherger Comitats bis zum Einflusse des Sztrug, wo sie das Gebiet des St. Georgen-Regiments verläßt und an die ungrisch-slavonische Grenze kommt, die sie hierauf fortan bis zu ihrem Einflusse in die Donau unterhalb Esfel bei Bielsoberto bildet. Auf dieser ganzen Strecke ist die Gegend eben und waldbreich,

das Ufer niedrig, häufig versumpft und das Flußbette sanft oder mit Schotter bedekt. Die Schiffahrt, welche auch hier nur mit Flößen und Landkähnen getrieben werden kann, wird durch die vielen Krümmungen des Strombettes, durch die häufig im Kinnale liegenden großen Baumstämme, durch die Schiffmühlen und wandelbaren Sandbänke, durch den in Folge großer Überschwemmungen oft demirrten veränderlichen Lauf des Wassers, die vielen am rechten Ufer entstandenen todtten Arme, durch das stete Einrücken des einen Ufers und das Ansteigen an das gegenseitige und durch die immer mehr abnehmende Tiefe des Fahrwassers in einigen der untern Gegenden gefährdet und wegen Mangels an Treppelwegen die Bergfahrt unmöglich.

(G. F. Schreiner.)

**DRAUFN, DRÖFN** (nord. Mythologie), die achte der neun Töchter Ägirs oder Hírs' (d. h. des Meeres), und Wan (der Göttin des Meeres), bedeutet Meereswelle, so nach der zweiten Skalda \*); nach der ersten \*) heißt sie Hára (dänisch und nord-normaleische Baare), schwere Welle.

(Ferdinand Wächter.)

**DRAUGADROTINN** (nord. Mythol.), Herr der Geister der Gestorbenen (f. d. Art. Drauger), manium dominus \*), larvarum vel spectrorum dominus \*), wie es lateinisch gegeben wird, ist eine der Benennungen Döin's. Snorri führt in der Sage, wo er Döin als Menschen darstellt, der sich zum Gotte durch Zauberkräfte macht, als Grund der Benennung an, daß Döin manchmal Tödtte erweckt habe. Herr der Tödtten ward aber Döin wol eher genannt, weil man glaubte, daß die Geister der Tödtten zu ihm als ihrem Herrn gelangten.

(Ferdinand Wächter.)

**DRAUGR** (nord. Mythol., normaleisch: Draug, Droug, angelsächsisch Dreaah, schottisch Droigh, Dreich), Geist eines Verstorbenen, „daemon ex homine transformatus, umbra mortui“, wie es Finn-Magnusen gibt \*). Von Drauger wurden die Gräber Draughäuser (Tödtten-geisthäuser) genannt. In dem zweiten Liede Helgi's des Hundingsstödtters wird Elgrun ermahnt, nicht so unsinnig zu sein, und allein zu den Draughäusern \*\*) (Gräbern) zu gehen, denn es würden in den Nächten alle todtten Feinde mächtiger, als die lichten Tage hindurch. Drauger wird im Isländischen auch ein abgestorbener Baum genannt, vornehmlich eine Tanne oder Fichte.

(Ferdinand Wächter.)

**DRAUM-NÍÖRÜN** (nord. Mythol.), Traumernäh-

rerin \*), d. h. die Mutter der Träume, eine Benennung der Nacht, der sich nach dem Axielmal die Zwerge bedienen \*).

(Ferdinand Wächter.)

**DRAUPADI, DROWADEI, DIROPTI**, in der mythischen Geschichte der Hindus die gemeinschaftliche Gemahlin der fünf Pandus, Tochter des Königs Drupada von Pandischä. Als dieser sie verheirathen wollte, bestimmte er ihre Hand demjenigen, der mit einem Pfeilschuß das Bild eines Fisches abschließen würde, das auf einer Stange von so außerordentlicher Höhe befestigt war, daß das Auge dasselbe nicht erreichen konnte, und das Zieln also auf die Art geschehen mußte, daß man mit gesenkten Händen in ein Wasserbassin schaute, in welchem das Fischbild sich darstellte. Eine Menge von Fürsten hatten sich bei Drupada versammelt, um das Wagstück zu bestehen, und auch zu dem Pandus war die Kunde davon und von den unvergleichlichen Reizen der Prinzessin in die Wildniß gekommen. Da machte sich von ihnen der kaum 14-jährige Arischnen auf, um den Preis für sich zu gewinnen, und mischte sich unter den Häufen der Zuschauer, da er als Prinz aufzutreten nicht wagen durfte. Keiner der versammelten Könige erreichte das Ziel, und nun mußte Drupada auch den übrigen Zuschauern die Erlaubniß geben, ihre Kunst zu versuchen. Arischnen trat vor, schoß den Pfeil, und sogleich fiel der getroffene Fisch in das Bassin. Der König gab ihm nun die Tochter, aber als einem gemeinen Krieger sehr ungern, und beläst ihm, sich sogleich mit ihr zu entfernen, ohne die gewöhnliche Vermählungsfeier zu begehen. Der Bruder der Prinzessin faßt sogar den Entschluß, ihn zu verfolgen, zu tödten und die Schwester zurückzubringen. Arischnen näherte sich nun dem einsamen Aufenthalt seiner Mutter und Brüder, die inzwischen bis zu seiner Rückkehr keine Nahrung zu sich genommen hatten. Am späten Abend gelangte er zur Hütte und rief der ganz ermatteten Kuati frohlich zu: Du wirst mit dem, was ich mitbringe, wohl zufrieden sein. In der Betäubung glaubt diese, er spreche von Nahrungsmitteln, und erwiderte: Gut, theile aber auch mit deinen Brüdern. Nun stellt ihr der Jüngling die Braut vor, aber sie erklärt, was sie einmal gesagt habe, könne nicht zurückgenommen werden. Und so wird denn Draupadi die Gattin aller fünf Pandus \*). Inzwischen entdekt nun der auch herbeigekommene Bruder, in welche elische Familie seine Schwester aufgenommen worden ist, und meldet es sogleich dem Vater, der nun eilt, seine Verwählung wieder gut zu machen. Er sendet die reichen Geschenke, und die Pandus erzählen ihm dagegen das sie betroffene

1) Bei Rask, Snorra-Edda. p. 185. 2) Skalda I. c. p. 185, 186. Finn-Magnusen, Lex. Mythol. g. 387.

a) So gibt es Schöningh in der Uebersetzung der Grimms'schen Yalings-Saga 7. p. 11) und in der dänischen: Giesinger's Herreg Giesinger, er bestræft Geist der Verstorbenen, der wieder umhergeht. b) So Finn-Magnusen, Lex. Mythol. p. 689.

c) Lex. Mythol. p. 318. Vgl. Haldorson, Lex. Island. p. 151, der das unübersetzbare Wort draug, larva, umbra mortui, manes, ex Giesinger, et Spelman gibt. \*) Draugahäuser u. s. w., ad locum tugaria, Helga-Quida Hundingsbana II. 49. gr. Ausg. der Edda Säm. 2. Abt. S. 115. Vgl. g. Wächter, Forum der Kr. 2. Bd. I. Abth. S. 186: „zu der Götter Häuser.“

1) Von (ad) naera, ernähren. Dieser Ableitung folgt Finn-Magnusen, Lex. Myth. p. 318. Die Uräuräter des ersten Theils der Edda Säm. S. 279 und 686 führen die Ableitung von (ad) niden, schwären, seßten, zusammenführen vor, also Traumführer. 2) Axielmal Str. XXX, 6 a. d. S. 272. Níörün findet man auch bei dichterlichen Benennungen der Frauen als letzten Theil der zusammengelegten Wörter.

\*) Es scheint sich auf einen buddhistischen Gebrauch zu beziehen, denn bei den dießigen Jäten drückt unter den Widdhären in Tibet und Sibirien die Elter, daß mehrere Brüder immer eine Frau gemeinschaftlich heirathen.

Unglück. Nur das Eine beunruhigte ihn, daß seine Tochter fünf Männer haben solle. Da berichtet ihm denn der weise Wośa, daß dies Schicksal die Wirkung eines Fluches sei, den die Prinzessin sich zugezogen habe, als sie einst über eine Kuh spottete, die sie in Gesellschaft von fünf Stieren gesehen hatte. Ineffen wäre sie immer eine eifrige Verehrerin der Göttin Bhawani gewesen, und von dieser habe sie sich den größten, den besten, den tapfersten und stärksten, den einsichtsvollsten und weisesten, den schönsten der Menschen und den geschicktesten Bogenschützen zum Gatten ausbeeten. Die Göttin habe gewährt; da aber alle diese Vollkommenheiten nicht in Einem vereinigt sein könnten, so seien ihr die fünf Pandus zu Theil geworden. So erzählt dießer Polier die Mythe. In dem Werke von Rhodé ist die letztere Mythe anders angeführt. Draupadi war in einem frühen Leben die Tochter eines Rishi gewesen, hatte strenge Nüchternheit gelübt und Schwura um einen Gatten gethan. Der Gott erschien ihr endlich und versprach ihr fünf Männer. Sie bemerkte, daß sie nur einen gewünscht habe, aber er antwortete ihr: Fünfmal haßt du zu mir gesagt: einen Gatten schenke mir, und darum werde sie in einem andern Körper fünf Gatten erlangen. Draupadi wird nicht nur als die vollkommenste Schönheit, sondern auch als Mutter einer treuen, rechtlichen, sorgsam und gütlichen Gattin geschildert, die mit tröstlichen Worten jedem Krieger zu widerstehen wußte. Eine hiesiger gehörige Mythe hat Franz Bopp aus dem Mahabharat überliefert. Während ihre Gatten nach allen Weltgegenden sich zerstreut haben, um der Jagd obzuliegen, blieb sie allein in der Wohnung im Walde Kāmaja zurück. Da kommt auf einer Reite, in Begleitung vieler Fürsten und Krieger, der König von Sindhu, Dschajab-Rathas, in diese Gegend, sieht die Schöne an der Thür und verliebt sich in sie. Dem abgesandten Boten gibt sie sich als die Gattin der Pandus zu erkennen, und laßt den König nebst den andern Fürsten zum freundlichen Mahle in ihre Hütte. Verächtlich spricht er von ihren Gatten; und fordert sie auf, diese zu verlassen und mit ihm seine Herrlichkeit zu theilen. Im gerötheten Borne stellt sie ihm seine Schlichtigkeit vor und zeigt ihm, was seinem Leben drohe, wenn er die unbeflegbaren Pandus reize. Er will sie nun mit Gewalt entführen, wird aber von der starken Heldin zu Boden geschleudert, doch sie klettert übermannt und in den Wagen geschleppt. Inzwischen lehren die Pandus zurück, erfahren das Geschehene und eilen fort, den Räuber einzubolen. Es beginnt nun ein Kampf, und die Heldentöchter der Pandus werden mit ebenso glänzenden Farben geschildert, wie vom Homer die Thaten der Achäer. Da der König seinen Untergang vor Augen sieht, so läßt er die Draupadi zu den Pandus gehen, und er selbst, in Angst für sein Leben, sucht sich durch die Flucht zu retten. Bhima beschließt den Heilen zu verfolgen, Rudhishchitra aber bittet ihn, den Überwundenen nicht des Lebens zu berauben; auch hemmen die Pandus folglich den Kampf gegen das übrige Gefolge. Dschajab-Rathas wird vom Bhima mit leichter Mühe niedergeworfen und, um ihn

als Gefährdeten und Sklaven der Pandus zu bezeichnen, schneidet er ihm das Haar bis auf fünf Büschel ab und nimmt ihn in seinem Wagen mit zu Rudhishchitra und Draupadi, die aber, mit seiner Demüthigung zufrieden, ihm die Freiheit ertheilen und mit frommen Ermahnungen, sich zu bessern, entlassen. In eben dieser Episode des Mahabharat erfahren wir auch noch, daß Draupadi gewöhnlich Kriśṇā genannt werde. Vielleicht sind diese Namen, wie bei uns Vota- und Zuname, verschieden. (Richter.)

DRAUPNIR, DRUPNIR (nord. Mythol.), d. h. Tröpser, Tröpfengeber, ist 1) der erste der Zwerges (Alfen) in Duallin's Gefolge, die von Salarstein (Saalestein, d. h. dem Grundsteine) durch Auvängasinaut (den Eih der Koihaugen) nach Joravallir \*) (Jora's Gefilde) gingen, wird wegen seines Namens Tröpser als der Regen \*) und bei der Deutung der 73 Zwerges als der 73 Himlen (Pentaden) des nördlichen Kalenders als die 41. Himt \*) bedeutet. 2) Draupnir, der berühmte Goldring, von welchem jede neunte Nacht acht gleich schwere, als er selbst ist, tröpfeln \*). Lofi verwertete sein Haupt bei dem Zwerg Brof, ob dessen Bruder Sindri gleichgute Koffbarkeiten würde machen können, als Eif's goldenes Haar, Dvin's Schiff Stidblodnir und dessen Spieß Gungnir. Sindri fertigte zuerst den Eber Gulindurfi, dann legte Sindri Gold in die Ofenlücke, ging hinaus, ließ seinen Bruder Brof blasen (mit dem Blasebalge). Auf Brof's Hals setzte sich die Fliege (d. h. Lofi in Fliegengestalt) und stach stärker, als sie ihn in die Hand gekostet, da, als er bei Gulindurfi's Verfertigung blieb. Brof ließ sich nicht stören; der Schmelz kam wieder herein und nahm aus dem Feuer den Goldring, der Draupnir genannt ist. Dgleich die Fliege Brofen so zwischen die Augen faß, daß Blut in sie träufelte, ward doch die dritte Koffbarkeit, Mjölair (der Donnershammer), verfertigt, und Lofi verlor die Wette. Er gab Dvinen den Goldring; dieser legte ihn nochmals auf Galbur's Scheiterhaufen, und ihm folgte seitdem die Beschaffenheit, daß jede neunte Nacht acht gleich schwere Ringe von ihm träufelten. So nach der 23. Dämefaga. Nach der 58. Dämefaga sagt Lofi folglich, als er Dvinen den Ring gibt, daß jede neunte Nacht von ihm tropfen würden acht gleich schwere Ringe, als er selbst. Die Schätze, die mit Jemandem verbrannt wurden, kamen mit ihm in jene Welt. So auch Draupnir. Als Hermod zu Hel gefandt ward, sandte Galbur den Hring Draupnir Dvinen zur Erinnerung \*). Als Skirnir für Freyr um Gerdur wirbt, bietet er den Ring an, der mit Dvin's jungem Sohne verbrannt ist, und von dem jede neunte Nacht acht gleich schwere tropfen. Gerdur jedoch verschmäht den Ring, da ihr kein Mangel an Gold

1) Volupā Etr. 14, gr. Ausg. der Edda Edm. S. 30. Snorra-Edda, Ausg. von Rast, S. 16. 2) So von Gudmund Anderson und Finn Magnussen, Lex. Myth. p. 518.

3) Älterer Calendar. Grævil. p. 1085. 4) Für Skirnir Etr. 21. S. 78. Snorra p. 66. Skálda p. 38 für jafnaufr (gleichschwer) der bei Caed. Wormaldus der Skálda: jafnaufr, gleichschwer, gleichschwere. 5) til meala Dämefaga 44.



in ihres Vaters Hellen sei \*). Finn-Magnusen deutet den Ring oder Kreis (haugr) als die Mondscheibe und den Mond selbst. Da der periodische Mondemonat 27 Tage (7 Stunden) hat, und drei Phasen des Mondes sichtbar sind, so scheinen ihm die alten Nordmänner jeder derselben neun Tage zugegeschrieben und jeden Tag wieder mit einem Kreise verglichen zu haben. Die unterirdischen Sverge fertigen auf Veranlassung Loki's, des Gottes des Abgrunds, den uns Anfangs unsichtbaren Mond in ihrer verborgenen Werkstatt, dann senden sie ihn auf die obere Hemisphäre zu Odin, dem Gotte des Himmels, und dieser erhebt ihn als Geschenk Loki's, d. h. der untern Hemisphäre, welche die vulkanischen Geister bewohnen. Das Gold oder jene glänzende Himmelsjerde erhält von Odin Baldr, der Gott des glänzenden Monats des Jahres oder des Zeichens der Zwillinge, da zu jener Zeit (im Norden) der Mondschein vom Tageslichte verdeckt wird, oder zu verschwinden scheint. Nachdem Baldr erschlagen worden, d. h. die Sonne zur untern Hemisphäre sich nieder neigt, und Baldr auf dem Scheiterhaufen (Hundtagshöhe) verbrannt worden, erhebt Odin (der Himmel) Draupnir (den Mond) aus der Unterwelt wieder, da der Mond zu jener Zeit seinen alten Glanz wieder erhält. Diese sich jedes Jahr wiederholenden Vorgänge sind in jene allegorischen Räthsel gehüllt. Ueberdies scheint Freyr, der Gott des ersten Monats des Sonnenjahres, der mit der Winterernte beginnt, jenen allegorischen Schmutz zu erlösen und seiner geliebten Gerbur angeboten zu haben, wenn nicht Skirnir (Erheiterer) als Gott der heitern Lust sich den Ring (den Mond) zugeschrieben hat. So Finn-Magnusen's Deutung).

(Ferdinand Wächter.)

**DRAVIDA** oder **DRAVIDA**, der Sanstriname des südlichsten Triedes Indiens, dessen nördlichste Grenze bis auf den 12. oder 13. Breitengrad hinaufreicht, wiewol der Name oft in einem noch weitern Sinne gebraucht wird. Diese Gegend ist von tamil-sprechenden Einwohnern bevölkert; hier findet sich auch eine Brahmanclasse, die nach Dravida-Brähmanen genannt wird.

(Palmblad.)

**DRAYTON** (Michael), ein englischer Dichter, geb. in der Grafschaft Warwick 1563, entweder zu Atherston oder zu Hartshill, zeichnete sich ebenso sehr durch körperliche und geistige Vorträge, als durch Keuschheit der Sitten und Anmuth des Betragens aus. Im J. 1593 erschien die erste Ausgabe seiner Schölergedichte, und diesen folgten seit dem J. 1598 seine übrigen Gedichte, zu denen der Stoff meist aus der Geschichte Englands genommen war: Poly-Olbion, eine Beschreibung und Geschichte von England, mozu Weiden Anmerkungen geschrieben hat; The history of the Barons Wars; England's Heroical Epistles (Helden, auf die Geschichte Englands bezügliche, die ihm den Namen des englischen Doid erworben); Legends of Robert Duke of Normandy; Matilda; Pierce Gaveston; außer diesen die Iden, die

Nymphs and Shepherds, the court of Fayries u. a., deren Stoff aus dem alten Testament entnommen war. Von einer Sammlung seiner Gedichte erschien zuerst Bd. I. im J. 1619 z., Bd. II. im J. 1627; neue Ausgaben 1748 z., jedoch nicht ganz vollständig, und 1753 4 Bde. 4. Der Dichter starb im J. 1631, und sein Grabstein in der Westminsterabtei sagt: Michael Drayton, Esquire, a Memorable Poet of his Age, Exchanged his Laurel for a Crown of Glory 1631. Man setzte ihm Epener und Söner beinahe gleich; bei der spätern Zeit gerieth er in Vergessenheit, die jedoch nicht wenig dazu beitrug, daß selbst berühmte Dichter, und unter ihnen kein geringerer als Milton, sich glückliche Iden von ihm zu eigneten. Mehrere Aufsätze im European Magazine vom J. 1786 geben darüber Aufschluß.

**DREBBACH**, in gemeiner Mundart Dräwig, sonst auch Artetebach, Artetbach, Dratbach, Trebach, liegt im Amte Bollenstein im könlgl. Ischl. Erzgebirge am Flusse Böhopau. Der Ort zeichnete sich ehemals durch seinen Bergbau, insbesondere durch eine Amethystengrube aus, welche noch im J. 1700 betrieben wurde. Gegenwärtig ist er bemerkenswerth, einmal als zweitgrößtes Dorf im könlgeirichen Sachsen, Dröbach zählt unter 221 Häusern 69 Bauerngüter und gegen 2200 Einwohner; ferner aber durch seine Zwirnfabrication. Dieser Zwirn (holländischer Strähnflor; pelzwirn) wird in Dröbach von einer so außerordentlichen Feinheit bereitet, daß ein Pfund des feinsten (Nr. 66) 936 Strähne enthält und für 70 Thlr. verkauft wird. Ein Faden, den man von diesem Zwirn um die Erde legte, würde etwa nur 25 Pfund wiegen.

(v. Egidy.)

**DREBBEL** (Cornelius), wurde im J. 1572 zu Aikmaar geboren. Seine Eltern ließen ihm eine gute Erziehung geben; er studirte mit vielem Eifer die Philosophie, Medicin, Chemie und Mathematik, wobei sein Streben vorzüglich auf das Erfinden neuer Kunststücke und Geheimnisse gerichtet war; namentlich war es die Erzeugung einer immerwährenden Bewegung, welche zu seinen Lieblingsprojecten gehörte. Jakob I. von England unterstützte ihn dabei möglichst und rief ihn an seinen Hof. Darauf berief ihn Kaiser Ferdinand II. als Feldherr seines Sohnes; als er jedoch im J. 1620 von den päpstlichen Kriegsvölkern mit andern Personen des kaiserlichen Hofstaates gefangen war, so wurde er auf Bitten des Königs von England frei gegeben, und ging nun nach London, wo er im J. 1634 starb.

D. besaß Kenntnisse in den Naturwissenschaften, welche für seine Zeit sehr bedeutend waren; zu bedauern ist jedoch dabei sein Streben nach dem Wunderbaren und seine Geheimnißkrämerci. Er ist deshalb sehr häufig hart angeklagt worden, indessen nimmt ihn Lambert deshalb mit Recht in Schutz. Die Bißbegierde, bemerkt derselbe, und zumal die nach verborgenen Dingen, war immer eine große Triebfeder, viele Versuche und mit diesen auch mehrere Entdeckungen zu machen. Man nehme ferner die Naturlehre, sowie sie im Anfange des 17. Jahrh. war. Man verbinde damit die damaligen chemischen, oder eigentlicher

6) Für Skirnir St. 21, 22.

7) Lexicon Mytholog. p.

319, 320.

zu reden, alchymistischen Lehrbegriffe, so wird man ohne Mühe begreifen, daß es in D.'s Kopfe nicht sehr hell aufleuchten konnte. Indessen hatte er vor manchen barnacklichen und nachfolgenden Lehrern der Naturkunde den Vorzug, daß er seine Gräbelreien durch wirkliche Versuche auf die Probe setzte<sup>1)</sup>. Lambert nennt mehrer seiner Kunststücke. So kommt in einem Schreiben an Kaiser Rudolf II. ein Clavicymbel mit zwei Thürflügeln und mehreren Bildern vor. Diese Thürflügel sollen sich, sobald die Sonne darauf scheint, von selbst eröffnen und eine liebliche Musik sich hören lassen. Wenn aber die Sonne untergeht, oder hinter Völkern sich verbirgt, soll die Musik aufhören und die Thürflügel sich schließen. Nach dem Öffnen kommen auch Neptun und Phobus mit ihrem Gefolge hervor. Ein Springbrunnen läßt das Wasser beständig aus zwei Röhren springen, und wenn die Sonne darauf scheint, springt das Wasser aus 100 Röhren u. s. w. Ebenso wird in der Chronik von Altknaar erzählt, daß D. dem Könige von England eine Glasflugel schenkte, in welcher vermittelst der vier Elemente die beständige Bewegung nachgeahmt wurde. Man sah darin den Lauf der Sonne, der Planeten und Sterne während eines Tages; ebenso erläuterte D. vermittelst dieser Kugel die Ursache der Kälte, der Ebbe und Fluth, der Gewitter, des Blizes, des Regens, des Windes und des ganzen Naturmechanismus.

Ohne hier eine Menge ähnlicher Spielereien zu erwähnen, genüge die Bemerkung, daß er die Fernröhre und Mikroskope, wenn auch nicht erfunden, doch verbessert hat. Ebenso er fand er die Kunst der Scharlachfärberei; er theilte das Geheimniß seiner Tochter mit, und sein Schwiegersohn Cussier wendete dasselbe in Leyden weit früher an, als es in der Manufaktur der Gobelins bekannt war. Vorzüglich ist es aber das Thermometer, welches wir ihm verdanken, wahrscheinlich ein Luftthermometer, in welchem Wasser die sperrende Flüssigkeit war. Diese Erfindung ist ihm zwar ebenfalls abgestritten worden, indessen mit Unrecht. So gibt Plubb vor, er habe die Erfindung in einem wenigstens 500 Jahre alten Manuscript gefunden. Lambert setzt aber mit Recht hinzu: das mag sein. Nur mußte auch bewiesen werden, ob D. das Manuscript gesehen habe, oder nicht. An sich konnte die Erfindung sehr alt sein, sowie es die Dampfsgelien sind, die schon Vitruv als sehr bekannt und zum Anblasen des Feuers gebräuchlich anführt und beschreibt. Daß Schweins- und anderer Thiere Blasen, und so auch die Fischblasen in der Wärme sich ausdehnen, beim Feuer mit Knallen zerplatzen, daß dieses auch bei Kasanen geschieht, wenn man sie unaußgeschnitten ins Feuer legt, das sind allem Vermuthen nach ebenfalls längst bekannte Dinge. Indessen ist von da bis zum Drebbelschen Thermometer ein Schritt zu thun, der nicht sogleich wirklich gethan worden, als man ihn hätte thun können<sup>2)</sup>.

Er schrieb in holländischer Sprache zwei Abhandlung-

gen, welche von Peter Laureberg ins Lateinische übersetzt wurden unter dem Titel: Tractatus duo: I. De natura elementorum; quomodo venti, pluviae, salgura, tonitrua, ex his provocantur, et quibus serviant usibus. II. De quinta essentia, ejus viribus, usu et quomodo ea ex mineralibus, metallis, vegetabilibus et animalibus extrahenda. Editio cura Joachimi Morzii. Accedit ejusdem Drebellii epistola ad sapientissimum Britanniae monarcham Jacobum de perpetui mobilis inventione. (Hamburg. 1621. Genf 1628. 12. Frankfurt 1628. 12. Zursich: Antiquar. 1715. Französisch 1672. 12.) Nach Jarebörfer's Fortsetzung der Schwenterschen Equidistunden soll er 1607 zu Altknaar eine Schrift über die immerwährende Bewegung herausgegeben haben. (Nach Fourmier in der Biogr. univ. und Lambert's Pyrometrie, §. 23 — 26.)

(L. F. Kämtz.)

**DRECKAU**, preussische, zur Niederlausitz gehörige Stadt im kalauer Kreise des Regierungsbezirks hantburg a. d. O., hat ein Schloß, eine Kirche, ein Hospital, 142 Häuser, 800 Einwohner. Leinwanderei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei werden hauptsächlich getrieben. (H.)

**DRECHSELN**, **DREIHEN**, bezeichnet die Kunst, harten Körpern, als Holz, Elfenbein, Wachs, Eisen, Stahl, Eisenblein, Knochen, Horn, Schildpat, Perlmuttschel, Bernstein, Marmor, Alabaster, Serpentinsteine, Holz, durch Drehen mittelst einer mechanischen Vorrichtung, sowie durch Anwendung scharfer Instrumente eine mehr oder minder künstliche, edige, flache, schief, meißelnde oder kugelige, walzen- oder kegelförmige Gestalt mit glatter oder verzerrter (figurirter) Oberfläche zu geben. Diejenigen, welche diese Kunst üben, heißen Drechsler, Dreh er, und werden theils nach dem Stoffe, welchen sie bearbeiten, theils nach dem Grade der Feinheit, welchen sie den Gegenständen, die sie liefern, zu geben wissen, in verschiedene Classen eingetheilt. In ersterer Hinsicht hat man u. B. Holz-, Stein-, Horn-, Bernstein-, Stahldrechsler, Stein-, und Messingdrechsler. Diese letztern, welche an manchen Orten, wie in Nürnberg, auch Rothschmeibdrechsler genannt werden, bedienen sich, vorzüglich wenn sie größere Stücke abzurufen haben, der Drechselmühlen, weshalb sie auch zweien Drechselmühlen heißen. Solcher Drechsel- oder Drechselmühlen gibt es mehrere in Nürnberg; sie sind Eigenthum der Stadt und werden von dieser theilweise an die einzelnen Meister verkauft, indem jeder derselben für den lebenslänglichen Besitz einer Werkstätte in den Drechselmühlen 400 Thlr. zahlt, wobei ihnen zugleich unter Geld- und Buchhaushalts verboten wird, irgend einem Fremden die Drechselmühle zu zeigen. Aus diesem Grunde ist die innere Einrichtung derselben auch noch ein Geheimniß. In der zweiten Beziehung, nämlich hinsichtlich des Feinheitsgrades der Arbeit, unterscheidet man gemeine (niedere) und höhere (oder Kunst-) Drechsler. Die ersten liefern grobe Arbeiten, z. B. Kegel, Kugeln, Spinnräder (weshalb sie auch in einigen Gegenden Räder, Rädermacher heißen), Brettspiele, vorzüglich aber Spiel- und Puppenwerk für die Kinder. Feigteres kommt unter dem Namen bunte

1) Lambert, Pyrometrie. (Berlin 1779. 4.) Bd. 14. §. 24.  
2) Duf. Bd. 15. §. 25.

Maare in den Handel und wurde sonst und wird theilweise noch jetzt in großer Menge zu Nürnberg, Ofchah, Zwidau, Chemnitz verfertigt und in großen Sendungen nach Rußland, Amerika und Indien versandt. Das bekannte Sprüchwort: „Nürnberg's Hand (häßlich's Land) geht durch alle Land“ mag sich davon herschreiben. Die Kunstdrechsler liefern fein und zart gearbeitete Sachen von Horn, Stein und Metallen, und unter ihnen nehmen die sogenannten Fassigdreher die erste Stelle ein, indem sie auf ihren Fassig- oder Figurirbänken Dosen, Etuis, sowie andere Galanteriestücke mit Figuren, ja selbst mit Portraits drehen. Unter den Kunstwerken dieser Art wurden diejenigen, welche Lorenz und Stephan Zid, sowie Leo Pronner, lieferten, vorzüglich geschätzt.

Das Hauptwerkzeug, dessen sich die verschiedenen Drechsler bedienen, ist die Drechsel- oder Drehbank, die auch Drehrad, bei den Zinngeßtern Drehlade, bei den Uhrmachern Drehschl, bei den Würtlern Drehtisch genannt wird, und der Hauptsache nach immer dieselbe bleibt, obgleich man nach der verschiedenen Art, wie die Drehbänke in Bewegung gesetzt werden, einen Unterschied zwischen Stangen- und Räderdrehbänken, Hand- und Fußräderdrehbänken macht, auch sie wol, wie dies in England geschieht, in Centro- und trianguläre Drehbänke eintheilt, wobei man unter den ersten diejenigen versteht, welche die abzurühenden Sachen zwischen zwei Enden halten, während die letzteren diejenigen sind, die sich mehr für Mechaniker und solche eignen, die zu ihrem Vergnügen drehen. Es mag hier eine kurze Beschreibung einer Stangen- und Räderdrehbank folgen, indem wir die, welche sich in dieser Hinsicht ausföhrlicher zu belehren wünschen, auf die weiterhin anzuföhrenden; die Drechselkunst betreffenden Schriften verweisen müssen. Eine Drechselbank der einfachsten Art oder eine sogenannte Drechselbank besteht aus der Vorder- und Hinterbank, der Dode, dem Reitschub, der Pressflange (Wippe), dem Tritte, der Schnur und dem Rehnbreit. Die Vorderbank ist aus zwei starken, wagerecht liegenden und in geringer Entfernung von einander parallel laufenden Balken, den Wangen oder Baden, zusammengefüg, zwischen denen sich ein vertical gestelltes Holzstück, der sogenannte Reitschl, hin- und herschieben läßt. Dieser ist mit einem spizigen eisernen Stifte, der Pinne, versehen und dient dazu, den abzurühenden Gegenstand von der einen Seite zu halten, während er an seinem andern Ende von einem zweiten vertical und fest auf den Wangen stehenden Holzstücke, der Dode, ebenfalls mittels eines eisernen Stifts gehalten wird. Der Reitschl ist deshalb beweglich, damit er nach der Länge des abzurühenden Gegenstandes von der feststehenden Dode entfernt werden kann, und seine Feststellung geschieht durch einen Riegel unter den Wangen. Ist nun das Stück, welches bearbeitet werden soll, so zwischen den Pinnen der Dode und des Reitschlbes befestigt, so wird eine Schnur um dasselbe geschlungen, welche mit dem einen Ende an einer an der Dode befestigten Pressflange oder Wippe, die in Frankreich von Stahl ist, mit dem andern Ende an dem unter den Wangen befindlichen Tritte festgemacht ist.

Durch die Kraft der sich abwechselnd mit dem Tritte erhebenden oder senkenden Pressflange wird mittels der Schnur die Drehung des von den Pinnen gehaltenen Gegenstandes bewirkt, und dieser so lange dem Drehsel entgegengesüht, bis er seiner Bestimmung gemäß bearbeitet ist. Die Hinterbank dient dem Drechsler, um die nöthigen Werkzeuge darauf zu legen, oder auch sich daran zu lehnen. Erfordert es seine Arbeit, daß er sich seitwärts lehne, so verbindet er die Vorder- und Hinterbank durch das Rehnbreit, und es sind zu diesem Behufe sowohl in der ersten als letzten Löhre angebracht. Diese einfache Maschinen ist jetzt fast überall verdrängt, oder wird doch nur noch in wenigen Fällen angewendet, und statt der Pressflange sind Räder eingefüht, welche theils über der Drehbank, wie bei den Holzdrechslern, die einer größeren Kraft bedürfen, theils unter derselben, wie bei den Horn- und Metalldrechslern, denen eine geringere Kraft genügt, angebracht werden. Diese Räder werden nun bei den Holzdrechslern mittels einer an ihnen und dem Tritte befestigten Schnur in Bewegung gesetzt und bewirken durch eine zweite Schnur, durch welche sie mit der Spin- del in Verbindung stehen, das Umdrehen dieser. Die Spindel wird aber von zwei vertical auf den Wangen stehenden Holzstücken getragen, von denen das vordere die Hohlbocke heißt und zuweilen in seinem obern Theile aus Stahl besteht. In dem vordern Theile dieser Spindel, welche bei den Holzdrechslern die Vorrichtung heißt, werden nun die abzurühenden Gegenstände entweder einfach oder mittels der sogenannten Futter (Zadenfutter) eingefügt und so mit der Spindel herumgedreht. Durch die Einföhrung dieser Hohlbocke hat die Drechselkunst ungemein gewonnen, ja man kann wohl sagen, sich vom Handwerke zur Kunst emporgeschwungen, indem durch sie die feinsten Arbeiten möglich geworden sind. Die übrigen Werkzeuge, deren sich die Drechsler bedienen, heißen im Allgemeinen bei den Holzdrechslern Drehsel, bei den Kunst- und Metaldrechslern Drehschle, und sind schlichte oder Hohlmeißel, Grabstichel, viereckige, spizige, runde Drehsel, Drehbäken, Schrauben- und Seitenmeißel. Die besten Metallarbeiten werden auf eisernen Drehschle gemacht; die der Uhrmacher sind kaum handgrö und werden auch nur mit der einen Hand mittels eines mit einer Schnur versehenen Bogens gedreht.

Die Erfindung des Drehsels ist sehr alt und der Nutzen sowohl als das Vergnügen, welches es gewährt, verschafften ihm zu allen Zeiten Gönner vom Palaste bis zur Bauernhütte und fast alle Nationen ließen es sich angelegen sein, an seiner Veröollkommenung zu arbeiten. Nach Diobor von Sicilien war der mythische Dädalus oder dessen Schweserlöh, Talus, der Erfinder der Drechselbank, wogegen Plinius diese Ehre dem Samier Theodoros zuschreibt. Wie geachtet aber diese Kunst bald wurde, geht daraus hervor, daß die Sage eines Philosophen, den Aëolus, das Drehsel erfinden läßt, und die Geschichte berichtet, daß der unsterbliche Pythias, der durch seine Kunst die Götter des Olymp sichtbar machte, zuerst in Holz gedreht, und dem macedonischen König Alexander, den persischen König Artaxerxes, sowie dem Kaiser Rudolf II.,

als große Kunstbrechler rühmt. In der neuern Zeit liebten besonders Sachsens Regenten diese Kunst, und dieser Liebe verdankt Dresden seine schöne Prangerie, in der die zum Behufe des Drechsels im Süden angekauften Bäume wider Vermuthen sich so frisch erhalten hatten, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden konnten. — Als fast alle anderen Künste in der Verwüster der Völlerwanderung untergegangen waren, erhielt sich das Drechselei; die Westgoten lebten es nach Claus Magnus und vom 11. Jahrh. an wurde die Drechkunst vielfach in Klöstern, namentlich von den Einsiedler-Mönchen in der Biste du Maine, getrieben. In der neuern Zeit haben sich die Franzosen Hulot, Charles Plumier, Grandjean, sowie der Abbe Forcet, wesentliche Verdienste um das Drechselei erworben und die Techniken sind nicht hinter ihnen zurückgeblieben. Der güttauer Mechanikus Johann Georg Prasse brach durch seine Erfindung einer Drehbank mit der Hohlboche um einem allgemeinen Schraubewerke für rechte und linke Schrauben gleichsam eine neue Bahn. Sie ist gezeichnet und beschrieben in J. G. Geißler's Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke (Sitau und Leipzig 1792), in ebenbüßigen: der Drechsler oder praktische Lehrbegriß für gemeinen und höhern Drechkunst, sowie in Poppe's Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens. Könliche Verdienste wie Prasse erwerben sich Zeubner, Lambert und Burgersch. Nuch in Wien erfand eine so bequeme Drechselbank, daß man sie selbst auf Reiten in Wagen gebrauchen kann, und der Landeshauptmann Alexander von der Lippe gab eine Vorrichtung an, Schrauben auf der Drehbank vollkommen richtig zu drehen. Dem Engländer Smoot verdankt die Drechkunst sehr nützliche Verbesserungen, vorzüglich die Erfindung einer einfachen Methode, Cylindern und Kegeln in Holz zu drehen, worüber man den siebenten Theil oder zweiten Supplementband der Poppe'schen Encyclopädie nachsehen kann; sein Landsmann Gool machte ein neues Verfahren beim Kugeldrechselei bekannt, und Kildier erhielt für die Verstärkung der Triebkraft des Rades von der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in London 20 Guineen. Außerdem genannten haben sich auch Wandelin, welcher in England die größte Drehfabrik besitzt, sowie Thomas Martins, erster durch praktische Verbesserungen in der Maschinenerei des Drechsels, letzterer durch die Herausgabe seiner Schrift, welche Poppe unter dem Titel: die englische Drehbank für Arbeiter in Holz, Metall, Horn ic. überseht hat, verdient gemacht.

In Teutschland findet man fast in jeder Stadt Drechsler, welche theils jüdisch, theils freie Künstler sind. Das Generalprivilegium und der Silberbrief des Drechslergewerks in der Kurs- und Mark Brandenburg, insonderheit in Berlin d. d. 14. April 1734 steht in Mylli Corp. Const. March. 5. Abl. 2. Abth. Cap. 10; das Drechslergewerk im Königreiche Preußen erteilt seinen Silberbrief erst im J. 1752 und das in der Stadt Schönebeck noch später, nämlich im J. 1775. Dagegen war in Württemberg die herzogliche Drehvorrichtung bereits im J.

1660 erschienen. Allein nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande wird das Drechslergewerk betrieben; namentlich finden sich viele Drechsler in den holzreichen Gegenden Thüringens und Baierns, und hier besonders um Berchtesgaden. Die gewöhnliche Lehrzeit dauert vier bis fünf Jahre bei den Drechslern, und um Meister zu werden, müssen an manchen Orten die Gesellen folgende Gegenstände liefern: ein drei- oder vierbeiniges Esstisch, eine Würstbüchse mit feben Fächern, zwölf messingene Interimsstegen, ein Schachspiel halb aus Eisenblech, halb aus schwarzem Ebenholz, einen doppelten Globus nebst dem dazu gehörigen Gestelle, 500 Stöck Bombenröhren von Weisbüchsholz und neun Zoll Länge, endlich, wie J. B. in Wien, zwölf ganz fein gearbeitete hölzerne Zeller, indem alle zusammen nur einen Zoll stark sein dürfen. (Fischer.)

Drechselsmühlen, f. Drechsels.

DREESCH, DREESCHACKER, D.-SCHLAG, D.-WEIDE, DREISCHLAND, nennt man in einigen Gegenden Teutschlands, wo die Koppelwirtschaft im Gebrauch ist, dasjenige Ackerland, welches, um Weide für das Vieh zu gewinnen, mehrere Jahre unbesetzt liegen bleibt. Man unterscheidet neuen (jungen) und alten Dreesch, je nachdem ein solches Landstück zwei oder vier Jahre zur Viehweide gedient hat. Das Dreeschland wird zur Hütung der Schafe und des Rindviehs besonders in der Zeit benutzt, wo die Brache umgeflügt und die Stoppelweide noch nicht eröffnet ist, und es gemäht besonders in den ersten Jahren eine vorzügliche Weide. Umgebrochen und als Ackerland benutzt bringt bei gleichen Verhältnissen der Dreeschacker 1½ — 2 Körner mehr als das regelmäßig fortbestellte Land, welches theils der Ruhe, die er genöß, theils der Düngung durch den Mist des auf ihm weidenden Viehs zuschreiben ist. (Fischer.)

DREHBALKEN (poutre tournante), dient zum Verschließen der Eingänge in beständigen Orten, kann aber nicht, wie ein gewöhnlicher Schlagbaum in die Höhe gezogen werden, sondern ruht mit der Mitte, oder, bei schmälern Eingängen, mit dem einen Ende auf einem senkrecht in die Erde gegrabenen Ständer, um den er beweglich ist. Gewöhnlich ist ein solcher Drehbaum, ähnlich den spanischen Reitern, mit Fibern versehen (so heißen die übers Kreuz durch den Baum gefaserten Pinnen oder oben und unten zugespitzten Stäbe, so daß sie auf jeder Seite etwa 2½ Fuß herausstecken) und hat, wenn er sich um das eine Ende dreht, an dem andern, zu Erleichterung der Bewegung, ein Rad, dessen Durchmesser die ganze Länge der Fibern um einen Fuß übersteigt. Ein sehr schöner und künstlich gearbeiteter Drehbaum befindet sich am äußern Eingange der Festung Königsberg in Sachsen. Er ist mit Eisenblech überzogen und mit sehr spitzen, geschmiedeten eisernen Fibern versehen. Da er sich vermittels metallener Kugeln auf kreisförmigen, aus Eisen gegossenen Bahnen bewegt, ist seine Bewegung außerordentlich leicht; ein geringer Stoß der Hand reicht hin, ihn laufen zu machen, wo er in ein doppeltes Kugelschloß einrastet. (v. Hoyer.)

Drehbank, f. Drechsels.

**DREHBASSEN**, sind leichte Kanonen von 1—2 Pfund Kaliber für den Schiffsgebrauch, die keine Laffeten haben, sondern mit ihren Schilzspizen in einer starken eisernen Gabel liegen, auf der sie sich in jeder Richtung umdrehen lassen, und die aus dem Bord der größten Kriegsfahrzeuge auf Back und Schanze, aber auch aus dem Dolbord des langen Bootes oder der Pinasse besetzt ist. Sie werden vorzüglich mit Kartätschen von dreißigthüm Blei oder gewöhnlichen Flintenkugeln, mit  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$  Pfund Pulver geladen, und beim Entern des Feindes gebraucht, um das Deck von den Übergesperungen zu reinigen.

(v. Hoyer.)

**DREHBAUM**, nennt man eine einfache Vorrichtung, um Wege und enge Gassen so zu versperren, daß sie nur für Fußgänger gangbar bleiben. Es wird zu diesem Ende aus einem feststehenden Pöstele ein Stück Holz, der Baum, so angebracht, daß es sich leicht herumdrehen läßt und dadurch den Weg für einzelne Personen öffnet. Hat dieser Drehbaum die Gestalt eines Kreuzes, so nennt man ihn Drehkreuz.

(Fischer.)

**DREHBOGEN**, heißt ein schmales, dünnes, bogenförmig gekrümmtes und mit einem Griff versehenes Stahlstück, dessen Enden durch eine Darmseil verbunden sind und mit welchem Uhrmacher ihren Drehschlüssel oder zuweilen Bohrer in Bewegung setzen.

(Fischer.)

Drehbrücke, f. Brücke.

Drehkrankheit, f. Schafe, Thranseiten derselben.

Drehlade, f. Drechsel.

Drehna, f. Llynar.

Drehrad, f. Drechseln, Wagner, Knopfmacher.

**DREHSAULEN**, nennt man bei Windmühlen diejenigen aus dem Dache herausragenden Balken, mit welchen das Mühlengetriebe so verbunden ist, daß es durch die Säule im Kreise herumgedreht werden kann.

(Fischer.)

Drehachseln, f. Draht, Töpfer, Steinschleifer, Knopfmacher.

Drehsteize, f. Mahlmühle.

**DREHSUCHT** der Bäume. Die Längensfasern des Holzes nehmen zuweilen eine mehr oder weniger spiralförmige Windung an, und man sagt dann, das Holz ist gedreht, oder der Baum ist windisch gewachsen. Nicht alle Holzgattungen leiden gleichmäßig daran; denn bei den Äpfeln, Weiden, Eichen kommt diese Erscheinung weit seltener vor, als bei den Kiefern und Eichen, und es scheinen vorzüglich diejenigen mit hervorstehender Pfahlwurzel besonders darunter zu leiden. Zuweilen ist das Holz des Kernes mehr gedreht, als das der äußeren Holzrinne; seltener findet der umgedrehte Fall statt. Eine noch seltene, jedoch auch vorkommende, Erscheinung ist es, daß wol einzelne Arten gedreht sind, wenn der Stamm gerade liegende Holzfasern hat, während sonst gedrehte Stämme beinahe stets geradspaltige Äste haben. Man hat viele Vermuthungen über die Ursache dieses Wuchses des Holzes aufgestellt\*, ohne jedoch irgend eine genü-

gende Erklärung davon geben zu können. Die äufste, sich bald von selbst widerlegend, war die, daß die mechanische Gewalt des die Baumkrone ergreifenden Windes es sei, welche den Stamm drehe, wobei denn auch der Ausdruck windischel stammt. Andere wollten es darin suchen, daß die von einem andern höhern Baume überschatteten Stämme sich immer nach dem Lichte zu drehen, wogegen aber die Erfahrung streitet, indem man blesfen Buchs eher an dominirenden als an unterdrückten findet. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat wol die Hypothese, denn das dreht es immer nur, für sich, daß der spiralförmige Wuchs, den die Pfahlwurzel annimmt, wenn sie in der ersten Jugend durch irgend einen mechanischen Widerstand verhindert wird, in die Tiefe zu dringen und sich gerade auszureichen, sich auch dem Stamme mittheilt, da dieser doch nur als die Fortsetzung der sich im Anfange vorzugsweise ausbildenden Pfahlwurzel erscheint. Eine Bestätigung scheint die Bemerkung zu liefern, daß man auf lockern, tiefgründigem Boden weit seltener gedrehtes Holz findet, als auf festem und flachgründigem. Durch die Windung der Längensfasern wird nicht nur das Holz unspaltig, es läßt sich schwer glätten und poliren, sondern es verliert auch in beschlagenen Balken sehr an Tragbarkeit, indem bei dem Bearbeiten die Längensfasern zum Theil durchgehoben werden. Dieser Fehler vermindert aber die Brauchbarkeit des Holzes ungemein.

(Pfaff.)

**DREHTHORE** (Porte tournante), sind Thore der Schiffsfahrtschleusen, welche das Wasser zurückhalten, um dasselbe zur weiteren Fahrt der Schiffe hinreichend zu haben. Sie sind aus drei Ständern, deren mittlerer sich auf einem Zapfen dreht, zusammengesetzt, die durch Bandstücken, Riegel und verschobene Eisenbeschläge zusammen verbunden, auf der, gegen den Strom geföhrten Seite aber mit Bohlen beschlagen sind. Eine unten befindliche Zugkloppe dient, das angeammelte Wasser hindurch, und abzulassen, ehe man die Thüren selbst den hin- vurchfahrenden Schiffen öfnet.

(v. Hoyer.)

Drehung, f. 1) Rotation. 2) Torsion und Elasticität.

Drehwage, f. Torsion und Elasticität.

**DREHYEH**, bei Andern Derayeh, bei Ribebus Daraia (الدرعية) nach AbuIseda's alter Schreiber Daryah (داريا), so heißt die erst in neuerer Zeit bekannt gewordene, jetzt mit 28 Moscheen und 30 Collegien verschiedene Hauptstadt der Bahabiten (Bedabiten) im Hochland Arabiens, welche nach Arrowsmith's Karte etwa unter 25° 20' Br. und 66° 1' E. liegt, in der Provinz Rakchab, am Rande der Wüste, welche bis Oman und Mahrah reicht, südwestlich von Badrah,

1) Beschreibung von Arabien (Kopenhagen 1772). S. 848.

2) Annaal Moslem, ed. Adher. T. II. p. 676. Es gab noch einen gleichnamigen Ort unweit Damask, wie auch ein solches Arabien im Bezirk der Beni Amer. In AbuIseda's Beschreibung von Arabien (i. meinen Commentar) kommt übrigens die Hauptstadt der Bahabiten noch nicht vor.

\*) Siehe Eberdyt, Sammlung neuer Entdeckungen u. (Erlp. jg. 1804) S. 1.



fällig ein homo trium literarum war, wie jeder andere ehrliche Bürger tria nomina hatte, so zeigt doch die Diana trivialis, daß man nicht ohne Ursache einen Dreiweg wählte, auf welchem Didipos den Laioz erschlagen haben sollte. Wie die Ägypter den Vater der Weisheit Hermes *trichasmenos* benannten, so deuteten die Pythagoräer auch den Namen *Trivrygma* auf die der Ätене geweihte Dreizahl, welche, weil Alles aus Dreien, oder, wie Aristoteles sagt, aus Anfang, Mittel und Ende, besteht, den Pythagoräern die vollkommenste Zahl war. Wenn man sogar zum Spiele drei Würfel wählte, was von *tris* *is* das höchste Glück bezeichnet, so wird man auch das römische *tripodium solisium*, wie den triumphus, lieber vom Dreischritte (*tripedior*) des Siegestanzes ableiten, als mit Cicero (Div. II, 34) von *trispavium*. Auch unsere Wänschelruthe muß dreisprössig sein, wie der goldene Stüßfuß, den; nach dem Hyman, in Merc. 530, Apollon dem Hermes schenkte, und wie der Dreizack, mit welchem Poseidon den Sturm beschwichtigt.

Der Dreizack wurde bei den Griechen das Symbol des orakelgebenden Gottes; es soll sich aber die Heiligkeit der Dreifüße auch bei andern Völkern, namentlich bei den Chinesen, die ihnen unter dem Namen eines Geistes oder Genius die höchste Ehre erweisen, von Alters her finden. Ebenso war das Dreieck bei den Indiern ein Attribut des Krishna, bei den Ägyptern das Zeichen der Incarnation des Osiris, des Avis, und bei den Persern ein Bild der Fruchtbarkeit des Mitras, welcher wegen seiner dreifachen Wirksamkeit in drei Jahrhunderten *triplandios* genannt wird, wie Bakchos *trichasmos* oder *trichas*, dreigeboren, als Sohn drei verschiedener Wesen, der Persephone, Ermele und des Zeus, heißt. Alle drei Jahre ließ man die Bakchischen Orgien wiederkehren, und das Jahr selbst theilte man, wie die Monate und Tage, in drei verschiedene Zeiten ab, deren Sinnbild Herakles mit drei Äpfeln in der Hand ist, wie die dreifaltige Apolloteile, welche erst Hermes *Trismegistos* zur viers bis siebenfaltigen vervollkommnete. Nach der indischen Lehre erhob sich aus dem Dreiecke der kosmischen Ioni der Phallus der Welt, und drei große Dejotas, Brahma, Wischnu, Siva, bildeten die Trimurti, die demüthigste Trias des Platonischen Proklos, welche der Ägypter mit den drei Grundvocalen *Tau* bezeichnete, dem indischen Schöpferworte OUM, gewöhnlich nur Om oder Hom gesprochen. Die Griechen zählten in den samothrakischen Mysterien drei Kabinen oder Korpanten, und die Athener verehrten diesen ähnlich drei Väter oder Herrscher, Zagreus, Eubuleus und Dionysos, unter dem Namen *Trigonaktes* oder *Triaktes*. Aber schon Homeros hatte die Welterschöpfung unter drei Brüder getheilt, und nach dieser Theilheilung dreierlei symbolische Handlungen beist Opfer und Gebete unterschieden, wie man auch Tempel und Altäre auf dreierlei Weise stiftete. Wie drei Donnerschneidende Kyklopen, nahen man auch drei Patern und Horen, drei Gratien und Rufen an, obwohl man diese später bis zu dreimal drei steigerte (Har. C. III, 19, 13 sq.), da auch die

Einteilung der Dichtkunst in die lyrische, dramatische und epische Poesie nicht mehr genügt, wie die manderslei Arten von Herrschaft sich kaum unter die drei Stellungen der Monarchie, Oligarchie und Polykratie fügten.

Nach kaiserlicher Weise weidete der Römer dreien Hauptgottheiten, deren dritte die griechische *Trivrygia* war, sein Capitol, und Roma weidete drei besondere Tage jedes Monats so, daß die zweite Monatshälfte ein Trindundinum oder 17 Tage umfaßte. Ein solches Trindundinum wurde zur Zeit der Republik zu jeder Verhandlung mit dem Volke erfordert, gleich dem dreimaligen Aufgebote bei christlichen Vermählungen, dem dreimaligen Ausschreiben in gerichtlichen Verhandlungen und dem dreimaligen Abstimmen in parlamentarischen Beschlüssen. Wie bei Versteigerungen der dritte Ausruf das Erstbieten ausschlagte, so rief der Römer den Verstorbenen ein dreimaliges Hava zu. Wie die neuere Zeit dreifarbiges Bahren und Cocarden liebt, und wie die keltischen Romanen seit den ältesten Zeiten bei wichtigen Verhandlungen dreierlei Gegenstände mit einander zu verbinden pflegten (s. Strahlenberg's nord- und östlicher Theil von Europa und Asia, S. 83), so schlachteten auch die Römer an den Suovetaurilien dreierlei Vieh und stellten um den Efstisch drei Sopha's mit je drei Plägen (Har. Sat. II, 8). Man hatte eine dreifache Schlachtordnung, wie dreierlei Bänke des Senates, dreierlei curulische Würden, und zuletzt auch dreierlei Stände des Reiches. Schon Romulus zählte drei Tribus und 30 Curien zu Folge der heiligen *Trivrygia*, und wenn auch der Triumviratus consularis consuetudine ebenso zufällig war, wie die dreierlei Comitien, dreifache *Dominatio capitis* und Landesverwaltung, so jagen doch die Triumviri capitales und monetales AAAAA, wie gern man Dreimänner zu wichtigen Commissionen wählte. So viele Namen der Abkennung der Römer auch erfand, so ging er doch nicht über den Tritavus und Trinepos hinaus, und zählte drei Generationen zu einem Menschenalter, wie der Grieche, der auch in der Geschichte, wie die Zeit selbst dreifach ist, einen *χρόνος ἄδιλος*, *μυθικός* und *ιστορικός* unterschied, und dreimal den Ader pflegend von *τριπάλος* den *τριπάλμος* benannte.

Wie man nur dreierlei Functionen des Verstandes zählt, Begriffe, Urtheile und Schlußbildung, die selbst aus zwei gegebenen Urtheilen ein drittes ableitet, so ist auch Drei die höchste Zahl für jede einfache Gliederung des Verstandes und der Überschaubarkeit für das Ohr und Auge; denn der Verstand vermag außer dem Sage und Gegenfrage (Thesis und Antithesis) nur noch die Verbindung von beiden (Synthesis) zu denken, wodurch die Dichotomie oder Zweitheilung zu einer Trichotomie oder Dreitheilung wird, weshalb man in der Logik je dreierlei Arten der Kategorien, und in der Grammatik dreierlei Geschlechts- und Zahlformen, dreierlei Casus obliqui und Steigerungsstufen, dreierlei Personen und Zeiten, wie dreierlei Wörterclassen, Nomina, Verba und Partikeln, unterscheidet. Das Ohr aber kann nicht über drei zählen, ohne die Zählung mehrerer Laute durch Einschnitte

(incisiones), wodurch verschiedene Abschnitte (oommata) entstehen, sich überschaulicher zu machen; und so kam auch das Auge nicht mehr als drei Striche auf einmal bequem auffassen, weshalb die Römer in ihrem Ziffersystem IV für IIII, XL für XXXX, CD für CCCC u. s. w. schrieben, und wir bei großen Zahlen, z. B. 123, 456, 789 je drei durch einen Strich absondern. Aus dieser Ursache pflegen wir unser Alphabel nur nach seinen drei Anfangsbuchstaben Abo zu benennen, welche die drei Grundzahlen unsern weiterverbreiteten Völkersammes im Late, wie in der Bezeichnung, wurden; und eine gleiche Ursache liegt dem Dreischlig unter dem Architrave der dorischen Säulenordnung, wie dem dreizähligen Blige Jupiter's, zum Grunde. Deffenungeachtet konnte ein lyrisches Gedicht bei den Griechen zu vielgliederigen Strophen, Antistrophen und Epoden aufsteigen, ohne die Überschaulichkeit für das Ohr zu verlieren, wenn auch die Theilung in dreierlei Systeme, wie die Trilogie der Tragiker, nur in der Heiligkeit der Dreizahl ihren Grund hatte.

So heilig und selbst aber die Dreizahl wegen der Trinitätslehre sein muß, so heilig und bewundernswürdig erschien sie den Pythagoreern in ihren arithmetischen und geometrischen Systemen, da sie die Basis aller mathematischen Operationen ist, sofern der Raum dreierlei Dimensionen hat. Sowie hierdurch die Geometrie in drei Theile zerfällt, Kongimetrie, Planimetrie und Stereometrie, so hat die Arithmetik Zahl, Maß und Gewicht, oder vielmehr Kraft zu berechnen, und zerfällt, sofern dieses theils vermehrend, theils vermindern geschieht, in Addition und Subtraction, Multiplication und Division, Potenzirung und Depotenziung, für Zeit, Raum und Kraftberechnung. Dreierlei Größen werden zu einer Progression erfordert, und aus der Summe von 3mal 3 entsteht das kleinste Bauberquadrat. Die Regula de tribus ist der Grund aller Verhältnißberechnungen, wie jede geometrische Figur trigonometrisch gemessen werden kann. Zur Begrenzung einer geometrischen Figur sind wenigstens drei Seiten erforderlich, und Dreierlei muß gegeben sein, um ein Dreieck zu bilden. Was aber die Pythagoräer am meisten bewog, das Dreieck als Athene oder Arithmetica zu personificiren, war die für die ganze Mathematik so äußerst nützliche Bemerkung des Pythagoras, daß das Verhältniß dreier Seiten von 3, 4, 5 ein rechtwinkliges Dreieck bilde, in welchem das Quadrat der größten Seite gleich war den beiden Quadraten der kleinern Seiten zusammengenommen. Man symbolisirte daher die Athene durch ein gleichseitiges Dreieck, welches man in sechs rechtwinklige Dreiecke theilte, wie folgt:



(Grotefend.)

## DREICAPITELSTREIT. Kaiser Justinian I.

würschte die Beschlässe der vierten allgemeinen Synode zu Chalcedon, im J. 451 gehalten, von allen Christen anerkannt zu sehen, um dadurch die Monophysiten mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Zu dem Ende war er eben im Begriffe, diese Synode gegen die strengere monophysitische Partei, die Alexhaler, zu vertheidigen, als Theodoros Aelbas, Bischof zu Caesarea in Kappadokien, ein palästinensischer Mönch und eifriger Vertreter des Drigenes, der am Hofe lebte und das Vertrauen des Kaisers genoss, diesem einen Weg vorschlug, auf dem er, nach seinem Vorgeben, leichter und sicherer jenen Zweck erreichen werde. Theodoros war nämlich auf die orthodoxe Partei, besonders auf das Haupt derselben, den Menas, Patriarchen von Constantinopel, erkömmt, weil dieser um J. 544 eine Verdamnung der Irrthümer des Drigenes vom Justinian erwirkt, und so den Schutz erfolglos gemacht hatte, den die Drigenisten in Palästina bis dahin durch ihn selbst genossen hatten. Sei es nun, daß er sich an den Drithoboren rächen, oder nur die Aufmerksamkeit von dem Drigenismus ablenken wollte, kurz er redete dem Kaiser ein, den Monophysiten sei an der chalcidionischen Synode vorzüglich anstößig, daß sie den Theodoros von Mopsesia gelobt, und die Schrift des Theodoret, Bischofs von Cyrrus, gegen die Anathematismen des Cyrillus von Alexandrien (I. d. Art.), sowie den Brief des Ibas, Bischofs von Edessa, an den Perser Maris für rechtgläubig erklärt habe. Wenn er also sich entschliesse, die Lehren des schon länger auch unter den Drithoboren verdächtigen Theodoros Mopsesienus, und die Schriften der beiden Letztgenannten, die ja auch bei vielen Katholiken im Verdachte des Nestorianismus gestanden hätten, zu verdammen; so würde die folgerichtiger verbesserte und gereinigte Synode in allen Punkten von den Monophysiten angenommen werden, und der Kaiser würde sich den immerwährenden Ruhm erwerben, sie sehr leicht mit der katholischen Kirche zu vereinigen. (Cf. *Liberatus* — Archidiaconus in Karthago ums J. 553 — *brevarium causarum Nestorianorum et Eutychanorum* ed. Jo. Garverius [Paris 1675]. c. 24. *Facundus*, Episc. *Hermianensis pro defensione trium capitul. Lib. XII. ad Justinum Imperator. cum not. Jac. Sirmondi* [Par. 1629] et in *Sirmondi Opp. Tom. II. p. 297* — 588 ed. Venet. Praefat. p. 297. Lib. I. c. 2. p. 302 ed. Venet.)

Diese Männer waren aber grade, als ältere Gegner der Drigenisten, den Drithoboren sehr werth, und der schlaue Theodoros wußte sehr wohl, daß deren Verleumdung sie empfindlich kränken werde. Justinian, obgleich in seiner Einbildung ein fertiger und gelehrter Theolog, so doch in der That ganz unbekannt mit dem wahren Zusammenhange der Sache, ging, durch seine Gattin Theodora, eine geheime Freundin der Monophysiten, auf Veranlassung des Theodoros bearbeitet, auf dessen Vorschlag ein, und verdammt im J. 544 durch ein Edict die drei Capitel (*τρία κεφάλαια, tria capita*), indem er befahl, daß Theodoros von Mopsesia mit seinen Schriften, und die beiden vorhingenannten Schriften



des Theodoret und Ibas überall als verdammt angesehen werden sollten. Dieses Edict ist bis auf Fragmente bei *Facundus* I. 1. II. c. 3. IV. c. 4. verloren gegangen. (Cf. *Norzi* dissert. de synodo quinta. c. 3. p. 13 sq. ed. 1677. fol.) Den Namen der drei Capitel erhielten jene drei Gegenstände nachmals in Urkunden und Privatschriften, auch wol mit dem Zusatz: Concilii Chalcedonensis (wie bei *Facundus* in seiner angeführten Schrift), und das verleierte *J. H. Wille* (de tribus capitulis concilii Chalced. [Lips. 1766. 4.] p. 6), unter dem Ausdruck die drei Schlüsse der Synode von Chalcedon zu verstehen, was offenbar falsch ist, da jene Synode über den Theodor von Mopsestia gar keinen solchen Schluß gefaßt hat. Der Ausdruck *epistola negalana* soll vielmehr nur drei Streitfragen oder Punkte bezeichnen, welche die gedachte Synode betreffen.

Wie man auch diese kaiserliche Verordnung deuten mochte, so enthielt sie immer eine starke Beleidigung jener Synode, sofern sie Männer verdamme, welche diese ehrenvoll ausgezeichnet hatte. Deshalb weigerten sich auch die Patriarchen von Antiochien und Jerusalem, nebst mehreren Bischöfen, das kaiserliche Geheiß zu unterschreiben; doch wurden sie durch Geschenke und Drohungen dazu gebracht. Der Patriarch von Alexandrien und der von Constantinopel, Nemnas, thaten dasselbe; der Letztere jedoch mit der Bedingung, daß auch der römische einwillige, und ihm widrigenfalls seine Handschrift zurückgegeben werde. (Cf. *Liberatus* I. 1. p. 779. *Facundus* I. 1. Lib. II. c. 3. Lib. IV. c. 3, 4.)

Ungeleich hartnäckiger widerstanden die Abendländer, besonders die afrikanischen Bischöfe und Cleriker, welche erst seit Kurzem unter die Botmäßigkeit des Kaisers gekommen waren. In ihrer Spitze standen *Facundus*, Bischof von Hermiane, und *Heroandus*, Diakonius zu Karthago. Es galt unter ihnen die Meinung, daß man dem Kaiser hierin nicht gehorchen könne, ohne die Synode von Chalcedon zu beschimpfen und höchst ungerecht gegen ehrwürdige Tode zu sein. Einer dieser Bischöfe, *Pontianus* (cf. *Epistola Pontiani ad Justinum*, in *Harduini Actis concil. T. III. p. 1 sqq.*), schrieb unter Anbieten dem Kaiser garabzu, unter dem Vorwande dieser Verdammung möchte wol eine neue Stütze für die Eutychianische Ketzerei gesucht werden; er bäte ihn daher, die Ruhe zu erhalten, damit er nicht, indem er Tode zu verdammen suche, viele Ungehorame lebendig tödte. Ähnlicher Meinung waren auch *Dacius*, Bischof von Mailand, und die Bischöfe in Syricum (cf. *Facundus* I. 1. Lib. IV. c. 3).

*Vigilius*, Bischof von Rom, scheint Anfangs unentschieden gewesen zu sein, welche Rolle er in diesem Streite spielen, oder welcher Partei er beizutreten solle. Wahrscheinlich waren es die Afrikaner, die ihn vermochten, mit seinem ganzen Klerus die zugemuthete Verdammlung abzulehnen (cf. *Facundus* I. 1. Lib. IV. c. 3). *Justinian* hieß ihn deshalb (546) nach Constantinopel. Anfangs blieb er hier der Partei treu, für die er sich erklärt, und enthielt sich der gottesdienstlichen Verbindung mit dem *Nemnas*; allein bald änderte er, wahrscheinlich

vom Hise durch Geld beßogen, sein Verhalten, und erklärte mehrmals, sowohl mündlich als schriftlich, doch mit der Bedingung, daß es geheim gehalten werde, vor dem Kaiser in Gegenwart von Staatsbeamten und Bischöfen, schwur sogar, auf eine fürchterliche Art, zur Verhinderung des Kaisers und seiner Gemahlin schriftlich, daß er die drei Capitel verdamme, und Alles, was in seinem Verlangen stehe, zu ihrer Verdammung beitragen wolle. (*Facundus* I. 1. *Justinianus*, *Epist. ad Synod. Constant. Syn. V. Collat. I. p. 56. Collat. VII. p. 175. Tom. III. Concilior. Hard.*) Hierauf erfolgte bald die Aussöhnung zwischen *Vigilius* und dem constantinopolitanischen Patriarchen. Um jedoch die Verdammung der drei gedachten Lehrer und ihrer Schriften mit desto mehr kirchlichem Anstande zu beschließen, befahl der Kaiser im J. 548 eine jährliche Synode nach Constantinopel, auf welcher *Vigilius* den Vorsitz führte. Doch auch hier widerlegten sich mehre Bischöfe der anbesonnenen Verdammung, besonders die afrikanischen, und namentlich *Facundus*; allein *Vigilius* mußte durch List doch seinen Zweck zu erreichen. Die Bischöfe wurden genöthigt, schriftlich ihre Stimmen abzugeben, und man überleitete und bestärkte sie dabei meist so, daß sie dem *Vigilius* beiträuen. Dieser versetzte nun noch selbst im J. 548 ein Schreiben an den Patriarchen *Nemnas*, das unter dem Namen des *Judicatum* bekannt und bis auf eine Stelle verloren gegangen ist. (Cf. *Justinianus*, *Epist. ad Synod. V. Collat. I. p. 57 ad Harduin.*) Es sollte seinen richterlichen Ausspruch in sich fassen, und er verdamme darin Alles, was der Kaiser wünschte, wiewol er bald darauf bezeugte, daß er nichts gegen die Synode zu Chalcedon unternommen, sondern jenen Ausspruch nur gethan habe zur Milderung des vorhandenen Ärgernisses, aus Rücksicht und mit der Klugheit eines Arztes. (Cf. *Vigilius* *Epist. ad Valentin. Episc. in Collat. VII. Syn. V. p. 182 ed. Harduin. Ej. Epist. ad Aurelianus. Episc. I. 1. p. 183. Fragment. damnation. Theodori Episc. a Nullo factae. p. 8. ad Harduin. I. 1.)*

Obgleich aber nun die Verdammung der drei Capitel von fünf Patriarchen und einer Menge Bischöfen unterschrieben war, so wurde damit doch der Streit nicht beendet, entbrannte vielmehr seit dem *Judicatum* des *Vigilius* nur noch heftiger. Es wurde nämlich durch Abschriften römischer Cleriker bald in Constantinopel und andern Gegenden verbreitet, von Vielen getadelt und beschritten, und unerwartet erklärten sich gar bald sogar solche Cleriker dagegen, die es anfänglich vertheibigt hatten, z. B. *Rufinus*, Schweftersohn des *Vigilius*, den dieser selbst zum römischen Diakonius bestellt hatte, schrieb in Verbindung mit dem *Sebasianus*, einem andern römischen Diakonius, eine besondere Abhandlung zur Vertheidigung der drei verdamnten Lehrer und ihrer Schriften. *Vigilius* befragte sich darüber bitter, und um so mehr, da er versichert, daß ihr Widerspruch gegen das *Judicatum* das Volk bis zum Muthvergießen in den Kirchen aufgereizt habe. Er belegte sie deshalb, nebst andern Klerikern, im J. 550 mit dem Kirchenbanne. (Cf. *Vigilius* *Epist. ad Rustic. et Sebastianus. in Asia Syn-*

odi V. Collat. VII. p. 175 sq. ap. Harduin.) In dessen konnte er auf diesem Wege nicht alle Gegner zum Schweigen bringen, sondern als der Kaiser, der die seinen Befehle Ungehorsamen, wenn er sie erreichen konnte, sogar körperlich misshandelte und in die Kerker werfen ließ. Das letztere begegnete dem Bischof, Bischof von Kyzikum (Cf. Isidor. *Hispal.* De scriptorib. eccles. c. 25), und wie er dachte und schrieb auch Primasius, Bischof von Prudentum. Vorzüglich aber waren es die Afrikaner, Liberatus, Jacubus u. A. Sie gingen noch weiter, und hielten im J. 530, unter dem Vorhabe des Reparatus, Erzbischofs von Karthago, eine Synode, auf der sie den Vigilius (damnatores trium capitulorum) von ihrer Kirchengemeinschaft ausschlossen und ihre Meinung gegen den Kaiser nachdrücklich in einem Schreiben verteidigten. Reparatus verlor darüber seine Stelle, wurde nebst andern Bischöfen im J. 551 des Landes verwiesen, Einige jedoch, durch Geschenke und Drohungen bezogen, fügten sich dem Willen des Kaisers. Schon im J. 549 hatten die afrikanischen Bischöfe auf einer Synode sich gegen den Kaiser erklärt. In demselben Jahre verfasste auch Jacubus seine bereits angeführte Schrift zu Konstantinopel, und veröffentlichte sie im Angesichte des Hofes, der beiden anwesenden Patriarchen und vieler Bischöfe, meistens von der Gegenpartei. Auch später, selbst nachdem er des Landes verwiesen war, schrieb er noch öfters für die Sache, die er so unerschrocken und beharrlich verteidigte. (Cf. *Ejusd.* liber contra Marianum Scholasticum ap. *Sirmond.* I. 1. p. 587—598. *Epistola fidei catholicae, in defensione trium Capit.* I. 1. p. 599—608.)

Da so viel Widerspruch, Uneinigkeit und Verwirrung aus dem Eide des Kaisers und dem Beitritte des Vigilius entsprungen war, sahen beide sich genöthigt, das gewöhnliche Aufschubsmittel jener Zeit zu ergreifen, durch eine Synode den Streit entscheiden zu lassen. Man wählte Konstantinopel zu ihrem Versammlungsorte. Auch die Gegner, besonders in Afrika und Syrien, sollten eingeladen werden, daran Theil zu nehmen und bis dahin nichts über den obwaltenden Streit geschrieben werden. Dem Vigilius, der schon zu schwanken begann, wurde sein Iudicium vom Kaiser zurückgegeben, weil es, nach seinem eigenen Geständnisse, soviel Anstoß gefunden habe; dagegen mußte er aber dem Kaiser durch einen feierlichen Eid, der geheim gehalten werden sollte, versprechen, mit ihm gemeinschaftlich aus allen Kräften dahin zu arbeiten, daß die Verdamnung der erstgenannten drei Lehrer und ihrer Schriften auf der Synode durchgesetzt werde. (Cf. *Fragm. damnation. Theodori episc.* ap. *Harduin.* Tom. III. p. 8. *Epist. Clericor. Italiae ad legatos Francoe.*, qui Constantinop. proficisc. in *Labbei Concill. T. V.* p. 407. *Virgillii Juramentum* ap. *Harduin.* I. 1. p. 184.)

Doch blieb der Kaiser der Verabredung, daß der Streit bis zur Synode ruhen solle, selbst nicht treu. Er ließ es vielmehr geschehen, wenn er es nicht sogar veranlaßte, daß eine Schrift des Theodoros Akabas, welche die Maßregeln des Kaisers verteidigte, im Palaste vor-

gelesen und in der Hauptstadt ausgebreitet wurde; ja die afrikanischen Bischöfe, welche sich zur Synode dazusitz versammelten, wurden auf mancherlei Weise gemißhandelt, damit sie sich nach dem Willen des Kaisers bequemen möchten (cf. *Fragment. damnat. Theod.* sq. I. 1. p. 98). Doch die letzte Hoffnung, daß die zu erwartende Synode frei vom kaiserlichen Einflusse und unparteiisch den Streit entscheiden werde, wurde völlig niedergeschlagen durch ein neues Religionsedict des Kaisers, das im J. 550 oder 551 erschien. Es heißt auch sein Glaubensbekenntnis über die drei streitigen Gegenstände (*homologia kata trias hypokritas*), verliert sich zum Theil in eine theologische Abhandlung, und verdammt von Neuem jene drei Capitel, jedoch mit dem Zusatz, „dem Ansehen des Chalcedonischen Concils unbeschadet.“ (Cf. *Chronie. Alexandr.* s. passim. [Paris. 1658. fol.] p. 345—373.) Es hat nicht die erwartete Wirkung. Die Mennas und die meisten griechischen Bischöfe nahmen es an. Datus erklärte in seinem und auch aller gallischen, spanischen und der Bischöfe im obern Italien Namen, daß sie Jedem, der die neue Verordnung annähme, ihre Kirchengemeinschaft verlagten würden, und Vigilius trat ihm bei, nachdem er vorher den Kaiser vergebens gebeten hatte, seine Verabredung aufzuheben und die Entscheidung einer allgemeinen Synode abzuwarten; machte auch diesen Entschluß den Bischöfen von der Gegenpartei bekannt. (Cf. *Virgillii Epist. ad univers. Ecclesiam in Harduin. Act. Concill. T. III.* p. 3. *Epist. Clericor. Italiae etc.* ap. *Labbe.* I. 1. p. 408 sq.)

Rumher wollte der Kaiser den Vigilius gefangen setzen; der Versuch mißlang aber, und Vigilius, der sich in eine Kirche geflüchtet hatte, verdamnte dazusitz den Theodoros Akabas, als den Stifter alles dieses Unheils, und hob mit dem Mennas und den andern Bischöfen der kaiserlichen Partei die Kirchengemeinschaft auf. Bald darauf entloß er sogar, da er in seiner Wohnung wie ein Gefangener bewacht wurde, nach Chalcedon, und begab sich dort mit andern ihm ergebenden Bischöfen in eine Kirche. Der Kaiser unterhandelte nun mit ihm, und besog ihn endlich zur Rückkunft nach Konstantinopel durch Demuthigungen, zu denen Mennas und Theodor sich gegen ihn verstritten mußten. Der Erstere von Beiden starb bald darauf, und sein Nachfolger Eutychus näherte sich, nebst andern griechischen Bischöfen, dem Vigilius so sehr, daß sie sich (sowol über den Glauben, als wegen der zu haltenden Synode vereinigten, welche der Kaiser auf das Jahr 553 nach Konstantinopel aufschrieb. (Cf. *Fragment. damnat. Theodori* ap. *Hard.* I. 1. p. 8 sq. *Virgillii Epist. ad univers. Eccles.* I. 1. p. 4. *Epist. Clericor. Ital.* I. 1. p. 409. *Professiones Mennae, Theodori et alior. Episcopor. in Virgillii Constituto.* p. 10 sq. ap. *Harduin.* I. 1.)

Die Synode trat wirklich zusammen, und führt den Namen der fünften öumenischen; aber sie bestand, mit Ausnahme einiger afrikanischen, nur aus morgenländischen Bischöfen; auch war sie nicht zahlreich, denn nur 165 Bischöfe waren zugegen, obwohl unter ihnen vier Patriarchen. Vigilius nämlich, zwar in Konstantinopel, wie-

gerie sich, sie zu besuchen, weil er wußte, daß der Kaiser um jeden Preis die längst geforderte Verbannung nun durchgesetzt haben wollte. Trotz wiederholter Einladungen erschien Vigilius nicht, verteilte sogar die drei Capitel in einer eigenen Schrift, *Constitutum* genannt. (Cf. *Constitutum Vigilius Papae de tribus Capitulis* ap. *Harduin*, I. l. p. 10—48.) Ein Befehl des Kaisers, dem die Synode beitrat, gebot hierauf, den Namen des Vigilius aus den Kirchenbüchern zu streichen, ohne jedoch deshalb die Einigkeit mit der römischen Kirche selbst aufzuheben. So wurde jeder Widerstand beseitigt, und die Synode genehmigte nun durchaus alle bisherige kaiserliche Glaubensedikte, sie leistete eigentlich nur die früheren Befehle Justinian's in Synodalbeschlüsse ein; nur der Dringlichkeit wurde weiter nicht gedacht, was gewiß der Schaulust des Theodoros Aëdas zuzuschreiben, der eine Hauptrolle auf der Synode spielte. (Cf. *Acta Concilii Constantinop. II. Collat. VIII.* ap. *Harduin*, T. III. p. 187 sq. *Evagrius*, *Hist. eccles.* Lib. IV. c. 38.)

Um die allgemeine Annahme der Beschlüsse der Synode durchzuführen, mußte man abermals zu gewaltsamen Maßregeln schreiten, und so wurden denn schon im J. 553 einzelne und 554 viele Bischöfe und Kleriker, besonders in Afrika und Äthiopien, des Landes verwiesen oder in Klöster eingesperrt. Einige auch durch Erbschwörung ansehnlicher Ämter gewonnen, und auf diesen Wegen nach und nach die Abtödt des Kaisers erreicht (cf. *Victor*, *Chronica*, p. 332 sq. ed. *Basnage*). Die Furcht, sein Amt ganz zu verlieren, welche durch den glücklichen Fortgang der kaiserlichen Waffen in Italien unter Marseus noch gesteigert werden mochte, bewog auch den Vigilius, noch einmal seine Meinung zu ändern, und schon im J. 553 in einem Schreiben an den Patriarchen Eutychius zu Constantinopel, wo er noch verweilt, den Schluß der Synode beizutreten (cf. *Epist. decretal. Vigilius pro confirmatione synodi V. oecum.* ap. *Harduin*, T. III. p. 253 sq.); ja in einer viel weitläufigen Schrift vom J. 554 (cf. *Vigilius Constitutum de damnatione trium Capituli* ap. *Harduin*, I. l. p. 217—244) wiederholte er nicht nur das Anathema gegen die drei Capitel, sondern erklärte auch Alles für ungültig, was er oder Andere für dieselben gethan hätten. Dadurch erlangte er das verdiente kirchliche Ansehen und die Gunst des Kaisers wieder, reiste nach Rom zurück, starb aber unterwegs zu Syrakus im J. 555. Auch sein früherer Diakon, Pelagius (der Erste), folgte sich dem Willen des Kaisers, und wurde dadurch sein Nachfolger im Bisthume.

Doch der Vorgang des römischen Bischofs endete nicht den Streit im Abendlande. Die meisten Bischöfe, sogar im obern Italien, soweit es unabhängig vom Kaiser war, die Patriarchen von Aquileja, welche zu Grado oder Grado ihren Sitz hatten, besonders aber die Bischöfe im fränkischen und westgotisch-spanischen Reiche verwarfen fortwährend die Ertheile des Kaisers und die fünfte ökumenische Synode, und hielten sogar die Gemeinschaft mit dem römischen Bischof auf. Sie hatten dabei allerdings die Wahrheit für sich, daß durch die Ent-

scheidung von Constantinopel die Synode von Chalcedon beschimpft wurde, und daß All, die derselben Meinung gewesen, nicht des Irrthums überführt, sondern durch unedelmüthige, meist gewaltsame Mittel zum Stillstehen gebracht worden waren.

Justinian's Nachfolger, Justin II., seit dem J. 565, erließ eine Verordnung an alle Christen seines Reichs, in welcher er sie zur Einigkeit im Glauben dringend ermahnte, ohne dabei irgend einer Synode zu erwähnen, und vor Härteuren über Personen und Sölden warnte. Sie brachte auch einige Ruhe im griechischen Italien hervor; aber der Zufall, der sich darin fand, daß die katholische Kirche unverändert in ihrem bisherigen Zustande bleiben sollte, verzeigte die den getrennten Christen die gute Absicht des Kaisers (cf. *Evagrius*, *Hist. eccles.* Lib. V. c. 4). Pelagius II. setzte jedoch noch die Annahme der chalcedonischen Synode bei allen italischen Bischöfen, bis auf die von Venedig und Istrien, durch. Er suchte daher den Marseus, ihnen den Beitritt mit Gewalt abzunöthigen; doch sie schlossen diesen selbst von ihrer Kirchengemeinschaft aus, und er seines Theils hielt es nicht für angemessen, auf den Rath des Pelagius den Bischof von Aquileja und den von Mediolanum, welche jenen unrechtmäßig geweiht hätte, gefangen zu dem Kaiser fortzuschicken zu lassen. Der Erzbischof Laurentius von Mediolanum und sein Nachfolger Constantius waren zwar geneigt, sich für die fünfte ökumenische Synode zu erklären, konnten jedoch die Anerkennung derselben in ihrer Diöcese nicht durchsetzen. Pelagius II., Bischof von Rom seit dem J. 574, erneuerte die Versuche des ersten Pelagius, den Metropolit von Aquileja, zu dessen Kirchensprengel so viele Bischöfe im obern Italien und in dem benachbarten Thracien und Pannonien gehörten, zur Annahme der fünften allgemeinen Synode zu bewegen; doch vergebens. Auf einer Synode zu Grado, wo Pelagius dem Metropolit Helias diesen Ort als Metropolis von Venedig und Istrien besttigte, erklärten dennoch die versammelten Bischöfe, besonders die, welche unter der Herrschaft der Langobarden standen, und sehr noch hartnäckiger waren, daß sie bei ihren Bestimmungen bleiben und die drei Capitel nicht verdammen würden. Pelagius versuchte nun Gewalt, und veranlaßte im J. 587 den Eparchen Smaragdus, den Severus und zwei andere istrische Bischöfe zur Verbannung der drei Capitel und zur Gemeinschaft mit dem römischen Bischof zu zwingen; sobald sie aber frei waren, widerriefen sie, weil sonst der langobardische Theil der Diöcese sich von ihnen trennen wollte. (Cf. *Pelagius* *Epist. ad Episc. Iustinian.* p. 655 sq. *Epist.* 5 et 6. p. 940 sq. in *Concil. Labb.* T. V. *Henr. Noriai* *De Synodo Quinta Dissert.* §. 3, 4. p. 56 sq. *juxta exempli Patavinum* a. 1677. fol. *Pagii* *brevarium Pontif. Roman.* *gesta* *complotens.* p. 177 sq. ed. *Luc.*) Gregorius der Große, seit dem J. 590 Nachfolger Pelagius' II., berief den Severus, Metropolit von Aquileja, nebst seinen Anhängern im J. 591 zu einer Synode, und erwirkte vom Kaiser Mauritianus an sie einen Befehl, daß sie sich nach Rom stellen sollten. (Cf. *Gregorius* *Epist.* Lib. I, 16. T. I. p. 501.

Edit. Benedict. Joh. Diacon. Vita S. Gregor. Lib. IV. c. 38. p. 150.) Indessen gehörten weder die Bischöfe, die unter des Kaisers Oberherrschaft, noch die, welche unter der Langobarden standen; sie hielten vielmehr getheilte Versammlungen, beschwerten sich in Schriften an den Kaiser bitter über die ihnen gemachten Zumuthungen, über den Gregorius, daß er Soldaten mit ihren Befehlshabern abgeschickt habe, um sie (die Bischöfe) zu seiner Kirchengemeinschaft zu zwingen, und versicherten feierlich, daß sie und ihre Gemeinden lieber sterben, als ihren bisherigen altkatholischen Glauben aufgeben müßten. Der Kaiser tabelte hierauf das Verfahren des Gregorius, ermahnte ihn, günstigeren Zeiten abzuwarten, um jene Bischöfe zur Ordnung zurückzuführen; und obgleich dieser dem Kaiser sehr dringende Vorstellungen dagegen machte, richtete er doch nichts aus. (Cl. Caes. Baronius, Annal. eccles. ad a. 590. No. 28. p. 14 sq. Norisii Dissert. de synodo V. c. 9. §. 5. p. 72 sq.) Noch im J. 607 wählten die istrischen Bischöfe unter langobardischer Herrschaft einen neuen Patriarchen, Johann, verteidigten noch die drei Capitel, und blieben getrennt von der römischen Kirche bis zu Ende des 7. Jahrh. Erst im J. 698 verdamnte man, auf Antrieb des römischen Bischofs Sergius, zu Aquileia die drei Capitel, womit denn die lange Trennung endlich aufhörte. Man vergl. außer den genannten Schriften: Walch, Historie der Ketzereien. 8. Bd. S. 3—468, und Schröckh, Christl. Kirchengesch. 18. Bd. S. 570—608. (Frankle.)

Dreidecker, Dreimaster, f. Schiff.

DREIECK. 1) Arithmetisches Dreieck nennt man die Zusammenstellung aller figurirten Zahlen (f. d. Art.) nach folgendem Schema:

1									
1	1								
1	2	1							
1	3	3	1						
1	4	6	4	1					
1	5	10	10	5	1				
1	6	15	20	15	6	1			
1	7	21	35	35	21	7	1		
1	8	28	56	70	56	28	8	1	
1	9	36	84	126	126	84	36	9	1
.	.	.	.	.	.	.	.	.	.

u. f. w.

Bermöge der Natur der figurirten Zahlen ist hier jede Vertikalreihe die summirbare Reihe (f. d. Art. Reihe) von der nächst vorhergehenden Vertikalreihe und die Differenzreihe von der nächstfolgenden. Die erste Vertikalreihe enthält lauter Einheiten; die zweite enthält die Reihe der natürlichen Zahlen; die dritte die Trigonalzahlen (f. d. Art. Trigonalzahl) oder figurirten Zahlen erster Ordnung; die vierte die dreieckigen Pyramidalzahlen (f. d. Art. Pyramidalzahl) oder figurirten Zahlen zweiter Ordnung; die fünfte die figurirten

Zahlen dritter Ordnung u. f. w. — Die Horizontalreihen enthalten die Binomialcoefficienten (f. d. Art. binomischer Lehrsatz) zu allen Potenzen mit ganzen positiven Exponenten von dem Binom  $1+x$ , die Vertikalreihen hingegen die Binomialcoefficienten zu allen Potenzen mit ganzen negativen Exponenten von dem Binom  $1-x$  (vergl. figurirte Zahlen). — Das arithmetische Dreieck kommt in etwas anderer Stellung schon in der im J. 1629 erschienenen *Invention nouvelle en l'algèbre* etc. von Ab. Girard unter dem Namen *triangle d'extraction* vor; später hat es Pascal in einer eigenen Schrift, die im J. 1665 erschien, aber schon 1653 ausgearbeitet war, besonders abgehandelt und ihm den Namen arithmetisches Dreieck beigelegt (f. dessen *Oeuvres* [Paris 1779]. Vol. 5). Die figurirten Zahlen, aus welchen dies Dreieck zusammengesetzt ist, waren jedoch schon lange vor Girard und Pascal bekannt, f. Kästner's Gesch. der Mathematik. 1. Abt. S. 123.

2) In der Geometrie, wird jede von drei Linien (Seiten des Dreiecks) eingeschlossene Figur genannt. Der Name Dreieck, *triangulum*, *τρίγωνον*, kommt daher, daß jede dreiseitige Figur auch drei Winkel hat. Alle Dreiecke sind entweder eben (d. h. solche, deren Fläche eine Ebene ist) oder krummflächig; von den letztern werden gewöhnlich nur diejenigen in besondere Betrachtung gezogen, welche auf der Oberfläche einer Kugel oder eines Sphäroids liegen (f. die Art. sphärische und sphäroidische Trigonometrie). Von den ebenen Dreiecken, die, nach Beschaffenheit ihrer Seiten, entweder geradlinig, oder krummlinig, oder gemischlinig sind, sollen in diesem Artikel nur die geradlinigen, als die wichtigsten, näher erörtert werden. Diese geradlinigen Dreiecke werden eingetheilt 1) in Ansehung der Seiten in gleichseitige (tr. *aequilatera*, tr. *ισοπλευρα*), gleichschenkelige (tr. *aequicrura*, tr. *ισοκρηιζ*) und ungleichseitige (tr. *scalena*, tr. *σκαληνα*), von denen jedes gleichseitige drei einander gleiche, jedes gleichschenkelige aber nur zwei einander gleiche Seiten (Schenkel) hat, während in jedem ungleichseitigen Dreieck keine Seite der andern gleich ist. 2) In Ansehung der Winkel theilt man die Dreiecke in rechtwinklige (tr. *rectangula*, tr. *ρθογωνα*) und schiefwinklige (tr. *obliquangula*). Rechtwinklig ist nämlich ein Dreieck, wenn es einen rechten Winkel hat, schiefwinklig, wenn keiner der Winkel des Dreiecks ein rechter ist. Jedes schiefwinklige Dreieck ist entweder stumpfwinklig (*obtusangulum*, *ἀκυτγωνιον*) oder spitzwinklig (*acutangulum*, *ὀξυγωνιον*); ersteres wenn einer seiner Winkel stumpf ist, letzteres wenn alle seine Winkel spitz sind. Die nöthigsten Sätze über das geradlinige Dreieck enthält jedes gute Lehrbuch der Geometrie mit ihren Beweisen, wie sie in synthetischer Ordnung aus einander folgen, am besten Euklid's Elemente. Es wird daher hier, wo unmöglich ein vollständiger Vortrag der Elementargeometrie verlangt werden kann, nur nöthig sein, die wichtigsten von diesen Sätzen zu leichtem Übersicht nach ihrer innern Verwandtschaft, ohne Rücksicht auf die ihnen im System der Geometrie anzuweisende Folge, zusammenzustellen:

I. In jedem geradlinigen (auch in jedem sphärischen) Dreieck für sich betrachtet liegen gleichen Seiten gleiche Winkel, der größeren Seite ein größerer Winkel gegenüber, und umgekehrt. Das gleichseitige Dreieck ist daher auch gleichwinklig, mithin eine reguläre Figur (s. d. A. reguläre Figur). Ferner ist, wenn man irgend eine Seite eines geradlinigen Dreiecks verlängert, der dadurch entstehende äußere Winkel gleich den beiden innern gegenüberliegenden zusammen; daher sind alle drei Winkel eines geradlinigen Dreiecks zusammen gleich zwei rechten (beim sphärischen Dreieck sind die drei Winkel zusammen stets größer als zwei, oder kleiner als sechs rechte). In jedem Dreieck sind jegliche zwei Seiten zusammen größer als die dritte.

II. Vergleicht man zwei Dreiecke mit einander, so gelten in Ansehung der Ähnlichkeit und Congruenz und der bloßen Gleichheit beider folgende Sätze: Eine geradlinige Figur im Allgemeinen ist einer andern ähnlich, wenn jeder Winkel der einen einem Winkel der andern, bei beiden Figuren die Winkel nach einzelner Folge genommen, gleich ist, und wenn die Seiten, welche gleiche Winkel einschließen, proportionirt sind. Wenn bei zwei Dreiecken nur das eine der beiden zur Ähnlichkeit nöthigen Merkmale, also entweder die Gleichheit der Winkel oder das Proportionirtheil der Seiten, vorausgesetzt wird, so folgt daraus auch das Vorhandensein des andern Merkmals bei diesen Dreiecken. Dreiecke sind aber auch dann ähnlich, wenn ein Winkel des einen einem Winkel des andern gleich und die diese Winkel einschließenden Seiten proportionirt sind; ferner auch in dem Falle, wenn ein Winkel des einen Dreiecks einem Winkel des andern gleich, die Seiten, von welchen ein Paar andere Winkel eingeschlossen werden, proportionirt, und von dem dritten Paare von Winkeln jeder entweder größer oder kleiner als ein rechter ist. Wird in der Ebene eines Dreiecks eine Gerade parallel einer Seite des Dreiecks gezogen, so schneidet dieselbe die beiden andern Seiten oder deren Verlängerung so, daß ein dem anfänglichen Dreieck ähnliches Dreieck entsteht. Hierauf beruht die Einrichtung des sogenannten verjüngten Maßstabes (s. d. Art.). Ein rechtwinkliges Dreieck wird durch ein aus dem Scheitel des rechten Winkels auf die Hypotenuse gefälltes Perpendikel in zwei dem ganzen Dreieck und daher auch einander ähnliche Dreiecke zerlegt. Daraus folgt, daß das erwähnte Perpendikel die mittlere Proportionalinie zwischen den beiden Abschnitten der Hypotenuse, und jede Kathete die mittlere Proportionalinie zwischen dem an ihr liegenden Abschnitt der Hypotenuse und der ganzen Hypotenuse sei. Sind zwei Dreiecke gleich und ist ein Winkel des einen einem Winkel des andern gleich, so sind die Seiten, welche die gleichen Winkel einschließen, wiederkehrend proportionirt, d. h. die Seiten des einen Winkels sind die äußeren, die des andern die Mittelglieder einer geometrischen Proportion. Umgekehrt: Sind in zwei Dreiecken ein Winkel des einen einem Winkel des andern gleich, und sind die einschließenden Seiten wiederkehrend proportionirt, so sind die Dreiecke gleich. Das Verhältniß der Flächenräume zweier ähnlicher Dreiecke ist gleich

dem zwiesfachen (quadratischen) Verhältnisse zweier ähnlich liegenden (gleichen Winkel gegenüberliegenden) Seiten der beiden Dreiecke. Sind zwei Dreiecke nicht bloß ähnlich, sondern auch gleich, so sind sie congruent oder decken einander (s. d. Art. Congruent). Dies findet statt: 1) wenn entweder die drei Seiten des einen Dreiecks denen des andern, jede für sich, gleich sind; oder 2) wenn zwei Seiten des einen Dreiecks zweien des andern, jede für sich gleich sind, und auch der davon eingeschlossene Winkel in dem einen Dreieck gleich dem in dem andern Dreieck ist; oder 3) wenn eine Seite des einen Dreiecks einer Seite des andern und zwei Winkel des einen zweien des andern, jeder für sich, gleich sind, welche Winkel entweder beide an den gleichen Seiten liegen, oder das eine Paar ihnen gegenüber liegt. Gleichheit des Flächenraums (Inhalts), ohne daß damit nothwendig Ähnlichkeit, also auch Congruenz, verbunden wäre, findet bei zwei Dreiecken statt, wenn sie beide gleiche Höhen und gleiche Grundlinien haben (s. d. A. Höhen). Jedes Dreieck ist daher gleich der Hälfte eines Parallelogramms, das mit ihm gleiche Höhe und gleiche Grundlinie hat. Hieraus gründet sich die Berechnung des Flächeninhalts der Dreiecke. Da nämlich der Zahlausrück für den Inhalt eines Parallelogramms allemal gleich dem Producte aus der Höhe in die Grundlinie (beide als Zahlen nach einzelner Einheit ausgedrückt) dieses Parallelogramms ist, so ist der Flächeninhalt eines Dreiecks, als Zahl, gleich dem halben Product seiner Höhe in seine Grundlinie. Zugleich folgt hieraus, wie sich der Inhalt jeder andern geradlinigen Figur berechnen lasse, indem man dieselbe stets in Dreiecke zerlegen kann. Andere Ausdrücke für den Flächeninhalt eines Dreiecks, z. B. vermittelst seiner drei Seiten, werden in dem Artikel Trigonometrie vorkommen. Dreiecke von gleichen Höhen verhalten sich zu einander wie ihre Grundlinien, Dreiecke von gleichen Grundlinien wie ihre Höhen.

III. Von dem Verhalten der Seiten eines Dreiecks oder zweier mit einander verglichenen Dreiecke ist schon unter I. und II. Einiges vorgekommen; außerdem merke man noch folgendes: Wenn zwei Seiten eines Dreiecks zweien Seiten eines andern Dreiecks, jede für sich, gleich sind, aber in dem ersten Dreieck einen größern Winkel einschließen, als in dem letztern, so ist die dritte Seite des ersten Dreiecks größer, als die dritte des zweiten, und wenn zwei Seiten eines Dreiecks zweien Seiten eines andern, jede für sich, gleich sind, die dritte Seite des ersten Dreiecks aber größer als die dritte des zweiten ist, so liegt der dritten Seite im ersten Dreieck ein größerer Winkel gegenüber, als der dritten Seite im zweiten. Eine gerade Linie, welche einen Winkel eines Dreiecks hälft, schneidet, genugsam verlängert, die diesem Winkel gegenüberliegende Seite den beiden andern Seiten proportionirt. Umgekehrt: Ist eine Seite eines Dreiecks in zwei Abschnitte getheilt, die sich zu einander verhalten wie die beiden andern Seiten des Dreiecks, und verbindet man den Theilungspunkt der ertheilten Seite mit dem Scheitel des gegenüberliegenden Winkels durch eine gerade Linie, so hälft diese den Winkel.

Beim rechtwinkligen Dreieck ist jede auf der Hypotenuse beschriebene Figur den beiden, ihr ähnlichen und ähnlich liegenden, Figuren auf den beiden Katheten, zusammen-gemessen gleich.

IV. Einige merkwürdige Punkte, welche beim Dreieck vorkommen, sind folgende: 1) Wenn man die drei Winkel eines Dreiecks hälftet, so schneiden die Geraden, welche dies thun, einander alle drei in einem Punkte. Dieser Punkt ist der Mittelpunkt eines in das Dreieck beschriebenen Kreises. Zugleich läßt sich zeigen, daß sich in jedes gegebene Dreieck nur ein Kreis beschreiben lasse. 2) Wenn man die drei Seiten eines Dreiecks hälftet und auf denselben in ihren Mitten Perpendikel errichtet, so schneiden diese Perpendikel einander alle drei in einem Punkte. Dieser Punkt ist der Mittelpunkt eines um das Dreieck beschriebenen Kreises, und es ist leicht zu zeigen, daß sich um jedes gegebene Dreieck nur ein Kreis beschreiben lasse. 3) Wenn man wieder die drei Seiten eines Dreiecks hälftet, und dann von jeder Winkelspitze des Dreiecks nach der Mitte der gegenüberliegenden Seite eine Gerade zieht, so schneiden diese Geraden einander alle drei in einem Punkte, welcher der Schwerpunkt des Dreiecks ist (s. d. Art. Schwerpunkt). 4) Wenn man von jeder Winkelspitze eines Dreiecks auf die gegenüberliegende Seite oder deren Verlängerung ein Perpendikel fällt, so schneiden die drei Perpendikel einander alle drei in einem Punkte. 5) Die unter Nr. 2, 3 und 4 erwähnten Durchschnittpunkte liegen in einer geraden Linie.

V. Viele andere merkwürdige Eigenschaften des Dreiecks, welche jedoch weniger häufig als die hier aufgeführten in Anwendung kommen, und deren Aufzählung für eine allgemeine Encyclopädie zu weitläufig sein würde, findet man in den bekannten Schriften von Reier, Hirsch, Puissant, Crelle, Carnot, Feuerbach u. A., gut geordnet, vermehrt und Manches neu bewiesen in G. H. A. Jacobi's Programm: *De triangulorum rectilino-rum proprietatibus quibusdam nondum satis cognitis* (Nürnberg 1825). (Gartz.)

Dreieckige Zahlen, s. Polygonalzahlen.

Dreieichenhain, s. Hain.

DREIEINIGKEIT (Dreifaltigkeit, Trininitas, Trinitas), bezeichnet nach der christlichen Dogmatik die Dreieit der göttlichen Personen (Hypostasen) in der Einheit des Wesens. Nicht die christliche Lehre allein kennt eine solche göttliche Trias in der Monas, obwohl bei ihr dieselbe eigenenthümlich ausgebildet erscheint. Die Trimurti der Indier (Brama, Wischnu, Schiwu, d. i. die schaffende, erhaltende, und zerstörende Natur), der Anech (Weltgeist) der Ägypter, in Verbindung mit der Neith (Weisheit) und Pthota (dem Uelichte), die nordische (Hindunavische) Trias von Odin, Braga, Freia etc. zeigen wenigstens, wie der zwischen dem reinen Monothetismus und Polytheismus schwäbende Verstand zu dieser symbolisch-mythischen Vorstellung seine Zuflucht genommen hat. Die christliche Trinitätslehre unterscheidet sich aber von dieser, daß sie nicht auf einem naturphilosophischen, sondern historischen Grunde ruht, obwohl man

sie nicht selten in den erstern hinüberzudeuten versucht hat. Indem Christus sich den Sohn Gottes nannte und zugleich seinen Geist verließ, so bildete der Glaube an Vater, Sohn und Geist, das Eigenthümliche des historisch-positiven Christenglaubens, wie dies kurz in der Tauf-formel (Matth. 28, 19 fg., in den apostolischen Grüssen Röm. 16, 24. 2 Cor. 13, 13) zusammengesetzt wird, ohne daß jedoch metaphysische Bestimmungen mitgesetzt waren über das Wesen dieser sogenannten Personen und ihres Verhältnisses zu einander. Vielmehr konnten weder die Ausdrücke Person, Hypostase, Wesensgleichheit (Homousie), noch der Name Dreieinigkeit in der Bibel vor. Der Spruch 1 Joh. 5, 7, der om eßsen zu dem Begriffe von Dreieinigkeit einführen könnte, ist erwiesen unecht; Luther hat ihn auch aus seiner Bibelübersetzung weggelassen und erst später ist er wieder eingeschmückt worden. Längere Zeit begnügte man sich nun in der Kirche mit dem praktischen Glauben an Vater, Sohn und Geist, und mehr stritt man über die Person Christi an und für sich (gegen Eboniten und Doketen), als über die Trinität ins Ganze. Die johanneische Vorstellung des Logos, die man mehr oder weniger bei Philo wiederfindet, bot zuerst Stoff zu speculativen Versuchen, während über den heiligen Geist weniger bestimmt ward. Zwei Wege waren nun gegeben, wenn man einmal die Idee von der Gottheit des Logos festhalten und diese nicht mit den Alogern gänzlich aufgeben wollte. Entweder sah man, streng an der Einheit Gottes festhaltend, den Logos und somit auch den Geist als bloße Ausflüsse, als Offenbarungsformen, in die Erscheinungswelt tretende Kräfte und Eigenschaften der Gottheit an, wobei man sich am liebsten des Bildes von der Sonne und ihren Strahlen bediente; oder man setzte eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater und des Geistes unter den Sohn fest, wodurch man zwar die Persönlichkeit eines jeden festhielt, aber auch die Einheit im göttlichen Wesen zerstörte und dem Trithetismus sich näherte. Auch diese Vorstellung suchte sich durch Bilder, wie die des Feuers und der Flamme, des Menschen und des von ihm gesprochenen Wortes, verständlich zu machen. Beide Auffassungsweisen bestanden erst neben einander. In der Folge aber wurde die erstere als Sabellianismus (Patripassianismus, Samofatenismus), die letztere (zum Theil Drigenitische) als Arianismus verdammt (s. die Art.). Die nikäische Synode (325) setzte unter dem Einflusse des Athanasius fest, daß der Sohn dem Vater gleiches Wesens sei (*homoousios*), erzeugt (nicht geschaffen) von Ewigkeit her; Gott aus Gott, Licht aus Licht etc. Diese Bestimmungen wurden die Grundlage der orthodoxen Trinitätslehre, die vor jeder Vermengung der Personen sich ebenso zu hüten suchte, wie vor jeder Unterordnung der einen unter die andere. Während indeß über den heiligen Geist und sein Verhältniß zu den beiden übrigen Personen hier noch nichts war bestimmt worden, sollte dies die konstantinopolitanische Synode (380) nach, indem im Gegensatz gegen Arianismus und dessen Anhang dieselben Bestimmungen der Wesensgleichheit auch auf den Geist übertragen wurden. Nicht

Athanasius waren es besonders Basilius der Große, die beiden Gregore, Hilarius und Augustin, welche das Dogma der Trinität ausbildeten. Aus der Schule des Letztern ging sodann im 6. Jahrh. das sächsisch dem Athanasius zugeschriebene Symbolum quicunque hervor, das sich in einem formidablen Girkel von sich sehenden und wieder sich aufhebenden logischen Widerprüchen bewegt. Ueberhaupt bildete sich während solcher Streitigkeiten eine eigenthümliche Terminologie aus, die als rechtidäufige Schulfprache als Schiedsrichter der Orthodoxie festgehalten wurde. Bei aller Willkürlichkeit nämlich sollte doch jede der drei Personen ihre Eigenthümlichkeit (*idiotēs*) behalten, wodurch sie sich von der andern charakteristisch unterscheidet. Demnach gehöret dem Vater das Ungezeugtsein (*ayvrvrolos*), dem Sohne das Gezeugtsein (*ayvrvrolos*), dem heiligen Geiste das Ausgesandteisein (*ixvrvrolos*, *ixvrvrolos*) als Eigenthümlichkeit an. Über das Ausgehen des Letztern entstand im 6. und 7. Jahrh. zwischen der griechischen und abendländischen Kirche ein Streit, indem die erstere den Zusatz *filioque*, den das konstantinopolitanische Symbolum in Spanien erhalten hatte, verwarf, und nicht zugeben wollte, daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgehe. Noch weitere Bestimmungen in der Trinitätslehre versuchten die Scholastiker, von denen aber einige wie Wesselin und Gilbert von Gornette in der Trinitätslehre versielet oder wenigstens dessen beischuldigt wurden, während Abälard die Lehre von der Dreieit im göttlichen Wesen symbolisch deutete, als Nacht, Weisheit und Liebe, und damit sich den Vorwurf des Sabellianismus zuzog. Die Reformatoren nahmen die nisch-athanasianische Lehre unbedingt in ihr System auf, ja es war das Dogma der Dreieinigkeit eins der wenigen, worin sie vollkommen mit der bisher als katholisch geltenden Lehre übereinstimmten. Als daher bald nach dem Austreten der Reformation aus Spanien und Italien der der Antitrinitarismus sich geltend machen wollte, dem auch hier und da einige aus der Biederkeit beitraten, ward er nicht nur von katholischer, sondern auch von protestantischer Seite verfolgt. Nicht nur küßte Michael Servetus sein Buch de trinitatis erroribus auf dem Scheiterhaufen im J. 1553, sondern auch noch andere Antitrinitarier, Ludwig Heyer, Gorr. Gentilis u. s. litten die Todesstrafe. In der Folge aber fand der Unitarismus einen Hauptstutz an beiden Socinen aus Siena, und der nach ihnen sogenannte Socinianismus legte sich hauptsächlich in Polen und Siebenbürgen fest. Die Arminianer, welche man ebenfalls der Irreligie in Beziehung auf die Trinität beschuldigte, verteidigten sich dagegen, obwohl den streng Orthodoxen nicht genügend, indem sie eine Unterordnung der Personen unter einander hindeutlichen ließen. Aber auch die Theologen der arößern Kircheparteien wichen hier und da von den traditionellen Bestimmungen ab. So regte sich der Arianismus in der englischen Kirche zu Anfang des 18. Jahrh. durch S. Clarke und der Socinianismus wurde bald offener, bald verdeckter von manchen lutherischen Theologen Deutschlands vorgetragen. Der Rationalismus verwirft, zum Theil noch klüher als der Socinianis-

mus, die ältern kirchlichen Bestimmungen, doch hat es auch nicht (selbst bei Katholiken) an solchen gestelt, welche bei einer überwiegen speculativen Tendenz der kirchlichen Lehre von der Trinität gewisse tiefere philosophische Ideen unterlegen suchten, wobei aber die symbolisirende Willkür nicht selten ihr unantereis Spiel hatte. Um nun aber auf die orthodoxe Lehre zurückzukommen, so wurde diese von den lutherischen Theologen des 16. und 17. Jahrh. noch durch einige hinzugekommene scholastische Subtilitäten vollends abgerundet. So worten z. B. unterschieden die *opera ad extra* und *opera ad intra*. Die Letztern, welche auch *Operationes inmanentes*, *actus personales* heißen, bezeichnen die oben genannten Eigenthümlichkeiten einer jeden Person und ihr Verhältnis zu einander, welches sich in folgenden formeln ausdrückt: *Pater generat filium et spirat Spiritum*. *Filius spirat Spiritum cum Patre*, *Spiritus a. procedit a Patre et filio*. Die *Opera ad extra* (*transcendentia*) beziehen sich auf die eigenthümliche Willkür einer jeden Person nach Außen. Sie theilen sich wieder in die *oecomenica* und *attributiva*. Die erstern gehen auf das Werk der Erlösung und Heiligung, die Letztern auf die äußere Schöpfung, Erhaltung und Weltregierung. In Beziehung auf das Erlösungswort nämlich ist die Sendung des Sohnes dem Vater, die Ausrichtung des Wortes selbst dem Sohne, die Ausrichtung des Sohnes mit den nöthigen Gaben, sowie die Wirkungen des Glaubens in den Herzen der Menschen dem heiligen Geiste zuzuschreiben. Weniger genau werden die Unterscheidungen beobachtet bei den Attributiven, doch kommt vorzugsweise dem Vater die Schöpfung und Erhaltung zu, dem Sohne die Theilnahme an der Schöpfung, die Auferweckung der Todten und das Weltgericht, dem heiligen Geiste die Inspiration der Propheten und Apostel. Biemol nun übrigens die orthodoxe Lehre durchaus keine Unter- oder Überordnung der Personen zugebt, so soll doch in der Benennung (*nomenclatione*) die Ordnung befolgt werden, daß zuerst der Vater, dann der Sohn und dann der heilige Geist genannt wird. Auch hat sich von selbst immer der Sprachgebrauch in so weit zu Gunsten des Vaters entschieden, daß, wenn von Gott schlechthin die Rede ist (*deus*), der Vater darunter verstanden wird, wenigstens, streng genommen, die ganze Trinität damit bezeichnet sein sollte.

Was endlich die Stellung betrifft, welche diese Lehre in dem dogmatischen System einnimmt, so behandeln sie die Weissen unter der Lehre von Gott oder in der Theologie. Einzelne, wie Warkeine, haben sogar nach ihr das ganze System eingetheilt (*Methodus oecomenica*, s. den Art. Dogmatik). Andere dagegen, wie Schleiermacher und Hase, haben sie als den Schlußstein des dogmatischen Gebäudes am Ende verwiesen, von denen jedoch der Erstere behauptet, daß die Lehre in ihrer dermaligen, aus dem ersten Jahrhunderte herrührenden Gestalt keineswegs als abgeschlossen anzusehen sei. (Glaubendlebre S. 188.)

(Hagenbach.)

DREIEINIGKEITSFEST (*Festum Trinitatis*), feiert die römisch-katholische Kirche — die griechische

kennt es nicht — mit der protestantischen am Sonntage nach dem Pfingstfeste, und zählt von da bis Ende des Jahres die Sonntage, Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste, deren nie unter 23, nie über 27 sind. Es wird weiter den hohen, noch den alten Festen zugebildet. Über seinen Ursprung und seine Einführung sind die Nachrichten ebenso widersprechend, als dunkel. Von alten Kirchenschriftstellern erwähnt es keiner und eine Homilie für dasselbe findet sich nicht. Die Hauptstelle aus Durandus<sup>1)</sup>, einem jüngern Schriftsteller, lautet: Cum Artula Rex, qui Christianos persecutus est (um 450), vere (sane) omnia volumina Christianae religionis destruxisset, Aleuinus (um 800), magister Caroli et Ludovici, filii eius, rogatu Bonifacii, archiepiscopi Maguntini, multa de ecclesiasticis officiis conscripsit. Unde et Maguntino Concilio approbante instituit, quod a festo Paschate usque ad Dominicam istam tres tantum dicerentur lectiones: et hoc die de trinitate cantari usque ad Dominicam sequentem, et tunc incipere: Domine, in tua misericordia etc. Et composuit officium de trinitate, videlicet responsorium, antiphonas, missam et sequentiam, quas omnia obulit Alexandro, papae. Wie widersprechen sich diese Angaben! Artula und Aleuin, zwischen beiden vier Jahrhunderte; eine Liturgie für das Fest von Aleuin, das noch nicht angeordnet sein konnte; Alexander, Papst zu welcher Zeit? Es kann nur Alexander III., Feind Friedrich's I., des Kaisers, im 12. Jahrh. gemeint sein. Diesen Nachrichten kann man nicht vertrauen und auf die Bestätigung des Festes durch diesen Papst nicht rechnen, welcher nach Durandus auf einem Concil. Lateran. im J. 1179 erklärt haben soll: Ille vero respondit: non esse celebrandum festum de trinitate, nam singulis diebus sit festum trinitatis et unitatis, quia semper dicitur: Gloria patri, filio et spiritui sancto, et praemissa historia et officium non admisit<sup>2)</sup>.

Früher scheint in manchen Klöstern dieses Fest gefeiert worden zu sein<sup>3)</sup>; um der griechischen Kirche, welche an diesem Tage das Fest zum Andenken aller Märtyrer, *μεμαρτυρητων εν κυριω μαρτυρων*, feierte, sich gleichzustellen und den orthodoxen Glauben zu bewahren, welcher in nativitate festivitas patris, in paschate festum filii und in missione spiritus sanctum spiritus sancti feierte, ut ostendatur, quod tres personae sunt unus Deus. Doch feierte man dieses Fest nicht in allen Kirchen und auch nicht auf gleiche Weise, wo man es feierte.

Aus diesem Allen geht hervor, daß vor dem 12. Jahrh. an die allgemeine Feier dieses Festes nicht gedacht werden kann und diese noch später angenommen werden muß. Die Synode zu Aries im J. 1260 scheint

es nur für eine oder mehrere Diöcesen<sup>4)</sup>, Papst Johannes XXII. aber im J. 1334 allgemein angeordnet zu haben, ut prima post pentecosten dominica ab universalis celebraretur ecclesia<sup>5)</sup>.

Dem christlichen Archäologen Dr. Augusti, aus dessen Denkwürdigkeiten 2. Bd. S. 424 und Rheinwald's kirchlicher Archäologie, S. 206 die wichtigsten Data entlehnt sind, genügen sie nicht, und er theilt über die erste Idee, die zu dem Feste Veranlassung gab, folgende Vermuthung mit. Es verbrant dem Feste der griechischen Kirche, dem Feste der Orthodoxie, *ισοψη α. ανωγειας της δεοδοσιας*, seinen Ursprung. Dieses wurde auf einer Synode zu Gonstaminopel, welche die Kaiserin Theodora und der Patriarch Methodius leitete, im J. 842 angeordnet und eingeführt<sup>6)</sup>, und am ersten Fastensonntage, Dominica Invenavit, oder am ersten Sonntage nach Pfingsten begangen. Der letzte Tag stimmt genau mit dem der armenisch-kirchlichen Kirche, und der Zweck des Festes ist, den Glauben an den dreieinigen Gott, im Gegensatz des mit dem Dogma der griechischen Kirche verbundenen Bilderdienstes, zu vertheidigen. Die Päpste sörgten mit der Bestätigung dieses Festes, um den Widerspruch ihrer Entscheidungen im Bilderstreite nicht so deutlich merken zu lassen. (Schincke.)

Dreieinigkeitsland, s. Süd-Polarisland.

DREIENBERG. Ein hoher, größtentheils kahler Berg, südöstlich über dem Marktsiedel Friedewald, im kurpfälzischen Kreise Gerolstein, der seinen Namen von seinen drei Gipfeln erhalten. Man sieht noch die Spuren einer daraufgestandenen Burg, welche aber schon so früh untergegangen, daß die Gesichte nichts von ihr weiß. Nur im J. 1257 kommt ein Herwig de Drigenberek vor.

(G. Landau.)

DREIER (Johann Conrad), hat sein Leben in Mattheson's Ehrenpforte S. 52 selbst beschreiben. Im J. 1672 zu Braunschweig geboren und frühzeitig von seinem Vater, einem armen Schuhmacher, zur Schule und zur Musik angehalten, machte er unter dem Cantor der Martinschule, Franz Günther, bald gute Fortschritte, besonders in der Musik, zu welcher er große Liebe gewann. Da ihn sein Vater nicht unterstützen konnte, wanderte er im 16. Jahre auf gutes Glück nach Blankenburg, und von hier, wo es mit der Musik nicht gut stand, nach Guelsthal, wo er kümmerlich nur ein halbes Jahr ausbauen konnte. Die Noth zwang ihn wieder in seine Vaterstadt, wo es zu seinem Glücke grade an einem Altsen schlie, was ihm freie Wohnung und Kost brachte. Unter großen Anstrengungen arbeitete er sich bald in bessere Übung des Treffens. Aufslig hielt sich der Kapellmeister Theile eine Zeit lang hier auf, der ihn in der Composition unterwies. Von hier wogte er es, die Universität zu besuchen, konnte sich aber nicht durchbringen und begab sich nach Hamburg,

1) Ratio div. offic. VI. c. 144. 2) Muratori Hist. Ital. Tom. VII. p. 265. Hildebrand, De dieb. fest. p. 93. 3) Porpo, Abt zu Prüm, in der Zeitschrift Diöces. v. J. 1150, schreibt In de statu domus dei a. ecclesiae. Tom. III. S. Bibl. Patr. Lugdun. T. XXI. p. 502. Miramur satis, quod visum fuerit hoc tempore quibusdam monasteriis mutare colorem optimum novas quasdam introducendo celebratas, und nennt weiterhin festum sanctae trinitatis.

4) Manz Tom. XXIII. 5) Prosper Lambertini (Benedictus XIV.) de fest. 1. 2. 10. 6) J. P. Baudouin, Oratio de festo Orthodoxiae in ecclesia Graeca celebrari solita. (Jena 1726. 4.)



wo die Dper blühte (1700). Seine schöne Tenorstimme, sein beschiedenes und fürsamliges Betragen und sein redlicher Fleiß erwarben ihm das rühmlichste Zeugnis Walthofens, welcher 15 Jahre lang den Dpern vorstand. Dennoch wäre die Dper nicht erhalten worden, wenn nicht mehr Liebhaber und Dpernsänger zusammengetreten und sie in Pacht genommen hätten. Unter die Pächter gehörte auch Dreier. Als man zur Aufführung schritt, waren sämtliche Partituren verfault (1). Er setzte also aus den Stimmen die Partituren der Dpern Salomon und dann Nebucadnezar zusammen. Sobald das die Besitzer der Partituren sahen, kamen nach und nach einige andere zum Vorschein. — Als im J. 1709 die beiden besten Sängern, die Kräutlein Conradi und Schöber, abgingen, wandte er sich nach Hannover an die Drifstin Alisrot, geborene Minhen, brachte sie glücklich hierher und studirte ihr alle Rollen ein. „Was ich der Zeit für Mühe angewandt, in Erlernung der starken Partien, die ich ihr so lange vorsingen mußte, bis sie solche ins Gedächtniß brachte, das werde ich nie vergessen. Wie die vier Jahre sich genähigt, hatte die Mühe und weiter nichts gehobt; wiewol der Schauspiel mir in vielen Stücken die Augen öffnete. Ich ergriff darauf andere informationes, weil es mir daran nicht fehlte. Die Pseztzeit kam darüber in Hamburg und sperrte das Dpernhaus nebst vielen andern. Das war 1713. Meine Stunden hatte des Tages alle besetzt zu zweien Theatern des Monats (macht des Jahres über 240 Thlr.).“ — Die übrigen Dperndirectoren verwilligten ihm bei seinem Abgange 200 Thlr. jährlich. Dabei vertrat er noch oft, vorzüglich zur Fastenzeit, den Kirchenthoristen Heiliger, der viel vom Podagra litt. Als man ihm merken ließ, man wünsche ihn zum Ghorfänger, antwortete er fleiß: Er trage zwar Besirben dazu, möge aber Niemandem damit schaden. Als nun im J. 1713 der Cantor Aug. Braun zu Lüneburg starb und der dortige Landesdirector, Baron von Spörken, sich in Hamburg nach einem Musiker erkundigte, der mit Sefang, Direction und Composition umzugehen wisse, wurde Dreier vom Cantor Joach. Gersendbützel vorgeschlagen. Nach abgelegter Probe erhielt er das Cantorat ohne die geringste Hinderung, vermaßte sich noch in diesem Jahre mit der jüngsten Tochter seines Vorfahren, lebte in glücklicher Ehe, die im J. 1719 der Tod trennte. Da ihm zwei Söhne und eine Tochter am Leben geblieben waren, betraute er nach zwei Jahren wieder. Auch jetzt brachte er seine Zeit meist mit Unterricht der Jugend zu. Sein ganzer Schülerchor, aus einigen zwanzig bestehend, mußte musikalisch sein, zugleich im Singen und Spielen. Dazu noch zehn bestellte Instrumentalisten. „Ich musicirte also alle Sonn- und Festtage mit einem Fleiß versehen Ghor.“ Er genoß eines kräftigen Alters, so daß er auf Gesitt und an der Stimme keinen sonderlichen Abgang spürte.

Ein anderer, Joh. Melchior Dreier, war Organist zu Ellwangen und schrieb seit den J. 1780—1792 zahlreiche Kirchencompositionen, als Psalmen, Miserere, Salve regina etc.

Auch ein Vater dieses Namens wird von Burney

als Kirchenkapellmeister zu Florenz genannt, von dessen Composition Burney noch im J. 1770 dort eine seiner Motetten aufführen hörte. Er stand im hohen Alter. — Der älteste dieses Namens, Joh. Dreier, war Geißlicher und Musiker zu Salzburg, wo er im J. 1667 starb. Von seinen Werken ist unsern Wissens nichts übrig geblieben. (G. W. Fink.)

**DREIFELDERWIRTSCHAFT, DREIFELDERSYSTEM**, nennt man diejenige Art des Landbaues, nach welcher man in einem dreißigjährigen Kreislaufe die Äder im ersten Jahre unbefleht oder brach liegen läßt, sie jedoch dabei düngt und mehrmals umpflügt, im zweiten Jahre mit Wintergetreide (Koggen, Weizen), im dritten Jahre aber mit Sommergetreide (Hafer, Gerste) bepflanzt. Schon die Römer konnten die Dreifelderwirtschaft und wendeten sie vorzüglich in den entlegenen Grenzprovinzen an, woher es kam, daß sie sich schon früh in andere europäische Länder, namentlich auch nach Deutschland, verbreitete, wo sie durch Karl den Großen, der sie seinen Hofmeiern zum Gesetze machte, bald die herrschende wurde. Nach einer Urkunde vom J. 763 bei Diegaut wartete im zeitigsten Frühjahrre gepflügt und dann Gerste und Hafer einfüßig gesät. Für das Wintergetreide wurde die Brache im Junius umgepflügt, im Herbst gewendet und dann gesät. Auch aus einem spätern sächsischen Gesetze (bei Westphalen, Mon. Cimbr. IV, 207), wo es heißt: „Wenn das vorher mit Gerste bestellte mit Koggen befaat wird“ scheint hervorzugehen, daß man, im umgekehrten Verhältnisse gegen das jetzt gewöhnliche, die Sommerung der Winterung vorangehen ließ. Das Brachland benutzte man als gemeinschaftliches, allermännlich zugängliches Weideland, weshalb es auch hier und da den Namen Almen de führt, welches Wort nicht, wie Einige gewollt haben, vom Lateinischen alimentum, sondern von den teutschen Worten All und Mann herzuleiten ist. Diese gemeinschaftliche Gutzerechtigkeit bewirkte bald, daß die Dreifelderwirtschaft hier und da gesetzlich wurde. So durften z. B. bis vor wenigen Jahren da, wo die magdeburgische Landbauordnung galt, von der Hufe nicht mehr als drei Äder während der Brachzeit bepflanzt werden. Die Fortschritte jedoch, welche der Ackerbau, namentlich seit Einführung des Kleebaues, gemacht hat, sowie die immer mehr überhandnehmenden Gemeinheitsheilungen und Ablösungen der Seruituten haben auch hier eine große Änderung hervorgerufen. Die reine Dreifelderwirtschaft oder diejenige, wo man im dritten Jahre reine Brache hält, ist in den meisten Gegenden aufgegeben und mit der gemischten vertauscht worden, welche sich von jener dadurch unterscheidet, daß man die Brachzeit zur Erbauung von Klee, Kartoffeln, Rüben, Widsutter, Erbsen u. dergl. benutzte. In andern Gegenden hat man an die Stelle der Dreifelderwirtschaft, die Bier-, Kump-, Gerst-, Reum-, Zwölfelderwirtschaft treten lassen, die nach den genannten Jahren Brache mit Düngung halten und mehr oder minder aus der Dreifelderwirtschaft zusammengesetzt sind. (Vergl. den Art. Brache.) (Fischer.)

Dreifuss, f. Cortina.

DREIGESTRICHEN, oder drei Male gestrichen, nennt man die Töne der hohen Octave von



an bis hinauf zum h. Da sich nämlich die Namen der Noten und der Töne in allen Octaven gleich bleiben, jeder aber wissen muß, welche von den verschiedenen hohen und tiefen Octaven gemeint sei, auch ohne sie auf dem Notenplane zu sehen, hatte man jeder Octave ihre eigene Benennung gegeben. Das war unausbleiblich nothwendig, vorzüglich in jenen Zeiten, als man noch die Töne durch Buchstaben, nicht durch unsere Noten, bezeichnete. Die tiefsten Töne heißen Contratöne; die tiefe Octave wird die große genannt und mit großen lateinischen Buchstaben geschrieben von C bis H; die folgende heißt die kleine, weil sie mit kleinen lateinischen Buchstaben geschrieben wird, immer von c bis h; die nächste heißt die einmal — oder eingestrichene, weil über die Buchstaben ein Querstrich gesetzt wird, wie c, d, e u. s. f. Das Ganze würde also in Zeichen und Noten sich, wie folgt, gestalten und leicht zu übersehen sein:



u. f. w. durch alle Töne bis zur viergestrichenen Octave.

(G. IV. Fink.)

Drei-Gleichen, f. Gleichen.

DREIKRONENKRIEG, der, wurde durch den 31. Artikel des im J. 1540 zwischen Dänemark und Schweden geschlossenen Friedens zu Kjöbenhavn veranlaßt. Es war darin festgesetzt, daß dem Könige von Dänemark seine Ansprüche auf die Krone und den König von Schweden vorbehalten bleiben sollten. Die Dänen deuteten diese Festsetzung so aus, daß Schweden zu ihrem Reiche gehöre und unter günstigen Umständen zurückgefordert werden könne. Um diese Ansprüche seinen Nachkommen zu erhalten, nahm Christian III. von Dänemark das schwedische Wappen und namentlich die drei Kronen in sein Wappenschild auf. Schwedens Eifer suchte darüber ward zwar Anfangs durch die Erklärung Dänemarks beruhigt, daß die Annahme des schwedischen Wappens nur eine historische Erinnerung an die ehemalige Einheit der nordischen Reiche sein solle, doch von Zeit zu Zeit erhoben sich Streitigkeiten darüber, da Schweden die Führung der drei Kronen im Wappen ausschließlich in Anspruch nahm, Dänemark sie aber aller Protestationen ungeachtet nicht aus seinem Wappen fortließ. Die Streitigkeiten erweiterten sich, als König Erich XIV. auch

das dänische und norwegische Wappen, unter dem Vorwande der historischen Erinnerung an die calmarische Union, zu führen anfingen. Ein 30jähriger Friede, der am 25. Aug. 1562 zu Kopenhagen geschlossen wurde, sollte zwar dem Hader ein Ende machen; er ließ aber die Streitfrage über das Wappen unentschieden, und kaum geschlossen ward der Friedensvertrag auch schon gebrochen. Die nun folgenden Feindseligkeiten sind der eigentliche Anfang des sogenannten Dreikronenkrieges, dessen Beginn von Andern nur von dem J. 1563 gerechnet wird. Der Krieg kam durch folgende Umstände zum Ausbruch. Erich ordnete eine Geländschaft ab, um die Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen für sich zur Gemahlin zu begehren. König Friedrich von Dänemark hielt diese Geländschaft, als sie durch seine Staaten reiste, unter mancherlei Vorwänden zurück, und erbitterte dadurch den König Erich, gegen den er zu gleicher Zeit auch rüstete. Als die dänische Flotte in See ging, ließ Erich auch die schwedische auslaufen; beide trafen zu Ende Mai (1563) bei Bornholm auf einander, und es kam nach einem Streite wegen der Begünstigung zum Gesichte, welches fünf Stunden währte und in welchem sich der dänische Admiral, Joachim Brodemeister, an den schwedischen, Jakob Bogge, mit mehreren Schiffen ergehen mußte. Dänemark verbündete sich nun mit Polen und Lübeck, fiel mit einem Heere von 28,000 Mann in das schwedische Gebiet ein und eroberte Eriksborg. In Wergerothland fanden die Dänen aber einen unerwarteten Widerstand und mußten, da es ihnen an den nöthigen Lebensbedürfnissen fehlte, auch Krankheiten in dem Heere einrissen, ihre Winterquartiere in Schweden beziehen. Unterdessen war Erich in Holland eingeklinken und hatte Holmskate belagert, sich aber unverrichteter Sache zurückziehen müssen. Auf dem Rückzuge lieferte er den Dänen eine Schlacht, die unentschieden blieb; und darauf ließ er Blekingen verheeren. Auch zur See fanden mehre Gleichhe statt, ohne daß etwas Entscheidendes brockte worden wäre. Im folgenden Jahre machten die Schweden beträchtliche Eroberungen, die sie aber wieder aufgeben mußten. Zur See kämpften sie Anfangs mit Nachtheil, dann aber ersocht ihr Admiral, Glas Horn, einen großen Sieg bei Dand. Vergewens bemühten sich auch wärdige Fürsten, den Frieden zu vermitteln; ein deshalb zu Köpstad gehaltenes Congreß ging fruchtlos aus einander und der Krieg wurde auch im J. 1565 mit größter Erbitterung und vielen verübten Grausamkeiten von beiden Theilen fortgesetzt. Die Uneinigkeiten im dänischen Heere erleichterten den Schweden die Einfälle in Norwegen, sie eroberten auch Stadt und Schloß Warberg. Dagegen wurden sie am 28. October von den Dänen unter Daniel Ranzow bei Artorna geschlagen, doch gewöhete dieser Sieg keinen Vortheil, denn die Dänen zogen sich zurück. Mittlerweile war Horn mit seiner Flotte zwei Mal in den Sund eingedrungen und hatte Kopenhagen in Angst und Schrecken versetzt. Der Verlust, den die Dänen in mehren Gefechten erlitten, zwang sie endlich, die Obermacht der Schweden in der Dittse besetzen zu lassen. Lübeck's Handel ward durch diese

Krieg fast ganz zerstört. Die Kräfte der kriegsführenden Theile erschöpften sich aber allmählig und ihre Anstrengungen ließen nach. Erich ernannte Herzog Magnus III. von Sachsen-Rauenburg zu seinem Feldherrn, übernahm aber, als dieser nichts ausrichtete, selbst den Heeresbefehl, doch die in beiden Heeren ausgebrochene Pest hinderte ihn an der Ausführung seiner Absicht, Böhmen zu erobern. Die Dänen, die in Schweden eingebrochen waren, wurden zurückgetrieben. Derogen kämpften die Schweden siegreich in Norwegen, eroberten und verbrannten Hammerhus und zogen sich dann, da sie Aggerhus nicht einzunehmen vermochten, mit großer Beute beladen zurück. Friedensvorschläge, die während dieses Feldzuges von beiden Theilen gemacht wurden, hatten, der übertriebenen Forderungen wegen, nur eine größere Erbitterung zur Folge. Während dieses Krieges hatte König Erich auch mit den Polen in Pömland zu kämpfen, wo aber von beiden Theilen die Anstrengungen nicht groß waren, daher auch von keiner Seite etwas Entscheidendes ausgerichtet wurde; und obgleich die Schweden im Anfange des J. 1567 eine bedeutende Niederlage erlitten, so blieben sie doch im Besitze fast aller ihrer im J. 1561 gemachten Eroberungen. Mittlerweile gerüsteten innere Unruhen das schwedische Reich, die König Friedrich im J. 1567 zu einem neuen Einfall in Schweden zu benutzen beschloß. Eine Meuterei seiner Truppen hemmte bis zum Spätsjahre diese Unternehmung, dann aber drang Rangow in das Schwedische ein, brannte Jönköping nieder, breitete sich in Pöstgöthland aus und überrückte auch Eckeröping, Wadstena, Lönköping und einen Theil von Norrköping ein. Der Graf von Brahe zog dem dänischen Heer entgegen, wurde aber im Frühjahre 1568 bei Kungälvorby geschlagen und verlor die sämtliche Artillerie, die Kriegskasse und viele Gefangene. Erich übernahm nun den Heeresbefehl selbst, doch die Dänen hatten bereits, nachdem sie noch mehrere vornehme Schweden zu Gefangenen gemacht, ihren Rückzug bewirkt und er mußte sich darauf beschränken, Schonen und Halland zu verheeren.

Unterdrückt war König Erich XIV. von seinem Bruder Johann III. entthront worden und dieser bedurfte des Friedens, um sich auf dem Throne zu besessigen. Er knüpfte deshalb mit Dänemark Unterhandlungen an und seine Gesandten unterzeichneten zu Roskilde einen Vertrag, dessen Bedingungen so schimpflich für Schweden waren, daß Johann ihn nicht genehmigte. Noch ehe aber die Unterhandlungen abgebrochen waren, erschien der dänische Admiral Peter Munk vor Nöral, beschloß die Stadt und verbrannte eine Menge schwedischer Kaufmannsschiffe. Zu Ende des Septembers 1569 eröffnete das dänische Heer den Feldzug mit der Eroberung von Wernberg, doch fanden die tapfern dänischen Heerführer Daniel Rangow und Franz Brodenhusen ihren Tod. Die Schweden fielen in Schonen ein und plünderten und verbrannten mehrere Städte und Dörfer. Bedroht von einem Kriege mit Rußland wünschte König Johann einen Frieden mit Dänemark, und deshalb wurde ein Congress zu Stettin eröffnet, bei welchem der römische Kaiser, Frankreich, Kurfürst August von Sachsen und

mehre teutsche Fürsten die Vermittelung übernahmen. Nach vielen Schwierigkeiten kam endlich am 13. Decembris 1570 der Friede zu Stande, der folgende Bedingungen enthielt: 1) Wegen des Wappens wird kein Krieg mehr angefangen; beide Theile überlassen die Entscheidung darüber Schiedsrichtern und bis nach ausgemachter Sache haben beide Theile das Recht, die drei Kronen in ihrem Wappen zu führen. 2) Alle gegenseitige in frühern Verträgen vorbehaltene Anforderungen sind aufgehoben, die Grenzen bleiben, wie sie zu Gustav's und Gheslern's Zeiten gewesen; Gutbesitzern, deren Güter während des Krieges eingegeben, wird die Rückgabe zugesichert. 3) Elfsburg mit seinem District wird an Schweden abgetreten, wogegen Dänemark, Femland, Herjedalen und alle verlorene Schiffe zurückkriegt. 4) Schweden bezahlt an Dänemark einen Schadenersatz von 150,000 Adeln, in zwei Termnen. 5) Schweden erkennt den Kaiser als Oberlehnsheeren von Livland an und übergibt ihm alle Eroberungen darin, womit er Dänemark belehnt, doch erhält Schweden die Kriegskosten vergütet und bleibt, bis zu deren Erstattung im Besitze von Nöral und Wittenstein. 6) Der Handel mit Norwa wird freigegeben. — Zur Beilegung aller übrigen Streitigkeiten wird eine Commission von Reichsräthen beider Reiche ernannt. Lübeck erhält von Schweden 75,000 Thlr. Schadenersatz, binnen sieben Jahren zahlbar. — Das waren die Bedingungen des Friedens, der dem Dreikronenkrieg ein Ende machte, aber dem Dreikronenvertritte noch keineswegs ein Ziel setzte, der noch mehrmals erneuert wurde, doch ohne daß es deshalb wieder zum Kriege kam. (Rauschnick.)

**DREISCHILTZE** (Triglyphen), eine besondere Verzierung des Frieses bei den dorischen Säulen, die aus drei Einschnitten oder Vertiefungen, zwei doppelten und zwei einfachen auf beiden Seiten bestehen, besteht. Diese Schilde sind  $1\frac{1}{2}$  Säulenhahnbreiter hoch und dergestalt eingetheilt, daß die beiden doppelten über die Mitte der Säule kommen und jede, wie die drei Metopen (Zwischendäume)  $\frac{1}{2}$  breit, die beiden äußersten aber nur  $\frac{1}{4}$  breit sind (*Vitruv.*, De Architect. Lib. IV, §. 3; *Volfram*, Handbuch für Baumeister, 2. Hft. S. 188.). S. den Art. Säule.

**DREISSIGACKER**, Dorf im Herzogthume Sachsen-Weiningen-Gildburghausen, eine halbe Stunde von Weinungen auf einem Berge gelegen, mit einer Pfarrkirche, einem herzoglichen Kammergut und Luftschißke, hat gegen 300 Einwohner, unter denen der dritte Theil Juden sind. Der Herzog Georg ließ das Schloß für eine Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde einrichten, welche im J. 1803 zu einer Forst- und Jagdacademie erhoben wurde und unter Reichslein's Direction so trefflich gedieh, daß auch viele Ausländer hier ihre

<sup>\*)</sup> über diesen Krieg s. *Bliebrand*, Joh. Peter Hansche (Grenitz 1749). — *E. K. Gebhardt*, Geschichte der Königsreiche Dänemark und Norwegen. 2 Bde. (Halle 1770). — *H. Mühs*, Geschichte Schwedens. 4 Bde. (Halle 1806). — *E. Schökyer* und *E. K. Gebhardt*, Geschichte von Skandinavien und Lurland (Halle 1785). — *D. G. Wagner*, Geschichte des europäischen Nordens. 9 Bde. (Erlipg 1779—1789.)

Studien machten. Das Schloß ist mit verschiedenartigen Wäldungen umgeben, hat einen zu einer Forstbaumschule eingerichteten Garten, die nöthigen Jagden, grenzt an den Thiergarten und die Kaserne, und hat also eine für Forstökonomie und Jägerei ganz geeignete Lage; das Innere des Schloßes enthält geräumige Säle zum Unterricht und zu öffentlichen Versammlungen, ein Naturalienkabinet und Apparat zu Übungen in der Feldmesskunst, sowie Wohnungen für Lehrer und Studierende. (H.)

DREISSIGJÄHRIGER KRIEG. Hiermit pflegt die Geschichte einen Kampf zu bezeichnen, welcher während seiner Dauer fast ausschließlich in Deutschland, jedoch nicht nach einem Plan und einem Zwecke, durchgeführt wurde und die meisten Staaten Europa's mehr oder minder beschäftigte. Die Reformation Luther's, Melancthon's, Zwingli's und Calvin's hatte nicht nur das bürgerliche Leben, sondern auch das ganze reichsländische Verhältniß Deutschlands mächtig erschüttert, so daß man ihren Wirkungen Grenzen setzen und dieselben zum Stillstande bringen wollte. Dieser Zweck liegt in dem geistlichen Vorbehalte, in dem Ausschlusse der Reformierten vom Reichshut und in der Unsicherheit des neuen Glaubens in katholischen Reichsländern und Staaten des Kaisers begründet, d. h. in den Hauptbedingungen des ausgeburger Religionsfriedens (1555). Aber die Gewalt der neuen Lehrbegriffe war zu mächtig und reizend, als daß man sich die Beschränkungen gefallen lassen konnte. Alle christliche Glaubensparteien tadelten dieses Friedenswerk, und jede meinte Recht zu haben; darum die Entscheidung der deshalb entstandenen Klagen so schwer, und die Verlegungen des Friedens so häufig. So lange indessen der kluge Maximilian II. auf dem Kaiserthron saß, suchte dieser den Meinungskampf und den Streit wegen Behauptungen durch Milde zu dämpfen, sei es um den todtten Reichsverband mehr und mehr verkaufen zu lassen, oder um die Einmischung des Auslandes entfernt zu halten. Höflicher und drohender wurde der Streit unter dem Reichsverwerfer Rudolf II., einem schwachen, abergläubischen und unbrütlichen Herrn. Dieser bedrückte die Protestanten in seinen Erbländern, während er denselben in Böhmen und Schlesiens durch den bekannten Majestätsbrief Gewissensfreiheit ertheilte. Er ließ geschehen, daß ein katholischer Erzbischof, Gebhard von Eöln, welcher zum reformierten Glauben übertrat, vom Papste mit dem Banne belegt und abgesetzt wurde, da doch bei Wahlen der protestantischen Prölaten in nordteutschen Eistern Niemand hemmend einwirkte. Unter demselben Kaiser wurden die Protestanten durch die Bischofswahl zu Straßburg beschränkt, und die akener Reichskatholik befehdt. Nicht hinderte demnach den Herzog Maximilian von Baiern, welcher nur katholische Untertanen haben wollte, bei Vollstreckung der Reichsacht an Donauwerth die Vorsatzisten zu überschreiten und diese Reichsstadt wie sein Eigenthum zu behandeln. Ein ebenso böses Beispiel gab das unruhigame Verfabren des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, Kärnten und Krain. Reichstäge, Kreis- und andere Versammlungen ertheilten eher die Gemüther, als sie Hülfe gewährten, und füllten Bücher voll

von Beschwerden. Hierzu kam die Uneinigkeit zwischen Lutheranern und Reformierten, die Einteichsformel konnte sie nicht tilgen, sie vernichtete vielmehr gegenseitige Hülfe in der Noth. Dann gefellte sich noch der Umstand zu all diesen Beschwerden, daß die Kaiser (namentlich seit dem 16. Jahrh.) durch willkürliche Entscheidung, theils vorurtheilsstücker, theils erbischastliche Dinge verwandte Reichsländer unter einander uneinig, sich aber die Einn von ihnen ergeben, die Andern widerpenstig machten. Rechnet man endlich hinzu, daß die Verbreitung der Reformation nachgeborenen Söhnen fürstlicher und adeliger Familien immer mehr geistliche Stellen, in welchen diese standesmäßige Versorgung gefunden, raubte, in Ermangelung des Erstgeburtserbes die Vertheilung der Reichsstaaten und somit Familienruhm und Vorrangestreit beforderte, so mußte die Vermirrung und der Stoff der Unzufriedenheit im Reiche aber auch die Besorgnis wachsen, daß die Kaiserwürde bei dem Hause Habsburg erblich und die reichsländische Freiheit zertreten werden würde. Das Ausland sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf diese Dinge und wirkte entgegen: es reiste die Reichsländer, bei denen es nöthig war, zur Rache, zur Verachtung der kaiserlichen Majestät, zur Selbsthilfe und zu Bündnissen. Schon vor dem Reichstage des J. 1594 traten zu Hildbronn evangelische Reichsländer zur Berathung über Abhülfe der Beschwerden zusammen. Diese Zusammenkünfte wurden theils jährlich, theils in größern Zwischenräumen wiederholt, bis sich endlich am 4. Mai 1608 zu Aulhausen die meisten evangelischen Reichsländer Süddeutschlands unter französischem Einflusse, durch den raslosen Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu einem engen Bunde vereinten und aus Norddeutschland, Anhalt und Kurbrandenburg an sich zogen: zur Vertheiligung der Reichsverfassung gegen jegliche Verletzung. Ohne der Religion besonders gedacht zu haben, rief doch dieser Bund (die evangelische Union genannt) einen Gegenverein fast aller katholischen Reichsländer unter der Leitung Maximilian's von Baiern am 10. Jul. 1609 in München hervor, gleichfalls zur Aufrechterhaltung der Reichsgesetze, aber auch zum Schutze der katholischen Religion und der ihr zugehörigen Reichsländer<sup>1)</sup>. Unter dem Namen der Liga bekannt, empfing dieser Bund weit mehr innere Festigkeit und größere Bestimmtheit, als die Union; ja er wirkte, wenn kriegerischer Sinn und Geld genug vorhanden gewesen wäre, gegen die taub und gewaltthum verfahren sein. Dennoch aber verunkelten beide Bündnisse des Kaisers Ansehen, drohten ihm mit Verantwortung, brachten die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs und seiner Glieder vor die Schranken ihres Richterstuhles und riefen dabei die Ausländer zu Hülfe. Diese Schwachfüßigkeit Rudolf's II. Nachfolger, Kaiser Matthias, welcher aber, wie seine Vorfahren, nichts entschied, und diese Einigungen, trotz ihres lödten Bestandes durch Verbote nicht auflösen konnte; sie bekamen vielmehr neues Leben und drohten sogar, dem habsburger Hause die Kaiserkrone zu entreißen. Indessen gaben dieselben vermirrten, zerrissenen

1) über diesen katholischen Bund siehe (Stumpf's) diplomatische Geschichte der teutschen Liga, mit urf. (Karlsruhe 1800.)

nen und gespannten Zustande, welchen Jubelfeste und Streichfäden näherten, die Empörungen im Reiche des Kaisers bald eine unerwartete Richtung.

Der kinderlose Matthias nämlich hatte die Erbfolge auf dem böhmischen Throne zu Gunsten seines unehelichen Neffen, Erzherzogs Ferdinand, anordnet, ohne das Wahlrecht der Stände berücksichtigt zu haben. Diese ließen nun zwar ihre Rechte und Freiheiten vom Throne beschworen, allein Bedrückungen und Verletzungen der beschworenen Satzungen, sowie Zurücksetzung einflussreicher Männer, wurde bald bemerkbar. Die versammelten und beratheten sich die Böhmen, und als dies verboten, drangen sie am 23. Mai 1618 in den Palast des Statthalters zu Prag, wo die kaiserlichen Räte Adam von Sternberg, Wilhelm von Slavata, Jaroslav Borzita von Martiniz, Diepold von Lobkowitz mit dem Geheimschreiber Fabricius Palater versammelt waren. An der Spitze der empörten Volksmenge standen Feinrich Matthias, Graf von Thurn, Kolon (? Kolonna) von Fels, Wilhelm von Lobkowitz der Ältere, die beiden Grafen von Schlick, Benzel von Raupova und Paul von Kietz. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, der bald in Thätlichkeit ausartete. Sternberg und Lobkowitz wurden aus dem Saale geführt, die andern aber, sehr verärgert nebst dem Geheimschreiber, nach herkömmlicher Sitte 36 Fuß hoch zum Fenster hinunter geworfen. Die nachgeschossenen Kugeln trafen bloß die Mäntel und der Fall war nicht tödtlich. Palater lief zum Kaiser nach Wien, Martiniz floh in Bauerntracht nach München, Slavata, schwer verletzt, mußte in Prag bleiben und die Andern vertriehen sich ebenfalls. Ungewiss ist, ob diese That ein verabredeter Plan gewesen sei; dagegen weiß man, daß sich die Böhmen bei dem Kaiser entschuldigten und ihm Treue versprachen, wenn ihre Rechte und Freiheiten, welche die kaiserlichen Räte verletzt hätten, erhalten werden würden. Unter des Grafen von Thurn Oberaufsicht traten sie eine neue Regierung von 30 angesehenen Männern zusammen, vertrieben die Jesuiten und diejenigen katholischen Prälaten, welche für Bedrücker der Protestanten galten. Der Kaiser und sein Rathgeber, der Cardinal Eusebius, waren zu frieblicher Dämpfung des Auftrubs geneigt, allein sein Bruder Maximilian und vorzüglich der strenge Riese, Ferdinand, riefen zur Gewalt. Ohne Matthias' Vorwissen wurde der Cardinal verhaftet und ein Heer unter Dampierre und Bucquoy nach Böhmen geschickt. Das Wasserglück der Böhmen aber reizte Schlesien, Mähren und die Protestanten in Ober- und Niederösterreich gleichfalls zur Empörung gegen den Kaiser und zu Vorschlägen härter Friedensbedingungen. Da starb Matthias (20. März 1619), und sein Nachfolger, Erzherzog Ferdinand, verstand durch seine Vorschläge die Gemüther um so weniger zu gewinnen, als die Empörer ihm überlegen zu sein glaubten. An sie schlossen sich noch die Kaufleute und Ungarn an, so daß dem bedrückten Ferdinand Nichts als die ferne Hilfe der Spanier und die einzige, jedoch verächtliche, Stadt Wien \*) übrig

blieben, in welcher ihn die Böhmen unter Thurn's Führung belagerten. Im Augenblick aber, als ihm harte Bedingungen abgedrängt werden sollten, retteten ihn die Dampierre'schen Reiter und Bucquoy's Sieg über den Grafen von Mansfeld. Die Böhmen zichen sich aus den erzherzoglichen Ländern zurück und Ferdinand eilt nach München, gewinnt den Herzog Maximilian, das Haupt der Liga, und wird hierauf in Frankfurt a. M. zur Verwunderung vieler am 28. Aug. 1619 zum römisch-kaiserlichen Kaiser erwählt. Unterdessen hatte die neue, von allen Glaubensgenossen Böhmens angenommene Regierung den anduldsamen Ferdinand abgesetzt und den 19. Aug. den Pfalzgrafen Friedrich V., Nachfolger in der Kur und in der Würde eines Unionhauptes, fast einstimmig zu ihrem Könige gewählt. Den Böhmen konnte das Wahlrecht allerdings nicht abgetritten, und die unbedingte Einseitigkeit des erzherzoglichen Hauses Österreich nicht erwiesen werden. Doch war die allgemeine Stimme in Deutschland und Europa gegen Friedrich's Wahl<sup>1)</sup>; er selbst aber unentschlossen, sowie die Union zweispaltig. Seine Gemahlin, einige Verwandte und ehrsüchtige, leichtfertige, eifrige Hofslinge riefen ihm zu, die Mutter hingegen weispagte mit Thranen Unglück. Und als die beiden böhmischen Abgeordneten mit beweglicher und begeistelter Rede vor ihm erschienen, sah der schwache Fürst das Anerbieten für eine Schenkung Gottes an, und ließ sich, nach einem jubelvollen Einzug in Prag, den 4. Nov. 1619 daselbst feierlich krönen. Sein thörichtes Beginnen verließ die schönen Wahrheiten, mit welchen ihn die Kurfürsten gewarnt hatten, und er verfiel im Glanze neuer Herrlichkeit, der argen Verwirrung abzuweichen und die ihm zu Gebote stehenden mächtigen Hilfsquellen weise zu benutzen. Seine gleich darauf folgende Erscheinung in der Versammlung der Unionglieder zu Nürnberg erweckte keinen Gemeinfinn. Die Union verließ ihn, gleichwie sie sich selbst verließ. Frankreich's Vermittelung, durch eine kaiserliche Gesandtschaft veranlaßt, dachte am 3. Jul. 1620 einen Vergleich zwischen ihr und der Liga zu Stande, welcher Friedrich's Staaten in Deutschland Allen, die nicht zu beiden Bundesbündnissen gehörten, seiner Weise preisgab. Die Union blieb unthätig, während die Liga dem Kaiser 21,000 Mann gab. Kurfürsten war schon am 10. März 1620 nach empfangenen Versicherungen gewonnen, Spanien und der Papst reichlich auch Unterstützung zur Bekämpfung Friedrich's. Während nun der Spanier Spinola die Unterpfalz besetzte, übermächtigten Herzog Maximilian und der ligistische General Tilly die ausrückenden Protestanten Ober- und Unterösterreich, und vereinten sich am 8. Sept. mit den Kaiserlichen bei Reupola gegen die Böhmen. Dem Könige Friedrich standen zwar mehrere verkündigte Reichsfürsten und kriegslustige Herrscher

1) Drei Christliche, der Katholik Emmerich, der Lutheraner Doc von Hoenegg und der Calvinist Creltius, wirkten damals unbrüderlich auf die öffentliche Stimme in Deutschland. Die Theologen der deutschen Hochschulen waren verschiedener und oft ganz anderer Meinung über das böhmische Wesen, als ihre Landesherren.

\*) *«Bleque unica civitas Viennensis Regi et adhuc illi incertae sedis remanens, brumet Carolo in fratre Germ. restaurata 70. A. Gany R. v. M. v. A. G. 1619»* XXVII.

zur Seite; er aber war ohne Ansehen, seine Heerführer nöthig auf einander und uneinig, die Regierung ohne Geld, Waffen, Verband, Verbinden und verhasst durch unzeitige Neuerungen. Das Heer, fast zahllos, erlaubte sich Grauel, wie der Feind, welcher durch die Verbindung der Eglissen mit den Kaiserlichen die Uebermacht erhalten hatte. Er drängte die Böhmen schnell auf Prag, das Ziel seiner Wünsche, zurück, und ohne eine Unterredung Friedrich's V. mit dem Herzoge Maximilian angenommen zu haben, nöthigte er den Kurfürsten Christian von Anhalt am 8. Nov. 1620 zu einem Treffen am weißen Berge, wo die Böhmen ein Jahr zuvor ihren leichthinnigen König zum ersten Male begrüßt hatten. Der einstündige Kampf in der Mittagszeit vernichtete des Pfalzgrafen politisches Dasein auf immer. Er floh mit den Seinen am folgenden Tage kopflos aus dem Reiche, ohne erste Anstalten zur Vertheidigung desselben hinterlassen zu haben. Die Unterwerfung Prags, der Städte des ganzen Königreichs, auch Währens und Schlesiens erfolgte in wenigen Tagen, Wochen und Monaten, während der Kurfürst Johann Georg von Sachsen den Aufbruch in der Lausitz dämpfte. In diesen Ländern ließ Ferdinand II. gegen die Rebellen streng und grausam vorgehen. Den Pfalzgrafen Friedrich aber und dessen vornehmste Heerführer, den Fürsten Christian von Anhalt, Markgrafen von Jägerndorf und Grafen von Hohenlohe (Mansfeld war bereits im Reichsbanne) belegte er am 22. Jan. 1621 willkürlich mit der Reichsacht, nachdem er schon früher — unbekümmert der Reichsbeschlüsse und Verfassung — über die Kurwürde und Länder der Pfalz zu Gunsten Maximilian's von Bayern heimlich verfügt hatte<sup>4)</sup>. Die erschrockene Union wollte durch Frankreich — auf das verachtete England konnte nicht gerechnet werden — ihre Ehre retten, allein König Ludwig XIII., in seinem Reiche zu sehr beschäftigt, ließ geschehen, daß sich der evangelische Bund am 12. April 1621 zu Mainz mit Spinola vergab, dem verjagten Pfalzgrafen allen Beistand versagte und dem Kaiser Gerhorsam angelobte. So zerfiel unter Verachtung und Hohn dieser Bund, den kein Gemeinfinn belebt hatte! Die Liga aber blieb unter den Waffen. Da trat der unerschrockene Graf Ernst von Mansfeld, welcher ohne Geld ein Heer zu erhalten verstand, und während der vorherigen Schlacht hinter des Feindes Rücken gestanden hatte, als Rächer Friedrich's von der Pfalz auf. Gleichzeitig und zu denselben Zwecken ward der leichthinnige und in des Pfalzgrafen Gemäthin verlebte Jüngling, Herzog Christian der Jüngere von Braunschweig, der bereits am Kampf in Böhmen Theil genommen hatte, mit geraubtem Gut, ein Kriegsheer in Westfalen. Mansfeld, durch die Noth aus Böhmen in die Oberpfalz getrieben, mußte auch hier bald der Uebermacht des ligistischen Generals Tilly weichen, und in der Unterpfalz angekommen, verlor er den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, ein Mitglied der verfallenen Union,

zur Rückung. Auch Friedrich V. erschien am 22. April 1622 verkleidet aus dem Haag, seinem Aufenthaltsorte, kommend, im manföldischen Heere. Solche Anordnungen zogen die ligistischen Scharen unter Tilly's, die spanischen unter Don Cordua's Befehle herbei. Sie benutzten die frühzeitig entstandene Unzufriedenheit und Eifersucht ihrer verbündeten Gegner und schlugen am 5. Mai bei Wimpfen das stätliche Heer des Markgrafen von Baden-Durlach gänzlich auf's Haupt. Gleiches Schicksal theilte der herbeieilende Herzog Christian am 20. Jun. bei Höchst am Main, und der in Städteeroberungen glückliche Mansfeld nahm die Trümmer beider geschlagenen Heere mit sich auf, mußte aber doch nach Bücktingen des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt sehen Rückzug auf das linke Rheinufer, wo er überwintert hatte, nehmen. Hier dankte der Pfalzgraf in Ueberdruß und von falschen Hoffnungen auf Auslösung mit dem Kaiser verführt, das Heer ab und eilte nach Holland zurück; Mansfeld und Christian von Braunschweig hingegen boten dem Kaiser ihre Dienste an, welche dieser vielleicht aus Misträuen verschmähte. Auf vermitteltem Heerzuge durch das nordöstliche Frankreich begaben sie sich nun in Kriegsdienste der vereinten Generalstaaten Hollands.

Nach der Erstürmung Heidelbergs (Sept. 1622) und anderer wichtigen Plätze der Unterpfalz wurde auch hier, wie es in allen übrigen eroberten Ländern geschah, die Lutherische und Calvinische Religion gewaltsam unterdrückt. Die Stimme der Jesuiten überstie dabei die Warnungen weiser kaiserlicher Räthe, der protestantischen Kurfürsten und selbst der Spanier. Ebenso verschmähte der Kaiser auf dem Collegialtage zu Regensburg einen fast allgemein lautgeordneten Widerspruch, als dem Herzoge Maximilian von Baiern am 25. Febr. 1623 die pfälzische Kur mit der Oberpfalz öffentlich ertheilt wurde<sup>5)</sup>. Kurfürsachen wurde vorläufig erst durch feierliche Verpflanzung der Lausitz und unabweislich im Sommer 1624 zur Anerkennung dieser Verleihung veranlaßt, Kurbrandenburg hingegen einige Jahre später. Man hatte aber bei verarmten pfälzischen Fürstenfamilie weder einen dürftigen Landesanteil, noch einen Jahrgelohn gewährt. Auch Dänemark, Frankreich und England's Bemühungen blieben ungehört. Diese Härte des Kaisers und die wüthende Verfolgung der Aengstlichen in den unterworfenen Ländern erschreckte das übrige protestantische Teutland. Aus Vorsicht rüstete sich nun der niederrheinische Kreis zur Vertheidigung, wozu Herzog Christian der Jüngere von Braunschweig, der mit Mansfeld die niederländischen Kriegsdienste verlassen, sich in Dillriedland stärkte, herbeigelockt wurde. Er besetzte die wichtigsten Plätze in Westfalen und an der Weser, und bot im Febr.

4) Nach des Kunoischen Kriegenhiller Zeugnisse hatte Ferdinand bei seiner Kaiserwahl die Rechte und Befugnisse der Reichskönige sammt dem Religionsfrieden bestätigt und Niemanden unterdört zu ächten versprochen.

5) Kraft eines Vertrags vom 4. März 1623 zu Prag zwischen dem Kaiser und Kurfürsten von Baiern verkaufte Ersterer auch die „unter Pfalz am Rhein hergehohe des Rheins auf der Saubelbergischen Seite gelegenen Lande, Steuen, Zehnten, Stätt,“ wie sein Eigenthum, als Mann- und Gutslehen, dem Kurfürsten, dessen Erben und Nachkommen. S. v. Meißner, Gesch. des dreißigjäh. Krieges. II, 98.

1623 dem Kaiser seine Dienste an, dessen Mannschaft schon vom Herzoge Georg von Lüneburg in der Eigenschaft eines Kriegsgenerals befehligt wurde. Anfanglich war man nicht entgegen, bald aber hielt man zwei Kreisgenerale für überflüssig, besonders da Christian's Absichten mit denen des vorsichtigen Kreises nicht vereinbar scheinen mochten. Daher ließ sich Christian auf drei Monate in die Dienste seines Bruders, Herzogs Friedrich Ulrich aufnehmen, welcher ihm mit Hülfe des Königs von Dänemark die Verschönerung des Kaisers auszuwirken hoffte. Während der Unterhandlungen aber zog er die Mannschaft des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar an sich, verheerte den Harz und das Eichsfeld, und leitete durch Tilly's Heerbesonnenheit aus der Unterpfalz den Krieg ins Fürstenthum Calenberg, bis die eingeschüchterten Kreisstände Niederfachsen dem Braunschweiger die Abkantung seines wilden Heeres, wenn er dasselbe nicht von des teuflichen Reichs Boten abführen wollte, erlaubten ließen. Das Heere wohnte, führte er zu Ende Julis sein Kriegsgewölck durch Westfalen an den Rührerrhein. Tilly eilte ihm nach, und zerstreute in einem zweitägigen Kampfe die Etadlböhm an 6. Aug. 1623 das braunschweigische Heer. Die Gefangennehmung Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar und dessen Ablieferung in kaiserliche Haft sollte die übrigen drei Brüder desselben zur Niederlegung der Waffen zwingen, entflammte diese aber noch eifriger für den Kampf gegen den Unterdrücker der reichthümlichen Freiheit. Mansfeld folgte aus Noth Christian's Beispiel und zog sich nach Abkantung seines Raubgesindel's aus Ostfriesland, wo Tilly ihm nicht hatte bekommen können, in die Niederlande, um die Fortsetzung der Feindseligkeiten in Teutschland abzuwarten, während die Rüstung sich in die Landgrafschaft Hessen-Cassel und angrenzenden Bezirke jureldgezogen hatten.

Als der Cardinal von Richelieu im J. 1624 ins Ministerium Ludwig's XIII. trat, dachte er daran, die Kette spanischer Besitzungen, welche sich von Flandern bis Veltlin hinauf, längs der französischen Monarchie hinzog, zu sprengen und den Entwürfen zur Schwächung der habburger Macht neues Leben zu geben. Er suchte sich Turenau zu verschaffen, indem er die teutschen Anliegengeshrten möglichst unparteiisch behandelte. Auch schloß er am 8. Aug. 1624 in Vignon einen Bund mit England, Savoyen, Venedig, Graubünden und Holland gegen Osterreich und Spanien, jedoch von unbedeutenden Folgen, weil König Christian IV. von Dänemark sowohl aus Mißth als auch aus Gewinnsucht und vornehmlich aus Eifersucht auf Schweden, welches zur Theilnahme an der Verbindung ermuntert wurde, den Planen jener Mächte vorgriff. Als Herzog von Holstein ließ er sich in einer Versammlung mehrer niederfachsischen Kreisstände (unter denen Mecklenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel, Bremen und Magdeburg die vorzüglichsten) am 25. März 1625 zu Lauburg das Kreisoberkenamt, welches Christian der Ältere von Braunschweig-Lüneburg niederlegen wollte, nebst dem Oberbefehl über die Kreismannschaft übertragen. Der nächstfolgende Kreistag zu

Braunschweig sollte die Gesamtheit der Stände zur Annahme dieser vorläufigen Bestimmungen vermögen; allein die Bemühungen scheiterten an dem Zwispalt und der Uneinigkeit der Kreisstände, da doch Tilly's Heisel ein gemeinschaftliches Zusammenwirken ermarnten ließ. Ein Theil derselben blieb ein Jahr lang neutral und erklärte sich nachher zu Gunsten des Kaisers; dagegen schloß Dänemark am 19. (8.) Dec. mit England und den vereinigten Niederlanden im Gravenhaag eine Uebereinkunft, welche ihm Geld und Mannschaft (diese unter Mansfeld's und Christian's des Jüngern Führung) versprach. Der Krieg aber begann schon im Frühjahr des genannten Jahres durch die feindliche Wegnahme Hörtes und wurde anfänglich nur an der Weiser, ohne bedeutende Kämpfe geführt. Kaiser Ferdinand, jedoch, wollte seine Größe der Liga, deren Wachstum ihm allmählig unheimlich wurde, nicht länger verdonken, darum dachte er zeitig auf die Bestellung eines eigenen Heeres, welches aber die erschöpften Schatzkammern nicht ausführen konnten. Also nahm man zu Wien die Anträge eines ehrsüchtigen und stolzen böhmischen Obersten, Albrecht's von Waldstein, welcher eben erst aus vorzüglichem Begünstigung zum Herzog von Friedland erhoben worden war, zur Errichtung eines Heerhaufens auf eigene Kosten freudig an. Dabei mochte indessen dieser außerordentliche Mann des Soliman Mansfeld's, und Christian's, des Jüngern, welches im 16. Jahr, oftmals schon durchgeführt worden war, mehr im Auge haben, als sein eigenes großes Vermögen. Wie dem auch sezt Waldstein stand im Julius 1625 an der Spitze von 23,000 Mann und führte als kaiserlicher Generalfeldoberster dieselben durch Franken, Thüringen und Hessen nach Niederfachsen, wo er nach einigen Besatzungen unangefangenen Geschehen, die seine Verbindung mit Tilly vereitelten, die Winterlager bezog. Ein nachlässig beobachteter Waffensukzand, durch Friedenparabolen veranlaßt, ließ sich erfolgslos zu Ende-Februars 1626 in die Fortsetzung der Feindseligkeiten auf, aus welchem nun die beiden Abenteuerer Mansfeld und Christian der Jüngere Theilnahmen. Durch ihre Ankunft im bairischen Herderg und durch den Ausbruch eines Aufstandes gebräuteten Bewohner der erbgroßhöglichen Erbgräber Osterreichs, war König Christian IV. zu dem unglücklichen Plane verleitet worden, die feindlichen Streitmassen von Niederfachsen wegzulenken und den Krieg in des Kaisers und der Liga Länder zu versetzen. Allein der Königschmedes für weise Rathschläge erfahrener Feldherren nicht genug empfänglich, war bei den missigen Einrückungen, die ihm zu Gebote standen, der Ausführung nicht gewachsen, besonders da einzelne Herabtheilungen durch Hin- und Herböhen in den Bisthümern Osnabrück und Paderborn, in den Gebieten von Halberstadt und Magdeburg, Hessen-Cassel und dem Eichsfelde fast ohne wesentlichen Nutzen entkräftet worden. Unter solchen Umständen, wobei nachdrückliche Unterstützung außer Rath gelassen wurde, erlitt der Graf von Mansfeld am 25. April 1626 an der besserer Brücke durch Waldstein eine Niederlage. Von diesem schnell sich erholend, drang er mit Hülfe Herzogs Johann Ernst des Jüngern von Sachsen-

Weimar zu Ende Junius in Schlesien und Mähren, wo die eroberten Plätze dem Dänenkönige huldigen mußten, endlich in Ungarn ein, wo Gabriel, Fürst von Siebenbürgen sich mit ihnen verbündete; allein von Unruhe, Eifersucht und weilschichtigen Plänen getrieben überließ der Graf seinem Gefühlen den Herdbruch und fand Ende Novembers in der Kraft seiner Jahre auf der Reise nach Breda. Wenige Wochen nach ihm fand auch Johann Gessl der Jüngere \*). Walthem, der beiden gefährlichen Feinden nachgezogen war, hatte keinen Vorteil über sie gewinnen können. Erst als er den schwandenden Gabriel (gemeinhin Petrus von Gabor genannt) zum Abfalle von den Dänen verlockt hatte, entfiel er allmählig diesen die Eroberungen und trieb sie, verwaist und zuchtlos geworden, im J. 1627 wo sich der nach Teutschland auf das königliche Haupttheer zurück. Inzwischen hatte Papenheim mit ligistischen und kaiserlichen Truppen den Aufbruch in Oberösterreich nach drei geslagenen Schlachten gänzlich gedämpft.

Das Dänenheer unter König Christian's und Kuch's Anführung hatte unterdessen das Übergewicht gegen Tilly nicht erlangen, vielmehr den Heerzug durch Thüringen, wo Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar im Stillen Vorbereitungen that, in die ligistischen Länder ausführen können. Tilly drängte es hingegen bei Dübelsdorf zurück und zwang am 27. Aug. 1626 den König zu dem blutigen Treffen bei Lutten auf Wabernberge, in welchem die Dänen für Geschütz, fast alles Fußvolk und den General Kuch's einbüßten. Dieser empfindliche Schlag raubte dem Könige Christian's beinahe alle teutsche Bundesgenossen, und die ihm noch treu blieben, waren ohne wesentlichen Nutzen. Das Haus Braunschweig-Lüneburg erklärte sich öffentlich gegen ihn und Herzog Georg, ein Onkel desselben, wurde sogar kaiserlicher General. Hannover sammt allen halbsbaren Plätzen an der Weser und Elbe, mit Ausnahme Nordheim's, Wolfenbüttels und Hildesburg, ergaben sich den ligistischen und kaiserlichen Scharen, die sich zugleich über ganz Thüringen und einen Theil Frankreichs mit harten Bedrückungen vorbereiteten. Die Trümmer seines geschlagenen Heeres zog Christian IV. in einem besetzten Lager bei Stade zusammen, hielt die Herzoge von Medlenburg von der Ausöhnung mit dem Kaiser zurück und sann auf Vermehrung seiner Kriegsmacht. Er hatte binnen einem Jahre, außer den genannten drei Anführern, noch ebenso viele ausgezeichnete Generale verloren, Christian den Jüngern von Braunschweig, Herzog Friedrich von Altdenburg und Dentrout. Neben zwei minder wichtigen Männern, Schlammersdorf und Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, die ihm geblieben waren, erschienen noch im J. 1627 der englische General Morgan, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, beide mit schwacher Unterstützung, und Graf Matthias von Thurn aus den Niederlanden. Der König und diese Heerführer über eine kaum 29,000 Mann starke Kriegsmacht beugten sich von Bremen, Lauenburg, Medlenburg, Mark Brandenburg bis an die Grenzen

von Mähren aus; hierzu gestellten sich Fuch's, Ungersom, Sorgiofskeit, Untreue und Unwissenheit, sodas der König seit Tilly's Übergange über die Elbe (zu Anfang August) und seit dem fast gleichzeitigen Eindringen Friedlands in die Mark Brandenburg sich in allen Eitelungen zurückgedrängt und geschlagen sah, den Egernern Holstein, Schleswig und Jütland preisgeben und mit kaum bemerkenswerthen Streikräften seine Asucht im October auf Böhmen nehmen mußte. Die halbsbaren Plätze, in welchen er ansehnliche Streikkräfte zurückließ, wurden allmählig, mit Ausnahme Glückstadt, übermüdet. Dieses außerordentliche Mangelstück der Katholischen reizte zu größern Entwürfen, und in Wien dachte man, vielleicht auf Friedland's Antrieb, an gänzliche Verjagung des Königs Christian IV., sowie an die Wahl Ferdinand's II. zum Herrscher über Dänemark \*). Daher arbeitete Balde sein an der Küftung einer Flotte, tieß sich zu Anfang des J. 1628 zum Admiral des baltischen und oceanischen Meeres erheben \*\*) und bei den hanseatischen Eidsitten wurde an einer Handelsverbindung mit Spanien gearbeitet, damit sie zunächst Schiffe zur Bekämpfung der dänischen Seemacht leihen sollten. Die Widerständigkeit dieser Eidsitten sowie, als auch Walthem's Eigensinn verteilte den Plan, worauf auch die mißlungene Eroberung Stralsunds nicht geringen Einfluß hatte. Die Belagerung dieser Stadt durch den Feldmarschall von Anum und später durch Friedland selbst zog die dänische Flotte, gleichwie die Schweden, zur Unterstützung herbei und beschämte des kaiserlichen Feldherrn austrauenden Born \*). Dagegen mußten die Dänen die pommerse Küste, auf welcher sie im August desselben Jahres gelandet waren und Wolgast erobert hatten, wieder verlassen, und ganz Pommern sammt Medlenburg den Kaiserlichen öffnen. Nur ihre gute Seemacht setzte den Friedländischen Eroberungen eine sichere Grenze. Im J. 1629 eröffneten sie den Feldzug frühzeitig zu Lande. Auf der Westseite drangen sie, nachdem die Kaiserlichen auf Nordrand versagt worden waren, in Schwesig ein, der König landete auf der Ostseite, nahm Götterp und drohte seinen Feind in Jütland abzuschneiden; da unterbrach der läubere Friede vom 22. Mai alle Feindschaften. Friedensversuche waren bereits seit dem J. 1627 veranstaltet worden, endlich zu Colmar, dann auf dem Kurfürstentage zu Rühhausen und zu Lauenburg; allein die harten Bedingungen des Kaisers waren stets zurückgewiesen worden. Endlich wurden zu Lübeck seit dem J. 1628 die Unterhandlungen beschleunigt, weil man den König von Schweden in Polen bekämpfen dessen, den Krieg wegen Mantua's in Italien mit größerm Nachdrucke füh-

7) G. Förker's Walthem I. a. m. D. 8) Soar ist nach Förker II, 10 u. fg. die Bestätigungsurkunde erst dem 21. April datirt; allein laut einer Originalurkunde bei Kofe, Bernbach von G. Weimar I, 398 liegt sich Friedland hier Walthem zu Anfang März bei. 9) Der Reichsrath Walthem's mit Krimm bei Förker I. a. m. D. zeigt von der gütigen Such des kaiserlichen Feldherrn. In allen Briefen, welche Friedland's Belagerung betreffen, schimpft er, und äußert unter anderem: Er wolle die Canaglia mit Gottes Hilfe zum Geforsam bringen.

\*) G. von Artell über diesen Fürsten.



ren und die Zurückgabe der geistlichen Güter in Teutschland vermöge eines am 6. März 1629 erlassenen Edictes erzwingen wollte. Der König Christian IV. erhielt durch diesen Frieden alle seine Besetzungen zurück und wurde als Herzog von Holstein in die Grenzen eines reichsfürstlichen Fürstentums zurückgewiesen. Teutschland, dessen nicht gedacht wurde, blieb der Gnade des Kaisers und der Willkür Friedländischer und Tilly'scher Scharen überlassen. Dennoch verlor Ferdinand durch alle diese rücksichtslosen Handlungen auf dem teuffischen Reichsverband seine gefährliche Uebermacht und bereitete des Schwedenkönigs Erscheinung in Teutschland vor.

Nämlich, die Vertreibung der Herzöge von Medienburg aus ihren angestammten Ländern und deren Schenkung an Waldstein, die Veringsscheidung, mit welcher dieser übermüthige General über die Reichsfürsten sprach, seine übertriebene Pracht und Hoffartigkeit, die üppige Verschwendung seiner Officiere und Gemeinen auf Kosten der fast verarmten Fürsten und Reichsstände, in denen sie sich einlagerten<sup>10)</sup>, Waldstein's Anmaßung in Kriegs- und diplomatischen Sachen, die gewaltsamen Versuche zur Rückgabe der seit dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Güter, sie mochten reichthummittelbar oder reichthummittelbar sein, womit sogar der Papst unzufrieden war, die Zurücksetzung der Liga und deren Kräfte von Teutschland ab und auf Bekämpfung der Holländer hinlenken zu wollen, erregten eine allgemeine Gährung in den teuffischen Gemüthern, gleichwie die Befürchtung, daß die reichsfürstliche Freiheit unterdrückt und Teutschland in eine völlige Monarchie verwandelt werden möchte. Hierzu kamen der laute Spott der Spanier zu Wien über katholische Reichsfürsten, der bedrohte Untergang des Galvinismus durch erwähn'tes kaiserliches Edict und dessen Überschreitung durch die kaiserlichen Bevollmächtigten nebst dem Übergange zu willkürlicher Bestrafung politischer Vergehen, welche Allen, die gegen den Kaiser gekochten, mit Einziehung ihrer Besetzungen drohte. Dies Alles hob zwar die kaiserliche Macht dergestalt, daß man in Wien äußerte, alle Reichsfürsten ohne Unterchied der Religion müßten gehorchen, Reichs- und Kurfürstentage vermieden werden, damit die kaiserliche Kraft ungeschwächt bliebe<sup>11)</sup>; allein die feste Haltung der Liga, das Zusammen katholischer Reichsfürsten, die nachdrücklichen Vorstellungen Kurfürsten, die Eifersucht Frankreichs, so wie der allgemeine Haß gegen den Soldatenrädelsführer Waldstein und der unzeitige Wunsch Ferdinand's, seinen Sohn zum römisch-teuffischen König erwählt zu sehen, verkündeten die Pläne des wiener Cabinets auf seiner schwindelnden Höhe. Der Kaiser gab dem unaufhörlichen

Seufzen nach einem Reichstage, auf welchem der innere Friede gegeben werden sollte, Gehör. Im Juni 1630 kam ein Collegialtag in Regensburg zu Stande, der Kaiser und viele katholische Reichsfürsten erschienen persönlich, die Unkatholischen aber ließen sich durch Abgeordnete vertreten. Ferdinand wurde überdauert, wobei sich vorzüglich der französische Botschafter und dessen schlaue Gehülfe, Pater Joseph, hervorthaten<sup>12)</sup>, Waldstein wurde abgedankt und das Heer bis zu 39,000 Mann, welche nebst 30,000 tüchtigsten Bäckern dem Oberbefehl des Grafen von Tilly untergeordnet wurden, herabgesetzt. Die römisch-teuffische Königswahl wiesen die Kurfürsten zurück und die zur Sprache gebrachten Forderungen der Reichsfürsten und ihres Oberhauptes wurden ihrer Mannichfaltigkeit und ihres widerstrebenden Inhalts wegen unentschieden gelassen; ja ein Bescheid vom 12. Nov. hieß sogar die Fortdauer der Kriegslasten für gut, versagte den gewünschten Religionsfrieden und ließ die Vollziehung des Restitutionsedictes in voller Kraft. Somit war die Selbsthilfe der unkatholischen Reichsfürsten nothwendig geworden. Der schwerbedrückte Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen dachte allerdings an eine Vereinigung derselben unter seiner Leitung, auch brachte er mit Hilfe der Fürsten von Sachsen-Weimar am 6. Febr. 1631 eine Zusammenkunft der evangelischen Reichsfürsten in Leipzig zu Stande, in welcher beweglich und einbringlich zur Schließung eines engen Bundes, wie der schmalcaldische einst gewesen, gesprochen und aufgefordert wurde; allein Johann Georg's Verschnitztheit, Echarakter und ungeläuterte Begriffe, sammt dessen Haß gegen jegliche Einmischung des Auslandes auf der Evangelischen Schicksal, standen großartigen Entwürfen und raschen Handlungen entgegen. Daher gab der Leipziger Schluß, wie man das Beratherbete surschäm nannte, keinen sichern Beistand und zwei Monate nach seiner Abfassung wurde bereits von einigen Schlußverwandten an seiner Gültigkeit gezweifelt, während Andere durch den Kaiser zum Abfalle gezwungen wurden<sup>13)</sup>. Dies konnte dem Könige von Schweden nur angenehm erscheinen.

König Gustav Adolf von Schweden war seit dem 1. 1614 durch die Teuffen selbst auf deren Reich und dessen verwirrten Zustand aufmerksam gemacht worden, hatte sich, sechs Jahre nachher, auf einer Reise in die schönsten Theile Südteufflands persönlich davon überzeugt und dadurch in sich wol ein begerliches Sehn nach dahin rege gemacht. Seine Kriege mit nördlichen Völkern aber, insbesondere mit den Polen, in welchen er seinen Waffensiege begnadete, hielten ihn so lange entfernt, bis Frankreich ihm, (am 25. Sept. 1629) einen sechsjährigen Waffenstillstand vermittelte und ihn zu offenen Angriffen auf das Haus Habsburg reiste. Da reisten seine Pläne allmählig zur Ausführung. Er selbst war durch den Kaiser auf monderheil Befehl gedrückt worden und fürchtete mit Recht dessen Uebermacht gegen die nördlichen Staaten. Daneben lag ihm die Rettung der neuen Religion, zu der er und sein Staat sich bekannten, am Herzen. Er

10) Auf Vorstellung und Bitten der über die Wägen gekochten Einwohner Württembergs gab der Herzog von Friedland bei seiner Ankunft in diesem Herzogthume die unumstößliche Antwort: Er wolle sie so fengen und brennen lassen, daß die Angst und die Hölle im Himmel die Hölle spüren und ihre Hölle an sich ziehen sollten.

11) Nach Koberger (S. 11) rief Waldstein frühzeitig zu ähnlichen Mahnungen: „Man bedürfte keine Kur und Heilung mehr, man müßte ihnen das Gift-Heil abziehen etc.“ und doch ließ er sich zu einem Reichstagen von Medlenburg ver-

12) G. d. Art. Pater Joseph.

13) G. R. 5 c I, 143.

aber übereilt sich nicht, forschte fleißig nach der Lage der Dinge, ließ mit dem Kaiser über die Beschwerden unterhandeln, wenn auch ohne Erfolg, und insbesondere mit den Franzosen, welche die katholischen Reichsfürsten gebietet zu haben wünschten, ging er vorsichtig um. Diese wichen nicht von seiner Seite und schloffen endlich, nach fast anderthalbjähriger Unterhandlung (zu Würzburg am 13. Jan. 1631) einen Vertrag mit ihm ab, welcher die katholische Religion sammt der Liga in Schutz nahm und den Schweden eine Million Rthlr. zur Führung des Kriegs gegen den Kaiser versprach. Doch von Bedeutung war, daß er die Gewißheit dieses Versprechens nicht abwartete, sondern am 24. Jun. 1630 auf Usedom im peemündener Hafen mit 13.800 Mann außerlesener Krieger unerwartet landete. Ihm half dabei, daß Stralsund seit einem Jahre unter seinem Schutze stand, und Kügn sich ebenso lange von den Seinigen, trotz aller feindlichen Angriffe, lange gehalten wurde. Das Göttingen dieser Landung gehört zu den Schwächen des wiener Cabinets, deren gleichzeitig zu Regensburg mehr begangen wurden. Die Stimme zum Frieden wurde überdült, sowie auch Gustav Adolf sich von den Kurfürsten nicht abmahnen ließ. Sein Manifest verteidigte ihn<sup>14)</sup>, Geistesüberlegenheit, wissenschaftliche und strategische Bildung, Verabfassung, strenge Mannszucht und Milde erwarben ihm allgemeine Zuneigung und Liebe, während die zuchtlosen und rauberischen Kaiserlichen die Menschen zur Verzweiflung trieben. Der König setzte sich an der Ostsee fest, breitete sich auf beiden Seiten in Pommern und Mecklenburg aus, und erhielt ungemainen Zulauf an Deutschen, Franzosen und Engländern; protestantische Reichsfürsten aber hielten es noch für bedenklich, sich freiwillig an ihn anzuschließen<sup>15)</sup>. Der Herzog von Pommern mußte sich inessen fügen, weil der Krieg in seinem Lande begann. Der Krieg wurde im Winter — für die Kaiserlichen eine neue und unangenehme Erscheinung — fortgesetzt. Tilly erschien endlich selbst im Januar 1631 zu Frankfurt a. D., konnte aber nichts retten, und mußte sich sogar über die Elbe nach Magdeburg zurückziehen, welches schon im J. 1629 einer Belagerung von 28 Wochen glücklich überstanden, dem Restitutionsedict zu Gunsten des Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg getreut hatte, und jetzt von Neuem besurmt werden sollte. Zur Rettung dieser Stadt unterhandelte Gustav Adolf mit dem eingeschüchterten Kurfürsten von Brandenburg; dieser bezeugte sich zwar den Forderungen des Schweden, aber

Kursachsen schlug dessen Anträge ab. Daher konnten Tilly und Pappenheim Magdeburg, welches die nicht vermuthete Belagerung mit Nachlässigkeit belämpfte, überfallen und mit Sturm (am 20. Mai 1631) nehmen. Dreitägiges Plündern und Wüthen verwandelte fast die ganze Stadt in einen Aschenhaufen. Daß der König von Schweden unterließ, durch einen tüchtigen Marsch die Stadt zu retten und Kursachsens Startian zu brechen, mochte in seiner, von Vielen übersehteten, Vorsicht begründet sein; dagegen benutzte Tilly diesen schredlichen Sieg zu einem Angriffe auf die Schweden nicht, sondern er zog nach Thüringen und Hessen. Thüringen verheerte er, mit Ausnahme Erfurts, und an dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel konnte er sich wegen dessen beiziger Antwort auf die Aufforderung zur Reuelegung der Waffen nicht rächen, weil ihm Pappenheim gegen die Schweden an der Elbe zu Hilfe rief und Kursachsens mächtige Rüflungen hinter seinem Rücken Vorgesinnisse erregten. Er traf aber den König Gustav Adolf bei Werben so vortheilhastig verfangen, daß er unvertigter Dinge umwendete und mit verlorener Mühe in Kursachsen einfiel, um dieses zur Entwaflnung oder zur Verbindung mit dem Kaiser zu zwingen. Maximilian von Baiern rieth zwar zur Schonung, allein zu spät. Kurfürst Johann Georg schloß mit Schweden den 13. (3.) Sept. ein Bündniß ab, und zwei Tage nachher vereinten sich bei Düben das schwedische und kursächsische Heer gegen die bei Leipzig stehenden, ebensov stark, wenn nicht etwas schwächeren Streitmächten Tilly's. Der König gab der ungesümmen Schlachttakt Johann Georg's wol gern nach, und vernichtete am 17. Sept. in einem sechsständigen Kampfe den größten und besten Theil des kaiserlich-tigistischen Heeres. Zum ersten Male sah der verwundete Tilly, brachte aber in Niedersachsen und Westfalen bald ein ansehnliches Heer zusammen. Über die Benutzung des Sieges wurde in Halle, wohin sich Gustav Adolf und Johann Georg begeben hatten, gestritten, und endlich siegte der durch die herbeigekommenen Herzoge Wilhelm und Bernhard von Sachsen-Weimar nachdrücklich unterstützte Vorschlag des Königs, daß die Kursachsen in Böhmen, und die Schweden in die Länder der Liga eindringen sollten. Dieser Plan ist von Zeitgenossen, selbst von des Königs Dienern (Drenstierne und Feldmarschall Horn, noch zeitiger von Nachkommen getadelt worden; allein der König hatte mehr, als die Belämpfung der kaiserlichen Macht im Auge; ihm lag vorerst daran, den wachsenden Einfluß Frankreichs auf diesen Krieg zu beschränken und die Liga zu vernichten. Die Sachsen drangen unter dem Feldmarschall von Arnim, welcher nach seiner Rückkehr aus Polen die kaiserlichen Dienste ausgegeben hatte, in Böhmen bis Prag vor, Baur, schwedischer General, wurde mit einer Herrabtheilung nach Niedersachsen geschickt, wohin späterhin auch Herzog Wilhelm von Weimar mit eigenen Truppen, sowie 4000 Mann Engländer unter Hamilton, folgten; der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg schloß sich dort vertragmäßig an die Schweden an, während Landgraf Wilhelm bereits im August desselben Jahres deren

14) Dieses bekannte Manifest, welche ab von der Königs Schriden an seinen Reichsfürsten über die Ursachen seiner Landung in Deutschland. In diesem zielt er, wie Michelen, auf das Gleichgewicht der Staaten, und behauptet, Schweden könne nur sicher sein, wenn die deutschen Reichsfürsten vom Kaiser unangefochten bleiben würden. S. Arckenholts, Mémoires I. 101. 15) Überhaupt hatte sich der Reich unter den evangelischen Reichsfürsten im Laufe des Kriegs geändert. Anfanglich legten viele keinen Werth auf ihren angekommenen Landesfürsten, sobald sie nur das Schwert gegen den Kaiser erheben konnten; jetzt aber, als sie Gustav Adolf durch Abschlüsse zur gemeinschaftlichen Wirkksamkeit einladen ließ, wollten sie erst Sicherheit ihrer Länder; so einen Zuwachs derselben von ihm gewünscht haben.

thätiger Bundesgenosse geworden war. Dieser mit Glück gegen die Kaiserlichen geführte Sitzenkrieg in Niedersachsen und dann in Westfalen unterstützte die königlichen Waffen in Süddeutschland, welche Tilly's Hauptheer aus Westfalen herbeizogen. Das schwedische Heer unter des Königs Anführung war, gleich einer wachsenden Schneelawine, von Halle durch Thüringen, wo es Erfurt in Besitz nahm, nach Franken gegangen, hatte sich die ansehnlichsten festen Städte daselbst unterworfen, in Würzburg eine eigene Regierung errichtet, und den Feldmarschall Horn zur Bewachung und gänzlichen Unterwerfung Frankens zurücklassen, schritt der König im November über Hanau nach Frankfurt a. M. vor. Seine Waffen verbreiteten sich nun schnell, vor und nach der Eroberung der Festung Mainz (am 23. Dec. 1631) am Rhein, in der Wetterau, in der Pfalz und dem Elßaß aus, so daß überall unter den Unkatholischen unbeschreiblicher Jubel und unter den Katholischen Furcht und Verwirrung einfiel. Während nun der siegreiche König in Frankfurt und Mainz Bündnisse mit protestantischen Reichsfürsten zu deren Schutze abschloß, dachte man in Wien an die Rüstung eines neuen Heeres. Hierzu waren Aufzügen, ansehnliche freiwillige Beiträge nöthig, die aber Waldstein's Vermögen und Ruf so sehr, als ein Bündniß mit Spanien (den 14. Febr. 1632) ertheilten. Friedland aber wirkte erst nach bringenden Bitten ein, und den Oberbefehl nahm er ansehnlich ungen, jedoch nur in unumschränkter Ausdehnung an, und wies jegliche Einmischung von sich ab; denn vom Kaiser beehrte er die Meinung, daß er eher zur Jagd und Rußfasse, als zum Kriege. In kurzer Zeit brachte er ein großes Heer aus allerlei Glaubensgenossen zusammen, sowie es ihm auch — denselben Grund — hielt er schon früher fest — gleichgültig war zu welcher Religion sich die Anführer der einzelnen Regimenter und Heerabtheilungen bekamen.

Während dies geschah, hatten Zwistigkeiten zwischen dem Herzoge Karl von Lothringen und Frankreich und der Schweden Siege den Cardinalherzog von Richelieu in Begleitung des königlichen Hofes nach Metz gelockt. Hier erwogte der große Staatsmann die Verhältnisse Deutschlands und der übrigen europäischen Staaten reiflich und wählte von vier Auswegen, die ihm blieben, den Mittelweg, eine Neutralität zwischen den katholischen Reichsfürsten und Schweden auszuwirken, legte vom Elßaß und dem ganzen Rhein allmählig abzulernen und die katholischen Reichsfürsten mit den unkatolischen zu einen, damit nöthigenfalls Schweden oder der Kaiser gebündelt werden könnte<sup>17</sup>). Diesem Einfluß aber suchte der Schwedenkönig entgegen zu wirken. Die Friedensversuche mit Österreich wies er ab, die Neutralität zwischen ihm und den Katholiken, von den Franzosen eifrig verhandelt, erschwerte er, durch darte Bedingungen und die Vereinigung der verschiebungsabhängigen Reichsfürsten lag obendrein noch außerhalb des Zeitgeistes. Demnach blieb dem Cardinal nichts übrig, als den bedrängten Kurfürsten von Trier in Schutz zu nehmen. Mit Baiern hatte

er schon im Mai 1631 ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, und die versjagten katholisch-geistlichen Reichsfürsten sahen um ihn zu Weh, und jammerten, daß die Schweden nicht bloß in Teutschland, sondern auch in ganz Europa die allein seligmachende Kirche zerstören würden. Unterdessen zogen die glücklichen Einfälle Tilly's ins Bisthum Bamberg den König von Schweden zu Ende Februar 1632 vom Rheine, wo die Verwundung der Angelegenheiten dem eben angekommenen Reichskanzler Axel Oxenstierna übertragen wurde, nebst Baner und Willelm von Sachsen-Weimar aus Niedersachsen nach Franken. Unter lautem Jubel des Volkes hielt Gusslav Adolf in Nürnberg seinen Einzug und sprach, je fremdlicher er unterstützt und aufgenommen wurde, desto freier über das verfallene alte teutsche Reichsverhältniß<sup>18</sup>). Die vorlaute Zudringlichkeit des französischen Hofes hatte wegen Verschönerung Baiern's wies er (schönhe zurück<sup>19</sup>), und zog dem alten Tilly nach, welcher am 16. April bei den berühmten Übergänge der Schweden über den Lechthron seine unheilbaren Wunden empfing. Augsburg regte sich nachher und huldigte dem Sieger, gleich andern Reichsstädten, die sein Fuß betreten hatte. Die Versuche auf Ingolstadt mislangen, dagegen wurden Landshut und München genommen. Er schonte diese Städte, und wußte besonders in München durch siederisches Wesen die Bewunderung Aller, selbst der Jesuiten, abzugewinnen. Dagegen herrschten arge Barbarei und Mißhandlung auf dem Lande, wo die Krieger, aus Religionshass gereizt, nun auch Ausrottung ihrer Mannszucht merkwürdig verriethen. Der König eilte, nachdem er an der Jyar, dem Lech und dem obern Laufe der Donau verschiedene Heerabtheilungen zurückgelassen hatte, nach Nürnberg und in die Dierspals zurück, um die Verbindung des Kurfürsten von Baiern mit Friedland zu verhindern und sich selbst mit den Sachsen zu einem Einbruche in die kaiserlichen Länder zu vereinigen; aber Eindeß mißlang. Der schwache, argwöhnische und eifersüchtige Johann Georg ließ sich durch den Kaiser, der schon am 8. Oct. 1631 Vollmacht zur Ausschöpfung ertheilt hatte, einschränken. Sein Feldmarschall hörte schon Ende November auf Friedensvorschlüge Waldstein's in einer persönlichen Zusammenkunft zu Raunich an, ließ nachher Friedlandten ungekört ein mächtiges Heer errichten, ließ hierauf abermals sein Dhr neuen Anträgen zur Absonderung von den Schweden, und als Johann Georg nicht treulos handeln wollte, wurden seine Truppen binnen einem Monate ohne große Mühe aus Böhmen vertrieben. Armin zog nun durch die Kauffah nach Schlesien, wo Furbrandenburgische und schwedische Verstärkung zu ihm stieß, aber Anlaß zu Zwist wegen des Oberbefehls gab, welcher das Waffengeld der Verbündeten hemmte.

17) Ohne Zweifel gaben ihm selbst künftige Reichsfürsten Anlaß dazu. Man erwäge nur, was bin und wieder der Marquis von Feuquieres ein Jahr nachher über die Einnahmen mehrerer Reichsfürsten an den französischen Hof berichtete, und was der Baron von Gernach (Hippolytus a Lapide) in seinem berühmten Buche: De ratione status in Imperio nostro Romano-Germánico, im 3. 1610 ausgesprochen, waren Gedanken, die nicht neu erschienen konnten.

18) S. Arckenholts II. Appendix 21 sq.

Gustav Adolf hatte inzwischen durch wiederholte Sendungen an den kurfürstlichen Hof Arnim's und anderer verdächtigen Officiere Entfernung aus dem kurfürstlichen Heere, sowie über diese freie Verfügung verlangt. In er selbst war noch in der Mitte Juni's entschlossen, herbeizueilen, und den Kurfürsten zu raschen Entschlüssen zu vermögen. Aber die drohende Stellung des vereinten bairisch-kaiserlichen Heeres hielt ihn zurück, und er glaubte es für eine wunderbare Schickung Gottes halten zu müssen, wenn ihm der kaisinnige Kurfürst den größten Theil seines Heeres unter Leitung Herzogs Wilhelm, welcher hierzu nach Thüringen entsendet worden war, überlassen würde. Es kamen in der That nur wenige Regimenter und Arnim's Absehung wurde durch ein kurfürstliches Zeugniß der Treue und Redlichkeit vereitelt. Der König bezog nun am 19. Jun. bei Nürnberg ein scheinlich besestigtes Lager, und ihm gegenüber nahmen die verbündeten Gegner mit überlegener Heeresmacht am 30. v. M. aus einer Höhe ebenfalls eine verschanzte Stellung ein. Unter Versuchen, einander die Zufuhr abzuschneiden, Friedensanträgen, kleinen Gefechten, Hungers und andern Uebeln verfielen anorthalb Monate, ehe die herbeigekommene schwedische Herverversärlung ankam. Drenskierna und der Palzgraf Christian von Birskenfeld erschienen, den Feldmarschall Horn am Rheine zurücklassend, Herzog Bernhard und Baner wurden aus ihren glücklichen Unternehmungen an der tyroler Grenze und in Oberschwaben gerissen, Landgraf Wilhelm von Hessen verließ seine Stellung gegen Pappenheim in Westfalen und der bereitwillige Wilhelm von Sachsen-Weimar führte eigene und die geringe kurfürstliche Mannschaft zu. Sie alle vereinten sich am 19. Aug. zu Mühlheim unter Drenskierna's Leitung, der sie dem Könige ohne feindliche Störung überbrachte. Die Angaben der Streitmassen beider Heere sind widersprechend; doch mochten die Schweden ihnen Gegnern gleichstark, wenn nicht übermächtig sein. Sowie ist gewiß, daß am 5. Sept., nachdem zwei Tage zuvor die schwedischen Batterien an der Redung den Feind aus seiner vortheilhaften Stellung nicht hatten vertreiben können, ein allgemeiner Sturm auf das feindliche Lager unternommen, der König aber mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen wurde. Die große Noth ließ beide Heere ohne weitere Angriffe, nach verschiedenen Richtungen hin, aufbrechen. Gustav Adolf ging nach der Donau, Waldstein drang mit Maximilian nach Gorbuz vor, wo ihnen der zur Verabachung zurückgelassene Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar den Weg verlegte. Hieraus eilte Maximilian seinem von dem Schwedenkönige bedrohten Staate zu Hilfe und Waldstein zog durch das Voigtland seinen nach Kurfachsen vorausgeschickten Generalen Holt und Gallos nach. Dorthin eilte auch Pappenheim vom Niederrhein her durch Westfalen. Diese gesammte Heeresmacht drohte den sächsischen Kurfürsten zu vernichten. Johann Georg rief nach Hilfe, der zunächst stehende Bernhard von Weimar wurde durch königliche Befehle gehindert und mußte zu Arnstadt auf den Anmarsch Gustav Adolf's, welcher den Palzgrafen von Birskenfeld an der obern Donau zurückgelassen hatte, drei

Tage warten. Hier und zu Erfurt ordnete dieser mehrere wichtige Geschäfte, namentlich die Vereinigung aller un-katholischen Reichsfürsten Oberdeutschlands durch Drenskierna und die Wiedereinsetzung des Palzgrafen Friedrich (der ihn fast ein Jahr lang begleitet und erst zu Nürnberg auf der Rückkehr aus Baiern verlassen hatte), ließ das ermüdete Heer sechs Tage rasten und zog in raschen Märschen nach Raumburg, wo er sich verschanzte. Friedland wird geteilt, daß er dem Könige nicht entgegen ging, sondern in Sachsen überwintern wollte, und deshalb Pappenheim, der sich gern umgebenen sah, wieder in den vorigen Wirkungskreis am Niederreine zurückwürde, sobald er die Moritzburg bei Halle erobert haben würde. Diese Trennung lockte den König aus der festen Stellung bei Raumburg heraus auf die Ebene bei Lützen, wo der übercastische Waldstein seine Truppen zusammenzog und Pappenheim scheinungsreichen Zugzug entziehen ließ. Nach zuverlässigen Zeugnissen mag die Stärke beider Heere einander ziemlich gleich, die moralische Kraft der Schweden aber überwiegen gewesen sein. Gallos fand getrennt an der böhmischen Grenze und Herzog Georg von Lüneburg und Arnim saßen sich der Torgau vom Könige abgeschnitten. Ohne doch diese Heerverstärkungen abzuwarten, bereitete sich der König und Waldstein zur Schlacht vor. Die öffentliche Meinung vergötterte Gustav Adolf; sein Heer entfaltete er in begeisterten Reben zur Vertheidigung der guten Sache; er dichtete ein Lied, sang und betete. Die „vom geistlichen Erbe wohl ausgefüllten und von graubarter Beute wohlgerüsteten“ Kaiserlichen hingegen sahen auf den Ehrgeiz und die Herrschaft ihres Führers, trieben mit dem Heiligsten in rohem Uebermuth die Spott und meinten: „Wenn sie die Schlacht nicht gewannen, wollten sie Gott mit Kautela aus dem Himmel jagen“. Der dicke Nebel, welcher am Morgen des 16. Nov. auf Lützen's Ebenen lag, hielt den Anfang des Treffens beinahe bis zur Mittagshit zurück und brachte nachher durch abwechselnde Wiedereinsetzung unter die kämpfenden Massen. In einem solchen schauervollen Augenblicke war es, als der König mit seinem Gefolge auf dem rechten Flügel seiner Schlachtreihen erschossen wurde. Nur Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, welcher leichsinmig und planlos den Kriegsdienst bei beiden Parteien zu wechseln pflegte, rettete sich aus seiner Nähe und wurde dadurch die den Schweden des Mordmordes oder Verraths, aber wol mit Unrecht, verdächtig“. Bernhard von Weimar übernahm hierauf des Königs Stelle und behauptete nach hartem Kampfe, welcher bis zum Einbruch der Nacht dauerte, das Schlachtfeld. Die Kaiserlichen, ihren aus-

19) G. Philipp, Tod Gustav Adolf's 31. Der Herzog Franz Albrecht bemerkt selbst in seinem Tagebuche (Abtheilung. Histor. Magazin VII, 332 Sp.) zu dieser Schlacht: „Der Kampf der König in Schweden ist wie damals in dem ersten Kriege gewesen.“ Vergl. hiermit die Nachrichten zweier wohlunterrichteter Zeitgenossen, v. Muthers bei A. Eckenholts II. Appendix 14, und Solmsen, Palmen in Aquilon 205 u. 223. Die Prüfung des Gedächtnisses über des Königs Todesart bei M 6 f. 12, 128 Sp. ist sehr reichhaltig bei Hecker II, 524 Sp. und Ergänzungen bei Baumert (Histor. Taschenbuch) III, 50 Sp.

gezeichneten Pappenheim einbüßend, zogen sich in aller Eile durch Leipzig und durch das Erzgebirge nach Böhmen zurück, wo Friedland die Papstern fürzlich delotenne und die Feigen hart bestrafte. Sie und alle Katholische schätzten den Tod des Schwedenkönigs höher als den glänzensten Sieg, während denselben die Schweden für unerfesslich hielten.

Kurch und Hoffnung war bei beiden Parteien gleich groß; doch sichtbare Raubzeit bei den Katholischen, Verwirrung, und was das Schlimmste war, unvereinbare Verschiedenheit der Meinungen bei den Evangelischen. Die Hauptkräfte der schwedischen Kriegsmacht bestanden aus Teutschen, die Mehrzahl ihrer Anführer aus teutschen Reichsfürsten. Diesen Allen hatte Gustav Adolf bei seinem Erscheinen Güter und Ländern der Katholischen, oder Wiedereinsetzung in ihre angefallenen Besitztümer, wenn sie aus denselben vertrieben worden waren, versprochen. Hierzu kam, daß diese Anführer weder neben noch unter einander dienen wollten und nur durch des Königs Ansehen im Baume gehalten werden konnten. Aber auch er war, nicht immer ohne Schuld, Manchem untreulich geworden. Daher geschah, daß nach seinem Tode überall Streben nach Unabhängigkeit des Heerführers statt eines untergeordneten Aufsammentwises hervortrat, und daß der Mangel der souverainen Feldherrnwürde, welche mit Gustav Adolf verschwunden war, ehrsüchtigen, mit überwiegenden Talenten ausgestatteten Heerführern Anlaß gab, nach Soldatengunst vorzugsweise zu streben, das Schwert vor dem Rath schaffenden Worte im Cabinet geltend und Drensfjerna's Herrschaft allmählig verächtlich zu machen. Der schwedische Reichskanzler war nämlich von der vormundtschaftlichen Regierung in Stockholm, wie Friedland vom Kaiser, mit unbeschränkter Vollmacht über die teutschen Angelegenheiten versehen worden; allein Kurfachsen stand ihm — des Palzgrafen Friedrich V. wäre wol bei längerem Leben (er starb den 29. Nov. 1632) hierin wenig gedacht worden — mit den meisten Ansprüchen darzu entgegen. An äußerer Würde ging Johann Georg dem Reichskanzler vor, dieser aber übertraf ihn an Tugenden und Fähigkeiten, auf welche es, wie selbst der ehrsüchtige Bernhard von Weimar äußerte, hauptsächlich ankommen mußte. Dies nicht erkennend fing der Kurfürst an, durch eigensmächtiges, lässiges, ja Veracht erregendes Handeln ein böses Beispiel zu geben und sich sammt Northeutschland nach und nach von Schweden abzulösen. Hiermit wurde das heilsame Aufsammentwischen der einzelnen Kräfte in allen Theilen Teutschlands zerstört und die unerhörte Verwundung der Dinge nach der Schlacht bei Nordlingen möglich gemacht. Das Merkwürdigste, was in diesem kurzen Zeitschnitt geschah, läßt sich in Folgendes zusammenfassen. Zuerst erschien (Anfangs 1633) eine zahlreiche, glänzende Gesandtschaft Richelieu's in Teutschland unter des Marquis von Feuquieres Leitung, die alle unkaufliche Reichsfürsten sammt Drensfjerna begrüßen, denselben Muth zusprechen und Kurfachsen die oberste Verwaltung der Angelegenheiten verschaffen helfen sollte, damit die Teutschen nicht beleidigt würden. Feuquieres aber erkannte bald die Verachtung, in welcher Johann

Georg lebte, da wirkte er vorsichtig zu Heilbronn, wohin Drensfjerna, nachdem er mit Kurfachsen zu keinem Schlusse gekommen war, alle evangelischen Reichsfürsten der vier obern Kreise (der beiden rheinischen, des schwäbischen und fränkischen) zur Berathung berufen hatte<sup>21</sup>). Die jagdbarten und eigennützigen Gemüther einten sich hier am 13. April 1633 zu einem Bunde für die Fortsetzung des Krieges, dessen Leitung dem Reichskanzler als Director des evangelischen Bundes übertragen wurde. Ihm zur Stütze, aber auch zur Beschränkung seiner Macht gab man einen Bundesrath (Conseilium formatum) bei<sup>22</sup>). Frankreich erneuerte zugleich durch Feuquieres sein Bündniß mit Schweden und dehnte dasselbe am 5. (15.) Sept. 1633 auf die Bundesglieder aus, nachdem sie über die Kritik der Religion Verabbarung empfangen hatten. Dadurch wurde Richelieu's Einfluß fester begründet und zugleich dessen Streben nach dem Besatzungsrecht auf die Festungen von Coblenz bis Constanz längs des Rheines während des Krieges notwendig. Auch fing der französische Einfluß auf die Bundesglieder an, um sich zu greifen, je nachdem deren Umwälze über den Reichskanzler, oder der Reiz nach französischem Gelde sich vergrößerte. Dem Feuquieres spendete Snabenge hatte seines Königs an Alle, die solche wünschten, während Drensfjerna die Verheißungen seines verstorbenen Monarchen an ihnen erfüllte. Unter solchen Umständen schrie auch das an der Donau vereinte, aus Teutschen und Schweden zusammengesetzte Hauptheer nach Belohnung. Die Einen waren unter Feldmarschall Horn vom Obertheine, die Andern unter dem Sieger bei Lützen, Bernhard von Weimar, welcher binnen einem Monate die Kaiserlichen mit Beschwerverführung über Johann Georg aus Sachsen verjagt, und eine Herrabtheilung, nach des Reichskanzlers Anleitung, vom Herzoge Georg von Lüneburg nach Niedersachsen hatte führen lassen, durch Franken herbeigekommen, um Baiern wieder zu erobern. Die Empörung seit dem 16. Jahrh. in der Kriegsgeschichte keine neue Erscheinung, aber neu war die Art der Dämpfung dieses Soldatenauftrages; denn man gab nicht bloß Geld her, sondern man verschenkte auch Güter und Herrschaften als freies, unmittelbares Erblehen des heiligen römisch-teutschen Reiches mit Verbindlichkeit gegen den evangelischen Bund und dessen Director an die Officiere; der Herzog Bernhard hingegen erhielt das aus den Bisthümern Bamberg und Würzburg gebildete Herzogthum Franken insgeheim als ein schwedisches Lehen, ließ sich aber förmlich öffentlich in diesem Lande huldigen. Die Bundesfelsherrschelle wurde ihm unter Scheingründen verweigert; doch blieben er und Horn die Stützen des Bundes im Felde, während der rüstige Wilhelm von Sachsen-Weimar dabei, wie früher und später, in seiner Generalleutenantschaft, die höchste militärische Würde bei den Schweden, bitter gekränkt

<sup>21</sup>) G. Lettres et negociations de Mr. le Marquis de Feuquieres.

<sup>22</sup>) Der Bundesrath bestand, laut des Siegels, aus elf Mitgliedern, ohne den Reichskanzler, und unter diesem Bundesrath standen vier Kreisräthe, jeder aus vier Personen zusammengesetzt, zur Ausfertigung und Befestigung der Bundesbeschlüsse.

und empfindlich zurückgesetzt wurde. Mehrere Monate verfloßen, ehe diese Sachen geordnet werden konnten und ehe die Scharen wieder im Felde wirksam wurden. In dessen legte die evangelisch-schwedische Partei noch fortwährend; in Niederbairern und Beshalen unter Georg von Lüneburg, Knopphausen und dem Landgrafen Wilhelm, am Rhein und im Elsaß unter den Rheingrafen und Pfalzgrafen von Birsfeld und im übrigen Oberdeutschland unter Bernhard und Horn. Letzterer eilte an den Bodensee, um sich mit den protestantischen Schweizern in Verbindung zu setzen und suchte deshalb Kofnig zu übermeiftern. Allein die dreimöthliche Belagerung war vergebens, da sich Abdringer mit den aus Italien kommenden Spaniern unter Jerfa's Leitung hinter seinem Rücken verband. Deshalb eilten Bernhard und Birsfeld nach Oberschwaben, zogen den Feldmarschall an sich, lieferten aber dem Gegner keine Schlacht, so nahe sie auch einander gegenüber standen, sondern sie trennten sich uneinigen Sinnes. Horn und die Pfalzgrafen rieben nachmals im Elsaß einen großen Theil des feindlichen Heeres auf, während Bernhard, Städte erobernd, aber Ingolstadt übergehend, an der Donau hinauf eilte, vor Regensburg erkrankte und diese Stadt am 15. Nov. überwältigte. Nun beugte sich die Umgegend bis Passau, sammt der Oberpfalz, vor seinem Schwerte. Dieses Waffenglück legte Baiern und den Kaiserstaat in Schreden, und um dies zu benutzen, betrieb sich Bernhard und Horn im Januar 1634 zu Wehring; allein der Reichsfanjer wirkte hemmend ein, und beide konnten über die Benutzung der Siege nicht einig werden. Sie blieben fortan zweispältig, sowie der Herzog über Drenkijerna's Verfügungen und des Bundes Langsamkeit und Krasslosigkeit von nun an Entrüstung bewies. Dieser Mangel an Uebereinstimmung der Feldherren und des Bundes zerstörte unaufhaltsam die schwedische Herrschaft in Oberdeutschland. Hierzu wirkten folgende Begebenheiten ein.

Der Herzog von Friedland sah seit seiner Niederlage bei Lützen hauptsächlich auf die Befestigung der kaiserlichen Staaten und mochte dabei nicht vergeffen, sich als selbständige Macht zu sichern. Er vernachlässigte Baiern (die Liga war durch Gustav Adolfs Siege gänzlich zerstört worden) und suchte durch Unterhandlungen wie mit den Waffen gleichviel zu erringen. Er schloß demnach im J. 1633 zwei Mal Waffenstillstände mit den Sachsen und Schweden in Böhmen und Schleffen ab, ohne auf den Verlust zu achten, welchen ihm dieselben beibrachten. Ein dritter Versuch im October desselben Jahres mißlang. Seine Friedensvorschlüge zielten eigentlich auf Verbindung der kaiserlichen und brandenburgischen Waffen mit den seinen zur Vertreibung der Schweden. Gleichwohl hörte der rathselhafte Mann zu selbiger Zeit auf die schmeichlichsten Anträge Frankreichs zur Befestigung des Kaisers. Die beiden Kurfürsten wagten zwar nicht, von den Schweden abzufallen, allein er mochte sie doch in ihrer Meinung irren, und Andere, welche sein ungleiches Benehmen und Abzug nicht begreifen konnten, hielten sich voll verständigen Mißtrauens gegen seine Absichtungen zurück. Das Wichtigste, was er that, war sein Ueberfall der von

den Sachsen verlassenen Schweden bei Steinau in Schlesien und deren Gefangenennahme. Der alte Graf von Thurn wurde zum Kärniffen des kaiserlichen Hofes wie der freigegeben, weil Friedland meinte: Im Felde nahe dieser Feind ihm mehr, als im Gefängnisse! Die kaiserlichen überfchwebten nun die Lausitz und Mark Brandenburg, ohne daß es der bei Torgau stehende Armee mit den Sachsen zu verbinden suchte. Erst gegen Ende des Jahres setzten die Anhalten Baner's unter Mitwirkung Wilhelm's von Weimar, vorzüglich aber Bernhard's rasches Vordringen an den Donauesen diesem feindlichen Herzuge Schranken. Baldheim zog sich nach Böhmen in die Nähe der Oberpfalz, aber er jagerte, dem um Hilfe rufenden Kurfürsten von Baiern beizustehen. Seine Entschuldigung war: Es ist besser, die Armada zu erhalten, als sie vor Regensburg zu Grunde zu richten. Hiermit handelte er gegen des Kaisers Wünsche. Sein Rückzug ins Innere Böhmens veranlaßte abermals Unzufriedenheit. Auf diese Weise entwickelte sich ein bestiger und gefährlicher Haß am kaiserlichen Hofe, den namentlich die Spanier nährten. Hierzu gestellten sich Reich und Mißgunst, Verleumdung und Entstellung der Nachrichten. Freilich wird Unklugheit und Unvorsichtigkeit in des Friedländers Urtheilen nicht gemangelt haben. Sein unnatürlicher Verhältnis zu seinem Monarchen, welcher endlich, jedoch spät genug, sich dessen schämte und einen, seine Majestät verkleinernden Wittkönig in Friedland sah, mochte auch seine wärmsten Freunde der Hofe zum Schweigen gebracht, ja abgeschreckt haben, zumal da er im Her und auswärtig seine Liebe und aufrichtige Anhänglichkeit fand. Sonach wurde er gehorcht, seine Würde schwer angefochten; er aber zur Niederlegung der fowerdnen Feldherrnwürde, jedoch ohne wirkfame Schritte, geneigt, ließ sogar durch Vertraute mit den Gegenseiten, insbesondere mit Frankreich zu seinem Besten und zu des Kaisers Verderben unterhandeln. Und wenn auch die Verschreibung seiner Officiere am 12. Jan. 1634 zu Pilsen, wobei Manche wol verführt oder gezwungen worden sein mögen, für ihn, den schon in Ungnade gefallenen Dergeneral, an sich nicht verächtlich sein mochte, was aber bis jetzt noch nicht klar dargehen worden ist<sup>25)</sup>, so wurde sie es doch dadurch, daß der Herzog, mit seinem unumschränkten Ansehen trogten, den Vorgang durch Feinde seines Namens, ohne Zweifel mit Überhebungen, zu des Kaisers Ehren kommen ließ, ehe er sich selbst zur rechtfertigenden Darlegung ernstlich anschickte. Dadurch verlor er alles Zutrauen und seine nachmals an den Hof abgeschickten Leute traten, als sie aufgefangen wurden, sogar feindselig gegen ihn auf. Diese plötzliche Sinnänderung des

25) Bis jetzt nämlich ist noch keine beglaubigte Urkunde dieser Verschreibung der kaiserlichen Obersten entdeckt worden. Die bei Görker III, 149 ff. überhört nach des diplomatischen Beweises ihrer Echtheit; die bei Risse I, 581 angeführten Aeußerungen stimmen nicht überein, hauptsächlich in Rücksicht der Verantwortlichkeit: „so lange Sie in seiner kaiserl. Maj. Dienst verbleiben, oder diese zu ihrer Dienst Beförderung Sie gebrauchen werden.“ Und vom Verf. benutzte archaische Abschrift des Aeußeris läßt diese Klausel weg, ebenso wie schon durch den Druck defekt.

meisten Geschöpfe Friedland's mochte Ferdinand anfanglich nicht ermartet haben, weil er die am 24. Jan. verfügte Absetzung desselben nicht so leicht laßt werden ließ, vielmehr mit ihm so lange einen vertraulichen Briefwechsel unterhielt, gleichwie dieser und seine ebenfalls geachteten Vertrauten mit den verrätherischen Officieren in Geschäftsverkehr blieben, bis am 18. Febr. die Absetzung von Neuem verfügt, die Einziehung der den Geachteten zu ständigen Besetzungen anordnet und das Heer an vier Generale getheilt wurde. Die am 20. Febr. in Pilsen widerholte Verschwörung und gleichzeitige Verwahrung der Officiere gegen Verrath an Kaiser und Religion war demnach ohne Wirkung und zeugt bloß von einem falschen, nichtswürdigen Verhältnisse, bei welchem man sich nur vor Strafwürdigkeit in den Augen der siegenden Partei verwahren wollte. Ueberall fielen, selbst vor seinem Angesichte, die Regimenter und deren Führer vor ihm ab, sprachen von einem „Friedland'schen Schelmstück“ und Keiner wagte es, seinen Wohlthäter zu verteidigen<sup>24)</sup>. Nur vier Männer, die Grafen von Terga und Kinsky, der Feldmarschall Stow und Mittelmeier Neumann, hielten Standhaft zu ihm. Mit diesen ging er verlassen, krank und durch langes körperliches Leiden fast zusammengeschrumpft nach Eger, wo drei Officiere, ohne ausdrücklichen Befehl (selbst Piccolomini dachte bloß an Wallstein's Verlegung aus Böhmen) sogleich seine und seiner vier Vertrauten Ermordung beschloffen, und sie am Abend des folgenden Tages, den 25. Febr., durch geforsame Krieger ausführen ließen. Die Mörder und die Urheber der That wurden vom Kaiser überflüssig belohnt und geehrt, die Mithschulbigen zur Untersuchung gezogen und hart bestraft, ohne daß jedoch die Verschwörung in der Hauptsache, wie man hoffte, gründlich aufgeklärt worden war. Daher bleibt unbegrifflich, wie der Meuchelmord an Wallstein, dem weder Bernhard noch Drenskierna trauten, dem selbst Anim keine Rettung verschaffte, und mit dem Frankreich noch Nichts abgeschlossen hatte, einer rechtlichen Verantwortlichkeit vorgezogen wurde. Zeitgenossen und Nachkommen bis auf unsere Tage haben den hochtörenden Mann zum Theil verdammt, zum Theil in Schutz genommen. Richelieu wußte nicht, ob er ihn der Untreue, oder dem Kaiser der Unbanbarkeit beschuldigen sollte, während Drenskierna noch in den spätesten Jahren seines Lebens, ihn zu den unbegrifflichen Charakteren zählte. Der Kaiser rechtferligte sich und die Handlung durch Rundschriften (vom 8. März 1634) an alle Behörden seines Staates und auswärtige Höfe; doch späterhin soll er geäußert haben, daß Friedland's Verbrechen minder schwer gewesen sei, als es seine Feinde behauptet Wisse dargestellt hätten<sup>25)</sup>.

Der Verrath von Wimas und Anim, welche dieselben Vorfälle nahe standen, zogen aus der Verwirrung

in Böhmen nicht den Nutzen, der erwartet werden konnte. Sachsen und Schweden hemmte Eilern bereitwillig, daß sich die Kaiserlichen ohne Hinderniß sammeln, oehnen und des Kaisers Sohn, Ferdinand III., zu ihrem Heerführer annehmen konnten. Die glücklichen Waffenthaten der Sachsen in Schlessien erregten nicht, was der Zwiespalt zwischen Bernhard, Horn und Drenskierna und des letzteren Uneinigkeit mit seinen Bundesgenossen schadeten. Während der Reichskanzler mit diesen und den Reichsfürsten Norddeutschlands zu Frankfurt a. M. den ganzen Sommer des J. 1634 hindurch vergebens unterhandelte, zogen Bernhard und Horn, der Eine in Franken, der Andere in Schwaben, Städte belagernd und erobernd, umher, erschweren sich die Vereinigung ihrer Streiträfte, bis die äußerste Gefahr Regensburgs sie dazu nöthigte; aber zu spät. Die wilde Eroberung Landshuts half ihnen nichts. Die Fluth der siegenden Kaiserlichen strömte längs der Donau hinaus, und die Belagerung Mühlbings durch dieselben zwangen Bernhard und Horn zu gemeinschaftlichen Maßregeln und den erschrockenen Reichskanzler zu kräftiger Unterstützung. Man fand aber in Worten und Werken keine Übereinstimmung mehr. Unzufriedenheit, Saumseligkeit und Ungehorsam wirkte den Verordnungen entgegen. Unter solchen Umständen zwang Bernhard am 6. Sept. den schwedischen Feldmarschall auf ungünstigen Räumungen zum Kampfe mit dem fast um ein Drittel stärkeren Heinde. Das Gemetzel bauerte sieben bis acht Stunden und führte eine gänzliche Niederlage der Schweden herbei. Horn und Graf Krag, ein abtrünniger General der Kaiserlichen, fielen in Feindes Hände, Bernhard entkam mit Mühe und die Flüchtlinge hielt die in der Nähe stehende Rbeingraf auf, bald aber zogen sie sich ihrem Heerführer Bernhard nach Frankfurt a. M. nach, wo der uneinige Bund den ersten öffentlichen Schritt zur französischen Einflus so eben gelban hatte, nämlich die Einräumung Philippsburg an die Franzosen. Die Kaiserlichen und Baiern überschwebten nun ganz Süddeutschland bis an die Rheinufer. In dieser Noth sah Bernhard auf die Franzosen und diese hinwieder auf ihn. Mit ruhigem, politischem Blicke ließ sich Richelieu durch die schwedischen Verleumdungen Bernhards nicht irre leiten; ein einziger großer Zeitberr mit wahrhaften Kerntruppen schien ihm mehr Werth zu haben, als ein Haufen uneiniger, zum Theil verarmter und unzufriedener Reichsstände, aus welchen der heilbezonner Bund bestand, und welche Drenskierna schon vor der Schlacht nicht mehr zusammenhalten zu können befürchtete; daher er Süddeutschland der französischen Edbut überlassen und sich die Leitung der Angelegenheiten Norddeutschlands, wo Feldmarschall Baner wegen der Sachsen und Herzog Georg von Lüneburg im Gebränge war, vorbehalten wollte<sup>26)</sup>. Ohne sich auf dieses Anerbieten der Schweden einzulassen, schloß der Cardinal am 1. Nov. 1634 mit dem heilbronner Bunde zwar einen „Pflövers

24) „Quand l'ordre est tombé,“ sagt Richelieu über dieses tragische Ereigniß, „l'on accourt aux branches pour s'achever de le défaire; la honte ou mauvais réputation dépend de la dernière période de la vie.“ 25) *Duclis crimen esse longum minus atrox, quam ipsius inimici paulo malignioribus animis figurant, bei Atticus, De bellis Germ. 449.*

26) S. Wils I. 385. Dieser Plan war gewissermaßen für den äußersten Nothfall schon in den Reichskanzlers Entwürfen von der Reichsregierung ausgesprochen worden.

trag, untergrab aber durch denselben Schwedens Einfluß, riß das Befehlsgewalt aller festen Plätze längs des Rheins an sich und ließ durch seine Vorkasparer nochmals den Bund und dessen Vorkehrungen dahin bearbeiten, daß dem Herzoge von Weimar die Heerführung übertragen wurde. Dieser erhielt sie jedoch nicht ganz nach seinen Wünschen; allein der Bundesfeldherr hatte als solcher auch fast keine Bedeutung mehr. Factisch ließ sich der Bund zu Anfang des J. 1635 auf; Drenßlerna verließ denselben und ging durch Frankreich nach Norddeutschland zurück, während Bernhard von den Franzosen läßt unterstützt bis an die Saar zurückgebrängt wurde. Inzwischen hatte Kurfürst seine seit Waltheim's Halle zu Pirna geheim begonnenen Verhandlungen mit dem Kaiser zu gewisser Bedingungsart geführt, die am 30. Mai 1635 zu Prag einen Frieden hervorriefen. Derselbe begünstigte den Kurfürsten durch Erweiterung seines Staates (mit Ober- und Niederlausitz), bestätigte den passauer Vertrag und Religionsfrieden, sicherte aber allen dieser Uebereinkunft beitretenen Protestanten, wozu ihnen eine Frist von zehn Tagen durch eine kaiserliche Aufforderung gestellt wurde, den Besitz später eingezogener geistlicher Pfründen, mochten es reichsummittelbare oder reichsummittelbare sein, gewissermaßen nur auf 40 Jahre, schloß die Reformirten gänzlich aus, gab die Protestanten in kaiserlichen Staaten den Katholiken Preis, setzte in Reichsachen nichts fest und bildete die vierte katholische Kurwürde. Die meisten Reichsstände geborchen sogleich, andere wenige folgten später, nur Hessen-Cassel wies den Vertrag stets ab, wenn es auch auf kurze Zeit unentschüssig geworden war, und Braunschweig-Küneburg hielt sich meißens zwischen beiden kriegenden Parteien schwanzend<sup>27)</sup>. Dagegen nahmen viele Officiere höhern Ranges von der evangelischen Partei aus Rücksicht für ihr Eigenthum Abschied. Die öffentliche Meinung entschied sich bei den Protestanten gegen diesen prager Frieden. Baur war inzwischen aus Böhmen, Thüringen und Sachsen an die Elbe zurückgebrängt worden<sup>28)</sup>, und erhielt mit Drenßlerna vom Kaiser durch den Kurfürsten Johann Georg die Bewilligung eines freien Abzuges aus Teutschland. Frankreich hatte den Reichskanzler bei seiner Anwesenheit zu Compiegne im April 1635 nur vordrauf, aber oberflächlich befriedigt, und bewirkte am 12. Sept. dess. J. die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen. Dennoch suchte Drenßlerna ernstlich Frieden mit dem Kaiser zu schließen, konnte aber über die Bedingungen nicht einig mit ihm werden. Während dieser Zweifel veränderte sich der an die Saar zurückgebrängte Herzog von Weimar mehr und mehr mit den Franzosen, drang mit deren Hilfe bei Mainz über den Rhein in die Nähe Frankfurt vor, um den Land-

grafen Wilhelm und andere Reichsstände zur Rettung Oberdeutschlands an sich zu ziehen. Diese aber wagten es nicht; daher ihn die Überlegenheit des Feindes auf einem meißensartigen Rückzuge nach Weh und Lothringen zurückwies. Von Allen verlassen und die kaiserliche Ausöhnung ablehnend, schloß er eine Uebereinkunft mit Frankreich ab, welches ihm zur Erhaltung von 18,000 Mann nebst verhältnißmäßiger Artillerie drei Mill. Riores (es zahlte aber in der That nur 2,400,000 Riores) jährlich zu zahlen versprach. Es versprach ihm ferner die vorberühmten reichreichen Länder am Oberrhein und Gewährleistung seiner schwedischen Entschenten, mußte aber unter des Königs Hoheit sein Heer gegen jeglichen Feind dieser Krone zu führen sich verbinden. Diese beiden letztern Bedingungen blieben jedoch ein Geheimniß; öffentlich war der Fürst französischer Bundesgenosse und des evangelischen Bundes, sammt der Kronen Schweden und Frankreich Generallimant, und hielt bis an seinen Tod an diesem Gedanken fest, weil er denselben, wenn auch anders gestaltet, wieder ins Leben treten zu lassen strebte. Seiner Festigkeit und dem Gesühle seiner Unentbehrlichkeit bei den Franzosen verdankte er, daß er nicht, wie ein französischer Marschall, gebraucht und da oder dorthin gerufen wurde. Hierzu kam, daß Frankreich dem Kaiser den Krieg nicht erklären wollte, also lediglich dessen Erzfeind, den Herzog von Weimar, gegen ihn und den Kurfürsten von Baiern sandte<sup>29)</sup>. Ubrigens hatte Richelieu die Kriegserklärung an Spanien nicht länger, als bis zur Befehlsgenehmigung des Kurfürsten von Trier und zur Eroberung dessen Hauptstadt versehen können. Französische Heere kämpften nun in den Niederlanden und in Italien, später an den Pyrenäen und endlich auch jenseit derselben gegen Spanien und Bernhard längs der Rheinfur. Die Anstalten der Regierung waren gut und trefflich, aber langsam die Fortschritte ihrer Waffen wegen Achtlosigkeit und Ungehorsams der Heere und Wankens an tüchtigen Feldherren. Bernhard allein blieb ihr Vorbild und der Cardinal, wie der König, wiesen auf ihn öfters hin. Ineffen gehören genau genommen diese Kriegsvorrichtungen nicht in die Geschichte dieses teutschen Kriegs, außer die Bernhards von Weimar, auf welche Schweden und Hessen-Cassel lediglich Rücksicht nahmen. Dieser Fürst bereitete im J. 1636 nach Eroberung Zaberns und etlicher anderer Städte im Elsaß den planmäßigen und großartigen Einfall der Kaiserlichen unter Wallas in Frankreich, setzte sich im folgenden Jahre am rechten Rheinufer fest, mußte aber aus Mangel an Unterstützung und wegen politischer Umstände in die Franche Montagne zurückweichen, unterwarf sich das Bisthum Basel, und von Neuem ge-

27) Pluribus levitate et inconstancia, sordida et ignavia nos et rem communem deserunt; vix quilibet est qui pro Republica reusit praeter unum Landgravium Hassiae, schreibt Drenßlerna am 13. Jul. 1635 seinem Gehege Johann. 28) Non quidem ex successu hostium, sed magis Tractatibus Saxoniae imprudentissimis, ea quid dicam graviter, demerit der Reichskanzler.

29) Über die Abnahme der Franzosen an dem Kriege in Teutschland erzählt sich eine Wintererzählung an Hofkassier folgendermaßen: La seule considération, qui a porté la France, dans le commencement et le progrès de cette guerre, à joindre ses armes à celles de Suède et des autres Protestans, a été la nécessité absolue qu'elle avoit de modérer la puissance de la Maison d'Autriche qui alloit s'accroître chaque jour aux dépens des autres Princes, et qui visoit à s'accroître aussi au nôtre et à se rendre à la fin Maitresse de tout, si elle eût pu.



flücht, brach er im Januar 1638 unerwartet an den Oberrhein hervor, nahm überraschend mehre Plätze an diesem Strome, schlug den 3. Mai bei Rheinfelden das bairische kaiserliche Heer, nahm sämmtliche Generale und die vorzüglichsten Officiere bis auf wenige Flüchtige gefangen, setzte die Eroberung der Städte im Elsas, Breisgau und Schwarzwald fort, schloß Breisach, damals eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, ein, schlug am 9. Aug. bei Wittenwenger den zur Hilfe herbeigeeilten Feldmarschall Götz mit Savelli; ein gleiches Schicksal erlitt bei ähnlicher Veranlassung am 14. Oct. der Herzog Karl von Lothringen bei Thann und bald nachher abermals Götz in den Verschanzungen Bernhards vor Breisach. Daneben erfocht dieser noch viele kleine Siege, so daß sich endlich das ganze Breisach, nachdem alle feindliche Streitkräfte in Oberdeutschland aufgerieben worden waren, nach enger viermonatlicher Einschließung am 19. Dec. vor dem Sieger beugte. Von Straßburgs Grenze bis an den Bodensee hinauf waren die Bezirke auf beiden Rheinseiten dem Herzoge unterworfen und dieser ließ sie wie ein Landbesitzer für sich verwalten. Im Januar 1639 drang Bernhard in unermüdeten Thätigkeit über die Schneeberge in Hockburg und ein und machte sich bis zu Ende Frühjahrts hassele unterwürfig. Seine Kraft fühlend dachte er jetzt an Abänderung seines bindenden Verhältnisses mit Frankreich, unterhandelte unabhängig mit Oeffen, Cassel, Braunschweig, Lüneburg und Schweden, von Bannor verlangte er gewisse Bezirke in Thüringen und Kursachsen zur Grundlage bevorstehender Feldzüge im Herzen Deutschlands; aber in diesen entscheidenden Augenblicken starb er am 18. Jul. 1639 zu Neuenburg am Rheine, während sein kleines ruhiges Heer über diesen Strom schritt. Er verschied in der Blüthe seiner Jahre, fast gekrönt (doch gewiß nicht vergiftet) von Frankreich, beneidet von Schweden und gefährlich für den Kaiser und Kurfürsten von Sachsen<sup>51)</sup>. Kraft seines letzten Willens sollten die Eroberungen beim Reiche der teutschen Nation bleiben, aber die Franzosen stießen denselben um, gewannen das kleine Heer, dessen Führer und die Befehlshaber in den Plätzen durch große Summen Geldes, um Verweise der Schweden, des Palzgrafen Karl Ludwig, welcher von ihnen soll ein Jahr lang in gefänglicher Haft gehalten wurde, ferner des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar und des Kaisers. Vom heilbrunner oder evangelischen Bunde wurde nunmehr geschwiegen; denn das Heer erhielt von jetzt an unter dem Namen des weimarischen einen französischen Feldherrn zum Führer, unter welchem es sich allmählig auflöste. Der Feldmarschall Bannor hatte sich noch im J. 1635 in Folge der schnellen Wirkungen, welche der prager Friede auferste, nach Niedersachsen zurückgezogen, während französische Gesandte zu seinen Gunsten bei einigen evangelischen Reichsfürsten zu wirken suchten. Doch erst im J. 1636 wurde Landgraf Wilhelm durch französische

Aufmunterung und Geldhilfe wieder thätig im Felde. Drenthierna, der sich über ein Jahr lang starrsinnig gegen die freundschaftlichen Anträge der Franzosen benahm, ging endlich im J. 1636 zu Weimar in ein Bündniß mit ihnen ein, das aber erst im J. 1638 in volle Kraft trat, und drei Jahre nachher erneuert wurde<sup>52)</sup>. Ursachen dieser Zögerung lagen theils in den Verhandlungen des Reichskanzlers mit dem Kaiser für einen Frieden, theils auch in der Persönlichkeit des Reichsfürsten S. Gemont, auf dessen Kopf der Kaiser einen hohen Preis gesetzt hatte. Richelieu rief ihn zurück und schickte den geschmeidigern Grafen von Astar nach Norddeutschland. Die Friedensversuche hingegen hob der Tod Kaisers Ferdinands (15. Febr. 1637) auf; denn sein Sohn Ferdinand III., Nachfolger in der Verwaltung der Erblande, auf dem römisch-deutschen Kaiserthron und in den Grundfäden seines Vaters, wurde von Frankreich, Bernhard von Weimar und Schweden nicht als Kaiser anerkannt. Hierzu kam, daß die schwedischen Waffen unter Bannor durch den Sieg bei Wittstock am 4. Oct. 1636 über den stärkern Feind (Sachsen und Kaiserliche) das Übergewicht in Norddeutschland erhielten, welches zugleich Vortheilhaft auf den Seitenkrieg in Niedersachsen und Westfalen für die Hessen und Schweden einwirkte. Ausdrandenburg und Sachsen, Thüringen, so ein Theil Frankens, beugte sich vor den Schweden, welche sich besonders an den sächsischen Kurstaate wegen seines Abfalls rüchtrach rächten. Im folgenden Jahre ließ Bannor zwar Gesandte, in seinem festen Lager bei Vorgau, und dann, als er dorthin entschlüpfte, bei Landsberg an der Warthe beinahe umringt und ausgehoben zu werden, allein er überlistete beide Male seine übermächtigen Gegner, und entkam zuletzt nach Pommern. In Dersachsen behielten die Schweden das Erfurt, aus Niedersachsen wurden sie fast gänzlich verdrängt, da der unvermuthete Tod des Landgrafen Wilhelm die Hessen eine geraume Zeit in Unthätigkeit brachte<sup>53)</sup>. Die Eskirmirung des Palzgrafen Karl Ludwig mit fremder Hilfe in Weiskalen (1638) war vordrühend und ohne Erfolg. Erst als im Junius 1638 Bannor Verklärung aus Schweden erhielt, befestigt sich seine bedrängte Lage, der Herzerberber Gallas zieht sich nach großem Verlusse vor ihm zurück und sucht Solleßen sammt Böhmen zu schützen. Bannor fällt abermals in Sachsen ein, schlägt am 14. April 1639 seine Gegner bei Chemnitz, verfolgt die Kaiserlichen unter glücklichen Eroberungen und Gefechten, wie z. B. bei Brandeburg, bei Prag; die Annäherung eines starken Heerhaufens unter Hagfeld und Erzherzog Leopold Wilhelm hielt ihn von der Belagerung

50) Über die Verbindung dieses Fürsten mit Frankreich und dessen Kriegsverrichtungen s. Rist's Bernhard, 2. Thl., und über die Verfalltungsgerichte die Prüfung ebenfalls S. 828 fg. mit S. 827 fg.

51) Die Verträge Schwedens mit Frankreich seit der nordlinger Schlacht bis zum Frieden 1648 sind 1) der Vertrag zu Compiègne, den 23. April 1635; 2) der zu Weimar, den 20. März 1636; 3) der zu Hamburg, den 6. März 1638; 4) dessen Erneuerung zu Hamburg, den 30. Juni (nicht Januar oder Juli, wie Manche schreiben) 1641. Dieser geht bis zum Friedensschlusse. Die bei Du Mont VI, 1, 594 beendliche Uebersicht vom 25. April 1647 ist offenbar ein entstellter Auszug des weimarischen Vertrags, der in einem fliegenden Blatte zur Aufreißung bekannt gemacht wurde.

52) Justi, Amalia Elisabeth 38. entscheidet sich für die Vergeltung des Landgrafen.

dieser Stadt ab, doch behauptete er sich mit Anstrengung in Böhmen, Sachsen und Thüringen, bis Königsberg, aus Westfalen kommend, zu ihm stieß; beide aber mußten im J. 1640, durch eigene Schuld Böhmen verlassen, bei Erfurt stießen die Weimarer unter dem Grafen von Guelbriant mit den bessischen und lüneburg'schen Völkern zu ihnen, und stellten sich darauf dem überlegenen Feinde bei Saalfeld gegenüber. Hungersnoth und Uneinigkeit der Anführer leiteten die Verbündeten nach Franken, ins Eichsfeld und Hessische, dann zurück durch Thüringen nach Franken bis an die vogtländische Grenze. Der Feind zog überall nach, und näherte sich mit Ende des J. 1640 Regensburg, wo eine Reichsversammlung gehalten wurde. Da eilt Baner im Januar 1641 nach und will die Reichsversammlung entweder aus einander jagen oder gefangen nehmen. Das plötzlich eintretende Schneewetter aber und die ebenso schnell erfolgte Trennung der Weimarer und Franzosen vom Hauptheere nöthigte den Feldmarschall Baner zum Rückzuge durch Böhmen nach Sachsen, wo (bei Jwischan) im Frühlinge jene Abtrünnigen wieder zu ihm stießen. Aber hier konnte er dem Antrage des Feindes unter Piccolomini's Führung nicht widerstehen. Auf diese Weise verfolgt und überbies selbst krank, fand er am 20. Mai zu Halberstadt seinen frühzeitigen Tod<sup>55)</sup>. Der glücksmäßig ausgezeichnete Herzog Georg von Lüneburg war ihm den 22. April in das Grab vorangegangen. Die Schweden jagen nun bis zur Ankunft Torstensön's im November meist planlos umher, erhielten aber bei Wolfenbüttel den 30. Jun. einen Sieg, hauptsächlich durch ihre Geschützmasse, über den verfolgenden Feind, ohne die erwähnte Stadt nachher erobern zu können. Lennart Torstensön, wie Baner Bögling des großen Schwedenkönigs und von Voltaire mit dem großen Condé verglichen, war im Julius zum Feldmarschall ernannt, Lars Grube in diplomatischen Sachen und der Feldzeugmeister Kiseböll im Kriegswesen ihm zur Seite gegeben worden und kam endlich mit Verstärkung zu dem vermaissenen Heere bei Wismar an. Er half der eingerissenen Unordnung ab, konnte aber den Grafen Guelbriant nicht zurückhalten, sondern mußte ihn nach Westfalen zu den Hessen jehen lassen. Aus Hungersnoth mußte Torstensön in Mecklenburg Winterlager suchen und nöthigte Kurlandenburg zur Annahme der Neutralität, während die Kaiserlichen mit gleichem Ungemache kämpfend, Thüringen und Weissen selbständig überflschwemmen. Die Baiern lagen fast ausgelöst in Franken. Dies benutzend bricht Torstensön im Frühjahr 1642 nach Schlesien auf, wo sich der feste Stalbanst vom J. 1639 bis Ende des verfloffenen Jahres behauptet hatte, vereint sich mit diesem bei Sorau, erobert große und kleine Städte in Schlesien, läßt Stalbanstken in die Ober- und Niederlausitz streifen, und während Tor-

stensön Schweidnitz berennt, erschien Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg (nach Walfstein's Ermordung auf der Rückreise von Regensburg im J. 1634 durch die Kaiserlichen gefangen, in Wien zur kaiserlichen Religion bekehrt und in kaiserliche Dienste zurückgetreten) sorglos so nahe vor dem schwedischen Lager, daß er ohne Piccolomini's Zutug abwarten zu können, in ein hitziges Treffen am 21. Mai verwickelt wurde, das ihm unheilbare Wunden, Gefangenschaft und baldigen Tod, seinem Heere aber nach fünfstündigen Kämpfe eine glänzliche Niederlage zuzog. Die Schweden gewinnen hierauf Schweidnitz, breiten sich in Schlesien und Mähren bis nach Olmütz hinaus. Piccolomini und Erzherzog Leopold Wilhelm kommen zwar mit überlegenen Streitkräften herbei, Torstensön weiß aber geschickt die Dberhand zu behaupten, besonders da er Brangel an sich jiehen konnte. Daß er aber durch Piccolomini's Geschicklichkeit am Einbruch in Böhmen gehindert ward, machte seine Wendung nach Sachsen nothwendig. Er belagerte Leipzig und zog dadurch Piccolomini aus seiner guten Stellung sammt dem Erzherzoge nach sich. Und so geschah, daß am 2. Nov. (im Beisteln des schwedischen Kronfolgers, Pfalzgrafen Karl Gustav) die zweite Schlacht bei Leipzig auf dem Breitenfelde geschlagen wurde, die, wenn sie auch den Schweden einen glänzenden Sieg verschaffte, doch nicht von so unangeheuren Folgen war, wie die erstere. Die planmäßige Kriegführung war seit Gustav Adolf's Tode in den entgegengesetzten teutschen Ländern aufgegeben worden. Nur Frankreich besorgte einen vorsichtigen Eroberungskrieg, in Absicht auf Zeuthland aber stimmten seine Ansichten und Zwecke nicht mit den schwedischen überein, gleichwie die Feldherren beider Völker verschiedener Charaktere waren, selten zusammen wirkten, so daß Jeder seine Pläne verfolgen wollte. Daher wurde das wilde, länderverderbende Umherjehen in den meist zu Grunde gerichteten Reichsstaaten fortgesetzt. Königsberg zog in Niederachsen mit Glück umher, Guelbriant, welcher in Verbindung mit den Hessen am 17. Jan. 1642 den kaiserlichen General Lembov glänzlich geschlagen und den Niederreithen vom Feinde gelaubert hatte, näherte sich in die Mitte Thüringens zu einem Gespräch mit dem schwedischen Feldmarschall. Beide scheiden aber unerrichteter Dinge von einander. Torstensön will hierauf, nach Einnahme Leipzigs, durch Eroberung Freibergs sich den Weg nach Böhmen öffnen, wird aber von dem wieder verstärkten Piccolomini im Februar 1643 zur Rückkehr über die Elbe genöthigt, und dieser rettet das hartbedrängte Olmütz. Piccolomini war inzwischen durch den spanischen Kriegsdienst in einen andern Wirkungskreis gewiesen, der Erzherzog Leopold Wilhelm am Unverzagtheit mit dem Grafen von Trantmannsdorf zurückgeschreckt und der unkluge Gallas gegen den listigen Schweden gekniet worden. Obwohl an Heeresmacht dem Schweden bei weitem überlegen, läßt er ihn doch in der Lausitz, Schlesien und Mähren mit Überlegenheit walten, bis denselben der zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochene Krieg nach Holstein zurückruft. Der Feldmarschall vollbrachte diesen meisterhaften Marsch nach getrossenen wei-

55) Kunbblod im schwedischen Plutarch I, 198 fg. bemerkt die von Mehren angemessene Vergeltung des Feldmarschalls, und schreibt dessen frühzeitigen Tod lediglich der rathlosen Thätigkeit und übertriebenen Anstrengung der Kräfte zu, wozu wie noch das übermäßige Trinken rechnen können. Er wurde hieweiln mehre Tage nach einander nicht nöthigen.

sen Anordnungen in Mähren und Schlesien mit unglaublichen Aufschüben für den nachfolgenden Feind und kam unermüdet im December 1643 in des neuen Feindes Länder, auf deren Reichthümer er sein unermüdetes Heer vertröflet hatte. Gallas hatte seinen schlaun Begner bald aus den Augen verloren und beschloß sich mit Belagerungen der von Schweden besetzten Städte Schlesiens und der Lausitz, während ihm Verstärkung zuog. Dadurch wurde ihm ein stattliches, ausgerüstetes Heer, mit welchem er den Dänen im folgenden Jahre langsam und ohne bedeutenden Ruhen zu Hülfe zog.

Vor und während dieses Torstenson'schen Heerzuges hatte sich Königsmarkt mit abgesonderten Streikräften in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Meissen und dem Voigtlande verberend und fiegend umhergetrieben, alsdann auf der Rückkehr nach Westfalen die heldenmüthige Landgräfin Amalia Elisabeth, Wilhelm's von Hessen-Cassel Witwe, welche seit dem 3. 1639 im Felde thätig wurde, unterthut, Suebriant an sich gezogen, diesen wieder verlassen und war durch Niedersachsen an die Elbe binabgegangen. Der Franzose hingegen schlug seinen Weg nach Württemberg ein, dann wich er schnell genug vor feindlicher Uebermacht an den Rhein. Dort härtete er sich wieder zu einem Heerzuge nach Württemberg, aber Hunger und Muthlosigkeit rief sein Heer um die Hälfte auf. Die Baiern drängten ihn über den Rhein zurück. Der Herzog von Engheim führte ihm anscheinliche Verstärkung zu, mit der er nach Schwaben vordrang. Bald aber schmolzen diese Krieger durch Gesechte, Hunger, Kälte und Weglaufen auf ein Gerings zusammen. Und während er mit dem Tode rang, erlitt sein Heer bei Tuttlingen am 24. (25.) Nov. 1643 eine solche Niederlage, daß man es für vernichtet erklären konnte. Die Gegner gemessen eine unermessliche Beute und feierten in und außer Teutschland ihren Sieg.

Man hatte geglaubt, daß Gallas mit den Dänen die Schweden unter Torstenson in Jütland einschließen und denselben den Rückweg nach Teutschland verlegen würde; allein so geschickte dieser den kurzen Dänenkrieg geführt hatte, ebenso listig lauschte er den lässigen Gallas, ging fest bei Weidenburg über die Elbe und stieß zu Königsmarkt im August 1644. Gallas auf seinem Rückzuge von ihnen verfolgt, bezog bei Bernburg ein besetztes Lager, wurde aber nach mehreren erlittenen bedeutenden Verlusten nach Magdeburg zurückgedrängt, seine Reiterei bei Jüterboch am 3. Dec. vernichtet, und vom Fußvolke rettete er selbst nur 2000 Mann auf der Flucht nach Böhmen. Darüber fiel er in Ungnade, bis ihn der Tod seines tapfern Rittersheeren Gög, welcher durch seine unglücklichen Feldzüge gegen Bernhard von Weimar ebenfalls eine Zeit lang in kaiserliche Ungnade gefallen war, wieder emporbrachte \*). Bährer Königsmarkt sich wieder nach Niedersachsen und Westfalen hinweg, brach Torstenson (im Januar 1645, das Geschick auf Schlit-

ten geloben) in Böhmen ein, zog dadurch die Kaiserlichen und Baiern unter Gög und Werth herbei, siebente mit ihnen am 24. Febr. bei Jankau eine Schlacht \*\*), vernichtete den besten Theil ihres Heeres mit Verlust ihres Anführers und löste dem Kaiser ein solches Schrecken ein, daß er von Prag nach Regensburg und seine Familie von Wien nach Steiermark floh. Der Erzherzog setzte Österreich in Vertheidigungsstand. Um mit Nachdruck in diese kaiserlichen Erblande eindringen zu können, näherte sich Torstenson dem siebenbürger Fürsten Ragoczy, dessen Verstärkung ihm wenig nützte, weil dieser andern Sinnes mit dem Kaiser bald Frieden schloß \*\*\*). Dieser Umstand, die misslungene Eroberung Brünns, Krankheiten und allerlei Ungemach des Heeres, welches bis in Wiens Nähe gestreift war, veranlaßten den Rückzug des kranken Feldmarschalls nach Böhmen und Sachsen, welches letztere Königsmarkt am 27. Aug. zum Waffenstillstande gezwungen hatte. Der gestärkte Torstenson legte am 14. Dec. den Heerbefehl in des Generals Wittenberg's Hände, bis Wrangel denselben übernehmen konnte \*\*\*). Dieser zog sich im Januar 1646 nach Thüringen, brach nach Verlangung des sechsmonatlichen kaiserlichen Waffenstillstandes an die Weser auf, sobald durch Westfalen in die Wetterau nach Biehl, wo Königsmarkt und Geisau (?) Geislo) mit den Hessen zu ihm stießen und die jügernden Franzosen erwartet wurden. Diese hatten unterdessen die Überzettel ihres bei Tuttlingen überfallenen Verwundeten unter des Marschalls von Luxemne Dhubt wieder gestärkt und nach misslungenem Entsatz Freiburg im Breisgau, mit Zuziehung einer ausgerüsteten Mannschafft unter des Herzogs von Engheim Führung das bairische Lager am 3. Aug. 1644 zu erstürmen gesucht. Der suchtbare Kampf zog mehr Geschickte nach sich, bis Werth mit seinen Baiern den Schwarzwald und den Breisgau verließen. Der junge Sieger von Korozy und Luxemne unterwarf sich (nebenbei auch nach Baden streifend) alle Plätze am Rheine bis Coblenz hinab, unter denen Philippsburg (10. Sept.), welches die Franzosen im Januar 1635 leichtsinniger Weise verloren hatten, die anscheinlichste Festung war. Nach diesen großen Siegen kehrte Engheim mit der besten Reiterei rumbekrängt nach Frankreich zurück \*\*\*). Der geschwächte Luxemne blieb aber am Rheine, und brach, auf die Nachricht von den Siegen des Schweden in Böhmen, im Frühlinge 1645 an den Rhetas hervor, beehrte unvorsichtiger Weise seine, ohnehin dem Feinde an Zahl nachstehenden Truppen, vielleicht im Vertrauen auf die durch angestrengte Märsche allgemein verbreitete Müdigkeit des Gegners,

55) Nach Solzetti und Lumbiad sei hier der durch die Schlacht bei Jankau bekannte Piccolomini der Jüngerer, nach Wittenberg aber schon in der Schlacht bei Rördlingen. 56) Schweden und Frankreich hatten ihren seit Anfang des Jahres 1643 mit Ragoczy in Unterhandlungen gestanden. Dertrag mit Frankreich den 22. April 1645; Wiederverbindung mit dem Kaiser zu Ems den 16. Dec. 1645. 57) Zeitgenossen schätzten Bomer einem ganzen Heer und Torstenson dem Werthe von 10,000 Mann gleich, und kein schwedischer General fiel mehr, als Exptreter, durch die Artillerie geschossen haben. 58) Vergl. Montglat II, 117 fg. mit Gromont I, 120 fg.

84) Feldmarschall Gög soll, nach Zeugnissen der Zeitgenossen, ein Trunkbold soist wie Baner, und deshalb manchmal der Sprache beraubt gewesen sein.

weit aus einander, und ließ sie zum Erlaunen Teuschlands bei Mergentheim den 4. (7. 5.) Mai durch einen feindlichen Überfall mit Verlust des Fußvolkes, Geschützes und Gepäcks zerstreuen. Hierauf nahm er zu den Hessen und Schweden seine Zuflucht, wodurch er die Überlegenheit im Felde wieder erhielt. Auch Engeln verläumte nicht, ansehnliche Verstärkung zu bringen, (so daß das verbündete Heer im Vordringen nach Schwaben nach Franken die Baiern auf Beschüßung ihres Kurfürstenthums zurückwies. Die schändliche Trennung Königsmarks nach Eroberung Rothenburgs \*) brachte indessen bei den Franzosen und Hessen keine Änderung hervor, vielmehr griffen sie am 3. Aug. ihre Gegner in vortheilhafter Stellung bei Mütersheim unweit Riedlingen an, und erkämpften zur Vergeltung der vor eiss Jahren den Schweden zugesügten Schmach, durch die vorzügliche Anstrengung der tapfern Hessen, einen vollständigen Sieg. Riedlingen ergab sich den Siegern, Baiern aber blieb von ihnen verschont. Darum konnten sich die Gegner schnellig stärken und dem siegreichen Xurenne (Engeln wurde krank und verwundet mit großer Gefahr nach Frankreich zurückgebracht) in Schwaben dergestalt drängen, daß er sich zu Ende Septembers an den Mittelrhein zurückbegeben mußte. Alldann wandte er sich abwärts nach der Mosel, nahm Trier und setzte den vom Kaiser freigelassenen Kurfürsten wieder ein. Hier und am Niederrhein stärkte er sich wieder, wurde aber im folgenden Jahre (1646) durch Verfügungen seiner Regierung so lange aufgehalten, daß er erst am 31. Juli zu dem Feldmarschall Wrangel bei Gießen stoßen konnte. Jetzt wurde Königsmark zurück nach Weßfalen und Bittenberg mit einer schwachen Heerabtheilung nach Schlesien entsendet. Dort und in Mähren hielt er sich nur mit Mühe, bis ihn ein Befehl des Oberfeldherrn im J. 1647 nach Böhmen rief. Wrangel nämlich hatte das verbündete Heer im August 1646 vor den trefflich gelagerten Feind bei Friedberg geführt und nach mehreren erfolglosen Gefechten den Heerzug nach Baiern gelenkt. Der Feind rückte nach, entsehte auch das bedrohte Augsburg, konnte aber nicht hindern, daß das ganze Land bis vor Münchens Thore geplündert und in Schreden gesetzt wurde. Der Kurfürst von Baiern wurde, wenigstens erklärt er dies dem Kaiser, zu einem Waffenstillstand gezwungen; doch mögen die Franzosen die Hauptveranlassung dazu gegeben haben \*\*). Die Verhandlungen wurden deshalb zu Ulm den ganzen Winter hindurch bis zum Abschlusse am 14. März 1647 gepflogen. Sodann blieb bloß der Kaiser alleiniger Feind in Teutschland.

39) Nach Montglat II, 156 trennte er sich um diese Zeit mit Angabe seiner Gründe von den Franzosen und ging durch Franken nach Sachsen, welches er bekanntlich zum Waffenstillstand zwang. Nach Gramont I, 146 ff. zog Königsmark noch vor Rothenburgs Belagerung Hildesheim ab, und ließ hintereinander eine ungeschickten Abgeordneten dem Herzog von Engeln das Schwere sagen. Darauf ließ ihm der beidseitige Franzosi sein Antwort geben: Er wünschte ihm mit seinen Huren viel Vergnügen! 40) Der Graf von Brienne, französischer Staatssekretär, bemerkt: La France étoit si prévenue en faveur de son Roi, que la promptitude de leurs propres armées leur étoit plus précieuse que celle de Suède. Arckenholz I, 115.

Vor und nach diesem Stillstandsabschlusse dehnten sich Schweden, Franzosen und Hessen in Schwaben bis an den Bodensee aus, nahmen Bregenz und die nahegelegenen Festungen und kehrten dann mit großer Beute beladen nach Franken zurück. Während nun Wrangel auf einen Einfall in Böhmen sann, verließ ihn Xurenne, mißhandelte die Landstädte Hesse-Darmstadt und Kurlmains, weil sie den Kaiser nicht verlassen wollten, und bereitete sich auf Befehl seiner Regierung zu einer Heeresfahrt nach Kurlenburg vor. Dies verursachte eine Empörung unter seinen teuschischen Kriegern. Versprechungen halfen nichts, die Verhaftung des Generalmajors von Rosen, des Räteführers, und die nothwendig gewordene Besetzung der Empörer löste einen Theil der Bierspendigen von ihm ab, welche bei Königsmark Dienste nahmen. Xurenne sandte hierauf einen Keiterhauzen zur Verstärkung in die Niederlande. Diese Vorfälle wirkten auf Wrangel und den Kurfürsten von Baiern mächtig ein. Erstere, sich verlassen sehend, rief Bittenberg zu sich, Königsmark blieb in Weßfalen, und drang in Böhmen ein; und letzterer erhielt wieder Muth, sich am 7. Sept. an den Kaiser von Neuem anzuschließen und den Waffenstillstand am 14. d. M., jedoch nur den Schweden mit Kurlenburg, die sie zurückweisen, aufzulösen \*\*\*). Dadurch rettete Maximilian sein Heer und dessen Führer, Sport und Werth, welche, mit oder ohne Kurlmains ihres Bieters, dem Kaiser zuließen \*\*). Die Schweden in Böhmen, glücklich in Städteeroberungen und in Gefechten mit dem kaiserlichen Heere, das einst Ferdinand selbst in Nachtsleidern verlassen mußte, kamen durch die Wiedervereinigung der Kaiserlichen und Baiern in große Verlegenheit. Sie zogen sich mit Verlust an vielen Pferden durch Sachsen und Thüringen an die Weser und bereiteten sich in Niedersachsen aus, welches ihm Pferde zur Keiterei gewährte. Auch Pommern wurde vorsichtig durch die Abwendung eines Heerhaufens gedreht. Der Feind unter Melanders Führung ging den Schweden bis in die Landgrafschaft Hessen-Gassel nach, verwüstete in empörender Gefährlichkeit Städte und Dörfer, und kehrte zu Ende des Jahres verberend zum größten Theile nach Thüringen und Franken in die Winterlager zurück. Inzwischen war Königsmark mit seinen Scharen in Weßfalen, dem Erzbischof Eln und Niedersland mit Waffenglücke gegen den kaiserlichen General Ramboz unterzogen und hatte endlich bei Wrangels Annäherung seinen Marsch an die Weser gelenkt. Nach ihrer Vereinigung beehrte Feldmarschall Wrangel auch den Zug der Hessen unter dem tapfern Führer Geisbau; aber die Belämpfung Ramboz's in Weßfalen und am Niederrhein durch diese nöthigte den Schweden, von seinem Beirathen abzusehen und sich mit der französischen Verstärkung durch Xurenne, welchen er bei Duingen an sich zog, zu begnügen. Dieser wünschte indessen Baiern, wohin sich

41) Die Königin Christina besagte sich auch bei der französischen Regierung über die Herrschaft. S. Arckenholz IV, 321.

42) Arckenholz III, 155 bemerkt, daß Maximilian insofern seinen Offizieren erlaubt habe, das Heer dem Kaiser zu führen, während er sie öffentlich für vogelfrei erklärte.

der bekümmerte Feind rettete, zu schonen. Dieser Umstand  
sowohl als des Marschalls hartnäckig geforderte und von  
den Schweden jöhrnd endlich zugestandene Auslieferung  
der ihm im vorigen Herbst verlassenen teutschen Kei-  
serin“) hatte anfänglich Trennung und Umherziehen der  
Verbündeten in Schwaben, Franken und der Oberpfalz  
zu Folge, bis sie sich wieder vereinten und den Feind  
am 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen schlugen, wobei  
der von seinen Untergebenen verunmüßte Anführer  
„Melander tödtliche Wunden empfang“). Das auchlose  
kaiserlich-kaiserliche Heer wollte sich hinter dem Lechräume  
schließen, wie einst Altd gegen den Schwedenkönig; aber  
der Feldmarschall Gronsfeld glaubte sich nicht mächtig  
genug und zog einen unordentlichen fluchtähnlichen Rück-  
zug vor, welcher ihm Verhöhnung und Verantwortung zu-  
zog. Die Verbündeten sollen erst drei Tage nach Ent-  
fernung ihrer Gegner, aber wol weniger aus Unkunde  
von deren Zustande als vielmehr wegen großen Wassers  
und Mangels an brauchbaren Brücken den Fluß über-  
schritten haben. Indessen ist gewiß, daß sie hierauf das  
flache Land des Kurfürstenthums verheerten, und dem  
sich sammelnden Feinde Zeit geshenken, die Ixar und den  
Inn zu vermahnen. Sie wichen wirklich von Wasserburg  
und Willbörz zurück und nahmen nachmals von dem in  
mehrern Stellungen durch den Herzog von Altmühl (Picco-  
lomini) vereint, jedoch unter sich und mit seinen Ge-  
bietern in Zwischenfall lebenden Feinde wieder eine Schlacht  
an, noch bequemen sie sich zum Angriffe, so nahe sie  
immer auch einander standen. Die Vortheile, welche hier  
und da errungen wurden, schieben sich meist die Schweden  
zu Anfluge der Franzosen zu“). Endlich trieb sie  
Hungerknecht an den Feind, bald darauf über die Donau  
nach Franken und Schwaben zurück. Von dort führte  
sie der Einbruch des Feindes in die Oberpfalz wieder  
zusammen, wo sie den weßfälischen Friedensschluß em-  
pfiengen und die Ankunft des schwedischen Generalfiskus,  
Pfalzgrafen Karl Gustav, aus Pöhmern erwarteten. Die-  
ser Prinz war am 23. Mai 1648 zu genannter Würde  
freiwillig von Christen erhoben worden, aber im Juli  
erst mit Verstärkung des schwedischen Heeres in Teutsch-  
land angekommen. Er nahm langsam seine Richtung  
nach Böhmen, wovon Königsmatz zur Zeit, als das  
französisch-schwedische Heer dem Kurfürsten von Baiern  
das harte Mißgeschick bereitete, mit außerordentlichem  
Maffenzug durch die Oberpfalz entfendet worden war.  
Mit Hülfe eines beliebigen kaiserlichen Officiers bemäch-  
tigte er sich zu Anfange Augusts des reichsten Aprils

der Stadt Prag, während die treffliche Vertreibung Colloredo's alle Angriffe auf die Alt- und Neustadt abwehrte. Die Erscheinung Karl Sulkows mit seiner Oeerversärkung vor dieser löwenmächtigen Stadt hatte die soft gleichzeitige Aenderung eines kaiserlichen, zum Entsatz bestimmten Heeres zur Folge, und so geschah, daß der Palgraf die Belagerung aufhob und sich dem Hauptheer in der Oberpfalz näherte. Da erhellte der allgemeine Friedensruch. Aus diese Weise endeten die Feindseligkeiten in den Ebnern, welche sie zuerst entzündeten; aber der durch sie erzeugte Jammer lösete an allen Theilen Deutschlands, welches sich vor dem Kriege in gekelterter und verfeinerter Gemüthslichkeit bewegt hatte. Die Ursachen davon liegen in der Art und in dem Wesen dieses Kriegs. Der Soldat nämlich bling mehr vom Officier, als vom Landesheerrn ab. Seine Anwerbung, sein Unterhalt war sehr kostbar. Die ihm gebotenen Versicherungen wurden selten erfüllt, die ihm bezahlten griffen aus Noth, es auch aus Uebermut, zu jeglichem Mittel der Verfechtung, wobei die Anführer meistens mit verlodernem Beispiele vorangingen. Daraus erwuchsen Ausschweifungen und Mißbräuche ältester Art. Was nicht vergeht, angeeignet oder weggelöhrt werden konnte, wurde zerstört. Hungersnoth, Genuß der elendesten Nahrungsmittel und bis zum Menschenhaß gesteigerte Eier, verbunden mit ansteckenden Krankheiten entwürfelte nicht bloß Heerlager, sondern auch ganze Landschaften. In wenigen Jahren war die Volksmenge Russlands und Brandenburgs auf ein Drittel, der Wart, Pommerns, Thüringens, Hessens, Böhmens und Württembergs auf ein Viertel zusammengeschmolzen. Nicht selten sah man die überlebte gedrangte Bevölkerung der Heeren nachziehen, um dem Hungertode zu entziehen. Die Verbannten waren frühzeitig verschwunden, und so gefüllten sich Unwissenheit, Verwilderung und Vasterastigkeit der Landesbewohner zur Frechheit, Grausamkeit und zum Uebermuthe der Krieger. Da wurde selbst der Arme und Beschränkte nicht gehorht und Reichthüßen mußten sich bei dürftiger Kost hüten, glücklich zu sehn, wenn sie nicht förmlich mißhandelt wurden. Wurde doch einst die 70jährige Witwe eines württembergischen Herzogs von Kroaten bei den Haaren herumgeschleppt! Sieg oder Niederlage verbreitete ohne Ausnahme Jammer über Provinzen. Die Heere und den Genuß des Sieges empfand bloß das Ausland. Also lagen Familienleben, Ackerbau, Handel und Gewerbe, Kirche, Kunst und Wissenschaft zerstört darnieder, und als die Waffen zu ruhen begannen, die Heerzüge verschwanden, vermiste sich mißhandelte, betäubte, bestürzte und abgehorbte Teufthland noch lange in allen Lebensweisen aufregende Kraft und erquickende Frische! — Ubrigens ist dieser Krieg sowohl theilweise als auch vollständig von Zeitgenossen bestritten worden; doch erst hundert Jahre nach seiner Beendigung erschien die erste geneßbare und auf fleißige Quellenforschung gestützte Übersicht vom Gange dieser Begebenheiten, angeblich von Ruder, laut der Vorrede aber von C. G. 3., und im 3. 1764 die zweite verbesserte Auflage ohne Drucker. Hieraus

43) Hgt. *Arckenholts* III, 155. 44) Graf von Grons-  
feld (nicht nach Ansehen an der Kurfürstins Maximilian; die-  
se polycast; der vöhligste Betender) ist zwar ein hoffer, zuge-  
höriger und sehr vöglicher Mann, wenn Goltz, Klingens aber den  
namen hochgetragen, Gersfolt, consus, und impertinenten, in  
seinem Gemüthe, daß sich kein Klingens darin rindt, und zu  
lassen er selbst ist nicht immerer wißte, was zu thun, oder zu  
lassen ist. 45) Ramentlich sieht man den Hof der Königin  
Christina gegen die feind von der geistlichen Franzosen der *Arcken-  
holts* III, 155 fg., von welchen sie marie, Kärnerin habe sich  
blos mit den Schwerden verzeht, um sie an einem vollständigen  
Geme zu hindern.

folgte des Jesuiten Bougeant ungenügendes Werk, welches Rambach aus seiner französischen Ursprache mit Bemerkungen ins Teutsche übertrug (1758—1760). Daran reiht sich Krause's bündiger Abriß (1782) und zu Ende des vorigen Jahrhunderts traten ziemlich gleichzeitig Schüler (mit einer glänzenden Darstellung, aber ohne besondere Quellenforschung) und Galletti mit ausführlichen Werken hervor. Auf ihre Schultern trat Wesenrieder mit eigenen Forschungen und schätzbaren Ansichten (1804—1806) und F. von Raumer gab (1831 und 1832) die neueste Bearbeitung dieses Krieges mit vorzüglichem Fleiße und geistvollem Blicke. Das Ausland hat sich bis jetzt bloß mit Übersetzungen des Schiller'schen Werkes begnügt.

(B. Römer.)

**DREISSIG TYRANNEN**, die, waren ein Verein von 30 Männern, welche am Ende des 27jährigen peloponnesischen Krieges, 404 v. Chr., mit Hilfe des spartanischen Feldherrn Lysander in dem besiegten Athen an die Stelle der bisherigen Volksherrschaft (Demokratie) eine Zwingherrschaft von Wenigen (Oligarchie) setzten und sich zuigneten; richtiger möchten sie die Dreißig zu benennen sein. Folgende sind ihre Namen: Kritias, Polarches, Melobius, Hippocleus, Euclides, Hiero, Mnesticus, Chremo, Theramenes, Arestas, Diocles, Phidria, Chärelaus, Anänus, Pison, Sophokles, Eratosthenes, Charikles, Enomaltes, Theognis, Achines, Theogenes, Alcomenes, Erastkratides, Phidon, Dracontides, Cumathes, Aristoteles, Hippomachus, Mnesticides.

Im Laufe des peloponnesischen Krieges hatten innere Parteiungen Athens zeitweilige Verfassungen bereits in ihren Grundfesten erschüttert. Bei der Nachricht, daß die auf Alcibiades' Betrieb gegen Sicilien gemachte Unternehmung gänzlich gescheitert, Flotte und Herr verloren seien, ergriß fernes Entsetzen das Volk von Athen, 413 v. Chr. Zu Rom pflegte man unter solchen Drängnissen einen Dictator zu wählen; zu Athen fürchtete man, es möge dieses die Selbstherrschaft (Tyrannis) eines Einzigen herbeiführen, darum setzten die Athener eine Herrschaft von Vierhundertern ein. Alsbald ihnen sollten an der Verwaltung des Staates Theil haben 5000 Bürger, deren Namen geheim blieben, so daß im Volke Niemand wußte, wem er vertrauen dürfe. Bald aber machten sich die Vierhundert durch eine willkürliche Zwingherrschaft verhaßt, wurden gestürzt, und eine mehr demokratische Gewalt, unter dem Namen der Regierung der Hundert, kam an die Reihe. Mit Selbstsucht und leidenschaftlichem Ungehum schalteten die Demagogen öffentlich, während die besiegten Aristokraten und Oligarchen ihre Umtriebe im Stillen spannten, wobei Theramenes einer der doppelzüngigsten war. In dem Treffen bei Argos, Peramos, 406 v. Chr., vernichtete der spartanische Feldherr Lysander die letzte Flotte der Athener; mit den Aristokraten Athens fand er schon längst in geheimer Verbindung; durch ihre Mitwirkung vornehmlich lief er 404 v. Chr. in dem Piräus ein, unterwarf die Stadt und errichtete eine Oligarchie unter dem Namen der Dreißig.

Kritias war die Seele dieses Vereins, welcher mit

friedender Dienstbesessenheit die übermächtigen Befehle Sparta's gegen das niedergedrückte Athen ausführte, nebenbei aber der Haßsucht, der Rachsucht und hämischen Verfolgungslust fröhnte. Reichthum drachte vor Allem Gefahr; unter den nichtigen Vorwänden wurden Eingeheimische und Fremde, wenn sie Vermögen besaßen, peinlich angeklagt, zum Tode verurtheilt, in die Verbannung geschickt und ihrer Güter beraubt. Nächst dem Reichthume droheten Geist, Kraft und Muth Verderben, und viele treffliche Männer mußten entweder den Scherlingen beger leerer, oder ihr Heil in der Flucht suchen.

Doch unter Bösen gibt es keine Freundschaft; Mistrauten und Uneinigkeit entzweiten die Zwingherren bald unter einander, und der Krim des eigenen Verderbens entsproßte aus ihrer Mitte. Theramenes, weiterwandelnden Sinnes, auch nach alleiniger Herrschaftsgewalt trachtend, ohne innern Beruf, fiel plötzlich an, den Muthfehlern seiner Genossen zu widersprechen, der verurtheilten Schlachtopfer sich anzunehmen und eine ausgebreitete Volksgunst zu gewinnen.

Kaum gewarnten die Nachführer diesen seinen Abfall, so dachten sie auf Gegenmaßregeln, denn das Gesfahrvolle ihrer Lage war ihnen nicht unbekant. Sie gesetzten nämlich 3000 Bürger den Vortheilen und Gefahren ihrer Dbergewalt zu, und verstärkten sich dadurch gegen einen zu erwartenden Angriff. Doch blieben sie hierbei nicht stehen; Kritias forcierte den Theramenes vor Gericht, klagte ihn öffentlich des Auftrahs und der Absicht an, neue Unruhen im Staate zu erregen, und durch eine bewaffnete Schar, welche die Volksversammlung umstand, den Verurtheilten die Verurtheilung des Angeklagten durch, daß er den Giftbecher trinken mußte.

Jetzt wagte es Niemand mehr, den Dreißigen zu widerstreben. Die Verurtheilungen, Ächtungen und Verbannungen nahmen auf eine empfindende Weise zu. In Athen und dem Piräus, sowie auf dem Lande, wurden Scharen Unglücklicher von Haus und Hof vertrieben, und wie einer gemachten Beute demächtigten sich die Tyrannen ihrer Habe; selbst gegen die Glücklichsten bewirkten sie von Sparta aus ein Decret, welches allen griechischen Staaten verbot, sie aufzunehmen. Die Reisen lehrten sich aber nicht an diese Befehle, und Aegon, Argos, Megara wimmelten von athensischen Flüchtlingen. Die bedeutendern suchten die Dreißig auch in der Ferne zu fällen, und Alisthides fiel auf ihre Veranlassung in Phrygien durch Mordmord, 404 v. Chr. Dagegen erkaufte ihnen ein unerwarteter und gefährlicher Gegner unter den nach Athen geflüchteten Athenern.

Thrasibulus, des Lysus Sohn, war es, ausgezeichnet durch erprobte Tapferkeit und durch eine leutige Liebe des Vaterlandes. Mit 70 zu Theben und Megara in der Verbannung lebenden, ihm gleichgesinnten Vaterlandsfreunden demächtigte er sich eines auf der Grenze von Attika und Boötien liegenden Kastells, Pnyx genannt, zum großen Schrecken der tyrannischen Dreißig, 403 v. Chr. Ein Versuch, ihn daraus zu vertreiben, mißlang, und die Zahl seiner Anhänger mehrte sich bald bis auf 700. Jetzt wagten die Dreißig nicht länger in

dem unbefestigten Athen zu bleiben und verspanzten sich mit 3000 Bewaffneten nach dem nahen Eleusis. Unter dessen strömten neue Streiter zu Theseusbulus, so daß er sich des Piräus bemächtigen konnte. Wol suchten die Dreißig ihn mit der Gewalt der Waffen von da zu vertreiben; allein Theseusbulus blieb Sieger. Zwei der blutigsten Bürger, Kritias und Hippomachus, fielen im Gefechte; den mit ihnen kämpfenden Athenern ließ Theseusbulus zurufen, sich mit ihm zu verbinden, die Sache der Athener zu verlassen, und verbot, sie zu verfolgen.

Auf den Ruf der Dreißig eilte Lyfander mit einem Söldnerheere herbei, schloß den Piräus zu Lande ein, sein Bruder Kibos sperrte ihn von der Seeseite, und die Lage Theseusbulus' wurde mißlich. Doch Lyfander's Stolz und Habguth mißfielen selbst in Sparta; man gönnte ihm eine nochmalige Eroberung Athens nicht, darum erschien der König Pausanias an der Spitze eines spartanischen Heeres vor Athen, trat mit Theseusbulus in Unterhandlungen, schloß einen Vergleich und zog mit ihm zugleich in Athen ein. Die Herrschaft der Dreißig ward aufgehoben, die Demokratie wieder hergestellt, jedoch verbot eine Annexie die Abtödtung des Verzagenden. 5000 Bürger waren von den dreißig Tyrannen ungehört verbannt und 1500 zum Tode verurtheilt worden; ihre Zwangsherrschaft hatte acht Monate gedauert. Mit Recht verwundert man die große Mäßigung, die bei der heftigen Erbitterung der Gemüther beobachtet wurde. Doch darf, der Wahrheit gemäß, auch nicht verschwiegen werden, daß man nachmals allehand Vornehme suchte und fand, die Theilhaftigen dennoch anzujagen und zu verurtheilen. Der tapfere Theseusbulus fand seinen Tod auf einem Zuge gegen Kibos. *Xenoph.* Hellen. L. II. 3. *John Gillies*, History of ancient Greece (Lond. 1786). *Wachsmuth*, Hellenische Alterthumskunde (Halle 1828). 1. B.

(A. Herrmann.)

**DREISTIMMIG**, heißt ein musikalischer Satz, es sei ein ganzes Tonstück, oder nur ein Theil desselben, für drei verschiedene Stimmen, deren jede ihre eigenthümliche Tonreihe hat, so daß er aus einer für sich in andern Tönen einer harmonischen Folge, die sie unter einander bilden, erklingenden Ders., Mittel- und Unterstimme besteht. Der Zusammenhang der Harmonie wird also durch Accorde gebildet, die stets aus drei Tönen, in richtiger Aufeinanderfolge nach dem Gesetze der Fortschreitung, zusammengesetzt werden. Der Satz bleibt dreistimmig, wenngleich jede einzelne dieser drei notwendigen Stimmen von einem oder von mehreren Instrumenten entweder im Einklange oder in der Octave verstärkt wird. Auf die Zahl der ihn ausführenden Instrumente und Stimmen kommt es also dabei nicht an, sondern auf das Wesen der Sazart. Es kann ein solcher Satz von einem und von vielen Instrumenten oder von einem ganzen Chor ausgeführt werden, ohne daß dies an der Sache etwas ändert. Für das Pianoforte und die Orgel hat man besonders viele dreistimmige Compositionen, die vorzüglich für die Orgel Trio's genannt werden, im eigentlich dreistimmigen Sinne. Ein Satz für drei verschiedene Instrumente heißt auch Trio, nur daß

hierbei das echt Dreistimmige weniger, oft gar nicht beachtet wird (s. d. Art. Trio). Ist ein solches Tonstück für Sänger gesetzt, erhält es den Namen Terzett, das ein eigentliches ist, wenn es ohne Zutut anderer Begleitungsstimmreihen für sich durchgeführt wird, ein uneigentliches, wenn die drei Hauptstimmen der Sänger von harmonisch ausklingenden Instrumenten umspielt werden (s. d. Art. Terzett). — Ein solcher dreistimmiger Satz im eigentlichen Sinne kann wieder von dreifacher Beschaffenheit sein. Es kann nur eine einzige dieser Stimmen Melodie führende Hauptstimme sein, so daß die beiden andern nur harmonische Begleitungsstimmen sind, welche Sazart die homophonische heißt. Es können aber auch zwei Stimmen Melodie führend im eigenen Charakter und nur eine als bloße Begleitungsstimme für harmonische Füllung oder als Harmonieunterlage behandelt werden; dergleichen können alle drei Stimmen in eigenem Charakter, in eigenthümlicher Melodie, aus denen zusammen die Harmonie hervorgeht, austreten, was natürlich schwieriger ist. Diese Sazart heißt die polyphonische.

Das Dreistimmige hat seine besondern Schwierigkeiten schon nach der bekannten Wahrheit: Je weniger Mittel zur Erreichung eines Zweckes angewendet werden, desto mehr müssen überall die bestwirksamsten gewöhnt werden. Ein dreistimmiger Satz ist viel leichter bis in das Kleinste der Verbindung zu verfolgen, als ein vierstimmiger; das Geringste wird demerkt, nichts kann durch bloßen Lärm verdeckt werden. Daher muß der Fluß der Melodien und der Harmonien höchst rein und charakteristisch angeordnet sein. In vierstimmigen Accorden muß eins der Intervalle weggelassen werden, und es ist durchaus nicht gleich, welches von den Intervallen weggelassen u. s. w. Daher enthält jede gute Compositionslehre einen besondern Abschnitt für Behandlung und Regel des dreistimmigen Sazes, soweit dies nämlich angeht. Denn die Verbindung und Stellung jedes Accordes und der grade auszubildende Charakter werden Manches erforderlich machen, was in den besondern Fällen der Grammatik nicht vorkommt. Dessen ungeachtet ist die reinste Folge der Töne im Allgemeinen hierin völlig unerlässlich. Frisches Gefühl, ästhetisch gebildeter Sinn und Erfindungsvermögen thun im Einsachen überall das Beste.

(G. W. Fink.)

**DREITAGSKERL**, heißt in den teutsch-russischen Osterprovinzen ein Bauer, welcher wöchentl. drei Tage mit Anspannen am Hofe Frohndienste thun muß. Das der löst sich leicht erklären, was ein Viertagsarbeiter sei.

(Petri.)

**DREIZEHN - GEMEINDEN**, die (*I tredici Comuni*), bildeten zu den Zeiten der Republik Venedig das sogenannte *Vicariato de' Monti* des Gebietes von Verona. Während des Königreichs Italien gehörten sie zu dem Bezirke der Etsch oder dem *Dipartimento dell' Adige* und jetzt zur Provinz Verona des lombardisch-venetianischen Königreichs. Sie liegen zerstreut auf dem lessinischen Gebirge (*i Monti Lessini*), in den rauhen und unfruchtbaren, an Tyrol grenzenden Thälern di Val-

soni, dell' Anguilla, di Smaranto, di Grotella und dei Prusti (Prusterthal). Über die geognostische Beschaffenheit dieser Bergkette, über die wertvollen Mineralien, die sie in ihrem Schoße bergen, über die wegen ihrer fossilen Überreste so merkwürdige Höhle zu Grot bei Alsaedo, endlich über die vielen Alpenpflanzen, die der Botaniker da antrifft, verdienen die Schriften von Ignaz Bosilacqua (Laziose), (Ciro Pollini), (Gregor Piccoli) und mehrerer Anderer\*) nachgesehen zu werden. Die Bevölkerung ernährt sich zunächst von der Viehzucht, der Alpenwirthschaft und dem Bergbaue. Sie lebt in Pfortbüchern und Weilern, von denen wir nur beispielsweise nennen wollen Belo, Erbezzo, la Giazza, S. Andrea di Prognò, S. Bartolommeo Tedesco u. s. w. Diese Bevölkerung bietet aber eine ethnographische Merkwürdigkeit dar, die eine nähere Erwähnung verdient. Auf den italienischen Alpen zwischen der Etsch und der Brenta, südlich und östlich um den Monte-Rosa herum\*), in den dreizehn Gemeinden des Provinesse, in den vijentinschen (Seite-Comuni) und in einigen Theilen des Trientinschen sprechen die Einwohner eine eigenhümliche, von dem Italienischen ganz verschiedene Sprache\*). Diese Thatsache hat seit dem 14. Jahrhund. eine Menge von Gelehrten veranlaßt, über den Grund dieser seltsamen Erscheinung Nachforschungen anzustellen. Es würde uns zu weit führen, ihrer alle zu gedenken; doch mögen einige dieser Ansichten hier angeeignet werden. Einige von diesen Schriftstellern behaupten, daß die jetzigen Bewohner dieser Gegenden Nachkommen der ursprünglichen Einwohner der nördlichen Alpen, d. h. der Rätier, sind. Andere betrachten sie als die Ueberreste der von Marius geschlagenen Cimbren\*\*), noch Andere lassen sie von dem aus

Tigurinern bestehenden Nachtrabe jener Cimbren abstammen, die, von der Niederlage derselben unterrichtet, beschloffen, nicht weiter vorzurücken, sondern sich hier anzusiedeln\*\*). Man hat sie auch für den Vortrab derjenigen Alemannen gehalten, die, nachdem sie Trient vertrieben hatten, nicht weiter in Italien vorbringen konnten, als bis zum Garsorfer, in dessen Nähe sie im J. 208 durch den Kaiser M. Aurelius Claudius geschlagen wurden\*\*). Endlich wird berichtet, daß der Ursprung dieser Teutlichen die benachbarten Wälder sind\*\*). So verschieden nun diese Ansichten sind, so stimmen sie doch darin überein, dem in Rede stehenden Volke einen germanischen Ursprung zu geben und seine Sprache für mösogothisch-germanisch oder teutsch zu halten. Über diesen letzten Punkt kann gar kein Zweifel obwalten; denn alle Wörter dieser Sprache sind entweder rein-teutsch, wie man noch deutlicher in Teutschland selbst sie gebraucht, oder aus dem Altteutschen oder Mösogothischen zu den Zeiten des Althias. Einverständen rüchlich des teutschen und beziehungsweise mösogothischen Ursprungs dieser Sprache mit seinen gelehrten Vorgängern hat erst vor wenigen Jahren der Graf Benedikt Giovanelli über das Personum dieses dem Italienischen Boden offenbar fremden Völkchens eine gleich leuchtend und gründliche Schrift unter dem Titel braudagegeben: Dell' origine dei Sette e tredici comuni e di altre popolazioni Alemanne, abitanti fra l'Adige e la Brenta nel Trentino, nel Veronese e nel Vicentino (Trento 1826). Gestützt auf verschiedene Stellen aus dem Ennodius (v. dem Cassiodorus\*) und dem Procopius, beweiset der Verfasser, daß diese noch jetzt teutsch und mösogothisch sprechenden Wälder zwischen der Etsch und der Brenta Nachkommen von jenen Curen sind,

1) Illustrazioni storiche mineralogiche e statistiche alla Carta del Dipartimento dell' Adige (Verona 1812). Dei Combustibili fossili esistenti nella Provincia Veronese ed alcuni altri loro contigui nella provincia Vicentina e nel Tirol (Verona 1816). 2) Lettera geologica sui monti Venetosi, al chiarissimo sig. Ab. Pietro Maraschini in der Biblioteca Italiana (Milano 1825). Tom. XXXVIII. p. 351. Flora Veronensis quam in prodomum florae Italiae septentrionalis exhibuit Cyrus Pollanius (Verona MDCCCXXII). Tom. I. Praefatio. 3) Ragguaglio di una grotta, ove sono molte cose di belve dilavione nei monti Venetosi di Gregorio Piccoli, prete di Erbezzo (Verona 1739). 4) Almanacco civile e statistico della provincia Veronese per l'anno 1817. (Verona. 12.) 5) S. den Art. Verona. 6) Der Monte-Rosa, braudagegeben von Ludwig Brückner u. Belben (Wien 1824). S. 77. 7) Memoria storica del Sette-Comuni vicentini, opera postuma dell' ab. Agostino dal Pozzo (Vicenza 1830). 8. auch den Art. Sette-Comuni. 9) Nel Trentino, nel Vicentino e nel Veronese fra l'Adige o la Brenta, da quella Valle, che si dice di Fiemme, fino quasi al piano d'Italia corre una lunga catena di monti e di colli, i quali con lieve interruzione di villaggi italiani sono popolati da gente, sulla di cui favella e le pratiche umane non potremo mai nulla né l'esempio de' vicini, né i rivolgimenti di governo avvenuti ne' secoli di mezzo, né le molte guerre dei suoi Signori gli Estensi, i Carraresi a gli Scaligeri, né tampoco la susseguita potenza di Venezia, di quella repubblica rognatrice italiana che sulla maggior parte di quel monti esercitò per varj secoli un illimitato dominio. Giovanni L. I. 9) S. E. Elipoll in seinen Observazioni sul Dipartimento dell' Agogno (Milano 1805).

10) Il dialetto tedesco affine all' odierno sassone, ma differente dagli usati nel Tirol e nella Germania meridionale, il quale è il dialetto nazionale degli abitanti della Giazza, di S. Andrea del Prognò, non che di varj altri contigui villaggi montani del Veronese, e di quelli detti i Sette-Comuni nel Vicentino, che tutti sono circondati da popolazioni Italiani ignare della lingua tedesca, è una singolarità impossibile e spiegarsi se nonchè attribuendone l'origine, dietro l'autorità del Maffei e d'altri dotti, al Cimbri ed al Tigurin rifuggiatisi fra queste montagne dopo la sconfitta loro data dal console Mario e Catullo l'anno 102 avanti l'Era volgare nei Campi Caudj, l'attuale piano di Cà di Cevri 4 miglia all' O. di Verona. *Basilacqua-Laziose*. Dei Combustibili fossili. p. 25. Not. 2. und Illustrazioni p. 5. 11) Da Rio, Giornale dell' Italiana Letteratura (Padova 1823). Tom. LXX. p. 49. *Basilacqua-Laziose*, Illustrazioni p. 6. 12) Wenn man denn ganz richtig fragt: Wer wohnt und wie kommt ihr in diese Gegend, so ganz von der übrigen Welt getrennt? so hört man die wunderlichsten Sagen. Cimal waren es die Armanen, an der Brück von Grotto geschlagen, deren Trümmer hier ein Fundort fanden; dann sei den Revolutionenstrigen in der Schwyz einzigerwachte flüchtige. Es ist wahr, daß die Wälder mehr (schon als schwedisch) hing. Sie sprechen ein besseres Teutsch; dann aber auch ein recht unverständliches Patois, welches letztere vorzüglich von dem weiblichen Geschlechte gilt. Dennoch möchte ich glauben, daß der Ursprung dieser Teutlichen Wälder waren u. s. w. v. Kellern. Der Monte-Rosa. S. 77. 13) Benedikt Giovanelli ed. Jacob. Simonardus (Paris 1811). 14) Corvini. *Vitarum lectissimum* Lib. II. 41.



die von Gholodowig, Könige der Franken, besetzt, sich in die nördlichen Grenzen des neuen Reichs flüchteten und bei Theoderich aufgenommen und Schutz fanden. Daß Theoderich damals seinen Wohnsitz in Verona hatte, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

(Graf Henckel von Donnersmarck.)

**DREIZEHNJÄHRIGER KRIEG.** Die ersten vier Veranlassungen dieses auf die Verhältnisse der östlichen und nördlichen Staaten Europa's so einflussreichen Krieges lagen in der Ausartung der strengen Disciplin des teutlichen Ritterordens und in der zum Theil daraus hervorgehenden Erschütterung der Ordensmacht durch die Niederlage bei Tannenberg den 15. Jul. 1410; die nähern in der Stiftung des preussischen Bundes und in der Eifersucht Polens auf des Ordens Macht. Daß der teutische Orden durch seine Tyrannei und Willkürherrschaft die Empörung des Adels und der Städte Preussens gegen sich veranlaßt habe, ist zwar Jahrhunderte lang beinahe allgemein behauptet worden, doch beweisen unwiderlegliche Thatfachen das Gegentheil. So lange der Orden streng an seiner Regel hielt und einig unter sich war, waren seine Unterthanen ihm anhänglich und gehorsam. Nachdem er aber durch Zwiespalt in seinem Innern sich geschwächt, lockerten sie die Bande des Gehorsams immer mehr, und strebten nach einer Unabhängigkeit, die ihnen vererblich werden wollte, welsch sie ihre Genüßlichkeit nur im auswärtigen Schutze finden konnte, der natürlich wiederum zur Unterjochung führte. Schon im J. 1397 stiftete ein Theil des preussischen Landadels, unter dem Namen der Eidschessengesellschaft, eine gegen den Orden gerichtete Verbindung, die mehrmals sich in Verath und Verschömwörungen gegen die Landeshererschaft einließ, und jede Gelegenheit benutzte, auch die Städte gegen den Orden aufzureizen<sup>1)</sup>. Als daraus der Orden durch den Parteikampf, in Folge dessen der Hochmeister, Heinrich von Plauen, entsetzt wurde, in Zerrüttung und Schwäche gerieth, da suchte sich Heinrich's Gegner, Kuchmeister von Sternberg, im J. 1416 durch Einführung eines Landraths zu kräftigen, wodurch er dem Landadel und den Städten einen Antheil an der Regierung verschaffte. Der Orden war mit dieser Maßregel unzufrieden; die neuen Landstände bezweifelten aber die ihnen eingeräumten Rechte, um dem Orden die Unterstützung des Landes zu verweigern, die er zur Vertbeidigung gegen auswärtige Feinde unumgänglich bedurfte. Dadurch wurde die Zerrüttung immer größer, die Erbitterung des Ordens und des Landes gegen einander immer heftiger. Es kam zu offenbaren Feindseligkeiten zwischen beiden. Von beiden Seiten wurden Ungerechtigkeiten begangen, und die Mehrzahl der preussischen Städte, sowie ein großer Theil des Adels, schlossen, zur Abwehr alles Unrechts, am 13. März 1440 zu Marienwerder den preussischen Bund. Obgleich derselbe ausdrücklich die dem Landesherren schuldigen Pflichten zu leisten verbieth, so war es doch offenbar, daß sein Bestehen die landesherrliche

Macht beeinträchtigte; daher denn auch ein großer Theil des Ordens mit des Hochmeisters Paul von Rusdorf überreiteter Besätigung des Bundes höchst unzufrieden war, und den Bund selbst für eine Empörung erklärte. Darsüber zerfiel der Orden in eine vererbliche Spaltung, während der Bund sich immer mehr befestigte. Der kraftvolle Hochmeister Konrad von Erlichshausen unterdrückte, während seiner jährigen Regierung, vom J. 1441 — 1449, den Parteikampf im Orden, und ließ den Bund unangefochten, der, da des Hochmeisters gerechte Regierung jeden Anlaß zur Thätigkeit nahm, der Auflösung bereits nahe war. Konrad's schwacher Nachfolger, Ludwig von Erlichshausen, ließ sich, unklug, zu Angriffen auf den Bund verleiten, und regte diesen dadurch zur Gegenwehr. Durch reiche Geschenke brachte er es bei dem Kaiser dahin, daß er den Bund für unrechtmäßig erklärte und seine Auflösung befohl. Der Orden glaubte nun gewonnen zu haben, und drohte, die Bundesglieder als Empörer hinrichten zu lassen; der Bund aber, jetzt zur Nothwehr gezwungen, rüstete sich mit großer Anstrengung, und landte, als der Orden ihn noch mit Unterhandlungen hinhält, am 6. Febr. 1454 dem Hochmeister einen Abgesandten<sup>2)</sup>. Dies war der Anfang des 13jährigen Krieges. Die Haupttriebfeder des Abfalls der preussischen Lande und Städte war die Eidschessengesellschaft; in dieser wieder Ritter Hans von Boisen, einß des Hochmeisters vertrauter Rath und in alle Geheimnisse des Bundes eingeweiht. Auf sein Betreiben kam ein Bündniß zwischen dem preussischen Bunde und dem Könige Kasimir IV. von Polen geschlossen, und letztem die Schutzherrschaft über Preußen und die Verbündeten übertragen worden. Die eigentliche Kraft des Aufstandes beruhte auf den fünf großen Städten: Thorn, Kulm, Danzig, Elbing und Königsberg, und vor allen auf Danzig, welches allein bei Weitem größerer Streitkräfte aufbot, als die übrigen Städte zusammen. Schon den Tag nach der Sendung des Abgesandten übertrumpelten die Verbündeten das Schloß zu Thorn; das ganze Land erhob sich, in wenigen Tagen waren 56 Ordensschlösser in der Gewalt der Abgesandten, die mehr davon sogleich bis in den Grund zerstörten. Dem Orden blieben allein die Schlösser Königs, Kulm und Marienburg, und schon am 27. Febr. begannen die Danziger das letztere, den Hauptsitz des Ordens, zu belagern; ein zweites aus Polen bestehendes Heer schloß Marienburg von der andern Seite ein<sup>3)</sup>. Der Angriff der Bundesgenossen auf die Ordensschlösser war so plötzlich und allgemein erfolgt, daß an keine Gegenwehr zu denken gewesen war. Auch fehlte den Ordensherren der Muth und die Begeisterung, die Sache ihrer Körperschaft; daher denn viele Komture ihre Schlösser gleich bei der ersten Aufforderung übergaben, andere sogar für Geld die Thore dem Feinde öffneten, und viele Ritter gleich beim Beginn der Feindseligkeiten nach Teutland flüchteten. Der Hochmeister, die ratthlose Lage des Ordens erwägend, erbot sich zur Deflä-

1) E. 3. Folgt, Geschichte der Eidschessengesellschaft (Königsberg 1823).

2) Folgt a. a. D. E. 155. 3) Folgt, Geschichte Marienburgs (Königsberg 1824). E. 401.

gung des Bundes und zur Abstellung aller Beschwerden; doch die Verbündeten traueten ihm nicht, waren auch schon zu weit vorgeschritten, als daß eine Rückkehr zum Gehorsam ohne ihr augenscheinliches Herbeibringen möglich gewesen wäre; darum nahmen die Feindseligkeiten ihren Fortgang. Bald nach Eröffnung des Krieges waren zahlreiche Hilfsscharen aus Polen angelangt. Durch sie verstärkt, belagerten die Verbündeten Stuhm, und vermehrte das Belagerungsheer vor Marienburg. Mitterweile war der erste schämende Scheitern von den Ritters, die sich um den Hochmeister gesammelt hatten, gewichen, und hatte der Überzeugung Platz gemacht, daß nur durch die entschlossene Gegenwehr die Möglichkeit ihrer Rettung errungen werden könne. Sie thaten; im Vereine mit den Bürgern von Marienburg, einen Ausfall gegen die Danziger, versorgten das Heer derselben, machten mehrere hundert Gefangene, und eroberten das sämtliche Geschütz. Immerwährende Ausfälle und Gefechte hatten nun statt, entschieden aber nichts, wiewol sie meistens zum Vortheile der Ritter ausfielen, denn die Belagerungsheere vor Stuhm und Marienburg ergänzten ihre Verluste stets auf das Schlüssigste, und waren der Streikraft des Ordens zu sehr an Zahl überlegen, als daß sie zur Aufhebung der Belagerung hätten gezwungen werden können. Schon im Mai kam König Kasimir mit einem starken Heere selbst nach Preußen, empfangen von Land und Städten die Huldigung, ernannte den Hans von Bassen zu seinem Statthalter, vergab die ersten Ämter beim Civil und die Befehlshaberstellen beim Militair an die Mitglieder der Eidesgenossenschaft, und beschloß dann mit den Landständen, Marienburg noch härter zu bedrängen, und auch König, als die Pforte des Ordens nach Teutschland, um jeden Preis zu erobern<sup>4</sup>. Da der König von Polen den im J. 1436 mit dem Orden geschlossenen ewigen Frieden beschworen hatte, so wurde er offenbar meinkeidig, und mit ihm der polnische Reichsenat, der zugleich den Eid zur Aufrechterhaltung des Friedens getreift hatte. Endlich war am 8. Aug. Stuhm nach Zwödenlichiger tapferer Gegenwehr gefallen, und die Lage von Marienburg dadurch um Vieles gefährlicher geworden, da diese Feste nun auch von einem dritten Heere bedrängt wurde. Doch wurde der Muth der Belagerten durch den Ordensritter Heinrich Reuß von Plauen aufrecht erhalten, der in Teutschland Soldner gewonnen, die Küssen zum Beistande des Ordens aufgesodert hatte, und mit der starken Vorstadt von der herannahenden Hilfe zurückgekehrt war. Er übernahm die Leitung der Verteidigungsanstalten von Marienburg, und zeigte dabei soviel Einsicht, daß die Feinde nicht nur keine Fortschritte machten, sondern durch häufige Ausfälle schwere Verluste erlitten. Nachdem die Danziger noch zweimal geschlagen worden waren, und der Soldnerhauptmann, Graf Hans von Hohenstein, der um alle ihre Geheimnisse wußte, wegen verweigerten Soldes mit seiner Mannschaft zum Orden übergegangen war, entzweiten sich die Danziger mit den Polen wegen der

schlechten Mannszucht und der geringen Hilfe der Keßtern. Das hatte den Abzug eines großen Theils des polnischen Heeres, in welchem Unordnungen, Empörungen und Seuchen herrschten, zur Folge, und die Danziger mußten am 14. Sept., von den Ordensriegern verfolgt, mit großem Verlust entziehen. Unterdessen rückte der König von Polen mit einem Heere von 40,000 Mann vor Konig, um durch Eroberung dieses Plazes dem Orden alle Verbindung mit Teutschland abzuschneiden. Vorher noch war es dem tapfern Heinrich Reuß gelungen, eine Verstärkung in die Stadt zu werfen. Der Ordenskomthur von Franken und der Herzog Rudolf von Sagan führten dem Orden eine Hilfsschar von 6000 Mann herbei. Diese auszureiben, zog Kasimir am 17. Sept. mit seinem ganzen Heer aus, versetzte sie aber, und wurde nun selbst von den Teutschen, die sich auf einem andern Wege König genähert hatten, angegriffen. Die Polen erlitten Anfangs durch ihre große Mehrzahl einige Vortheile, und Herzog Rudolf blieb im Kampfe. Da that aber Heinrich Reuß einen Ausfall, griff den Feind im Rücken an, und brachte ihn alldort zum Weichen. Das große polnische Heer konnte der Tapferkeit einer kleinen Schar Teutscher nicht widerstehen; es löste sich in wilde Flucht auf und ließ Lager, Gepäck, Geschütz und Alles im Stiche. 3000 Polen bedekten das Schlachtfeld, und die zurückgelassene Reute war so groß, daß 4000 Wagen damit beladen wurden. Es befanden sich darunter die Reichssabbe, des Königs Silbergeräte, Leibrod, ja selbst seine Krone war darunter, und nur mit Mühe einging Kasimir der Gefangenenschalt<sup>5</sup>. Die Schlacht bei Konig ist ein unaussprechlicher Fled in der polnischen Geschichte. Für den Orden hatte sie die günstigen Folgen, und half seiner beinahe verloren gegebenen Sache wieder auf. Die Belagerung von Marienburg wurde sogleich aufgehoben, Dirschau und Reme schon vier Tage nach der Schlacht zurückerobert, gleich darauf auch Stuhm genommen, und binnen wenigen Tagen ergaben sich die Städte und Schlösser: preussisch Mari, Osterode, Salsfeld, treusch Eilau, Neumarkt, Marienwerder, Klenburg, Schönberg, Bischofswerder, Ressen und Kiebmühl, dem Orden wieder. Das Randowitz, und auch viele von dem Adel, kehrten zur altgewohnten Herrschaft zurück; der Bischof von Samland, noch vor Kurzem des Ordens Feind, brachte ihm sein Gold- und Silbergerät zum Geschenk; die Geistlichkeit eiferte gegen des Ordens Feinde, und Viele, die sich bereits für die Abgesallenen erklärt hatten, wandten sich dem rechtmäßigen Landesherren wieder zu. Ohne Zweifel würde nun der Orden schnell und völlig gesiegt haben, wenn es seinen Mitgliedern nicht an dem kühnen Muth, an der Beharrlichkeit und Entschlossenheit gefehlt hätte, durch die ihre Vorfahren so viele bewundernswürdige Thaten vollbrachten, und wenn nicht Gelbmangel alle ihre Unternehmungen von einiger Bedeutung gehemmt hätte. Das Ordenshaupt war ein schwacher, beschränkter, unentschlossener Mann, aus den

<sup>4</sup> Boigt, Geschichte der Eidesgenossenschaft, S. 162 fg.

<sup>5</sup> J. Dionys. Runar, Hist. etc. Des großen 13jährigen Krieges Kriegsjahr (Mittelen 1584).

Rittern der Geist des Gehorsams, der Eintracht und die Anhänglichkeit für den Orden gewichen. Während des ganzen Krieges tritt unter den teutschen Ordensrittern nur ein einziger Mann, als durch Muth, Entschlossenheit und planvolle Tapferkeit ausgezeichnet, hervor, nämlich der Ordenspittler Heinrich Reuß von Plauen. Er leistete allerdings sehr viel, allein er vermochte mit seiner Gesinnung die ausgearbeiteten Ordensbrüder nicht zu befehlen, und seine besten Unternehmungen scheiterten aus Mangel an hinreichenden Geldmitteln. Der Schatz des Ordens war leer, und so der größte Theil des Landes sich in Feindes Hand befand, so waren die Einnahmequellen verstopft; der Landmeister von Holland und der Deutschmeister hielten den Orden durch die Schlacht bei König schon für gerettet, und verlagten ihm alle Unterstützung, und auch die teutschen Fürsten entzogen ihm aus dem nämlichen Grunde den bereits zugesicherten Beistand. Der Orden hatte aber zahlreiche Scharen von Soldkriegen in seinen Dienst genommen, die mit Ungestüm ihre Bezahlung verlangten. Da der Hochmeister außer Stande war, sie zu befriedigen, so verpfändete er ihnen, mit Genehmigung des Capitels, am 9. Oct. 1454 das Hauptschloß Marienburg und alle Burgen, Städte und Lande, die sich damals noch im Besitze des Ordens befanden, mit dem Rechte, sie an Andere zu verpfänden oder zu verkaufen, wenn ihnen nicht bis zum Fastnacht 1455 volle Zahlung geleistet würde<sup>7)</sup>. Diese Verpfändung war mit ein Hauptgrund von dem Untergange der Ordensmacht. Die Lage der Verbündeten war aber auch keineswegs glänzender. Die großen Städte hatten den größten Theil der Kriegskosten getragen; sie machten dem Könige von Polen beständige Vorwürfe wegen seiner unzulänglichen Unterstützung, und dieser bemühte sich lange vergebens, die polnischen Großen zur kräftigern Theilnahme an dem Kriege zu bewegen. Endlich wandte er sich an die Litauer, die ihm ein Heer von 5000 Mann und eine ansehnliche Geldsumme bewilligten; nun verkauften sich auch die Polen dazu, und so konnte er im November 1454 mit 60,000 Mann wiederum in Preußen einfallen. Mit dieser ansehnlichen Kriegsmacht wurde, außer der unvollständigen Vertheidigung des Landes und der Eroberung des unbedeutenden Städtchens Bischofswerder, nichts ausgerichtet, und noch vergeblicher Belagerung von Ressen zog der König wegen Mangels an Lebensmitteln wieder heim. Obgleich die Soldkrieger, freilich der Orden ihnen die Schloßer verpfändet, höchst lässig im Dienste waren und oft den Gehorsam verlagten, so erlängten die Ritter doch ansehnliche Vorteile und theilten den Bundesverwandten während des zweiten Kriegsjahres (1455) großen Abbruch. Das kurlische Gebiet, der Haupttheil des Aufstandes, wurde in den Grund verwüthet. Der Plan, im Einverständnisse einiger Reichsherren zu Thorn, sich dieser Stadt zu bemächtigen, mißlang, und die Verräther wurden hingerichtet. Dagegen eroberten die Ordenskrieger Soldau; Frauenburg ward erobert und verbrannt. Die alte Stadt Königsberg unterwarf sich freiwillig dem

Orden, der Kurfürst noch blutigem Kampfe, an welchem die Danziger Theil nahmen<sup>8)</sup>. Das schon eroberte Meßkau wurde dem Orden wieder entziffen, der dagegen am Pfingstfeste bei Preußisch-Gilau eine große Schlacht gewann. Die Versuche, Mehlan, Friedland und Schippenbeil zu nehmen, kosteten viele Mannschaft, und mislungen doch; dagegen unterwarfen sich die Städte Rößel, Altenstein, Bartenburg, Jochenstein, Soldau, Drischburg und Kienburg dem Orden freiwillig. Eine Schar Masowier, die Rhein belagerte, wurde von dem Ordensheere völlig ausgerieben. Unterdessen war, von dem Kaiser beauftragt, der Markgraf Friedrich von Brandenburg in Preußen angelangt, um den Frieden zu vermitteln; allein vergebens, denn Kasimir, der eben im Begriffe war, mit 150,000 Mann in das preussische Gebiet einzurücken, wies jeden billigen Vorschlag von der Hand. Das große Polenheer rückte in Preußen ein, belagerte abermals Ressen vergeblich, und zog dann, nachdem es 12 Meilen in die Runde das Land zur Einöde gemacht, wieder heim. Bei so geringen Erfolgen der Verbündeten wurden Bürger und Plebeute unzufrieden und zeigten große Neigung, sich dem Orden wieder zu unterwerfen; nur allein die Eidesgenossenschaft und die Danziger hielten sie davon zurück; die letztere der eintzigen Ansehnlichkeit ihrer Mitglieder wegen, die letztere, weil ihnen König Kasimir gestattet hatte, die hart an ihrem Mauerwerk gelegene Lunge Stadt aus keinem andern Grunde, als weil sie mit der rechten Stadt im Handel wetteiferte, völlig zu zerstören; ein Herold, den der Orden nicht unbestraft gelassen haben würde. Bei der ungünstigen Stellung seiner Gegner würde dem Orden ihre völlige Besiegung nicht schwer geworden sein, wenn er nicht selbst in einer ratlosen Lage sich befunden hätte. Der Geldmangel setzte ihn in die brüderliche Verlegenheit und hemmte alle seine Unternehmungen. Die Soldkrieger forderten mit großem Ungestüm Bezahlung, und drohten mit dem Verkaufe der ihnen verpfändeten Schloßer und Gebiete. Schon hatte der Orden die Provinz Neumark erst für 40,000 Gulden an Kur-Brandenburg verpfändet, dann für 100,000 Gulden verkauft; da diese Summen aber noch nicht zu den laufenden Ausgaben hinreichten, so konnten die Soldkrieger nicht befriedigt werden, und ließen sich nur gegen Bewilligung großer Opfer zur Verlängerung der Zahlungsfrist bewegen. Der Orden konnte sich dieser Krieger nur setzen, und soß nie zu rechter Zeit bedienen. Um ihren Unterhalt zu gewinnen, plünderten sie das Land aus und schonten weder Freund noch Feind. Überhaupt wurde in diesem Kriege von allen Theilen auf eine entsetzliche Weise gemüthet und verheert, und es schien ein Wettstreit unter den streitenden Parteien statt zu finden, wer es dem Andern an Grausamkeit und Zerstörungswuth zuvorthun könne. Daß sie sich selbst die Mittel zum Unterhalt und zur kräftigsten Fortleitung des Krieges raubten, kam bei ihnen nicht in Betracht; sie gaben nur der Leidenschaft,

7) Matth. Waissel Chronica etc. (Königsberg 1599). p. 180 sq.

8) Boigt, Gesch. von Marienburg, S. 427.

nicht der Klugheit, Gehör. Das dritte Kriegsjahr (1456) begann nicht glücklicher für des Ordens Feinde, als das zweite gendert hatte. Durch diese Streikeigenen der litauischen Stände mit den polnischen wegen Pöbeln wurde König Kasimir so anhaltend beschäftigt, daß er wenig für die preussischen Angelegenheiten thun konnte. Die Bundesgenossen belagerten Rbein aufs Neue, wurden aber nach einem blutigen Treffen, in welchem von beiden Seiten 1800 Mann blieben, zurückgetrieben; dagegen eroberte der Orden die Stadt Rbein, verlor sie jedoch bald wieder, da es ihm nicht gelungen war, das fest besetzte Schloß einzunehmen. Die Stadt Tolkmitt wurde von den Ordenskriegen erobert und zerstört. Die große Erschöpfung der kriegsführenden Theile veranlaßte jede entscheidende Unternehmung; sie beschränkten sich darauf, durch Plünderungen, Überfälle und Verheerungen einander soviel Schaden zu thun, als möglich, und durch Verlodungen und Verrätheien sich einzelne Ordenshöfen abzumägen zu machen. Die Eiltnen der Bundesgenossen in Reuenburg und Stargard erregten wegen des rückständigen Soldes einen Aufstand, eroberten und plünderten Schloßau, verheerten das Land bis unter die Mauern von Danzig, und vereinigten sich endlich mit der Ordensbesatzung zu Reue. Die Danziger retteten Lauenburg und Pübig nur durch die schnelle Ausstellung einer Streikraft von 6000 Mann. Jetzt hätte es dem Orden gelingen können, sich wiederum in den Besitz des ganzen Landes zu setzen, wenn die große Geldnoth, die ihn bedrängte, nicht alle seine Unternehmungen gehemmt und seine Kräfte gelähmt hätte. Alle Versuche des Hochmeisters, sich neue Geldquellen zu eröffnen, mißlangen. Ein Versprechen des Königs von Dänemark, 50,000 Gulden und 2000 Krieger zu senden, wurde nicht gehalten; die dringenden Bitten um Unterstützung auf dem Reichstage zu Regensburg blieben ungehört. Die Verpfändung und den Verkauf der Ordensgüter in Teutschland hinterließ die auswärtigen Ritter. Die unbezahlten Soldkrieger leisteten beinahe keine Dienste mehr, und boten schon im December 1456 dem Könige von Polen die ihnen verpfändeten Ordenshöfen und Städte zum Verkauf an, ließen sich aber durch die Abmahnungen des teutschen Fürsten doch noch davon zurückhalten<sup>9)</sup>. Da aber die aufs Neue bewilligten Zahlungsfristen nicht eingehalten werden konnten, so schloß sich die Hauptleute der Soldkrieger am 15. Aug. 1456 den Kauf mit dem Könige von Polen wirklich ab, mit dem Beding, daß die Übergabe der Höfen und Städte vom 6. Dec. ab in drei Risten erfolgen, und sie dagegen die Summe von 436,000 Gulden auch in gewissen Risten erhalten sollten. Noch ehe dieser Verkauf erfolgte, hatten die Eiltnen den Hochmeister wie einen Gefangenen gehalten, sich aller Vorräthe bemächtigt, mit dem Ordensvermögen nach Gütinden geschaltet, und in allen Landesangelegenheiten unumschränkt geboten. Viele teutsche Hauptleute hatten sich gegen diesen Handel erklärt, und der böhmische Hauptmann Ulrich Gernewka war es eigentlich, der ihn betrieb; ihm pflichteten alle Böhmen

bei, und darauf auch einige Teutsche. Dieser Verkauf war gleichsam der Todesstoß für den Ordensstaat, denn was dessen Feinde mit aller Anstrengung ihrer Streikmacht binnen zwei Jahren nicht hatten erkämpfen können, erhandelten sie nun für Geld. Es wurden ihnen folgende Höfen und Städte verkauft: Allenstein, Warzenburg, Rößel, Detlesburg, Rbein, Seebßen, Schöneberg, Reumart, Bratzen, Hohenstein, Soldau, Teutsch-Gilau, Etzmun, Marienwerder, Eßsen, Kienenburg, Dirschau, Reue, König, Hammerstein, Griebland und endlich Marienburg. Diese Ordenshöfen machten mit ihren Gebieten einen ansehnlichen Theil des Landes aus, und waren ihrer Lage und Festigkeit wegen von der größten Wichtigkeit. Außerdem bemächtigten sich die Soldkrieger aller Vorräthe und alles Privatgüterbunds der Ordensritter, mißhandelten diese und beschimpften selbst den Hochmeister, der am 6. Juni 1457 seinen Hoffig Marienburg verließen und sich ohne alles Geleit nach König begeben mußte, von wo er auf heimlichen Wegen nach Reue floh und in einem kleinen Schiffsrudern sich nach Königsberg begab, welches von nun an des Hochmeisters Wohnsig war<sup>10)</sup>. Bevor noch der Verkauf und die Übergabe der Höfen und Städte erfolgte, suchte der Orden den Verbündeten auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun, welches nicht ohne entscheidenden Erfolg geblieben sein würde, wenn er sich der unruhigen Soldkrieger mit Nachdruck hätte bedienen können. Die Reichsacht und der vom Papste Callixt erneuerte Bann gegen den Bund wurde bekannt gemacht, die Geistlichen predigten gegen die Bundesgenossen, nannten sie Keger, und brachten dadurch Viele wieder auf die Seite des Ordens. In Thorn brach am 4. Sept. 1456 ein Aufstand der Bürger aus, die mit dem Orden im Einverständnisse waren und ihm die Stadt übergeben wollten. Die verzögerte Ankunft der Ordenskrieger ließ den Bundesgenossen Zeit, die Bürger zu entwaffnen. Es wurden 150 verhaftet und davon 75 hingerichtet, die übrigen verbannt. Gleichzeitig erregte der Bürger Martin Kogge in Danzig einen Aufstand, in der Absicht, die Stadt dem Orden zu unterwerfen. Er hatte das Volk auf seiner Seite und bereitet den Magistrat einsetzt; doch gelang es der Kaufmannschaft, den Plan zu vereiteln<sup>11)</sup>. Nachdem im Juni 1457 durch die Übergabe von Marienburg der teutsche Orden den höchsten Grad des Unglücks erlitten hatte, schien sein Schicksal wieder eine günstige Wendung zu nehmen. Reue verließ den Polen die Thore und wurde, nachdem es vergeblich belagert worden war, von dem dem Orden treu gebliebenen Soldners hauptmannne Bernd von Innenberg besetzt. Dieser bewachte sich auch, mit dem Besatze des treuen Bürgermeisters Bartholomäus Blume, der Stadt Marienburg; sein Versuch, auch das Schloß durch Umrumpelung zu nehmen, mißlang aber. Dagegen öffnete ihm die Stadt Kulm freiwillig die Thore, Teutsch-Gilau eroberte er durch

8) Weigt, Gesch. von Marienburg, S. 435.

9) Über diesen Verkauf s. J. Weigt, Gesch. von Marienburg, S. 427—457. Aus den Beobachtungen der Kognepuzen und Apheconmer ausführlich dargestellt. 10) Weigt: Versuch einer Geschichte Danzigs. 1. Thl. S. 309 ff.

einen Überfall, und Heinrich Reuß erkämpfte bei Schippenbeil einen vollständigen Sieg über den vorzüglichsten Feldherrn der Bündnisse, Otto von Rastow. Der König von Polen, über das Wasserglück des Ordens bestürzt, sandte 6000 Mann nach Preußen, um ihm Einhalt zu thun. Die Danziger, von allen Feinden des Ordens die gefährlichsten, thaten demselben zur See empfindlichen Schaden. Sie brachten alle niederländische und lübische Schiffe auf, die Boaten nach Ostpreußen führten, und da ihnen von den Angreifenden das Gleiche widerfuhr, so ließen sie ihren Handel ganz ruhen und beschränkten sich auf Kapereien. Da sie den vertriebenen König Karl von Schweden bei sich aufgenommen und ihm gegen eine Pfandsomme Puhig eingeräumt hatten, so gerietten sie auch mit Dänemark in Streit, und mußten, um sich der Dänen zu erwehren, mit großen Kosten bewaffnete Schiffe unterhalten. Endlich kam durch polnische Vermittelung ein Waffenstillstand mit Dänemark auf ein Jahr zu Stande.

Zu Anfange des J. 1458 zeigte der Orden wiederum eine größere Thätigkeit als die Verbündeten, deren Gebiete er von Marienwerder und Kulm aus auf das Schrecklichste verheerte. Von den Vorrufen der Danziger, die des Krieges Last beinahe allein tragen mußten, bekräftigt, stellte endlich der König von Polen, mit dem Verbände der Elthauer, ein Heer von 40,000 Mann, mit welchem er am 17. Aug. vor Marienburg anlangte. Die Wiedereroberung dieser Stadt war das Hauptziel der kriegerischen Unternehmungen der Verbündeten vom Anfange des Jahres an gewesen; zu ihrer Belagerung waren die früher aus Polen gesendeten 6000 Mann und die ganze Waffenmacht der Danziger verwendet worden, und harte Kämpfe hatten darin stattgefunden; doch die meisterhafte Verteidigung des Befehlshabers Trorolet, unterstützt von dem Heldennuthe der Bürger, hatte den so wichtigen Platz dem Orden erhalten. Vergeblich versuchte auch Kasimir die Eroberung dieser Stadt; nachdem er durch Hunger und Seuchen viele Menschen verloren hatte und mehr polnische Große herangezogen waren, hob er nach zwei Monaten die Belagerung auf und kehrte nach Polen zurück. Der ganze Gewinn seines Feldzuges war die Eroberung von Papau, welches die Polen auf ihrem Rückzuge zerstörten. Der Orden eroberte durch einen Überfall Reuenburg, belagerte aber Wehlau vergebens. Da allen kriegführenden Theilen die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes fehlten, so schlossen sie einen Waffenstillstand, 12. Jul. 1459, während Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Herzog Albrecht von Mecklenburg sollte Schiedsrichter sein. Der Waffenstillstand wurde nicht streng gehalten; der Friede kam nicht zu Stande, hauptsächlich, weil Danzig dagegen war. Nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten erlitt der Orden am 8. Aug. eine Niederlage bei Rohrungen und im October eine zweite bei Pössenbrim, deren Bürger die Ordenskrieger unter dem Vorwande, ihnen die Stadt zu übergeben, zu sich lockten und sie dann theils niederließen, theils gefangen machten. Dagegen machten die Besatzungen von Bartenstein, Schippenbeil

und Friedland am 8. Sept. eine ansehnliche Schar der Bündnisse mit ihren Hauptleuten gefangen. Am 7. Aug. brachen die Danziger die Ordenschloßer Subig und Grebin, erlitten aber im November eine Niederlage bei Reishau und verloren 30 beladene Schiffe auf der Weichsel. Abbau ergab sich dem Orden freiwillig; die Versuche, Rauenburg und Stargard zu erobern, mißlangten. Darauf schloß der Orden mit dem Statthalter Jobann von Baisen einen Waffenstillstand auf einige Monate. Während dieser Waffenruhe hatten die kriegsfähigen Theile neue Kräfte gesammelt, daher wurden die Feindseligkeiten im J. 1460 lebhafter fortgesetzt. Der Herzog von Bawonien hatte mit dem Orden Frieden geschlossen, wurde aber vom Könige von Polen genöthigt, ihn zu brechen. Mit polnischer Unterstützung kämpften die Thorner Kessen, doch ohne es erobern zu können. Das Hauptunternehmen der Polen und der Verbündeten war die Belagerung der Stadt Marienburg. Die Bürger, von ihrem heldenmüthigen Bürgermeister Blume ermuntert, gaben Beweise von Aufopferung und Treue; wie sie in der Geschichte dieses Krieges nicht zum zweiten Male vorkommen. Freiwillig hatten sie das Silbergeräth ihrer Kirchen, ihre Kostbarkeiten und ihre Kleinode dem Orden gespendet, sich mit geringen Kräften gegen ein Belagerungsheer von 40,000 Mann vertheidigt, und ohne Murren alle nur mögliche Entbehrungen gestilten. Jetzt wurde die Stadt auf Neue belagert, und abermals vertheidigten sich die wackeren Bürger mit dem bewundernswürdigen Muth. Schon war eine Menge Häuser zertrümmert, die Lebensmittel fingen zu fehlen an, da mehr Versuche des Hochmeisters, die Stadt mit Mundvorräthen zu versorgen, mißlungen waren; dennoch war von Übergabe die Rede nicht. Als endlich die Stadtmauer von dem Schlosse aus untergraben worden war, konnte die Stadt sich nicht länger halten. Am 6. Aug. 1460 wurde die Capitulation auf leidliche Bedingungen geschlossen; doch der wackerer Trorolet nebst drei Ordensrittern in den Kerker geworfen und ermordet, der hochherzige Blume aber gewiehrtheilt und sein Vermögen eingezogen<sup>11)</sup>.

Marienburgs Übergabe hatte, außer dem Verluste dieser treuen Stadt, noch eine andere höchst nachtheilige Folge für den Orden, denn Sinnenberg führte dem Orden 3000 Südbner aus Teuttschland zu, die bereits bei Frankfurt an der Oder gekommen waren, und von denen sich der größte Theil zerstreute, sobald sie Marienburgs Fall vernahmen. Nur etwa 500 Mann brachte Sinnenberg nach Preußen. Und grade damals hätte diese Kriegsschar dem Orden ein entscheidendes Übergewicht gegeben, denn die Lage der Verbündeten war eben höchst gefährlich. Die Zerstörung in ihrem Heere war so groß, daß sie Marienburg nimmer erobert hätten, wenn nicht dem Hochmeister, als er zum Entsatze herbeieilte, die widerspenstigen Krieger den Dienst versagt hätten. Die größte Gefahr drohte aber den Verbündeten, als ihre Südbnerhauptleute wegen des rückständigen Soldes die von ihnen

11) J. Neigt hat in seiner Geschichte Marienburgs, S. 453 — 512, den hochherzigen Vertheidigern dieser Stadt ein würdiges Denkmal gesetzt.

be'zten Schloßer verlaufen wollten. Wäre der Orden im Stande gewesen, damals 38,000 Gulden aufzubringen, so würde er damit den größten Theil aller von den Bündischen eroberten Plätze wieder in seine Gewalt gebracht haben. Bei der gänzligen Armut des Ordens war es aber kein kleiner Gewinn, daß 20 feindliche Hauptleute zu Preussisch-Holland, Niebisch und Bornitz einen förmlichen Frieden mit ihm schlossen, wofür ihnen nur das Versprechen geleistet wurde, daß sie ihre Bezahlung erhalten sollten, wenn der Orden wieder zum ruhigen Besitze des Landes käme. Dieser Abfall lädnete die Thätigkeit der Verbündeten völlig, die ohne Danzig ganz an Unglaubliche grenzende Aufopferung den Krieg nicht hätten fortsetzen können. — Während Marienburgs Belagerung eroberten nach einem harten Kampfe die Ordenskrieger Weiskau, schlugen darauf die Danziger bei Praust und nahmen Bornitz, auch später Püzig durch Ueberrumpelung. Der Herzog Erich von Pommern räumte dem Orden Rauenburg und Bülow ein, Bartenstein ergab sich freiwillig und Gollup ging durch Verrätherei an den Orden über. Die Angriffe der Ordenskrieger auf die Schloßer zu Gollup und Schwetz, sowie die der Polen auf Marienwerder, mißlangen; eine Verschwörung zu Danzig, durch welche die Stadt dem Orden in die Hände gespielt werden sollte, wurde kurz vor dem Ausbruche vereitelt und unterdrückt. Auch im J. 1461 erlitten die Verbündeten manchen heftigen Verlust; der größte war wol der Abfall des Bischofs von Camland vom Bunde. Nachdem der Bischof Franz Ruchsmatz, ein heftiger Feind des Ordens, gestorben war, wurde Paul von Kogendorf sein Nachfolger, dem Papst Pius II. die strengste Neutralität zur Pflicht gemacht hatte<sup>1)</sup>. Sein Viltum war so völlig von den Polen besetzt, daß er ihnen sogar seinen Bischofsitz zu Heilsberg für 8000 Gulden abkaufen mußte. Da er aber ihnen die übrigen bischöflichen Stände weder abkaufen konnte, noch wollte, so berebete er die Bürger, die polnischen Besatzungen zu vertreiben. Das gelang bei den meisten Städten; doch als die Braunsberger, mit dem Beistande der oberländischen Bauern, Rauenburg erobern wollten, kamen die Polen mit großer Uebermacht zum Entsatz herbei und richteten ein gräßliches Blutbad an. 600 Bauern wurden erschlagen und 160, die sich in eine Kirche geflüchtet hatten, lebendig verbrannt. Von den Wagnungen der Bündischen bestimmt, erschien König Kasimir abermals mit einem großen Heere in Preußen, beschränkte sich aber auf die Verwüstung der Lande des Herzogs von Pommern, weil er Rauenburg und Bülow dem Orden ausgeliefert hatte, und auf die Eroberung des unbedeutenden Städtechen Friedland in Westpreußen. Der Orden dagegen, obgleich seine Kriegsmacht nur unbedeutend war, eroberte Morungen und Schippenbeil; in Friedland in Schippenbeil erschlugen die Bürger die polnische Besatzung und nahmen die des Ordens, anz. Rauenburg ergab sich ihm freiwillig. In Westpreußen eroberte der Orden Straburg. Das Schloß zu retten, sandte Kasimir ein Heer, dessen feiger Feldherr, Peter Dunin, den Muth nicht hatte, die

Belagerer anzugreifen; daher dieser Hauptplatz in die Hände des Ordens fiel. Alle diese Eroberungen verbesserten die Lage des Ordens doch wenig, denn das gänzlich erschöpfte Land lieferte weder Einkünfte noch Kriegsmannschaft, und von dem Auslande hatte er auch keinen Beistand zu erwarten. Dennoch perschlugen sich die Friedensverhandlungen, die auf Antrag des Papstes erst zu Biogau, dann zu Byresse angeknaupft wurden. Unter dessen verbeerte der tapfere Friedrich von Rubenow die Gegend von Danzig, und that dann Streifzüge bis in Polen. Der Hochmeister und der Bischof von Camland belagerten Frauenburg, wurden aber von den Polen, die sich mit den Elbingern und Danzigern oereinigten, zur Aufhebung der Belagerung gezwungen, worauf die Verbündeten in Samland einfielen und Fischhausen verbrannten. Ein polnisches Heer versuchte im Herbst 1462 die Eroberung von Rauenburg, und als diese mißlungen war und es einen großen Theil von Pomerellen verdrängt hatte, stellte es sich bei dem Kloster Jarnowitz auf und zog die Danziger und viele Kanleute an sich. Die Streilung des Polenheeres, aus einer Salbinfel, war sehr gefährlich, und so, daß im Falle einer Niederlage kein Mann hätte entkommen können. Rubenow wollte das Polenheer vernichten; er zog alle Besatzungen aus den nahen Schloßern an sich, ließ Weikau schlagen, und darauf griff er die Feinde an, denen nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod blieb. Rubenow wurde, zum Unglück für den Orden, im Treffen getödtet; dadurch ohne Heerführer, gerietben die Ordenskrieger in Verwirrung, flohen, wurden aber durch die eigenen Verbaue am Entzinnen gehindert. Es wurden über 2000 erschlagen, 600 gefangen; alles Geshütz und Heergerät fiel den Eingern in die Hände. Des Ordens Streitmacht war durch die Schlacht bei Jarnowitz völlig vernichtet, und keine Möglichkeit vorhanden, sie herzustellen. Der Herzog von Pommern, der dem Orden über 600 Reiter zuführte, kehrte, auf die Nachricht von dieser Niederlage, um. Von nun an mußte der Orden die Hoffnung aufgeben, das verlorne Land völlig wieder zu gewinnen; er kämpfte nur noch, um den Verbündeten so viele Vortheile abzugewinnen, daß sie sich zu einem billigen Frieden bequemen müßten. Die Seele aller Unternehmungen des Ordens war noch immer der streitbare Heinrich Krus, der allein die jaghaften Gemüther seiner Ordensbrüder aufrecht erhielt und die Mittel zur Vertheidigung herbeschaffte. Zwischen dem Orden und den Danzigern kam im J. 1463 ein Vertrag zu Stande, nach welchem der Sang und Verkauf der Hilfe auf dem frischen Hoff von beiden Theilen frei sein sollte. Dieser Vertrag ist demnach das einzige Zeichen von Menschlichkeit während der ganzen Dauer des Krieges, in welchem von beiden Theilen eine beispiellose Grausamkeit und die unnüthigste Verführungsmuth herrschte. Die Unmenschlichkeit der Danziger ging so weit, daß sie ihren Kapern den feindlichen Befehl gaben, kein gemonemes Schiff nach Danzig zu bringen, sondern wenn sie sich der Beute bemächtigt hätten, Schiffe und Mannschaft in die See zu versenken<sup>2)</sup>. Eine Verschwörung in Dan-

1) C. Schutz p. 318 — 326.

2) Wieland I. Bp. S. 379.

zig, von den Handwerkern angezettelt, um dem Orden die Stadt zu übergeben, sollte am 13. Juli 1463 ausbrechen. Heinrich Reuß, mit den Verschwornen einverstanden, hatte eine Anzahl Krieger in die Stadt eingeschwärzt. Einige Stunden, ehe die Verschwörung ausbrechen sollte, wurde sie entdeckt; die verschwornen Danziger wurden enthaupet, die Ordenskrieger theils niedergeworfen, theils erstickt, theils auf die Schiffe als Ruderklaven geschnitten<sup>14)</sup>. Darauf belagerten die Danziger Mewe und zogen zu dem zwar ein beträchtliches polnisches Heer an sich. Diese Feste war längere Zeit und hinreichend besetzt, und von da aus hatte der Orden dem danziger Handel auf der Weichsel den empfindlichsten Schaden gethan; daher beide Theile im Kampfe darum alle ihre Kräfte anstengten. Nachdem die Belagerung zwei Monate gewährt hatte, rückte der Hochmeister in Königsberg 44 Schiffe mit Kriegs- und Munitionsrath aus; die Danziger und Elbinger verlegten ihnen die Mündung der Weichsel, und es begann eine Schlacht, in welcher von beiden Theilen mit der höchsten Erbitterung gekämpft wurde. Die Ordensflotte zog den Kürzeren, verlor 1700 Tode und 500 Gefangene, und nur fünf Schiffe kamen davon. Dieser Verlust war ganz unerträglich, und zog auch den Fall von Mewe nach sich, welcher sich zu Anfang des J. 1464 ergab. — Bis dahin hatte der deutsche Orden, aller Widerständigkeit ungeachtet, doch noch immer im Kampfe mit seinen Feinden das Gleichgewicht behauptet, oft sogar sie in ein großes Gerüth gebracht; von nun an aber waren seine Kräfte so völlig erschöpft, und die härtesten Verluste trafen ihn so ununterbrochen nach einander, daß er nur durch einen, wenn schon hartnäckigen, Frieden gerettet zu werden hoffen durfte. Ein neuer harter Schlag war es, als der so lange dem Orden treugetreue Herrnd von Zinnenberg, der die drei wichtigsten Schlösser Kulm, Strasburg und Althaus pfandweise besaß, einen Wasserküßband mit dem Könige von Polen schloß, sich verpflichtete, die Schlösser während des Krieges nicht zurückzugeben. Der Orden verlor dadurch seine stärkste Schutzwehr gegen Polen und durch Zinnenbergs Krieger den besten Theil seiner Streikraft. Darauf fiel auch der Bischof von Ermland, bis dahin des Ordens treuester Freund, von demselben ab, und machte Frieden mit Polen. Es wurden nun im J. 1464 zu Thorn aufs Neue Friedensverhandlungen eröffnet, bei welchen Dänemark, die Hanse und der Bischof von Lübeck die Verhandlung übernahmen<sup>15)</sup>. Sie geschlugen sich, weil der Orden auf die Rückgabe von Marienburg, Mewe und Dirschau bestand, worin die Danziger und Elbinger nicht willigten, da deren Handel von diesen Schlössern aus bedroht werden konnte. Neue, im folgenden Jahre angeknüpfte Friedensverhandlungen, die der Statthalter Eibor von Posen leitete, blieben ebenso fruchtlos. Posen's Vorschlag, daß der Orden dem Könige von Polen huldigen und eingeordnete Preußen und Polen zu Mitgliedern aufnehmen sollte,

blieb unberücksichtigt, weil derselbe sich dadurch die deutschen Fürsten verfeindet und seinen Statuten zuwider gehandelt haben würde. Während die Kräfte aller übrigen kriegsführenden Theile beinahe alle erschöpft waren, führte allein noch Danzig den Krieg mit einer so großen Anstrengung fort, daß dadurch endlich das Ubergewicht entschieden auf die Seite der Bundesgenossen kam. Ein schlagender Beweis von den großen Mitteln dieser mächtigen Stadt ist es, daß sie gerade zu der Zeit, als sie im J. 1464 durch eine furchtbare Pest 20,000 Menschen verlor<sup>16)</sup>, der Ordensmacht die empfindlichsten Schläge beibrachte. Verrieth mit den Elbingern unternahm sie die Eroberung von Memel, die zwar mißlang, doch brachte sie alle nach Ostpreußen gehenden Schiffe auf; im Ordensgebiete wüthete deshalb der Hunger, während in Danzig der größte Ueberfluß an Nahrungsmitteln vorhanden war. Nach vor Ausbruch der Pest belagerten die Danziger Puzig und eroberten es nach einer sechsmonatlichen tapfern Gegenwehr. Darauf schritten sie zur Belagerung von Neuremburg, die sie, trotz einer davor erlittenen großen Niederlage, fortsetzten, und Anfang 1465 den Plaz gewannen. Heinrich Reuß hatte unternommen, Puzig, Thorn, Elbing und Danzig durch Ueberfall und Verrath zu nehmen; jedesmal war er nahe daran, seine Absicht zu erreichen, und wurde nur durch Zufälle, die aufseer aller Berechnung lagen, daran verhindert. Der Orden hatte nunmehr auf dem linken Weichselufer alle Pläze bis auf Königs und Stargard verloren; letzteres war besonders deshalb wichtig, weil es ihm die Gemeinschaft mit Teutschland offen erhielt. Als die Polen diesen Plaz belagerten, zog Heinrich Reuß, der auch einige Hülfe aus Teutschland erhalten hatte, alle Ordenskrieger aus ganz Pommern zusammen und that damit den Polen vielen Schaden, konnte sie aber dennoch nicht zur Aufhebung der Belagerung nöthigen. Der Druck des Krieges wurde nun überall im Lande unerträglich; in Königsberg veranlaßte er laute Drohungen gegen Heinrich Reuß, dieser aber ließ 70 Bürger und 26 Aelteste gefangen nehmen, einige davon hinrichten, die übrigen gefangen setzen, und mehr starben im Kerker, die übrigen erkaufte ihre Freiheit durch große Geldsummen<sup>17)</sup>. Das 13. und letzte Kriegsjahr war für den Orden so unglücklich noch unglücklicher, als das zwölfte. Der Bischof von Ermland trat öffentlich als Feind des Ordens auf und räumte den Gegnern desselben die Städte Reidenburg, Posenheim und Wormitz ein. Eine Hülfsflotte von 700 Keimern, aus Livland nach Preußen geschickt, wurde von den Sameliten umzingelt und niedergebaut. 44 Schiffe aus Livland, für den Orden mit Kriegs- und Munitionsräthen beladen, strandeten an der furländischen Küste. Mehlsack nahm den Polen durch Ueberrumpelung; Heinrich Reuß erlitt bei Preußisch-Holland eine schwere Niederlage, und die Besatzung von Stargard mußte, aus Mangel an Lebensmitteln, die Feste verlassen und sich nach Königs zurückziehen. Nun erschien auch der König von Polen mit einem starken Heere, eroberte Friedland

14) C. Schütz, Hist. rer. Pruss. 1599, p. 305. Gratalat I. 2. pl. G. 379. 15) M. Meißel G. 230.

16) Gratalat I. 2. pl. G. 390.

17) C. Schütz p. 319. 51\*

und Hammerstein, und endlich auch Königs. Als darauf auch Jantzie gefallen war, daß der Orden keinen Platz jenseit der Weichsel mehr und war völlig von Teutschland abgeschnitten. Der Hochmeister hat jetzt selbst um den Frieden und erklärte sich zu den größten Aufopferungen bereit. Da die Polen ihren König nicht länger mit Geld und Mannschaff zum Kriege unterstützen wollten, die Bundesgenossen ihn aber mit den härtesten Vorwürfen beströmten, weil er ihnen seine Zusage hinsichtlich des abgefallenen Landes auf keine Weise gehalten, so bot er auch die Hand zum Frieden, der auf der Bruck Messau verhandelt und am 19. Oct. 1466 zu Thorn geschlossen wurde.

Der Orden trat die Landschaften Kulm, Michellau, Pomereulen, Marienburg und Elbing mit ihren Gebieten, dann die Bisthümer Kulm und Ermland, als einen besondern Staat unter polnischer Schutzherrschaft, ab; den übrigen Theil von Preußen behielt er als ein Lehn von Polen. Der Hochmeister durfte ohne Vorwissen des Lehns Herrn nicht abgesetzt werden, konnte aber Bestimmung des Königs keine Verträge mit fremden Fürsten schließen, und den Polen war die Aufnahme in den teutschen Orden gestattet.

Einen solchen Ausgang nahen der 13jährige Krieg, der den teutschen Orden aus der Reihe der unabhängigen europäischen Mächte stieß, ein blühendes Land auf Jahrhunderte lang um seinen Wohlstand und seine Selbstständigkeit brachte, zugleich Polens beste Kräfte aufzehrte und Mißrath von dem Untergang dieses Reiches wurde. — Die Zusammenstellung einiger Schadensstände wird die unermesslichen Verluste aller kriegführenden Theile anschaulich machen. Der teutsche Orden war so verarmt, daß die Ritter Anfangs im wirklichen Sinne von Almosen leben mußten. Dem Könige von Polen kostete der Krieg an barem Gelde über eine Million Dukatens, dem Orden 750,000, den Danzigern 700,000, den Elbingern 85,000, den Thornern 121,000, den kleinern preussischen Städten 500,000 Mark<sup>18)</sup>. Der Schaden der Bürger und Landleute durch Plünderungen und Brände ist nicht zu berechnen. Von den regelmäßigern Kriegen des polnischen Heeres waren allein 85,000 Mann erschlagen. Beim Beginn des Krieges zählte Preußen 21,000 stark besetzte Dörfer und Höfe, bei dem Friedensschlusse nur noch 3013, und diese nur noch von einer schwachen theilweisen Bevölkerung bewohnt. Das waren die nächsten Wirkungen eines Aufstandes, dessen weitere Folgen Jahrhunderte lang sichtbar gewesen sind und auf den östlichen Theil von Europa den entschiedensten Einfluß gehabt haben<sup>19)</sup>.

(Rauschvick.)

#### DREIZEHNTER TAG. Der dreizehnte Tag,

18) v. Wacke, Geschichte Preussens. 3. Aufl. S. 565. 19) Die Hauptquelle der Geschichte dieses Krieges ist *H. Dionysius Annon. Historia* etc. des großen 13jährigen Krieges in Preußen etc. (Wittenberg 1582). Aus ihm haben Grimbergen, Baisset und hartnoch geschöpft. S. Schöls, Gralath und v. Wacke haben auch die Archive benutzt; doch liefert J. Boigt in seiner Geschichte der Giebsenackenschaft und Geschichte Marienburgs eine Menge neuer Thatsachen und Brichtigungen, und mehr derselben noch von ihm in seiner Geschichte Preussens erwartet werden.

nach den verschiedenen Mundarten Darthündag<sup>1)</sup>, Dartlienden<sup>2)</sup> Dagh (engl. Theodertion Dayes<sup>3)</sup>), wird in alten, vorzüglich niederländischen, Urkunden das hohe neue Jahr als der dreizehnte<sup>4)</sup> Tag nach Weihnacht genannt: op den hiligen Druttyenden Dach geheien in dems Latine Epiphania Domini<sup>5)</sup>. Winder richtig wird derselbe Tag anernwärts, vorzüglich in oberländischen Urkunden, der zwölste Tag genannt<sup>6)</sup>.

(Ferdinand Wackter.)

DRENGFURT, oftpreussisch, im J. 1405 erbaute Stadt am Driehausse im rauenburger Kreise des Regierungsbezirks Königsberg gelegen, hat, ohne die Vorstadt Hörsenau, 160 Häuser, 1388 Einwohner (mit Inbegriff des Militärs), deren Hauptbeschäftigung Garn- und Leinwanderei und Gärberei ist. Die Stadt hat eine Kirche, ein Land- und Stadtricht.<sup>(H.)</sup>

DRENGOT (Gottfried). Im Anfange des 11. Jahrh. war Reapel ein unaufhörlicher Kampfplatz zwischen Griechen, Teutschen und Arabern, und zu diesen gesellten sich bald auch Normannen aus Frankreich. Die ersten derselben kamen dahin als Pilgrime, nach des Engels Michael heiligem Berge, Sargano in Apulien, wallfahrend. Wobin aber die Normannen auch kamen, vergaßen sie niegend den Gebrauch des Schwertes und am wenigsten hier, wo der Longobard Reio zu Bari sie zur Unterstützung aufbot. Bald folgten den ersten Normannen andre nach, Drengot mit seinen vier Brüdern, unter denen Rainulf war, und deren Söhnen und Enkeln, und zu diesen schlugen sich gleich nach deren Ankunft andre Landleute. Sie erboten Reio ihre Dienste, der sie gern annahm. Drengot schlug die Griechen trotz ihrer Uebermacht in drei großen Schlachten, fiel aber bei Cannä im J. 1019. Sein Bruder Rainulf sammelte neuangewonnene normannische Pilger, leistete mehreren italienischen Fürsten Beistand, legte eine Colonie an, erbaute zwischen Caspa und Reapel im J. 1030 die Stadt Stella nuova, nachmals Versa genannt, und wurde von Kaiser Konrad II. und dann wieder von Heinrich III. mit der Grafschaft Averla belehnt. Dies war die erste Umrüstung zur normannischen Herrschaft in Reapel. (*Muratori* *not. vet. ital.* T. V.) (H.)

DRENSTEINFURT, preussische Stadt in der Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Bielefeld, liegt an der Werst, hat 166 Häuser und 1500 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung in Leinwanderei der steht. (H.)

DRENTHE, früher bloßes Schutland der Niederlande und nicht zu den sieben Provinzen gehörig, jetzt

1) *Wassenbergii* *Histor. Embric.* p. 116.

2) *Fr. Junii* *Nomenclat.*

3) *Giles* *Leitbinder* *den* *Gravon* *gibt* *Drutius* *(General. Comitus* *Flandr.* *P. II. p. 100)* *an: Datus* *erat* *ipso* *fero* *(Hoyler* *Derthien* *Dage)* *id* *est* *Sanctorum* *tredecim* *clerum* *post* *Epiphania.* 4) *Cod. Diplomat. ap. Taschenmacher.* *Annales* *Civ. Jul. et* *Meut.* *p. 69.* *Wgl. p. 58:* *des* *Donnerstages* *naest* *na* *Middags* *Druttyende* *Dach* *gehoben* *Kaga.* *d. l. Epiphan.)* *p. 22:* *op* *derien* *arend.* *d. h.* *am* *höhen* *Reinhardt* *Reinhardt* *am* *Tag* *vor* *dem* *Dreißigsttag.* 6) *Haltius.* *Calendarium* *Medii* *Aevi.* *p. 40.*



die siebente Provinz des Königreichs der Niederlande, nördlich an Groningen, westlich an Friesland, südlich an Dörpffel, und östlich an Drenabach grenzend, hat einen Umfang von 45 □ M. und 66,000 meist reformirte Einwohner, zwei Städte, die Hauptstadt Aßen und Wespel, eine Festung, Coororden und gegen 40 Dörfer. Nach der ersten französischen Eroberung Hollands wurde Drenthe zum Departement Dörpffel geschlagen, machte im Königreiche Holland ein eigenes Departement aus, und wurde nach Hollands Einverleibung mit Frankreich zu einem Bezirk im Departement Ostfriesland. Das Land ist eben, und hat Moorboden, seinen Fluß aber zwei Seen, Kanäle und viele Quellen. Ackerbau und Viehzucht, Woll- und Leinwanderei sind die Hauptbeschäftigung der Einwohner. (H.)

DREPANANDRUM, nannte Necker (Elem. n. 793) eine Pflanzengattung, welche wahrscheinlich, sowie Bellu ein desselben Schriftstellers (Elem. n. 833), mit Blaken P. Br. (f. d. Art.) identisch ist. (A. Sprengel.)

Drepania Juss., f. Tolpia Adams.

DREPANIS Tem. Nagelschuppe aus der Familie der Molluschiartigen Bigoris, nachfolgendermaßen charakterisiert. Schnabel sehr lang, gebogen, ein Viertel eines Fingers beschreibend, flach an der Wurzel, am Ende spitz, obere Kinnlade länger ohne Einschnitt, Zunge kurz, Rachenöffn. flach an der Wurzel des Schnabels, oben bedeckt, Kiefer doppelt so lang als die Mittelfeder, die innere und äußere von gleicher Länge. Die 3–5. Schwungfeder die längsten. Die Arten bewohnen die Inseln des stillen Ozeans und mehr gehören zur Gattung Certhia Lin. Vieillot rechnete sie zu seinen Mollitreptos. Hierher gehören:

1) *Certhia pacifica* Lin. Vieill. Schnabel sehr lang, gekrümmt. Oben schwarz; Steiß und After dunkelgelb. Länge acht Zoll. Von den Sandwinkeln.

2) *Certhia obscura* Gm. Vieill. oi. doras pl. 53. Schnabel lang, sehr stark gekrümmt, obere Kinnlade länger. Obergrün, Flügel dunkelbraun. Länge 6–7 Zoll. Ebenbauer.

3) *Certhia vestinaria* Lin. Vieill. oi. doras pl. 52. Der sehr gekrümmte Schnabel von mittelmäßiger Länge. Schärachroth, Schwanz und Flügel schwarz, auf den Flügeldecken ein weißer Fleck. Länge 5½ Zoll. Ebenbauer. (Bois.)

DREPANIUS, oder, wie sein vollständiger Name lautet: Latinus Paetus Drepanius, von Geburt ein Gallier, vielleicht aus Bourdeaux, worauf seine künigliche Bekanntschaft mit Augustus führt, welcher ihn in seinen Gedichten öfter nennt und zwar als Proconsul, und selbst mehr seiner kleinern Dichtungen an ihn gerichtet hat; in einem derselben nennt er ihn einen ausgezeichneten Dichter. Nach Sidonius (Ep. VIII, 11), wenn anders diese Stelle auf den hier gemeinten Patatus Drepanius zu beziehen ist, würde das Land der Niederlande, also die Gegend des heutigen Aßen, als sein Vaterland erscheinen.

Ob aber der in den Briefen des Symmachus (VIII, 12, XI, 58, 69) genannte Patatus auf unsern Patatus zu deuten, wollen wir nicht entscheiden. In jedem Falle müssen wir den als Verfasser christlicher Hymnen besungenen Dichter Drepanius Florus, dessen Leben noch vorhanden sind und in den Sammlungen christlicher Dichter von S. Fabricius, Rivinius und J. Rabillon stehen, wol unterscheiden, da er weit jünger ist und in spätere Zeiten fällt. Der Patatus Drepanius, von welchem wir hier zunächst reden, wird als Verfasser eines noch vorhandenen Panegyricus genannt, welcher in der Sammlung der römischen Panegyriker die eiste Stelle einnimmt. Es ist eine Lobrede auf Theodosius den Großen, gehalten im J. 391 n. Chr. in Gegenwart des verammelten Senats vor diesem Kaiser, um ihm die Glückwünsche über die gänzliche Besiegung des Maximus darzubringen, wie es die damalige Sitte mit sich brachte, der wir auf diese Weise eine Reihe von solchen in der erwähnten Sammlung enthaltenen Reden verdanken, wozu die gallischen Städte gewöhnlich die ersten Redner der Zeit auswählten. Drepanius durchgeht in dieser Rede nach dem Muster des Plinius, dessen Lobrede auf Trajan überhaupt das Musterbild aller ähnlichen Reden späterer Zeit war, das ganze Leben des Theodosius, sowohl in seinen häuslichen Verhältnissen und Privatbeziehungen, als seinem öffentlichen Charakter und seiner Stellung nach, als Fürst und Feldherr, er gedenkt seiner Siege über die Gothen, Hunnen, Perser etc., insbesondere aber des Krieges mit Maximus, der Übergabe von Aquileja und der gänzlichen Besiegung seines Gegners, sowie der glänzenden Rückkehr in die Stadt Rom. Und so wendet sich der Redner selbst am Ende Glück, als Zeuge solcher Begebenheiten hierher nach Rom gesendet worden zu sein, um von dem, was er gesehen und gehört, ein treues Bild in die Heimath mitbringen zu können. Es ist diese Rede zwar nicht frei von den Gebrechen und Mängeln, die allen Producten jener Zeit anhaften und in dem verkehrten Geschmack jener Zeit liegen, die für edle Einfachheit eben wenig Sinn mehr besaß, als für die ungeschmackte Wahrscheinlichkeit; aber wenn wir diese Rede mit den andern Prunkreden zusammenschauen, welche in jene Zeit fallen und in jener Sammlung enthalten sind, so zeichnet sie sich wirklich nicht unvorteilhaft aus durch die größere Würdigung in dem Lob und dem geringern Grad von Schmeichelei, obwohl auch so, wie auch schon Heyne\*) bemerkt, die großen Lobeserhebungen des Theodosius einen auffallenden Contrast bilden mit den Schmähungen jeder Art, welche auf Maximus gebauet werden. Auch bemerken wir in dieser Rede ein nicht unruhmisches Streben, den Alten nachzuahmen, ohne daß wir jedoch uns dem Wahne hingeben dürfen, in dieser Rede den Glanz und die Eleganz eines Plinius oder die edle Einfachheit eines Cicero zu finden. Und so werden wir dann auch die übermäßigen Lobeserhebungen, welche Bartz\*) mit so

2) Hyl. Censoria Panegy. vet. in br. Oppose. Acad. Vol. VI. p. 115, 116. 3) In Commentis p. 410. Annot. wo er die Sprache des Patatus des Plinius sehr gerühmt, und unter Anderm von dieser Rede urtheilt: „Oratio omnino laetitia

1) Fabricii Bibl. Lat. II. p. 466. Saxe. Onomast. I. p. 449 nebst 3äger in seiner Ausgabe, 2. Abt. S. 222.

großer Freigebigkeit dieser Rede ertheilt, in gehörige Schranken zu ziehen wissen, ohne dem Verdachte des Redners zu nahe zu treten, den wir wohl den Vorrang vor den übrigen Rednern, deren Producte jene Sammlung enthält, zuertheilen dürfen. Es steht diese Rede gedruckt in den verschiedenen Ausgaben der *Panegyrici veteres*, von der ersten des Puteolanus an (wahrscheinlich um J. 1482), bis auf die des 18. Jahrh. darab, unter denen wir außer der Handabgabe des Gb. Cellarius (Halle 1703) zunächst auf zwei, als die bedeutendsten, hier aufmerksam machen wollen, nämlich auf die Nürnberg'sche von B. Jäger (1779), wo im zweiten Bande diese Rede nebst den Bemerkungen von Schaeffer, Cellarius, Schwarz, sowie der andern frühern gelehrten Bearbeiter, abgedruckt und zum leichtern Verständniß auch eine Inhaltsübersicht und eine *Vita Theodosii* vorausgeschickt ist, und dann die ebenfalls mit den Bemerkungen der frühern Bearbeiter reichlich abgefaßte Ausgabe von H. J. Arngen (Traject ad Rhem. 1790 II. Vol. 4.), wo dieser Panegyricus des Drepanius Pacatus den Schluß der Sammlung bildet. (Nasch.)

**DREPANOCARPUS.** So nannte S. F. S. Meyer eine Pflanzengattung aus der sechsten Ordnung der 17. Eintheilung Classe und aus der Gruppe der Dalbergien der natürlichen Familie der Leguminosae. Char. Der Ast fünfästig, mit zwei Stüßblättern versehen; die Schmetterlingscorolle fünfblätterig; die Hülsenfrucht ist zusammengeschrumpft, schiffelförmig, einsädrig, einsamig, ungesellig und nicht aufspringend; das Samenorn ist auf der convexen Abtheile der Frucht befestigt, deren Gestalt der Gattung den Namen gegeben hat (*capna*, Frucht, *apnavor*, Sichel). Die fünf bekannten Arten sind als dornlose oder unbewehrte Sträucher mit unpaar gefiederten Blättern und am Ende der Zweige stehenden, blau-rothen Blüthenrispen in Mittelamerika einheimisch. 1) *Dr. lanatus Meyer* (Prim. fl. ossesq. 238, *Pterocarpus lanatus L. Fil.* suppl. 317, *Pt. aptera Gärtner* de fruct. t. 156, *Oreocaria Clusius* exot. 47, 48) in Gujana, Neupanien, auf St. Domingo und Portorico; 2) *Dr. dubius Kunth* (Humboldt, *Bonpland et Kunth* nov. gen. et sp. VI. p. 390), in Caracas; 3) *Dr. microphyllus Meyer* (Act. nat. eur. XII. p. 807), auf der Landenge Panama; 4) *Dr. isadelphus Meyer* (l. c.), in Surinam; und 5) *Dr. syathiformis Candello* (Prodr. II. p. 420, *Pterocarpus Sessé* et Mocino fl. mex. ined.), eine zweifelhafte, merikanische Art. — Wahrscheinlich gehören zu dieser Gattung auch *Varennea Caud.* (*Viborquia Ortega*) und *Sommerfeldia Schumacher*. (A. Sprengel.)

**DREPANON, Aplanavor**, zuweilen nach Bezeichnung der Dialecte Derkanton und Drakanton geschrieben, auf Teufels Sichel, ist der Name für eine Menge von Vorgebirgen in Ländern, welche von Hellen bewohnt oder besucht wurden. 1) Hatte nach Stra-

kon (XIV. p. 637, 639) und Stephanos Byz. das östliche Vorgebirge der kleinen Insel Karos oder Karia, von Samos 80 Stadien entfernt, diesen Namen. 2) Führt auch das westliche Vorgebirge auf der Insel Kos den Namen Drepanon (Strab. XIV. p. 657, Agathamer). 3) Hiess auch die berühmte Landspitze Rhion in Achaia, welche in einem Ablande von sieben Stadien von dem ätolischen Antirrhion den Eingang des korinthischen Meerbusens bildete, wegen ihrer schiffelförmigen Einbiegung Drepanon (Strab. VIII. p. 335. Ptolem. III. 16). 4) Auch auf der Insel Kreta kommt ein Vorgebirge Drepanon im westlichen Theile derselben an der Nordseite vor (Ptolem. III. 17). Es ist wahrscheinlich das heutige Cap Meleca, nicht aber das weiter östlich gelegene Cap Trapani, werngleich der heutige Name den alten wiedergeben scheint, denn der Meerbusen Amphimalee, den Ptolemäos vor dem Vorgebirge auf der Ostseite nennt, kann wol nur der Golf della Suda sein. 5) Nennt Ptolemäos (V. 14) auf der Südwestküste der Insel Kreta ein Vorgebirge dieses Namens, welches jetzt Cap Bianco oder weißes Vorgebirge genannt wird. 6) Kommt bei demselben Geographen (IV. 5) ein Drepanon an der ägyptischen Küste des arabischen Meerbusens vor. Es ist eine Spitze des Berges Sinai und liegt der arabischen Stadt El Tor und dem arabischen Vorgebirge Ras Muhammed (Peleidim) gegenüber. 7) Führt Strabon (XVII. p. 799) auch eine Landspitze Drepanon in der Landschaft Pamararia, westlich von der Stadt Paratonion und gerade in nördlicher Richtung von der Mündung des Jupiter Ammon aus. 8) Endlich nennt Plinius (II. N. III. 14), nachdem er Messana auf Sicilien aufgeführt hat, ein promontorium Drepanum und läßt dann Lauronemium folgen. Kein anderer Schriftsteller nennt ein solches Vorgebirge in jener Gegend; nur Ptolemäos (III. 4) hat zwischen beiden genannten Orten ein Vorgebirge Argennon, jedoch mit denselben Zahlen, die er zu Messana gesetzt hat. Dürfte man also annehmen, daß beide Namen dasselbe Vorgebirge bezeichneten, welches nicht unmöglich wäre, so könnte damit wol der vorspringende Damm vor dem Hafen von Messana verstanden werden. Jedoch sollte man fast glauben, daß er dies in der Kürze näher bezeichnet haben würde, und so darf man eher annehmen, daß, sofern die Zahlen bei Ptolemäos richtig sind, zwei verschiedene Punkte mit diesen Namen gemeint sind und daß Drepanum südlich von Messana, wie Harbun schon wollte, in dem heutigen Cap di S. Alessio oder in dem nördlicher gelegenen Cap Troso zu suchen sei. (L. Zander.)

**DREPANOPHYLLUM.** Eine von Richard aufgestellte und von Hooker bestätigte Gattung aus der 24. Eintheilung Classe und aus der natürlichen Familie der Laubmoose. Char. Die Fruchtkapsel regelmässig-eiförmig, mit einem in der Mitte durchgehenden Hüthchen über der Mündung und niedrig: kegelstimmig dreitheilig. Die einzige Art: *Dr. fulvum Hooker* (Musc. exot. t. 145), *Fissidens saleifolius Schwaigerich* suppl. II. t. 125) ist ein schönes, büscheliges Laubmoos und in Gujana, auf St. Domingo und den Mascarenischen In-

aevis scriptorum numerosissima, cultissima, elapsantissima, insignissima.<sup>4</sup> In ähnlichem Sinne urtheilt J. Scaliger zu Plinius (Sphaer. barb. v. 17) und mehrere Andere, deren Urtheile Schwarz in der Note zum Eingange dieser Rede auführt.

fein einreimisch. Das fruchtbare (weibliche) Pflänzchen ist ästig und hat fächerförmige (daher der Gattungsname: *gilliger*, Blatt, *Spinaror*, Stachel), zweizeilige, horizontale, löwengrüne Blätter und lange, am Ende der Zweiglein stehende Fruchtborsten. Die unfruchtbare (männliche) Pflanze ist einfach und hat ähnliche Blätter, von denen aber die obern ablang, stumpf und aufrecht sind, auch statt der Fruchtborsten große, spinelförmige, gegliederte Knospen (Antberen Hedwig's). — Eine andere Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Doldenträger, welche Hoffmann und Koch *Drepanophyllum* nannten, kann man entweder mit *Sium* L. wiederum vereinigen, oder mit dem ältern Rivin'schen Namen *Falcaria* bezeichnen. (A. Sprengel.)

**DREPANUM**, rō *Spinaror* oder rā *Spinaror*, heutiges Tages *Trapani*, war eine Stadt auf einer felsigen Erdrunge an der westlichen Küste der Insel Sicilien. Im J. 368 vor Chr. Geb. war sie nur noch der unbefestigte Hafenort der nahe gelegenen Stadt Erx, wie man aus Diodoros (XV, 73. Ecl. I. XXIV, 3) ersieht. Den Hafen bildete die große und sichere Bucht an der Südseite des Dries (*Dica*, Ecl. XXIV, 3. *Polyb.* I, 59). In den ersten Jahren des ersten punischen Kriegs, wenigstens im vierten oder fünften Jahre, nicht, wie Livius will, im ersten Jahre, verlegte der Karthager Hannibal die Bewohner von Erx in die Hafenstadt *Drepanum* und machte sie zu einer starken Festung (*Dica*, Ecl. XXIII, 9), sodas diese und Euphorm seitdem die festen Plätze der Karthager auf Sicilien waren. Beide Orte, 18 Meilen von einander entfernt, unterlagen sich gegenseitig, besonders sammelten die Karthager während der berühmten Belagerung der Euphorm im J. 504 in *Drepanum* ihre Streitkräfte zur Unterstützung der belagerten Stadt. Daher griff V. Claudius Pulcher *Drepanum* im J. 505 von der Seeseite an, erlitt aber eine bedeutende Niederlage von den Karthagern. Durch den für die Karthager unglücklichen Ausgang des ersten punischen Kriegs kam die Stadt in die Gewalt der Römer. Sie aber blieb wegen ihrer günstigen Lage beständig in Wohlstand und Blüthe, und auch noch jetzt ist die Stadt *Trapani* eine der lebhaftesten Handelsstädte Siciliens und hat über 24,000 Einwohner. (J. Zantler.)

**DREPSA**, Hauptstadt der persischen Provinz *Sogdiana* (*Amm. Marc.* XXIII, 26), in der Gegend des jetzigen *Wachberg*. (H.)

**DREPSVARPR** (nord. Mythol.), ein Beinname *Odin's*, als Gottes des Kriegs und der Schlachten, von *dreip*, Schlag, Erschlagung und *varpr*, Berser, also einer, der durch Werten tödlich verwundet \*).

(Ferdinand Wachter.)

**DRESCHEN**. Mit diesem Worte bezeichnet man im Allgemeinen das Verfahren, durch welches die reifen Samenfrüchte der eingesammelten Feldfrüchte aus den sie einschließenden Hüllen gebracht werden; insbesondere aber

begreift man darunter das sogenannte Handdreschen, w. L. des weiter unten beschrieben werden wird. Denn da man seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten auf Mittel gefunden hat, in der Herausbringung der Samenfrüchte aus ihren Hüllen, Kapseln oder Schoten zur möglichsten Vollkommenheit zu gelangen, und indem man sich zu diesem Ende der Menschen, Thiere und Maschinen bediente, um die Körner auszuwaschen, austreten, austreten, ausfahren, auslösen, ausmalen oder ausdrücken zu lassen, so sind darauf eine Menge verschiedener Drescharten hervorgegangen, über deren absoluten Werth man bis jetzt noch nicht eingeworfen ist und auch wol nie so leicht eingeworfen wird. Denn nicht nur die verschiedenen Getreidearten, sondern auch klimatische, temporale, locale und bürgerliche Rücksichten kommen hier in Frage und geben bald der einen, bald der andern Dreschart den Vorzug. Sehen wir z. B. auf die verschiedenen Getreide- und Fruchtarten, so ist bekannt, daß sich die Fruchtfrüchte der einen leichter aus ihren Hüllen bringen lassen, als die der andern, daß mithin jene eine geringere Dreschkraft als diese erfordern, wobei noch die verschiedene Benutzung des Strobes in Betrachtung gezogen werden muß, indem man bei der einen Strochart besten mögliche Schonung und Erhaltung zu erzielen sucht, während dies bei einer andern Art nicht nur ganz unnötig, sondern selbst zweckwidrig sein würde. Was die klimatischen Verhältnisse betrifft, so wissen wir, daß während in manchen Ländern ein fast immer heiterer Himmel herrscht, welcher, wie das in den ältesten Zeiten und noch jetzt in einem großen Theile der Süd- und Morgenländer der Fall ist, das Anlegen großer Tennen auf freiem Felde und mithin das Ausdruten und Ausfahren des Getreides begünstigt, man in andern Ländern, wie in den meisten des Nordens und Westens, selten zwei oder drei Tage hinter einander auf sogenanntes beläufiges Wetter rechnen kann, wodurch man zum Anlegen von bedeckten Tennen gezwungen wird, die, da sie einen kleinen Raum einnehmen, bei übrigen gleichen Verhältnissen, das Handdreschen als die vortheilhaftere Dreschart erscheinen lassen. Eine gleiche Verschiedenheit in der Art des Dreschens bedingen die temporale, locale und bürgerliche Verhältnisse, indem man hier auf die verschiedene Reifezeit der Feldfrüchte, auf das Verhältnis der arbeitsfähigen Menschen zu den arbeitsfähigen Thieren, auf die Größe oder Kleinheit der Wirtschaften, endlich auf Zeit- und Kostenersparnis Rücksicht zu nehmen hat, wie sich dies weiter unten ergeben wird.

So verschiedene Arten des Dreschens es nun auch, wie bereits angedeutet wurde, gegeben hat und noch gibt, so lassen sie sich doch alle auf drei Hauptarten, das Hand-, Fuß- und Maschinendreschen, zurückführen, und wir wollen sie jetzt in dieser Ordnung so kurz, wie es die Deutlichkeit erlaubt, abhandeln, da eine allgemeine Encyclopädie andere Rücksichten zu nehmen hat, als eine ökonomische, wie z. B. die von J. G. Krünig herausgegebene, in welcher der übrigens sehr gut behandelte Artikel Dreschen, mehr als sieben Bogen einnimmt.

\*) E. Finn-Magnussen, Lex. Mytholog. p. 639 et 640, wo er die und mehr ähnliche Namen *Odin's* mit ähnlichen Benennungen des griechischen Zeus und des römischen Jupiter zusammenstellt.

I. Das Handdreschen, oder diejenige Art des Dreschens, wo durch Menschenhände vermittelst eines Schlagwerkzeugs die Befreiung der Samenförner von ihren Hüllen bewirkt wird, ist als die einfachste, gewiß auch die älteste Art des Dreschens bekannt. In der heiligen Schrift (E. d. Richter 6, 11), wird gesagt, daß Mikon den Weizen mit einem Steden ausgedroschen habe und der Prophet Jesaias (28, 27) erwähnt dasselbe hinsichtlich des Kimmels und der Widlen. Auch bei den Römern war nach Columella (II, 21) das Handdreschen, namentlich bei Hülsenfrüchten und den niedern Getreidearten, nicht ungewöhnlich, doch bedienten sie sich außer des Stedens auch einer Art Weisel, Flagellum, wovon einige unser teutsches Wort Flegel<sup>1)</sup> haben ableiten wollen, sowie man in einigen Gegenden Frankreichs zu gleichem Zwecke Ruchbaumruteln anwendet. In Teutschland, der Schweiz, sowie in den meisten andern Ländern, wo das Handdreschen üblich ist, bedient man sich des sogenannten Dreschflegels, Dreschkneitels, Flegels, Floggers, Drischels oder Aderholzes. Dieses Werkzeug, welches vielleicht, in seiner jetzigen Gestalt, eine teutsche Erfindung ist<sup>2)</sup> — wenigstens kannten es die Angelsachsen bereits sehr früh, denn man findet es schon auf den Monarchalbilden des von Joseph Strutt<sup>3)</sup> herausgegebenen angelsächsischen Kalenders, dessen Verrichtung in das 11. Jahrh. fällt — besteht aus zwei Theilen, der sogenannten Handruthe, Handhabe<sup>4)</sup> und dem Knöppel; letzterer ist ein gewöhnlich aus dem Holze der Weißbuche, wegen seiner Schwerk, gefertigtes Holzstück, welches bei einer Länge an zwei Fuß ein zwischen drei und vier Pfund schwanfendes Gewicht hat, und entweder rund oder eckig gestaltet, jedoch in beiden Fällen glatt geschnitten oder getrebt von seinem obern Ende gefertigt und etwas schwächer als an dem untern Ende ist. Vermittels zweier Kappen, die von Schwarten oder andern starken Leder verfertigt sind, und deren eine, welche die Flegelkappe heißt, durch starke Nähiemen in den Krüben des Knöppels befestigt ist, während die andere, welche man in einigen Gegenden statt aus Leder aus dem dazu besonders ausgeschnittenen und geformten Holze junger Eichen macht, und welche den Namen Ruthefappe führt, sich am obern Theile der sogenannten Handhabe befindet, wird der Knöppel durch einen starken Riemen mit dem Weiselbunde, so mit der Handruthe, deren Kappe drehbar ist, vermittelst, daß er deren Schwünge bequem folgen kann. Die Handhabe besteht aus einem Stabe von einem leichten, festen und kalten Holze, weshalb man gewöhnlich Hirschen, Birken oder

Birnbaumholz dazu nimmt, und hat eine der Größe des Dreschens angemessene Länge, indem sie meistens 2 oder 2½ Ellen hat. In Beziehung auf das Werkzeug enthalten die sächsischen Dreschergunstartikel, welche der Herr von Rohm in seinem Haushaltungsrechte S. 612 und nach ihm Krünich in seiner ökonomischen Encyclopädie mittheilt, folgende Verordnungen: „Es soll ein jeder, ehe er zu dreschen anhebet, sein Werkzeug, ob es nach leipziger Fuß und der neuesten Façon, auch tüchtig sei, dem Visitatori erstlich vorzeigen. Auch lehrt die tägliche Erfahrung, wie sich ihn und wieder Pfuscher und Bödenhalen in hiesige Schuppen einschleichen, auch wol gar eßliche unachtsame Bauisgenossen sich ertappen lassen, welche mit so lieblichem Pfund aufgezogen kommen, da der Knöppel kaum ein halbes Pfund schwer und die Handhabe ½ Ellen lang ist, davor billig ein ehrerbietender Drescher einen Eltel hat. Denn ein reichschaffener Dreschflegelknöppel wenigstens drei Pfund haben und die Handhabe ½ Elle lang sein soll, daß man einen mittelstärkigen Trippeltact damit führen möge; bei Strafe vier Pfund Schmerzdies und ein Gredschendrod. So sind auch einige unserer Junst so geizig, einen Heller an ihre Flegel und Werkzeug zu wenden, gute Arbeit zu machen, sondern ertreiben von den Weißgärbern und Schneidern Abschnitte von Schaf- und andern Leder zu Hüten, so doch nicht tauglich und also ihre Kollegen in Todesgefahr neben solchen führen und sich täglich besorgen müssen, daß ihnen der Flegel auf den Kopf fährt, bei Strafe einer halben Metze Korn und ein halb Dugend hölzerne Zeller in die Tade.“ — Ein ungeheures Größenverhältniß zwischen Handhabe und Knöppel findet man in der Schweiz, indem hier die erstere kleiner als der letztere ist.

Soll nun zum Dreschen selbst geschritten werden, so wird zuerst die Tenne durch Abkehren oder Abdrücken gereinigt. Letzteres findet dann statt, wenn man Behufs des Abladens auf die Tenne fahren muß, welche, um sie gegen Beschädigungen zu sichern, vorher mit Stroh belegt wird. Da nun beim Abladen viele gute Ähren unter dieses Stroh fallen, so läßt man dieses, um die Körner nicht zu verlieren, erst abdrücken. Auf dieses Abdrücken lassen manche Hauswirthe dann das sogenannte Probetreschen folgen, welches darin besteht, daß man eine geringe Anzahl Garben von jeder Getreideart rein ausdreschen läßt, um den Äreneretrag der ganzen Ernte im Voraus überschlagen zu können, indem man nach der gewöhnlichen Proportionsrechnung von dem Kleinern auf das Größere schließt. Indessen ist dieser Schluß sehr trügend, indem nicht nur die Körner mit der Zeit mehr und mehr eintrocknen, sondern auch die Garben nicht alle einerlei Stärke haben, auch ein Feld vor dem andern ergiebt sich. Auf dieses Probetreschen folgt dann das Hauptdreschen, wobei man so zu Werke geht: Es werden bei den Winterfrüchten<sup>5)</sup> nach der

1) Es. J. E. R. O. Anton in seiner Geschichte der teutschen Landwirthschaft v. 1. v. 1. 24. S. 23 in der Note. Anders halten das alle Bauern, schälen, welches mit dem fliegere der Leinwand und dem Mäher der Griechen verwandt ist, für das Stammwort. Im Schwedischen heißt die Werkzeug Slaga oder Peil, welches letztere Wort mit der geringen Aenderung in Prael auf in Thüringen ein Schlagwerkzeug bedeutet. 2) Horda Angel-cynnian, or a complete View of the Manners, Customs, Arms, Habits etc. of the inhabitants of England from the Arrival of the Saxons till the Reign of Henry the Eighth etc. in two volumes (London 1775). 3) E. d. Art.

4) Da die Sommerfrüchte (Gerste und Hafer) kürzer Jahre haben als der Roggen und Weizen, so werden sie nicht angestge, sondern aufgeschaut, d. h. die Garben werden aufrecht neben einander gestellt. Ernten und Hülsenfrüchten werden, weil sich ihre

Größe der Tenne mehr oder weniger Garben unaufgebunden in zwei Reihen so angelegt, daß die Wurzelenden oder Stützen an oder nach den Tennenwänden, die Ähren aber nach der Mitte der Tenne und zwar sich berührend zu liegen kommen. Hierauf beginnt das sogenannte Vorschlagen oder Vorscheln, d. h. die Drescher dreschen die angelegten Garben nach einander ab, indem sie bei den Stützen anfangend mit dem Fiegl nach den Ähren herabgehen und zwar zuerst auf der einen, dann, nachdem die Garben mit dem Fuß umgewendet worden sind, auch auf der andern Seite. Ist dies Vorschlagen beendet, so werden die sämtlichen oder doch die meisten großgeschlagenen Garben an die Tennenwände gelehnt und das abgeschlagene Gestrübe sowohl wie die abgeschlagenen Ähren zusammengeharkt, um noch ein Mal mit dem nun aufgebundenen und mit dem Farten auseinandergezogenen und gleichmäßig vertheilten Garben, deren Ähren sie zur schubenden Unterlage dienen, abgedroschen zu werden. Da die aufgelösten Garben einen größeren Raum einnehmen, als die gebundenen, so folgt daraus, daß die Zahl der Garben, welche jetzt überdroschen werden, zumal da sie nur 7—8 Zoll hoch aufgelist werden dürfen, weit geringer sein muß als beim Vorschlagen. Denn betrogen sie erst vielleicht ein halbes Schock, so darf sich jetzt ihre Zahl kaum auf den vierten Theil belaufen. Auch wird der Raum für die Garben noch dadurch beschränkt, daß man diese nicht zu nahe an das Tennenbrett legen darf, weil sonst während des Dreschens zu viel Körner über den Schuß springen und so wenigstens für ihre eigentliche Bestimmung verloren gehen würden. Ist nun eine solche Lage in ihrem aufgelösten Zustande zugleich mit den bereits erwähnten Ährenabfällen, sowie mit den Garbenbänden, wenn diese nicht von reinem Stroh, sondern wie dies hier und da Sitte ist, aus Roggen oder Weizenhalben gemacht waren, gehörig überdroschen worden, so wird das Stroh<sup>5)</sup>, je nachdem es von Sommer- oder Wintergetreide herrührt, mit einer hölzernen Gabel oder mit den Händen umgewendet, oder, wie man auch sagt, umgeschlagen, ausgeschüttelt und nochmals überdroschen. Dabei müssen die Drescher eines gewissen Takt, sowie eine bestimmte Entfernung beim Aufschlagen mit dem Knäpel halten, indem das Erstere bewirkt, daß sie sich beim Dreschen nicht hinderlich werden, das Zweite aber das Reinausdreschen befördert. Hinsichtlich der Garbenzahl, welche nach dem Vorschlagen<sup>6)</sup> angelegt werden darf, sowie in Be-

Stroh mehr hinabzuwerfen, auf der Mitte der Tenne ausbreitet.

5) In manchen Gegenden nennt man die zuerst angelegten Garben ein Stroh, in andern eine Lage. 6) Man unterscheidet ein doppeltes Vorschlagen, das eigentliche und ungewöhnliche. Jenes ist das bereits erwähnte, wo die gebundenen Garben zwei Mal überdroschen werden. Bei dem letztern, welches hauptsächlich zur Gewinnung des Samengetreides angewendet wird, oder wenn man genöthigt ist, nur einige Schffel, sei es zum Verkauf oder zum eignen Gebrauch, zu gewinnen, werden die Garben nur ein Mal überdroschen und dann wieder bis zum Hauptdrucke zu ein Mal überdroschen in die Pank geworfen. Wie harte Schusschicht getrieben wird, läßt man oft auch bei dem eigentlichen Vorschlagen die Garben nur ein Mal überdroschen, um mit den zurückbleibenden Körnern eine bessere Mahlung für das Bleib zu erhalten.

X. Gesch. d. W. u. A. Erste Section. XXVII.

ziehung auf das Takt- und Entfernungshalten, verordnen die bereits erwähnten Drescherjurisconsulten Folgendes: „So lehrt auch die tägliche Erfahrung, daß viele der unsern im Dreschen gar keinen Tact und Metrie halten, sondern ohne Mesur so geschwinde klappen und klappen, wie in einer Windmühle und also unbedachtlich über die Garben und das Stroh, dahin wischen, da sie auch ein Mal herumgedroschen, das Stroh abjagen und aufbinden. Ja sie legen wol wider Gebrauch 12, 13 und mehr Garben an und hutschen darüber hinweg; derowegen ein jeder Eigenthümer selbst zusehen mag, daß ihm dadurch kein Schaden erwachse. Weil auch mehrentheils zwei, drei bis vier Drescher auf ein Mal in einer Scheune dreschen, so soll ein jeder dahin trachten, daß er rein dresche, und die Körner zum Schaden nicht halb im Stroh bleiben, sondern die Knochen rein vom Leibe halte. Auch soll alles bei Tage<sup>7)</sup> geschehen, daß die Arbeit tüchtig werde und ein jeder selbst Ehre davon haben mag, nach der Regel:

Drisch deine Garben hüthlich und rein,

So wird die Ehre deine sein,

bei Strafe sechs Zoll Käse und einen halben Bagen in die Lade. Auch soll ein jeder den Tact beobachten, als, wenn Dreie dreschen, die alte bekannte Verse und Melodie: „Im Winter, mein Wüthler! so drischst man das Stroh, wenns kalt ist, nicht alt bist und tapfer gesorn.“ Das Halbvierte aber: „Reich in Lätzen, laßt uns böpsen.“ Wer dawider handelt, wird mit dem Drescher-Weidenmesser abgemahnt und sollen dem Verbrecher, nachdem er mit dem Bauch auf eine Schüttel Stroh gelegt worden, durch den untersten Junggenossen 40 Streiche mit der Wurfschaukel auf den Hintern gegeben werden. Es soll auch kein Drescher ohne Vorwissen des Oberltesten seine Frau oder Tochter für sich eintreten lassen und deswegen von ihm erst einen Erlaubnißschein erlangen. Und so ja aus bewegenden Ursachen solches auf eine wenige Zeit, jedoch ohne alle Consequenz erlaubt worden wäre, so soll sich doch kein Weibsbild den Tact zu führen erlauben, sondern die Unterstelle haben, weil der Meister wissen muß, wie er die Kuh schinden soll.“

Dem Dreschen folgt das Aufbinden. Ist nämlich ein sogenanntes Stroh oder eine Lage völlig ausgedroschen, so wird das Stroh erstlich mit hölzernen Gabeln ausgeschüttelt, dann das Lang- oder Richtstroh beim Roggen und Weizen durch den Knäbel von dem an ihm hängenden kurzen Weimhe gereinigt und dann in Schützen und Strohbunde zusammengebunden. Hierauf wird auch das übrige Stroh, welches sich wegen seiner Kürze nicht in Schützen zusammenbinden läßt, nachdem es, was wenigstens in kleinen Wirtschaften zu geschehen pflegt, noch ein Mal überdroschen worden ist, zu Birz, Stürgeln, Krumm- oder Reesbunden vereinigt und auf die angegebene Weise ausgedroschen. Man reinigt die ausgedroschenen Körner erst mittelst eines Rechens von dem

7) Das Nachdreschen ist noch in Weidenburgischen gebräuchlich, in andern Gegenden aber wegen seiner Unschicklichkeit längst abgeschafft.

fogenannten Kleinten oder Abbrechling, worunter man die körnerlosen Ähren, sowie andere kleine Strohtheile versteht, und dann durch einen an eine lange Stange des festigten Fiederrisch; von der Überlehr, Abbarke oder Klesling, worunter man diejenigen Ähren und Strohtheile versteht, welche durch die Harke oder den Rechen nicht hinweggeschafft werden konnten. Das ausgebrochene Getreide wird dann, wenn mehrere Lagen ausgebrochen sind, an das hintere Trennende-geschaft, wo es den sogenannten großen Kamm bildet, so lange liegen bleibt, bis man, was beim gewöhnlichen Winterbrauch in der Regel am Ende der Woche stattfindet, zu dem sogenannten Warten oder Worseln schreitet. Denn um das Getreide völlig von den noch immer in demselben befindlichen Hefeln, Schellen oder Hüllen, welche die sogenannte Spreu geben, zu reinigen, wird es nun mit einer hölzernen Schippe, der Wurfschaufel, von dem hintern Ende der Tenne im Bogen gegen den Wind nach dem vordern Ende geworfen und allemal nach einigen Wülsen abgeseleert. Hierdurch wird nicht nur der größte Theil der Spreu hinweggeschafft, sondern man hat auch den Vortheil, daß sich die besten Körner von den schlechtesten sondern. Die schwersten und besten fliegen am weitesten und erhalten den Namen Vorsprung, die leichteren und schlechtesten bleiben zurück und heißen dann das Asterkorn, und zwischen diesem und dem Vorsprunge liegt das Mittelkorn. Die erste Sorte nimmt man zum Samen, zum gewöhnlichen Gebrauch oder wird sie mit der zweiten, dem Mittelkorn, vermischt; die letztere

Sorte dient als Viehfutter. Ist nun das Getreide durch das Abharfen, Abbletern und Worseln aus dem Größten gereinigt, so wird es vermittelst eines Siebes, welches, wenn es länglich gestaltet, von Draht geflochten, schräg gestellt und mit einem hölzernen Trichter versehen ist, durch welchen das eingesäthete Getreide über die Drahtfläche läuft, Kornrolle, Kornsege genannt wird, völlig vom Staube und kleinen Gesäme befreit. Auf großen Gütern gebraucht man zu gleichem Zwecke besonders beim Rübsamen, dem Hafer und der Gerste, vorzüglich wenn es an dem zum Worseln nöthigen Lustzuge fehlt, die sogenannten Windfegen oder Staubmühlen. Diese bestehen aus einem länglichen, auf vier Füßen stehenden, oben mit einem Trichter zum Einschütten des Getreides versehenen Kasten, in welchem sich ein schrägliegender Sieb und hinter diesem eine mit Flügeln versehene Walze befindet, die von Außen durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt, einen Lustzug hervorbringt, welcher völlig hinreicht, um das über das Sieb laufende Getreide von der Spreu und andern Unkraut zu reinigen. Dem Reinigen folgt das Aufmessen oder Aufheben, welches darin besteht, daß man das gereinigte Getreide mittelst eines Viertels oder Scheffelmasses mißt und es an den zu seiner Aufbewahrung bestimmten Ort bringen läßt.

Wie viel Scheffel Körner man aus einem Schock Getreidegaden zu erwarten habe, ist ebenso schwer zu bestimmen als die Zahl der daraus zu erhaltenden Langstrohschütten und Wirtbunde. Bei einer Mitteltenne erhält man nach Karbe, über die Wechselwirthschaft:

	Garb.n.		Reines Korn.		Stroh.	Überlehr.	Kaff.	Kurzbund.	Staub.
	Stück	Pfund.	Scheffl.	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Pfund.		
Weizen ..	12	281	1	90	134	20	12	14	11
Roggen ..	12	277	1	84	163	7	8	9	1
Gerste ..	10	196	1	75	85	14	12	15	1
Hafer ..	8	136	1	50	72	4	4	4	2

und nach Kräniz darf man bei

1	Scheffel Korn,	auf 30 Schütten und 15 Wirtbunde
1	„ Weizen	„ 36 „ 12 „
1	„ Gerste	„ 16 „ 24 „
1	„ Hafer	„ 20 „ 20 „
1	„ Erbsen	„ 36 „
1	„ Buchweizen	„ 30 „

ungefähr sich Rechnung machen. Ebenso hat man gefragt, wie viel Getreide drei oder vier Drescher in einer bestimmten Zeit auszubereiten vermöchten; allein auch hier wird sich schwerlich etwas Gewisses ausmachen lassen, da das Getreide in dem einen Jahre leichter als in dem andern aus seinen Hüllen geht und die Kräfte und Geschicklichkeit der Drescher hier viel beiträgt. Nach Kräniz (S. 583) werden von zwei Dreschern 8 Garben in einer Stunde, 12 in 1½ St., 20 G. in 2 St. auszubereiten, wonach drei Drescher zu 8 G. 4 St., zu 8 G. 4 St., zu 12 G. nur eine St. und zu 20 G. nur 1½ St. brauchen, indem man an-

nimmt, daß drei oder vier Drescher in einer Stunde 59—60 Schläge thun.

Diejenigen nun, welche die verschiedenen eben angegebenen Verrichtungen des Handdreschens pflicht- und dankwerthemäßig für einen gewissen Lohn treiben, nennt man Drescher im engeren Sinne des Wortes, und sie führen nach den verschiedenen Verhältnissen, in welchen sie stehen, auch verschiedene Namen. Bei größeren Gütern hatte man sonst noch mehr als jetzt Pflüchtdrescher, die, weil sie gewisse ehemals zu den Gütern gehörige Häuser selbst oft in entfernten Dörfern bewohnten, die Verpflichtung haben, gegen einen bestimmten Lohn das Getreide des Guts auszudreschen. In Nieder- und Mittel-sachsen nennt man sie Hofgärtner, Dreschgärtner, weil sie ihr wenig Land, das oft nur 3—4 Morgen beträgt, gartenmäßig bebauen; auch in Ober-sachsen findet sich diese Benennung theilweise, obgleich hier diese Pflüchtdrescher oft 20 Morgen Land, Kühe und Pferde besitzen. In andern Gegenden nennt man sie

Hofdrescher, weil man ein Rittergut gewöhnlich einen Hof zu nennen pflegt. Erbdrescher werden sie da genannt, wo die Verpflichtung des Dreschens forterbt, und Zwangsdrescher, weil sie zur Erfüllung ihrer Pflicht gezwungen werden können. An einigen Orten, wie z. B. im Wonnfeldischen, führen sie den Namen Bänderer, weil sie für ihre Arbeit, die jedoch nicht bloß im Dreschen, sondern auch in andern Feldarbeiten besteht, den Getreidebesitzer, jedoch oft nur vom Wintergetreide, erhalten, und Bänderdrescher werden diejenigen genannt, welche abwechselnd in den Scheunen beschäftigt werden. Den Pflichtdreschern stehen die freiwilligen Lohn- oder Scheffeldrescher entgegen, welche das Dreschen als ein freies Handwerk betreiben und auf Domänen und größeren Rittergütern in den sogenannten Drescherhäusern, die meist mit einem Stück Gartenland verbunden sind, gegen einen billigen Wirthshaus mit ihrer Familie ein Unterkommen finden. Zu diesen freiwilligen Dreschern nimmt man in Thüringen häufig Altenburger, wegen ihrer eigenen viel fördernden Art zu dreschen, die durch ihren kräftigen Körperbau begünstigt wird. Denn, daß das Dreschen keine ganz leichte Arbeit sei, zeigen die Forderungen, welche die mehrerwähnten Drescherzunftartikel an einen Drescher machen, indem es gleich in §. 1 also heißt: „Es soll kein Drescher, er sei in der Stadt oder auf dem Lande, auf ein Mal mehr denn zwei Tunde lernen und soll der Junge wenigstens 18 Jahre alt sein, sein corpulent, stark von Knochen, den Hiesel zu regieren.“ Auch mißbilligen dieselben aus eben diesem Grunde die Anwendung der Weiber und Mädchen bei dieser Arbeit. Hinsichtlich des Lohns, welchen die freiwilligen Drescher bekommen — denn bei den Pflichtdreschern ist er durch das Herkommen bestimmt, wie bei den schlesischen Fogschütern, welche den 18. Scheffel bekommen — herrscht eine große temporäre und provinciale Verschiedenheit, weshalb alle deshalb angeführten Berechnungen und Angaben nur einen sehr geringen Werth haben. Doch ist der sogenannte Scheffelohn oder Schutt der gewöhnlichste. Nach diesem bekommen die Drescher bei dem Aufdreschen, den 10., 12., 13., 15. Scheffel vom Sommer- und Wintergetreide, indem hier der Preis des Getreides, sowie der größere oder geringere Ertrag der Ernte, theils andere Rücksichten in Erwägung gezogen werden müssen. Dabei herrscht an manchen Orten die Gewohnheit, daß die Drescher ihren Scheffel oder die sogenannte Hebe geküßt bekommen<sup>8)</sup>, während die Eigentümer gestrichen werden. Läßt man für Tagelohn dreschen, was öfters bei Rüben, Klee, Klee fast immer der Fall ist, so wird der Drescher wie jeder andere Tagelöhner bezahlt, wobei man natürlich die von der Länge oder Kürze der Tageszeit abhängende Arbeitszeit

berücksichtigt, oder man lohnt nach Schweden oder Scheffeln, wo die größere oder geringere Mähe, sowie der höhere oder niedrigere Preis auf das zu zahlende Arbeitslohn einwirkt.

II. Das Fußdreschen. Menschenmangel und Ueberfluß an Thieren, klimatische Begünstigungen, der Wunsch bei geringen Kosten in kurzer Zeit mit dem Ausdreschen fertig zu werden und sich vor den Verurtheilungen der Drescher zu sichern, die sich vorzüglich oft das Nichterdreschen zu Schulden kommen lassen, weshalb in manchen Ländern der Raderbruch eingeführt und wie z. B. in Schweden und Schlesien<sup>9)</sup> gesetzlich bestimmt ist, wie viel Körner in einer gewissen Zahl Garben bleiben können, wenn die Drescher nicht bestraft werden wollen, haben schon seit den ältesten Zeiten das sogenannte Fußdreschen aufgebracht, welches sich auch in größerer oder geringerer Allgemeinheit bis in die neuesten Zeiten erhalten hat.

Der Hauptsache nach besteht das Fußdreschen darin, daß man Thiere durch Menschen auf dem Getreide herumtreiben oder herumreiten läßt, um durch den Druck ihrer Klüße die Samenkörner aus ihren Hülzen zu drängen. Auch diese Art des Dreschens finden wir bereits in der heiligen Schrift erwähnt, und die alten Hebräer bedienten sich dazu sowohl der Ochsen als der Pferde. Sie zwangen zu diesem Zwecke zwei, drei, auch vier aufsammergekoppelte und an einem in der Mitte der gewöhnlich auf freiem Felde angelegten Tenne stehenden Pfahle befestigt

9) In Sachsa. hierzu 40 Schütteln Stroh, die ein Schock Garben gibt, nicht mehr als 3 einer dreierlei Wege beim Raderbruch enthalten; in Schlesien that man auf 3 Schock Stroh eine Wege, in der Oberlausitz nur drei Weiden gut. In Beziehung auf die übrigen Verhältnisse enthalten die schles. Drescherzunftartikel folgendes: „Die weiten Pumpholen, Strohspießen, großen Scheibeln, weite Schupe, worin man noch ein Paar Hirschen einquartieren konnte, sollen zu tragen gänzlich abgeschafft sein, weil sich zu nicht geringem Schaden des Eigenthümers oft die Körner darin verlierten. Woanders es mag ein jeder, der es bezahlen kann, sich der Weidenhaken bedienen oder die Stämpfe fein glatt hinaufziehen, damit sie nicht wie ein Kugelfaß oder Raderbruch gefüllt sein mögen und die Körner davon abbringen können. Was obgleich unter dem Schein die großen Hosen abgeschafft, sich aber statt deren zwischen dem Futterack des Rods große Taschen zu ihrem größern Vortheil eingebracht haben, wie die Seidenacktaschen. Wer darüber handelt, soll um 4 ggr. criminalisch bestraft werden. Da auch an einigen Orten hergebrucht, daß Sonadente einem jeden Drescher ein Bund Stroh auf den Abend frei mit sich nach Hause zu nehmen, erlaubt ist, so soll sich keiner gölzen lassen, ein langlich Stöcklein mit Körnern hinein zu practiciren, und solches demselben dem Stroh hinweg zu tragen, wie selber die Erfahrung bezeugt, der Stroh häufiger Remotion und Ausschließung von der Junke, wie auch Sequestration des Werkszugs. So muß man auch erfahren, daß etliche große Stöße in die Haufen unter das Stroh streuen und mit Frucht anfüllen, auch solche noch und nach mit nach Hause practiciren: also sollen die Werderher der Obrigkeit übergeben und von der Junke als unecht gehalten werden. Was man auch vernemen, wie etliche Eigenthümer durch den Visitator klagend anbringen lassen, daß einiger Drescher so vortheilhaft, daß sie beim Warten etliche Mal anfüllen und den Werkszug mit der Schaufel fortsetzen, auch beim Heilen heimlich mitten in den Haufen brachten, die mittlere Frucht aber außen anfüllen, und loben dem Aufseher allein den ansehnlich von Herrn Frucht abnehmen, ihren Boden aber aus dem Mittel und also das Best zu sich ziehen. Alle sollen die Werderher, so oft sie sich ersuchen lassen, allezeit des kieners beim Aufseher geduldig: Weisheit verliessen sein.“

Thiere, denen das Maul mit einem, bei den Griechen *παρονομή* genannten, Korbe verbunden war. — weßhalb sich schon bei Moses, dessen Moral die Billigkeit gegen Menschen und Thiere so sehr berücksichtigte, das bekannte Verbot des Maulverbindens findet — vermittelst eines mit einer eisernen Spitze versehenen Stabes, so lange auf den im Kreise herumgelegten Garben herumzugehen, bis der Zweck erreicht war. Diese Dreschart war bei den alten Griechen, die ihre Erfindung der Gees zuschrieben und sich hauptsächlich der Pferde bedienten, sowie bei den alten Römern gebräuchlich, welche oft ganze Heerden von Thieren über das Getreide trieben, und sie hat sich von der Nordküste Afrika's bis zu den Pottenstetten auf der äußersten Südküste dieses Welttheils, wo Kolbe das bei dem genannten Volke angewandte Verfahren sah und in seiner Beschreibung des Borgebirges der guten Hoffnung aufzeichnete, in Spanien, Frankreich <sup>10)</sup>, Italien, Griechenland, der Türkei und dem südlichen Rußland erhalten, und die Kosaken konnten sich im J. 1813 nicht genug über das in Sackhen gewöhnliche Handdreschen verwundern. Auch bei vielen asiatischen Völkern, welche die Küste ihrer Thiere mit einer Art hölzerner Schube versehen, ist das Fußdreschen gewöhnlich. So man bedient sich nicht bloß der Ochsen und Pferde, sondern die alten Ägypter ließen nach Herodot ihre noch auf den Palmen stehende Gerste durch hingetriebene Schweine austreten, und im südlichen Frankreich nimmt man Esel und Maulthiere dazu. In den nordöstlichen Gegenden Europa's wird das Fußdreschen besonders in Livland und Kurland angewendet; in Aufschland dagegen hat es nie allgemeinen Beifall gefunden und von den ältern deutschen Siämmen datten es bloß die Westgothen angenommen. Denn nach der L. Wisigoth. L. VIII. T. 4. §. 10, welche die Überschrift führt: Si qualiacunque animalia tritoria areas satigentur, gab derjenige, welcher eines Andern Pferd oder Vieh auf einen Dreschplatz (aream) führte, für jedes Stück einen Schilling, und wenn bei dieser Gelegenheit eins starb, einen Schilling und ein anderes Stück Vieh an seine Stelle. Jetzt ist bei uns noch das Ausreiten bei solchen Fruchtarten, deren Halme wenig oder gar keine Schonung nöthig haben, wie z. B. bei der Rübsat, die zugleich in einer Zeit getrocknet werden muß, wo man die Menschenhände bei andern Feldarbeiten nöthiger braucht, oder dem Haser, wenn er nämlich etwas feucht eingeerntet worden ist, wo dann sein Stroh weniger leidet, im Gebrauche. Man wendet bei dem Ausreiten zwei, drei, auch sechs Pferde und zwar gewöhnlich Fohlen an, welche ein oder zwei Knechte auf dem so angelegten Getreide, das dessen Ähren sämmtlich nach oben stehen, in der Gestalt einer liegenden 8 herumreitet, während ein Paar andere Männer beschäftigt sind, das niedergebretene Stroh aufzulockern und umzuwenden. Wie bereits oben angedeutet wurde, hat das Fußdreschen außer andern Ursachen bei uns hauptsächlich aus klimatischen Gründen sein Gild gemacht, indem dasselbe nur auf großen Lannen, deren Anlegung

die bei uns herrschende unbefähigende Bitterung nicht erlaubt, mit Vortheil angewendet werden kann. Auch mag die Strohverwüthung und Braunreinigung, die bei dem Fußdreschen kaum zu vermeiden ist, wol viel beigetragen haben, zumal da man doch immer mehr Menschen dabei nöthig hat, die, selbst dreschend, fast ebenso viel schassen würden. Ausführlich hat Krünitz das Verfahren beim Ausreiten in seiner ökonomischen Encyclopädie II. Bd. S. 508 §. beschrieben und die Gründe, die zu seinem Vortheile sprechen, auseinandergelegt.

III. Das Maschinen dreschen. Die bei dem Fußdreschen angeführten Gründe liegen wahrlich zugleich mit oder kurz nach dem Fußdreschen auch das Maschinendreschen aufkommen, welches darin besteht, daß man die Samenkörner durch Maschinen, welche durch Menschen, Thiere, Wind, Wasser oder Dampf in Bewegung gesetzt werden, sodas man wieder Druck, Stoß und Schlagmaschinen unterscheiden kann, die theils feststehend, theils über das Getreide sich hinweg bewegend wirken, ausdreschen läßt. Nach dem letztern Eintheilungsgrunde wollen wir jetzt die hauptsächlichsten derselben kennen lernen.

Wiederum finden wir in der heiligen Schrift die erste Nachricht von dieser dritten Art zu dreschen, indem sie wol eines Dreschschiffens als Dreschwagens erndet. Ersterer bestand aus zwei oder mehreren starken mit einander verbundenen Holzstücken, welche unten durch eiserne Räder gerieft und gefeibt waren und mit Steinen, auch wol dem Fuhrmann selbst, belastet, von Ochsen auf dem Getreide herumgezogen wurden. Die Dreschwagen, deren Räder umgehobelt waren und durch ihren ungleichen Stoß die Körner aus den Ähren trieben, waren ebenso wie die eisernen Kriegswagen eine phönizische Erfindung und wurden als solche schon früh durch die phönizischen Colonien nach Afrika verschifft. Unter dem Namen plostellum poenicum nahmen die Römer diesen Dreschwagen von den Karthaginiern an, und Varro beschreibt ihn ausführlich in seinen landwirthschaftlichen Schriften. Außer diesem Dreschwagen kannten die Römer noch zwei andere Dreschmaschinen, welche ebenfalls von Ochsen gezogen wurden, nämlich die tribula oder Dreschwalze und die traba oder dem Dreschschiffen, über welche Dief in seinen Anmerkungen zu Virgil's Georg. I, 164 weitläufiger handelt. Noch jetzt ist das Ausfahren des Getreides in den südlichen und östlichen Ländern fast ebenso gebräuchlich wie das Austretenslassen. In Persien wendet man einen Schlitzen dazu an, der von einem Pferde mit verbundenen Augen gezogen wird, und in Ägypten nennt man die Maschine, welche dazu verwendet wird, Nautreda. Sie besteht nach Niebuhr aus einem viereckigen Gefesse, in welchem sich drei mit runden und platten Eisen versehenen Walzen um ihre Achse drehen. Diese Maschine, auf welcher sich ein Stuhl zum Sitze für den Treiber bestand, wurde von zwei Ochsen auf den Garben herumgezogen, welche in einem Umfange von 80 — 100 Schritten 2 Fuß hoch und 6 — 8 Fuß breit aufgedrückt waren, wobei man das Stroh mit einer hölzernen fünfjüngigen Gabel umwendete. Ein Tag reicht hin, um zwei solcher Lagen auszufahren, doch ging das Stroh

10) Vergl. Gosseländiges Handbuch der neuen Erdbeschreibung von Wapart, Cassel u. f. w. 2. Theil. 2. Bd. S. 57.



dabei fast gänzlich verloren, indem es nach und nach so klein wie großer Häckling wurde. Hatte nun die Maschine die Hauptsache gethan, so wurde das Stroh durch Werfen gegen den Wind von den Körnern und unausgedroschenen Ähren gelondert, und letztere dann von paarweise zusammengebundenen Ochsen völlig ausgetreten. Dabei ließ man die Thiere ungehindert auf das Stroh und die Körner harnen, sing jedoch ihren Mist sorgfältig mit den Händen auf, um ihn mit Stroh vermischt als Feuerungsmaterial zu gebrauchen.

In Italien, namentlich in Piemont und der Gegend von Verona, ließ man schon seit Jahrhunderten die Körner durch eine große hölzerne, gefurchte Walze von vier Fuß Länge und einem Fuß Dicke, welche ein trabendes Pferd zieht, aus den Hülsen drücken. Diese einfache, nur 7—8 Zthr. kostende, Maschine wurde durch einen französischen Kanonier, welcher sie in den italienischen Feldzügen unter Napoleon kennen gelernt hatte, nach seiner Heimkehr in das südliche Frankreich auf dem Gute eines gewissen Grouzet, bei dem er Verwalter geworden war, eingeführt, und fand solchen Beifall, daß die landwirthschaftliche Gesellschaft im Departement der obern Saronne sich zur Empfehlung ihrer allgemeinen Einführung bewogen fühlte. In fünf Stunden wurden durch die Arbeit eines einzigen Pferdes, mittels dieser Maschine, zehn pariser Schffel vollkommen ausgedroschen, wobei sechs Menschen hinreichten, um das Stroh zu legen, zu wenden und wegzunehmen. Auch litt das Stroh nicht als eine bandförmige Krümmung, was vielleicht die größten Trockenheit der Halmstrüke zuzuschreiben ist. Abgebildet und beschrieben findet man dies, sowie die von Hrn. Ernst verbesserte, zwölfsiedige Walze in der landw. Zeitung 1804 Nr. 38, 1805 Nr. 15 und 24, sowie im Jahrg. 1809 die von Puymarin verbesserte. Eine von einem hessischen Bauer erfundene Dreschwalze, welche gleichfalls durch ein Pferd in Bewegung gesetzt wurde, gleich Menschen ersorderte und in einem Tage soviel ausrichtete wie zwölf gewöhnliche Handdrescher, beschreibt Krünig (Don. Encycl. 9. Zth. S. 519 und 520).

Ähnliche Versuche mit beweglichen Dreschmaschinen hat man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorzüglich in Schweden gemacht. Durch Karl's XII. Aufenthalt in der Türkei war man mit dem in derselben üblichen Aufahren des Getreides bekannt geworden, welches wahrscheinlich noch bis auf den Zeiten der Römer erhalten hatte. Um nun dasselbe auch in Schweden einzuführen, ließ der Kanzleirath Eward Carlsson im J. 1750 einen bulgarischen Bauer auf seine Güter kommen und am 23. Aug. d. J. stellte dieser in Roslagen auf dem Gute Höckstads den ersten Versuch an. Die Maschine, deren sich der Bauer bediente, bestand aus einem vier Ellen langen und 4 Ellen breiten, aus zwei Balken zusammengeführten Trage, dessen hinterer Theil etwa in  $\frac{1}{2}$  seiner Länge mit Feuersteinen ausgelegt war, die ihre feste Haltung durch das Zertrümmern des frischen Holzes, in welches sie eingestügt worden waren, bekamen, während der vordere Theil, welcher sich Anfangs  $\frac{1}{4}$  Zoll unter die erwähnte Fläche senkte, schichtenförmig gekrümmt war. Mit

diesem von Ochsen gezogenen Trage fuhr nun der erwähnte Bauer Nachmittags von 3 $\frac{1}{2}$ —6 $\frac{1}{2}$  Uhr auf vier Lasten Roggen herum, zu deren Anlegung auf dem dazu bestimmten Plage er  $\frac{1}{4}$  Stunde gebraucht hatte, und nachdem er das noch nicht ganz ausgedroschene Stroh binnen einer Stunde hinweggeräumt und die Körner geworfelt und gereinigt hatte, betrug ihr Maß zwei Tonnen. Am folgenden Tage fuhr er, um das Stroh völlig auszubreschen, noch  $\frac{1}{4}$  Stunde lang, und beim Abmessen fand man 15 $\frac{1}{2}$  Kapper Koggen. Mehrere auch bei andern Getreidearten mit dieser Maschine angestellte Versuche, die theils auf Veranlassung der königl. Akademie der Wissenschaften, theils von Privaten, wie z. B. vom Baron Brauner, der als Tenne die Fischeide eines vom Schnee gereinigten Fischeiches gebraucht, ergaben ein gleich zufriedenstellendes Resultat, indem man namentlich bei der Gerste durch ein  $\frac{1}{4}$  ständiges Fahren aus fünf Kassen, jede Last zu 30 Gebünden gereinigt, 6 $\frac{1}{2}$  Tonne reingeworfelte Körner gewann, wobei das weiche und zartgedrückte Stroh mit Heu vermischt ein treffliches Viehfutter abgab. Dennoch ward diese Maschine weniger gebrauchlich als die Dreschwagen, deren man sich vorzüglich in den Provinzen Medelpad und Ångermanland bedient und welche mehr oder minder zusammengefest sind. Der Dreschwagen, den man gewöhnlich in den erdtrüben Provinzen anwendet, hat eine Länge von zehn Fuß und 18 quäuerne Räder von gleicher Größe, indem ihre Durchmesser 4 Ellen, die Breite des äußeren Ringes aber bei einem Zoll Dicke 2—2 $\frac{1}{2}$  Zoll beträgt. Von diesen Rädern stehen an jedem Ende des Wagens, je vier an einer eisernen Stange, so nahe aneinander, daß sich ihre Büchsen berühren. Von den übrigen zehn Rädern befinden sich immer je zwei an hölzernen Stangen, welche bis zur mittelften, deren Länge 1 $\frac{1}{2}$  Ellen beträgt, allmählig länger werden. Die Stangen sind durch eiserne, mit Gliedern versehene Stäbe so aneinander befestigt, daß sich der Wagen frei bewegt. Dieser wird von einem oder zwei Pferden gezogen und soll bei gleichen Verhältnissen zehn Mal mehr leisten als durch das Handdreschen erzielt werden kann, und wobei man bedenken muß, daß nicht bloß die Maschine, sondern auch die Füße der Thiere wirken. Die erste Idee zu diesem Dreschwagen gab der Rector M. Magnus Stridberg am Gymnasium zu Hernösand an, doch baute er sie, wie dies noch jezt hier und da gebräuchlich ist, ganz von Holz, weshalb bei seiner Maschine größere Verhältnisse als bei den eisernen statthaten. Mehrere ähnliche in Schweden gebräuchliche Dreschwagen findet man neben den ebenangeführten näher beschreiben und erläutert in Krünig's Encyclop. a. a. D.

Wir kommen jezt zu den unbeweglichen oder stehenden Dreschmaschinen, die Einige allein Dreschmühlen genannt wissen wollen, während man sie ihrer innern Einrichtung wegen richtiger mit Andern Dreschmühlen nennt; sie sind wahrscheinlich eine Erfindung der neuern Zeit, und der Erste, welcher eine solche und zwar gleich von sehr zusammengesetzter Art aufstellte, war ein Herr von Ambotten zu Paddern in Kurland. Denn sie drosch, worfelte, siebte das Getreide, und sieberte es gemessen ebenso in

einen bestimmten Kasten, wie die von den Körnern geschiedene Spreu und hatte doch nur zwei Personen nöthig, von denen die eine das auszubreschende Getreide anlegte, die andere das ausgedreschene hinwegnahm. Ihren Hauptbestandtheilen nach bestand sie aus einem runden, nach der Mitte zu schräg sich senkenden und dafelbst durchlöchernten Dreschkaden, einem unter diesen Löchern sich befindenden Mähtrichter, einem an dessen unterm Ende angebrachten, fortwährend arbeitenden Halsebälge, welcher das aus dem Trichter herausfallende Getreide reinigte, indem er die demselben beigemischte Spreu durch ein vor ihm angebrachtes Fenster in das für sie bestimmte Behältniß trieb; ferner aus einer unter dem Trichter angebrachten, schräg stehenden, drähternen Kornralle, und endlich aus einem geigten Kark: ken. Indem nun durch die Maschine, welche die Dreschkegel in Thätigkeit setzte, auch die Tenne in eine drehende Bewegung gebracht wurde, lief das ausgedreschene Korn durch die Löcher des Centrums in den Trichter, aus diesem auf die Kornralle, wo es durch den Halsebalg von der Spreu gereinigt wurde, und von dieser, auch von dem übrigen Unrathe befreit, in den Kornkasten. Da nun dieser ein bestimmtes Maß hatte, so erfüllte die Maschine, welche jedoch schon im J. 1679, nachdem sie neun Jahre gestanden hatte, durch Feuer zerstört wurde, alle die angegebenen Vorrichtungen.

Einundzwanzig Jahre darauf wurde auf dem Amte Eryen bei Hameln nach der Angabe des Oberamtmanns folgt eine in Hinsicht des bloßen Dreschens noch mehr leistungsfähige Maschine aufgestellt, indem drei Menschen mit ihr die tägliche Arbeit von 18 Handdreschern verrichteten. Bei ihr wurde durch ein Stirnrad, welches mit einem Wasserrade an einer und derselben Welle befestigt war, ein Trilling in Bewegung gesetzt, durch welchen die an ihm sitzende Welle, sowie das an deren anderer Seite angebrachte Schwungrad nebst zehn an ihr sich befindenden Scheiben herumgedreht wurden. Indem nun jedes Mal zwei dieser Scheiben mit drei Aufhebern oder Dauen versehen waren, so wurden durch diese die gleichfalls in der Welle befestigten Dreschkegelstiele, welche durch angebrachte Keilen verbunden waren, seitwärts zu fallen, und die an ihnen befindlichen Knöpfe in Gang gebracht. Die mit Bretern belegte und mit dreierlei Wänden versehene Dreschtenne konnte durch Rollen vor- und rückwärts geschoben und die ganze Dreschweile, so oft nur angeligt werden sollte oder es sonst nöthig war, durch einen angebrachten Hebebaum leicht zum Stillstehen gebracht werden. Mit einer geringen Abänderung konnte diese Maschine auch durch Thiere in Bewegung gesetzt werden. Trotz ihrer Mängel, da sie namentlich das Stroh zu sehr verweirte und dadurch verdaulich, erregte sie doch viel Aufsehen; man bemühte sich, sie zu verbessern oder durch neue Erfindungen zu ersetzen, was auch mit mehreren sehr merkwürdigen Glückes bewerkstelligt wurde, indem Gelehrte, Künstler und Handwerker theils einzeln, theils vereint ihre Kräfte in diese Hinsicht aufboten. So trat im J. 1726 ein Dr. Wieser aus Weizung in Göttingen mit einer zwar einfachen, aber dennoch weniger zweckmäßigen und dauerhaftesten Dreschmaschine auf, und

in demselben Jahre wurde eine in Baiern erfundene zugeschlagen. Auf Weizung folgten im J. 1732 Michael Menzies in Edinburgh, Weizung, mit dessen Maschine ein Mann in zwölf Stunden die Arbeit von sechs Dreschern verrichten sollte, Du Quet 1733, Mich. Stirling zu Craighead 1748, der Ingenieur Weizung, welcher nach der Stirling'schen eine andere erbaute, die bald in allgemeinen Gebrauch in Schottland und England kam; der Schwede Klaus Bliedert Trögelsius 1754 und zwei Jahre nach diesem der Braunschweiger J. P. Detmar, welcher mit seiner wenig über 100 Ael. kosten der Erfindung in einer Minute die Arbeit von 40 Dreschern in derselben Zeit ersetzen wollte. Nach diesem trat der Sonnenburger G. B. Knerre mit einer Maschine hervor, welche wie die Ambertons'sche zugleich dreschen, seggen und messen sollte, und im J. 1761 stellte der Potsdamer und Mechanikus Hahnel in Berlin auf dem gräflich Pöderwitschen Gute Gutsow eine Dreschmaschine auf, die aus einer sieben Fuß langen und sieben Fuß Durchmesser habenden Trommel bestand, an welcher 24 bühnen mit lebernen Kappen versehene und an Ketten befestigte Riegel von zwei Fuß acht Zoll Länge befestigt waren. Auf einer während des Ganges der Maschine sich drehenden Scheibe stand ein Mann, welcher das Getreide umwendete, während eine Frau die Garben ab- und zuschaffte und ein Junge die Thiere antrieb. Es wurden durch diese Maschine bei der gewöhnlichen Tageslänge 20—22 Mandel aufgedrescht. Durch eine um dieselbe Zeit in Dänemark aufgestellte Preisfrage wurde Dietrich Christian Jester veranlaßt, mit einer Dreschmaschine aufzutreten, durch die er wirklich den Preis gewann. Im J. 1764 kam die sogenannte lütticher Dreschmaschine auf, welche der Hohlseid'schen ähnlich war, das Modell zu einer andern wurde im J. 1766 zu Leipzig aufgestellt und 1767 wurde eine neue Dreschmaschine durch die preussisch-ministerischen Anzeigen empfohlen, nachdem bereits im J. 1766 die königl. spanische Gesellschaft der Vaterlandsfreunde eine Medaille von 1000 Realen Werth für die leichteste und wohlfeilste Dreschart ausgesetzt hatte. Eine andere Maschine, welche 40 Handdrescher ersetzen sollte, gab Flodot an, und eine verglichen mit fünf Riegeln, welche in der Minute 80—100 Schläge thun und täglich, ohne dem Stroh zu schaden, drei Schad Getreide jeder Art ausdreschen sollte, empfahl im J. 1768 das neue allgemeine Forstmagazin zu Wienburg. Im J. 1769 erfindet der ehemalige Abt des Klosters Bergen bei Radeburg, Hahn, eine auf dreifache Art eingerichtete Dreschmaschine, die nicht nur im Kloster Bergen selbst, sondern auch von dem Kammerherrn von Willou auf seinem Gute Lebnitz eingeführt wurde. Wenige Jahre darauf fürchtete der Engländer Garte eine von ihm erfundene Dreschmaschine an, welchem ein anderer Engländer, William Gortz zu Emilingen, folgte, der eine Maschine anbot, die zugleich dreschen und mahlen sollte, und er erhielt von der zur Aufmunterung des Handels, der Manufacturen und Künste errichteten Gesellschaft eine Belohnung von 50 Pfund und 10 Guineen für Uebersetzung seines Modells. Im J. 1786 stellte Herr von Planau zu Paris eine Dreschmaschine auf, mit welcher zwei Personen die Arbeit von 64

Menschen verrichten sollten, und im nämlichen Jahre wurden die ausländischen Dreschmaschinen von Beseler beschrieben. Im J. 1794 lieferte der Herr von Dabehn in Schweden die Beschreibung und Zeichnung einer Dreschmaschine, und das Jahr vorher wurde die von Wiederske'schen Dreschmaschine bekannt, welche nicht mehr als 3 Ahr. kostet, äußerst einfach ist, sich auf jeder Tenne anwenden läßt, aus einer Schürme in einen Zenne verlegt werden kann und durch einen Menschen in einem Tage die vierthilige Arbeit von vier Menschen verrichtet. Im J. 1797 trat der Wassermüller zu Saffendorf, 3. Anbr. Manig, mit einer Dreschmühle auf, welche durch 15 Stampfen drei Schock Garben rein ausdrescht und nur zwei Menschen nöthig macht, welche die Garben in die Maschine legen, die wie eine Schnittemühle durch ein kleines Rad in Bewegung gesetzt wird. Mehr Aufsehen als die bisher genannten Dreschmaschinen machten die des Postors Pfeiler zu Bedtelslädt im Braunschweiger. Die zuerst von ihm erfundene und nachmals von ihm mehrfach verbesserte Maschine hatte folgende Beschaffenheit: Ein gewöhnliches Kammerad an einer stehenden Welle, mit einem Schwengel zum Herumtreiben versehen, greift in einen Trilling, der sich an einer liegenden Welle befindet. Indem dieser sich drehend, werden durch die mit Hebelarmen versehenen Trillingscheiben 16—18 Schläge in Bewegung gesetzt, die durch ebenso viele unten angebrachte Pressfängen ihre Elasticität erhalten, und das untergelegte Korn ausdreschen. Da nun die Dreschbank selbst aus einer geeigneten Platte bestand, so rollte das ausgedroschene Getreide von selbst auf das untenliegende Sieb und erpicht so seine Reinigung. Die zweite von ihm erfundene Maschine sollte das Verlorengehen der Körner auf dem Felde während der Ernte verhindern und er machte sie unter dem Namen einer neuen, fahrbaren Belte- und Felddreschmaschine bekannt. Nach ihm trat der Dr. Köhlig in Leipzig mit einer verbesserten Hohlfeldschen Maschine auf und gleichzeitig mit ihm im J. 1798 kündigte ein Ökonom in der Leipziger Zeitung eine Dreschmaschine an, deren Leistungen sich zu dem gewöhnlichen Handdreschen wie Vier zu Eins verhalten sollten. Andere Dreschmaschinen erstanden späterhin der Baron Fried. Hierta zu Twetaberg, der Rittmeister von Greiff, der Lieutenant von Seindel, der Mechanikus Michael Wessel (1803) in Dresden, der Baumeister Peter Eisenberg zu Stockholm, der Norbamerikaner Horie in Nordamerika, der D. A. H. Meyer. Seine Maschine ist wohlfeil (55 Ahr.), kann wegen ihrer Einfachheit leicht ausgebaut werden, vermehrt das Stroh nicht, drischt rein, schnell und vier Mal soviel auf die gewöhnliche Art, und kann leicht von einem Orte zum andern geschafft werden. Die letztere Eigenschaft besitzt auch die von dem Baumeister des Herzogs von Selsord in Woburn erfundene. Noch verdienen Erwähnung die Maschinen des Schottländers Andrew Meikle, sowie die des William Lumfoll, welcher bereits im J. 1799 ein Patent darüber erhielt. Eine seiner Maschinen drach in sechs Stunden 50 Scheffel oder 3050 Pfund englischen Gewichtes und wurde von einem Pferde gedreht und von einem Manne und drei Kindern bedient. In Moskau

verkauft ein englischer Mechaniker Trinham Dreschmaschinen, welche in 40 Minuten 300 Garben ausdreschen.

Die große, leicht noch zu vermeinder Anzahl der hier aufgeführten Dreschmaschinen zeigt deutlich, welchen Werth man auf sie gelegt hat. Dennoch haben sie außer England, wo sie fast allgemein eingeführt sind, Seeland, welches sich der schottischen Dreschmühlen, die in der Fabrik des Hrn. Jernsen in Kopenhagen verfertigt werden, bedient, Schweden, Island, Aurland und einigen großen deutschen Gütern (auf sehr vielen hat man sie hier jedoch auch wieder abgekauft), im Ganzen wenig Eingang gefunden, ja die meisten geriethen, kaum entstanden, wieder in Vergessenheit. Fragen wir nach den Gründen dieser Erscheinung, so möchten es folgende sein: Für kleine Wirtschaften, wo der Hausvater selbst mit seinen Kindern und Gefinde das Dreschen besorgt, sind sie eher nachtheilig als vortheilhaft, indem hier eine Menge Hände, zu einer Zeit, wo andere Arbeit mangelt, unbeschäftigt bleiben würden, und auf größeren Gütern haben sie den Nachtheil, daß sobald etwas an ihrem Mechanismus zerbricht, aus Mangel eines Künstlers, der den Schaden sogleich ausbessern vermag, die Arbeit oft wochenlang unterbrochen oder doch durch Handdrescher geleistet werden muß. Spricht man von Ersparrissen, namentlich an Arbeitslöhne, so muß man außer den Anschaffungs- und häufig nöthig werdenden Reparaturkosten auch in Anschlag bringen, daß man die Drescher doch zu den ärmsten Feldarbeitern nöthig hat, wo sie eben, weil man auf den Verdienst rechnet, den sie im Winter beim Dreschen haben, ein geringeres Lohn erhalten, als sie sonst fordern würden, wodurch dann die Ersparnis wieder aufgehoben wird. Und sieht man endlich auf die Leistungen dieser Maschinen, so stehen sie fast alle immer in irgend einer Hinsicht im Nachtheile gegen die Leistungen der Handdrescher. Schaffen sie mehr Körner, so verderben sie dagegen das Stroh, arbeiten sie schneller, so lassen sie sich dagegen, die Zeit, welche durch Reparaturen verloren geht, abgerechnet, nicht bei jeder Art von Feldfrüchten anwenden, auch machen sie Menschenhände nie ganz entbehrlich. Ihre große Verbreitung in England hat wol ihren Hauptgrund in dem Menschenmangel, da zu viele Hände in den Fabriken beschäftigt sind, und dem davon daraus hervorgehenden Arbeitslöhne, vielleich auch in der Vorliebe der Engländer für alles Mechanische. —

Was das Wort Dreschen, welches Einige auch Droschen schreiben, anbedeutet, so haben es Einige für das Frequentativum von treten halten wollen. Andere aber für ein onomatopoeisches Wort erklärt. Das Letztere möchte wol das Richtige sein, indem es den jischen Laut nachzuahmen scheint, welchen der Dreschflügel auf dem noch nicht niedergeschlagenen Getreide hervorbringt, daher man auch von denen, welche beim Kartenspiele die Karten zu stark auf den Tisch werfen und wodurch ein ähnlicher Laut hervorgerufen wird, sagt, daß sie Karten dreschen. Sprichwörtlich gebraucht man das Wort dreschen in der Lebensart: leeres Stroh dreschen, für: eine unnütze Arbeit thun.

Außer dem oft angeführten Artikel Dreschen in

Krönig's ökonomischer Encyclopädie, verweisen wir noch, was besonders die Dreschmaschinen anbetrifft, auf des Prof. Köstig's ökonomische Hefte, 11. Bd. S. 503, auf Büsch, Handbuch der Erfind. III, 2. S. 218, sowie auf J. B. W. Pöppe, Encyclopädie des gesamten Maschinenwesens 1. Zhl. 1803, 6. Zhl. 1816, in welchen Werken man auch andere hierher gehörige Schriften (Fischer-) findet.

Drescher, Dreschsegl, Dreschgürtner, Dreschknecht, Dreschmaschine, Dreschmühlen, f. Dreschen.

Dreschettenne, f. Scheune.

DRESKLINGEN, Pfarrdorf und Schloß im größtertheil badenschen Bezirksamte Neckardischofsheim, 4 1/2 Meilen südlich von dem Amtsorte und eine halbe Meile westlich von Wimpfen, an der badenschen Südgrenze gegen Württemberg, grundherrliche Besizung des uralten freiherrlichen Geschlechtes der Gemmingen und Sitz der Linie von Gemmingen-Dreschklingen, mit 462 Einw. in 86 Familien, die fast alle evangelisch, nur etwa 15 Individuen katholisch und fünf Mennoniten sind. In alten Zeiten Eschlingen an der Sätgrenze des Elsenzgaues und Stammgut eines von ihm genannten Rittergeschlechtes, aus welchem Luitfried von Eschlingen in einer hiesigen Urkunde vom J. 1157, Burtard von Eschlingen als Dechant des Stiftes Wimpfen im J. 1232 und Eberhard Freyer von Dreschklingen in einer Urkunde des Klosters Disibodenheim vom J. 1397 vorkommt. Von diesem Geschlechte kam Dreschklingen an die Ebeln von Helmstatt, und von Sebastian von Helmstatt erkaufte es Eberhard von Gemmingen im J. 1538, baute das jetzige Schloß und die Kirche und verschönerte das Dorf. Der Ort feuerte ehemals zum Rittercanton Odenwald. Die Gemeinde hat einen eigenen, von der Grundherrschaft präsentirten und besoldeten evangelischen (sonst lutherischen) Pfarrer und Schullehrer. Die Gemarkung ist hügelig, producirt alle Gattungen von Getreide, Wurzeln und Elgenwäzche, Hanf und etwas geringen Wein; sie umfaßt 700 Morgen Wiesen und Äcker, mit Einschluß des bedeutenden grundherrlichen Gutes, und gegen 600 Morgen Waldung, wovon 270 Morgen der Grundherrschaft, die übrigen der Gemeinde gehören.

(Th. Afr. Lager.)

DRESDE (Friedrich Wilhelm), geb. den 4. März 1740 zu Raumburg, der Sohn eines dortigen Oberkammerers, studirte Theologie zu Leipzig. Dort ertheilte er, nachdem er seine akademischen Studien bernigt, Unterricht in den orientalischen Sprachen, mit denen er sich angelegentlich beschäftigt hatte. Mehrere Abhandlungen, die er damals drucken ließ: De anno Judaico; De voto Josephus u. a. m., zeugen von seiner gründlichen Kenntniß der hebräischen Alterthümer. Die Schrift: Triga Commentationum academiarum criticam hodiernam textus ebraei continetibus (Lipsiae 1773), fällt bereits in die Zeit seines öffentlichen Lehramts zu Wittenberg. Dort war er (1772) ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen geworden. Im J. 1774 trat er als vierter Professor in die theologische Facultät, deren

Senior er späterhin ward. Zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen ließ er damals seine gründlichen Elementa sermonis ebraei (Lipsiae 1779), welche im J. 1790 eine zweite Auflage erlebten, sowie späterhin (1783) eine schätzbare Abhandlung über den samaritanischen Pentateuch drucken.

Dresde starb den 10. März 1805, nachdem er kurz zuvor als Deputirter der Universität Wittenberg von dem Landtage zurückgekommen war. Mit sehr gründlichen Kenntnissen in den orientalischen Sprachen und ihrer Literatur verband er einen klaren und lichtvollen Verstand. Seiner theologischen Denkart nach hielt er an dem Lutherisch-evangelischen Kirchenbegriffe mit unerschütterlicher Festigkeit. Manche liebenswürdige Züge empfanden seinen Charakter als Mensch, besonders die Neigung, Armen und Nothleidenden, soviel er irgend vermochte, mit Rath und That beizustehen zu sein. Von seinen Schriften, größtentheils jainischen Dissertationen und Programmen, hat Reusiel ein vollständiges Verzeichniß geliefert \*).

(Heinrich Döring.)

DRESDEN, die Hauptstadt Sachsens und die Residenz des Königs, liegt an beiden Seiten der Elbe, unter 51° 2' 54" nördl. Br. und 31° 21' 45" der L., 380 pariser Fuß über der Meeresfläche. Die Elbe durchfließt diese Stadt von Osten nach Westen und nimmt die von Süden kommende Weisitz auf. Die Lage Dresdens ist reizend; der schöne Elbstrom windet sich in weiten Krümmungen zwischen sanft ansteigenden Bergen hin, welche selbiges von beiden Seiten eintreffen.

Den Namen Dresdens sucht man aus der Sprache der ehemals in diesen Gegenden hausenden Sorben Wenden abzuleiten von dem Worte drosch; im. trocken, oder von Traß, die Fähr, so daß man im erstern Falle an eine Fährung, im zweiten an einen Überfahrtsort zu denken hätte. Etwas Zuverlässiges ist hierüber nicht zu ermitteln; in Urkunden wird diese Stadt bald Dresnem, Draßen, bald Dresden, Dredju oder Dragdonach geschrieben.

Die ersten geschichtlichen Nachrichten über Dresdens Entstehung beruhen bis zum Anfange des 13. Jahrh. auf schwankenden Sagen. Eine Anzahl wendischer Fischer hätte sich, zur Bedienung einer Fähr, Anfangs auf dem rechten, wegen der häufig vorkommenden Überströmung des Flusses aber nachmals auf dem etwas höhern linken Elbufer angesiedelt, um 1020. Nach Verbreitung des Christenthums wäre ein wächsernes Marienbild, in einer Kapelle aufgestellt, die Veranstaltung zu häufigen Wallfahrten und zum Wachthume des Orts geworden. Seit dem J. 1266 erst wird es richtig, daß sich Dresden dann zum Range einer Handel und Gewerbe treibenden Stadt erhoben hatte. Es gehörte ursprünglich zum Sprengel der Bischöfe von Meißen, kam aber nachher unter die Herrschaft der Markgrafen von Meißen, welche zu Zeiten

\*) S. dessen ges. Aufs. 1. Bd. S. 95 fg. 2. Bd. S. 256, 12. Bd. S. 323, 13. Bd. S. 292, 14. Bd. außer dem Wais, Gel. Sachsen. S. 47 fg. Früherer Literaturzeigung 1805. Jacobi. Bl. S. 465 fg. Heinrich Döring, Die gachsten Theologen Leipzigers. I. Bd. S. 245 fg. Baur, Neue hist. biogr. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 816.

ihren Wohnsitz in Dresden nahmen und dessen Erblichen dadurch wesentlich beförderten. So scheint der Markgraf Eto der Reiche (gest. 1190) zuweilen in Dresden in dem dortigen markgräflichen Schlosse auf dem Taschenberge residirt zu haben; Heinrich der Erlauchte aber (gest. 1288) erlor es zu seiner Residenz. Ueberst der Unartige, mit seinen Söhnen habend, verkaufte es, nebst der Markgrafschaft Meissen und mit Thüringen, an den böhmischen König Wenzel (gest. 1299), dem sich aber die Einwohner Dresdens widersetzen. Durch abnormalen Verkauf ward Dresden das Eigenthum des Markgrafen von Brandenburg, Waldemar, der es an den Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange verpfändete (1300). Nach Waldemar's kinderlosem Absterben (1319) kehrte Dresden an das markgräfliche Haus von Meissen zurück und blieb fortan bei selbigem. Durch die Landtheilung zwischen dem Kurfürsten Ernst und seinem jüngern Bruder Albert (1485) kam Dresden an Letztern, ward die gewöhnliche Residenz der Albertinischen Linie und erschlüßte dadurch zu einem geistlichen Wohlstande. Eine Feuersbrunst verzehrte die Stadt fast ganz (1491), stand aber, durch Albert's Thätigkeit, im J. 1499 verjüngt wieder da. Georg der Mächtige gab ihr eine regelmäßige Brüstung vom J. 1520—1528; auch erbaute er das nach damaligen Zeitgeschmacke schöne Georgenschloß. Zu einer wirklichen Festung erhob der Kurfürst Moriz (gest. 1553) seine Residenz, lietzte die bis an das schwarze Thor reichende Feste, und vergrößerte und verschönerte Dresden nach Außen und Innen. Noch weit mehr war dieses der Fall unter der Regierung des landesobsterlichen August's (gest. 1586), bis die verschwenderischen, aber prachtliebenden Regenten, Friedrich August I. (gest. 1733) und Friedrich August II. (gest. 1763), Dresden den Glanz und die Schönheit verliehen, wodurch es noch jetzt unter die lieblichsten Städte Deutschlands gehört. Nur im dritten schließlichen oder nächsten Kriege erging ein hartes Geschick über Dresden, indem durch das Bombardement der Preußen, vom 14—30. Juli 1760, die Kreuzkirche und 400 Häuser in selbigem eingeschmitten wurden. Die endlosen Lasten und schweren Verluste während dieses Krieges kosteten der Hauptstadt Sachsen gegen zwei Millionen Thaler. Die lange, milde und des Landes Wohl bedenkende Regierung des Königs Friedrich August (gest. 1827) wirkte auch beglückend auf Dresden. Mehrere öffentliche Gebäude wurden wieder hergestellt, geschmackvoller eingerichtet oder zu gemeinnützigen Zwecken bestimmt. Das verhängnisvolle Jahr 1813 jedoch brachte über die Bewohner dieser Stadt schwere Prüfungstage. Nach den Schrecken der hier von Napoleon gegen die Verbündeten geleisteten Schlacht, den 26. und 27. Aug. 1813, folgte eine gewaltthätige Plünderung Dresdens durch die Russen und Österreicher, wo Hungersnoth und ein pestähnliches Verwesensraufen von Menschen hinwegrasseten, bis endlich durch die mit dem österrichischen General Blücher abgeschlossene Capitulation, den 11. Nov. 1813, die französische Besatzung unter General St. Cyr sich kriegsgerungen gab und dem bis aufs Höchste gestiegenen Elende der Stadt Einhalt gebot.

X. August. I. B. u. A. Erste Edition. XXVII.

Dresden zählt gegenwärtig (1836) mit seinen Vorstädten 75,000 Einwohner und über 3000 Häuser; es zerfällt in vier Haupttheile, nämlich Altstadt, Neustadt, Friedrichstadt und Antonstadt; dieses und Neustadt liegen am rechten, die beiden übrigen am linken Ufer der Elbe. Eine 552 Schritte lange steinerne schöne Brücke von 16 Bogen verbindet die Altstadt und Neustadt. Altstadt hat drei nach Außen führende Thore, nämlich das wilbruster Thor, nach Abend, das Seethor, nach Mittag, und das vormalige Thor, nach Morgen; das Schloßthor bildet den Durchgang durch das königliche Schloß nach der Elbbrücke; in Neustadt befinden sich zwei Thore; das gegen Winternacht führende baugern und das nach Abend gehende leipziger Thor.

Unter den Kirchen Dresdens zeichnen sich folgende aus: die Frauenkirche, deren erste Begründung wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. stattfand. Sie war Anfangs unbedeutend und lag in einer Vorstadt des damals noch kleinen Dresdens. Als die Reformation hier eingeführt ward (1539), blieb sie gegen 20 Jahre lang eine bloße Begräbniskirche, bis der Kurfürst August einen regelmäßigen Kirchendienst in selbiger einführt (1559) und ihr die Gloden des aufgehobenen Klosters Altmünze schenkte. Im 17. Jahrh. ward der Kirchhof der Frauenkirche der Stadt beigelegt und erhielt den Namen Neumarkt. Die gänzliche Baualligkeit dieser Kirche erheischte endlich einen Neubau, welcher im J. 1727 begonnen und 1745 vollendet ward, wobei man sich die Peterskirche in Rom zum Muster nahm. Die dresdener Frauenkirche ist circa 100 Ellen breit und 86 Ellen lang, und enthält 3350 Sitze. Eine Silbermannsche Orgel mit drei Clavieren, 44 Registern und 6000 Pfeifen ist eine Hauptzierde derselben. Der einfache, edle Stil des Innern paßt vollkommen zu dem kühnen, freien Aufschwunge, in welchem sich die runde Kuppel erhebt. Der Baumeister hieß Bähr; er starb vor der Vollendung seines Baues, und sein Nachfolger, Schmidt, soll gegen den ursprünglichen Plan, den kleinen Thurm, die Laterne genannt, auf die Kuppel gesetzt haben. Diese trugten den Bomben bei der Belagerung vom J. 1760. Von selbiger herab zeigt sich dem Beschauer das Rundgemälde Dresdens nebst seinen herrlichen Umgebungen in seiner ganzen Lieblichkeit. Die Kreuzkirche, gegenwärtig die Mutterkirche der Stadt, steht an der Stelle, wo sich zu Anfang des 13. Jahrh. eine kleine Kapelle der Nonnen St. Clara befand. Man erweiterte sie zu einer Kirche, die Kreuzkapelle genannt, nachdem sie Constantia, die Gemahlin Heinrich's des Erlauchten, mit einem Splitter des heiligen Kreuzes beschenkt hatte, der einen Theil ihres Heirathsbesutes ausmachte. Dieser und ein Crucifix, das der Sage nach auf der Elbe angeschwommen war und in dieser Kirche aufgestellt wurde, zog soviel anhängliche Wallfahrer herbei, daß man genöthigt ward, sie beträchtlich zu erweitern (1270). Eine Feuersbrunst zerstörte sie im J. 1491; doch durch die Sorgfalt des Herzogs Albert stand sie bereits 1498 ganz massiv aus Quaderen erbaut wieder da. Im J. 1539 ward der erste evangelische Gottesdienst in selbiger gehalten, unter

dem Herzoge Heinrich, und die Kurfürsten Moriz und August trugen noch Vieles zu ihrer Verschönerung bei. Das verheerende Bombardement im J. 1760 zerstörte sie, und nur 1764 ward von dem Administrator Xavier der Grundstein zu ihrem Wiederaufbau gelegt, der erst 1787 zu Ende kam; die eigentliche Einweihung der neuen Kirche fand 1792 statt. Die Länge der Kreuzkirche beträgt 112, die Breite 80 Ellen; sechs Eingänge führen in dieselbe; der Thurm ist 152½ Ellen hoch und enthielt sich in eine Kuppel, aus welcher ein Obelisk steht, der den Knopf trägt, über welchem sich ein großes vergoldetes Kreuz erhebt. Ein 13 Ellen hohes, 6½ Ellen breites Altargemälde, die Kreuzigung Christi darstellend, vom Prof. Schönow unentgeltlich gefertigt, zeichnet sich durch Colorit, genaue Ausführung und geschickte Gruppierung der Figuren aus.

Die Sophien-, Schloß- oder Hofkirche war im 14. Jahrhundert die Kapelle eines Franziskanerklosters; stand nachmals lange unbenutzt, bis die Kurfürstin Sophie, die Gemahlin Christian's I., sich dieselbe zu einer Begräbnißkirche erbat (1599). Von ihr erhielt sie ihre jetzige Gestalt und den Namen der Sophienkirche. Durch die Verlegung des Hofgottesdienstes in selbige (1737) wurde ihr der Name Schloß-, oder Hofkirche. Sie ist in einem köstlichen Styl erbaut, enthält aber eine große Menge Denkmäler, unter welchen ein alabasternes Ecce homo bewundern wird. Zu den mancherlei Denkwürdigkeiten dieser Kirche gehört ein Altar mit vier grünen Marmorsäulen in der Brüstkapelle des Oberhofpredigers, wozu der Herzog Albert den Stein aus Jerusalem als eine Tempelreliquie mitbrachte (1476). Die Orgel wurde vom Silbermann gebaut. Der unvergeßliche Oberhofprediger Reinhard (gest. 1813) predigte während 20 Jahre in dieser Kirche.

Die katholische Kirche, vom J. 1737—1751 unter Friedrich August II. erbaut, gehört zu den schönsten Bauwerken Dresdens. Der italienische Baumeister Gaetano Chiaveri entwarf den Riß und leitete Anfangs den Bau; nach seiner Abreise nach Italien vollendete ihn der Conductor Sebastiani und die Oberlandbaumeister Knöfel und Schwarz. Diese Kirche bildet ein längliches Viereck; um das platte mit Kupfer gedeckte Dach läuft eine doppelte Galerie; 69 von Marmor gefertigte Heiligenbilder aus Sandstein, wozu Aeneas die Zeichnung lieferte, umkränzen die Zinne, und an den beiden Seiten des Hauptportals befinden sich in Nischen die Statuen der vier Evangelisten nebst ihren Attributen. Eine jede der größeren Bildsäulen kostete 900 Thaler, von den kleineren 500 Thaler; jede Zeichnung hierzu wurde mit acht Dukaten bezahlt; der gesammte Bau wird aus zwei Millionen Thaler angeschlagen. Der 151 Ellen hohe Thurm besteht aus drei von Säulen getragenen, pyramidalisch aufsteigenden Stockwerken, und gilt für ein Meisterstück der Baukunst. Die treffliche Orgel war das letzte Meisterwerk Silbermanns. Vor Allem verdient Bewunderung das 16 Ellen hohe und 8 Ellen breite Gemälde des Hochaltars von Mengs. Es stellt die Himmelfahrt Christi dar; die schwierigsten Aufgaben wurden von dem Künst-

ler mit Meisterschaft gelöst, und unter dem Beschauen entsalten sich stets neue Vollkommenheiten dieses unübertrefflichen Gemäldes. Die hohe, großartige Einsamkeit des Innern dieser Kirche rührt und ergreift den Eintretenden. In den Gräben ist das Familienbegräbniß der königlichen Familie, wo seit Friedrich August's I. Uebertritt zur katholischen Kirche alle Mitglieder derselben beigesetzt werden.

Die öffentlichen Gebäude in der Altstadt betreffend, so verdienen nachstehende bemerkt zu werden: Das königliche Schloß nimmt mit seinem Haupt- und Nebengebäuden zwar einen bedeutenden Raum ein; da es jedoch in verschiedenen Zeiträumen von verschiedenen Regenten fortgebaut und erweitert worden ist, so fehlt die Einheit in dessen Bauart, und es sind daher noch manche Flügel und Eilenzugebäude, theils zwei, theils drei bis vier Stock hoch, welche alle in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen. Sammtliche sechs Paradesäle befinden sich im zweiten Stode nebst 65 beizbaren Zimmern. Kostbare Tapeten, Gemälde und Prunkgeräthe aller Art zieren das Innere des Schlosses. Das prinzliche Palais hängt mit selbigem zusammen. Es ist in einem neuen Styl erbaut (1715) und war ursprünglich für die Gräfin Cosel, die Maistresse Friedrich August's I., bestimmt, ward aber im J. 1719 schon dem Kurprinzen überlassen und in der Folge beträchtlich erweitert. Das große Opernhaus erhielt sein Dasein gleichfalls unter gedachtem Regenten (1718) durch die Baumeister Bibiena und Nauwer. Sein Nachfolger, Friedrich August II., ließ hier mit ungeheurer Aufwande Prachtornamente aufhängen, wo oft Aufzüge von Elephanten, Dromedaren, Pferden und dergl. erschienen, und eine einzige Vorstellung nicht selten über 100.000 Thaler kostete. Die Bühne faßte bequem 500 Personen und in dem Hause hatten 8000 Menschen Raum. Vom J. 1768—1782 stand selbiges unbenutzt, dann ließ es der König Friedrich August in einen Tanz- und Reibensaal verwandeln, welchen 50 fraktirte Kronenleuchten mit 4000 Kerzen erleuchten. Bei der Anwesenheit des Kaisers Leopold II. und des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm II. (1791), ward hier eine Freireoute von 6000 Büsche gegeben. Im J. 1812 wurde ebenfalls zu Ehren des Kaisers Napoleon vor seinem Zuge nach Rußland ein glänzendes Concert veranstaltet.

Der Zwinger wurde im J. 1711 angelegt und sollte der Vorhof eines neuen Schlosses sein, blieb aber unvollendet. Er bildet ein 250 Schritte langes und 170 Schritte breites Viereck mit vier Portalen und sechs großen Pavillons; das Ganze soll eine Nachahmung der Gärten der Hesperiden sein, und ist in einem griechischen Styl gebaut. Den innern freien Rasenplatz verschönern hoch aufsteigende Springbrunnen; auch werden im Sommer die königlichen Drangirien darin aufgestellt, welche zusammen mit den platten Dächern der Gebäude den Anblick einer orientalischen Landschaft gewährt. Die Säle und Zimmer des Zwingers werden zur Aufbewahrung mehrerer Cabinette und Sammlungen, wie der Kükammern, Kupferstichsammlung, des Naturaliencabinetts, benutzt.

Das Büchliche Palais wurde im J. 1737 von dem durch seine Verschwendung berühmten Minister Bühl-

erbaut, weshalb 13 Privathäuser niedergebissen werden mußten. Es hat die Breite von 23 Fenstern und enthält sechs größere und kleinere Höfe. Anordnung und Verzierung des Innern zeugen noch von der ehemaligen daselbst herrschenden Pracht. Friedrich II. bewohnte selbiges im November 1757 beim Beginnen des 7jährigen Krieges. Eine reizende Aussicht auf die nahe Brücke und Elbe eröffnet sich dem Beschauer von der hinter diesem Palais befindlichen Terrasse.

Das Zeughaus entstand vom J. 1559 — 1563 unter der Regierung des Kurfürsten August, des Nachfolgers seines Bruders Moriz. Es bildet ein längliches Viereck, hat drei Stodwerke, fünf große Portale, und dient zur Aufbewahrung des Geschützes und der sonstigen Armaturen für die Armee. 21 französische, im Revolutionskriege eroberte Kanonen, eine aus einzelnen Stücken zusammengesetzte Kanone, welche die Schweden auf dem Schlachtfelde bei Lützen ließen, noch eine von Stein, sowie sogenanntes Orgelgeschütz von 20, 64 und 100 Läufern, gehören zu den Seltenheiten dieser Waffensammlung. Das dreiecker Zeughaus wurde ehemals unter die vorzüglichsten von Europa gerechnet und in Range gleich nach dem venetianischen gestellt.

Das Banhaus, im J. 1775 von dem Baumeister Krusfacius in einem edeln Styl aufgeführt, hat 60 Ellen Breite, 100 Ellen Tiefe mit einer Fronte von 24 Fenstern. Eine von Etnell verfaßte lateinische Inschrift, wovon die Uebersetzung eines jeden Buchstabens einen Dukaten kostete, steht über dem Eingange. Die innere doppelte, mit einem eisernen Gitterwerk verzierte Haupttreppe gilt für ein Meisterwerk des Geschmacks und der Baukunst.

Friedrichsbad liegt jenseit der Weipziger, über welche eine steinerne, der großen Elbbrücke im Kleinen nachgebildete Brücke führt. Hier stand vor Zeiten das Dorf Dörra (Dörra), weshalb dieses Stadtviertel auch Anfangs Dörra hieß, bis es nach den vielen Erweiterungen und Verschönerungen durch den Kurfürsten Friedrich August I. (1722 — 1733) den Namen Friedrichsbad erhielt. Hier legte früher Kurfürst August das hier befindliche, durch seine Aufröthwirtschaft berühmte, Dörraerwerk an, wo seine windliche Gemahlin, Mutter Anna, so gern mit den Angelegenheiten der Landwirthschaft sich beschäftigte.

Das Marcolinische Sommerpalais, vom Minister Brühl angelegt und durch den Grafen Marcolini seit dem J. 1776 erworben und bedeutend verschönert, liegt gleichfalls in Friedrichsbad. Es ist im italienischen ländlichen Geschmacke gebaut, und besteht nur aus einem Erd- und Dachgeschosse, mit einer Fronte von 45 Fenstern. Vier Colosse steinerne Löwen lagern am Eingange. Die Zimmer sind mit schönen Frescomalereien von berühmten Meistern geziert; auch gehört ein kostbares Werk der Holzschnidekunst, die Brautwerbung des Eliser vor Helios, unter die Seltenwürdigkeiten dieses Palais. Napoleon bewohnte selbiges während des Waffenstillstandes im J. 1813, und hatte hier mit dem österreichischen Minister, dem Fürsten Metternich, die letzte verhängnißvolle Unterredung, worauf die Kriegserklärung von Seiten Preussens erfolgte.

Neußbad, auf der rechten Seite der Elbe gelegen, erhielt diesen Namen erst seit dem J. 1732, nachdem es durch eine große Feuersbrunst fast gänzlich in die Asche gelegt und neu wieder aufgebaut worden war. Unter den hier gelegenen öffentlichen Gebäuden verdient bemerkt zu werden: das nahe an der Brücke befindliche Blockhaus, jetzt Commandantenhaus. Es ward vom General Bött zur Vertheidigung der Brücke angelegt, und enthält, nebst Räumlichkeiten für einige Beförden, eine schöne Hauptwache, deren Vorderseite, fünf hohe Arkaden, nach dem Hauptplatze gerichtet ist. Ein Denkmal Friedrich August's I., eine Reiterstatue, erhebt sich hier auf einem Piedestal von Sandstein, von dem Obristlieutenant Wiedeman, der früher Kupferschmied in Augsburg gewesen, verfertigt. Eine 20 Schritte breite Lindenallee verschönert die in gerader Richtung von der Brücke auslaufende Hauptstraße, und macht sie zu einem der besuchtesten Spaziergänge. Das japanische Palais, aus zwei Stodwerken und einem Halbgeschosse bestehend, gehörte ursprünglich dem Marschall von Bismarck, wurde aber von Friedrich August I. erkaufte (1730), um zu einem Sommerpalais zu dienen, und erhielt durch ihn seine gegenwärtige geschmackvolle Einrichtung. Mit einem Kostenaufwande von 83,000 Thalern verwandelte es der König Friedrich August in ein Museum, worin die Bibliothek, die Antiken und die Niederlage des japanischen Porzellans befindlich, und nicht leicht möchte irgendwo ein Local gefunden werden, zu dessen Verschönerung sich Kunst und Natur so glücklich vereinten. Der Jägerhof nahm sonst den fünften Theil von Neußbad ein. Kurfürst August legte ihn im J. 1568 an und seine Nachfolger gaben ihm eine solche Ausdehnung. In den neuesten Zeiten ist ein Theil des Raumes zur Erbauung einer Cavalieriecalerne verwendet worden (1831), und der Jägerhof wird, bei der fast gänzlichen Aufhebung der königlichen Jägerei, zu andern Zwecken benutzt.

Das Gadenhaus wurde im J. 1725 von dem Grafen von Baffersbath erbaut und von dem Kurfürsten Friedrich August I. im J. 1729 für 200,000 Thaler erkaufte. Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln. Eine schöne Reitbahn und ein in Ketten hängender Tanz- und Wandervisaal gehören zu den Prunkstücken dieses Gebäudes. Die Casernen, seit dem J. 1732 angelegt, schließen ein großes Viereck von 868 Ellen Umfang ein. Sie dienen den in Dresden garnisoirten Infanterieregimentern und der Artillerie zum Quartier.

Anton'sbad endlich, welches früher der neue Anbau hieß, erhielt seinen Namen und die Stadtbürgerlichkeit vom Könige Anton im J. 1835, und liegt nordöstlich von Neußbad.

Die nähere und entferntere Umgebungen Dresdens bieten den Einwohnern mannichfaltige Gelegenheit zur ergötzlichen Erholung dar. Hierher gehören das an der Elbe gelegene Künzliche Bad, der gewöhnliche Sammelplatz der gebildeten Stände, und der Finstlerische Weinberg, durch seine reizende Aussicht auf die herrlichen Umgebungen vorzüglich anziehend; der große Garten, ehemals eine Baserie, seit dem J. 1814 aber durch geschmackvolle Anlagen ein sehr beliebter Erholungsort des

dresdener Publicums; der bis nach Tharand führende romantische plauensche Grund; das Lustschloß Pillnitz, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie; die Jagdschlösser Alt- und Neu-Moritzburg, durch mancherlei Seltenheiten der frühern Sitten- und Jagdgeschichte, sowie durch den Tierpark und die daseibst unterhaltenen Gold- und Silberfabriken, bemerkenswerth.

Dresden ist weder Handels- noch Fabrikstadt im eigentlichen Sinne, doch gedeihen alle städtische Gewerbe und Industriezweige. Jährlich abgeführte Waaren veranlassen einen starken Baarenverkehr nach den nähern und entferntern Gegenden, und der Verkehr auf der Elbe setzt eine Menge Hände in Bewegung. Stromaufwärts werden vornehmlich Korn, Holz, Materialwaaren, stromabwärts Leinwand, Steine, Töpferwaaren und dergl. versührt. Man rechnet, daß monatlich gegen 40 Schiffe anlangen.

An Unterrichts- und Bildungsanstalten zu verschiedenen Zwecken fehlt es in Dresden keineswegs. Die Kreuzschule, ein römisch bekanntes Gymnasium, das schon im 14. Jahrh. bestand, wird durch einen Rector und zehn Lehrer geleitet; 36 Alumnen erhalten freie Kost und Wohnung; die Zahl der Externen ist unbestimmt. Mehrere Real- und Armenschulen, eine Industrie- und polytechnische Schule, ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, sowie zwei Schullehrerseminarien, sorgen für den Unterricht der mittlern und niedern Volkscasse. Das Gabeltschhaus mit 110, die Artillerieschule mit 14 Zöglingen, bilden die nöthigen Subjecte für die Cavallerie, Infanterie, sowie für das Artillerie- und Geniewesen. Zur Beförderung der zeichnenden Künste gibt es eine Akademie der Maler-, Architektur- und Kupferstecherkunst; die Zöglinge erhalten unentgeltlich Unterricht, und nach Umständen sogar baare Unterstützung. Die medicinisch-chirurgische Anstalt, ursprünglich zur Bildung der Militärsärzte bestimmt, erzieht, nach einem erweiterten Lehrplane, auch Ärzte für die Heilkunde überhaupt; nur kann sie den Doctorgrad nicht erteilen, sondern nur den eines *medicinae practicae*. Eine Thierarzneischule ist zunächst für die Ausbildung von Fahnenschnitten der Cavallerie, dann aber zum Unterrichte für Thierärzte überhaupt bestimmt.

Ein reger Sinn der Wohlthätigkeit spricht sich bei jeder Gelegenheit unter den Bewohnern Dresdens aus, und viele öffentliche Anstalten danken ihm auch von Seiten der Behörden. So besteht seit dem 3. 1800 eine Anstalt zur Vertheilung Kumpfscher Suppe; über 88,000 Portionen werden im Laufe eines Winters vertheilt. Desgleichen sind in der strengen Jahreszeit auch Wärmehäuser und Arbeitsstuben für Dürftige eingerichtet, wozu in der neuesten Zeit Anstalten zur Wartung der Kinder der solcher Eltern, die ihr Brod mit Handarbeiten verdienen müssen, kommen; viele Krankenstube und Spitäler gewähren Hülfen, ein Waisenhaus älternlosen Kindern Zuflucht und Pflege. Viele geschlossene Privatgesellschaften versehen nicht, bei außerordentlichen Veranlassungen milde Beiträge zu spenden.

Viele Cabinetts und Sammlungen verdienen Dresden ein hohes Interesse in literarischer und künstlerischer Bezie-

hung. Die Porzellansammlung im japanischen Palais enthält in 13 Zimmern einen seltenen Vorrath von chinesischem, japanischem, indischem und meißnischem Porzellan. Es wurde ursprünglich für die Tafel der beiden prachtliebenden Regenten Friedrich August I. und Friedrich August II. erkauft. In demselben Palais befindet sich ferner das Augusteum oder das Cabinet der Knien in zwölf großen und hellen Sälen; ein Münzcabinet in drei Abtheilungen, der alten, mittlern und neuern Zeit; endlich die königliche Bibliothek, für den Gebrauch des Publicums geöffnet. Sie enthält gegen 220,000 Bände, an 4000 Handschriften, über 200,000 kleine Schriften, Disputationen u., mehr als 12,000 Bandarten, welches Alles in drei großen Sälen und 21 Zimmern aufbewahrt wird. Ein Mineralien- und ein Naturalien Cabinet befindet sich im Zwinger, desgleichen der mathematische Salon, die Kunstkammer und das Kupferstichcabinet, welches gegen 200,000 in zwölf Hauptclassen getheilte Blätter enthält. Die mit Recht weit berühmte Gemäldergalerie zählt 827 der besten Städte berühmter Meister der verschiedenen Schulen, wie 6 Stücke von Correggio, eins von Mich. Angelo, 4 von Rafael, 8 von Albr. Dürer, 17 von van Dyl, 10 von Solheim, 39 von Rubens, 10 von Teniers u. dgl. m. Die Kalkammer, von mehr als 20,000 Nummern, bietet ein wahres Zeit- und Stüttemagazin dar in den verschiedenartigen Faßen, Eisen, Kleidungen und sonstigen Schmuckgegenständen, welche häufig auf die specielle vaterländische Geschichte hinweisen. Das grüne Gewölbe, im Erdgeschosse des königlichen Schlosses befindlich, ist eine reiche Sammlung von Edelsteinen, Perlen, künstlichen Arbeiten in Gold, Silber und Eisenstein, von Metallen, Wappen und dergl., welche in sieben verschiedenen Zimmern aufbewahrt werden. Hier das Seitensteil und Kostbarste gelten zwei Gemälden, die eine von Rosetten, die andere von Brillanten; erstere enthält alles zu einem vollständigen männlichen Anzuge Erforderliche, als Knöpfe, Schnallen u. s. w. Die zweite verbindet hiermit auch noch die zu einem weiblichen Anzuge gehörigen Gegenstände, wie eine Brustschleife von 1½ Pfund, ein Halsband von 25 Steinen u. s. w. Die Sammlung Meißnischer Gypsabgüsse, Nachbildungen der berühmtesten antiken Bildwerke, welche von dem berühmtesten Künstler Menge mit seltener Genauigkeit und Treue ausgeführt wurden, gewöhnen dem Kunstfreunde einen schönen Genuß und jungen Künstlern würdige Muster der Nachahmung. Die Modellkammer, von Johann Georg IV. angelegt, enthält Modelle zu Maschinen zum Bergbau, zur Wasser-, Civil- und Kriegsbaukunst und zu langen, ohne Zwischenspieler zu erbauenden Brücken.

Gründliche und ausführliche Nachweisungen über Dresden sind zu finden in Leonhardi's Erdbeschreibung (1803). 2. Bd. S. 98 ff., Hache's diplomatischer Geschichte von Dresden (1816) und Schumann's vollständigem Staats-, Post- und Zeitungslexicon von Sachsen (Zwickau 1816). 2. Bd. (A. Herrmann.)

Schlachten und Gesechte in und bei Dresden im 3. 1813. Am 25. Febr. 1813, bei Annäherung der russischen Truppen, verließ der König von Sach-



sen mit seiner Familie Dresden, um sich zunächst nach Plauen im Voigtlande zu begeben. Am 7. März rückte der französische General Reynier, der seit einiger Zeit das linke Spreesufer besetzt gehalten hatte, mit seinem Stabe in diese Hauptstadt ein; am Tage darauf folgte sein Corps, etwa 3500 Mann stark. Mit ihm vereinigte sich Marschall Davoust am 13. März, welcher 12,000 Mann mit sich führte; indem zugleich General Durutte den Befehl über Reynier's Division unter Davoust übernahm. — Reynier hatte nämlich Dresden inzwischen wieder verlassen. — Seit dem 15. fanden Vorkampfsgefechte zwischen Königsbrück und Dresden statt; als Davoust die Eibbrücke am 19. sprengen ließ, und noch an demselben Tage nach Meissen abzog.

General Reissig, welcher den Befehl über die in Dresden zurückgebliebenen Truppen übernahm, schloß am 21. März mit Wünnigerode einen Waffenstillstand auf 24stündige Künigigung in der Art ab, daß die Russen die Neustadt besetzten und die französisch-sächsischen Truppen die Altstadt inne behielten. Nachdem von russischer Seite dieser Waffenstillstand aufgekündigt war, verließ die französisch-sächsische Besatzung die Altstadt am 26. schon am folgenden Tage wurde dieser Stadttheil durch den russischen Obersten Wendel besetzt. Auf einer Schiffbrücke, welche man sofort zu schlagen anfang, ging am 28. und den folgenden Tagen ein Theil des Corps von Wünnigerode, welcher sein Hauptquartier in der Altstadt nahm, über die Elbe. Inzwischen waren auch preussische Truppen herangerückt, und Blücher's Hauptquartier in der Neustadt. Die Allirten rückten jetzt gegen die Mulde vor, während Dresden ihnen als wichtiger Übergangspunkt im Rücken ihrer Stellung diente. Dieselbe Richtung nahmen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, welche seit dem 24. April an der Spitze ihrer Garden in Dresden eingezogen waren, freilich aber, in Folge der Schlacht bei Groß-Görschen, bereits am 4. Mai ebenfalls wieder zurückkehrten. Jetzt sollte sich Dresden mit den an jenem Schlachttage verwundeten Allirten. In Folge dieser Schlacht verließen die letzten allirten Truppen Dresden, nach einem unbedeutenden Gefecht am freiburger Schlage, am 8. Mai, indem sie die bürgerlichen Brücken, welche einstweilen beide Eibufer mit einander in Verbindung gesetzt hatten, bei ihrem Übergange zerstörten. Noch an demselben Tage rückte die französische Armee, und mit ihr Napoleon, in die Altstadt wiederum ein. Da sich jedoch die Neustadt noch in den Händen der Verbündeten befand, so kanonirte man sich von beiden Ufern des Stromes innerhalb der Stadt, an diesem und dem folgenden Tage, zumal in der Gegend der zerstörten großen Eibbrücke. Nachdem hier und eine Stunde unterhalb Dresden bei Pfirschnitz, die Versuche der Franzosen, Brücken zu schlagen, zwei Tage lang zurückgewiesen worden waren, folgte auch die Artilleriegarde der Verbündeten, welche diese Gefechte unterhalten hatte, in der Nacht vom 9. zum 10. Mai, ihrer Armee auf der Straße nach Bautzen. Die französischen Truppen besetzten einige Stunden später die Neustadt. Da eine, nach Napoleon's spezieller Anweisung, auf den

stehengebliebenen steinernen Pfeilern, schnell errichtete hölzerne Nothbrücke bereits des Morgens am 11. Mai vollendet war, so wurde schon einige Stunden später der Anfang mit dem Übergange der französischen Hauptarmee über dieselbe gemacht, welche sich nun in Bewegung setzte, um den Verbündeten in die Kausf zu folgen.

Am 12. Mai kehrte der König von Sachsen, der inzwischen seinen Aufenthalt in Böhmen genommen hatte, auf Napoleon's herrliche Einladung abermals nach Dresden zurück. Während der Kriegsbegebenheiten, welche sich jetzt an der obern Spree und östlich derselben entwickelten, ließ Napoleon die Neustadt, unter Leitung des Generals Rognat, provisorisch besetzen, um sie, wie die drei Brücken, welche auf seinen Befehl daseibst über die Elbe führten, vom rechten Ufer her zu sichern. Der am 4. Jan. zu Pöschwitz abgeschlossene Waffenstillstand wies Dresden den von den Franzosen zu besetzenden Ländern zu. Napoleon selbst kehrte am 10. Jun. in diese Stadt zurück, und ließ die schon früher angeordneten Befestigungen der Neustadt thätig verstärken, sowie er, in der Ansicht nur gegen Preußen und Rußland den Kampf fortzuführen zu müssen, auch andererseits am rechten Eibufer eine Anzahl von Punkten ober- und unterhalb Dresden als Brückenköpfe hatte fortificiren lassen. Als jedoch Österreich der Coalition beitrug, und er demnach, aus überwiegenden politischen Gründen, welche in der Kriegsführung häufig Entscheidendes wirken, als die strategischen, Dresden, gewissermaßen einen vorgeschobenen Posten, nicht ausgeben wollte, so sah er sich gezwungen, auch die Altstadt besetzen zu lassen, was er that, indem er gewisse Massen daseibst ein verschanztes Lager erbauen ließ. Zugleich wurden hier bedeutende Kriegsvorräthe und Vertheidigungsmittel aller Art aufgehäuft, so daß Dresden bei Wiedereröffnung des Feldzuges seinen Einfluß als wichtiger militärischer Punkt auf die Reihe der nun folgenden Kriegsbegebenheiten aufzute. Nämlich Napoleon, der bei Ablauf des Waffenstillstandes über die Absichten der Verbündeten wenig unterrichtet war, verließ Dresden am 15. Aug., und leitete, nachdem er die Arbeiten am Königs- und Kienschein in Augenschein genommen hatte, die Operationen gegen den nordöstlichen Theil von Böhmen und gegen Schäßien in Person, während er Gouvion St. Cyr die Deckung Dresdens gegen Böhmen übertragen hatte. Nach manchen unsichern Versuchen erhielt Napoleon erst am 23. Aug., als er sich in Löwenberg am Bober befand, die bestimmte Nachricht vom Anmarsche der großen verbündeten Armee gegen Dresden. Diese hatte nämlich das Erzgebirge am 22. Aug. in vier Colonnen überschritten, und deren leichte Truppen theilweise bereits am 23. ganz in der Nähe von Dresden glückliche Gefechte. Zum 25. Aug. hatte Fürst Schwarzenberg eine allgemeine Reconnoissance angeordnet, welche darauf berechnet war, die ganze französische Stellung vor und in der Altstadt anzugreifen. Da jedoch der linke, weitaußgeordnete Flügel der verbündeten Armee weit zurückgeblieben, und nur der rechte, nämlich die Corps von Wittgenstein und Kleiß, die Umgebungen von Dresden erreichten, daher auch diese nur (und zwar am großen

Garten, Gränzwiese, Blasewitz, Strehlen und Leubnitz) zum Schlagen kamen, so wurde der allgemeine Angriff auf den folgenden Tag verschoben.

Am 26. des Morgens um fünf Uhr eröffnete Rietzen den Angriff und bemächtigte sich des großen Gartens nebst dem darin liegenden Schlosse; zugleich setzte sich Wittgenstein in Besitz des strassenen Windmühlenberges, während in der Mitte der Stellung der Alirten ein Theil der österreichischen Division Grenville die Pulvermühle, den Hühnerhof, das Felschloßchen und die Schanze eroberte. Etwa um die nämliche Zeit kam General Neyko bei Göbzig an, und setzte sich in Besitz von Gotta, Lötba und der Schußerhäuser. Lötba und die Schußerhäuser wurden ihm jedoch des Nachmittags um zwei Uhr wiederum von den Franzosen entzissen. Napoleon und die Spitze der aus der Lausitz zurückkehrenden französischen Colonnen trafen gegen Mittag in Dresden ein. Dieser Monarch hatte nämlich seinen ursprünglichen Plan, mit den Gärten und einem bedeutenden Corps seiner Kerntruppen am Königstein die Elbe zu überschreiten, und von dort unmittelbar auf die Communicationslinien der böhmischen Armee zu marschiren, aufgegeben, und dagegen dem General Vandamme die Ausführung dieser Bewegung übertragen, während er selbst sich zur Verstärkung des Marschalls Gouvion St. Cyr mit bedeutenden Streikräften nach Dresden begab. Einige Stunden früher würden die Alirten allerdings mit einer viel geringern Macht in Dresden zu kämpfen gehabt haben, als am 26. Aug. des Nachmittags um vier Uhr, zu welcher Stunde der allgemeine Angriff auf die Altstadt befohlen und ausgeführt wurde. Die Verbündeten hatten, mit Einschluß der etwas rückwärts stehenden Reserven, etwa 220,000 Mann mit 700 Geschützen, gegen nur 200,000 Franzosen mit 460 Geschützen versammelt.

Der Angriff wurde mit einer sehr heftigen und nachdrücklichen Kanonade eröffnet, und ebenso erwidert. Ein blutiger Kampf, welcher erst durch die eintretende Dunkelheit beendet wurde, entstand. Man suchte von beiden Seiten mit Tapferkeit und Ertüchterung. Der alliierte rechte Flügel rückte an mehreren Punkten bis nahe an die Verschanzungen der Franzosen und an die mit Sorgfalt besetzten Eingänge und Mauern der Stadt vor. Da aber keine Vorbereitungen zu deren Ueberwindung oder Niederwerfung mittelst Artillerie getroffen waren, so mußten die verbündeten Truppen, nahe vor diesen unüberwindlichen Hindernissen, mit Aufopferung bedeutender Kräfte, nach Entwidlung des kühnblütigen Muthes, zurückweichen. Namentlich traf das Kleißche Armecorps dieses harte Geschick; nachdem es Beweise der glänzendsten Tapferkeit abgelegt, und sich der Stadtmauern am dohnatischen Schlage bis auf 50 Schritt genähert hatte, mußte es dennoch den großen Garten am Abende den vorbringenden Franzosen nach sorgfältigstem hartnäckigem Kampf überlassen. Die Mitte und der linke Flügel der Verbündeten machte ähnliche Erfahrungen. Nur war der letzteren Stellung weiter ausgebeugt, und daher erfolgten seine Angriffe weniger zusammenstreichend. Die Lage der Österreicher wurde hier sogar mißlich, als Na-

poleon, der sich damals in der Gegend des Freibergers und Kalkenschlages in Person befand, gegen Abend plötzlich die Offensivse ergriff, und kühne Angriffe durch seine Reiterei unter dem Könige von Neapel und Latour-Latour ausführen ließ.

Den Leistungen des Hülarenregiments von Kienmayer verdankte die österreichische Armee, daß ihre Stellung zwischen Gotta und Lötba an diesem Abende nicht durchbrochen wurde. Im Allgemeinen hatten die Alirten am diesem Nachmittag einiges Terrain verloren. Am 27. Aug. suchte Napoleon den rechten Flügel der Verbündeten durch wiederholte und verstärkte Angriffe von der Elbe zu trennen, um sich mit dem bei Königstein über diesen Strom gegangenen Vandamme zu verbinden, und sich sodann auf die feindlichen Operationenlinien zu werfen. In der That gelang es den französischen Truppen, die Russen und Preußen an diesem Tage bis Nieder-Seebitz, Prohlitz und Leubnitz zurückzudrängen. Im Centrum wurde am 27. Aug. wenig gethan; dennoch tödtete daselbst eine Kanonenkugel den General Morreau in der Nähe des Kaisers Alexander. Am entsehbaren nächsten die Angriffe des französischen linken Flügels. Die dazwischen aufgestellten österreichischen Truppen waren zu schwach, um das ihnen angewiesene, ausgedehnte Terrain genügend besetzen zu können. Außerdem stand ihre Reserve weit zurück und überdies war dieser Flügel vom Centrum durch den plauschen Grund getrennt.

Erläutlich ist es daher, daß es den Franzosen, welche, vom Könige von Neapel angeführt, auf diesen Theil der verbündeten Schlachtlinie mit einem bedeutenden Cavalleriecorps und in Masse fielen, gelang, jene zu trennen, ohne daß der tapfere Widerstand des Fürsten Lichtenstein es zu hindern vermochte. Aber zu den betrübendsten Begebenheiten dieser Fehlschlacht gehört es, daß in Folge der hier so eben erwähnten Angriffe der österreichische General Neyko keinen andern Ausweg sah, als sich mit fünf Infanterieregimentern aus dem Schlachtfelde selbst zu ergeben. In eine andere Brigade, welche aus der Reserve bei Pesterwitz Neyko zu Hülfe geschickt wurde, theilte ein ähnliches Geschick.

Nach diesen Verlusten überzeugte man sich im Hauptquartier der Verbündeten, daß die Franzosen in ihrer sehr günstigen Stellung zwischen zwei, durch besetzte Lager verstärkten, Brückenhöfen nicht zu besiegen seien. In der Nacht vom 27. zum 28. wurde daher der Rückzug nach dem Thale von Löblich in mehreren Colonnen durch das Erzgebirge angetreten. Vandamme eilte nun, den Alirten über Rollendorf in Böhmern zuvorzukommen, um ihre Colonnen dort bei ihrer Ankunft einzeln zu schlagen.

Deshalb ihm dieser Plan theilweise glückte, so erschien dagegen das Corps von Kleiß, ihm ganz unerwartet, in seinem Rücken, während er am 30. Aug. bei Rumm in seiner Front durch Österreicher und Russen beschäftigt war. In dieser mißlichen Lage wurde sein Corps gänzlich aufgerieben oder zerstreut.

Diese Niederlage, sowie die am 23. Aug. bei Groß-Beerem, am 26. Aug. an der Katzbach und am 6. Sept.

bei Dennenitz erlittenen, bewirkten eine auffallende Unsicherheit in den Bewegungen der französischen Hauptarmee. Durch die hieraus hervorgehenden, vielfach wiederholten Hin- und Hermärsche litt Dresden, als Mittelpunkt der Operationen der Franzosen und deren Hauptübergangsort über die Elbe, ganz besonders. Die Ueberlegenheit der Allirten und das concentrirte Zusammenwirken ihrer Streitmächte wurde immer fühlbarer. Endlich, als die Nordarmee die an die Saale vordrang, blühte mit der sächsischen Armee über Königsbrunn marschirte, und bei Wartenburg die Elbe überschritt, die böhmische Armee aber über Chemnitz und Zwickau auf Altenburg marschirte, Eßernitsch's Erfolge in Cassel und des Königs von Baiern wahre Gesinnungen Napoleon bekannt wurden, da entschloß er sich nach Leipzig zurückzugehen. Nachdem der größte Theil seiner Armee die Stellung an der Elbe und mit ihr Dresden verlassen hatte, brach er selbst, vom Könige von Sachsen und einem Theile der Familie desselben gefolgt, am 7. Oct. auf, um sich über Meissen nach Leipzig zu begeben.

Zur Verhauptung von Dresden, an dessen fortificatorischer Vertheidigung seit der Schlacht am 27. Aug. unauflöslich gearbeitet war, sowie zur Vertheidigung von Pirna und des Sonnensteins, ließ Napoleon den Marschall Gouvion St. Cyr mit 30,000 Mann zurück.

Am 8. Oct. rückte Graf Bubna den Brückenkopf bei Pirna; auch wurde die auf dem Küllensfelde zurückgelassene französische Besatzung vertrieben. General Kollitz, vom Benningsen'schen Corps, beobachtete nunnmehr Dresden auf der Südseite. Bis zum 12. Oct. hatte er die Franzosen auf die nächsten Umgebungen der Stadt beschränkt. Dagegen ordnete Gouvion St. Cyr einen allgemeinen Ausfall am 17. Oct. an, welcher, abermals durch Umgehung des linken Flügels der Allirten westwärts des planischen Grundes, so wohl gelang, daß die Franzosen bis in die Gegend von Dohna vordrangen und Gouvion sein Hauptquartier nach Riedern verlegte. Doch am 22. Oct. sahen sich die Franzosen bis Leckwitz wiederum zurückgedrängt. Die Einschließung wurde um so vollständiger ausgeführt, da jetzt General Gassier, mit 10,000 Mann Österreichern von Leipzig kommend, die Russen zu unterstützen eilte, und als, nach der imwischen erfolgten Schlacht bei Leipzig, Graf Klenau über Freiberg ebenfalls heranrückte. Auf dem rechten Ufer dagegen hatten die Verbündeten fast sämtliche Truppen fortgezogen, so daß die Franzosen ihre Fougagierungen des Bauen und Rabenberg ausdehnten. In der zweiten Hälfte Octobers erschien jedoch in jener Gegend eine österreichische Abtheilung unter dem Fürsten von Bied-Runkel, so daß die französische Besatzung seit dieser Zeit sich auf die nähere Umgebungen von Dresden beschränkt fand.

Seit dem 4. Nov. war die Besatzung in die Festungswerte selbst, welche, obgleich nur provisorisch angelegt, doch vortreflich ausgeführt, eingeschlossen.

Am 6. Nov. Morgens um Tagesanbruch rückte die Besatzung aus der Neustadt, in der Abicht, sich nach Torgau durchzuschlagen. Aber bei Reichenberg fand sie

einen so starken Widerstand, daß die Ausgerückten gegen Abend sich nach Dresden zurückgetrieben sahen. Stadt und Besatzung litten außerordentlich durch Hunger und Seuchen. Unter diesen Umständen, und da bei dem Gange, welchen der Feldzug im Allgemeinen genommen, an Entschluß nicht zu denken war, trug Gouvion St. Cyr auf eine Capitulation an. Sie wurde am 11. Nov. zu Herzogswalde, dem Hauptquartier des Grafen Klenau, abgeschlossen, und bestimmte, daß die Besatzung in sechs Colonnen, vom 12—17. Nov., bewaffnet ausziehen, vor der Stadt aber die Waffen niederlegen, und sojann frei nach Frankreich abziehen sollte. Ihre Auswechslung gegen eine gleiche Anzahl gefangener Allirter wurde gleichzeitig bestimmt, und der Marschall Gouvion übernahm die Bürgschaft, daß bis dahin Keiner seines Corps gegen die Verbündeten fechten würde. Kriegscassen, Geschütze und alle Vorräthe gehörten den Allirten, und der Sonnenstein sollte sechs Stunden nach Unterzeichnung dieses Vertrages von den Franzosen geräumt werden. Nach officiellen Angaben betrug die Stärke dieses Corps bei der Capitulation etwa 28,000 Mann. Man fand in Dresden 245 Geschütze, wovon der bei weitem größere Theil sächsischen Gießungsgeschütz war, und auch sogleich den sächsischen Verbänden zurückgegeben wurde. In dem nämlichen Augenblicke, als Dresdens Bewohner nach Ausführung dieser Bedingungen wieder frei athmeten, wurden sie durch die Nachricht erschrockt, daß der Fürst Schwarzenberg der Capitulation von Herzogswalde seine Zustimmung versagt, und gleichzeitig den Feldzugmeister Gassier beauftragt habe, den Marschall Gouvion St. Cyr wiederum in den Besitz von Dresden und aller ihm dort an Gebote gestandenen Vertheidigungsmittel zu setzen. Der französische Marschall, der sich bereits in Altenburg befand, hielt jedoch nicht für angemessen, sich in jene Lage zurückversetzen zu lassen; sondern zog vor, sich mit seinem Corps einer vollständigen Kriegsgefangenschaft zu unterwerfen.

So endeten die ewig denkwürdigen Begebenheiten, welche Dresdens Namen in der Kriegsgeschichte für immer unvergesslich machen werden. Sie sind vortreflich dargestellt in „Lage von Dresden und Kulm in dem Feldzuge 1813 vom königl. preuss. Obersten Wagner.“ Mit Planen (Berlin 1831. 4.); und „Darstellung der Ereignisse in Dresden im J. 1813. Von einem Augenzeugen.“ (Dresden 1816.) Im ersten Werke wird das Ziel einer wissenschaftlichen Behandlung aufs Gründlichste verfolgt; während im zweiten das bürgerliche Leben im Allgemeinen gleichzeitig berücksichtigt wird.

(v. Ganauge.)

DRESSER (Matthäus), einer der thätigsten und verdienstvollsten Gelehrten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., war zu Erfurt am 24. Aug. 1536 zwar von geringen Eltern geboren, that sich aber durch Fähigkeiten und Neigung zu den Wissenschaften frühzeitig hervor. Er studirte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Wittenberg, vornehmlich unter Melancthon; drann daß er auch Luthern noch zum Lehrer gehabt haben könne, ist nicht gut möglich, da er bei dessen Tode noch nicht 10 Jahre

alt war. Nach Erfurt zurückgekehrt, trat er im J. 1558 zum ersten Mal als Schriftsteller auf, wurde 1559 Magister, und gleich darauf in die philosophische Facultät aufgenommen, bei welcher er in der Folge auch eine ordentliche Professur erhielt. Ungeachtet bald an ihn verschiedene aufwärtige Berufungen nach Hamburg, Fulda u. a. D. ergingen, zog er doch vor, in seiner Vaterstadt zu bleiben, und half hier im J. 1561 das evangelische Gymnasium einrichten, bei welchem er mit Paul Dumarich und Ludwig Helmhold das erste Lehrercollegium bildete. In den folgenden Jahren trug er auch zur Verbesserung und Aufnahme der Universität nicht wenig bei, die ihm einen großen Theil ihres damals wieder ausblühenden, doch nur zu schnell vorübergehenden Ruhmes verdankte. Unter Anderm kam vornehmlich auf seinen Betrieb im J. 1566 die Stiftung der beiden wichtigen Professuren der Theologie ausgeh. Conf. und der hebräischen Sprache zu Stande. In seinen eigenen Vorlesungen beschäftigte er sich mit der griechischen und lateinischen Sprache, Rhetorik und Dialectik. In Erfurt verheiratete er sich auch im J. 1565 mit einer Tochter des bekannten Theologen Erasmus Sarcerius. — Im J. 1574 erhielt er einen Ruf nach Jena, an die Stelle des Julius Epius, als Professor der Brevefamt und Geschichte, den er auch annahm; doch blieb er dort nur bis in das nächstfolgende Jahr, wo der Kurfürst August von Sachsen, der ihn für sein Land zu gewinnen wünschte, ihm zwischen drei erledigten Stellen die Wahl überließ, nämlich als Professor der Brevefamt zu Leipzig, an die Stelle des berühmten Joach. Camerarius, und als Reclor einer der beiden Fürstenschulen zu Porta oder zu Weissen. Aus Liebe zum Schulfamt, und weil er glaubte, daß dem Kurfürsten an dem Gedeihen der Schule zu Weissen vorzüglich gelegen sei, entschied er sich für die letztere, der er sechs Jahre lang mit großem Ruhme vorstand. Im J. 1581 wurde ihm abermals die Wahl zwischen zwei akademischen Lehrämtern, zu Wittenberg und Leipzig, angetragen. Er ging nach Leipzig, wo er an Bergmann's Stelle die Professur der griechischen und lateinischen Sprache übernahm, wozu ihm auch noch das Lehramt der Geschichte und die function eines sächsischen Historiographen mit einem besondern Gehalte übertragen wurde. Bei seiner Ankunft in Leipzig fand er die Universität durch zweierlei Streitigkeiten sehr beunruhigt, nämlich die theologische der strengen Lutheraner gegen die sogenannten theopneustischen und die philosophische der Kamisten gegen die ältere, besonders durch Melancthon wieder aus Neue befestigte Aristotelische Philosophie. Ungeachtet nun die letztere Sache ihm, als einem treuen Schüler Melancthon's, nicht gleichgültig sein konnte, so beschloß er Anfangs doch, sich von aller Einmischung in den Streit gänzlich freizuhalten; aber theils die Bitterwürde des kurfürstl. Commisarius von Bitterfeld, der es ihm als eine Pflichterfüllung anzurechnen schien, daß er, aus Liebe zur Ruhe, sich der Theilnahme an einem für so wichtig geachteten Kampfe zu entziehen suchte, theils die Überzeugung, die er wenigstens glauben erlangt zu haben, und die für ihn, als einen strengen Lutheraner,

von dem höchsten Gewichte war, daß die Kamisten den Calvinisten in die Hände arbeiteten, oder doch mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, bewog ihn, aus seiner Ruhe hervorzutreten und mit dem größten Eifer die Lehre der Kamisten zu bekämpfen; doch ließ er durch diese Beschäftigung auf dem gelehrten Kampffplatze sich nicht hindern, auch die eigentlichen Geschäfte seines Lehrberufs ebenso treu als ruhmvoll zu verrichten. Die Universität Leipzig hatte an ihm zu seiner Zeit eine große Zierde; sein Name war im In- und Ausland allgemein geschätzt, und mit den angesehensten Männern stand er in freundschaftlicher Verbindung. Als Schriftsteller scheint er zwar seine Thätigkeit zu sehr vertheilt zu haben, als daß er es in einem Fache zu wahrer Größe bringen könnte; er kann daher für die Nachwelt verhältnißmäßig das nicht sein, was er seinen Zeitgenossen war, die ihn mehr nach seiner persönlichen Wittfamt, als nach seinen Schriften schätzten; inbeffen war doch auch in letzterer Beziehung seine Wittfamt nach mehr als einer Seite nützlich. Als Philolog, was vom Anfange an sein Hauptfach war, hat er zwar seinen großen Vorgänger Camerarius, mit dem er sich gern verglichen mochte, bei weitem nicht erreicht; doch haben unter seinen zahlreichen Schriften wahrscheinlich die philologischen, und überhaupt die für den Schulunterricht bestimmten und auf das Schulwesen bezüglichen, zu seiner Zeit wol den meisten Nutzen gestiftet; vorzüglich gehören seine Rhetorik und seine Gymnasiamata graecae zu den gelungensten und am meisten geschätzten. Auch seine Reden sonnen vielen Beifall. In seinen historischen Schriften zeigt er zwar vielen Kriech, aber oft vermisst man die nöthige Genauigkeit und Kritik. Unter den philosophischen, die im Ganzen die Stufe ihres Zeitalters nicht übersteigen, hat das zu gleich in die Physiologie einschlagende Buch: De partibus humani corporis et anima ejusque potentia, das meiste Verdienst. — Dresser starb am 5. Oct. 1607, seines Alters 71 Jahre. Sein Symbolum (dessen erste Worte die Anfangsbuchstaben seines Namens angeben) hieß: Mundo disco mori, vivere dico Deo\*.)

(H. A. Erhard.)

\*) Seine Schriften, von denen sich noch nirgends ein vollständiges Verzeichniß findet, sind, soviel mir bekannt, folgende: 1) Oratio laeartia Rhetorica Atheniensis disertissima, eleganter dissonans de officio Magistratus erga subditos et subditorum erga Magistratus etc., conversa a Graeco in Latium (Erford. 1558). 2) Rhetorica, inventio, dispositio et elocutio illustrata et locupletata cum pluribus exemplis sacris et philosophicis (Erf. 1570. Basil. 1572. Lips. 1580). 3) M. T. Cicero de Natura Deorum libri III cum argumentis, oeconomia, et rerum verborum accur. et artif. emendatione; additas sunt ad finem ejusque libri disputationes etc. (Lips. 1572.) 4) Gymnasmatum linguarum graecae libri III arationum, epistolarum et carminum exempla sacra et profana compendiosius (Erf. 1574. Lips. 1592). 5) De disciplina nova et veteri tam domestica quam scholastica (Basil. 1577). 6) Kleonomenia rhetoricae doctrina, prooemia et exemplis cum sacris tum philosophicis exposita et locupletata (Lips. 1580). 7) De diebus festis Christianorum, Judaeorum et Mahomedanorum liber (Lips. 1584) u. m. M. 8) De ordine et progressu professionis anno Lipsienae (Lips. 1585). 9) Langue historicae erigien purae Lips. 1586 und wurde nachher mehrmals wieder aufgelegt, in vier Theilen, die sich



sen, der Hähnen u. s. w. und an das Geräusch und Geschrei des Krieges gewöhnen. Dann erst kann es als vollkommen dressirt betrachtet werden. Nach sorgfältiger müssen Kunstfische abgerichtet werden, die ihren Gang (gewöhnlich einen verhaltenen Galop) in einer sehr gleichförmigen Manier, nach dem Takte der Musik ausüben müssen, weil sie außerdem den Reitern bei ihren Equilibristen-Künsten hinderlich, ja gefährlich würden. Die alten nordischen Völkersämme haben ihre Pferde noch besonders zum Kriege abgerichtet, daß sie durch Beissen und Hauen mit den Vorderfüßen das Pferd des Gegners angreifen. Es ist kein Zweifel, daß sie dadurch ihrem Reiter Vorteile gewöhnten, daß dies selbst gegenwärtig noch der Fall sein würde, wenn es mit der, bei der jetzigen Fiedlerart unentbehrlichen Ordnung besähen könnte. Die Reiter der neuern Zeit erklären es daher für eine nachtheilige Unart der Pferde, von der sie entzogen werden müssen.

Die Dressirung der Jagdhunde endlich, nach der verschiedenen Art und Bestimmung derselben erfordert auch in denselben Verhältnisse bald mehr, bald weniger Mühe. Am-geheiligsten und zugleich am gewöhnlichsten, wegen seiner allgemeinen Brauchbarkeit zur niederen Jagd, ist der Hühnerhund; seine Abrichtung geschieht auf zweierlei Art, entweder durch Gewöhnung mit Güte oder durch Strenge (par force), welches die Jäger ausschliesslich Dressiren nennen. Hierzu wird der Hund an die Kette gelegt, und dann vermittelst einer Leine mit drei oder vier Knoten, welche beim Anziehen der Leine den Hals drücken, oder eines Korallenhalsbandes, das aus hölzernen Kugeln mit eingeschlagenen eisernen Spizen besteht, genöthigt, auf den Jurauf an den Jäger heranzukommen; zu apporiren, erst einen Strohwisch, dann alles, was man ihm vorwirft, Holz, Eisen, Steine, todte Thiere &c. Man nimmt ihn nun auf das Feld, und bringt ihn unter dem Winde gegen ein Rebhuhn oder eine Wachtel, um besten lebendig und vermittelst eines Fadens am Fuße in einer Aderfurcher festgehalten, wo dann der Hund das Vorstellen und sich niederlegen muß, wenn er aber züßert, mit der Leine scharf zurückgezogen, oder mit der Peitsche gestraft wird. Ein so dressirter Hund ist in 6—8 Wochen brauchbar und kann schon auf die Jagd geführt werden. Die Abrichtung durch Güte erfordert mehr Zeit, wozu 2—3 Jahre, ehe der Hund gut wird und vor Wachteln und Hühnern feststeht. Auf Hasen soll eigentlich ein Hühnerhund nicht gearbeitet werden; in der feinem Jägererei hält man es für einen Fehler, wenn der Hund vor einem Hasenlager steht. Andere nehmen es jedoch nicht so genau und lehren den Hund vor den Hasen zu stehen, und die angeschossenen zu verfolgen, was der Hund durch vieles Arbeiten im Wasser verlernt wird. Besser bestimmt man die eigentlichen, raubthierartigen Wasserhunde (Barbet) dazu, die ebenfalls im Felde brauchbar sind, doch etwas langsamer suchen, als der eigentliche Hühnerhund.

Eine andere Dressirung (die hier Arbeitshund genannt wird) erhält der Keit- und der Schweißhund, jener um die Fährte des Wildes aufzufinden und zu bezeichnen; dieser, um das angeschossene Wild vermittelst des vom denselben verlorenen Schweisses zu finden und sich vor dasselbe zu stellen. Der eine wie der andere wird an einer fingerbreiten Leine geführt, die an einem weichen Leder (der Hallung) um den Hals des Hundes befestigt ist. Das Ausziehen mit dem Leitbunde heißt auch das Behängen, wozu der Mai bis Ende des Juni oder Juli bestimmt ist. Der Hund wird hierbei auf die Fährte gebracht, und mit ihm vom Felde zu Holz gesucht, da wo die Fährte in letzteres hineingeht, wird verbrochen, d. h. ein abgebrochener Zweig in die Fährte gelegt, dann wird außen herum gesucht, um versichert zu sein, daß der Hirsch in demselben geblieben ist, welches man Beßätigen nennt. Bei der Arbeit werden diese Hunde nicht geschlagen, wie der Hühnerhund, man zieht sie bloß mit der Leine ab und kraßt sie mit Worten. Sie find weichtlicher und vertragen die Schläge nicht. Sobald der Hund die Fährte erfüllt, muß er sie mit der Nase zeichnen, Hül stellen und den Kopf emporrichten, nicht eher aber weiter fortschießen, bis man auf ihn spricht.

Bei dem Schweißhunde muß man besonders darauf sehen, daß er das gekrunene Wild nicht anreißt und frist. Er bekommt deshalb jederzeit nur ein wenig Schweiss und wird stets angebunden geführt. Winder betreuend ist die Abrichtung der übrigen zur Jagd bestimmten Hunde; ihr Naturtrieb lehrt sie schon selbst das Aufsuchen und Verfolgen des Wildes; es kommt bloß darauf an, daß man sie durch stilles Führen gewöhnt, auf eine vortheilhafte Weise zu suchen, Anfangs weit vorzugreifen und so das Wild den Schützen entgegenzutreiben. Es würde daher nur Raums- und Zeitverschwendung sein, weisläufiger von diesem Gegenstande zu handeln. (v. Hoyer.)

DRESSLER (Ernst Christoph), ist zu Gröben im Schwarzburg-Sondershausen im J. 1734 geboren und zu Gassel den 6. April 1779 gestorben. Zwar widmete er sich zu Halle dem Studium der Theologie und hernach zu Leipzig dem der Jurisprudenz; doch legte er zuletzt beide Wissenschaften seiner Vervollkommnung in der Ton- und Dichtkunst nach. Unter Gellert's Vorlesungen entwickelte sich seine Dichtanlage und unter der Anleitung der Sängerin Turcott zu Baieruth sein Talent für Musik, besonders den Gesang. Nachdem er zu Baieruth mehrerer geringere Stellen bekleidet hatte, wurde er im J. 1763 zu Gotha als Secretair und Kammermusikant angestellt. Der Reich vertrieb ihn von hier, und er trat im J. 1767 bei dem Fürsten von Fürstberg zu Wehlar als Secretair und Kapelldirector in Dienste. Als dieser im J. 1771 nach Weimern ging und Dressler Bedienten trug, ihm dahin zu folgen, so wendete er sich nach Regensburg und von da nach Wien, wo er die Auszeichnung genoß, daß Joseph II., dem er zwar als guter, aber doch nur als treusüchtiger Sänger bekannt gemacht worden war, ihm unter der Äußerung: „Ich bin der Teufel ein Kaiser, ich will ihn hören,“ Zutritt gewährte und ihm seine Zufriedenheit mit seiner Kunst durch

anfehnliche Geschenke zu erkennen gab. Nach einigen vergeblichen Bemühungen, eine feste Stelle und einen seinen Neigungen angemessenen Wirkungskreis zu erhalten, entschloß er sich im J. 1774 zu einer Reise nach Holland und England. Er reiste durch Cassel, fand Gelegenheit, sich vor dem Landgrafen Friedrich II. hören zu lassen, und zog nun die ihn von diesem warmen Gönner der schönen Wissenschaften und Künste angetragene Stelle eines Kammeramtsrathes und Tenors bei der Oper und Kapelle aller weiten Reisen vor. Die wenigen Jahre, die er hier noch zu leben hatte, beschäftigte ihn, außer seiner Berufsarbeit, ausschließlich die Composition, Dichtkunst und Literatur der schönen Wissenschaften. Unter der nicht geringen Zahl seiner Gelegenheits- und anderen Schriften im ästhetischen Fache werden ihn ohne Zweifel die Schriften: *Melodische Lieber für das schöne Geschlecht* (Frankf. 1774. 4.), *Grundriss und Lieber, in melodischen Liedern* (Nürnberg 1774, fortgesetzt Cassel 1777), und *Theaterschule für die Zensuren*, das ernsthafteste Eingschaußpiel betreffend (Danzow 1777), am längsten überleben. Alle von ihm gedruckten Lieber begleitete er zugleich mit eigenen Compositionen; durch edle Einsicht zeichnen sich die letztern aus, und Seltens Popularität und stehender Reim ist das Gepräge der erstern. (S. Strieder, *Hess. Gel. und Schriftst. Gesch.* 3. Bd. S. 228—236.)

(v. Gehren.)

DREUX, lateinisch Droecum (Breite 48° 44' 17", Länge 19° 1' 24"), Stadt im Departement der Eure, auf dem linken Ufer der Blaise, die sich unweit davon in die Eure ergießt. D. gehört zu den ältesten Städten Frankreichs, und wurde in frühester Zeit *Varocensae*, später *Drogae*, *Droecis* genannt. Es gehörte so lange zu den Kronsgütern, bis es Ludwig der Dicke (1108—1137), unter dem Titel einer Grafschaft, seinem Sohne Robert abtrat. Bis zum J. 1345 erhielt sich diese Grafschaft in männlicher, und dann bis 1378 in weiblicher Linie der Nachkommen Robert's, in welchem Jahre es von der letzten Besitzerin, Petronella, dem Könige Karl V. verkauft wurde. Die jüngere Linie der Grafen v. D. aber erhielt sich länger und erwarb durch Heirath das Herzogthum Bretagne. Im J. 1590 ließ auch diese Linie mit Johann v. D., Herrn von Morlaixville, aus, als dieser im Dienste Heinrich's IV. bei dem Überfalle von Verneuil tödtlich verwundet wurde. Später wurde diese Grafschaft von den Königen häufig verpachtet; unter Franz I. (1515—1547) hielten sich die Häuser von Albrecht und von Remours darum, 1551 aber wurde es durch den Ausspruch des Parlaments wieder mit der Krone vereinigt. Heinrich III. (1574—1589) gab die Grafschaft seinem Bruder Franz, Herzog von Alençon, zur Appanage, doch schon nach dem Tode seiner Enkelin Maria von Orleans fiel sie wieder der Krone anheim. Unweit D. sel im J. 1562 am 19. Dec. die berühmte Schlacht zwischen den Katholiken unter dem Connetable Montmorency und dem Herzoge von Guise und dem Hugenottenheere unter dem Prinzen von Condé und dem Admiral Coligny vor (s. hierüber den untenstehenden Art.). Im J. 1593 wurde D. von Heinrich IV. nach einer

18tägigen Belagerung eingenommen. Außerdem ist diese Stadt berühmt als der Geburtsort des Antonius Godeau (gest. 1672), welcher sich als Schriftsteller, besonders als geistlicher Lieberdichter auszeichnete. — D. ist jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks und Cantons im Departement der Eure und Loire. Es liegt am Fuß eines Berges, hat ein Hospital, zwei Kirchen, ein verfallenes Schloß, Gärten, einen Handelsgericht, 860 Häuser und 6250 Einw. Der Bezirk von D. ist 28,08 QM. groß und enthält sieben Cantons: Dreux, Anet, Berzouille, Gatauneuf, la Ferté-Bidame, Nogent-Roulebois, Courtonnes, 138 Gemeinden und 72,506 Einw.

Schlacht den 19. December 1562.

So günstig sich auch in Frankreich die Verhältnisse der Protestanten zu Anfange des J. 1562 gestaltet hatten, eine ebenso ungünstige Wendung nahmen sie am Ende desselben Jahres. Fast in allen Provinzen des Königreichs unterlagen die Hugenotten. Ihr Oberhaupt, der Prinz Louis von Condé, hielt sich mit seinem schwachen Heere in den Mauern von Orleans zurückgezogen, unschlagbar, gegen die königliche Armee ins Feld zu rücken, welche in dieser Zeit in der Normandie kaupte, Rouen belagerte und dieses Bollwerk der Protestanten im nördlichen Frankreich am 29. Oct. einnahm; allein in demselben Monat landete auch die erwartete Hilfe der Königin Elisabeth von England (6000 Mann) in Havre, und den 6. Nov.) führte der Obrist d'Anbelot die gewonnenen trauten Hülfsvölker, zwölf Corvetten Reiter (3000 M.) und ebenso viele Raben Fußvolk (4000 M.), dem Prinzen Condé zu. Einige Tage früher hatten sich die Trümmer der am 9. Oct. bei Ver geslagenen Hugenotten unter la Rochefoucault und Duras (300 Pferde und 500 M. Infanterie) in Orleans gesammelt. Condé ging jetzt zum Angriff über. Mit 8000 M. Infanterie, 5000 Reitern und fünf Geschützen marschirte er gegen Paris, um es durch einen überraschenden Angriff zu nehmen; allein er verzögerte den Marsch durch die Einnahme mehrerer Städte, und fand, als er endlich den 28. Nov. vor Paris erschien, den Herzog Franz von Guise und den Connetable Montmorency mit dem königlichen Heere zur Gegenwehr bereit, und Katharina von Medicis wußte ihn durch schlaue Unterhandlungen von jedem ernsthaften Angriffe so lange abzuhalten, bis die erwartete Verstärkung von 3000 Spaniern und 4000 Gasconern unter dem Herzoge von Montpensier anlangte und die Stärke des königlichen Heeres zu 16,000 M. Fußvolk und 2000 Reiterei erhob. Condé sah sich nun überlistet, gab den Angriff gegen Paris auf und beschloß, sich nach der Normandie zu wenden, um sich daselbst mit den Engländern zu vereinigen und seine schwierigen Hülfsvölker mit englischem Gelde zu befriedigen. Den 10. Dec.) marschirte er von Paris ab, und errichtete nach manchem unnötigen Aufenthalt am 18. Dec. das Dorf Alençon. Die königliche Armee war einen Tag später von

1) Den 12. Nov. nach *Mézaries, Histoire de France*. Tom. VIII. p. 274. 2) Den 8. Dec. nach den *Memoires de Condé*. Tom. IV. p. 689.

Paris ausgebrochen, erreichte am 18. Dec. Maisiere (Mezières), ein Dorf an der Eure, und hatte so über das protestantische Heer einen Vorsprung von einigen Rues gewonnen. Noch in derselben Nacht gingen die Katholiken in aller Eile über die Eure, und formirten sich auf dem jenseitigen Ufer in Schlachtordnung. Condé versäumte, den Feind beobachten zu lassen, und erst am frühen Morgen des 19. Dec. erfuhr er, daß die königliche Armee sich bereits auf dem linken Ufer der Eure befand; dessenungeachtet glaubte er, ohne Schlacht durch einen Flankenmarsch an dem Feinde vorbei über die Blaise zu entkommen und dirigirte zu diesem Zwecke seine Armee nach Arzon. Coligny führte die Avantgarde, er selbst das Haupttreffen. Die königliche Armee, von dem Marsche Condé's unterrichtet, rückte aus ihrer ersten Stellung weiter vor, und stellte sich zwischen die Dörfer Blainville und Pigné auf. Vor sich hatten die Katholiken eine weite Ebene, das Dorf Muret lag ihrem linken Flügel, und in größerer Entfernung das Städtchen Mer- oder Marville ihrem Centrum gegenüber. Im Rücken stieß die Eure, zu ihrer Rechten die Blaise, an deren linkem jenseitigen Ufer die Stadt Dreux lag, von welcher die Schlacht ihren Namen erhielt. Die Avantgarde unter dem Herzoge von Guise und dem Marschall St. André stand mit dem Haupttreffen in gleicher Höhe und bildete den rechten Flügel der ganzen Aufstellung. Auf dem äußersten rechten Flügel stand das spanische Fußvolk (2100 M.); es war durch das Dorf Pigné und eine Bagenerburg von Munitionswagen gegen Cavalerieangriffe gedeckt; dann folgten 500 Mann Gensdarmen von Guise, diesen zur Linken stand das gasconische Fußvolk, an welches sich die Gensdarmen des Marschall St. André und 4000 Langsnechte angeschlossen. Drei Compagnien Gensdarmen von d'Almeida und Damville standen auf dem äußersten linken Flügel. Die französische und spanische Infanterie hatte ihre Halenschnäbel vor ihrer Fronte. Die Artillerie (14 Geschütze) hatte Guise vor die Avantgarde auffahren lassen. Zunächst an die Avantgarde schloß sich das Bataillon der 4000 Schweizer, die den rechten Flügel des corps de bataille inne hatten, auf ihrem linken Flügel folgten die Gensdarmen des Connetable's, dann 17 fahnen Betreuer und zuletzt unmittelbar bei Blainville zwei Compagnien Gensdarmen unter dem Herrn von Sainsai. Die Artillerie (acht Geschütze) stand wie bei der Avantgarde vor der Front. Außerdem war jenseit Blainville der Chevalier de Billi mit 200 Lanzen im Hinterhalte aufgestellt. Merkwürdig bei dieser Aufstellung ist die Richtung der Infanterie und Cavalerie<sup>1)</sup>, welche hier zum ersten Male vorkommt, und später von den größten Feldherren, Gustav Adolf, Luxemb., Rohan, Condé u. a. m. angewendet wurde. Zwar hatte diese Aufstellung allerdings ihre Nachteile, und war hier durch den Mangel an Cavalerie, mit der man kein selbständiges Gefecht zu unternehmen wagte, entstanden, allein dennoch bildet sie den Übergang zu einer beweglichen Schlachtordnung<sup>2)</sup>.

Als das Heer von Hugenotten auf seinem Marsch nach Arzon in der Ebene vor Marville angelangt war, und Condé sich nur auf Kanonenschußweite vom königlichen Heere entfernt sah, hielt er die Schlacht für unvermeidlich, befohl Halt zu machen, und sich in Schlachtordnung aufzustellen. Das Fußvolk bildete drei Schlachtdawlen<sup>3)</sup>, ihre Halenschnäbel vor der Front. Die deutschen Langsnechte standen im Centrum, die Artillerie (fünf Kanonen) hinter denselben. Die Reiterei, jetzt von Condé persönlich angeführt, stand vor der Infanterie, 3000 Reiter in tiefen Escadrons formirt, in der Mitte; auf den Flügeln die Escadrons des französischen Adels. In dieser Stellung blieben sich die Heere wol eine Stunde ruhig gegenüber, als wären sie vor dem Gebirge erstarrt, in der nächsten Minute das Blut ihrer Landesbrüder vergießen zu müssen. Fast alle Theile beider Parteien waren auf dem Schlachtfelde verfaulmet; die Schlacht mußte ihre politische Macht, wie die Sache des Glaubens entscheiden. Das Heer der Hugenotten hatte an Cavalerie eine große Uelegenheit, deswegen war für dasselbe der Kampf auf der Ebene günstig. Die deutschen Reiter, die gefürchtetste Cavalerie der damaligen Zeit, mit Lanzen und Pistolen bewaffnet, suchten in tiefen Colonnen und waren der französischen Cavalerie bei weitem überlegen, die nur mit Lanzen bewaffnet in Linie aufgestellt wurden. Das umgekehrte Verhältniß fand bei der Infanterie statt, denn die Schweizer wie die Spanier übertrafen die Langsnechte bei weitem an Geschick wie an Tapferkeit; bei beiden Heeren fand aber das Gleiche statt, daß die Unterfeldherren nicht an Muth, wol aber an Helderrmuth die Obergenerale übertrafen; dies war auf der einen Seite bei Condé und Coligny, auf der andern bei Montmorency und Guise der Fall. Das protestantische Heer zählte 7—8000 M. Infanterie und 4000 M. Reiterei; das katholische 13—14000 M. Infanterie und 2000 Reiter. Die Heere standen sich schon lange gegenüber, als Condé den feindlichen rechten Flügel durch einen Theil seiner Reiterei recognosciren ließ; diese fand jedoch das spanische Fußvolk so gefast und so widerstandsfähig, daß von ihr kein ernsthafter Angriff unternommen wurde<sup>4)</sup>. Als Condé jedoch sah, daß der Feind auch nicht zum Angriff überging, versuchte er seinen Marsch nach Arzon fortzusetzen. Länger konnte der Connetable sich nicht belagern, kaum sah er die Bewegung des feindlichen Heeres, als er trotz aller früheren Warnungen des Herzogs von Guise, der gerade wünschte, daß Condé die Ebene verlassen möchte, mit dem Haupttreffen vorrückte, und die feindliche Reiterei durch seine Artillerie beschossen ließ. Condé machte Front; die Schlacht war nicht zu vermeiden. Die gesammte Reiterei erhielt den Befehl zum Angriffe. Coligny übernahm den Angriff auf die feindliche Cavalerie des linken

ges Rationnement über diese Aufstellung f. Encyclopédie moderne unter d. Art. Bataille, bearbeitet vom Generalintendant Lamarque.

5) Nach den Mémoires de Condé, Tom. IV. p. 692 und nach einigen andern Schriftstellern aus jener Zeit. 6) Mémoires de Condé, Tom. IV. p. 185.

1) Der Marschall St. André soll sie angegeben haben. 2) Schiller's Memoiren. 2. Abth. 12. Bd. S. 7. 3) Ein weitläufiger



Füßels, Condé hingegen stürzte sich trotz des Kanonendonners mit seiner teuflischen Reiterei auf die Schweizer, diese standen fest wie ihre Berge, und erst bei dem zweiten Angriffe gelang es den Teutschen, ihre Reihen niederzureißen; doch kaum waren sie hindurch gepresst, als sich die Schweizer wieder erhoben, und ihre gelichteten Reihen von Neuem schlossen; nicht drei, nicht vier Angriffe der wüthenden Teutschen vermochten sie zu zerstreuen. Leichter Arbeit sollte Condé bei den 17 Fahnen Fußvolf aus der Bretagne. Ein Angriff genügte, sie vollkommen zu vernichten; auch die Artillerie fiel in seine Hände. Der Comte hatte kaum den ersten Angriff Condé's auf die Schweizer wahrgenommen, als er denselben an der Spitze von sieben Schwadronen Sendarmen zu Hilfe eilte. In diesem Augenblicke warf sich Coligny auf seine linke Flanke. Die Sendarmen flohen und einige erreichten sogar Paris. Der Comte aber wehrte sich ritterlich, sein Pferd stürzte, er desleg das seines Leutenants d'Arson, aber im Augenblicke darauf wurde der muthige Greis durch einen Pistolenschuß verwundet und gefangen genommen. Sein zweiter Sohn, Hr. Damville, welcher mit der Escadron des linken Flügels der Avantgarde herbeigeeilt war, wurde ebenfalls in die Flucht geschlagen. Sein vierter Sohn, der Herr von Montberon, ward getödtet, mit ihm der Herr von Beauvais u. a. m. Ein gleiches Schicksal hatte der Chevalier de Billi, welcher mit seinem Cornette von seinem Hinterlatz aus einen Angriff unternahm. Das Haupttreffen war vollkommen geschlagen und befand sich in wilder Flucht, nur die übriggebliebenen Schweizer standen noch geschlossen. Allein auch die Cavalerie der Hugenotten war erschöpft durch so viele Angriffe, und zerstreut im Verfolgen des Feindes, und in Plünderung der Bagage begriffen. Kaum 200 Pferde befanden sich um Condé und Coligny geschlossen. Diesen Augenblicke hatte Guise erwartet, mit der kalten Überlegung, die ihm eigen war. Er und der Marschall St. André gingen jetzt mit ihren Truppen zum Angriff über. Mit den Sendarmen der Avantgarde, an die sich theilweise die geschlagene Cavalerie angeschlossen, namentlich die Schwadronen Damville's, stürzte sich Guise auf die zerstreuten Reiterharen Condé's, und zwang sie zur Flucht. Condé wurde von den Fliehenden mit fortgerissen, von Damville's Reitern verfolgt und umweil Blainville eingeholt; das Pferd des Prinzen stürzte, er selbst wurde gefangen genommen. Noch vor diesem Angriffe hatten die Schweizer die hugenottischen Lanzenreiter angegriffen und zurückgeschlagen; das übrige Fußvolf hielt später dem königlichen ebenso wenig Widerstand. Ein Theil der Lanzenreiter zog sich hinter die Mauern eines Gehöftes zurück, Guise selbst leitete den Angriff gegen sie, und nahm sie größtentheils gefangen. Während dieser Zeit hatte Coligny mit den übrigen Anführern alle Kräfte aufgedoten, die Flüchtigen zu sammeln und Herr des Rückzugs zu werden, den er nach dem Walte umweit Aufsit nahm. Guise und der Marschall St. André gönnten ihm diese Fortreben nicht, und unternahmen einen neuen Angriff gegen ihn. Coligny aber schlug ihn kühn zurück, und setzte nun ungestört seinen Rückzug

nach Nemille fort. Er lagerte zwei Lieues vom Schlachtfelde. Bei dem letzten Angriffe, den die königlichen unternahmen, hatten sie bedeutenden Verlust erlitten. Der Marschall St. André wurde gefangen und kurz darauf aus Rache von einem Edelmann, d'Aubigny, getödtet; der Chevalier de la Brosse blüht, und der Herzog von Nemours ward tödtlich verwundet. Gegen Mittag hatte die Schlacht degannen, und erst nach fünf Uhr war sie ausgemüßt. 8000 Mann waren gefallen<sup>7)</sup>; die Katholiken hatten den größten Verlust erlitten, die Hugenotten aber ihre Artillerie und einen Theil ihrer Bagage verloren. Coligny zog sich, nachdem er verzehnt versucht, seine Truppen am 20. Dec. zum neuen Angriffe zu bewegen, über Beaugency nach dem Herzogthum Berry zurück, wo er den 2. Jan. 1563 anlangte. Guise übernahmte in Blainville. Gegen seinen Vetter Condé denach er sich mit aller heroischen Valanterie. Beide schloßen in einem Bette. Am 20. Jan. eilte er für seine Person nach Paris<sup>8)</sup>, zur königlichen Mutter; diese, eifersüchtig auf die Macht des Herzogs, mußte den Umständen nachgeben, und ernannte ihn zum Generalleutenant des Königsreichs. So fand nun der größte Staatsmann und größte Feldherr ohne Nebenbuhler an der Spitze seiner Partei. Condé wurde in das feste Schloß Enghien unsern Andoife in Gemachsam gebracht, und erst nach dem Tode Guise's daraus befreit. — So unweifellich auch die Vortheile scheinen mögen, welche die Katholiken unmittelbar in dieser Schlacht gemonnen, so hätte sie doch entscheidend für die Hugenotten werden können, wäre nicht Franz von Guise am 24. Febr. an einer Wunde gestorben, die ihm Jacques Potriot am 18. Febr. meuchelmörderlich beibrachte, grade als Orleans, der Centralpunkt der hugenottischen Kraft, in die Hände des Herzogs fallen mußte. Auch in Hinsicht der Kriegsführung jener Zeit ist diese Schlacht von großem Interesse, wie an den passenden Stellen angebeutet werden ist<sup>9)</sup>. (v. Wittenleben.)

DREVET, 1) Pierre, der Vater, geb. zu Lyon im J. 1664. Von Germain Aubray in seinem Geburtsort im Kupferstiche unterrichtet, vervollkommnete er sich zu Paris und zeichnete sich als vortreflicher Stecher in Bildnissen aus, wurde jedoch von seinem Sohne noch übertroffen. Seine meisten Bildnisse sind nach Rigaud und nach Largillière; auch lieferte er einige historische Blätter nach Baulongne und Coppel. Er starb im J. 1738.

7) Guise gibt in seinem Berichte den Verlust der Hugenotten allein auf 8000 Mann Tödt und Gefangen an. Mémoires de Condé. Tom. IV. p. 695. 8) Nach einigen nach Montcaillier. 9) Luelien: *Siemond de Siemond*, Histoire des Français (Paris 1834). Tom. XVIII. p. 347 — 366. Mémoires de Condé. Tom. IV. p. 178 mit einem Schlachtplan und mehrern Schichtrelationen von spanischen Officieren des katholischen Heeres; ebenfalls befindet sich S. 685 eine Relation des Herzogs von Guise und ein anderer Plan der Schlacht. Mémoires de Tavares. Tom. II. p. 576. Als ist der 18. Jhl. der Mémoires historiques par Potriot. S. ferner die Geschichtsschreiber Bize, Buch 6. S. 229 — 239, de Thou Buch 4. S. 367 — 371. Gaffarieu Buch 4. Cap. 5. S. 367 — 371. d'Aubigny Buch 3 und Mémoires. Histoire de France. Tom. VIII. p. 276 sq. dann in Charlezy's eig. Biographie, das Leben Coligny's.

2) Pierre, der Sohn, geb. zu Paris im J. 1697, ein großer Meister, ganz für den Grabstichel geboren, mit welchem er demüthenswürdig Werke hervorbrachte. Schon in seinem 19. Jahre erwarb er sich die höchste Bewunderung durch seine Auferstehung Christi, welche er nach J. André nach. Koch vollendet in allen Theilen ist sein berühmtes Bildnis von Hossuet welches er in einem Alter von 26 Jahren nach. Hier hat jeder Stoff seinen bestimmten Charakter; der Peil, die Spigen, Gewänder, Franzen und Holz können nicht besser ausgedrückt werden. Sorgfältig aber vermied er das Auge dadurch zu blenden. Er sagte völlig den Geist des Originals auf, nicht bemüht, wie neuere Künstler in diesem Fach, durch glänzende schöne Lagen von Strichen das Charakteristische aufzuopfern. Er starb zu Paris im J. 1739.

3) Claude, Brudersohn des Vordergehenden, geb. zu Lyon im J. 1710. Als Schüler der Dreweits behandelte er dieselben Gegenstände, und auch derselbe Stils ist in seinen Werken zu finden; allein er blieb in der Kunstvollendung hinter seinem Vater zurück. Er starb zu Paris im J. 1768. (S. Füßli's *raisonné des Verzeichniss* S. 311, und Huber's Handbuch, 8. Thl. S. 3—9.) (A. W. F. v. S.)

DREWENZ, Küss im Königreiche Preußen, entspringt in der Provinz Ostpreußen der Hherode aus dem See Drewenz, ist 17 Meilen lang, schiffbar, zieht sich nach der Provinz Westpreußen durch die Kreise Köbau und Strasburg, und fließt oberhalb Thorn in die Weichsel. (H.)

DREYER, 1) Joh. Karl Heinrich, geb. zu Wahren den 13. Dec. 1723, Doctor der Rechte, Comes Palatinus onosarum. Vompfist des hochfürstl. Lübeck und erster Syndicus der freien Stadt Lübeck, starb daselbst am 15. Febr. 1802, einer der gründlichsten Kenner und Bearbeiter der deutschen Rechtsalterthümer und des lübschen Rechts. Die von ihm herausgegebenen Abhandlungen über beide Gegenstände sind zu zahlreich, als daß sie hier alle aufgeführt werden könnten; am vollständigsten sind sie verzeichnet in Reufel's gelehrtem Teutschland, fünfte Ausg. 2. Bd. S. 99—106. 9. Bd. S. 257. Erwähnt mögen hier nur folgende werden: 1) De inaequali masculorum ac feminarum secundum jura Cimbrica successione. (Helmst 1744. 4.) 2) De usu juris Anglo-Saxonici in expliando jure Cimbrico et Saxoniae. (Kil. 1747. 4.) 3) De veteris Germaniae litium prolixarum necesse indole et vestigiis quibusdam in Holandia. (Ibid. 1748. 4.) 4) De oespitalitatis requisitis in testibus. (Francof. 1750. 4.) 5) Observationum juris Holantici et Cimbrici Meletemata I—IV (Kil. 1751—1753). 6) De lithophoria seu gestatione lapidum ignominiosa (Kil. 1752. Lips. 1776). 7) De variis Codicum juris Germanici denominationibus. (Kil. 1751. 4.) 8) De poena defensionis vivi et pali. (Rost. 1752. 4.) 9) Sammlung von Abhandlungen zur Erläuterung der deutschen Rechte und Alterthümer, der Kritik und Geschichte (Kosel und Bismar 1754—1763). 3 Bände. 10)

Notitias librorum MSS. historiae Cimbricae omnia argumenta periculum primum. (Rost. 1759. 4.) 11) Monumenta anecdota virorum post fata illustrium et clarorum, quibus varia rei literariae, historiarum, antiquitatum et juris germanici argumenta illustrantur. Tom. I. (Lubec. et Alton. 1760. 4.) 12) Specimen juris publici Lubecensis... Item jura maritimum Lubecensia ab Alb. de Bardewic compositum. (Huetz et Wism. 1762. 4.) 13) Zur Erläuterung der teutschen Rechte, Rechtsalterthümer und Geschichte, angewandte Nebenstunden. Ebenf. 1768. 4. (Hierin auch die Abhandlung von dem Nutzen des trefflichen Gedichts Reineke de Wes in Erklärung der teutschen Rechtsalterthümer und des ehemaligen Gerichts wesen.) 14) Einrichtung zur Kenntniß der in geistlichen, bürgerlichen, Gerichts-, Handlungs-, Polizei- und Kammerfachen von C. Hedew. Rath der Reichsstadt Lübeck ergangenen Verordnungen, mit einigen Anmerkungen versehen. (Lübeck 1769. 4.) 15) Beiträge zur Literatur und Geschichte des teutschen Rechts. 1., 2. und 3. Stück. (Lübeck und Leipzig 1783. 4.) 16) Miscellaneen oder kleine Schriften über einige Gegenstände des teutschen Rechts. (Lübeck 1784. 4.) 17) Antiquarische Anmerkungen über einige im mittlern Zeitalter üblich gewesene Lebens-, Leibes- und Ehrenstrafen (Lübeck 1792). 18) Beiträge zur Literatur der nordischen Rechtsgelehrsamkeit (Hamb. 1794). Außerdem viele zerstreute Abhandlungen in Rinken's freien Urtheilen und Nachrichten, altontischen gelehrten Zeitungen, glückstädter Anzeigen, Schriften der büßbürgerlichen gelehrten Gesellschaft, den Miscellaneis Lubecensibus, Miscellaneis Lipaenibus, der Bibl. Hamburg. miscell., den Lübeck'schen Anzeigen, der Bibliotheca nova Lipaensi, den Schriften der königl. dänischen Societät, in Ziegler's freiwilligen Beiträgen aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, Uhl's Sylloge epistoliarum, Gadebusch's pommerischen Sammlungen, Schott's Sammlungen zu den teutschen Stadt- und Landrechten, kanoverschem Magazin, der Holzkuher'schen Deductionsbibliothek, in Prinz's kielischem Magazin, Riemann's hollsteinischen Provinzialnachrichten, Siebenlees' Beiträgen zum teutschen Rechte, Koppe's Magazin für die gesammte Rechtsgelehrsamkeit und in desselben niederländischen Archiv, Kohn's hamburg'scher vermischter Bibliothek, Heine's Sammlungen zur Geschichte und Staatswissenschaft und im Journal von und für Teutschland. Größt würde eine Sammlung der ertheillichen dieser Abhandlungen in einem oder zwei Bänden sehr willkommen sein. Sein literarischer Nachlaß ist durch Vermächtniß an den Senat von Lübeck gekommen und wird dort noch aufbewahrt; ein besonderes handschriftliches Werk aber gleichfalls durch Vermächtniß an die Universitätsbibliothek in Göttingen, nämlich seine Jurisprudenzia Germanorum picturaria Dieses ist abgedruckt in meinen Beiträgen zur Kunde der teutschen Rechtsalterthümer und Rechtsquellen, enthaltend Mittheilungen aus Dreyer's und Gruppen's handschriftlichem Nachlaß. (Hannover 1824. 4.) S. 1—52. (Bergl. Phil. Baumgarten, Kurze Nachricht von dem Leben, dem

Charakter und den Verdiensten des Hrn. J. G. H. Dreyer u. f. w. Lübeck 1802.) (Spaunenberg.)

2) Johann Matthias, war im J. 1716 zu Hamburg geboren und starb daselbst 1769 im 63. Lebensjahre als fürstl. holssteinischer (Titular-) Secretair. Mehr ein mäßiger Kopf, als ein poetisches Genie, zeigte sich D. sehr productiv in kleineren Gedichten, meistens Impromptu's. Er benutzte jede Gelegenheit, in Versen zu sprechen, ohne es eben für nöthig zu halten, dieselben einer sorgfältigen Reile zu unterwerfen. Das Meiste, was aus seiner Feder floß, hat nur ein Localinteresse, und mehrere seiner Gedichte waren zu posquillarisch, um sich für den Druck zu eignen. Doch erschien nach D.'s Tode eine Sammlung seiner Poesien<sup>1)</sup>, besorgt von dem Secretair Pauli, der eher aus Unwissenheit als aus mehrer Gedichte's, Hagedorn's und Schiebler's darin aufnahm. In dieser Sammlung befinden sich unter mehreren Epigrammen, deren es nicht an Witz und Schärfe fehlt, auch einzelne moralische Gedichte, unter denen ein mit der Überschrift: „Der Herr im Feuer,“ zu den gelungensten gehört. Aber auch dies Gedicht, das eine Deu sein soll, hat mit dieser Gattung nichts weiter gemein, als einige kraftvolle Gedanken, die aber verflachten dastehen unter vielen wässrigen Reimen. Mit der Überschrift: „Dramatische Gedichte“ befinden sich in jener Sammlung auch einige Vorspiele, wie sie in der Mitte des 18. Jahrh. üblich waren, voll starrer Allegorien, Satiren und Gelegenheitscomplimente. Durch die noch bei D.'s Erbsen zu Hamburg im J. 1763 gedruckte Sammlung von Trinksprüchen unter dem Titel: „Seltene Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambamboli,“ hatte er das Eitellkeitsgefühl in solchem Grade beleidigt, daß der hamburger Magistrat sich veranlaßt fand, jene Sammlung zu confisciren und öffentlich verbrennen zu lassen. In dem „neuen kritischen Sach-, Schreib- und Taschenalmanach auf das Schaltjahr 1744,“ gestellt durch Crysosomum Mathanasium<sup>2)</sup>, nahm D. in Gottlieb's damals

gen Streitigkeiten mit den Schweigern dessen Partei und richtete gegen Bodmer und Breitinger eine bittere Satire. In dem genannten Almanach findet man auch eine „entsprechliche und scherzliche Prophezeiung von dem Kometen am kritischen Himmel,“ eine „fürchterliche und jämmerliche Prophezeiung des erschauungswürdigen Todesfalls des größten Holsposten in der sichtbaren Welt“ u. a. m. Bemerkenswerth ist eine „Ode über den Wein und die Liebe“ und Parodie von Haller's bekanntem Gedicht über die Ewigkeit<sup>3)</sup>.

D. war Herausgeber des fünften und sechsten Bandes der bremsischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, wie auch eines Journals, der „Menschenfreund“ betitelt. Er lieferte zugleich Beiträge zu mehreren damaligen Zeitschriften. Das Vorzüglichste darunter sind seine Sinngedichte. Achtzehn derselben findet man in der von K. F. Schütz herausgegebenen epigrammatischen Anthologie 3. Thl. S. 73 fg. Auch Haug und Weiser haben in ihrer epigrammatischen Blumenlese (3. Thl. S. 123 fg.) acht Sinngedichte D.'s eine Stelle eingeräumt. Jorden's und Kläcker, jener in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaischen (1. Thl. S. 357 fg.), dieser in seinem Anecdotenalmanach auf das J. 1808 (S. 92 fg.) und auf das J. 1809 (S. 484 fg.), haben einige jener Witzspiele aufbewahrt. Als D. ein in einem hamburger Kaffeehause die Anzeige von dem Tode des dortigen Bürgermeisters Lipskorp, eines wegen seiner Kenntnisse allgemein geschätzten Mannes, las, schrieb er mit Bleistift die Worte darunter:

Gedacht durch Lipskorp's Tod, wünsch ich bei seinem Sterben Dem Rathe den Bestand, mir seine Frau zu erben<sup>4)</sup>. Mit vielem Humor übersetzte er auch einl aus dem Stegreife das nachfolgende französische Epigramm auf eine düssliche Dame:

De vos charmes, Mademoiselle, on ne se peut défendre, Aussitôt qu'on en vons voit, il faut se rendre,

mit den Worten:

3) Der Anfang dieser Parodie lautet:

Du Kerl, wo sein Licht durch volle Röhre strahlt, Wo jedes feuchte Glas aus dem Genuß malt, Alter des Prometheus, bei dem, wenn Andre schlafen, Die setzen Priester ich mit mir auch Tran riechen, Hier, wo der Altiterrakel, des Rats Lobal, fließt, Und schlammeln sich in jedes Glas ergießt, Hier wehnt die Luft, hier wehnen weiße Gänse, Hier wehnt die Schwachheit nie zur Sänke, Hier lerne ich das wahre Glück der Zeit, Und trinke mich zur Ewigkeit.

Dies Glas ist hin, Allen sein Glanz schwebt nach vor dem erlitten Sinn, Ich sehe nichts als Wein, ich höre noch sein Raufen, Und würde eine Welt um volle Gläser tanzen. Doch bieten schlang mein lerer Magen ein, Es war, und wird nicht wehnen Wein! So wie die Ewigkeit, was sie verzeihen, Wie wiederum in erster Born gewöhnt u. f. m.

4) Hagedorn, der das Blatt form, verfluchte jene Verse durch die folgenden, die er darunter schrieb:

Bei unsers Lipskorp's Tod ist meiner Wünsche Ziel Zu wenig für den Rath, und für dich, Ratz, zu viel.

1) Johann Matthias Dreyer's, weil, hochföhrst. holssteinischer Secretair's, vorzüglichste teutsche Gedichte (Altona, auf Kosten der Widmer, 1771). Vergl. Augment. teutscher Bibliothek. 2. Bd. 2. St. S. 540 fg. 2) Winterthur im Canton Zürich. Auf Seiten der kritischen Witzschätz 5 Bogen in gr. 8. Außer dem gründlichen Kalender befinden sich dort auf den Nebenseiten der Monate: „Dankwürdige und wohlthatige Geschichten, welche sich bei dem kritischen Kriege und rühmlichen Siege der Herren Schweiger wider und über die Herren Sachen zuggetragen haben. Nach Herrn Breitinger's Regeln und Entschlossen in der kürzer Dichtkunst beständig mit poetisch-historischen Fieber entworfen. Der Anfang lautet:

Nun hört, ihr Kunstschicht' alzumal, Ich sing von krit'chem Feuer und Stoß, Und von manniger krit'chen Schlacht, Die viel in Jamm'r und Roth gebracht. Welche Beden' und Breiung' t' dörft und sein Eddien große Kunstschicht' fern. Es kam mit Verkanbämigkeit Geinuschlicht' vor langer Zeit, Die Discowurden der Wätern gar „Da sie längst t' geschrieben, daß ich wahr, Als die Tobi'rinn'n und Patries Sie brach'n in Jamm'r, Angst und Roth u. f. w.

D. Schöffe, seinem Reiz kann Niemand widerstehen, Sobald man sich nur sieht, muß man sich übergeben.

Als der Ricentiat Wittenberg einst betraucht bei Eppendorf unweit Hamburg in einen Graben gefallen war, verfertigte D. auf diesen Vorfall das nachfolgende Epigramm, „Universitätsgeographie“ überschrieben:

Wo liegt Leipzig? In Weissen.

Wo liegt Königsberg? In Preußen.

Wo liegt Adingen? In Schwaben.

Wo liegt Wittenberg? Bei Eppendorf im Graben.

Durch seine fröhliche Laune, die ihn stets zu Witzspielen und muntern Einfällen veranlaßte, war D. sehr beliebt in geselligen Kreisen, und nur selten gab es Augenblicke, wo jener Humor einer Einsylbigkeit und einem Etonis mus wich, der nicht in seiner Natur zu liegen schien \*).

(Heinrich Döring.)

DREYHAUPT (Johann Christoph, von), gehört zu den Männern, die, von der Natur mit vielseitigen Anlagen ausgerüstet, dieselben vielseitig ausgebildet, und namentlich ebenso sehr in literarischen, als in politischen Elementen ihre Kräfte geübt und Bedeutendes für Mit- und Nachwelt geleistet haben. Dieser verdienstvolle Mann, der seiner Geburtsstadt so viel Ehre macht, ward zu Halle an der Saale, am 20. April 1699, geboren, und auch in Halle gebildet. Dessen Ältern verwandten, nach seinem eigenen Bekenntnisse, die größte Sorgfalt auf seine Erziehung und Bildung; hielten ihm, außer dem öffentlichen Schulunterrichte, noch einen Hauslehrer, der ihn noch besonders in der Religion und in den neuern Sprachen unterrichten mußte. Sein Vater, ein angesehenes Bürger und Kaufmann in Halle, bestimmte ihn für den Handel und brachte ihn deswegen nach Leipzig. Aber Neigung und Talent zu den Wissenschaften ließen den jungen D. bald das angefangene Geschäft verlassen; er wurde nun in seiner Vaterstadt dem lutherischen Gymnasium übergeben, das unter dem berühmten Rector M. Jänichen blühte. Hier legte er sich mit solchem Eifer auf die Erlernung der Schulwissenschaften, daß er sich unter den zahlreichen Schülern wie durch Talent, so auch durch Fleiß, Geschicklichkeit und stillen Betragen trefflich auszeichnete. Tächtig zur Universität vorbereitet, bezog er gegen Michaelis des J. 1718 die Universität zu Halle und widmete sich dem Studium der Rechte mit großer Anstrengung und Beharrlichkeit. Doch quers Ruzierte er Philosophie und Mathematik, obgleich ihn damals Manche deshalb verhöhnten, weil sie wähten, ein Jurist habe diese Studien nicht nöthig; und dann erst wandte

er die ganze Kraft seines Geistes auf das Studium der Rechte. Er hörte Thomafius, Just Henning Böhmer, Christian Wolff, Peter Rudewig &c. Wohl wußte er, daß aus guten Sachwaltern die besten Richter gebildet werden, und so trieb er mit besonderm Fleiße die praktische Rechtsgelehrsamkeit, und war deshalb auch ein fleißiger Zuhörer des Dr. Seyfart. Er erwarb sich die Liebe und Achtung nicht nur seiner Lehrer, sondern auch anderer berühmten Gelehrten und Männer von Bedeutung, und bahnte sich so den Weg zu Amt und Ehrenstellen. Am J. 1725 wurde er zum königl. preuß. Commissionsrath und Hofrath bei der französischen Colonie zu Halle, wie auch zum ordentlichen Advocaten im Saalkreise ernannt. Jetzt hatte er den längstgehegten Wunsch erreicht, sein Talent dem Dienste seines Vaterlandes widmen und zu Förderung von dessen Wohle mit beitragen zu können. In den genannten Stellen leistete er die nützlichsten Dienste. Am J. 1728 eröffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis, da er Mitglied der Ritterschaft zu Halle wurde, und das Jahr darauf Assessor des Schöppensbuchs daselbst. Am 15. Aug. 1731 starb der Geheimrath Dr. Joh. Franz Wendes, und D. erhielt dessen wichtige Stelle, die eines königl. preuß. Regierungs-, Kriegs- und Domainen-, wie auch eines Consistorialraths im Herzogthume Magdeburg, wozu Schultheiß und Salzgraf zu Halle und Senior des Schöppensbuchs. Er wurde darauf am 28. Sept. vom Kanzler von Rudewig unter den gebräuchlichen Feierlichkeiten eingeführt \*). Schon bisher zeigte er sich als einen, zu aller Aufopferung von Kräften bereiten Patriot, noch mehr aber bewies er seinen Patriotismus in der Verwaltung der ihm nun aufgetragenen Ämter.

Am 21. Dec. 1741 ertheilte ihm der König den Geheimenraths-Charakter, und den 19. Jan. 1742 wurde er von dem kurfürstl. Reichsdeputat in den Adelsstand erhoben, zugleich auch mit der Würde eines kaiserl. Hof- und Palsgrafen beehrt. Wegen seiner bekannten Geschicklichkeit und großen Thätigkeit wurde ihm die Besorgung des königl. preuß. Kriegescommissariats in Leipzig übertragen, an dessen Gefährten er so wichtigen Antheil nahm, und dieselben mit allerhöchstem Beifalle zu Ende bringen half. Vom 11. bis zum 31. Dec. 1745 war er deshalb in Leipzig, und kehrte nach hergekauften Frieden nach Halle zurück, wo er seinen schweren Amtsverrichtungen, namentlich im siebenjährigen Kriege, welcher Halle so drückend traf, mit unermüdlichem Eifer und großer Treue vorstand, bis an seinen Tod, am 13. Dec. 1768 \*). In allen seinen Ämtern und Verhältnissen hatte er sich den Ruf eines gemeinnützig-thätigen, für das öffentliche Wohl mit Kecklichkeit und unermüdetem Eifer wirkenden Mannes erworben und sich des Dankes und der Liebe seiner Mitbürger in einem hohen Grade würdig gemacht.

\*) Vergl. Meusel's Lexikon des von J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftstellers. 2. Bd. S. 426. Ribbet's Geschichte der deutschen Literatur. 3. Bd. S. 559. Ch. F. Schmidt's Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Dichter in allen Theilen der Dichtkunst. S. 333. Jörden's Ersten theil deutscher Dichter und Prosaischen. 6. Bd. S. 22 fg. Heinrich Döring's Gallerie deutscher Dichter und Prosaischen. 1. Bd. S. 222 fg. Nr. v. Jägerborn's poetische Werke (Somburg 1800). 4. Th. S. 91 fg. K. H. Kähler's zum Theil noch ungedruckte Einträge und Einfälle. 2. Samml. S. 131 fg. Den Allgem. Literar. Anzeiger 1796. Nr. 85. Kleh's treffliche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 5. Bd. St. 17. S. 32 fg.

1) Diese Reben beschreiben von Dr. Seyfart in der zweiten Hefte vor dem zweiten Theile des Gelehrigen Auszuge aus Dreyhaupt's Beschreibung des Saalkreises. 2) Seyfart läßt Dreyhaupt das erste Mal am 12. Dec. und das zweite Mal am 13. Dec. sterben, aber die holl. ge. Zeitungen lassen denselben erst am 14. Dec. sterben.

Er wurde daher mit den größten Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet, und das zahlreiche Gefolge der angesehensten Einwohner von Halle war ein öffentlicher Beweis ihrer Anerkennung seiner Verdienste und ihrer Trauer über seinen Verlust.

D. zeichnete sich nicht allein als gründlicher Rechtsgelehrter und trefflicher Verwalter aller seiner wichtigen Ämter aus, sondern auch als großer Kenner und Beförderer der vaterländischen Geschichte. Von seiner außerordentlichen Thätigkeit und großen Umsicht als Schriftsteller zeugt sein großes und mißsamtes Werk, „die Beschreibung des Saalkreises,“ welches ihm einen so bedeutenden Namen unter Deutschlands Gelehrten erworben hat, als viele Schriftsteller durch ihre zahlreichen Schriften nicht erhalten.

Alle Zeit, die ihm nach Abwärtung seiner Berufsarbeiten übrig blieb, widmete er gelehrten Beschäftigungen. Dahin gehörte vorzüglich die genaue Kenntniß des Landes, dem er als ein Mitglied der Regierung vorgesetzt war, Geschichte und Stauffitz des Herzogthums Magdeburg, und namentlich vom Saalkreise. Seit dem J. 1731, wo ihm die Ämter des herzoglichen Geheimraths Verbands übertrugen und er Mitglied der obersten Landesregierung geworden war, fing er an, alle Acta publici selbst zu lesen und sich aus denselben das Merkwürdige auszuzeichnen; nach seiner eignen Versicherung ist er wenigstens 1000 Volumina derselben mit Fleiß durchgegangen. Hiernächst hat er da, wo er irgend nur Nachrichten zur Landeskgeschichte und Kenntniß vermuten konnte, an Bitten und Anhalten es nicht ermangeln lassen und keine Mühe und Kosten gescheut, derselben theilhaft zu werden. So schreibt er selbst in der Vorrede zum ersten Theile seines Werkes: „Es ist mir auch geglückt, jedoch mit vieler Mühe und schweren Kosten, über 1200 wichtige ungedruckte Urkunden, größtentheils aus fremden Händen, wo sie bei Privatpersonen verborgen lagen, zu Händen zu bringen, welche, Accurateſſe halber, ich mit eigener Hand von dem Original abgeschrieben, auch die Siegel auf das Fleißigste aus den Originalen selbst abgezeichnet habe.“ Durch diese, 18 Jahre lang ununterbrochen fortgesetzten Bemühungen, einen fast unglaublichen großen Apparat zu sammeln und zu bearbeiten, kam das Werk zu Stande, das sein Andenken unverwundt und ehrt. Er übernahm Anfangs dessen Verlag selbst und ließ die vielen Kupferplatten auf eigene Kosten stechen, aber zuletzt entschloß er sich, dasselbe auf Verkauf erscheinen zu lassen. Zu Ende des J. 1749 trat davon der erste Theil (15 Alphabet. in Fol. und 32 Bogen Kupfer stark) unter dem Titel und Titel: „Pagus Naletiel et Nadziel, Oder Ausführliche diplomatisch-historische Beschreibung des zum K. Herzogthum Magdeburg gehörigen Saal-Creyſes, und aller darinn befindlichen Städte, Schlösser, Ämter, Rittergüter, adelichen Familien, Kirchen, Älster, Pfarren und Dörffer, insonderheit der Städte Halle, Bernsdorf, Glaucha, Wettin, Eßleben, Cönnern und Köthen; Aus Actis publicis und glaubwürdigen Nachrichten mit Fleiß zusammengetragen. Mit vielen ungedruckten Documenten bestärkt, mit Kupferstichen und Adressen gezieret

und mit nöthigen Registern versehen von Johann Christoph von Dreyhaupt u.“ Der zweite Theil erschien im J. 1750 in der Michaelismesse (12 Alphabete und zehn Bogen, ohne die Kupfer, stark), und zwar ebenfalls, wie der erste mit vielen eingezeichneten Wappen, Siegeln, Münzen und Holzstichen gezieret. — Der Verfasser, durch sein großes Unternehmen in Bedrängniß gerathen, gab sein Werk darauf in den Verlag des Waisenhauses, welches auf dem im J. 1755 neugedruckten Titelbogen diese Veränderung angezeigt hat \*).

Über den Werth dieses Werkes hat der allgemeine Beifall längst entschieden. „Es ist dieses Buch,“ sagte ein Kenner in der göttigen gelehrten Zeitung vom J. 1749, Stück 116, „eins der vornehmsten und wichtigsten historischen Werke, welche seit einiger Zeit in Teutschland an das Licht getreten sind, in welchem auch ein geübter Geschichtskenner viel Merkwürdiges und ihm Unbekanntes antreffen wird. Der Hr. Geheimrath von D. hat auf dasselbe einen erstaunlichen Fleiß gewendet, und dabei den großen Vortheil gehabt, daß ihm die Einrichtung des Landes völlig bekannt und ihm ein Zutritt zu den Archiven verschafft worden.“ — Ein leiziger Gelehrter (in den leizig. gelehrten Zeitungen vom J. 1751, im ersten Stück sagt: „Dieses Werk verdient als ein Werk einer guten Land- und Stadtbildbeschreibung angesehen zu werden, und einen Platz in allen wohlversehenen Bibliotheken Teutschlands. Der unermüdete Verfasser ist wegen seiner unsäglich Mühe und großen Aufwandes eines unverdientlichen Ruhmes und immerwährenden Dankes höchst würdig.“

Mit den Bemühungen um Kenntniß der Landeskgeschichte verband D. auch das Studium der Natur- und Münzwissenschaft, der Geschichtskunde und der Mathematik. Er machte selbst Modelle nützlicher Erfindungen, zeichnete merkwürdige Erscheinungen im Reize der Natur sorgfältig ab; theilte gern seine gemachten Entdeckungen mit, und unterbreitete sich lange mit Künstlern und Handwerfern, besonders wenn er durch ihre Gespräche zu lernen und seine Kenntniß zu erweitern Gelegenheit fand. Wie er in der Kunst zu zeichnen geübt und unermüdet darin gewesen, das zeigten seine Handſchriften. Er hatte im großen Weizel'schen Bapendrucke mit allen seinen Supplementen alle Wappen nach ihren Farben und Metallen selbst angemalt, eine Arbeit von gewaltigem Umfange.

Frühzeitig schon mit dem Studium der Natur beschäftigt, fand er später an den hiesigen Naturforschern

\*) Von dem weltlichen Werke wünschten Mehrere einen Auszug. Professor Eberich unternahm diese rühmliche Arbeit und lieferte denselben verbeſſert und bis auf das J. 1774 fortgesetzt, wo er den ersten Theil herausgab; aber während des Drucks des zweiten Theils starb er, den 18. Dec. 1777. Erbschaft, Auditor des Regiments Anhalt-Bernburg, legte auf Ansuchen der Verlagshandlung die letzte Hand an dieses Werk, verbeſſerte beyn das Register und gab in einer zweiten Verbeſſerung zum zweiten Theile der Naturgeschichte von dem Schönmäckerland hiesiger verdienstlicher Verfasser, des Hiesigen raths v. Dreyhaupt und des Prof. Eberich, unter dem 29. April 1773, wo der zweite Theil des Auszugs in Druck erschien.

Krieger, Joh. Joachim Lange, Bächner, von Leyser und Andern Freunde und Schüler. Die Pflanzenkunde war sein letztes Lieblingsfach, und er widmete ihr einen großen Theil seiner Arbeitsstunden. Er legte auf dem Brumarkt, längs der Saale, einen Garten an, mit Springbrunnen, Gewächshäusern und mit seltenen und ausländischen Gewächsen bepflanzt, sodas derfelbe der schönste in Halle ward. Aus den drei Reichen der Natur hatte er eine Menge Seitenstücke zusammengebracht, unter denen sich viele von großem Werthe befanden, als Gold- und Silbererze u. Wegen seiner naturhistorischen Kenntnisse und Verdienste ward er von der kaiserl. Akademie der Naturforscher, der königl. voss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und der kurmainischen Societät der Wissenschaften zu Erfurt zum Mitgliede aufgenommen, und von der königl. großbritannischen Societät der Wissenschaften zu Göttingen erhielt er die für gekrönte Schriften bestimmte goldene Schönmünze, wegen der ringsendeten und nachher gedruckten Abhandlung von der Verbesserung des Salzes.

Mit großem Fleiß und vielen Kosten hatte er über 400 Bände juristischer Dissertationen von allen Universitäten in und außer Teutschland zusammengebracht, und mit eigener Hand ein doppeltes Register der Namen der Verfasser und der darin abgehandelten Sachen verfertigt.

Er hinterließ mehrere Sammlungen, als: eine Bücherammlung, wie fir in seinem Fache bis dahin nur selten existirte, sie umfaßt die herrlichsten Werke und fast ganz vollständig aus, was über die Rechtsgelahrtheit von Werth vorhanden war; einen Vorrath von Handschriften, namentlich 200 im Namen des Schöppenschuß zu Halle vom J. 1732—1750 ausgefertigte Urtheile und die Institutiones juris criminalis Magdeburgicae, welche er im J. 1738 zusammengetragen; außer der schon erwähnten sehr werthvollen Sammlung von Naturalien, Kunstfachen und Erntestücken eine große Sammlung von Landkarten, von Modellen, von Holtern, Schäumungen, Dufaten, Großen, idmischen Silber- und Kupfermünzen u., welche im J. 1771, sowie alle übrige Sachen, durch öffentlichen Auktus verkauft worden und in dem darüber gedruckten Verzeichnisse angeführt und beschrieben sind. (S. hall. gel. Zeitg. von 1768. S. 816. Stiebrig's Auszug 2 Abl. Vorrede von Sryss.) (Bullmann.)

**DREYSAM, TREYSAM**, die, Fluß im Großherzogthume Baden, welcher im Lande am Freiburg bei Breitenau auf dem Schwarzwalde unter dem Namen Wonnach entspringt, als Höllebach das Höllethal durchfließt, im kirchzarter Thale aus drei Bächen gebildet den Namen Treysam erhält, seinen Lauf in der Richtung von Südost nach Nordwest fortsetzt, an Freiburg vorbeifließt, und dann gegen Norden gewendet nach einem Wege von etwa sechs teutschen Meilen bei Balingen die Gietter aufnimmt und bald darauf zwischen Deninggen und Kiegl mit der Elz vereinigt dem Rheinstrome zufließt. Von diesem Flusse erhielt bei der Eintheilung des Großherzogthums Baden, in Kreis der ehemalige Dreysamkreis seinen Namen. (Th. Hfr. 1. ger.)

**DRIBURG** (ehemals Iburg), Eidort im Kreise

Brackel im Regierungsbezirke Paderborn am Ostrande des geschichtlich so berühmten teutoburger Waldes, wo Hermann den Varus schlug, von sehr bedeutendem Alter, und war sonst der Sitz eines Archidiaconats. Schon im J. 1345 wurden seine Privilegien und Freiheiten erneuert, weil sie durch Unglück verloren gegangen waren. Im 30-jährigen Kriege litt die Stadt viel. Sie hat 1600 Einwohner. In der Nähe liegen die Ruinen von Iburg, eine der berühmtesten altfächischen Festen, welche nach unverbürgten Angaben bereits von dem fränkischen Könige Pipin erbaut worden sein soll. In einem Zuge Karl's des Großen gegen die Sachsen im J. 775 wurde sie eingenommen; später ward sie zerstört. Im J. 1134 setzte Bischof Bernhard I. von Osnabrück auf die Iburg einige Mönche Benediktiner. Erdens; aber da die Gegend zu rauh war, so ward das Kloster nach Gerden verlegt. Im J. 1189 ward die Burg besetzt, jedoch auch bald wieder zerstört. Vom J. 1309 an erscheint sie unter dem Namen Driburg. Die Zeit der gänzligen Zerstörung ist unbekannt; ein alter Thurm und wenige Gemäuer sind die einzigen Ueberreste.

Am bekanntesten ist der Ort durch seine in geringer Entfernung von ihm liegenden Mineralquellen, welche hier unter ähnlichen Verhältnissen zu Tage treten, als die benachbarten Quellen von Pyrmont. Nach F. Hoffmann (Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse vom nordwestlichen Fußschloß 1, 176), welcher die Gegend zuerst genauer untersucht, liegen die Quellen in einem eigentlichen Kesseltale. Nähera wir uns demselben von Norden, Osten oder Süden her, so steigen wir nicht ohne Beschwerden sanft gegen dieselbe auf; zuletzt aber, sobald wir den Blick in dasselbe werfen können, befinden wir uns an dem Rande von ringsömig abgeschnittenen Höhen, welche mit verhältnismäßig sehr schnell aufsteigenden steilen Abfällen dem Innern des Thales andres zugrunde sind. Abgesehen von zwei wenig bedeutenden Läden, welche in dieser Einsassung vorgenommen, finden wir auch daher im Innern dieses Thales vollkommen abgeschlossen. Hier tritt aus dem Felsklotz in einer Höhe von 633 Fuß über dem Meere die reichhaltige Quelle hervor. Erst gegen das Ende des 17. Jahrh. wurde sie bekannt. Der Bischof von Hildesheim ließ hier mehr Ansammlungen machen und sein Leibarzt Bernhard Rottendorf beschrieb den Brunnen im J. 1668; im J. 1714 ward das Wasser zuerst chemisch von Kessel untersucht. Im J. 1743 befaß der Kurfürst Clemens August, daß der Brunnen gereinigt werden sollte; was auch im J. 1755 geschah. Vom J. 1769, wo zuerst der Amtmann Weper den Brunnen von der Stadt kaufte, war die Verwendung des Wassers sehr lebhaft, jedoch erst seit 1782, wo der Freiherr von Gierdorf die Quellen nebst mehreren Geredtsamen kaufte, wurde das Bad besuchter. Der Haupttrinkbrunnen, der in jeder Stunde wenigstens 3150 Daart Wasser gibt, ist mit einem acht-eckigen Häuschen überbaut; außer ihm werden noch der Leubstom und die Sager salinische Schwefelquelle zum Trinken gebraucht. Die verschiedenen Quellen sollen in ihren Bestandtheilen übereinstimmen. Im Allgemeinen ist

das Wasser klar, von scharfem, stechendem, unangenehmem, scharfem und eisenhaltigem Geschmacke, welchen es lange behält, und kann in großer Menge genossen werden, ohne daß es den Kopf einnimmt. Wegen seiner Kohlensäure perlt es stark und wirft in den Quellen viele Blasen. Wir besaßen zwei Analysen, eine von Bestrum, eine neuere von du Renzil; darnach enthalten 16 Unzen:

	Nach Bestrum.	Nach du Renzil.
Schwefelsaures Natron . . .	11,17 Gran	6,535 Bron
Salzsaures Natron . . .	0,13	0,283
Schwefelsauren Kalk . . .	10,68	10,973
Salzsauren Kalk . . .	0,06	0
Kohlensauren Kalk . . .	6,80	7,720
Schwefelsaure Talkerde . . .	2,85	7,217
Salzsaure Talkerde . . .	0,90	0,574
Thonerde . . .	0,05	0
Eisenoxyd . . .	0,13	0,020
Kohlensaures Eisenoxyd . . .	1,33	0,688
Kohlensaure Talkerde . . .	0	0,099
Kieselerde . . .	0	0,062
	34,10	34,143

An Kohlensäure fand Bestrum in der angegebenen Menge von Wasser 29,00 Kubitzoll, du Renzil 34,99 Kubitzoll. Beide Analysen weichen so sehr von einander ab, daß eine genauere Prüfung wünschenswerth wird. Rosch, Taschenbuch für Ärzte, Chemiker und Badereisende, v. d. W. Driburg, Bley, Taschenbuch für Ärzte, Chemiker und Badereisende, S. 151; der Letztere gibt eine ausführliche Literatur über Beschaffenheit und Nutzen der Quellen.) (L. F. Kämtz.)

DRIEDORF, kleine Stadt im jetzigen Herzogthume Nassau, drei Stunden von Herborn am Fuße des Westerwaldes, zu dem sie wegen der hohen Lage und des kalten Klima's auch wol gerechnet wird. Sie war mit dem dazu gehörigen zehn Dörfern von den ältesten Zeiten her ein besonderes Gericht und Kirchsprengel, und in der Mitte des 13. Jahrh. wahrscheinlich noch alleiniges Eigenthum der Dynasten von Greiffenstein und Richtenstein, welche auch eine Burg in der Stadt hatten. In der nassauischen Haupttheilung vom J. 1255 wird darum D. noch nicht genannt. Die Grafen des Ottonischen Stammes mögen also wol durch die bei D. erbaute zwei Burgen sich erst gegen Ende des nämlichen Jahrh. darin festgesetzt haben. Durch einen Vergleich mußten die ältesten Herren sich in Gemeinschaft daran aufnehmen, und bei der Theilung der nassauisch-ottonischen Linie, im J. 1303, kam diese Hälfte an die alte badamarische Linie, welche bald auch durch Kauf die andere Hälfte an sich brachte, 1348 aber aus einem nicht mehr bekannten Grunde D. an Hessen zu Lehen auftrug. Dieses nahm davon bei dem bevorstehenden Aussterben der badamarischen Linie den Vorwand, sich in Besitz eines Drittels an D. zu setzen. Dem nächsten rechtmäßigen Erben, Grafen Johann zu Dillenburg, gab solches Anlaß, dem Steinerbunde gegen Hessen beizutreten und den Bund der alten Rine zu errichten, mit dessen Hilfe er auch Hessen wieder aus D. vertrieb. Doch konnte er sich darin nicht lange behaupten, nachdem die badamarische Gräfin Anna

die andere zwei Drittel widerrechtlich an die Grafen von Katzenellenbogen überließ, nach deren Aussterben Hessen sich des ganzen Gerichts bemächtigte. Durch den Katzenellenbogenschen Vertrag kam es erst an Nassau zurück, und gehörte bis in die neueste Zeit als besonderes Amt, welches über 3000 fast sämtlich wohlhabende Einwohner hat, zum Fürstenthume Dillenburg, ist aber nun zum herzogl. nassauischen Amt Herborn geschlagen. Die alte Stadt, welche vom Kaiser Albrecht I. im J. 1305 städtische Freiheiten erhielt, ward im J. 1817 durch eine Feuersbrunst ganz zerstört, ist aber nun regelmäßig und besser erbaut aus der Asche wieder erstanden. Die Burgen sind längst verfallen. (v. Arnaldi.)

DRIESEN (in alten Urkunden Dreesen oder Dreesno), Stadt im frieburger Kreise, Regierungsbezirk Frankfurt, auf einer Insel, welche von der Rode und dem neuen Kanale gebildet wird, Sitz eines Land- und Stadtgerichtes und eines Rentamtes, mit 326 Häusern und 2800 Einw. Die Bewohner beschäftigen sich außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben mit Handel. Ehemals war hier eine Feste die Polen im J. 1603 angelegte Festung, welche 1636 vergeblich von den Schweden belagert, aber 1639 erobert und 1650 zurückgegeben wurde, worauf sie im siebenjährigen Kriege von den Russen besetzt, später verlassen und kurz darauf niedergegriffen wurde. Die Baraken wurden ausländischen Professionisten überlassen und aus den Festungsgräben Gärten gemacht. Besonders erworb sich in jener Zeit der geheime Finanzguth von Breitenhof große Verdienste um die Stadt, indem er ihr eine sehr beträchtliche Zoll- und Accisfreiheit verschaffte und Fremden den Bau neuer Häuser möglichst erleichterte. (L. F. Kämtz.)

DRIFA (nord. Mythol.), älteste Tochter des Königs Snaer, Snide (Schnee) von Isoland'), hier nicht Isoland, sondern Land der Setun (Kiesen), ist nicht geschichtlich, auch nicht heldensaglich, sondern physisch-allegorisch zu nehmen, da ihr Urgroßvater Fornjótr (Altreise), ihre Großvater-Brüder Hler oder Aegir (das Weltmeer) und Logi (Flamme, Feuer), ihr Großvater Kári (Wind), ihr Vater Sníór (Schnee) sind; sie selbst stößt den Schnee (nix alata) bedeutet und ihre Geschwister Mjöll (Wehl, d. h. mehliger, wider Schnee), Fönn (ausgemessener Schnee) und Thorri (ein Wintermonat vom 22. Januar bis 22. Februar) und ihre Nichte, Thorri's Tochter Goe, der auf den Thorri folgende Monat sind'). (Ferdinand Wächter.)

Drillen, f. Säen.

DRILLENBURG (Wilhelm van), geboren zu Utrecht um das J. 1625. Von guter Familie abstammend, lernte er in seiner Jugend zum Vergnügen die Malerei, der er sich nachmal's widmete, bei Abraham Bloemaert; späterhin aber verließ er die Manier dieses Meisters und malte im Geschmacke des Johann Bold, dem er zwar in vielen Stücken gleichkam, aber ohne dessen Ton und Här,

1) Nach den isländisch-normannischen Sagen im Rahmge zur Snorra-Edda. Ausg. von K. H. 2) Vgl. Finn-Magnusen, Lex. Mytholog. Additum p. 1126.

bung zu erreichen. Ost verließ Drillingburg einen Monat lang das Haus nicht, fortwährend arbeitend, bis endlich die Natur ihr Recht verlangte, und das viele Sagen ihm lässig ward. Denn A. lebte er sich an, und ging in das erste beste Wirthshaus, wo er oft drei bis vier Tage und Nächte zubrachte. Nach Houbrahn war er Voigt's Schüler, und lebte im J. 1668 in Dordrecht. (Desamps T. II. p. 379.)

Drilllich, f. Zwillich.

**DRILLINGS- und ZWILLINGSSALZE**, kann man jene Verbindungen zwischen zwei einfachen Salzen nennen, deren Säuren und Basen verschieden sind, z. B. zwischen schwefelsaurem Natron und borsaurem Bittererde, wobei noch borsaures Natron oder schwefelsaure Bittererde, als dritter Körper, in die Verbindung treten kann, zwischen verschiedenen Salzen der leicht löslichen Kalien und der doppelt kohlensauren Bittererde, oder dem doppelt kohlensauren Manganoxydul u. (Th. Schreger.)

**DRILO oder DRILON**, *Adhar* und *Apilhar* (Strab. VII. p. 316. Ptolem. II. 17. Nikand. thesaur. 607. Plin. III. 26. XXI. 19. Stephan. Byz. s. v. *Αρρίχον*), war der Name eines Kusses in Ägypten, welcher jetzt Drino oder Drin heisst und unweit Sutar (Schora) mündet. Strabon führt an, daß er gegen Süden die psonischen und metoponischen Wälder begrenze. Deshalb scheint er ihn besonders anzuführen, denn von Schriftstellern der früheren Zeit wird er nicht genannt. Auch in den Ausgüßen des Strabon kommt er vor und wird als die nordwestliche Grenze Makedoniens angeführt und zugleich seine Quelle auf den Berg Vertikos gesetzt. Dies ist der Drino Bianco, denn der Berg Vertikos muß nach Strabon (Fragg. I. VII. No. 3) ein Theil der dinarischen Alpen sein. Der Drino Negro kommt aus dem See Lychnidas, jetzt Ochrida, fließt nordwärts, vereinigt sich unfern Stena mit dem Drino Bianco und bildet den schiffbaren Drino. Bei den Byzantinern (Anna Komnena und Cedrenus) kommt er unter den Namen Dromon und Drinos vor. Einige Geographen wollten den bei Skylar angeführten Fluß Arion für den Drilon nehmen; allein, wenn es auch auffallend erscheinen kann, daß Skylar den bedeutenden Drilon nicht nennt, so ist doch aus allen Verhältnissen, die bei Skylar vorkommen, klar, daß er unter dem Arion einen kleinen Fluß versteht. Bergl. Seyl. persp. p. 250, 558 ed. Gail.

(L. Zander.)

**DRIMAGO**, ein Marktflecken in Bulgarien, am linken Donauufer, ehemals eine bedeutende Stadt, welche Dinogesia oder Dinguaria hieß. (Rumy.)

**DRIMAKOS**, ein Sklave aus Ghio, der mit mehreren andern Sklaven, deren Anführer er ward, seinem Herrn entflohen und sich auf ein Gebirge begab, wo der Haufe sich so tapfer gegen die Grier vertheidigte, daß diese sich in Unterhandlungen einließen und einen Stillstand schließen mußten. D. hielt nun bei seinen Untergeben die strengste Mannsjucht und nahm keinen Sklaven auf, der nur um geringer Ursachen willen entlaufen war; dennoch setzten die Grier einen Preis auf seinen

Kopf, den er selbst einem seiner Lieblinge zu verdienen rieth. Aber nach seinem Tode fanden die Grier bald Ursache, die Versahren gegen ihn zu bereuen. Die Sklaven wurden ungeduldsamer und schwächer als je, da Niemand mehr war, der sie in Ordnung hielt. Im Ge- fühl ihrer Reue erklärten sie nun den D. für einen Héros und erbaueten ihm ein Heroon, bei dem sie ihm ihre Opfer brachten. Aus Dankbarkeit entredete von da an der vergötterte D. den Griern im Traume, wenn die Sklaven etwas gegen sie unternehmen wollten. (Athen. VI. 18.) (Richter.)

**DRIMA**. Eine von Jacquin gekistete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Kinnischen Classe und aus der natürlichen Familie der Elaeeten (Aphobeteen). Char. Die Corolle (das Perigonium) glockenförmig, sechsblättrig, mit zurückgerollten Fegeln; die Staubfäden im Grunde der Corolle eingefügt, mit dieser von gleicher Länge; die Antheren fast kegelförmig; der Griffel hervorgehoben, mit knospenförmiger Narbe; die Kapself dreifächerig, vielkammig. Hyacinthus unterscheidet sich durch meist höhere Einfügung der Staubfäden, drei Nektarbrüsen an der Spitze des Fruchtknotens, kurzen Griffel und wenigkammige Kapself. Die acht bekannten Arten: 1) Dr. pusilla Jacq. (L. rar. II. t. 374), 2) Dr. lanceaefolia Redouté hl., Hyacinthus revolutus Aiton Row, 3) Dr. undulata Jacq. (L. e. t. 376, Hyacinthus revolutus Thunberg?), 4) Dr. purpurascens Jacq. fil., 5) Dr. media Jacq. (L. rar. II. t. 375), 6) Dr. ciliaris Jacq. (L. e. t. 377), 7) Dr. elata Jacq. (L. e. t. 373) und 8) Dr. alissima Ker (Bot. mag. t. 1380, Ornithogalum alissimum Thunberg, Ornith. giganteum Jacq.), wachsen als Zwiebelgewächse, mit grünen, weissen oder rothen Blumen, am Vorgebirge der guten Hoffnung. (A. Sprengel.)

**DRIMO**, *Aquid*, 1) eine der Nereiden. (Hyg. Praef. 2) Eine von den Äthiern des Giganten Atlas, neus, die sich nach dessen Tode vom tanaisischen Vorgebirge hinabstürzten und von der Juns in Eisberge verwandelt wurden. (Richter.)

**Drimyrrhizae** Vent., f. Scitamineae.

**DRIMYS** Forst. Eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 13. Kinnischen Classe und aus der Gruppe der Zülcien der natürlichen Familie der Magnoliaceen. Char. Der Kelch ist ungetheilt, oder zwei- oder dreitheilig; die Gerölle schiedblättrig, die kurzen, an der Spitze verdickten Staubfäden steht unter dem Fruchtknoten eingefügt; die Zwillingsantheren mit der Spitze fleisigwachsen, mit saft getrennten seitlichen Fäden; meist vier Fruchtknoten, tragen jeder eine fiedlerbrüthte Narbe und entwickeln sich zu ebenso vielen gefüllten, umgekehrt-eiförmigen, einschäligen, vier oder mehrkammigen Beeren mit edigem Samen. Die fünf bekannten Arten sind Bäume mit glatten, ledrartigen, einfachen, ganzrandigen Blättern; mit Ausnahme der ersten, neuseeländischen Art, sind sie im mittlern und südlichen Amerika einheimisch. Nach Cambolle (Syn. veg. I. p. 442) gesellen sie in zwei Unterabteilungen: Eudrimys und Winters. I. Eudrimys



*Cand.* Der Kelch ungetheilt, die Blumen klein. 1) *Dr. axillaris Forster* (Gen. t. 42, *Lamarck illust.* t. 494, f. 2, *Winters axillaris Forst. fil. flor. ins. austr.* f. 2, abtlangen, an beiden Enden zugespitzten Blättern und einblumigen, zusammengehaften Blütenstielen; in den Wäldern von Neufeland. II. *Winters*. Der Kelch zwei- bis dreitheilig oder zwei- bis dreiblättrig; 2) *Dr. Winteri Forst.* (l. c. p. 84, t. 42, *Wintersana aromatica Solander Med. obs. et inqu.* v. p. 46, t. 1, *Winters aromatica Murray; Dr. punctata Lamarck III.* t. 494, f. 1, ist eine Abart) mit abtlangen, stumpfen, unten schimmelgrünen Blättern, meist einfachen, zusammengehaften Blütenstielen und weißen Blumen. Dieser Baum, welcher in den sonnigen Thälern an der Nagelsbaendstraße, wahrscheinlich auch weiter nördlich in Südamerika, einheimisch ist, gibt die officinelle Winter'sche Rinde (*Cortex Winteranus oder Costus aëris*), welche Johann Winter zuerst (1577) nach England brachte. Sie kommt gewöhnlich in gerollten, einen bis zwei Zoll breiten und bis drei Linien dicken Stücken vor, welche außen und innen glatt, auf der äußeren Seite gelbbraun mit rothfarbenen Flecken, auf der inneren zimmetfarbenen oder schwarzgrau sind. Diese Rinde ist ziemlich hart und schwer, von angenehmem aromatischem Geruch und feurig-gewürzhaftem Geschmack (nager der Gattungsname: *spicatus*, von *charis*, brennendem Geschmacke). Sie enthält nach Henry ein ätherisches Öl (12%), ein scharfes Harz (10%), Gärbesstoff, Extractivstoff und Stärkemehl, und wurde zuerst gegen Excoriation, dann im Allgemeinen als ein erwärmendes, die Nerven angenehm reizendes Magenmittel, in Anwendung gebracht und nicht selten mit dem weit weniger kräftigen, weißen Zimmt (*Cortex Canellae albae, s. Winteranus spurius*) verwechselt. 3) *Dr. granatensis Lin. fil. (Suppl.* p. 269, *Humboldt et Bonpland pl. aequin.* l. p. 205, t. 58, *Aug. de St. Hilaire pl. us. du Brés.* t. 26—28) mit abtlangen, an beiden Enden verschmälerten, unten schimmelgrünen Blättern, langen, dreiblumigen Blütenstielen und acht Fruchtknoten in jeder Blume. Dieser Baum, welcher auf dem Gebirgen von Neu-Granada und Brasilien wächst, gibt die *Cassa d'Anta*, eine tonische, aromatische Rinde, welche in Brasilien vielfach, besonders gegen Kolik, benutzt wird. Daß auch die bittere Paratobirinde von diesem Baume herkomme, wie Martius vermutet, ist zu bezweifeln. 4) *Dr. chilensis Cnd.* (l. c. p. 444, *Desf. serot icon.* vol. I. t. 83); mit spatelförmigen, unten schimmelgrünen Blättern, zusammengehaften, einblumigen Blütenstielen, sechs bis neun Corollenblättern und meist sechs Fruchtknoten in jeder Blume. Anumpflügen Diten in Chile. 5) *Dr. mexicana Sessé et Mocino* (*Plant. mex. ined.; Cand.* l. c.); mit ablang-lanzettförmigen, an beiden Enden zugespitzten Blättern, langen, vierblumigen Blütenstielen und 20—24 Corollenblättern. In Mexico. (A. Sprengel.)

DRIN (Drina), Fluß in der Provinz Rum-Äl der europäischen Türkei, der aus dem Zusammenflusse zweier Flüsse entsteht, nämlich aus dem schwarzen Drin, welcher aus dem See Doh und dem weißen Drin, wel-

cher auf den dinarischen Alpen (den illyrischen Gebirgen) entspringt. Diese beiden vereinigen sich, nehmen mehre kleine Flüsse auf, und ergießen sich dann bei Alessio in das adriatische Meer, wo sie den Meerbusen Drino bilden. (H.)

DRINA, ein Fluß im türkischen Königreiche Bosnien, der auf den dinarischen Alpen, an der südlichen Grenze des Landes, unweit Piskino entspringt, seinen Lauf nördlich nimmt, von Rudowitsch an die Grenze zwischen Bosnien und Serbien blickt, hart bei Jmornik vorüberfließt, und gegenüber von Ratscha in Slavonien, in die Sau (nicht Donau, wie sich bei Hassel findet) sich ergießt. (Gamauf.)

DRINA, Distrikt in Serbien, den zwar während der serbischen Revolution unserer Zeit durch den Sultan Mahmud von Serbien getrennt und zu Bosnien geschlagen, aber vermöge des sechsten Artikels des russisch-türkischen Friedenstractats zu Adrianopel, vom J. 1829, durch einen eigenen türkischen Herman, nebst fünf andern abgerissenen Districten (Kraja, Timok oder Serna-Kela, Paratin, Krushowatz, Starowa), im J. 1830 zurückgegeben wurde. Er umfaßt die Bezirke Jabar und Radgewina, östlich von dem Flusse Drina. (Rumy.)

DRINGENBERG, preussische Stadt in der Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Bielefeld, am Bach Die gelegen, hat 103 Häuser, 733 Einwohner. In der Nähe ist ein Bergschloß und guter Weizenanbau. (H.)

DRINGENBERG (Ludolf, nach Andem Ludwig), ein Mann, der auf die Bielefeldgeburten der Wissenschaften in Teutschland mittelbar, nämlich durch seine Schüler, einen großen und wohlthätigen Einfluß ausübte, war aus Westfalen gebürtig, und zwar wahrscheinlich aus der Stadt Dringenberg im Bisthume Paderborn, von welcher sein Name vermuthlich abzuleiten ist. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, doch läßt sich schließen, daß er mit Rudolph von Langen, Rud. Agricola und Hegius ungefähr von gleichem Alter, also entweder kurz vor oder nach dem J. 1440 geboren war. Gleichzeitig mit den genannten und einigen andern, nachmalig berühmten Männern, war er ein Schüler des Thomas von Kempis, der auch ihm die Liebe zu einer bessern, als der zu seiner Zeit gemeinen, wissenschaftlichen Bildung einflößte, die er sich auch glücklich angeeignet. Sonst ist über seinen Bildung's- und Lebensgang fast nichts Zuverlässiges bekannt. Frühzeitig fing er an, seine gesammelten Kenntnisse Andern mitzutheilen und errichtete deshalb zu Schließstadt im Elbe eine Schule, die bald zu einer ausgezeichneten Blüthe gelangte, und für das obere Teutschland ebenfalls wurde, was für Westfalen und die Niederlande die Schule des Hegius zu Deventer. Das Jahr, in welchem diese Schule eröffnet wurde, ist zwar nicht bekannt; doch muß es schon einige Jahre vor 1470 geschehen sein, da Wimpeling (geb. 1450) noch ein Schüler Dringenberg's war, und zwar schon in früher Jugend (a tenera aequa annis, wie Erasmus ausdrücklich sagt) seinen Unterricht genoss. Eine nicht geringe Anzahl der gelehrtesten Männer wurde in dieser Schule gebildet; namentlich wissen

wie dies, außer dem schon genannten Wimpfeling, von Reuchlin<sup>\*)</sup>, Konr. Geites, Peter Schottus, Sebast. Wurdo, Princ. Bebel u. A., theils mit völliger Gewissheit, theils mit großer Wahrscheinlichkeit, wenn aber von Andern auch Joh. von Dalberg und Willibald Pirckheimer unter die Schüler Dringenberg's geredet werden, so wird dies durch die sonst bekannten Lebensumstände dieser Männer widerlegt. Sein Unterricht scheint sich zwar nicht weit über die Grammatik hinaus erstreckt zu haben; da aber diese gerade in ten damals gewöhnlichen Schulen so furchtbar gemißhandelt wurde, und Dringenberg, ohne seine Schüler mit den unnützen Weisheitsgelehrten der damals herrschenden barbarischen Lehrbücher aufzuhalten, nur das wahrhaft Nützliche sah, und die Forderungen des guten Geschmacks mehr berücksichtigte, als man sonst gewohnt war, so sistete er doch, wie der Erfolg am besten bezeugt, viel Gutes. Wie lange er gelebt und gelebt hat, ist unbekannt; wenn jedoch Petrus Ahenanus (geb. 1485) noch sein Schüler gewesen ist, so muß sich seine Thätigkeit wenigstens bis nahe an das J. 1500 erstreckt haben. Vieles ließ er seine Schule, da er mit den raschen Fortschritten der Wissenschaften nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermochte, allmählig eingehen, und wurde darüber endlich vergessen. Überhaupt ist wahrscheinlich darum, weil er beständig an einem Orte lebte, ohne sich, wie andere Gelehrte seiner Zeit, durch große Reisen bekannt zu machen, und weil er dabei auch, soviel man weiß, nicht als Schriftsteller auftrat, sein Name weniger bekannt und im Gedächtnisse erhalten worden, als er verdiente. (H. A. Erhard.)

Drino, Drinus, s. Dein.

DRIOS, war nach Diodorus (V, 50) ein Ort und Berg in dem phrygischen Akaja und Sitz des Dionysosdieners. Nach der Sage hatte Kutes mit Theaeten die Insel Strongyle (Naxos) besetzt. Sie trieben von dort aus Seeräuberei und gingen namentlich auf Weibereud aus. In dieser Absicht landeten sie auch auf Euböa, wurden aber zurückgeschlagen und segelten nun nach Drissalien hinüber. Dort fielen sie um Drios die das Dionysosfest feiernden Bakchantinnen an, und entführten mehrere Weiber, darunter Iphimедия, des Alceus Gemahlin, und dessen Tochter Pantratis. Alceus sandte darauf seine Söhne, Dros und Epibates, aus, um die Geraubten aufzufinden und zurückzuführen. Sie überwandten auch die Theaeten und eroberten Strongyle. Aber nun ließen sich Dros und Epibates ebenfalls auf die Insel nieder und nannten dieselbe Dia. Der Dionysos-

dienst wurde eingeführt und auf einen Berg der Insel wurde zugleich der Name Drios übertragen. Diese ganze Sage von den Akoten und dem Übergange thrakischer Colonien nach Naxos, sowie die damit verbundenen Dionysosdienerei, gehört in die Zeit der thrakischen Thalasokratie, welche vielleicht gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Krösos's Zerstörung anzusetzen ist. Dabei muß man aber diese Thraker nicht am Hämosgebirge und an den Flüssen Hebrus und Strymon suchen, sondern in Bädien, wie denn Penthiolos, Dros's Sohn, nach Thrake kommt und sich doch in Aulis einschiffet. (Vergl. Fivret, Mém. de l'Acad. (L. Zander.)

DRIPPA, ein unbedeutende Ortschaft in Thracien, mit einem Pferdewechsel, 12 Mill. östlich von Appfela (zu Kypala, wo jetzt der Fleden Chryphylar ist) und 14 Mill. von Syracellä. (Rumy.)

DRISA oder DRÜSIN, eine kleine Stadt in der russischen Statthaltschaft Polozk, an der Düna und Dräsa, zehn Meilen von Polozk, mit einer katholischen Kirche, 133 Häusern und 590 Einwohnern. Zu ihrem Kreise gehören 1100 Dörfer, in welchen 28,000 Christen und 850 Juden leben. (J. C. Petri.)

DRITARASCHTRA (Dhritarasschira, Drudra-Rakschaden, Tredredra), in der mythischen Geschichte der Hindus ein Radscha, aus dem Geschlechte der Kinder des Mondes, d. h. der im Nordwesten Indiens herrschenden und angeblich vom Monde abstammenden Könige. Er gehörte zu der Linie der Kutasas oder Kurus, die von Kuru, Radscha des Reiches Kurushetram, den Namen hatte. Von diesem stammte Santanen, der mit einer zweiten Gemahlin, Satyawohi, den Wistitarawien (bei Polier Tschitterburg und seine Mutter John Sandbari) zeugte. Dieser folgte in der Regierung, war mit zwei Frauen vermählt, starb aber kinderlos. Allein die Witwen gebaren von dem berühmten Wasa zwei Söhne, den Dritaraschtra und Pandu. Wegen Blindheit kam nicht der erstere, sondern der jüngere, Pandu, auf den Thron, doch beirathete er die Kanderi, Tochter des Königs von Gandara, und zeugte mit ihr 101 Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen war Duryodhana der älteste; und alle zusammen wurden unter dem Namen der Kurus begriffen, und so von der Nachkommenschaft des Pandu, den Pandus, unterschieden. Nach des Pandu Tode kam Dritaraschtra doch noch zur Regierung und erzog auch die Kinder seines Bruders, deren Augen den und Vorzüge die Liebe des Volks so gewonnen, daß die Kuru insbesondere ihr Haupt, Duryodhana, darüber höchst eifersüchtig wurden, sie verfolgten, und als der Vater dem Duryodhana den Thron abgetreten hatte, den berühmten Krieg erregten, der so schön im Mahabharat besungen wird. Der alte Dritaraschtra überlebte die ganze Katastrophe, welche die Kuru völlig vernichtete und die Pandus auf den Thron brachte. S. d. Art. Kuru, Pandu, Duryodhana, Yadhischitra und andere. (Richter.)

DRITTES GLIED, bei der Stellung der Truppen, sowohl zu Fuß als zu Pferde, dient bei der Infanterie zu Verstärkung des Momentes der beiden vordersten Glieder

\*) Wenn Weiners Lebensbesch. berühmter Männer u. 2 Bd. S. 369) der Angabe Sammelmann's, daß auch Reuchlin unter Dringenberg's Schüler gehört habe, darum widerspricht, weil Reuchlin schon weit früher in Basel gelebt habe, als Dringenberg nach Schleitstadt berufen worden ist, so ist dies ganz gewisshen Ungeheuer; denn Weiners wußte so wenig, als sonst Jemand, das Jahr, wann Dringenberg eigentlich nach Schleitstadt gekommen ist, wozu er, allem Ansehen nach, nicht berufen wurde, sondern sich aus freiem Antriebe begab; und dort mußte er doch schon sein, als Wimpfeling, der noch einige Jahre älter war als Reuchlin, seine Schule besuchte, also lange vorher, ehe dieser als Lehrer auftreten konnte.

und ist bedwegen beibehalten worden, als man die 6—10 Mann tiefe Stellung verließ, um zu der flachen überzugehen, die sich dem feindlichen Geschützfeuer weniger preis gibt, als jene. Gustav Adolf war der Erste, der in drei Gliedern feuern ließ, wobei das erste als das rechte Knie niederfiel; eine Seite, die bald allgemein ward, bis man in der neuern Zeit das Feuern auf Commando fast ganz aufgab, und nur die beiden vordern Glieder feuern ließ, das dritte aber zum Tirailiren bestimmte, wie es bei der preussischen Armee geschieht; während man bei andern besondere Jäger und Bataillone aus dem dritten Gliede formirt und sie im Treffen als Reserve benutzte. Für den ersten Zweck werden die lebhaftesten und umschichtigsten Leute in das dritte Glied gestellt und besonders zum zerstreuten Gefecht eingeübt, wie die Jäger und leichte Infanterie, wo es vorzüglich auf gutes Schießen und Benutzung des Terrains ankommt. Diese Bestimmung schließt jedoch die Abrichtung und Übung der beiden vordern Glieder, d. h. der ganzen Linien-Infanterie, für das zerstreute Gefecht nicht aus, denn in den neuern Kriegen kamen oft Fälle vor, wo beinahe die ganze Infanterie aufgelöst und zum Tirailiren verwendet ward. Man scheint übrigens als Grundsatz festsetzen zu dürfen, daß die Infanterie nie unter zwei und nie über drei Glieder bilden dürfe. Die Reiterei hat bei seiner Armee der neuern Zeit ein drittes Glied, sie steht überall nur in zweien, weil das zweite beim Angriff die im ersten Gliede entlassene Lücke ausfüllen soll. Ein drittes Glied würde hier bei den Wendungen und Seitenbewegungen nur hindern und störend eintreten. Die Leute desselben werden zweckmäßiger zu Vergrößerung der Fronte und zu Reserven verwendet. (v. Hoyer.)

**DRIVESTO** oder **DRIVASTO**, ein Städtchen in der türkischen Provinz Albanien, in kleiner nordöstlicher Entfernung vom Scutari; einst zu Dalmatien gehörig und der Sitz eines Bischofthums, von welchem noch immer dem katholischen Klerus Ungarns der Titel ertheilt wird (Episcopus Drivestianus). (Gamauf.)

**DRIZE** (la), entspringt auf dem Mont Saitos, bewässert die Umgegend von Troines und Carouge, um sich im Weiler Petit-Rancy mit der Aire zu vereinigen. In seinem Laufe berührt dieser Bach den an der Straße von Genf nach Annecy in der geraden Reiterei Compesitres liegenden Weiler Drize, wo im J. 1783 eine eisenhaltige Mineralquelle entdeckt ward. Trotz der genauen und umständlichen Analyse des eaux minerales de Drize, près de la ville de Carouge en Savoye par P. F. Tingry (Genève 1785), bedient man sich dieser Quelle kaum mehr. Zur Erläuterung des eben angegebenen Titels werde bemerkt, daß damals Drize zu der Provinz St. Victor in Savoyen und zu dem Theile der königlich sardinischen Staaten gehörte, der im J. 1815 mit dem schweizerischen Canton Genf verbunden worden ist. (Graf Henckell von Donneramark.)

**DRNOWSKY** von Drinowits (Nikul Mikulon Nikolaus), einer der Söhne des Grafen Hedbar von Brened, den man als den Stammvater der Herren von Kunflatt betrachtet, erbaute in der Nähe der Feste Kun-

flatt, in dem brünnern Kreise von Mähren, das Schloß Drinowitz (Drnowice), von dem sein Sohn Rajata, laut einer Urkunde vom J. 1272, den Namen führte. Bohus I. Drinowitsch von Drnowice, Herr auf Raiz, lebte im J. 1423. Adalbert, Herr auf Drnowice, Unterkanzler von Mähren, starb im J. 1523, und wurde in der Kirche zu Raiz beerdigt. Seine Geste von den vaterländischen Merkwürdigkeiten: Stare Pamietni Maek-grabatw Morawskohe, liegen noch ungedruckt. Bohus II., Hedrich's Sohn, verkaufte Raiz und J. 1520, trat Drnowice an seinen Bruder Egidor II., der im J. 1528 als Drisiker Landrichter in Mähren vorkommt, ab, und wurde in seiner dritten Ehe mit Helena von Bietotin ein Vater von fünf Söhnen, Benzel II., Bernhard II., Slawibor, Paul und Bohus III. Benzel II. fiel vor Eßel im J. 1537, Bernhard II. brachte die Herrschaft Raiz wieder an sich, erkaufte von des Maximilian von dem Römlich Kaiser im J. 1586 die Herrschaft Kanitz, brünnern Kreises, und wurde in seiner Ehe mit Anna Jabla von Limberg ein Vater von sechs Kindern, von denen aber nur Bohus IV., Johann III. und Dorothea die Kinderjahre überlebten. Bohus IV. vermählte sich den 25. Jan. 1593 mit Magdalena, des Landeshauptmanns Hynel von Bräna Tochter, und hatte, da er selbst ohne Nachkommenschaft, seinen Bruder, Johann III. zum Erben. Dieses letzte Mannes einzige Tochter Johanna \*), war an Georg Ehrenreich von Kogendorff verheiratet, nahm, gleichwie ihr Ehemann, Antheil an der großen Rebellion und verlor darüber ihr ganzes Eigenthum. Kanitz insbesondere erkaufte aus ihrer Consecration der Cardinal von Dietrichstein. Eine Sonderbarkeit bei diesem Geschlechte darf nicht übergangen werden. Der Stammvater, Hedbar, war ein Graf von Brened; drei seiner Söhne mit ihrem Nachkommen, mit den drei Hauptlinien des Hauses Kunflatt blieben in dem Heerenstande (in dem hohen Adel), die Drinowits waren nur Ritterstandes (dem niederen Adel angehörig). (v. Stramberg.)

**DRÖBAK**, ein ansehnlicher Kadeplatz in Norwegen, am nordöstlichen Ufer des Christiansfjords (Meerbusens) zwischen den Städten Christiania und Moss, drei Meilen von Christiania, mit 800 Einwohnern. — Kadeplätze nennt man Flecken mit Handelsgerechtigkeit unter Städten, deren Bürgere sie bewohnen. (v. Schubert.)

**DRÖBNA**, d. h. das brausende und schäumende Wasser, in der Mythologie der Scandinavier eine von den neun Wellenmädchen, die immer mit bleichen Haaren und Hüten und weißen Schleien gehen und Töchter des Meergottes Jager oder Gymer, d. h. des Meeres, und der Rana sind. Sie sind Symbole der Meeresswellen und geleiten gute Menschen glücklich ans Ufer, oder senken die nicht mehr Errettbaren in den Schoß der Mutter Rana. — Zu bemerken ist, daß die Namen der Wellenmädchen zum Theil in Legis Altna anders lauten, als in Meier's mythol. Lex. und in Brøgers nordischer

\*) Otto Ehrenreich von Kranichstein kennt sie nicht, und läßt ihren Vater, Johann III., in der Riege stehen. Gehardus ist hier nur Abschreiber.

Böllerlehre. Erstere beide stimmen überein, dagegen hat die Aikuna die Drobna gar nicht, ebenso fehlen auch Bladungbada und Kaun, wogegen sie Hadda, Bara und Hödm nennt, doch scheint Hödm mit Kaun wol einerlei zu sein. (Richter.)

**DROCTULF**, ein teutlicher Eigenname, der treuer Helfer bedeutet. Bemerkenswerth sind Droctulf der Franke und Droctulf der Schwabe; der Gegenstand dieses ersten Artikels sei Droctulf der Franke. Er ward an des Frankenkönigs Childbert's II. Hofe zum Beistande der Septimia zur Pflege der Kleinen des Königs beigegeben. Als die Königin Hailleuba, Childbert's Gattin, ein gleich nach der Geburt Sterbendes Kind geboren und krank darnieder lag, kam ihr zu Ohren, wie Gewisse gegen sie und die Königin Brunhild zu wirken unternähmen. Als sie von ihrer Krankheit sich erholte, ging sie zum Könige und eröffnete ihm und seiner Mutter Alles, was sie gehört, nämlich: daß Septimia, die Pflegerin seiner Kinder, dem Könige rathen wolle, seine Mutter zu vertreiben, seine Gattin zu verlassen und ein anderes Weib zu nehmen, und so wolle man vom Könige Alles erlangen, was man wünsche, durch Bitten und eigenmächtiges Handeln. Wollte der König sich nicht darin fügen, so wolle ihn Septimia durch Zauberkräfte umbringen, seine Söhne umtreiben und deren Großmutter und Mutter von der Heilnahme an der Regierung gänzlich ausschließen. „Theilhaber an diesem Entschlusse“, fuhr Hailleuba fort, „sei der Comes stabuli (Sunneghilf) Sunneghilf, der Referendarius Gallomagus und Droctulf, der Wittzeiger der Kleinen des Königs.“ Auf dieses Vorbringen Hailleuba's wurden Septimia und Droctulf ergriffen, zwischen Pfählen ausgebreitet und suchbar geschlagen. Da bekannte Septimia, daß sie ihren Mann, Iovius, durch Zauberkräfte umgebracht aus Liebe zu Droctulf, und daß dieser mit ihr unerlaubten Umgang pflege. Ferner bekannten beide das, was Hailleuba dem Könige vorgetragen, und zeigten mit an, daß sie auch Sunneghilf'n und Gallomagus bei jenem Rathschlusse gehabt. Diese wurden sogleich aufgehakt, flohen aber aus Gemißensangst in die Kirche. Der König selbst ging zu ihnen und forderte sie auf, heraus und in das Gericht zu gehen, damit er kennen lerne, ob ihnen Wahres oder Falsches vorgeworfen worden, denn er vermuthete, daß sie aus Gemißensangst in die Kirche geflohen. Doch verbieth er ihnen, obgleich sie schuldig befunden wurden, Siderheit des Lebens, da sie in die Kirche geflohen, und es Christen nicht erlaubt sei, selbst Verbrecher, wenn sie aus der Kirche geführt wurden, zu bestrafen. Da wurden sie herausgeführt und gingen mit dem Könige zum Gerichte. Bei der Untersuchung antworteten sie: „Septimia und Droctulf haben uns diesen Rathschluß eröffnet, wie aber ihn verabscheut und in die Unthat nie einwilligen wollen.“ Der König sagte dagegen: „Hättet ihr nicht beigegeben, hättet ihr mir die Sache angezeigt.“ Sie wurden vor die Thüre hinausgeworfen und flohen wieder in die Kirche. Septimia ward nebst Droctulf beßigt geschlagen und im Gesichte gebrandmarkt, aller ihrer Habe beraubt, auf den Hof Mariemag (Marie im Ei-

saß) gebracht, daß sie die Mühle zöge und für die, welche im Frauenzimmer waren, Wehl zum täglichen Bedorfe bereite. Droctulf wurden Haare und Ohren abgeschnitten, und er angewiesen, einen Weinberg zu bebauen, entloß nach wenigen Tagen, ward vom Verwalter aufgesucht und wieder zum Könige gebracht, hier scharflich geschlagen und wieder für den Bau des Weinbergs bestrimmt, den er verlassen. Sunneghilf und Gallomagus wurden alles dessen beraubt, was sie vom Fiskus verdiente, d. h. alles Lehn, und ins Elend gestoßen. Aber es kamen Gesandte, und unter ihnen Bischöfe, vom Könige Gunthram und baten für sie, und sie wurden aus dem Elende zurückgerufen; doch wurde ihnen nichts Anderes gelassen, als was sie zu Eigen hatten. Dieses waren die für die fränkische Sittengeschichte merkwürdigen Umstände und Folgen jener Verschwörung, dessen Haupt Droctulf wirklich war, oder wenigstens gewesen zu sein beschuldigt ward \*).

(Ferdinand Wacher.)

**DROCTULF**, ein geborner Sueve oder Alamanne, ward von den Langobarden gefangen und war bei ihnen erwachsen, erhielt durch seine Lauglichkeit die hezögliche Würde. Aber er veragte seine Gefangenschaft nicht, und erhob sich, sobald er Gelegenheit fand, gegen die Langobarden, ging zu den Fahnen der Eßtrömer in Ravenna über, ward deren ergebenster Vertheiger und der gewaltigste Bekämpfer der Nordmannen. Unter seinen tapfern Thaten für die Eßtrömer oder Griechen war die erste die Eroberung der an dem Ufer des Po zwischen Parma und Reggio gelegenen Stadt Breccelo; er schlug hier seinen Eiß auf und ward der Feinde Schrecken. Der Langobardenkönig Authari griff Breccelo an, Droctulf ward daraus vertrieben und genöthigt, nach Ravenna zu fliehen. Die Soldaten von Ravenna kämpften nun häufig mit Droctulf's Hilfe gegen die Langobarden. Herzog Frodoald von Spoleto hatte die Stadt Glasti eingenommen und hier eine starke Besatzung zurückgelassen, welche Ravenna gleichsam wie eingeschlossen hielt, und war mächtig zur See. Droctulf schlug da mit geringen Schiffen auf dem Flusse Batrino eine große Zahl Langobarden. Ungeachtet ihn der Krieg gegen die Langobarden so beschäftigte, gewann er doch auch in den östlichen Ländern einen gewaltigen Sieg über die Aoren, und kehrte triumphirend nach Ravenna zurück, wo er um das J. 583 starb und in der Kirche des heiligen Vitalis begraben ward. Die dankbaren Römer setzten ihm hier eine schöne Grabchrift, in welcher sie Droctulf's Verdienste um sie erheben, und welche zugleich das wichtigste Denkmal zu seiner Geschichte ist †).

(Ferdinand Wacher.)

**DRÜGE** (Gerhard, Gerd), plattdeutscher Biograph des 16. Jahrh. Er war ein Straßburger von Geburt und in dem Hause des den Kennern der pommerschen Geschichte jener Zeit sehr bekannten strassburgischen Bürgermeisters Franz Bessel, der auch die Kosten zu seinem

\*) Gregor. Turonens. . Hist. Lib. IX. Cap. 28 ap. Freher., Corp. Franc. Hist. p. 210 — 211.

†) Xofst hierist ist Lucide: Paulus Diaconus, de Gest. Langob. Lib. III. Cap. 18, 19, ap. Muratori, Res. Ital. Scripti. T. I. p. 444, 445, wo sich auch die Grabchrift befindet.

Studien hertzog, gewissermaßen erzogen<sup>1)</sup>; wo und wann er gestorben ist, kann ich nicht sagen. Dem Andenken an seinen Wohltäter widmete er bald nach dem Tode desselben eine Biographie in Form einer Chronik, welche folgenden Titel hat: „Des Erzbarn, Vornemen und Wolwosen Herrn Frans Wessels, dinsten Bürgermeisters thom Stralund, ganze lebenti und Christliche Afschicht. Sampt aller Katscheren und Prediger Namen, wesser by synen tyden gelebet. Durch Gerbard Dröge lortlich verfaßt. Tho Roschod durch Stephan Wölleman gedruckt. Anno M.D.LXX. 12. Weil Franz Wessel ein so wichtiger Mann für seine Zeit und seinen Wirkungskreis in Pommern war, indem er nicht bloß als der Hauptbeförderer der Einführung der Reformation in Stralund betrachtet werden muß, sondern auch an allen Verhandlungen seiner Vaterstadt fast 50 Jahre lang einen ausgezeichneten Antheil nahm, so ist diese kleine Biographie desselben durch Gerbard Dröge eine wichtige Quelle für die pommersche und besonders stralundische Geschichte des 16. Jahrh. Sie ist insofern so selten, daß die wenigen vorhandenen gedruckten Exemplare den Werth einer Handschrift haben<sup>2)</sup>. Weil der der Biographie angehängte Katalog der stralundischen Rathhämiglieder und Prediger, die dem Bürgermeister Wessel bekannt gewesen, von frühern und spätern pommerschen Geschichtschreibern gewöhnlich unter dem Namen der Wesselschen Chronik citirt wird, so find neuere Geschichtsfeller, unter Andern, wenigstens eine Zeit lang, auch Rüh's<sup>3)</sup>, auf den Irrthum geführt worden, als gäbe es noch eine eigene von Wessel selbst geschriebene Chronik im Manuscript. Eine solche Chronik hat aber Wessel niemals geschrieben, wenigstens schweigen alle Nachrichten über dieselbe. Das kleine Dröge'sche Buch ist aber in einer so ausgezeichnet richtigen, reinen und klaren plattdeutschen Sprache geschrieben, daß es auch in dieser Hinsicht Aufmerksamkeit und von Sprachforschern bemutht zu werden verdient<sup>4)</sup>. (Mohnike.)

**DROGHEDA** oder **TREDOGH**, irländische Handelsstadt, welche viel grobes Tuch liefert, Sitz eines kathol. Erzdiöces, in der Provinz Kintyre, Grafschaft Louth, am Flusse Boyne, mit 1731 Häusern und gegen 20,000 Einw. Den Handel befördert der Hafen der Stadt und der Droghedakanal, welcher sich am Boyne fort bis nach Lrim in der Grafschaft East-Weath erstreckt. Historisch merkwürdig ist der Ort wegen des Sieges, welchen 1690 in seiner Nähe Wilhelm III. über seinen Schwiegervater

Jakob II. erlangte. Ein Obelisk bewahrt des Andenkens dieses Sieges. (11.)

**DROGO**, Pippin's II. oder von Strifall ältester Sohn. Pippin ward durch den Sieg bei Testri über den König Theoderich und dessen Hausmeier Berthar Major domus des germanischen Frankenreichs, lebte aber für seine Person zurück nach Aulstien (i. d. Art. Ostfranken) und ließ bei dem König Theoderich als Hausmeier Nortbert zurück<sup>1)</sup>. Seinen ältesten Sohn Drogo machte er zum Herzoge der Burgunden und gab ihm zur Frau Anstrud<sup>2)</sup>, die Tochter des vormaligen Hausmeiers Beraratto, Witwe des Hausmeiers Berthar, der in der Schlacht bei Testri geschlagen, und nicht lange darauf von seinem Leuten erschlagen worden<sup>3)</sup>. So nach den meisten Jahrbüchern. Nach einer Urkunde des Königs Hildebert vom J. 697 hingegen war Berthar der erslauchte Mann, Drogo's Schwiegervater, und seine Gemahlin hieß Adaltrud. Vermuthlich hatte Drogo's Verheirathung mit der Tochter des vormaligen Hausmeiers auch wol politische Bedeutung, außer daß Adaltrud eine Christin war. Wenn Drogo von seinem Vater zum Herzoge der Burgunden gemacht wird, so sollte er unter dem Namen eines Herzogs der Burgunden die Hausmeierstelle versehen, während der von Pippin gesetzte Major domus, Nortbert, es wirklich in Neustrien, und nur dem Namen nach in Burgund sein sollte. Pippin wird seit dem Siege bei Testri Herzog und Fürst der Franken genannt. Drogo's findet man genannt Fürst der Franken<sup>4)</sup>. Die Annal. Xantenu. sagen (S. 221), Pippin habe, nachdem Berthar, den sie Herzog nennen, von den Einigen erschlagen worden, dessen Fürstenthum vom Könige Theoderich herausgerufen, es seinem Sohne Drogo gegeben, und sei nach Aulstien zurückgekehrt. Da Pippin Nortbert zum Major domus beim Könige zurückließ und nach Nortbert's Tode Pippin's zweiter Sohn, Grimoald, zum Major domus über die Franken erwählt ward, so hat Drogo Berthar's Fürstenthum nur in Beziehung auf Burgund erhalten. Von seinem Vater erhielt er auch das Herzogthum Champagne<sup>5)</sup>. Wenn ihn der Vater zum Herzoge der Burgunden machte, so sollte er wol an der Spitze der Gesamt-Burgunden stehen, denn es gab außerdem mehre Herzoge in Burgund. Merkwürdig ist, daß die Fortsetzung der Chronik Fredegar's gar nicht erwähnt, daß Drogo von seinem Vater zum Herzoge der Burgunden gemacht worden, sondern bloß sagt: Drogus, von seinem Vater unterworfen, erhielt das Herzogthum Champagne. Grimoald der Jüngere ward bei dem Könige Hildebert zum Major palatii über die Franken erwählt.

1) Laut der Vorrede zum Leben Wessels. 2) Sie ist auch in Kistner's Nachkommen und wie als Manuscript umlitten so gar citirt. 3) In der pommerschen Druckdrücklichkeit. 4) (und einigler) Wand (Wessels. 1808). S. 168. Rüh's gab dieser angeblichen Chronik den Namen „Wesselschen Memoiren.“ Epitaphien, als der Verf. dieses Artikels ihm das Dröge'sche Büchlein zeigte, sah er den Irrthum ein. S. d. Art. Franz Wessel. 4) Rüh's ging auch dieserhalb damit um, es sogar wieder abdrucken zu lassen. Dahnert hat es, soviel ich bemerkt habe, bei seinem plattdeutschen Wörterbuche nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart (Stral. 1781. 4.) nicht druckt, daher weil er es nicht durch eigenen Gebrauch kannte.

X. CXXVII. b. u. a. C. Erste Section. XXVII.

1) Gesta Francorum. c. 50. 2) So ist wol für Aulstien in den Annal. Metens. ap. Pertz. T. I. p. 521 zu lesen. 3) Annal. Met. p. 521. 4) Childericus Regis Praeceptum de Nocito villa ad Monasterium Tunsonis-vallis perueniente an. III. regnal ejus ap. Mabillon. Rai diplom. Lib. VI. c. 24. Egl. Echhart. Commentarii de Rebus Franciae Orientalia. T. I. p. 287. Drogo wlt baria genannt illustris vir Drogo, filius illustris Pippini Majoris domus, und aus ihr erhellt, daß seine Gemahlin Adaltrud eine Christin gewesen. 5) Annal. S. Cosmas Senonensis p. 102: An. Dom. 703: Drogo princeps Francorum obijt.

Die meißten Jahrbücher hingegen erwähnen gar nicht, daß Drogo den Ducatum Campanensem erhalten, sondern sagen: Pippin räumte das Reich der Franken mit wunderbarer Dehnung ein; daher setzte er Drogo'n, seinen Erstgeborenen, zum Herzoge der Burgunder und gab ihm zur Frau Anstrud u. s. w. Vergleichen wir die Angaben der Annal. Xant., der Fortsetzung Fredegar's und der Annal. Met. mit einander, so ergibt, daß Drogo Eberherzog von Burgund ward und das Herzogthum Champagne an der Grenze von Burgund erhielt, damit er als Stütze seiner Macht auch ein jener Herzogthümer besäße, in welches das fränkische Reich eingetheilt war, oder mit andern Worten, in Beziehung auf die Burgunder war Drogo Eberherzog oder Fürst, welches mehr als Herzog bedeutete, d. h. versah die Stelle des Hausmeiers, und in Beziehung auf die Champagne war er Herzog in damaliger gewöhnlicher niedriger Bedeutung. Drogo starb an einem heftigen Fieber<sup>1)</sup> zur Frühlingzeit<sup>2)</sup> des J. 708<sup>3)</sup> und ward in der Kirche des heil. Arnulf<sup>4)</sup> zu Weß begaben. Drogo's und Anstrud's<sup>5)</sup> Söhne waren Hugo, nachmals Erzbischof von Rouen, Herzog Arnulf, Pippin und Godesfrid<sup>6)</sup>. (Ferd. Wächter.)

6) Cont. Fredegarii Cap. 101 ap. Freher., Corp. Hist. Franc. p. 155. Chronicon Moissiacense, p. 259. 7) Cont. Fred. Cap. 155. Annal. S. Amal. ad ann. 708. p. 6. Annal. Til. ad ann. 708. p. 7. Annal. Petaviani ad ann. 708. p. 7. Xbo. Greg. hagen C. 318 folg. huj. Drogo, Pippin's Sohn, zur Winterzeit im J. 708 gestorben. 8) Annal. Laurish. ad ann. 705. p. 22. Annal. Nazarii ad ann. 708. Chron. Moissiacense, ad ann. 708. p. 280. Höchstlich sagt daher die Genealogia Domus Carolingianae ap. Pertz. T. II. p. 311: Drogo sei nach Pippin's Tode Major domus geworden, da doch aus dem Todesjahre Drogo's hervorgeht, daß er vor dem Vater gestorben, welches die meißten Jahrbücher C. 322 auch ausdrücklich sagen. 9) Cont. Fredegar. I. I. Annal. Met. ad ann. 708. p. 521. 10) Hienachst wird als Drogo's und Anstrud's Sohn, wie die Gesta Abbatum Fontanellensium, Cap. 8, oder Anstrud's, wie die meißten Jahrbücher sie nennen, Hugo genannt, und wenn Drogo nicht zweimal getrauert, sich es auch bei den übrigen. Über Drogo selbst s. auch die Gesta Abb. Fontanell. Cap. 2. p. 275, 276, wo urkundlich erwähnt wird, Pippin's Gattin Placida und ihre Söhne Drogo und Grimoald, Grippo und sehr viele andere Söhne haben der Zusammenkunft im jüdischen Jahre der Regierung des Königs Albrecht beigewohnt. 11) C. die Urk. besitzten den J. 715, wo sie dafür, daß der Abt von der Basilica Sanctorum Apostolorum, die außerhalb der Mauer zu Weß, und wo ihr Heiliger Arnulf begraben ist, ihren Vater ebenfalls hat bekräften lassen, zum Entscheln ihres Vaters die Schenkung des Hofes Vigicium im meßer Gau bestätigen, die ihr Vater und Godesfrid dem Kloster gemacht. Die Urkunde ist bei Buccellius, Preb. Gen. Franc. p. 71 und im Auszug daraus bei A. G. Hart, I. Abt. C. 283. Eine Urkunde ist auch bei Martene und Durand, in welcher Herzog Arnulf bei verlebtem Herzog Drogo seinen Abt an dem Hofe Wolane dem episcopatualen Kloster schenkt, s. A. G. Hart; aber die Urkunde von J. 716 (bei Buccellius C. 69), in welcher Arnulfus graia Dei post genitore suum Drogonem, dono avi sui gloriosi Principis Pippini, Burgundionum Dux auftritt, ist wegen der damals nicht gewöhnlichen Einsetzung der Jahreszahl der christlichen Zeitrechnung und der römischen Konsol verächtlich, s. A. G. Hart. Nach dem Auszuge einer Urkunde vom zwölften Regierungsjahre des Königs Albrecht (bei Buccellius C. 69) hienachst Godesfridus Dux hujus Dragonis der meßer Kirche den Hof St. Gertraud. Die Annal. Petaviani, p. 7, und die Annal. Laurish. am 24. folgen zum J.

DROGO, DRUGO, TRUAGO, Karl's des Großen und Regina's<sup>1)</sup> natürlicher<sup>2)</sup> Sohn, Bischof von Weß, ward geboren den 17. Jun. 802 oder 803<sup>3)</sup>, und im J. 813, als Karl der Große seinen Sohn Ludwig den Frommen zum Kaiser erhob, diesen vom Vater anempfohlen<sup>4)</sup>. Sein Halbbruder, Kaiser Ludwig, nahm ihn im J. 814 zu seinem Zischgenossen an, und ließ ihn bei sich im Palast oder des Pfalz erziehen<sup>5)</sup>. Wieviel daß der Kaiser auch mit seinen andern Halbbrüdern Hugo und Theoderich. Als aber des Kaisers Neffe, König Bernhard von Italien, sich empört und er ihn hatte tödten lassen, veränderte er im J. 817 auch sein Betragen gegen seine natürlichen Halbbrüder, und ließ sie scheitern, oder ihnen die Tönur geben, um, wie Abganus sagt, die Zwietracht zu bändigen<sup>6)</sup>. Die zu Klöstern gemachten Drogo, Hugo und Theoderich schickte er, jeden getrennt, in ein besonderes Kloster, und nun ruhte, wie das Zeithub von Moissac binzufügt, das Reich vom Borne. Unmittelbar vorher erzählt das Zeithub, wie Bernhart's Anhänger bestraft worden waren<sup>7)</sup>. Sie bateten also ihre Augen auf Drogo'n und seine Halbbrüder gerichtet gehabt, und diese unschuldigen Werkzeuge mußten nun büßen. Statt in den Künsten des Kampfes ließ sie ihr kaiserl. Halbbrüder nun in den freien Künsten unterrichten<sup>8)</sup>, d. h. ihnen eine gelehrte Bildung geben. Drogo lebte als Kanoniker der meßer Kirche, als Bischof Gundul im J. 823 starb; da ließ der Kaiser ihn von dem Klerus zum Bischofe wählen und beförderte ihn auf den Bischofsstuhl zu Weß<sup>9)</sup>. Zu Frankfurt auf dem Dinge den 12. oder 13. Jun.<sup>10)</sup> im J. 823 war er,

723 zwei Söhne Drogo's gebunden und einer gefarben, und Karl wird krank. Dafferte sagen die Annal. Nazarii, und machen auch einen der gezeichneten Söhne namhaft, nämlich Arnold. Drogen folgen die Annal. Alamann. zum J. 723 C. 24: Sicut Edgar Karli gebunden, Arnold, Drugo, und einer gefarben und Karl erkrankt.

1) Einhardi Vita Caroli M. Cap. 18 ap. Pertz., Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 453. Karl's des Großen und seiner Weisheitsfürstin Regina zweiter Sohn war Hugo. Wit Drogo und Hugo wird häufig in Verbindung genannt Theoderich, welcher über Karl's des Großen und der Weisheitsfürstin Albalin's Sohn war. 2) Chron. Moissiacense ap. Pertz., Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 515. Annal. Leob. ap. eund. T. II. p. 195. 3) 802 auf 803 folgen die Annal. Wissemburgenses, ap. eund. Maa. Germ. Hist. Script. T. I. p. 111. 4) Chron. Moissiac. ad ann. 813, p. 311. 5) Nithardi Hist. Lib. I. 2 ap. Pertz. T. II. p. 631. 6) Theganus, Vita Hludovici Imp. 24. p. 596. 7) Chron. Moissiac. ad ann. 817, p. 515. 8) Theganus 24. p. 596. 9) Einhardi Annal. T. I. p. 210. Vita Hludovici Imper. 36. T. I. p. 627. Annal. Xant. p. 225. Annal. Leob. p. 194. 10) Annal. W.-issemburgenses folgen, id. Jun. ist Karl Jubili's geboren und besitzten das Drogo ordiniert worden. Wie den Annal. Weissenb. stimmt auch das Martyrologium Manuscriptum in der Wiener Bibliothek, welches Florentinus, Martyrolog. Hieronym. anführt, überein. Die Annal. Resnans. p. 248 folgen, daß Karl id. Jun. geboren und Drogo pridie id. Junii zu Frankfurt zum Presbyter ordiniert worden. Wie ihnen stimmt auch Hugo Flaviniacensis und der Brief. des Chron. S. Benigni Divionensis über, daß Karl's Geburtstag der 15. Jun. ist, sagt er sich in einer Urkunde bei Mabillon, Sac. III. Benedict. P. II. p. 119. Egl. Schicht, Commentarii de rebus Franciae Oriental. T. II. p. 183.

daß Drogo zum Priester ordinirt ward, worauf er den Bischofsstuhl von Metz bestieg. Auf dem nämlichen Dinge im J. 830 ward nach der Berechnung des Papstes und der Übereinstimmung der Bischöfe kanonisch beschloffen, daß der Kaiser seine Gemahlin wiedernehmen sollte. Da schickte der Kaiser Große des Reichs ab, daß sie sie ehrenvoll zu ihm bringen sollten, und darauf ihr entgegen seinen Sohn Karl und den Bischof Drogo, daß sie sie mit großen Ehren in die Pfalz zu Aachen geleiteten<sup>11)</sup>. Durch die Hand Drogo's, des Bischofs von Metz, und des Erzkaisers der Pfalz<sup>12)</sup>, unter dem Beistande der Erzbischöfe Eddo von Rheims, Hetti von Trier und Dlgar von Mainz, ließ der Kaiser im J. 831 Anskar'n zum Erzbischof weihen<sup>13)</sup>. Im Januar des J. 832 finden wir Drogo'n mit mehreren andern Bischöfen im Kloster zu St. Denis versammelt<sup>14)</sup>. Als im J. 833 Kaiser Ludwig auf dem Lügenfelde saß von Allen verlassen wurde, stand sein Bruder Drogo an der Spitze der wenigen Getreuen, die ihn nicht verlassen und nicht zu seinen Söhnen übergingen<sup>15)</sup>. Der Kaiser kam in seiner Söhne Gewalt. Die älteste, Lothar, führte ihn mit sich. Ihn aus dessen Gewalt zu befreien, bemühte sich Drogo sehr, sandte namentlich an seinen Vetter, den König Pippin von Aquitanien, um ihn zur Befreiung seines Vaters aufzumuntern<sup>16)</sup>. Der Kaiser ward durch seine Söhne Ludwig und Pippin befreit. Bei dem Bischof Drogo feierte der Bekehrte, von ihm aus das Anständigste ausgenommen, Aachen des J. 835 zu Metz<sup>17)</sup>. Das mehr Erzbisthum ist befallentlich ein gewöhnliches, deshalb ward auch Drogo bald, und zwar am gewöhnlichsten<sup>18)</sup>, bloß Bischof, bald Erzbischof<sup>19)</sup> genannt; doch stand er an der Spitze der Erbköniglichkeit des fränkischen Reichs; so auf der cartharischen Synode im J. 837 unterschrieb er sich zu erst: Drogo Archiepiscopus et Senior Capellanus subscripsit. Agolandes Archiepiscopus subscripsit<sup>20)</sup> etc.

So auch auf dem nämlichen Dinge im J. 838 steht als Zeuge einer Urkunde zuerst Erzbischof Ingo (Drogo), dann Erzbischof Dlgar von Mainz<sup>21)</sup> u. s. w. Als Kaiser Ludwig die Fromme im J. 840 nach Aquitanien ziehen mußte, weil dieser nicht Karl dem Kahlen, sondern Pippin's Söhne unterthan sein wollte, brach Ludwig die Jüngere den kurz vorher geschwornen Gehorsam, zog, ungeachtet des Winters, hierzu verleitete Sachsen und Thüringen an sich, und fiel mit ihnen in Schwaben ein. Von da ging er zu Anfange des J. 840 nach Frankfurt, wo er mit gewandtem Geiste viele Pfaffen auf seine Seite brachte. Da schickte der Kaiser seinen Bruder Drogo und den Grafen Adelbert mit vielen Andern ab, daß sie das westliche Ufer des Rheins beschirmen sollten. Nach Osnern drang der Kaiser mit einem gesammelten Heere in Thüringen ein, wohin sich Ludwig der Jüngere begeben, und dieser mußte durch die Länder der Slaven nach Baiern fliehen<sup>22)</sup>. Der Kaiser erkrankte und ließ sich auf eine Rheinfinsel bei Mainz bringen. Während seiner Krankheit war Drogo, der Erzkaisers der Pfalz, in vollster Thätigkeit. Er hatte ihn als einen getreuen Bruder kennen gelernt, und vertraute sich ihm und nahm das heil. Abendmahl von ihm. Er besah ihn, daß er die Kämmerer<sup>23)</sup> vor sich kommen und alle Kleinode, Waffen, Geldsire, Kleider, Bücher einzeln aufschreiben lassen sollte. Konnte sich der Todestranke nicht mehr selbst mit dem Kreuzgehölze bezeichnen, so mußte es sein Bruder thun. Drogo hielt die letzte Messe, die er hörte, und reichte ihm die letzte Communion. Er starb unter Drogo's Segen den 20. Jun. 840. Sein Bruder Drogo ließ seine Leiche nach Metz bringen und begrub ihn hier in der Kirche des heil. Anskar<sup>24)</sup>. Bei den Streifigkeiten der drei Brüder nach ihres Vaters Tode war Drogo auf der Seite Lothar's; wenigstens steht er an der Spitze derer, die im J. 840 das ingelheimer Edict<sup>25)</sup> unterschrieben, und stand an der Spitze der Gefandtschaft, welche Lothar an Ludwig und Karl schickte, um Zeit zu gewinnen, bis sein Vetter Pippin von Aquitanien zu ihm stoßen konnte<sup>26)</sup>. Diesen Pippin, Pippin's Sohn, hatte, als er noch Knabe war, Kaiser Ludwig zum Kleister machen und Drogo'n übergeben wollen, daß dieser ihm eine gelehrte Bildung gäbe. Lothar hatte aber verhindert, daß er die Konsekration erhielt<sup>27)</sup>. Mit Drogo'n sandte Lothar im J. 844 seinen Sohn Ludwig nach Rom und ließ ihn krönen. Der Papst machte den Bischof Drogo zu seinem Vicar in Gallien und Ger-

21) Tradit. Fuldens. Lib. I. ap. Pistorium, p. 474. Bgl. Eckhart, p. 504, 509. 22) Rudolph Fuldens. Annal. ad ann. 840, p. 562. 23) minister camerae meae, b. 3. de Dienmannen seiner Kammer (Schatz). 24) Vita Hludowici Imp. Cap. 63. 64. p. 647, 648 gibt unklare Nachricht von Drogo's Dinsten bei seinem kranken und sterbenden Bruder. Nithardi Hist. Lib. I. Cap. 8. p. 655. Adonis, Chron., auch bei Pertz, T. II. p. 321. 25) Es steht bei Lubbeus, T. II. Concil. p. 1771. Bgl. Eckhart, p. 584. 26) Nithardi Hist. Lib. II. Cap. 10. p. 661. 27) Reginonis Chron. ad ann. 855, p. 569.

manien"). Der Synode, welche im October 844 die drei Brüder zu Ingelheim halten ließen, saß Drogo vor. Er starb den 8. Dec. (v.) 856"), nachdem er 32 Jahre 5 Monate 7 Tage auf dem bischöflichen Stuhle gesessen, auf dem Gute des heil. Petrus Rimeriacum in Burgund, und ward zu Reg in der Kirche des heil. Johann begraben. Er war auch Abt von Luxueil.

(Ferdinand Wächter.)

**DROGO**, der Nordmann, Graf von Venosa, dann von Apulien, war der zweite Sohn des sühnerischen Landfrev von Fanteville, zwischen Wilhelm Eisenarm und Hunfrid, ging mit diesen seinen beiden Brüdern um das J. 1035 nach Italien, um sich hier Besitzungen zu erwerben, da ihr väterliches Erbe für die Theilung unter so viele Söhne zu klein war, diente nebst seinen Brüdern zuerst mit tapferm Arme dem Fürsten von Capua, ging aber dann, weil dieser zu langsam war, zu dem Fürsten Gaimar von Salerno über. Drogo's tapfere Thaten werden gewöhnlich, so lange sein Bruder Wilhelm Eisenarm lebte, mit unter dessen Thaten im Allgemeinen begriffen. Aber seiner wird besonders gedacht bei der gewaltigen Schlacht zwischen den Fürsten Aulfus und Aluentus im Februar des J. 1039. Der Kaiser von Constantinopel hatte unter Michael Docean ein gemaltes Heer nach Italien gesandt; Wilhelm litt damals am Quartanfieber, und ließ an seiner Statt die Schlacht durch seinen Bruder Drogo leiten. Dreimal schlugen sich an diesem Tage die Nordmannen mit der sie umringenden Übermacht der Griechen und siegten. Die siegreichen Brüder bemächtigten sich im J. 1040 der Städte Melfi, Venosa, Akoli und anderer, die unter der drückenden Herrschaft der Griechen freulien. Von Drogo wird insbesondere bemerkt, daß er im J. 1045 die Stadt Bovinum eroberte und verheerte. Der Graf Arnulf von Aversa hatte angeordnet, daß die Eroberungen unter seine Kriegshauptleute getheilt werden sollten. Da sie fast ganz Apulien in ihrer Gewalt hatten, versammelten sie sich im J. 1045 zu Melfi, und machten die berühmte Theilung<sup>1)</sup> der eroberten und noch zu erwerbenden Dörfer. Für unsern Zweck bemerken wir hier nur, daß Drogo Venosa erhielt. Als Wilhelm im J. 1046 starb, ward sein Bruder Graf der Nordmannen in Apulien. Die Grafen Drogo von Apulien und Rainulf von Aversa begaben sich im J. 1046 zum Kaiser Heinrich III. nach Capua, brachten ihm sehr viele Pferde und die größte Summe Geldes daher, und erlangten sümmtliches Raub, das sie damals inne hatten, durch kaiserl. Bezeichnung bestätigt. Die apulischen Langobarden machten im J. 1051 heimlichen Verrath, daß alle Nordmannen in ganz Apulien am bestimmten Tage erschlagen werden sollten. Drogo hielt sich damals im Aus-

gust 1051 auf dem Castrum Montis Olei auf, welches von den Einwohnern verborben Montolium<sup>2)</sup> genannt ward. In der ersten Morgendämmerung eilte er, wie er pflegte, in die Kirche. Hinter die Thüre hatte Rifas, sein Mitgebarter und durch Eidschwur ihm verbunden, sich verborgen, brach das Bündniß, und empfang, als Drogo eintrat, ihn mit dem Schwerte. So ward dieser mit vielen der Seinigen erschlagen. Viele Nordmannen hatten gleiches Schicksal in verschiedenen Orten Apuliens. Doch erlagen nicht alle. Drogo's folgte sein Bruder Hunfrid als Graf in Apulien. Drogo war von Allen sehr geschätzt worden, da er ein vortrefflicher Mann war, und Alles in sich vereinigte, was man an Jelden schätzte. Thätigkeit, Gerechtigkeit, Milde, Sanftmuth, Frömmigkeit und Schönheit des Körpers<sup>3)</sup>. (Ferd. Wächter.)

**DROGUE AMERE**. Unter diesem Namen ward eine bittere, gelbliche Linctur in Indien häufig als magenshärfendes und sterswürdiges Mittel gebraucht. Der Hauptbestandtheil soll ein ostindisches Kraut, *Justicia paniculata* N. L. Burm., sein. *Ainslie*, Mat. med. I. p. 96. (A. Sprengel.)

**DROGUETIA**. Diese Pflanzengattung, aus der vierten Ordnung der 21. Binnschen Classe und aus der natürlichen Familie der Urlicien, hat Gaudichaud (Voyage de Freycinet, Botanique p. 505) von *Urlica* getrennt und sehr kurz charakterisirt, wie folgt: Die Blüthenhülle ungetheilt, zweiblümig; die eine Blume männlich, die andere weiblich. Die beiden Arten, *Dr. elliptica* Gaudich. und *Dr. ovata* Gaudich. (l. c., beide, wie es scheint, unter demselben Namen *Urlica leptostachys* Juss. Persea syn. II. p. 554 begriffen, wozu auch vielleicht *Ur. gracilis* Aiton hook. & Thw. gehört), sind Kräuter mit abwechselnden, elliptischen oder eiförmigen, spizen, gefägten, körnig-punktierten, behaarten Blättern und ährenförmigen Blüthen. Sie wachsen auf den Mascarenbasinseln. (A. Sprengel.)

**Drohnen**, f. Bienen.

**DROHOBICZ**, Staats Herrschaft im sambarer Kreise in Galizien, welche ihren Namen von der gleichnamigen Stadt am Tysmanika, einem Nebenflüßchen des Dniester, hat. Diese Herrschaft begreift, außer der Stadt mit ihren acht Vorstädten, zwölf Dörfer und die drei Vorwerke Drohobicz, Woloschowne und Hubice. Der Boden ist in dem größten Theile dieser Herrschaft von vortrefflicher Beschaffenheit und die Lage des Hauptortes für den Handel günstig; indeß befindet sich letzterer fast ganz in den Händen der Juden, welche den größten Theil der etwa 8000 Einn. enthaltenden Stadt bewohnen. Ihr Hauptgewerbe ist Wein-, Leinwand-, Leder-,

28) *Prudentius Trecensis* Ansal. ad ann. 844, p. 440. *Adonis* Chron. p. 322. 29) *Conrad*, ap. Labbeum. *Bibl. Eichart*, p. 379. 30) *Ansal*, Alamann. ad ann. 856, p. 50. 31) *Der Catalogue Episc. Mott. ap. Pertz*, p. 269. V. 1d. Dec. begreift das Chron. *Episcop. Metens. ap. D'Achery*, VI. 1d. November.

1) Das Räbere über diese Theilung f. bei *Leo Ostiensis*, Chron. 8. Monast. Carthensis. Lib. II. ap. *Muratori*, *Rer. Ital. Scripti* T. IV. p. 589.

2) *Gaufridus Malaterra*, apud Castrum Montis Olei, quod corrupte ab incolis Montolium dicitur. I. *Lupus Protospatha*: in Monte Ileri. 3) *Romualdus Salernitanus*, Chron. ap. *Muratori* I. L. T. VII. p. 163, 169. *Anonymus Vaticanus*, *Historia Sicula* ap. eund. T. VIII. p. 751. *Lupus Protospatha*, Chron. ap. eund. T. V. p. 43, 44. *Gulielmus Apulensis*, *Hist. Poema* da reb. Norm. in Sic., Appul. et Cal. gest. Lib. II. p. 259. *Gaufridus Malaterra*, *Hist. Sicul.* Lib. I. Cap. V. — VII. I. 1. p. 550. Cap. XIII. p. 553. *Leo Ostiensis*, Chron. Casinense. I. L. Lib. II. Cap. 80, p. 598.



Schnittwaaren und Specereihandel. Die Kram- und Viehmärkte werden stark besucht. Von den christlichen Einwohnern bekennt sich ein großer Theil zum griechischen Ritus, und diese haben ihre eigene Pfarre und ein Basilikenloster, in welchem zugleich eine Hauptschule ist; überdies befindet sich in der Stadt noch eine Propheet und eine Dekanatspfarre. Außer dem eigentlichen Verwaltungspersonale der Herrschaft befindet sich hier ein Bezirks-Inspectorat, welches über 13 Staatsämter die Aufsicht hat; die vier Salzwerke zu Dobroby, Modyrz, Solcz und Slesbitt liefern jährlich 74,000 Centner Salz. Der Salzthon und das Steinsalz haben hier eine große Wichtigkeit, und wären zu einer größern Benützung geeignet, wörmern der Holzpoortat bedeutende wäre. (Nach Liechtenkern, Herr. Monarchie II, 1187, und Haffel im weimar. Handb. II, 436.) (L. F. Kämtz.)

**DROIT D'AUBAINE**, Jus albinagii, Fremblings-Rechtsrecht<sup>1)</sup>, heißt das Recht der Landesherrn, oder anderer Herrschaften (auch Corporationen), die Verlassenschaft eines in ihrem Lande oder Gebiete verstorbenen Fremblings, unter Ausschluß der Erben desselben, einzuziehen. Gewöhnlich beschränkt man dieses Recht auf den Fideus<sup>2)</sup>, und es ist auch richtig, daß dasselbe der Regel nach nur dem Fideus zusteht. Ausnahmeweise kommt es aber auch andern Herrschaften und selbst gewissen (Rätischen) Corporationen zu; so z. B. heißt es in dem der Stadt Stade vom Erzbischof Hildebold im J. 1259 ertheilten Privilegium: „Item si quis alienus“ in civitate mortuus fuerit, exuviae ejus in potestate civium et judicis per annum et diem manebunt, et ai medio tempore legitimus heres mortui venerit, eas accipiant“, sin autem (non venerit), cives duas partes accipiant, advocatus tertiam“<sup>3)</sup>. So unbillig der in diesem Rechte sich ausdrückende Grundsatz, wonach nicht bloß die vertragsmäßigen und testamentarischen, sondern selbst die (auswärtigen) Intestaterben von der Verlassenschaft ausgeschlossen werden, nach unsern heutigen Ansichten und Verhältnissen erscheinen muß, so sehr rechtfertigt er sich doch aus den altgermanischen Verhältnissen, in denen er zugleich seine rechtliche Grundlage findet. Es ist hierbei von den Rechtsverhältnissen auszugehen, in welchen die Fremden bei den germanischen Völkern ursprünglich standen<sup>4)</sup>.

Bei unsern Altvordern beruhte der gesammte Rechtszustand bekanntlich auf dem Dasein der freien Völksgemeinde, welche Leben, der ihr angehörte, bei seinen Rechten schützte. Auf Fremde erstreckte sich dagegen dieser Schutz nicht, weil sie von der Rechtsgenossenschaft der Mark und Landschaft ausgeschlossen blieben. Wenden sich war dies der Satz des strengen Rechts. Doch ist derselbe wol bei seinem germanischen Stamme in unbedingter Allgemeinheit, und seiner ganzen Strenge nach, zur Anwendung gebracht worden; namentlich gewiß nicht von benachbarten, oder gar befreundeten Stämmen wider ihre gegenseitigen Angehörigen. Auch scheint er bald zunächst auf heimathlose und arme Leute beschränkt worden zu sein, welche die Wildthätigkeit der Einsassen, von Haus zu Haus wandernd und bettelnd, in Anspruch nahmen. Gegen dergleichen oder ähnliche Personen fand in einigen Gegenden Deutschlands, selbst bis fast in die neuesten Zeiten, sogar das sogenannte Wildfangsrecht statt, wonach sie unfrei wurden, wenn sie sich in einer solchen Gegend niederließen und daselbst Jahr und Tag verweilt hatten<sup>5)</sup>. Ganz anders verfuhr man gegen achtbare Leute. Siehten diese sich irgendwo an, so konnte zwar jeder freie Einsasse, Jahr und Tag lang, dem widersprechen. Siehten diese sich irgendwo an, so konnte zwar jeder freie Einsasse, Jahr und Tag lang, dem widersprechen. Wenn sie, die eben bezeichnete Zeit hindurch, ohne Widerspruch wohnhaft gewesen, so wurden sie, wenigstens nach dem saalfränkischen Volksrechte, zu den Einwohnern gezählt<sup>6)</sup>, und es ist kein Grund vorhanden, bei andern Stämmen, zur Zeit der Volksrechte, ein entgegengefestes Verfahren vorauszusetzen, da sich in den Legibus derselben, von einem solchen Verfahren nichts findet; wenn es gleich nicht verschwiegen werden darf, daß die Lex Salica das einzige Volksrecht ist, in welchem von einem dergleichen Ansicheln gehandelt wird. Die Achtung des achtbaren Fremden sprach sich aber auch für den Fall aus, wo derselbe bloß auf der Reise war. Dann mußte ihm Gastfreundschaft bezeugt werden, und es war das Recht darauf durch Sitte, und selbst durch Gesetz gesichert. Hospites violare (sagt Caesar, De bello Gallico VI, 23) fas non putant, qui quaque de causa ad nos venerint, ad injuria prohibent, sanctoque habent; iis omnium donatus patent, victuque communicant. Wer den Reisenden die Gemeinschaft des Daches und Herdes versagte, war sowohl nach den Volksrechten<sup>7)</sup>, als nach den Capitularien die fränkischen Könige strafbar<sup>8)</sup>. Der Franke konnte bei seinem Wirthe, nach der herrschenden Sitte, drei Tage lang verweilen<sup>9)</sup>, und genoss inmittelst den Schutz desselben. Cines solchen Schutzes bedurfte er aber, als Fremder, freilich immer; entweder den Schutz eines bestimmten, eingetragenen, freien Mannes, oder des Königs<sup>10)</sup>.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich nun insbesondere auch das Fremblingsrecht. Hatte nämlich ein Fremder jenen Schutz gewonnen, so war er zwar für sich und

1) Bacquet, Du droit d'albanus (Paris. 1608). Krimroth, Essai sur l'étude du droit et son utilité pour l'interprétation du code civil. Cap. II, (Strasbourg. 1834.) Pardessus, Mémoire sur l'origine du droit coutumier en France et sur son état jusqu'à la fin du siècle, in à la séance de l'Académie des inscriptions (Paris. 1833). Pottel, De usu practico albinagii, principie in controversis impel publicis (Ristel. 1718). Dithmar, De jura albinagii, principia in Germania (Francof. 1721). Pufendorf, Observat. jur. univers. Tom. III, obs. 14. Schoenlau, De jura albinagii (Argentorat. 1765). Monglas, De origina et natura juris albinagii (Argentorat. 1785). 2) So z. B. Rube, Grundzüge des gemeinen teutschen Privatrechts. §. 320. Klüber, Europäisches Völkerecht. §. 82. 3) Unter Alienus ist hier ein Fremdling zu verstehen. Vgl. Pufendorf loc. laud. §. 4, 8. 4) Über diese Willkür des Fremdingsrechts weiter unten. 5) Pufendorf loc. laud. Tom. II, append. p. 158. 6) Grimm, Teutische Rechtsaltertümer, S. 390 fg.

7) Moser, Einleitung in das teutisch-pfälzische Staatsrecht. Cap. 7, §. 15. 8) Lex Salica, Tit. 47, (Capit. 2, 9) Lex Burgundionum. Tit. 88, Cap. 1. 10) Capitular. l. 902, Cap. 27. Capitular. V. a. 808 Cap. 16. 11) Leg. Eborardi Confessor. Cap. 21 (27). 12) Leg. Rotharis. Cap. 390.

seine Habe vor Rechtsverletzungen gesichert; zumal in den spätern Zeiten, wo ihm dieser Schutz von Seiten des Königs schon von Rechtswegen zustand; weßhalb auch z. B. in Frankreich, welches uns in Bezug auf das Heimfallsrecht ganz besonders interessiert, der Satz galt: „Peregrinus liber vivit“<sup>13)</sup>. Allein dieser Schutz war immer nur höchst persönlich; starb also der Fremdling im Auslande, so starb er nicht als freier Mann, sondern als Höriger; daher auch der gedachte Satz des französischen Rechts vollständig so lautete: „Peregrinus liber vivit, servus moritur.“ Die Verlassenschaft eines Hörigen fiel aber bekanntlich an den Schutzherrn; folglich auch die Erbschaft eines verstorbenen Fremdlinges, und die Erben derselben blieben davon ausgeschlossen, weil ihnen die Rechte der Genossenschaft, oder der ihrem Erbsitzer verliehene Schutz fehlte.

Obgleich sich das Heimfallsrecht auf diese Weise hinlänglich erklärt, so läßt sich doch die große Härte, welche darin liegt, nicht verkennen, und unter Andern sprach sich bereits Kaiser Friedrich II. aus Bestimmteste dagegen aus, wenn er in einer besondern Constitution den Fremden das Recht der letztwilligen Verfügung einräumte, auch ihre Verlassenschaft, für den Fall des ohne Testament erfolgten Todes, den Intestaterben zuzusprechen, unter Aufhebung der hiermit in Widerspruch stehenden Statuten, Gewohnheiten oder Privilegien. Seinem ganzen Umfange nach lautet dieses merkwürdige Gesetz, welches sich unter den dem Coder Justinian's eingesetzten Authentiken findet<sup>14)</sup>, folgender Gestalt: „Omnes peregrini ad advocationem liberae hospitentur, ubi voluerint. Et hospitanti, si testari voluerint, de rebus suis liberam ordinandi habent facultatem, quorum ordinatio inconcussa servetur. Si vero intestati decesserint, ad hospitem nihil perveniet, sed bona ipsorum per manus episcoporum loci, si fieri potest, heredibus tradantur, vel in pias causas erogentur. Hospes vero, si aliquid ex talium bonis contra hanc constitutionem nostram habuerit, episcopo tripulum restituit, quibus visum ei fuerit, assignandum, non obstante statuto aliquo, aut consuetudine, seu privilegio, quae hactenus contrarium inducebant. Si qui autem contra hanc nostram constitutionem venire praesumerint, eis de rebus suis testandi interdictio facultatem, ut in eo puniantur, in quo deliquerint, alias, prout culpaee qualitas exegerit, puniendi.“ Soweit, wie hierin Friedrich gegangen, ging man nun freilich in andern Quellen nicht; in welchen aber das Fremdlingrecht der Regel nach doch dahin gemildert wurde, daß man die Erbschaft den Erben des Verstorbenen dann ausantwortete, wenn sie sich innerhalb Jahr und Tag (d. h. binnen eines Jahres, sechs Wochen und drei Tagen) dazu meldeten; wogegen ihnen dieselbe, bei späterer Meldung, vorenthalten wurde. Einen Beleg hierzu liefert das schon oben mitgetheilte Privilegium der Stadt Stade. Ähnlich lautet das Privilegium von Hameln, verleihe dem Hir-

zog Ernst im J. 1335: „Si aliquis hospes casuali ei moriatur in civitate sine heredibus, iudex debet bona illius mortui occupare in hospitio, in quo moritur, anno et sex septimanis;“ und ebenso die Confirmation dieses Privilegiums vom J. 1407: „Begebe es sich, daß von ungefähr ein Gaß oder Wandersmann in der Stadt verstarbe one Erben, soll der Richter dinstelben Güter in der Herberge, darin der verstorben, arretiren Jahr und Tag“<sup>15)</sup>. Dinstelben mildern Grundsätze wurden auch außer Teutschland angenommen, z. B. in Schweden, wo es in den westgothländischen Gesetzen heißt: „Si vir Anglicus hic in regno moriatur, nea adant ejus agnati, hereditas ejus per annum statit. Si tunc heredes non venerint, rex capiet illam hereditatem, aut episcopus, si sacerdos sit. Si decedat hic vir Germanicus, nea extant liberi, Rex capiet hereditatem“<sup>16)</sup>. — Erfolgte aber die Auslieferung der Erbschaft, so mußten sich die Erben freilich doch immer noch den, den Grundätzen des Abkasses oder der Erbchaftsgabellen entsprechenden, in gewissen (meist 5—10) Procenten der Verlassenschaft bestehendem Abzug gefallen lassen.

In dieser mildern Form erhielt sich das Heimfallsrecht bis zum Ende des Mittelalters als Regel<sup>17)</sup>. Dagegen wurden die Rechte der Erben späterhin ordentlicher Weise nicht mehr an die Verjährung von Jahr und Tag geknüpft. Namentlich konnte dies in Teutschland auch schon deshalb als Regel nicht weiter fortbauern, weil diese Verjährung, seit der Reception des römischen Rechts, bekanntlich nur noch als ein particulares Institut fortgedauert hat. Dazu kam die oben erwähnte Constitution Kaiser Friedrich's II., welche, da sie einen integrirenden Bestandtheil des Coder Justinian's bildete, mit der Gesetzgebung dieses Kaisers seit dem 15. Jahrh. die Auctorität einer gemeinen Lex scripta für Teutschland erhielt. Es war daher sehr natürlich, daß das Fremdlingrecht in Teutschland, wenigstens seit dem 16. Jahrh., zu einem bloßen Abkassrecht herabsank; wie es z. B. in Hessen der Fall war<sup>18)</sup>. Zur Zeit des Mittelalters wurde dagegen hier durchaus keine Erbschaft an auswärtige Erben verabsolgt. Denn wenn Landgraf Heinrich im J. 1291 vortordnete: „Und wäre es Sache, daß jemand stürbe, sondern der Leibeserben, daß alsdann der Fürst sich nicht, oder jemand von des Herrn wegen, ziehen solt zu den verlassenen Gütern, sondern dieselben sollten den nächsten Erben und Nachkommen folgen, die in dem Fürstenthume Hessen wohnhaft sind;“ so folgte Eßor hieraus mit Recht, daß die außerhalb des Fürstenthums wohnhaften Erben ausgeschlossen geblieben seien, was auch Landgraf Heinrich im J. 1354 festsetzte<sup>19)</sup>. Doch war dies in Bezug auf solche Erben, welche zwar auswärtig waren, jedoch immer noch in einem teutschen Lande wohnten, gewiß wenigstens seit der Gründung des heiligen römischen Reichs teutscher

15) Beide Urkunden sgl. bei Pufendorf, loc. laud. Tom. III. obs. 16. §. 4. 16) *Leges veteris Gothiae*, Cap. 1. De hereditat. conf. Pufendorf, loc. laud. §. 5. 17) Scriptis liefern die oben angeführten kaiserlichen Privilegien von 1335 und 1407. 18) *Esor*, *Electa juris publici Hassici*, p. 380, 381 (Francforti 1752). 19) *Esor* loc. laud. p. 380, not. y.

13) *Greiman*, *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon*, 1. Bd. S. 86. 14) *Auth. Omnes peregrini*. C. *Communio de successioibus* (6, 59).

Nation, nur eine Ausnahme von der Regel, da den Teuffchen seitdem der Schutz ihres gemeinschaftlichen Königs oder Kaisers zu Gute kam.

Sieht man auf das Verhältnis Teuffchlands zu andern (außer Teuffchen) Staaten, so dauerte zwar das Fremdlingrecht auch in den ersten mittelalterlichen Zeiten einfließen noch als Regel fort, obwohl meist nur in der vorer angezeigten, milder strengen Gestalt des spätern Mittelalters. Doch beginnen die einzelnen völkerrechtlichen Verträge, durch welche es zwischen bestimmten Staaten aufgehoben wurde, bereits im Anfang des 16. Jahrh.<sup>20</sup>. Besonders häufig waren diese Verträge im vorigen (18.) Jahrhundert; namentlich mit Frankreich<sup>21</sup>), wo das Fremdlingrecht sich in voller Übung erhalten hatte. In den übrigen Ländern wurde es, der Regel nach, nur retractionsweise, und also nur gegen die Unterthanen derjenigen Staaten noch zur Anwendung gebracht, welche sich desselben gegen die Bürger der bezüglichen andern Länder bedienten. Dieser Satz ist z. B. in dem preussischen Landrechte anerkannt worden, worin es heißt: „Wenn der fremde Staat, zum Nachtheile der Fremden überhaupt, oder der hiesigen Unterthanen insbesondere, beschwerende Verordnungen macht, oder dergleichen Mißbräuche hinsichtlich gegen diesseitige Unterthanen duldet, so findet das Wiedervergeltungsrecht statt“<sup>22</sup>); wogegen, abgesehen von dieser Ausnahme, feststeht ist, daß fremde Unterthanen, so lange sie sich des Schutzes der Gesetze nicht unwürdig machen, sich aller Rechte der Einwohner zu erfreuen haben, und daß die Vertheilung der Rechte auswärtiger Staaten von dieser Regel noch keine Ausnahme machen<sup>23</sup>). Uebereinstimmend ist das österreichische Gesetzbuch. Nach demselben kommen den Fremden überhaupt gleiche bürgerliche Rechte mit den Eingeborenen zu; doch müssen sie, um gleiches Recht mit den Eingeborenen zu genießen, in zweifelhaften Fällen beweisen, daß der Staat, dem sie angehören, die österreichischen Staatsbürger in Rücksicht des Rechtes, wovon die Frage ist, ebenfalls wie die heimischen behandelte<sup>24</sup>). — In der That kann man die Reciprocität in Bezug auf das Heimfallsrecht als den Satz des gemeinen europäischen Völkerrechts betrachten und als daher das Jus albinagii, bei Gelegenheit der Aufhebung desselben, zwischen Kurben und dem Königräiche beider Sicilien, von dem Könige dieses letztern Staats durch ein Decret vom 20. Aug. 1818 (ganz so, wie es unter andern die schweizer Gesetzbücher schon in den J. 1803 und 1809 gethan hatten), gegen alle Länder, die es gegen seine Unterthanen nicht ausüben würden, für aufgehoben erklärt wurde, verordneten mehr Staaten Ermiderung, z. B. Oesterreich durch ein Decret vom 30. Jul. 1819, und die freie Stadt Frankfurt durch ein Decret vom 6. Jul. 1819. Auch wurde das Heimfallsrecht in der österreichischen Lombard-

bei durch eine Verordnung vom 15. Jun. 1815 aufgehoben<sup>25</sup>).

So ist denn das Jus albinagii fast nirgends mehr in Gebrauch, außer in Frankreich. Wie indessen schon bemerkt worden, ist es hier durch besondere Staatsverträge, vornehmlich unter der Regierung Ludwig's XV. und XVI., mit den meisten auswärtigen Landesregierungen ausgeschlossen, und was namentlich Teuffchland betrifft, so fehlen in dem von Schözer bis zum J. 1786 mitgetheilten Verzeichnisse nur noch Preußen, Hannover, Elbenburg, Anhalt, Schwarzburg, Hohenjollern, Kiedtenstein, Kruß, Schaumburg, Lippe und Waldeck<sup>26</sup>). Doch ist namentlich von Preußen ein auf vollkommene Reciprocität gegründeter Vertrag über die Aufhebung des Droit d'aubaine mit der Krone Frankreich im J. 1811 abgeschlossen worden<sup>27</sup>).

Im Übrigen ist die neueste französische Rechtsgeschichte in Bezug auf dieses Recht in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Das Droit d'aubaine hatte, insofern es nicht durch die gedachten Verträge beseitigt worden war, in Frankreich als Regel des dortigen Rechts bis zum J. 1790 fortbestanden, wo es durch ein unter dem 6. Aug. dieses Jahres erlassenes Decret der Nationalversammlung, als ein dem damals so hochgepriesenen, und gleichzeitig doch auch so arg mit Füßen getretenen Menschenrechte widerstrebendes Recht aufgehoben wurde. Es ist in der That erbaulich, den hierüber und über die gleichzeitige Aufhebung des Nachsteuerrechtes handelenden Beschluß zu lesen, in welchem es, den bald darauf unter der Guillotine gefallenen Schicksalstropfen gleichsam zum Troste, unter Andern heißt: *Le droit d'aubaine, ... établi dans des temps barbares, ... doit être proscrit chez un peuple, qui a fondé sa constitution sur les droits de l'homme et du citoyen*; „und worauf dann fortgesetzt wird: „*Les droits d'aubaine et celui de la détraction sont abolis pour toujours*“<sup>28</sup>). Dieser, an und für sich sehr löbliche Satz wurde demnach bis zum Ende beibehalten; auch schlossen sich ihm die Verfasser des Projects zum Code im Ganzen wieder an. Doch fand es die Section des Staatsrathes unbedingter, die Rechte der Fremden auf Reciprocität zurückzuführen, und so wurde denn auch der sich darauf beziehende Artikel des Entwurfes nicht nur dem Staatsrathe vorgelegt, sondern von diesem auch angenommen; unter Verwerfung des von dem ersten Senfat gemachten Vorschlages, wonach der Artikel so lauten sollte: „*Les droits civils, dont les étrangers jouissent en France, sont réglés par le droit diplomatique*“<sup>29</sup>). Es verdient großes Lob, daß sich der Staatsrath auf dieses „diplomatische Recht“ nicht einließ, und Niemand kann es daneben tadeln, daß man das Ganze von der Reciprocität abhängig machte; wenn es gleich richtig ist, daß der Staatsrath zu seiner Abweichung von dem Decret

20) Schözer's Staatsfanzien, 8. Bd. S. 294. Küder a. a. D. Rot. e. 21) Dictionnaire géographique et politique de l'Alsace. Art. Aubains (a. Strasbourg 1787). Schözer a. a. D. S. 293—296. 22) Preuss. Landrecht, Einleitung, §. 48. 23) Daselbst §. 41, 42. 24) Österreichisches Gesetzbuch, §. 55.

25) Küder a. a. D. §. 82. Rot. a. a. 26) Schözer a. a. D. 27) Preuss. Gesetzbuch vom 1811. S. 247. 28) Martens, Recueil des traités d'alliance. Tom. VI. p. 239. 29) Grotman, Handbuch über den Code Napoleon. I. Bd. S. 50. Rot. 1.

der Nationalversammlung durch eine in vieler Hinsicht dem Inhalte nach unrichtige und namentlich in Bezug auf Preußen durchaus falsche Abhandlung des vormaligen Staatsraths Röhder hauptsächlich bewogen wurde<sup>80)</sup>. Denn wenn es in diesem Aufsatze heißt, daß das Fremdlingrecht in andern Staaten, unter andern in Preußen, beobachtet werde, so beruht dies auf handgreiflichen Irrthümern, insbesondere auf Verwechslungen des Droit d'aubaine mit dem im preussischen Landrechte allerdings noch vorfindenden Nachsteuerrecht<sup>81)</sup>; auch abgesehen davon, daß der König von Preußen nicht etwa erst am 8. Aug. 1801, sondern schon am 19. Jul. 1798, und sogar bereits am 12. Jul. 1791, für den besondern Fall der aus Preußen nach Frankreich zu verabschiedenden Legate, sowohl den Abkömmling, als selbst das Droit d'aubaine aufgehoben hatte<sup>82)</sup>. Wie dem aber auch sei; das Princip der Reciprocität, von welchem der Staatsrath ausging, darf nicht getriebelt werden<sup>83)</sup>. Schade nur, daß man davon wieder abstrang, weil das Tribunal meinte, daß Frankreich sein Recht nicht von der Gesetzgebung anderer Völker abhängig machen könne<sup>84)</sup>!! Auf diese Weise geschah es denn, daß man den beuglichen Artikel so lasste: *L'étranger jouira en France des mêmes droits civils, que ceux, qui sont ou seront accordés aux Français par les traités de la nation, à laquelle cet étranger appartiendra*<sup>85)</sup>. Man war also hiermit zu dem Zustande, welcher vor dem 3. 1790 bestand, zurückgekehrt, und Alles hing nach wie vor von den abgeschlossenen Verträgen ab<sup>86)</sup>. Schwer ist es aber freilich, folgenden Artikel des Code hiermit in Einklang zu bringen: *«Un étranger n'est admis à succéder aux biens, que son parent, étranger ou Français, possède dans le territoire de l'empire, que dans les cas et de la manière, dont un Français succède à son parent, possédant des biens dans le pays de cet étranger, conformément aux dispositions de l'art. XI.»*<sup>87)</sup>. Denn soll hiernach ein Fremder zur Erbfolge in das von seinem Verwandten (einerlei ob dieser Franzose oder ein Fremder sei) in Frankreich hinterlassene Vermögen in den Fällen und auf die Weise zugelassen werden, als ein Franzose demjenigen Verwandten succedit, welcher in dem Lande dieses Fremden Vermögen besitzt; so hat man ja in diesem Artikel den Eintritt oder Ausschluß des Heimfallsrechtes offenbar wieder von der Reciprocität abhängig gemacht. Und es ist nicht wol einzusehen, wie hiervon gesagt werden könne, daß es „conforme aux dispositions de l'art. XI.“ sei. — Sollte übrigens die Regierung Frankreichs das Fremdlingrecht gegen die Angehörigen derjenigen Länder, zwischen welchen und ihr es an Verträgen fehlt, noch ausüben, was indessen unter

den gegenwärtig daselbst obwaltenden politischen Ansichten, kaum zu erwarten sein dürfte, so würde es sich schon von selbst verstehen, daß dasselbe von den beuglichen Regierungen auch gegen Franzosen ebenso in Anwendung gesetzt würde. Die andern Staaten haben die für ihre Unterthanen vertragmäßig erworbene Freiheit vom Heimfallsrechte in dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814, von Neuem und wiederholt gestiftet. Es heißt in diesem Frieden ausdrücklich: *«L'abolition des droits d'aubaine, de détraction, et autres de la même nature, dans les pays, qui l'ont réciproquement stipulés avec la France, ou qui lui avoient précédemment été reconnus, est expressément maintenue»*<sup>88)</sup>. (Dieck.)

**DROIT ECRIT ET COUTUMIER.** In der französischen Rechtsprache wird unter Droit écrit und Droit coutumier ganz etwas anderes verstanden, als was der Römer unter Jus scriptum und Jus non scriptum, oder der Teutsche unter geschriebenem und ungeschriebenem Rechte versteht.

Nach den römischen Rechtsquellen ist der Gegensatz des Jus scriptum und non scriptum wenigstens zunächst in der grammatischen Bedeutung zu nehmen; das Erstere ist also das urkundlich aufgeschriebene, das Letztere aber das nicht aufgeschriebene. Ausdrücklich heißt es daher in Justinian's Institutionen: *«Constat jus nostrum aut ex scripto, aut non ex scripto, ut apud Graecos τὸν νόμον οὐ μὲν ὑπογράφει, οὐδ' ἀπαγορεύει»*<sup>89)</sup>. Ob das Recht durch Gesetze hervorgerufen sei, oder auf andern Gründen, namentlich auf Gewohnheiten, beruhe, bleibt dabei gleichgültig; weshalb neben dem, was der Römer Lex, Plebiscitum, Senatusconsultum, Principis placitum nennt, insbesondere auch die Edicta magistratuum, oder die Responsa prudentium unter die Quellen des geschriebenen Rechts gezählt werden<sup>90)</sup>. Dagegen beschränkt sich das Jus non scriptum auf das Gewohnheitsrecht oder Herkommen, soweit das Eine oder Andere besteht, ohne aufgeschrieben zu sein: *«Ex non scripto jus venit, quod usus probavit, nam diuturni mores, consensu utilium comprobati, legem imitantur»*; wie es ebenfalls in den Institutionen heißt<sup>91)</sup>.

Aus dieser römischen Einteilung des Rechts ist demnach der teutsche Sprachgebrauch entspringen, welcher auch mit derselben, wenn man auf den innern Entstehungsgrund des Rechts sieht, zwar nicht in allen, allein doch in dem meisten Fällen zusammentrifft; nur daß das bei freilich von dem Aufgeschriebensein gänzlich zu abstrahiren ist. *«Die Weissten sagen (so bemerkt unter Andern Gluck), das Jus scriptum ist ein solches Recht, was ausdrücklich vom Gesetzgeber ist bekannt gemacht worden; Jus non scriptum ist hingegen dasjenige, so mit stillschweigender Einwilligung des Gesetzgebers durch Gewohnheit entspringen ist»*<sup>92)</sup>. Dies ist bei uns auch noch gegenwärtig die gangbare Bedeutung der Ausdrücke: Ge-

80) Die Abhandlung steht gedruckt bei Locré, Esprit du Code Napoléon. Tom. I. p. 280 sq. (her. Ausgabe in Octav). 81) Pruss. Landrecht. 2. Thl. Tit. 17. §. 141 ff. §. 161 ff. 82) Pruss. Gesammmlung von 1811. §. 447. 83) Weismann a. a. O. §. 88. 84) Weismann a. a. O. §. 90. 85) Code Napoléon. Art. 11. 86) Froudhon, Cours de droit français. Tom. I. p. 38. Reinhard, Sur la jouissance des droits civils (Strasbourg 1823). 87) Code Napoléon. Art. 726.

88) Pariser Frieden von 1814. Art. 28.

1) §. 8. I. de jure naturali (1, 2). 2) §. 8, 7. 8. eodem. 3) §. 9. eodem. 4) Gluck, Erklärung der Pandecten. 1. Thl. §. 82. C. 450.

geschrieben und ungeschriebenes Recht;“ wiewgleich von der stillschweigenden Einwilligung des Gesetzgebers, deren Glück gedenkt, gänzlich abzuweichen ist, da sie, wie jetzt wol allgemein anerkannt wird, und wofür auch die Gesetze sind<sup>1)</sup>, zur Vervielfältigung eines Gewohnheitsrechtes durchaus nicht erforderlich ist<sup>2)</sup>.

Sowol von der römischen als teutschen Bedeutung ist nun biermit abzuweichen, welche der Franzose mit Droit écrit et coutumier verbindet. Sie steht mit einer geographischen Eintheilung Frankreichs in Verbindung, welches in die Pays de droit écrit, und in die Pays de droit coutumier (Pays coutumiers) unterschieden wird, oder vielmehr unterschieden wurde<sup>3)</sup>. Denn seit der Promulgation des Code Napoleon's hat diese Unterscheidung ihre praktische Bedeutung verloren, da der Code von dem Augenblicke seiner Bekanntmachung an für ganz Frankreich galt, und hiermit dasjenige aufgehört hat, worauf jene Distinction der französischen Länder beruhte; sie hatte nämlich darin ihren Grund, daß das Recht des nördlichen Frankreichs, oder der Pays de droit coutumier, d. h. derjenigen Provinzen, welche früher mit Francia bezeichnet wurden, und worunter eigentlich das fränkische Gallien zu verstehen ist, sich zunächst auf örtliche Gewohnheiten (coutumes) stützte; das Recht des südlichen Frankreichs, oder der Pays de droit écrit hingegen zunächst auf das römische Recht. Daraus wird dann auch der Gegensatz des Droit écrit und coutumier selbst klar; unter Erstern ist das römische, unter Letztern das (locale) Gewohnheitsrecht zu verstehen.

Zugleich ergibt sich aus diesen Bemerkungen, daß der gedachte Gegensatz der in Teutschland üblichen Unterscheidung des gemeinen und partikularen Rechts, höchstens nur in einem gewissen Sinne entspricht; und erhielt das römische Recht, im Laufe der Zeit, späterhin auch im nördlichen Frankreich durch den Einfluß der Universitäten und der juristischen Schriftsteller Eingang, so war dies immer etwas Factisches, nichts Juristisches<sup>4)</sup>. In dem Sinne, in welchem das römische Recht für Teutschland die Autorität einer gemeinen Lex scripta besaß, hat es daher diese Kraft in Frankreich niemals gehabt. — Ebenso wenig aber fällt die Unterscheidung des Droit écrit und coutumier mit der schon oben angeführten Unterscheidung des teutschen Rechts in geschriebenes und ungeschriebenes zusammen. Denn obwohl das römische Recht in Südfrankreich dasselbe Ansehen hat, oder vielmehr hatte, welches ihm in Teutschland beigemessen wird, während die lokalen Coutumes für Nordfrankreich dasjenige sind oder waren, was unsere Statuten oder herkömmlichen Rechte der einzelnen Städte oder Gegenden Teutschlands; so bildete doch das römische Recht, dessen durchgreifende Giltigkeit sich in Teutschland bekanntlich erst aus den letzten Zeiten des Mittelalters herleitet, in dem

südlichen Frankreich, welches fast nur mit Bewohnern römischer Abkunft besetzt war, das eigentlich angekommene Volkrecht. Und indem es daher in einem noch weit höhern Grade, als selbst die erst in einer viel spätern Zeit entstandenen Coutumes der nördlichen Provinzen, das allhergebrachte Recht des Südens war, war es für diesen Theil der Monarchie im Grunde nichts weiter, als eine große, schriftlich aufgezeichnete Coutume, die zwar den bestimmtesten Gegensatz der Localrechte des Nordens bildete, allein nicht den Gegensatz eines geschriebenen Rechts zum ungeschriebenen, beide Ausdrücke in der teutschen Bedeutung genommen. Im Gegentheil kann man (von diesem historischen Standpunkt aus die Sache angesehen) den Gegensatz des Droit écrit und coutumier eher mit dem römisch-rechtlichen Unterschiede zwischen Jus scriptum und non scriptum vergleichen.

Die in der That so höchst auffallende Erscheinung, daß in den Pays coutumiers das römische Recht nur geringen (und mehr thatsächlichen) Einfluß hatte, wogegen es für das Recht der übrigen Provinzen grade die fast ausschließliche (und zugleich streng juristische) Grundlage ausmachte, erklärt sich folgender Gestalt<sup>5)</sup>:

Da die germanischen Eroberungen im Norden Frankreichs begannen, so wirkten sie hier auf die bestehenden Verhältnisse zerstörender, und auf die Erbnothbar, besonders die reichen und vornehmen, vertheilenden ein, als im Süden, welcher erst unterjocht wurde, nachdem das Reich im Norden bereits gegründet war, und die Eroberer schon feste Wohnplätze dabeist genommen hatten. Im Norden bekand hiernach die Bevölkerung hauptsächlich aus Germanen; im Süden blieb sie, der größten Mehrzahl nach, römisch. Nun waren die fränkischen (sowol germanischen als römischen) Volkrechte bekanntlich zwar keine Territorial-, sondern Personalrechte<sup>6)</sup>; nach wie vor galt daher nicht nur für den Germanen im Süden sein angekommenes, germanisches Recht, sondern auch für den Römer im Norden sein angekommenes, römisches Recht; weshalb es insbesondere auch noch in dem von Karl dem. Kalten, im J. 864 zu Pöfies erlassenen Edict in spezieller Erwähnung auf das römische Recht heißt: „Super illam legem (Romanam), vel contra ipsam legem nos antecessores nostri quodcumque capitulum statuerunt nec nos atiquid statuiamus.“<sup>7)</sup>; und es geht hieraus hervor, daß das römische Recht, auch unter der fränkischen Herrschaft fortwährend in ungeschwächter Giltigkeit verblieb. Allein bei dem vorher angegebenen Verhältnisse, in welchem die germanische und römische Bevölkerung sich im Süden und Norden gegen einander vertheilt, war

9) v. Savigny a. a. D. §. 48—50. (S. 147—153 der ersten Ausg.) Hier werden nämlich die Ansichten von Montesquieu (Exprit des loix. Liv. XXVIII. Chap. 4.) und von Berriotti Saint-Prix (Histoire du droit Romain p. 218—251) berichtigt. Die Berichtigung des letzten Schriftstellers kommt jedoch erst in der zweiten Ausgabe des Werkes v. Savigny (S. 183. Not. 4.) geäußert werden. 10) v. Savigny a. a. D. §. 30 fg. (S. 90 der ersten Ausgabe). Gleichwohl, Teufelsdröckh's und Reichardt'sche, §. 46. 11) Edictum Pisanense, Cap. 20 apud Baluzium, Capitularia regum Francorum (Paris. 1677). Tom. II. p. 173 seq.

5) L. 52. §. 1. D. de legibus (1. 5). 6) Puchta, Gewohnheitsrecht, §. 228 fg. (Erlangen 1828). 7) Mirjan, De divisione juris Francie in Jus scriptum et non scriptum (Traject ad Rhenum 1825). 8) v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. 1. Bdt. §. 50. S. 188 (der zweiten Ausgabe).

es, zumal wenn man hinzu nimmt, daß in manchen Gegenden die Zahl der Germanen oder Römer nur sehr gering war, wol sehr natürlich, daß man die Volksrechte, welche juristisch immer noch als Personalrechte galten, im Laufe der Zeit wenigstens da, wo die Einwohner fast durchaus römisch oder germanisch waren, doch factisch als Territorialrechte betrachtete. Und dies war denn nun bereits im 9. Jahrh. der Fall, wie das schon gedachte Edict von Pistes bezeugt. In demselben heißt es nämlich: „... in illa terra, in qua iudicia secundum legem Romanam terminantur. Et in illa terra, in qua iudicia secundum legem Romanam non iudicantur“<sup>12)</sup>. ... Steht man bei diesem Texte stehen, so möchte man sogar geneigt sein, anzunehmen, daß der späterhin hervortretende, juristische Unterschied zwischen den Pays de droit écrit und den Pays coutumiers schon zur Zeit Karl's des Kahlen vorhanden gewesen sei, indem die Länder des römischen Rechts von denjenigen, wo anderes Recht galt, in der vorstehenden Stelle des Edicts vom Pistes doch gar zu bestimmt unterschieden und von einander getrennt werden. Was indessen in diesem Texte und einigen andern Capiteln des Edicts<sup>13)</sup> auf den Gegensatz der Ländee bezogen wird, bezieht sich in andern Stellen desselben doch wieder auf die Personen, welche nach römischen oder andern Rechte leben, so z. B. in folgendem: „Ut illi Franci, qui consuetum de suo capite ad partem regiam debent etc. ... De illis autem, qui secundum legem Romanam vivunt etc.“<sup>14)</sup>. Das 9. Jahrh. erscheint demnach noch nicht als die Zeit des in Bezug auf die Gültigkeit der Rechtsquellen bereits vollendeten Territorialismus, sondern erst als die Zeit des Übergangs von den Personal- zu den Territorialrechten. Beide Arten von Rechten leben noch neben einander; und das Territoriale macht sich für diejenigen Länderteile, in welchen die Bewohner, ihrer Herkunft nach, weniger gemischt waren, nur bereits immer mehr bemerklich. Wo z. B. fast nur Römer saßen, trug man damals kein Bedenken mehr, das Recht geradezu nach der Gegend zu bezeichnen. Wo die Herkunft der Bewohner weniger gleichmäßig war, schloß man sich dagegen noch an den alten, durch die Anwendung der Personalrechte bedingten Sprachgebrauch an. Die in dem Edict Karl's des Kahlen hervorretende Territorialität war immer noch von den Umständen abhängig, mithin noch eine bloß factische, und noch nicht eine juristische. Zu dieser wurde sie erst in den nachkarolingischen Zeiten erhoben, nachdem sich das Andenken der Abkammerung von den einzelnen früher verschiedenen Stämmen, unter den so großen Reformen, welche die bürgerlichen und politischen Verhältnisse in Folge der Auflösung des alten Frankenreiches auch jenseit des Rheines erlitten, verloren hatte.

Da das römische und germanische Element hiernach in einer gemeinsamen Rationalität aufging, so hätte man freilich erwarten sollen, daß sich über Frankreich auch ein gemeinsames Recht verbreitet hätte. Allein dem war

nicht so; wie der Unterschied des Droit écrit und coutumier, in der oben angegebenen geographischen Beziehung, bezeugt. Daß dieser Unterschied im Anfange des 13. Jahrh. bereits längst bestand, lehrt unter andern eine vom Papst Alexander III. im J. 1220 erlassene Decretale, wenn es darin heißt: „In Francia et nonnullis provinciis laici Romanorum Imperatorum legibus non utuntur“<sup>15)</sup>. Ubrigens wird die Entstehung jener Unterscheidung aus dem Obigen leicht erklärlich. Was den südlichen Theil Frankreichs betrifft, so hatte man daselbst, schon seit alten Zeiten her, an dem römischen Rechte eine Quelle, welche nicht allein seit Jahrhunderten ersichend gewesen war, sondern welche auch zu den neuen Verhältnissen, die sich unter den gedachten Umgestaltungen gebildet hatten, paßte. War doch das Recht, welches aus ihr entnommen wurde, schon während der römischen Herrschaft, in den verschiedensten Stadien, die es unter sehr verschiedenen äußern und innern Verhältnissen hatte durchlaufen müssen, von seiner actualistischen Umgebung zuerst so sehr entleert worden, daß es eher den Namen eines romanischen, als den eines römischen Rechts verdiente, und in der weltbürgerlichen Gestalt, in der es sich in den letzten römischen Zeiten darstellte, seit den jüngsten Zeiten des Mittelalters sogar fast zu einem europäischen Rechte werden konnte. Sehr natürlich also, daß man es namentlich in Südfrankreich, wo mehr Gründe, als z. B. in Deutschland, für dasselbe sprachen, nach wie vor beibehielt. Anlangend dagegen das nördliche Frankreich, so ist zwar das römische Recht daselbst, unter dem Einflusse der Untersichten und der auf denselben gebildeten Juristen, besonders seit dem 16. Jahrh., gleichfalls nicht ohne Einwirkung auf die Praxis geblieben; allein dennoch ist es (was nach den vorstehenden Bemerkungen allerdings sehr auffallen muß) die Grundlage des dortigen Rechts auch in dieser spätern Zeit nicht geworden, und der Einfluß, welchen es gewann, war, wie bereits angeführt worden, bloß ein thatsächlicher. Vielmehr bildeten sich in Nordfrankreich, unter der mächtigen Einwirkung der Lehen- und Dienstrechte, die Coutumes aus, die sich auf das Recht der Courts des Seigneurs ebenso stützten, als das Recht dieser Letztern sich an das im Norden Frankreichs seit der germanischen Eroberung gültig gewesene, germanische Recht angeschlossen<sup>16)</sup>. Und so suchte denn der gesamte Territorialrechtszustand, in einer sehr ermäßigten Weise, auf das frühere, der Bewölkung im Süden und Norden mehr oder weniger angekommene, und darum mit derselben in einem gewissen Sinne organisch zusammengehangene Recht, welches nicht so, wie es beim Gode der Fall war, als eine neugelegte Pflanze erst Wurzel schlagen mußte, sondern auf einen Boden, der ihm entsprach, gedehnt fortlebte; bis endlich, bei dem ungeflümmten, heftigen Weisse der Franzosen, der in vielen Dingen eine so oft unglückliche Eile gebietet, während der Zeiten der Revolution der neue Rechtszu-

12) Cölestin Pistense, Cap. 16. 13) Edmon, Cap. 13, 20, 21. 14) Edmon, Cap. 28. cons. Cap. 34.

15) Cap. 28. X. de privilegiis (5. 88). Vgl. unter Andern auch Glossa ad II. F. 58. Inst. 16) v. Savigny a. a. O. S. 49. (S. 158 der ersten Ausg.)

stand vorbereitet wurde, welcher im Code Napoleon's hervortritt. — Daß übrigens die ältern Leges oder Volksrechte, bei den vorhergedachten Reformen des spätern Mittelalters, ein anderes Schicksal erlitten, als das römische Recht, war nach dem Inhalte dieser Volksrechte, deren Namen sogar bald nicht mehr gehört wurden, sehr natürlich. Dieselben hatten die Bildungsstufen, über welche das so abgerundete und abgeschlossene, römische Recht gefliessen war, nicht hinter sich; sie gehörten ohnehin einer Zeit an, deren einfachere Lebensverhältnisse zu demjenigen nicht mehr paßten, welche sich seit dem spätern Mittelalter, besonders in Frankreich, entwickelt hatten; und wurden sie während dieser Zeit im Innern Deutschlands durch neuere Rechtsquellen verdrängt, so mußten sie ein gleiches Schicksal auch in Frankreich theilen, d. h. den Contumes weichen. (Dieck.)

**DROITS RÉUNIS** <sup>1)</sup>, sind die französischen Tranksteuern mit den übrigen zu ihrer Verwaltung geschlagenen Gefällen, und schon ihr Name weist darauf hin, daß sie in die Stelle der frühern Aides et droits y réunis getreten sind, welche wie schädlicher Plunder fortgeschafft wurden, als zu Anfang der Revolution die Grundsteuer allein für die rechte Steuer gehalten wurde. In dessen blieb einiges davon bestehen, weil es von den Steuerbeamten oder den Steuerpflichtigen zur Grundsteuer gerechnet, und so namentlich mit dem Schiffs- und Zehrgelde als Nutzung von Grund und Boden verschrieben wurde; anderes ward bald wieder eingeführt, weil es eine Vergütung der notwendigen Dienstaufschuß, z. B. auf den Feingehalt von Gold- und Silberfachen, oder auf das öffentliche Fuhrwerk war. Die Hauptfache kam aber im J. 1804 bloß um des Geldes willen wieder, das die bedürftige Kriegsführung erforderte. (S. d. Art. Donnonen). Die droits réunis wurden durch ein Gesetz eingeführt, blieben aber in Auslegung und Anwendung des Gesetzes dem Ermessen der Regierung überlassen <sup>2)</sup>. Sie ergaben mit dem Tabak, der damals noch nicht, wie nachher Regie war, über 53 Mill., im J. 1816 aber 119 und 1828 über 164 Mill. Sie werden auf die gewöhnliche französische Art von einem Generaldirector zu Paris und von Directoren in den Departements verwaltet und theilen sich:

1. in Droits généraux. Abgaben mit allgemeinen bestimmten Sätzen.

1) Droit de mouvement ou d'enlèvement. Werden Getränke in Fässern zum Handel verladen, so bezahlt der Wein vom Hektoliter je nach vier Classen, worin die Departements zu dem Ende getheilt sind, 30

oder bis 80 Cent., der Apfelmost u. dgl. ohne Unterschied 15 Cent., der Brannwein 1½ Fr.; dagegen in Bouteillen der Wein 3 und der Brannwein 5 Fr.

2) Droit d'entrepos. Werden diese Getränke in Städte eingeführt, welche eine Bevölkerung von 2—4000 Einwohnern haben, so zahlt der Wein in Fässern vom Hektoliter 30 Cent., der Apfelmost 15 Cent., der einfache Brannwein 90 Cent. Die Steuer steigt nach der Bevölkerung, bis dieselbe über 50,000 Einwohner beträgt, dann ist sie 2½, 4 und 7½ Fr. Sie verpöppelt sich für die Getränke, welche in Bouteillen eingegeben. Durchgehende Ladungen sind frei, wie die Ausfuhr.

3) Droit de vente en detail. Der Kleinhandel und das Ausschütten der Getränke ist mit einer Steuer von etwa 10% des Verkaufspreises belegt und die Steuerbedienten halten über das Verzapfen Aufsicht und Rechnung.

4) Brasseries. Die Brauer zahlen nach dem Inhalte der Braupanne mit Abrechnung von 15% für das Einkochen, und von 20% für das Kochen über 20 Stunden lang, vom Hektoliter 2 Fr.

5) Distilleries. Die Brennsteuer wird nach Maß und Güte des genannten Brannweins vom Hektoliter zu 17 Grad w:il 1½ Fr. bis 21 Grad mit 2 und darüber mit 3 Fr. entrichtet. Bei der Ausfuhr wird die Brennsteuer zu ¾ und die Brennsteuer ganz zurückgezahlt.

10% des octrois, s. d. Art. und Donnonen.

6) Canaux affermés. Die Kanäle standen vor der Revolution unter der direction générale des ponts et chaussees. Sie theilen sich in solche, welche auf öffentliche Kosten gebaut und unterhalten werden, und in solche, welche besonders neuerdings von Actiengesellschaften unternommen sind. Die erstern stehen unbedingt unter der Verwaltung der droits réunis, die letztern, sowie es das Gesetz bestimmt, wodurch die betreffende Actiengesellschaft genehmigt worden. Die Gesälle von den Kanälen sind in ihren Sätzen so verschieden, als die Kanäle selbst, und sie werden theils ganz, theils im beschränkten Antheile für den Schatz erhoben.

7) Droit de garantie, ist die Wahrungsgeldgebühr von Gold- und Silberwaaren. Es dürfen weder Barren noch verarbeitete edle Metalle in den Verkehr kommen, ohne bei dieser Verwaltungsbehörde gestempelt zu sein, nachdem der Warden, welchen die Münzverwaltung stellt, ihren Feingehalt bestimmt hat. Die Gebühr ist durch das Gesetz vom 19. Brüm. 6 für ein Kilogr. Goldbarren auf 8 Fr. 18 Cent., Silberbarren 2 Fr. 4 Cent., für das Feinstg. Goldarbeit auf 20 Fr. und Silberarbeit einen Fr. bestimmt. Auch die bloß belegten Waaren sind einem Stempel unterworfen. Auf die Verfertigung falscher Stempel ist zehnjährige Gefängnißstrafe gesetzt und auch die kleinste Ordnungswidrigkeit gegen die Vorschriften zur Sicherstellung des Verkehrs mit Gold- und Silberwaaren werden streng geahndet. Von neuen Barren, welche ins Ausland gehen, werden ¾ der Gebühr zurückgezahlt.

8) Cartes à jouer. Das Papier zu der Vorderseite der Spielkarten liefert die Verwaltung den Fabri-

1) Mit der Verordnungsammlung: recueil général des lois, arrêtés, décisions et instructions, concernant la perception des droits réunis. Imprimé par ordre de M. le Conseiller d'Etat, Directeur général etc., in 6 Bänden (1806—1812) sind die Nachrichten und die Sammlung von Rechtsentscheidungen: Mémoires des contentieux des droits réunis et des octrois etc. 1807 mit den Verfügungen zu verbinden. Breussin's vollständiger Auszug von den sämtlichen Gesetzen des fr. Reichs über die eintigsten Abgaben ist 1812 erschienen. 2) Histoire générale des finances de la France par Arnould. 19 Not. 28.

canten, welche über den Verkauf der Spielkarten Buch führen müssen. Die Abgabe von den gewöhnlichen Karten beträgt für das Spiel 25 Cent. und von Tarotkarten u. dgl. 40 Cent.; von letztern werden 35 Cent. bei der Ausfuhr vergütet.

9) Voitures. Die Abgabe von dem Lohnfuhrwerke ist auf 10% von dem Fuhrpreise berechnet; und wird auch von den Karstschiffen erhoben. Sie trifft hauptsächlich die Hauptstadt, auf welche fast  $\frac{1}{2}$  von den sämtlichen Nachwagen in Frankreich, etwa 3000 von 10,000 kommen. Man schlägt die tägliche Einnahme eines Wagens im Durchschnitt auf 10 Fr. an, die Diligencen nicht gerechnet, wovon die Einnahme an einem Tage in mehr hundert Franken gebt.

11. Droits spéciaux, welche nicht allgemein, sondern örtlich bestimmte Sätze haben. In ihrer Rücksicht möchte man sich wol besser als vor der Revolution und noch mehr im Vergleich mit Deutschland sehen, obgleich die Regierung in ihren Einrichtungen zur Erhebung dieser Abgaben nicht an die Beschränkung gebunden war, bei ihren Verordnungen über die droits réunis in Gemäßheit der gesetzlichen Bestimmung über den Abgabebetrag zu verfahren, weil das Gesetz eine solche Abgrenzung für die droits spéciaux nicht enthielt. Diese betreffen:

1) Navigation. Die Abgabe von der innern Flussschifffahrt wird eigentlich für die Vorkehrungen zu ihren Gunsten, für Kale, Schleusen, Leinpfade u. s. w. erhoben, und ist so verschieden als diese Vorrichtungen. Die Flüsse an sich lassen sich noch als abgabenfrei betrachten; aber wo es Gebührentreibungen gibt, oder nach unserer Benennung Wassergebühren, dürfen sie bei Strafe von 50 Fr. nicht umschifft werden.

2) Brea. Die Fährgebel betragen im Ganzen etwa eine Mill. Canaux non affermés. Mehr als oben von den Canaux gesagt, läßt sich hier davon nicht anführen. Wegen der Tabakregie, die für sich ist, s. d. betr. Art. Für die Anlage der droits réunis und ihre Verwaltung sind offenbar die alten Beamten, welche von den aïdes noch vorhanden waren und die Studien von den Verordnungen und Schriften darüber empselend gewesen. In ihrer Gefährdung kam weder Anfangs noch nachmals ein System. Der Grundgedanke bei dieser Steueranlage war, was vormals ging und Geld einbrachte, das wird auch wieder geben und noch mehr einbringen, weil es auf ganz Frankreich ausgedehnt und schärfer betrieben wird. Es würden die alten Vorschriften, Formen und Strafen zur Sicherstellung des richtigen Einganges von den aïdes schon allein ganz anders von der neuen Verwaltung gehandhabt sein, aber sie wurden noch geachtet. Man durfte ohne vorgängige Erklärung seinen Wein nicht aus einem Keller in den andern bringen, und wer mit einem Weinbändler in einem Hause wohnte, ward wie er, der Hausfuchung unterworfen. Das Tribunal hatte ein Bischen mildern und vor dem Überschreiten der Verwaltungsbefugnisse gerichtlich schützen wollen, oder das Gemöl von Kobbspraken<sup>4)</sup>, worin es seine Ans

träge hüllte, verrieth die Schwäche seiner Hilfe. Die Wirkung dieses Steuerwesens beschränkte sich auf den innern Verkehr, und traf den auswärtigen Handel nicht außer durch die Verlobungssteuer von Getränken (droit de mouvement), weil die Verbrauchssteuern bei der Ausfuhr, wo nicht ganz, doch größtentheils zurückgezahlt wurden. Sie waren durch ihre Erhebungsweise noch lästiger als durch ihren Betrag. Im Norden, von den Brauern und Branntweinbrennern ward zuerst darüber geklagt, und nicht ganz vergeblich<sup>5)</sup>, denn überall in den Städten, als die Steuerverwaltung die Eßtröhre und Verrechnung der städtischen Abgaben genau nachschab, und am verabsätesten ward dieses Steuerwesen im Süden. Dort traf es das Hauptgetreueiß, den Wein<sup>6)</sup>, am stärksten und grabe in der Zeit, worin die Ausfuhr desselben stochte, und die Bölle mehr als früher kosteten. Man nahm dort weniger ein als früher, und sollte mehr zahlen; man ward als Schenkweirth behandelt, wenn man seinen Wein wie früher auskopsfte, und man konnte meist nicht schreiben, sollte aber vielerlei schriftlich erklären, beschweigen und buchn. Der Haß gegen dieses Steuerwesen schabte der Regierung, er machte den verbündeten Herren unter dem Vorse: Keine droits réunis mehr! das Vordringen in Frankreich leichter, und namentlich konnte Bordeaux ihre Ankunft zur Abklärung derselben nicht ermarken. Inzwischen mußte man sich doch bald wieder unter die droits réunis fügen<sup>7)</sup>, und sie wurden nur für die demern Weinlande etwas leichter, im Ganzen aber schwerer gemacht. Eine Absicht, ihre Formen zu vereinfachen, ist nicht bekannt geworden. (v. Boase.)

DROITWICH, Marktsteden am Flusse Salzworpe in der englischen Grafschaft Dorsetter, mit 400 Häusern und 1800 Einw., ist seiner Saline wegen merkwürdig, welche jährlich 28,000 Centner ungemein weisses Salz liefert. (H.)

DROLLINGER (Karl Friedrich), war den 26. Dec. 1688. zu Durlach in Schwaben geboren. Seinem Vater, der sich von einem markgräflich-badenheimischen Rathungsrathe zum Burgvogt in der Herrschaft Badenweiler erhob, verdankte D. eine sorgfältige Erziehung. Mit der Jurisprudenz, der er sich seit seinem 17. Jahre auf der Universität Basel widmete, verband er historische und philosophische Studien; auch Geschichte, Naturlehre und Mathematik blieben ihm nicht fremd. Ein siebenjähriger Raum, der seinen Studien gewidmet war, gönnte ihm

4) Arnould a. a. D. S. 82. Gider ist das gewöhnliche Getränk in der Normandie, Betraget, einem Theile von Meise und Picardie; Bier in Flandern, Artois und einem Theile der Picardie. Den Verbrauch von beidem schätzt de Guers, Consid. sur les finances, 827, auf 170 Mill. an. 5) Wer berechnet die Weinberge auf 6 Mill. Arpent, von jedem Arpent 4 Muid Wein zu 20 Fr., auf 20 Mill. Muid zu 800 Mill. Fr., davon 70 Mill. auf die Ausfuhr und 750 auf den innern Verbrauch.

6) Considérations sur les importations indirectes, le remplacement des contrôles et des excises par Schottenmann (1816). Examen impartial du budget de 1816 par Brignon (1826).

7) Nach der Julirevolution schlug Seguin vor, die Anstaltsteuer auf Kosten der Grund- und Personsteuer zu ersetzen: plan de suppression de l'impôt sur les boissons etc.

5) Arnould a. a. D. S. 84.



hinlängliche Mühe, sich ausgedehnte Kenntnisse zu erwerben. Im J. 1710 ward er Doctor der Rechte. Seine damals geschriebene Dissertation: *De praescriptionibus inter gentes*, war der erste Entwurf zu einem ausführlichen Werke über diesen Gegenstand, das aber unvollendet blieb. Als Registrator des geheimen Archivs zu Durlach erwarb sich D. durch seine Kenntnisse, wie durch seine unermüdete Fleißstrenge, die Gunst des Hofes, der ihn zwei Jahre später (1712) zum Secrétaire ernannte und ihm die Aufsicht über die Bibliothek, das Münz-cabinet und die Gemäldesammlung übertrug. Im J. 1722 erhielt D. den Postschatzmeister, und späterhin das Prädikat eines geheimen Archivars. Zu diesem Amte schien er geboren. Mit unermüdetem Eifer suchte er die Lücken des Archivs zu ergänzen und verblühende Urkunden zu entdecken, wobei ihm seine Kenntniß der altteutschen Sprache, über die er sich ein eigenes Glossar entwarf, sehr zu Hatten kam. Durch geschickte Ausarbeitung von Deductionen leistete er dem Hause Baden manchen wichtigen Dienst, und als die Kriegsunruhen den Markgrafen nach Basel trieben, arbeitete D. dort unter seinen Augen mit unermüdetem Fleiße. In gerechter Anerkennung seiner Verdienste erhielt er, gleich den übrigen Räten, Sitz und Stimme in der Regierung, eine bedeutende Gehaltszulage und mehrfache Beweise der Gunst und des Vertrauens seines Fürsten, der selbst sein Testament durch ihn entwerfen ließ. Kostlose Anstrengungen zerrütteten gleichwohl seinen von Natur schwächlichen Körper. Er starb den 1. Jun. 1742 zu Basel, von Allen bedauert, die seine Talente und seine unerschütterliche Rechtschaffenheit gekannt hatten.

In Ruhestunden hatte sich D. mit der Dichtkunst beschäftigt. Des Manier Hofmannsdalau's und Lohenstein's, der er Anfangs huldigte, entsagte er späterhin, als sich sein Geschmac mehr gereinigt hatte. In einigen Stellen seiner didaktischen und lyrischen Gedichte erhob er sich zu einer damals noch nicht gewöhnlichen Kraft der Sprache und Würde des Gefühls, und unterschied sich dadurch vortheilhaft von den geistlosen Reimern seiner Zeit. Ob noch Bodmer und Breitinger richtigere Grunde für die Kritik und Haller ein nachahmungswürdiges Muster in der Dichtkunst aufgestellt hatten, weitesterte D. nicht ohne Blick mit seinen jüngern Rebenkultoren. Etwas Steifes behielt jedoch sein poetisches Styl, obgleich aus der Rundung, die er seinem Versbau zu geben suchte, hervorzugehen scheint, daß er die kritische Zeit nicht verschämte. Erst nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Gedichte<sup>1)</sup>, mit welcher D. aus Beiseinheit bei seinen Lebzeiten nicht hätte hervortreten wollen.

1) Sie führt den Titel: *Herrn Carl Friedrich Drollinger's, welt. Hochschol. Bodm.-Durlach'schen Hofraths und geheimen Archivalters, Gedichte*, sammt andern dazu gehörigen Schritten, wie auch einer Gedächtnißrede auf denselben, ausgeleitet von J. J. Spreng. D. W. der deutschen Buchsamml. und Postbesitzthum. Lezere in Basel, wie auch der deutschen Gesellschaft in Leipzig und Bern Mitgliebt. (Basel 1745. Mit dem Bildniß des Dichters, von Hemmann nach Huber gestochen.) Mit neuem Titelblatt Frankfurt a. M. 1745.

Der erste Theil dieser Sammlung enthält: 1) geistliche und moralische Gedichte; 2) vernünftige Gedichte; 3) Lehren- und Trostgedichte; 4) Sinnsspielen und andere kleine Gedichte; 5) Fabeln und Übersetzungen; 6) Alexander Pope's Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters. Den Inhalt des zweiten Theils bilden: 1) Lehren- und Trostgedichte; 2) vernünftige Gedichte; 3) unvollkommene Gedichte (die füglich hätten ungedruckt bleiben können); 4) profanische Briefe; 5) Anhang einiger fremden, Drollinger's betreffenden Stücke; 6) Trauers- und Lobgedichte auf Drollinger (unter denen die von Brodus und Bodmer den meisten poetischen Werth haben).

Zu den vorzüglichsten Gedichten in dieser Sammlung gehören die drei Oden: „Lob der Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und göttliche Vorsehung.“ Die beiden erstgenannten findet man mit Änderungen und Abänderungen in Ratthison's *lyrischer Anthologie*, 1. Thl. S. 227 fg. Anmerkungen über die Ode „von der Unsterblichkeit der Seele“ lieferte Bodmer in der Sammlung der jüdischen Streitschriften, 1. Bd. 2. St. S. 181 fg. Die oben genannten Gedichte sind in einem männlichen, kraftvollen und sich immer gleichbleibenden Tone geschrieben<sup>2)</sup>, von dem sich vor Haller in der deutschen Dichtkunst kein Beispiel findet. Wären der Werth haben D.'s Sinngedichte, von denen einige in Haug's und Weyler's epigrammatischer Anthologie (3. Thl. S. 43 fg.) eine Stelle gefunden haben<sup>3)</sup>.

(Heinrich Döring.)

2) So heißt es unter Andern in der Ode „von der Unsterblichkeit der Seele“:

Ja's gläubig, daß dich Gott vernichtet?  
Er laß dich nie zu groß und schön!  
Erwölge, o Herr, weiche Früchte  
Aus dir: der Saaten Trieb' erstickt!  
In dir, des Himmels Tochter, senkst,  
Wenn dich kein grober Dunst verbunkelt,  
Ein Schimmer von der Gottheit leucht,  
Und jenseitig von deinem Schrein.  
Wer kann ein Lichtes Gott geküßten?  
Was göttlich ist, vermodert nicht.

Das Gedicht schließt mit der Strophe:

O Herr, der Heiler erste Quell!  
O Heiler menschlicher Noth:  
Geh' einem Strahl von deiner Hölle  
In hohler Weisheit trüb' Nacht!  
Gleichwohl ein Licht, von dir gebant,  
Dem noch nur seiner Geiße graut,  
Des der Vernichtung Scheusal erbt:  
Und gib, daß frei von seiner Dürst,  
Wein froher Geist in neuer Würde,  
In deiner Gottheit wiederkehrt!

3) Vgl. J. J. Spreng's Gedächtnißrede auf Drollinger von dem ersten Theile seiner Gedichte. *Tempo Helveticæ*. Tom. VI. Sect. II. No. 9. p. 841 seq. (*A. J. Buxtorfi Brevis historia vitae et obitus C. F. Drollingeri*). C. Weisker's Charakteristik deutscher Dichter. 1. Bd. S. 271 fg. C. F. Schmid's *Nachtrag deutscher Dichter*. 1. Bd. S. 217 fg. (Küttner's) *Charakteristik deutscher Dichter*. S. 108 fg. Döring's *Verzeichnis deutscher Dichter und Prosaisten*. 2. Bd. S. 392 fg. C. W. Drilling's *Verzeichnis deutscher Dichter und Prosaisten*. 1. Bd. S. 223 fg. Ranz's *Galerie der berühmtesten Dichter des 18. Jahrh.* S. 74 fg. Eichhorn's *Verzeichnis der Literatur*. 4. Bd. 2. Abth. S. 896 fg. Bouterwek's *Geschichte der Poesie*

**DROLSHAGEN**, preuß. Stadt in der Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Lippe, hat 79 Häuser, 459 Einw., deren Hauptgewerbe Gärberei ist.

**DROMAS** Paykul, Tom. pl. col. 362, Bogelsippe, aus der Familie der Scolopaciden, den Übergang zu der der Regenpfeifer und Reiher machend. Sie beruht zur Zeit auf einer einzelnen Art, und hat als hauptsächliche Eigenthümlichkeit eine zunächst an die Sippe *Loeurvirostra* erinnernde Gestalt, einen geraden, fasten Schnabel mit merklicher Verstärkung der Myxa und sehr großen, durchgehenden Nasenlöchern und eine lange Hinterzehe. Der Kegel der Mittelzehe ist ungedöhnt, die Fersen sind an den Seiten abgeplattet und vorn und hinten mit Laßeln belegt. Die Zerst von Salt erwähnte Art, *Dr. ardeola Paykul*, bewohnt Arabien, soll aber auch in Bengalen vorkommen. Sie hat die ungeschärfte Größe des Säbelschnäblers und Weiß zur vorherrschenden Farbe. Rücken und Kehlschilbern sind schwarz, desgl. die Schwungfedern erster Ordnung und die Deckfedern zum Theil. (Boie.)

**DRÔME**, die, 1) Fluß in der Dauphiné, entspringt in der Gegend des durch benannten Dorfes Val-drome, bildet Anfangs zwei Seen, nimmt in seinem etwa eilt Meilen langen Laufe die Flüsse Bes, Ribierre und Chantemerle auf, und ergießt sich zwischen Valence und Montelimart in den Rhône. 2) Département. Bei der durch die Revolution bewirkten neuen Einteilung Frankreichs wurde die Dauphiné in die drei Départements: der Isère, der Drôme und der oberen Alpen eingetheilt. Das Département der Drôme besteht aus den ehemaligen Ländern Valentinois und Diois. Es hat zu Grenzen im Norden das Dep. der Isère, im Osten daselbe und das Dep. der oberen Alpen, im Süden die Dep. der unteren Alpen und der Vaucluse, im Westen das Dep. der Ardèche, von welchem es der ganzen Länge nach durch den Rhône getrennt ist. Es enthält 124,54 □M., 253,372 Einw., und ist in die vier Bezirke von Valence, Die, Montelimart und Rhône, 28 Cantone und 360 Gemeinden eingetheilt. Das Dep. schickt zwei Deputirte zur Kammer, gehört zur sechsten Militärdivision, zur 17. Forstconservation, zur Diöcese von Valence und unter den königl. Gerichtshof von Grenoble. Die Einwohner bekennen sich zum größten Theile zur katholischen Religion, und diese haben 28 Pfarrkirchen ohne die Filialen; die Reformierten werden auf 34,000 berechnet, und haben fünf Consistorialkirchen. Das Land ist Gebirgsland voller Thäler, der Boden im Ganzen trocken und dürrig, aber durch Cultur sehr verbessert; doch ist der Ackerbau sehr beschränkt und wenig lebend. Bei dem Mangel an fetten Wiesen und Weiden ist auch die Viehzucht nicht bedeutend. Das Klima ist rein und gesund, aber kalt, im Sommer indeß die Hitze so stark, daß doch die Früchte der warmen Länder reifen. Von vorzüglicher Bedeutung ist der Weinbau; der edelste Wein ist der Permitage, von welchem drei bis

vier Sorten in großer Menge zu hohen Preisen ausgeführt werden. Beträchtlich ist auch die Seidenkultur; man berechnet, daß jährlich 3000 Centner zu einem Betrage von drei Millionen Franken gewonnen werden. Bergbau und Gewerbetätigkeit sind unbedeutend. (H.)

**Dromedar**, f. Camelus.

**DROMI** (noch. Mythol.), Zusammenzieher, bedeutet vinculum, Bande und Gefängnis, aber insbesondere den Strid, womit Menschen und Thiere gebunden werden<sup>1)</sup>. In der noechischen Mythologie wird Dromi als Eigennamen für das zweite Band gebraucht, das die Götter machten, um den ihnen Gefahr drohenden Wolf Gentie zu fesseln; Leding macht die erste Fessel, die der Wolf leicht zerbrach. Die Asen machten darauf eine andere, um die Fessel stärker, und nannten sie Dromi<sup>2)</sup>, und baten den Wolf, sich an ihm zu versuchen; sagten, daß er würde sehr bedrückt werden wegen seiner Stärke, wenn ihn ein solches Geß-Gefängnis nicht zu halten vermöchte. Da der Wolf bedachte, daß seine Stärke gewachsen, seitdem er die erste Fessel zerbrach, da ließ er sich selbstwillig mit diesem Dromi binden; aber als die Asen sagten, daß sie fertig seien, da schüttelte sich der Wolf und schlug die Fessel an die Erde, strengte sich hart an und stemmte sich mit den Füßen auf den Boden und die Fessel brach, und weißten Jagen die Stüde. So beach er sich aus dem Dromi los. Daher ist die Redensart entstanden: at leysa or laedingi oda at droma or droma, zu lösen aus Käbing, oder zu schlagen aus Dromi<sup>3)</sup>. (Ferdinand Wachter.)

**DROMIA** Fabricius (Cruzeana). Eine Gattung Krabben oder kurzschwänziger Krebse, zur Abtheilung der Notopoden gehörend. Ihre äußeren Füße sind klein und stehen unter den Augenstielen; die mittleren stehen unterhalb der Augen und etwas nach Innen. An den äußeren Kiemenfüßen ist das dritte Glied fast vieredig, an der Spitze und nach Innen schwach aufgerandet. Die Scheren sind groß und stark und von gleicher Größe, die Füße des zweiten und dritten Paares endigen in ein einfaches Glied und sind größer als die des vierten und fünften Paares, welche aus den Rücken hinauf gebogen sind und gewissermaßen an ihrem Ende eine Schere besitzen, indem das letzte Glied, gebogen und spitzig, einem Dorne fast von gleicher Gestalt gegenüber steht, der am Ende des vorletzten Gliedes steht. Der Rücken ist eiförmig zugrunde, stark gewölbt, an den Vorderrändern eingesenkt, bespacht oder borstig, sowie auch die

1) Büren Halderson, Lexicon Islandico-Latino-Danico. Vol. I, p. 156. 2) Finn-Magnussen, Lex. Mythol. p. 337 erklärt die etymologische Bedeutung des Wortes durch: valde contrahens; Trausnetter, Schüssel zur Adh. S. 96 durch: contrahens, zusammenziehend. 3) Dromi ist der Nominativ, Droma in der Urchrift ist die Beugung, welche Form von den islandischen Unkundigen, z. B. von Rasse, die Adh. S. 192, als Form der Nominativ gebraucht wird, ähnlich, wie man in teutschen Werken über die noechische Mythologie Droma (die Beugung) statt des Nominativs Bragi gesagt findet. 5) Saurat-Edda, Dämefaga 29. Aufg. von Ruff, S. 32.

und Weizenanbau. 11. Bd. S. 206. Fr. Forst's Porsts und Weizenanbau der Teufchen. 3. Bd. S. 26.

Hüße und die Scheren. Die Augen sind klein und stehen auf kurzen, ziemlich gedrückten Stielen, welche in Kreisrunden oder cylindrischen Gruben sitzen. Diese Krebse gleichen den gewöhnlichen Krabben sehr, weichen aber durch ihre Langsamkeit ab; sie leben an den Stellen des Meeres, wo es mittelmäßig tief ist, und wählen besonders solche Striche, wo die Felsen nicht im Schlamme sterken. Sonderbar genug findet man sie immer mit irgend einem Seeort oder Muschelschalen bedeckt, welche sie mit ihren vier hintern Füßen gleichsam wie einen Schild über sich halten. Die Seeortle, gewöhnlich die *Aleoalum domacula* genannte Art, welche diese Krebse mit sich herumtragen, wächst nicht bloß in dieser Lage häufig fort; sondern breitet sich auch so aus, daß sie das Thier ganz verbingt. Nach Risso's Angabe sollen die Weibchen im Juli an stachen Uferstellen eine große Anzahl Eier ablegen.

1) *D. Rompili Fabricius* (*Latreille*, *Cancer boraeoloticus* *Altrovand.* Herbst, Krebs X VIII, 103). Diese Art ist im ganzen Ocean verbreitet, mit Ausnahme des Nordens. Der Schild ist etwas flach gewölbt, etwa 2½ Zoll lang und breit, mit einer braunen Wolke bedeckt; an jedem der vordern Ränder stehen fünf Zähne; die Stien ist dreilappig; die Scherenfinger sind rosenfarben. Die Eier sollen carminroth sein.

2) *D. hirsutissima Lamarck* (*Desmarest*, *Crustacés* pl. 18. f. 1). Der Schild fast gewölbt; an den Seitenrändern fünf Zähne; an der fast dreilappigen Stien jederseits ein starker Bogen. Der Körper und die Glieder sind mit langen, rothrothen Haaren bedeckt. Am Cap der guten Hoffnung.

3) *D. clypeata Latr.* (*Cancer caput mortuum Linn.* Act. Hafn. 1802.). Krücker als vorige Art, mehr gewölbt, fast kugelig, mit drei Zähnen an jeder Seite an den vordern Rändern; die Stien kurz, in der Mitte ausgerandet, an den Rändern buchtig. Findet sich im Mittelmeere. Einige andere Arten bedürfen noch genauere Bestimmungen. (D. Thon.)

**DROMICEJUS Viell.** Von den neuern Drmitzogen ziemlich allgemein angenommen. Spitze aus der Ordnung der kraußähnlichen Vögel. Die Unterscheidungsmerkmale derselben sind: ein gerader, an den Rändern eingegogener, an der Spitze abgerundeter, oben scharf gesägelter Schnabel und eine nackte Kehle. Man kennt jetzt zwei hietzig zu stellende Arten:

1) *Cas. novae Hollandiae*, *Parembane* der Eingebornen; in dessen Betrach auf den Antile Casuarinas verworfen werden muß.

2) *Cas. novae Seelandiae Less.* Um die Hälfte kleiner. Sehr gemein in den neuseeländischen Wäldern. (Boiv.)

**DROMISKOS** nebst **PERNE**, waren, dem Plinius (II, 91) zufolge, zwei kleine Insein, welche in der Hafenbucht von Miletos lagen. Nach Strabon (XIV, 635) bißen sie auch die tragfährigen Insein, und zwischen ihnen lag die in der Geschichte des Aufstandes der Ioner gegen die Perser berühmte geworden Insel Lade (*Ha-*

*rodot.* VI, 8), von welcher, nach des Pausanias Versicherung (I, 35), die tragfährigen Insein abgerissen waren. (L. Zander.)

**DRÖMLING** (*Dromoling*, *Trimling*, *Trimming*, *Thrimming*, *Sylva Trümelinga* u. *Sylva Tremensia*), soll nach Einigen den Namen von seinem lebenden, jumpfigen Boden bekommen haben; nach Andern soll die Benennung von dem altteutschen Worte *Drem* herrühren, womit man auch jetzt noch einen starken, aber unbehilflichen Menschen zu benennen pflegt. Der waldstü Bruch dieses Namens, jetzt größtentheils Preußen gebräuch, liegt auf der Grenze der preussischen Provinz Sachsen, der Landdrostei Lüneburg und dem braunschweigischen Calabde, südwestlich von Garbelegen an der obern Odra, und dehnt sich in einer Länge von sechs und einer Breite von zwei bis drei Meilen in der Richtung von Nordwesten nach Südosten aus. Die preussische Regierung an die Urbarmachung dieser Gegend dachte, war Alles hier durch die einströmende Odra zum Morast umgebildet; in der muldenförmigen Vertiefung dieses Gebirges theilte sich der Fluß in tausend kleine Arme, und gab so Veranlassung zu dem Glauben, als verschwinde er unter der Erde; nicht alle Sommer waren trocken genug, um den Durchgang durch den Wald zu gestatten, nicht alle Winter hart genug, um den anwohnenden Bauern zu erlauben, in der Tiefe des Waldes Holz zu sälen; im Herbst und Frühlinge stand fast Alles unter Wasser; hier und da fand man einen Pfad mit fester Erde, besetzt mit Eichen, Erlen und Birken; dazwischen floss man auf tiefer, morastige Löhder, über welche man mit Lebensgefahr wegspringen mußte, oder man trat auf unsichern, jumpfigem Boden allerlei Rutschwerk und Geschräuch, um welches man mit vieler Mühe kaum durchdringen konnte; nur auf einigen besondern Stegen, z. B. dem Diebessteige, der Kirchbahn, konnten die Anwohner des Waldes Holz zum Brennen, zu Kohlen, zu Hopfenstangen u. s. w. erbolten; zwar führte quer durch den Bruch ein Damm von einer halben Meile Länge von Riechtorf nach Bergfriede, aber auch dieser war nur im Sommer trocken und dann noch sehr unangenehm zu befahren. Witten in diesem Sumpfe lagen gleich Insein die sogenannten Hörste mit Gruppen von Eichen und mit schönen Weiden, auf welche die Bewohner der Umgegend ihr Vieh trieben. In ältern Zeiten fand die Benutzung dieses Waldes allen naheliegenden Dörfern frei, und daher hieß er auch der freie Drömling; später wurden aber Grenzen für die verschiedenen Dörfer gemacht und darüber besondere Grenzgerichte aufgenommen; schon vom J. 1635 findet sich ein solcher; jedoch erst im J. 1727 wurde die Sache zwischen Preußen und Hannover genau regulirt. Nun dachte Preußen an die Urbarmachung dieses Bruches. Schon Friedrich der Große entwarf den Plan dazu, allein Friedrich Wilhelm II. führte ihn erst aus. Der Odra suchte man durch Wegnahme einer Wassermühle einen größern Fluß zu verschaffen; überall wurden Gräben gezogen, um den Boden durch Ableitung des wilden Wassers auszutrocknen. Zur Dedung des Kostenaufwandes wurde ein Strich Landes

zu einer Colonie bestimmt, durch welche sie dann auch im Stande erhalten werden sollte. Die Drömlinger, welche für sich keinen Vortheil darin erblickten, und außerdem noch glaubten, dann später auch höhere Abgaben zu entrichten zu haben, wollten von der Urbarmachung Anfangs nichts wissen; sie zettelten sich zusammen, und nur durch das kluge Benehmen einiger preussischen Beamten wurde dem Ausbruche des Unruhen noch vorgebeugt. Die Urbarmachung, welche im J. 1778 begonnen und 1796 beendigt worden ist, hat die Anlage von 38 Hügelstücken und 16 Fänge-, Zugänge- und Staubämmen, von 16 Schleusen und 17 zum Abzuge oder zur Abführung bestimmten Rindeln, und außerdem noch von 32 Brücken notwendig gemacht, dafür sind aber auch 176,852 moggelburgerische Morgen Landes zur Benutzung, besonders zur Viehzucht, gewonnen worden; denn da nur eine dünne Lage guter Erde oben aufliegt, darunter aber nichts als unfruchtbarer Sand sich findet, so ist der Boden weniger zum Ackerbau geeignet. Auf dem Zarterberge, einer sanften Anhöhe fast in der Mitte des Drömlings, sind einige Gebäude, unter andern auch die Wohnung des Inspectors, aufgeführt worden; ein hoher Damm, der von hier nach Bergseite angelegt worden ist, verschattet den Reisenden zu jeder Jahreszeit den Durchgang durch den Drömling. — In alten Zeiten standen die Anwohner dieses Waldes, die drömlinger Bauern, in äbtem Ruhe; wurden sie in schweren Kriegen zu hart gedrängt, dann flüchteten sie sich auf die Hüfte des Drömlings und thaten von da aus böse Auffälle auf die Truppen der umliegenden Gegend. So verlorben sie schon zu den Zeiten Heinrich's I. und Otto's I. einige Abtheilungen von Hunnen in den Wald und trieben sie dort auf; im 30-jährigen Kriege schlugen sie im J. 1639 die kaiserlichen Truppen bei Stendal und nahmen ihnen mehrere Geschütze ab; im J. 1642 fielen sie auf schwedische Truppen und trieben sie in die Flucht. Eine Schanze bei dem Dorfe Ettingen im Süden des Drömlings, bei welcher man später noch Gewehre in der Erde vergraben fand, ist wahrscheinlich damals aufgeworfen worden. Die Vippstedenburg, in der Nähe von Manhausen, westlich von Calverde, soll im 14. Jahrh. von den verfolgten Tempelherren angelegt worden sein und ihren Namen davon erhalten haben, daß diese sich mit Pfeilen aus frischer Baumrinde Signale gegeben hätten, wenn sie angegriffen worden wären.

Niederlage der Ungern im Drömling. Die Ungern fielen im J. 938 in Sachsen ein, schlugen ihre Lager an der Bode auf und überschwemmten von hier aus das ganze Land. Eine Heeresabtheilung erlitt bei der Strebienburg (Stretburg) eine Niederlage. Auf dem Rückzuge kamen die Flüchtlinge vor den Hirsungen (Hersheim \*) und Werra vorüber. Die Besatzung fiel heraus, erschlug die meisten und drängte den Heerführer in einen Brunnen, und hier fand er seinen Untergang.

\*) Nach Bebelin's Beschreibung (Noten zu einigen Geschichtsschreibern des Mittelalters, I. Bd. S. 44 — 47) Hirsman, nach v. Dautsch (Wartburg, S. 164, 165) Hersman.

Der andere Theil des Heeres ward durch die List eines Slaven an den Ort geführt, der Abtrimmening hieß, und kam durch die schwierigen Verhältnisse und von seiner Heerschar umringt um. Der Heerführer entschlüpfte mit Wenigen, ward ergriffen, zum Könige geführt und für großes Lösegeld befreit. Die Nachricht von der Niederlage im Abtrimmening brachte gewaltiges Schrecken unter die übrigen Ungern und Verwirrung in ihr Lager an der Bode. Sie wählten die Flucht zu ihrer Errettung, und in der Eile und Saale spiegelten sich seitdem die räuberischen Thaten der Magyaren nimmer wieder \*). Unter dem Abtrimmening wird allgemein verstanden, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach darunter zu verstehen der Drömling, jene waldige, sumppige und bruchige Gegend an der Elbe, die erst nur in der neuesten Zeit durch Rodungsung an ihrer Gefährlichkeit verloren hat.

(Ferdinand Wacht.)

DROMONES, Rauffchiffe, von *dromos*, laufen, Lauf, wurden die in der spätern Kaiserzeit, im sechsten, siebenten und den folgenden Jahrhunderten, gewöhnliche Art Schiffe für den Staatsdienst genannt, weil man mit ihnen am schnellsten zu schiffen vermochte \*), hatten nur ein Ruders an der Bank und darüber Dächer \*\*), und die, welche die Fahrgäste ruderten, konnten auf das Schnellste auf den Reichth salen \*\*\*). Es waren Langschiffe. Isidor sagt: lange Schiffe sind die genannt, welche wir Dromones nennen, weil sie länger als die übrigen sind \*). Die Dromones, welche im ersten Latein *naves cursarias* \*) hießen, hatten sowohl im west- als im östlichen Reiche statt. Theobrich der Große ließ tausend Dromones bauen, um sie sowohl als Transportschiffe, als auch als Schiffe zu benutzen, die den feindlichen entgegengestellt werden könnten. Sie wurden gerudert. Zu ihrer Erbauung sollte nur Holz von Cypressenbäumen und von der Pinus genommen werden, weil das andere zu schlecht sei. Vorzüglich an den besten Ufern des Po sollten sie gebaut und aus dem Po in die See geschickt werden. Sie waren zu See- und Flussschiffen bestimmt, und es ward namentlich befohlen, daß in den schiffbaren Flüssen, als im Rheno, Elbe, Aare, Reno und der Elbe, keine Dämme zum Fischfange gerudert werden sollten \*). Auch haben wir von Theobrich ein von seinem Kanzler Galfador verfaßtes Schreiben an die Dromonarii, d. h. die Rudere der Dromones: Dromonarii Theodorici Rex, in welchem er dem Comes sacrarum largitionum befehlt, daß die Dromonarii auf ihrem Posten in Hostilia (Häfen) seinen und ihren Dienst versehen sollen, für den sie aus dem Fiskus Sold erhielten. Sie sollen hier durch Theilung der Ar

\*) Chronicon Corbeiense ap. Wiedend. I. l. p. 395. *Witchindus Corbeiensis*. Annal. Lib. II. ap. Merlim. p. 645. Sg. B. Wacht. Gesch. Sach. I. Bd. S. 166, 387.

1) Procopius, De B. Vand. Lib. I. Edit. I. p. 106. 2) Idem, *parvas piroas, aut longas triremes tyronas*. 3) Idem. 4) Isidorus, Orig. Lib. I. Cap. 1. 5) Sidorius, Lib. I. Ep. 5. *Ticini Carorarii* (sic navigio nomen) accendi, qui in Redanum brevi delatus est. 6) *Canisodorus*. Varior. Lib. V. Ep. 16, 17. Vorst. Ausg. vom J. 1585. S. 158, 159.

beit den Pferden für den Staatsdienst zu Hilfe kommen, und nach hergebrachte Weise die *Voredarii* (Postreiter) auf dem Wege des Po durch Rudern einschiffen<sup>7)</sup>. Hier finden wie also Dromonen im Postdienste. Der wichtigste Dienst der Dromonen war jedoch zu Seestreifen und zur Unterstützung des Landheeres. Als Demetrius das von den Ostgothen belagerte Neapel mit Lebensmitteln versehen wollte, hatte *Antioch* drei ganz schnelle Dromonen bereit, sie mit ihnen über die landenden Heerbothe her, und brachte ihnen eine große Niederlage bei (*Procop.* B. G. III, 6). Der römische Kaiser schreibt an den Frankenkönig *Childebert*, daß er, um den Langobardenkönig in Pavia zu belagern, mit dem römischen Heere und den Dromonen habe kommen wollen<sup>8)</sup>. Kaiser Leo ließ Dromonen machen, um sie zum Reisen zu gebrauchen, wenn er in die Paläste der Vorstadt oder Äthens schiffen wollte, und sie hießen kaiserliche Dromonen, *βασιλικὰ δρομόνια*. Die Benennung *Dromo* galt jedoch für einen Volksausdruck, was auch die verschiedene Schreibart von einem und demselben Schriftsteller zeigt, denn *Theophrastus Simocatta* nennt die Lastschiffe in den Äthiopen *δρακάς*, und sagt, daß die Menge sie *δρομόνας* zu nennen pflege, und das *Ruberlastschiff*, auf welchem *Mauritius* aus dem Hafen von Constantinopel stieg, nennt er *δρομόνιον* *δρακάς*, und sagt, daß die Menge ein solches *δρομόνιον* zu nennen pflege. Die abendländischen Schriftsteller des Mittelalters hingegen nennen Dromonen die größten Kriegsschiffe. So findet man erzählt, daß, als König *Richard* von England im J. 1191 zur See nach *Acre* gekommen, habe er das größte Schiff der Heiden gefunden, welches man Dromon nenne, und habe es mit Allem, was auf ihm war, versenken lassen. Wäre das Schiff den Heiden zu Hilfe gekommen, habe ohne Zweifel die Stadt nicht erobert werden können<sup>9)</sup>. Dromon ging auch in die romanischen Sprachen über, und ward für große Kriegsschiffe gebraucht<sup>10)</sup>. Auch lernten die Germanen in Gallien die Dromonen früh kennen. So versenkten die Franken, als sie *Arel* belagerten, einen Dromo in den Fluß, und die Arel entsetzten den Ostgothen konnten ihn nicht wieder herausbringen<sup>11)</sup>.

(*Ferdinand Wächter.*)  
DROMOS, Laufbahn, diesen nach *Suidas* die Gymnasien bei den Kretern<sup>12)</sup>; auch andere Griechen ge-

brauchten diesen Namen in demselben Sinne<sup>13)</sup>. Da nun die verdeckten Gänge bei den Gymnasien von den Griechen vorzüglich zum Spazierengehen benutzt wurden, so wurde der Ausdruck bald auf alle verdeckten Gänge übertragen<sup>14)</sup>.

In Sparta wurde ein (freier) Platz (*campus*; *Liv.* XXXIV, 27) in dem Theile der Stadt, welcher *Theosmelia* hieß, Dromos genannt, der noch zu *Pausanias*' Zeiten von den spartanischen Jünglingen zu ihren Übungen im Laufen benutzt wurde. Bei dem Eingange dieses Platzes waren Altäre der appetitischen Dioskuren (*Διοσκούροι Αγροίται*), die ihren Namen von den Schranken der Rennbahn führten<sup>15)</sup>. Auf dem Dromos waren auch Gymnasien eingerichtet, deren eins von dem Spartaner Eurykles gewidmet war. Unweit des Dromos war ein altes Bild des *Heraclis*, bei welchem die Epheben, welche bei den Spartanern *Επιδάει*<sup>16)</sup> hießen, wenn sie Männer wurden, opferten<sup>17)</sup>.

(*O. L. Grotfend.*)  
DROMERO, Stadt am Maira in der Provinz Cuneo in Piemont. Der Maira, über welchen eine prächtige Brücke führt, tritt hier aus einem engen Thale in die Ebene. Die Stadt enthält sechs Pfarrkirchen, ein Kapuzinerkloster und hat 6400 Einwohner, die sich vorzugsweise mit Feinweberei und Leinenhandel beschäftigen.

(*L. F. Kämtz.*)

Dronthheim, f. Trondhjem.

DROSCHKA, die, ist ein vierrädriges, niedriges, mit einem Pferde bekanntes Fuhrwerk, ein kleiner leichter Wagen oder Chaise, auf dessen Schwungbäumen man sitzt, in der Gestalt eines Sessels mit einer Rücklehne. Zwischen den Vorder- und Hinterrädern ist eine gepolsterte Bank befestigt, worauf 2—3 Personen ohne den Straßen- oder Mietbfuhrer (*lawoschetschik*) sitzen können. Der Name ist eigenthümlich das Verkleinerungswort vom russischen *Deoga*, welches einen Bauernwagen mit bloßen Rasten oder Schwungbäumen, die *Drog* heißen, bezeichnet. Daher ist *Troschka* (und noch mehr *Troschke*) eine unrichtige Schreibart. Solcher Mietbfuhrwerke gibt es in St. Petersburg und Moskau einige Tausend. Sie halten sich auf Marktplätzen, in vielen Gassen und andern Gegenden einer jeden großen Stadt in Rußland auf, und eilen auf den ersten Wink zum Dienste herbei. Man accordirt mit ihnen auf eine bestimmte Strecke Wege oder nach Stunden, die in der

Epheben *Apodromos* (*ἀποδρομος*), weil es ihm nicht gestattet war, an den gymnastischen Übungen der Männer Theil zu nehmen, und ein Mann, der sehr lange die Gymnasien besucht hatte, hieß bei ihnen *Dekadromos* (*δεκάδρομος*). Cf. *Falkener ad Ammonium*, Da. dist. I, 13. *R. D. Müller*, *Doric* II, 504.

3) *Plato*, *Theaet.* p. 115. B. *Cratyl.* p. 369. F. 3) *Plutarch*, *Cimon* 13 (sub fin.). *Plato*, *Kratyl.* p. 115. D. *Proclus*, p. 356 ab init. *Epl.* nach die von *Artemidor* zu *Demetrii Lex. Platoni*, p. 88 citierten Stellen. 4) *Suidas*: *Ἀγροίται, ἀγροί, δίερα τοῦ ἰατροπόμου, ἰ. α. carceres; cf. Hecych. a. v.* 5) Vermuthlich so genannt, weil dann das *Βολή* (*οἰαίται*), welchem die Spartaner große Wichtigkeit beileagten, ihre Hauptübung war. *E. R. D. Müller*, *Doric* II, 502. 6) über den Dromos zu Sparta f. vorzüglich *Pausan.* III, 14, 6 und 7.

7) *Idem* Lib. II, Ep. st. p. 68. *Raf. Agnellus*, Lib. de Pontif. P. I. Cap. II. sp. *Muratori*, *Reh. Ital. Scripti.* 8) *Idem* *Deo* oder *Theodor* (bena Agnellus ist hier sehr unbedeutlich) nach *Ariminum* und kommt von da mit Dromonen in den Hafen *Rione* (bei *Ravenna*). 9) *Literae de Imperatore Romanorum directae ad Domnum Childebertum Regem in Epist. Vancorum Regum*, No. 38 ap. *Freherum* *Car. Hist. Franc.* p. 207. 10) *Theophrastus Simocatta*, *Histor. Mauric.* Lib. VII, Cap. 10. Lib. VIII, Cap. 9. 11) *Robertus de Monte*, ad ann. 1191 ap. *Pistorium*, ed. *Struvii*, T. I, p. 959: *navem pugnatorum permaximam, quam Dromontem dicunt*. 12) *E.* die Stellen aus französischen Romanen (erzählende Gedichte) bei *Du Fresnoy*, *Glossar*, Lat. unter *Dromones*, wo auch viele Nachweisungen aus dem lateinisch Schreibenden abendländischen Schriftsteller des Mittelalters sich finden. 13) *Cyprianus*, *Vita S. Caesarii Arelat.* p. 235.

14) *Suidas* v. *Ἀποδρόμος*. Daher nannten die Kreter einen *X. Garpn*, h. *M. u. s.* *Grte* *Orticia*. XXVII.

Regel 20—25 Kopelen (5—6 Groschen) kostet. Daß man dieses auch in Kur-, Liv- und Estland, ja seit etwa zehn Jahren auch in Teutschland sehr beliebte und bequeme Fuhrwerk aus Weichheit durch eiserne Federn, Polster, Kissen und Riemenwerk noch bequemer zu machen gesucht hat, scheint sich mit dessen ursprünglichem Namen und Bestimmung nicht zu vertragen.

(J. C. Petri.)

**DROSE, DROSA**, ein anhalt-köthensches Kirchdorf, im Amte Wulsen, zwei Stunden nördlich von Köthen gelegen, (1818) mit 80 Häusern und 418 Einw.; die Kirche, die Tochterkirche von Wulsen, ist klein und sehr alt, und liegt auf einer Anhöhe, welche eine weite Aussicht gewährt.

Dieses sonst eben nicht merkwürdige Dorf ist durch den Einfall einiger früheren Gelehrten bekannt geworden, welche seinen (gewiß slavischen) Namen von dem römischen Feldherrn Drusus (gest. 9 vor Chr.) herleiten, die in der Gegend befindlichen, allerdings beachtungswürdigen Steingräber und andere Denkmäler für römischen Ursprungs halten, ja das eine Grab bei Drose für das Grabmal des Drusus selbst erklären wollten. In einem der Grabmäler soll wirklich ein kupferner Pfennig mit der Aufschrift: „Jovi atheni“ gefunden worden sein; allein der Schluss davon auf ein römisches Grab scheint ebenso gewagt, als es unnötig ist, daß eine vor etwa zwölf Jahren bei Werken am rechten Elbufer in der Gegend, wo die ehemalige anhaltische Hofburg seine geandeten hat) gefundene kupferne Münze des Kaisers Galigula gewiß die älteste der in diesen Gegenden aufgefundenen römischen Münzen, durch ein römisches Kriegsheer hierher gebracht worden sei, zumal da diese Münze an und für sich nicht selten ist und hier nur durch den Fundort merkwürdig wird. Besonders ausgezeichnet aber ist, wie gesagt, die ganze Gegend durch die zahlreichen Steingräber (als deren Mittelpunkt man Drose betrachten kann), welche weit und breit ihres Gleichen suchen, und von denen die kleinern zum Theil auf dem flachen Felde (wie bei Boesgedorf, Klein-Peschleben u.) gefunden worden sind, die größten aber die Spizen der verschiedenen Hügel des köthenschen Landes einnehmen und wahrscheinlich uralteutschen Ursprungs sind. Schon im J. 1692 wurde ein Denkmal auf dem Weinberge bei Wulsen geöffnet und außer den Urnen sehr merkwürdige Waffen und andere Geräthschaften gefunden; das Denkmal selbst ist nicht mehr vorhanden. Auf dem Bruchberge (ebemals Berungberg genannt) nordwestlich von Drose und grade in nördlicher Richtung vom Petersberge liegt ein gewaltiger Feldstein von einigen zwanzig Ellen im Umfange, welcher ursprünglich von fünf kleinen Feldsteinen getragen wurde und welchen man den Zeufelseller nannte, diesen von Einigen sogenannten Eyseralter wollte man eben als das Denkmal des Drusus betrachten. Merkwürdig ist, daß bei Poitou ein ähnlicher, nach einigen Beschreibungen fast gleich großer, auch von fünf kleinen getragener Stein, la pierre levée genannt, liegt. Umweit des größten soll auch noch ein kleiner Zeufelseller gewesen sein; weiterhin gegen Westen liegt der Hummerhof

(Hummerhof) und der Hölzenberg (die Hölle). Ein drittes Grabmal ist dicht bei Wulsen an der Köhnke, und ist noch jetzt mit Erde bedeckt; ein viertes, gewaltig groß (1817 entdeckt), auf dem Bierberge, an dem Wege von Kattorf nach Gerwig, ein fünftes am Wege von Kattorf nach Borgedorf; beide letztern sind wohl erhalten, bestehen aus gewaltigen, grobbedauenen Sandsteinplatten und erstrecken sich von Norden nach Süden mit einer kleinen Krümmung nach Nordosten. Auch manche andere Anhöhen mögen Denkmäler bergen, doch sind sie noch nicht untersucht. Urnen von verschiedener Gestalt, Größe und Kunst, zahlreiche Urnenscherben, selbst in tiefliegenden, ehemals sumpfigen Gegenden (z. B. bei Ziebig), Eirritzsteine (sogenannte Donnersteine) u. s. w., sind nirgends selten, und es verdient die ganze Gegend eine neue sorgfältige Untersuchung, namentlich auch, um nachzuweisen, welche Denkmäler slavischen, welche teutschen Ursprungs sein mögen. Das bisher Aufgefundene befindet sich größtentheils auf dem herzoglichen Schlosse in Köthen. Vergl. meine Beschreibung Anhalts. S. 543 fg.

(H. Lindarr.)

**DROSERA** Linn. Eine Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der fünften Einkeimigen Classe und aus der natürlichen Familie der Dreiecker. Char. Der Kelch fünftheilig, stehendeleidend; fünf Corollenblätter, die Staubfäden unterhalb des Fruchtknotens eingefügt, an der breiten Spitze auf jeder Seite ein Antherensack tragend; fünf bis acht ausgebreitete, zwei- oder vieltellige Griffel; die Kapsel drei- bis fünfklappig, einsäuerig, vielsamig; die Mutterkuchen auf den Klappen angewachsen, die Samen sehr klein, meist in ein Häutchen gehüllt. Es sind gegen vierzig Arten dieser Gattung bekannt, welche, als einjährige oder perennirende Kräuter, mit meist rosenförmig ausgebreiteten, einfachen, kräftig behaarten Blättern, nackten Blüthenscheiden, oder seltener behaarten Stengeln, einzelnen, trauben-, köben- oder rispenförmigen Blüthen und weißen Blumen, in Europa, Asien, America, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Madagaskar und Neuholand, in Sümpfen und Torfmooren einheimisch sind. Ihre Blätter sind auf der obern Seite und am Rande mit gestielten Drüsen besetzt, welche ihnen das Ansehen geben, als wären sie mit Thau bedeckt, daher die Namen *Drosera* (*spoonwort*, betbaut) *Ros solis* bei den ältern Botanikern, Sonnenbau im Teutschen, *Rosée du soleil* im Französischen und *Sundew* im Englischen. In Teutschland finden sich drei Arten, welche gemeinschaftlich mit den Arten der *Mookgattung* *Sphagnum* in Sümpfen und Mooren vorkommen und als perennirende (oder einjährige) Kräuter mit einfachen Blättern, nackten Blüthenscheiden, einfachen oder gabeligen, eiförmigen Blüthentrauben und weißen Blüthen in den Monaten Juli und August blühen. Ihre Blätter sollen auf der obern mit rothgestielten Drüsen besetzten Seite reißbar sein, schmecken scharf und säuerlich, machen die Haut eoth, die Milch gerinnen und werden als schädlich für das Vieh betrachtet; sie waren sonst als Heilmittel im Gebrauche (*Herba Rosae solis*). 1) *Dr. rotundifolia* Linn. (Deerwede und Hayne, Kräutergew.

1. t. 2, Flor. dan. 1028, Schuhr, Handb. t. 87. Dr. longifolia Engl. bot. t. 868) kommt in Europa am häufigsten, auch in Nordamerika vor, und hat fast kreisförmige Blätter und einen aufrechten Blüthenschaft. 2) Dr. longifolia L. (Schuhr, a. a. D., Dr. intermedia Drevoex et Hayne, l. l. t. 3. f. B., Dr. rotundifolia Engl. bot. t. 867) mit umgekehrt eiförmig-spatelförmigen Blättern und aufsteigendem Blüthenschaft. 3) Dr. anglica Hudson (Fl. angl. 135, Engl. bot. t. 869, Flor. dan. t. 1093, Dr. longifolia Dr. et H. l. c.) mit ablang-lanzettlich-spatelförmigen Blättern und aufrechtem Blüthenschaft. Eine Mittelform zwischen den beiden letztgenannten Arten, mit langen, umgekehrt eiförmigen Blättern und aufrechtem Blüthenschaft haben Mertens und Koch Dr. cborata, Reymann Dr. neglecta genannt. Drosora oder Drosium heißt bei Cordus Alchemilla vulgaris L. (A. Sprengel.)

DROSEREAE nannten Salisburg (Paradis. lond. 95) und Candolle (Théor. élém. 214) eine kleine distyletonische Pflanzenfamilie, welche, bei Jusseu mit den Cappariden vereinigt, zunächst mit den Violaceen (Zonidien) verwandt ist, aber auch mit den Saxifragaceen, Sax. racemien und Hypericaceen in manchen Punkten übereinstimmt. Die Drosereen sind kleine Kräuter, sehr selten Staudegewächse; mit faseriger Wurzel. Ihre Blätter stehen ohne bestimmte Ordnung, meist an der Basis des Blüthenschaftes oder Stengels rosenförmig zusammengedrängt. Sie sind einfach, ganzrandig, gestielt, am Rande und auf der obern Seite fast immer mit gestielten Drüsen, welche eine klebrige Feuchtigkeit absondern, besetzt und zuweilen gegen Berührung empfindlich (reizbar). Sie entwickeln sich, wie die Schäfte und Stengel, nach Art der Farrenkräuter, spiralförmig. An der breiten Basis des Blattstiels stehen oft acher-lattartige Wimpern. Die Zwitterblüthen sind regelmäßig, selten mit Stübblättern versehen und stehen einzeln oder in einfachen oder zusammengesetzten Trauben. Der Kelch ist frei, fünftheilig oder fünfblättrig, stehenbleibend, die Abschnitte in der Knospe dachziegelförmig über einander liegend. Fünf Geröllblättchen sind, abwechselnd mit den Kelchabschnitten und Staubfäden, wie die letztern unter dem Fruchtknoten eingefügt, und bleiben verweilt stehen. Die Staubfäden sind frei, meist in gleicher Anzahl mit den Geröllblättchen, selten doppelt bis vier Mal so viel. Die Anteren sind zweifächerig; die Fächerchen oft von einander getrennt, in einer Längspalte, oder in einem Loch an der Spitze sich öffnend. Der Fruchtknoten besteht aus zwei bis fünf, zuweilen zusammengewachsenen, Eizellen und trägt ebenso viele Griffel mit knospenförmigen, ausgebreiteten oder gespaltenen Narben. Die Kapsel ist einsächerig, oder durch die eingebogenen Ränder der Klappen unvollständig drei- bis fünfächerig und springt an der Spitze auf. Die kleinen, gewöhnlich zahlreichen, kleeblattförmigen Samen sind oft mit einer lösen Haut (Xilem?) umhüllt und sitzen auf nervenförmigen Mutterfäden längs der Art der Klappen, selten im Grunde der Kapsel. Sie enthalten den kleinen, aufrechten, kugelförmigen Embryo mit kurzen, vielen Samenapparen in der Mitte

und an der Basis des sehr entwickelten knorpeligen oder fleischigen Einseitigkörpers. (Schuhr, Handb. t. 87, Gärtner, De fruct. t. 61.)

Die Drosereen kommen in einzelnen ihrer Glieder fast überall auf der ganzen Erde an fumpfigen Orten vor. Ihre Blätter sind schwarz fäuerlich, scharf und etwas ährend; sie sollen unter dem Futter dem Viehe schädlich sein. Candolle (Syst. veg. prodr. I. p. 317—320) zählt acht Gattungen zu den Drosereen: Drosora L., Aldrovanda Monti, Romanzovia Chamisso, Byblis Salisbury, Roridula L., Drosophyllum Link, Dionaea Ellis und Parnassia Tournefort. Davon gehören aber, neueren Untersuchungen zufolge, Romanzovia zu den Strofulariaceen und Parnassia zu den Hypericaceen. Ob Dionaea, bei welcher die spiralförmige Entwicklung der Blätter und Blüthenschäfte nicht stattfinden soll, nach Ach. Richard zu den Hypericaceen zu verweisen ist, bleibt für jetzt noch zweifelhaft. (A. Sprengel.)

DROSOKA, ἡ Δροακή, war nach Ptolemäos (III, 11) eine Provinz des südwestlichen Theilens, wie es scheint, zwischen den Provinzen Märitima und Kibitika gelegen. Daraus kann man einigermaßen schließen, daß diese, wahrscheinlich nur kleine, Landschaft, weil sie von keinem andern Schriftsteller genannt wird, gegen die Grenze von Makedonien hin gelegen hat. (L. Zander.)

DROSOKO, DROSUK, König, früher Herzog der Dbotriten, bekannt durch seine Anhänglichkeit an die Franken; unter Karl dem Großen zog er im J. 799 zu Gunsten der Franken gegen die Nordalbingen oder Nord Sachsen, und schlug sie in der gewaltigen Schlacht an dem Orte, der Suentana<sup>1)</sup> hieß, und brachte ihnen eine gewaltige Niederlage bei. Diefes belohnte ihm Karl der Große, indem er im J. 804 die Gawe der überlebenden Sachsen oder Nordalbingen der Dbotriten gab. Drosoko war nämlich, als Karl in diesem Jahre sich in Hildesheim (Hollensbüttel) befand, mit großen Geflechten zu ihm gekommen. Auch waren andere slavische Fürsten bei Karl erschienen, mit denen Drosoko im Streite lebte. Karl entschied die Zwistigkeiten zu Drosoko's Gunsten, und machte ihn zum Könige der Dbotriten. Aber er fand an dem Dänenkönige Godesfrid, der mit den Franken in Feindschaft lebte, einen gewaltigen Feind. Dieser, in Verbindung mit den Wilzen, trieb im J. 808 Drosoko'n, den Herzog der Dbotriten, der sich auf seine Landsleute nicht verlassen konnte, in die Flucht, fing den andern Herzog Sobelaid durch List und machte sich zwei Theile der Dbotriten zinsbar. Godesfrid forderte von Drosoko'n dessen Sohn als Geisel und erhielt ihn. Dann sammelte Drosoko eine Heerschar von seinen Landsleuten, erlangte Hilfe von den Sachsen und griff (im J. 809) die benachbarten Wilzen an, verbeerte ihr Gebiet und kehrte mit unermeßlicher Beute heim. Abermals erhielt er Hilfe von den Sachsen und zwar Kälke, eroberte die größte Stadt der Smeldinger und zwang durch diese Erfolge alle, die von ihm abgefallen, wieder zu

1) Wahrscheinlich Swant in dem großherzoglich-mecklenburgischen District Schwam.

seiner Bundesgenossenschaft zurückzuführen. Aber bald sollte er von dieser Höhe wieder herabsteigen, denn er ward von Hofesind's Reuten an dem Handelsorte Reik durch Arglist erschlagen, im J. 809. Sein Sohn war Gebreg, der nur erst im J. 819 das Reich der Abos triten dadurch erhielt, daß die Franken Silaomirn, der es durch Gebreg hatte theilen sollen, gefangen hinwegführten<sup>2)</sup>.  
(*Ferdinand Wächter.*)

**Drosometer, Drososkop, f. Thau.**

**DROSOPHYLLUM.** Mit diesem Namen (*griech.* Blatt, *drosos*, Thau) belegte Link (in Schrader's Neuem Journal. I, 2. S. 51) eine Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Droseren. Eder. Reich und Corolle flüßblättrig; die Staubfäden abwechselnd kürzer mit ablangen, aufstehenden Antheren; die Griffel fadenförmig, mit knospenförmigen Narben; die Kapsel vierkantig, einsäuerig, flüßlappig; die zahlreichen Samen an sadenförmigen Mutterkuchen im Grunde der Kapsel befestigt (deshalb rechnete Link die Gattung zu den Caryophyllen). Die einzige bekannte Art, *Dr. lusitanicum* Link (a. a. D. S. 53, *Aug. de St. Hilaire, Mém. du Mus. II. t. 4. f. 13*, *Drosera lusitanica* L., *Spergula drosaroides* Brotero) wächst in Portugal, Andalusien und Teneriffa, nicht, wie die übrigen Droseren, in Sümpfen, sondern auf sandigen Hügeln. Es ist ein Staudegewächs mit holziger Wurzel, fußbohem, oberwärts ästigem, etwas edigem Stengel, linienförmigen, langzugespitzten Blättern, am Ende des Stengels stehenden Dolzentrauben, lanzettförmigen Stützblättern und großen, gelben, braungefleckten Blumen. Die ganze Pflanze, besonders aber die Blätter sind mit gestielten Drüsen, welche eine klebrige Feuchtigkeit absondern, besetzt.  
(*A. Sprengel.*)

**DROSSEN,** Stadt im Sternberger Kreise, Regierungsbezirk Frankfurt, in einer sumpfigen Gegend an der Elbe, mit einer Superintendentur, Stadtgericht, zwei Kirchen, 460 Häusern und 3300 Einwohner. Tuchweberei, Gerberei, Hutmacherei und Leinwanderei. In der Nähe wird Waltererde gefunden.  
(*L. F. Kämtz.*)

**DROST,** ist der adeliche Verwalter eines Theils (Amtes, Voigtei) eines landgerichtlichen Kreises. Die Benennung<sup>3)</sup> stammt aus dem Mittelalter, und zwar aus der Zeit, worin das ritterschaftliche Wesen auf die Landesverfassungen einwirkte, das Richter aber zugleich das Verwaltern begriff. Der Landrichter vertrat den Landesherren, und vor ihn mußte sich Jedermann, weiß Standes er war, aus dem Gebiete des Landgerichtes stellen. Die Beamten dagegen, welche unter ihm dem Gerichte und der Verwaltung auf einzelnen Gebietstheilen vorstanden, vertraten nur ihn, und konnten die Rittersbürtigen nur vorladen, oder zu ihrer Schuldigkeit und

Entrichtung von Bußen und Gelden anhalten, wenn sie mit ihnen ebenbürtig waren<sup>4)</sup>. Dieses und eine landesherrliche Vertretung deutete die Ernennung zum Drosten an, welcher indessen dem Landrichter untergeordnet blieb, während der Landrost sich ihm gleichstellte. Die Sache ging unter, als die Gerichtssachen an Rechtsgelehrte kamen, und nicht der persönliche Stand, sondern die amtliche Stellung des Richters entschied, wer von ihm Recht zu geben und zu nehmen hatte. Aber der Titel blieb und ward besonders dort verliehen, wo die Gerichtsverwaltung<sup>5)</sup> und Domänenfachen auf den Ämtern eine verbundene Geschäftsführung und Behörde hatten, die Geschäfte zwischen Gericht und Pachtbeamten aber getheilt waren, und wo der adeliche Amtmann standesmäßig ausgezeichnet werden sollte, ohne dadurch die Geschäftsverhältnisse zu berühren. Auch ward der Titel andern Adeligen in und außer Dienst verliehen. Der Titel Landrost ist dagegen im Handbrosen nach der Verordnung vom 12. Dec. 1822 wieder zum Amtsnamen geworden. Er ist dem Präsidenten von jeder der sechs Regierungen (Landbrosen) beigelegt, welche in und für die sechs Landschaften niedergelegt worden. Er steht im Betreff seiner Amtsbefugnisse zwischen dem französischen Präsidenten und dem preussischen Präsesenten. Er hat entscheidende Stimme, aber einen Rath zur Seite, mit dessen Mitgliedern er die Geschäfte beraten und von dessen Zustimmung, entscheidet er dagegen, er berichtet muß. Man hat dadurch die Vortheile der collegialischen und bureaukratischen Form vereinigen wollen und Beschwerden über diese Einrichtung nicht verlaute. Ineffern ist eingewandt<sup>6)</sup>: Auf diese Weise gebe das Amt dem Landbrosen das im Voraus, was er sonst durch sich selbst zu erreichen streben werde; es schwäche das Interesse der Räte für den Dienst, es benehme der collegialischen Form das Anzichen und bringe dafür doch keineswegs den bureaukratischen Geheiß. Der Landrost ist für die Geschäftsführung besonders verantwortlich, soll den Zustand der Ämter, Städte und Patrimonialgerichte an Ort und Stelle untersuchen, und über den Befund an den König, das Ministerium und in Betreff der Domänenfachen an die Kammer berichten.

Drost ist das Gebiet, dem der Drost im alten Sinne vorstand. Landrost ist im Handbrosen die Landschaft, der eine besondere Regierung vorkommt. Diese Regierung heißt gleichfalls Landrost, wird durch einen Landbrosen und drei Räte gebildet, und ist für die ganze innere Regiminalverwaltung, mit Ausnahme der den Confiscationen verbliebenen geistlichen Sachen, wie auch der Zollfachen, bestell, und die Mittelbehörde zwischen dem Staatsministerium und den Ämtern, der Stadt und Patrimonialoberkeit. Sie haben ihren Sitz zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stadt Osnabrück und Aurich.

(*v. Hoesse.*)

**DROSTE** (von), genannt von Kerkerink zu Stapel, reichspanner-freiherrl. Familie. Einer der Ur-

<sup>2)</sup> Annot. Laurin, ap. Pertinax Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 184. Einhardi Annal. p. 185, 191, 195, 196, 204, 205. Einhardi Pseudois Annal. p. 851, 556. Chron. Moissae. T. II. p. 257, 258.

<sup>3)</sup> Starost scheint damit verwandt zu sein, und sein Begriff stimmt damit überein.

<sup>4)</sup> Landrost der Mark Brandenburg, S. 57. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II, 777. <sup>5)</sup> Egl. u. b. befehdt, über die Finanzen des Königreichs Hannover.



Altcrn, Gcdfricd von Kerkerink, nahm im 14. Jahr. Abtheil am Sarazententrie und Wandcrung zum heiligen Grabe; zeichnete sich besonders durch persönliche Tapferkeit aus, und tam auch glücklich im J. 1373 mit einer eroberten Fahne, Rossweissen und Standarten wieder auf seiner Burg Stapel an \*), wo diese Stücke bei den übrigen dort aufbewahrten Altkleinern und Naturaliensammlung aufbewahrt wurden.

(Fhrh. v. Droste gen. v. Kerkerink zu Stapel.)

**DROSTE-HÜLSHOFF** (Clemens August von), mit seinem ganzen Namen St. A. Maria Antonius Aloisius Paulus, war den 2. April 1793 zu Gersfeld in Westfalen geboren, und stammte aus einem angesehenen freiberzlichen Geschlechte in Münster. Einen günstigen Einfluß auf die Jugendbildung des Knaben gewann seine Mutter, eine verständige und kenntnißreiche Frau, die mit dem weiblichen Zartgefühl eine fast männliche Entschlossenheit, Festigkeit und Standhaftigkeit vereinigte. Mit der ihr eigenen Energie des Geistes und Kraft des Willens leitete sie die Erziehung ihres Sohnes, dessen Fähigkeiten sich jedoch nur langsam entwickelten und zu keinen glänzenden Erwartungen für die Zukunft berechtigten. Doch wollte ein Geistlicher in den Unterrichtsstunden, die ihm erteilt, seinen religiösen Sinn zu wecken und zu nähren. Während der Knabe die Trivialschule zum heiligen Komberlus besuchte, um sich zur Aufnahme in das Gymnasium in Münster vorzubereiten, traten seine Talente immer sichtbar hervor, und mehr Prämien belohnten seinen jugendlichen Fleiß. Ein lebhaftes Interesse hatten für ihn die großen Charaktere des Alterthums, die Helden Roms und Griechenlands. Die raschen Fortschritte seines Geistes hemmten nicht die Entwicklung seiner physischen Kräfte. Er war ein ausgezeichnet schöner Knabe, schlank und gewandt, von verhältnißmäßig großer Muskelkraft, und so furchtlos, daß ihm kein Baum zu hoch dünkte, um denselben zu erklimmen, und ein zufälliger loserer Niesel ihn oft auf die höchsten Dächer lockte, wo er sich dann von einem Vorsprunge zum andern schwang. Er konnte durchaus keine Kunst, und die Gefahr diente nur dazu, ihm das volle Bewußtsein seines Muthes und seiner Kraft zu geben. Beide konnten sich um so freier und selbständiger entwickeln, da seine Erziehung von altem Druck und Zwange befreit war.

\*) Stapel ist ein waldes abgetheilt Ort und Bohnort der reichspatrien-freierl. Familie von Droste, genannt von Kerkerink zu Stapel, im Kirchspiele Dörsched im ehemaligen Fürst-Bischöfthume Münster, 3. Stunden von Münster desgen. merkwürdig wegen der in dessen Nähe befindlichen Baumberge, wo die großen, schönen Steinmassen grauer Farbe, zur Bau- und Bildhauerarbeit vorzüglich brauchbar, gebrochen werden, und worin sich sehr oft seltene Bezeichnungen alter Art, hauptsächlich von Gesehien und Gesehien, finden, und zwar in beträchtlicher Menge und in den größten Steinmassen. Die Lage dieses Ortes, das große, neu und modern gebaute Schloß, Wärdern, Promenaden und Ausflügen sind vorzüglich; besonders interessant und schenenswert sind für jeden Freund der Naturgeschichte die dort von dem jetzigen Besitzer, Ernst Constantin, mit vielen Kosten und Fleiß gesammelte Sammlungen von Altkleinern, In- und ausländischen vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, Insekten, Conchylien, Früchten u. s. w. und deren sorgfältige Aufbewahrung.

Im Herbst 1804 ward D. H. Jöding des Gymnasiums zu Münster. Unter seinen vorliegenden Lehrern gewann der nachherige Professor der Dogmatik zu Bonn, Georg Hermes, den entscheidendsten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung. Nicht ganz zu billigen war es aber, daß jener gelehrte und fromme Theolog ihm alle Beschäftigungen und Vergnügungen streng untersagte, die ihn von dem nach altchristlichen Principien entworfenen Studienplane hätten ablenken können. Er durfte nicht das Theater besuchen, und selbst der Unterricht in der Musik, zu der ihn von jarter Jugend an eine leidenschaftliche Neigung zog, blieb ihm untersagt, um ihn nicht von den ersten Unterrichtsgegenständen abzulenken. Ohne eine Note gelernt zu haben, hatte er es ohne alle andere Hilfsmittel, als das Anhören von Musikstücken im älteren Hause so weit gebracht, daß er in seinem 16. Jahre für einen sehr vorzüglichen Clavierpieler gelten konnte.

Stammer sichtbar trat in jener Periode seines Lebens in ihm der wissenschaftliche Eifer hervor, der dem gewöhnlichen Lernen abhob, jeden wissenschaftlichen Gegenstand nach seinem eigentlichen Wesen und nach allen Seiten und Beziehungen zu ergründen suchte. Zugleich entwickelte sich der seltene Scharfsinn, von welchem sich mehrfache Belege in seinen später anzuführenden Schriften finden, die Neigung zum stillen Forschen, und die Wahrheit und Zuverlässigkeit, die er im Leben, wie in der Wissenschaft so hoch schätzte, und sie auch von Andern forterte. So gelangte er zu einer ungemeinen Klarheit im Denken und im Vortrage und zu einer Schärfe der Begriffsbestimmung, die ihm die einfachsten Mittel an die Hand gab, schwierigste philosophische Probleme mit überraschender Leichtigkeit zu lösen. Durch das fortgesetzte Studium der deutschen Classiker, unter denen er besonders Lessing und Engel liebte, erhielt sein Ausdruck eine seltene Belegenheit. Aber auch in den übrigen Zweigen des Gymnasialunterrichts zeichnete er sich vortheilhaft vor seinen Mitschülern aus.

Mit gründlichen Vorkenntnissen eröffnete er (1809) seine akademische Laufbahn auf der Universität zu Münster. Dort beschäftigte ihn vorzüglich Philosophie, Mathematik, Physik und Geschichte. Damals ward in ihm der Wunsch rege, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Seine ganze Geisteskraft und Thätigkeit concentrirte sich in dieser, mit jugendlicher Begeisterung erfassten Idee. Mit rastlosem Eifer widmete er sich den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens, unter denen ihn besonders die Christologie anzog. In diesem Gebiete verweilte er seitdem, beschäftigt mit der Lösung schwieriger Vermuthungsprobleme, und von dem Streben besetzt, Wahrheit zu erlangen über die Bestimmung des Menschen, über Gott und ewiges Leben. Indem er den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, festhielt, beabsichtigte er, sich zunächst dem Lehrfache zu widmen. Er zog daher auch die Philologie in den Kreis seiner Studien, und erwarb sich bald im Griechischen eine solche Gewandtheit, daß er mit einem Freunde in dieser Sprache einen Briefwechsel unterhalten konnte. Mit dem Gebräuchlichen hatte ihn schon sein theologisches Studium vertraut gemacht.

Er wandte daher seinen Fleiß auch auf die neuen Sprachen, besonders auf die englische, französische und italienische.

Im J. 1814 war er Lehrer an dem Gymnasium zu Münster geworden und dadurch in einen Wirkungskreis getreten, dessen Wichtigkeit und Bedeutung ihm nicht dunkel bleiben konnte. Dem pedantischen Schulunterricht abhold, war er der Meinung, daß die Jugend, statt des slavischen Einlernens, sich von Innen heraus selbständig entwickeln und bilden müßte. Seine Lehrvorträge umfaßten die christliche Glaubens- und Sittenlehre, die Geschichte, Algebra und Mathematik. In den zuletzt genannten Unterrichtsgegenständen suchte er den todtten Formeln Leben einzubringen, und in seinem philosophisch-theologischen Lehrkursus ward er durch seinen frommen Sinn fast von selbst dahin geführt, die Viren seiner Höglinge über das Irdische hinaus zu dem Unendlichen und Ewigen hinzuleiten.

Entscheidend für seinen nachherigen Lebensberuf wurde sein Aufenthalt in Berlin im J. 1817. Während er dort unter Voeth's und Wolf's Leitung seine philosophischen Studien fortsetzte, gewann er die Jurisprudenz lieb, in den Vorlesungen, welche besonders Savigny und Hesse über die genannte Wissenschaft hielten. Dem Kirchenrechte, das bei seiner bisherigen theologischen Bildung ihn vorzüglich interessieren mußte, widmete er sich mit erstem Eifer. Gleichwol mußte er nach Münster zurückkehren, zu einer Zeit, wo sich ihm durch Verwendung einflußreicher Gönner die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise darboten. Seit dem J. 1820 besuchte er zu Göttingen Eichhorn's und Hugo's Vorlesungen, und ging, nachdem er die juristische Doctorwürde erlangt, über Berlin und Prag nach Wien. Dort, wo er durch vielseitige Empfehlungen zu den bedeutendsten Instituten Zutritt fand, und sich ihm selbst die Archive der geheimen Staatskanzlei eröffneten, benutzte er jede Gelegenheit zu seiner höhern Geistesbildung. Einen seltenen praktischen Scharfblick zeigte er in dem Berichte, den er dem preussischen Ministerium über mehrer Gegenstände aus dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung des österreichischen Unterrichts- und Erziehungswesens abstattete. Nach eifernotwilligen Aufenthalte in Wien ging er nach München, wo ihn ebenfalls die Abfassung von Berichten über die neue Organisation der kirchlichen Verhältnisse und des Studienwesens beschäftigte.

Zurückgekehrt über Berlin nach Münster entschloß er sich für die Laufbahn eines akademischen Lehrers, und ging im J. 1822 als Privatdocent nach Bonn, wo er über Natur-, Kirchen- und Criminalrecht öffentliche Vorlesungen hielt, und dieselben mit einer Dissertation eröffnete<sup>1)</sup>. Zugleich trat er als Schriftsteller auf in seinem Lehrbuche des Naturrechts ober der Rechtsphilosophie (Bonn 1823. 2. Aufl. ebenda 1831), nachdem er bereits über das Naturrecht, als eine Quelle des Kirchenrechts (Ebd. 1822), geschrieben hatte. Um jene Zeit (1823)

ward er außerordentlicher und zwei Jahre später ordentlicher Professor der Theologie. In den vorhin erwähnten Werken, zu denen späterhin noch rechtsphilosophische Abhandlungen traten (Bonn 1824), suchte er für die philosophische Begründung und Ausbildung der Jurisprudenz zu wirken. Die Hauptresultate seiner wissenschaftlichen Bestrebungen gab er in einem größten Werke niederzulegen, dessen Abarbeitung ihn längere Zeit beschäftigte. Es erschien in den J. 1828—1833 zu Münster in zwei Bänden unter dem Titel: Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen, wie sie in Teutschland gelten. Mit Redlichkeit, Offenheit und Scharfsinn bekämpfte er die Angriffe, welche sich gegen seinen Jugendlehrer Georg Hermes und das philosophische System richteten, welches derselbe als Professor der Dogmatik zu Bonn geltend zu machen gesucht hatte. Er that dies unter dem angenommenen Namen Johann Horß in seiner Beleuchtung der Urphilosophie von A. von Sieger (Bonn 1832), in welcher er zugleich die Hauptmomente der von Hermes gelehrten Philosophie hervorhob. Zugleich richtete er, unter seinem Namen, Fragen an alle katholische Theologen Teutschlands in Betreff des Hermesianismus (Bonn 1832), die er mit vielem Scharfsinn zu beantworten suchte.

Erleichtert ward ihm seine mit vielen Berufsgeschäften verbundene literarische Thätigkeit durch eine feste Gesundheit. Doch litt er im J. 1831 häufig an Kopfschmerz und rheumatischen Uebeln. Erschöpft durch angestrengte Geistesarbeiten suchte er im Juli 1832 Erholung auf einer Reise nach Wien, farb aber, von einem gastrischen Fieber befallen, bereits den 13. Aug. 1832 zu Wiesbaden, wo er einige Zeit die dortigen Mineralwässer hatte brauchen wollen.

Die Natur hatte ihn mit seltenen Geistesanlagen ausgerüstet, mit hellem Verstande, Schärfe des Urtheils und einer lebhaften Phantasie, die ihn auch mit den schönsten Künsten, besonders mit Musik und Poesie, befreundete. Mit solchen Vorzügen verband er ein einnehmendes Äußeres. Etwas Unpassantes hatte seine weit über die Mittelgröße hinausgehende Gestalt, von schöner, verhältnismäßiger Bildung. Die hohe Stirn, das geistreiche Auge, der durchdringende, feste Blick verführte den denkenden Kopf. In seinem Gesichte paarte sich Selbstvertrauen mit wohlwollender Gutmüthigkeit. Sie bildete den Grundzug in seinem reiblichen, jeder Falschheit abholden Charakter. Er äußerte sich mit jener Offenheit, die keine Mißdeutung ahnt oder fürchtet. Wo es die Sache der Wahrheit und des Rechts galt, kannte er kein Ansehen der Person. In allen Verhältnissen des Lebens sich gleich bleibend, erwarb er sich durch seinen dienstfertigen, gefälligen und uneigennütigen Sinn, und durch die rege Theilnahme an Armen und Nothleidenden gegründete Ansprüche auf allgemeine Achtung<sup>2)</sup>. (Heinrich Döring.)

1) De juris auctritate et communis canonici circa matrimonii impedimenta discriminis. (Bonae 1822. 4.)

2) Vgl. Braun's biographische Mittheilungen über Hermann August von Droste-Hülshoff (Geln 1835). Inhaltsblatt der Allgem. Literaturzeitung. Dec. 1832. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. X. 2. Bd. S. 604 ff. Meusel's gelehrtes Teutschl. 22. Bd. Erste Lieferung. S. 679.



Zeilen der meisten Strophen haben den Reim, oder wie wir es nennen, den Anreim:

Hingum vier med hlörfil!  
Heldur var ek unger, er fengum,  
Austur i Eyrauvæði,  
Vandarn frekum vargi,  
Ok fofgöllum fögl  
Fengum fer, þar er sungu,  
Við hasynchu hlama,  
Hætti fara mikila verðar  
Allur var Agfir sollinn  
Öð rafa i valbláthe.

So auch hat die letzte Zeile der ersten Strophe:  
*Stola blatra malai*

die der vierten:  
*Bensithur klöfa skyld;*

die der fünften:  
*Suort fram i styr hiarða;*

die der sechsten:  
*Hættar a brynur sveito;*

die der siebenten:  
*Stuck almur af ser malme,*

und so auch andere den Anreim; andere dagegen haben bloß den halben oder unvollkommenen Anreim; so die letzte Zeile der dritten Strophe:

*Sae, tynda stih æla;*

die der neunten:

*Fargur fagnath rafne;*

die der achtzehnten:

*At Skiothunga hialthra.*

Mit Mühe läßt sich eine finden, welche auch den unvollkommenen Anreim nicht hätte, so die der neunzehnten:

*Bra that fra lfe,*

wo aber doch wol die beiden a und die beiden l absichtlich zusammengebracht sein können. Die Lobbroksquida gibt also ein Beispiel von einer Drottmaelt, in welcher die letzte Zeile der Strophen gewöhnlich den vollkommenen Anreim, und als Ausnahme für diesen den unvollkommenen haben. Auch in den übrigen Verszeilen finden sich zuweilen Anreime, z. B. Str. 20 die sechste Zeile:

*Hell margur i gyn vargi.*

Auch finden sich viel unvollkommene Anreime, so z. B. Str. 13 die siebente Zeile:

*At brasillithur hialthra,*

welche nicht als zufällig zu betrachten sind. Die Lobbroksquida gibt also ein Beispiel einer Drottmaelt, welche nach dem Anreime strebt, ohne ihn vollkommen zur Regel gemacht zu haben. Die gewöhnlichste Art der Drottmaelt ist diese, wo bei dem durch den Stabreim verbundenen Zeilenpaare die erste Zeile den einfachen, unvollkommenen Anreim, und die zweite den einfachen Anreim hat. Hierbei findet aber der Unterschied statt, daß die unvollkommenen und die vollkommenen entweder ohne Rücksicht auf einander oder einander entsprechend gewählt

wurden. Wir geben von letzterer Art ein Beispiel von Thordibörn Hornklog, demselben, von dem wir bereits ein Beispiel von einem zum Drottmaelt binnegenden Fornydalag gegeben:

Grennir þraung at gunni  
gunnmaðs fjarl hat sunnan,  
að var gramt oc gunnum  
ged-væðr, and sic jörðu  
aðlinn tæmdr hilmir  
hólm reidur iet álman  
hindi hiórt fyrir landi  
lund þrádr við stie hundinn\*).

Das ist ein Beispiel einer schon künstlichen Drottmaelt, wo nämlich Zeilenpaare vorkommen, wie hier das erste, das dritte und vierte, wo die unvollkommenen und vollkommenen Anreime gleiche Mittelauten haben. Die gewöhnlichste ist die, wo die vollkommenen Anreime ohne Rücksicht auf die vollkommenen gewählt werden. So wenn Thordur Siarelfson in der Drápa auf Thoralf singt:

Þar er bíchardir bórðas  
bandu ló draugar landa,  
lystr gekk herr til hiorva  
Axt, i Stord a Píðom:  
Oc gymlyngvir ganga  
gífra blemma drífo  
nausta blacc et naerta  
Nordmanna gram thordi?).

In dieser gewöhnlichsten Art, sowie in der obigen, wo die vollkommenen und unvollkommenen Anreime sich entsprechen, hat jede Zeile einen Anreim, d. h. zwei sich unvollkommen oder vollkommen anreimende Worte, welche zusammen einen Anreim bilden. Die vollkommenste Art der Drottmaelt ist die, wo jede Zeile zwei vollkommene Anreime hat. Die drótt Alhendt. Ein Beispiel geben die Verse vom Bischof Klángir von Skálhol in der Ritte des 12. Jahrh.:

Bad oc sveita glad geitla  
Gjör er id at for tidum  
drögum heit a lög lestum  
lid fytir eum skrid nyttum etc.

Manche machen einen Unterschied zwischen der Sehtanmaeltvian und der Drottmaeltvian, indem sie für die erstere, bei aller Strenge der Bindung, 16 einzelne Sätze in jeder Strophe fordern<sup>10)</sup>; aber die eigentliche Drottmaelt, welche dieses nicht fordert, ist die gewöhnliche. Streng zu unterscheiden ist von der Drottmaelt die Runhenda, welche den Ausreim, d. h. unfern gewöhnlichen Reim, hat. Doch findet sich dieser manchmal wie zufällig. So singt Snorri Sturluson:

Stala kenni stökkvi lundum  
styrjar valdr randu at salda

8) S. die Übers. bei F. Bachter a. a. D. Soge Harald's des Hærskjölden, Kap. 17. 9) Soge, Soge Hagen's des Guren, Kap. 10. 10) Ottmüller (S. XLII), welcher ein Beispiel aus Worm (Litter. Ann.) mittheilt. S. über die Drottmaelt ferner Bartholin, Lex. Rom. Claessen, gr. D. S. 48, 71. Nyerup, Veigt over Nordens ældste Poesi, p. 7, 9, 10, 12. Am gründlichsten handelt davon Rast, welchem Egis a. a. D. gefolgt ist, und den Wohnitz übergeht hat: Die Versteirer des Isländer von Chr. Wolf, vertauscht von Fr. Wohnitz (Berlin 1830).

gerirren überhaupt oder so, daß beide Zeilen des Verspaares denselben unvollkommenen Reizung haben (idhom). Auch gibt es Reimen mit bloß halb oder ganz geringen Nachteilen u. s. w. Die Versart hingegen, welche unsern gewöhnlichen Reim hat, heißt Runhenda, auch Runhendir-hättur.

rekker styrda rött til jardu  
 roduu bardi austan fjardar  
 oddum renndi efum strödr  
 inn fjardu bringa stödr  
 hlíma stödr hlíma stödr  
 heila-grundar megja-andir.

Daß aber der Aus- oder Endreim in der dritten und vierten Zeile und der unvollkommenen Ausreim in der sechsten und siebenten Zeile nicht als Regel gelten sollen, sondern mehr als zufällig anzusehen sind, lehrt die davon freie folgende Strophe, welche sich mit den vollkommenen und unvollkommenen Anreimen begnügt <sup>1)</sup>.

(Ferdinand Wachtel.)

**DROTTNAR** (noeische Alerthumskunde), Einzähl Drottinn <sup>2)</sup>, d. h. Herr, ist von Drót (wörtl. Tropf) Schar, Volk, Leibwache gebildet, wie Thióðan, König, von Thióð, Volk, Gotisch Thiodans, König, von Thiu-da <sup>3)</sup>, Volk, Nation, und von Thiodans thiodangarhi, Thiodinassus, Reich, thiodanor, herrschen, Angelsächsisch Theoden, König, von Theod, Volk. Drottinn war die älteste Benennung für König. Nach Snorri war das Schwedenkönig Daggvi's Mutter Drót, Tochter des Königs Damp, des Sohnes Sig's, der zuerst war König (konung) genannt in dänischer Sprache. Die Männer aus seinem Geschlechte hatten bekändig den Königsnamen (konunga-nafn), als den höchsten Würdenamen (tignar-nafn). Daggvi ward zuerst von den Männern aus seinem Geschlechte genannt König (konungur); aber Drót das Hofgeheiß (Hofdrót). Aber Ingvi oder Yngvi ward genannt jeder aus diesem Geschlechte alle Zeit, aber Ynglingar alle zusammen. Die Drottning (Königin), Drót, war Schwester des Königs Dan des Großvaters oder des Bräutigams, nach welchem Danmörk (Dänemark) genannt ist <sup>4)</sup>. Nach der zur Menschenfage gestalteten Götterfage hat die Benennung Drottinn einen heiligen Ursprung. Nach Snorri war das Land im Westen von der Tanauquist in Asia genannt, Aaland (Äsland) oder Asaheimr (Äsland), aber die Hauptburg, in der das Land war, nannten sie Yggard. Aber in der Burg war der Häuptling, der Drin genannt war, dort war eine große Drottis (blóðdrót). Daß war Sitte, daß zwölf Hofgodar (Tempelpriester) waren die höchsten, sie sollten wachen über Dyr und Rechtsprüche unter den Menschen; das sind Djar (Götter) genannte oder Drotinn <sup>5)</sup>; ihnen sollte alles Volk Dienst und Verbeugung <sup>6)</sup> (Verehrung) erweisen. Der Häuptling Drin und alle

Djar (Götter) mit ihm wandern in den Norden. Drin nimmt sich Wohnstätte am Egar (dem See Mälär) dort, wo es nachmals Alt-Siguntir hieß, und macht großen Tempel (hof) und Dyr nach der Sitte der Äsen, und durch seine Hundkunde erwacht er sich göttliche Verehrung und den Glauben der Menschen, daß er ein Gott sei. Nach Drin's Tode wird Dyr von Roalan Herrscher (valldsmadr, Gewaltsmann, d. h. im guten Sinne) über die Schweden, und hält aufrecht die Dyr; ihn nennen da die Schweden ihren Drottinn (Herrn). Nach Dyr's Tode nimmt Freyr das Reich an, und er wird genannt Drottinn über die Schweden <sup>7)</sup>, und nahm die Schwagern von ihnen. Auf Freyr folgt Freya, und dann Hlínir, der Sohn Yngvi-Frey's, und so werden dann die Könige der Schweden aus dem Geschlechte der Ynglinger aufgeführt. Die Benennung Drottinn für König hat sich im Schwedischen bis diesen Tag erhalten, während, wie wir oben sahen, Daggvi zuerst in Schweden König (konung) genannt worden sein soll, und jetzt König konung heißt. (Ferdinand Wachtel.)

**DROTTNINGHOLM**, ein königlich-schwedisches Lustschloß nebst Postcomtoir und vielen andern Häusern, die dem Orte das Ansehen einer Stadt geben, 4 Meile von Stockholm (auf dem im J. 1786 neuangelegten, kürzern, malerischen Wege über die Insel Rerö), belegen auf der Insel Rerö. Schon in heidnischer Zeit lag hier ein Kronhof, Pärköpund. König Johann's III. erste Gemahlin, die Polin Katharina, ließ hier ein steinernes Gebäude aufführen, das sie Drottningholm nannte. Nach dem Brande im J. 1661 ließ die Königin Hedwig Eleonora nach dem Plane des Grafen Nikodemus Tessin des Vaters das noch vorhandene Schloß erbauen. Es ist ein großes, außen und innen prächtiges Gebäude, mit Schloßkapelle und Reichssaal, auch einem Marmorzimmer, reich und geschmackvoll decorirt; die schönen Gemäde sind meist von Ehrenstrahl. Reizend sind die Umgebungen, die den Charakter der Lieblichkeit und stillen Abgeschiedenheit an sich tragen. Der königliche Garten ruht, des sumptigen Bodens halber, auf steinernen Stützen; den Drangiriegarten schmückt das Lustschloß China, eine Reihe ländlicher Gebäude und Lusthäuser auf chinesische Weise gebaut und decorirt; den Park oder englischen Garten, ein gothischer Thurm mit weiter Aussicht und eine Anzahl kleiner gelber Gebäude (ehemals Fabrikten), Canton genannt, von wo eine Allee zur Kirche Rerö und eine andere Straße zu dem verfallenen Schlosse Svanö führt. Die großen-naturhistorischen und Kunstsammlungen Drottningholm's nützen jetzt der Wissenschaft mehr unmittelbar als Stockholm und Upsala. In Drottningholm befindet sich ein geräumiges Opernhaus mit schönem Theater. Auch Sommerwohnungen der Reichherren sind dort in der Nähe. (Vergl. A. Björklund beskrifning om Drottningholm och China 1794.) (v. Schubert.)

**DROUAIS** (Jean Germain), geb. zu Paris im J. 1763. Sein Vater, François Hubert, ein Bildhauer, ertheilte ihm den ersten Unterricht in der Malerei, über-

6) Drottinn für Drinn. Yngl. S.

11) B. die zweite Strophe in der Saga Hakonar Hakonarson in der Fornmannna-Sögu, eptir gödum handritum útgáfa af titillum hins kónunga norraena fornfræða félags. T. 9 (Kauptmannshöfn 1835). p. 311. und die Strophe p. 312.

1) Dominus, imperator, rex, herus. 2) Thioda ist wol von thiot, gut, gebildet. 3) Helmskringa, Ynglinga-Saga. Cap. 20 (gr. Yngl. I. Abt. S. 24). Egt. R. Wachtel, Snorri Sturleson's Mittheilung, übers. und erklärt. I. Bd. S. 61.

4) So steht in der Ynglinga-Saga. Finn Magnúsen (Gloss. p. 2. Abt. d. gr. Yngl. v. Bd. S. 61.) sagt: Drottinn, dominus, imperator, rex, herus, idem quod Drótli Asarum princeps et accedens apud Snorronem in Ynglinga-Saga. Aber hier steht nicht Drótli, sondern Drottinn, welches die Mehrzahl von Drottinn ist. 5) Leining. Yngl. S. 2. p. 6.

X. Caput. I. B. u. R. Erste Sectio. XXV.

gab aber, da der Sohn große Fortschritte machte, denselben Brenner's fernerer Anleitung, wo er in Gesellschaft eines Freundes, Karadot, der jung in Rom starb, gemeinsam studirte, bis zu der Zeit, als David aus Rom zurückkehrte. Von dem großartigen Eupl in den ausgestellten Gemälden dieses Meisters, seinem heiligen Kosmos und Petrus, angezogen, verließ D. seinen bisherigen Lehrer und wurde ein Schüler David's, bei welchem er so anhaltend fleißig studirte, daß er in Zeit von zwei Jahren große Fortschritte machte, und sich um den Preis der königlichen Akademie mit bewerben konnte. Die Preisausgabe war der verschwenderische Sohn. In einem Zimmer, zu welchem allein der Director Wien den Zutritt hatte, verfertigte D. seine Studien zu diesem Gemälde. Der junge Künstler besaß so wenig Selbstvertrauen zu sich, daß er seine fortgerückte Arbeit an einem Tage voll Unmuth zerschnitt, obgleich David ihm mehr Male Muth zugesprochen hatte. Ein Stück dieser Arbeit, welches sein Lehrer sah, erweckte dessen Bewunderung, so er machte ihm Vorwürfe, so unähnlich den Preis verdient zu haben. Dieser Tadel gereichte D. zur größten Freude, er antwortete seinem Lehrer, wenn ihm diese Arbeit gefalle, sei er hinlänglich belohnt, und er hoffe sie im nächsten Jahre besser zu machen. Er hielt auch Wort; denn die nächste Aufgabe für das J. 1784, die Kononadin zu den Füßen Christi, welche er ausführte, ward ein solch vortreffliches Gemälde, daß er nicht nur den Preis gewann, sondern seine Mitschüler ihm im Triumph zu ihrem Lehrer begleiteten.

David reiste wieder nach Rom, um dieselbst seine Portrat zu malen, D. begleitete ihn dahin als königlicher Pensionair; hier, umgeben von den Werken unsterblicher Meister, sog er neuen Antriebs zu seiner Vervollkommenung, und das Gemälde, welches er im folgenden Jahre zur Ausstellung für die französische Akademie lieferte, ein sterbender Richter, fand allgemeinen Beifall. — Mit jedem Jahre kam dieses Meister seiner Vollendung näher; kaum zwei Jahre seit seiner Ankunft zu Rom vollendete er seinen Marius, einfach in der Composition, von vortrefflicher Zeichnung und Ausdruck. Die verschiedenen Kritiken, welche über dieses Gemälde erschienen, konnten den bescheidenen Künstler nicht verletzen, vielmehr führte er denselben Gegenstand noch einmal im Kleinen aus, um die mit Recht gerügten Mängel zu verbessern. Der einzige Tadel, welcher ihn verletzte, war, daß er zu sehr Nachahmer seines Lehrers sei. Nach Vervollendung einer Copie von Dominichino's Adam und Eva, begann D. nun seinen Philotes, ein Gemälde von großer Schönheit. Sein ganzes Augenmerk aber war schon seit längerer Zeit auf einen andern Gegenstand gerichtet; ihn beschäftigte nämlich die Idee, ein großes Gemälde, den Gaius Gracchus darstellend, auszuführen. Schon waren viele Studien dazu ausgeführt, sogar der Hintergrund als Grundriß eines Theils von Rom aufgenommen, um diesen idealisch im Gemälde anzubringen; schon war bereits Alles entworfen, und sogar die Arbeit angefangen, als der Tod im J. 1788 den Künstler im 25. Jahre hinraffte. Wie sehr man diesen Verlust in Rom rühmt, zeigt die allgemeine Theilnahme, die man ihm aufrichtig

zollte; seine Freunde ertrichteten ihm in der Kirche von Santa Maria ein Monument mit seinem Bildnisse. — Die Skizze des Gaius Gracchus ist durch einen Kupferstich, den der Ritter d'Agincourt veranstaltete, bekannt, und von den Herausgebern der *Memorie par le ballo arti* mitgetheilt worden. (Giordano, Gesch. d. Malerei in Frankreich. 3. Teil. S. 464.) (A. Weine.)

DROYSSIG (auch Droyzig, Dreyzsig), Hauptst. der Herrschaft gleiches Namens, im weichensteiften Kreise des königl. preuss. Regierungsbezirks Merseburg gelegen, von der preussischen Regierung nur als Dorf anerkannt, während alle Christen es als Pfründe bezeichnen, hat 898, größtentheils gewerbetreibende Einwohner, welche in 95 Häusern leben. Der Ort ist sehr alt. Er kommt schon im J. 964 unter dem Namen Drosage vor; auch denent man nach D. die Schlacht vom 12. Oct. 1030, in welcher Rudolf von Schwaben seine Hand und die königliche Axtentronke verlor. Die ältesten bekannten Besitzer von D. sind die Grafen von Erlamünde, deren eine Linie sich aus Grafen von D. nannte. Sie stifteten im J. 1213 den droysiger Zempelhof, ein Gut, welches nach Aufhebung des Ordens vom heiligen Grab an die Johanniter überliefen, aus deren Händen es schon im 16. Jahrh. an die Besitzer der ganzen Herrschaft D. kam. Dieser Besitz ist gegenwärtig bei der Familie Krus-Edersdorf, welche durch Wiederherstellung des Schlosses und durch die Anlage eines englischen Gartens Verdienste um D. hat. Bei D. wird auch ein dauerhafter Sandstein von seinem Kerne gebrochen. (v. Egidy.)

DROZ (Peter Jacquet und Heinrich Ludwig Jacquet), zwei durch Genie für die Uhrmacherkunst in der Geschichte der Mechanik Epoche machende Schweizer, deren Automaten (f. d. Art.) bisher durch keine andern, übertroffen worden sind. Peter Jacquet, der Vater, wurde den 28. Juli 1721 zu La Chaux-de-Fonds, im Fürstenthume Neuchâtel, geboren. Von seinen Altern zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er Theologie auf der Universität Basel. Um diese Zeit begann die Beschäftigung der Bewohner der georgischen Gegend Neuchâtel's mit der Uhrmacherkunst, die jetzt einen so hohen Grad der Ausdehnung und Vervollkommenung erreicht hat. Droz fand diese Beschäftigung auch im väterlichen Hause, das Beispiel einer seiner Schwestern, welche dieselbe mit vielem Glücke betrieb, reizte ihn zur Nachahmung, und schnell entwickelte sich sein vorzügliches Talent dafür, so daß seine Altern leicht die Einwilligung zur Veränderung seines Berufes gaben. Von bloßer Nachahmung ging er bald zu eigener Erfindung über, und verband Gloden- und Fädenziele mit den Uhren. Bestrebungen, die er dann machte, ein Perpetuum mobile zu erfinden, waren zwar in Rücksicht des eigentlichen Zieles, nicht aber in andern Beziehungen vergeblich. Er gelangte dabei auf die Erfindung einer Uhr, die durch die Combination von zwei Metallen von ungleicher Dehnbarkeit sich von selbst aufzog. Berühmt ist besonders die astronomische Sekundenuhr, welche er für 450 Louisd'or dem Könige von Spanien verkaufte. (S. die Beschreibung im sechsten Theile der Encyclopädie, Artikel Auto-

maten, welcher indessen die Angabe der astronomischen Theile des Kunstwerks mangelt; sie zeigt nämlich den Unterschied der wahren Zeit, den Monatsstag, den Tag des Mondlaufes; die Zeichen des Tierkreis erscheinen, sowie die Sonne in dieselben tritt; ferner zeigt sie die vier Jahreszeiten, und eine künstliche Sonnenuhr bezeichnet die Stunden durch einen schwebenden Schatten. Alles dieses befindet sich im Mittelpunkt des Kunstwerks. Darüber sieht man das Himmelsgewölbe, wo die Sterne genau wie am Himmel auf- und untergehen. Der Lauf der Sonne und des Mondes ist nach dem System des Ptolemäus eingerichtet, und die Sonne ändert ihren Stand nach den Jahreszeiten; der Mond zeigt die verschiedenen Phasen, und doch bleibt seine gegen die Sonne gerichtete Seite immer hell. Nachdem die Stunde geschlagen hat, beginnt ein Glockenspiel von neun verschiedenen Stücken, und dann die in dem angeführten Artikel beschriebenen Kunststücke. (*Journal Helvétique* 1764 Decembre.) D. hatte dieses Kunstwerk nebst verschiedenen andern selbst nach Madrid gebracht. Nach seiner Rückkehr verfertigte er mit Hilfe seines Sohnes seinen künstlichsten Automaten, eine Figur, welche schreibt, die Feder ins Tintenfaß taucht, abschüttelt, Sand auf das Geschriebene streut, das Blatt umwendet u. s. w. Dabei sind alle Bewegungen der Hand und der Finger, wie in der Natur, und die Schrift selbst erscheint nicht nur sehr regelmäßig, sondern sie fällt auch gut in die Augen. Der Mechanismus war dabei ganz im Innern der Figur angebracht. D. hatte die Verfertigung einer neuen astronomischen Uhr begonnen; aber ehe er dieselbe vollenden konnte, fühlte er die Abnahme seiner Kräfte. Er begab sich nach Genf, um die Ärzte dorthin zu consultiren, starb aber auf der Rückreise zu Biel den 28. Sept. 1790.

Heinrich Ludwig Jacquet Droz, sein Sohn, geb. zu La Chaux-de-Fonds den 13. Oct. 1762, erbt das künstlerische Genie des Vaters, dem er auch seine erste Bildung verdankt. Er studirte dann Mathematik zu Nancy, und schon im 16. Jahre erregte er durch seine Arbeiten Ersäunen. Im J. 1772 kam er mit verschiedenen, von ihm selbst erfundenen Automaten nach Paris; unter diesen war ein Zeichner, der mit Bleistift nach einem vorgelegten Muster zeichnet, den Staub abbläst u. s. w., und ein Mädchen, welches auf einem Flügel verschiedene Stücke spielte, Kopf, Arme, Hände und Finger ganz natürlich bewegte, mit den Augen der Aufmerksamkeit folgte, und sogar durch die Bewegung der Brust das Athemholen nachahmte; wenn sie genetzt hatte, stand sie auf und grüßte die Zuschauer. Während er zu Paris war, verfertigte ein von seinem Vater gebildeter Arbeiter, Lesclapart, nach seiner Vorchrift und unter seiner Leitung zwei künstliche Hände für den Sohn eines Generalpächters, der des Gebrauches seiner Hände beraubt war. Sie glückten so vollkommen, daß der junge Mann sich derselben wie natürlicher Hände bedienen konnte, und daß der berühmte Bauscon, dessen Automaten man bis auf die beiden Droz für unübertrefflich gehalten hatte, zu dem Künstler sagte: *Jeune homme, vous commencez par où je voudrais finir.* Unter mehreren andern

seiner Kunstwerke wird auch erwähnt eine Gegend, in welcher ein Bauer auf einem Esel aus einer Hütte kommt, und zu einer Mühle reitet, wo er Mehl auf den Esel ladet, ein bedauerndes Gähnen begleitet ihn; unterdessen kommt aus einer Höhle ein Schächer hervor, und spielt einer schlafenden Schätzerin ein Lied vor; diese erwacht, richtet sich auf, ergreift ihre Laute und wiederholt das nämliche Lied; nun kommt der Bauer wieder mit seinem beladenen Esel, der Schächer, ihn gleichsam schreudend, entfernt sich, und der Bauer lehrt zu seiner Hütte zurück. — D. ließ sich später zu London nieder, um dort seine und seines Vaters kunstreiche Uhren desto leichter verkaufen zu können; allein seiner geschwächten Gesundheit war die dortige Luft nicht zuträglich. Er lebte nach der Schweiz zurück und ließ sich im J. 1784 zu Genf nieder, wo ihm 1785 das Bürgerrecht auf ehrenvolle Weise geschenkt wurde. Sein liebenswürdiger Charakter und die gemeinnützige Weise, wie er seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein Kunsttalent anwandte, erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Durch künstliche Glieder, die er verfertigte, setzte er manchen Verunglückten in den Stand, wieder ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden. Verschiedene Abhandlungen, die er in der *Société des Arts* vorlas, sowie allerlei Versuche, die er auf eigene Kosten machte, beförderten die Verbesserung der Uhrmacherkunst. (Diese Gesellschaft wurde im J. 1776 durch den Uhrmacher Faigan errichtet, und hatte besonders die Verbesserung dieser Kunst zum Zweck. Gedruckte Preischriften derselben sind im Druck erschienen, unter dem Titel: *Mémoires de la Société établie à Genève pour l'encouragement des Arts*. 1778. 4.) Allein eine unheilbare Brustkrankheit, welche ihn genöthigt hatte, London zu verlassen, machte bedenkliche Fortschritte. Nach dem Rathe der Ärzte begab er sich im J. 1791 nach die Inseln Hyères, und da er sich auch hier nicht erleichtert fühlte, nach Neapel, wo er kurz nach seiner Ankunft den 18. Nov. 1791 in seinem 39. Jahre starb. Sowol seine eigenen als seines Vaters Automaten sind nach Amerika verkauft worden.

Noch sind aus dieser Familie drei andere Künstler zu bemerken: Humbert und J. Peter, welche sich als Uhrmacher, und Joh. Peter, der sich als Medailleur zu Paris auszeichnete. Man hat von letzterm eine sehr schöne Schaumünze auf die Bundeserneuerung des Bischofs von Basel mit Frankreich im J. 1780. Er verfertigte auch für die Münze zu Paris ein sehr veredelterkomettes Druckwerk (*balanceur*), welches durch einen neuen Mechanismus mit weit geringerer Kraftanwendung die Münze auf ein Mal schlägt. Dann verband er sich mit dem berühmten Boulton zu Birmingham für die Verfertigung der Kupfermünzen. (*Escher.*)

Drozia Cassin, f. *Porezia Lagasc.* (*Homoeanthus Bonpl.*, *Clarionae Lag.*)

Druasp, einerlei mit dem persischen *Ized Gosh*, f. d. Art.

DRÜBECK, DRYBECK, ein Dorf von 120 Häusern mit 700 Einw., in der unter preuss. Hoheit stehenden Grafschaft Stolberg-Bernigrode am Harz. Im J. 877

(1050) wurde hier ein Jungfrauenkloster gestiftet, das mit Königin Beneditineordens besetzt war, die man von Königslutter hierher nahm und dort Mönche dafür hinbrachte. Kaiser Heinrich IV. traf deshalb (1058) einen Tausch mit dem Bischöfe Burkard von Halberstadt, indem er ihm für Drübed das Ort Kiffenbrück zwischen Hornburg und Wolfenbüttel gab (s. Ael., Sammlung einiger noch ungedruckten Chroniken, S. 295). Nach der Reformation wurde das Kloster Drübed in ein weltliches Prämonstratensium, was es noch ist, umgewandelt. Es hat eine Abteissin und fünf Kanonikinnen, abelige und bürgerliche, welche Stellen der Graf zu Stolberg-Wernigerode vergibt. Die Kirche ist noch die alte Klosterkirche, im guten altchristlichen Rundbogenstil erbaut. Von Wernigerode ist Drübed 14 Stunde entfernt. (Bergl. Hirsching, Stifts- und Kloster-Lex. I.)

**DRUCK.** Ein jeder Körper, welcher sich selbst überlassen wird, hat in Folge der Gravitation ein Streben, gegen den Mittelpunkt der Erde zu fallen, und er würde dieses auch thun, wenn er nicht durch den Widerstand anderer Körper daran verhindert würde. Ruht er auf einer horizontalen Unterlage, so sucht er diese in Folge seiner Schwere in Bewegung zu setzen, und dieses Streben eines ruhenden schweren Körpers, einen andern in Bewegung zu setzen, ist das, was man zunächst unter dem Ausdrucke Druck versteht. Die Größe des Druckes, welchen ein schwerer Körper auf eine horizontale Unterlage ausübt, bezeichnen wir mit dem Namen Gewicht, und bestimmen dieses dadurch, daß wir den Druck eines Körpers mit dem Drucke von andern bekannten Gewichtseinheiten vergleichen, indem wir den Körper mit diesen Gewichtseinheiten auf irgend eine Weise, am besten an der Waage, in ein Gleichgewicht setzen.

Insofern als bei dem Drucke ein Streben des Körpers vorhanden ist, einen zweiten Körper in Bewegung zu setzen, ist der Druck mit Stoß synonym; jedoch nimmt man im Allgemeinen für den Druck noch die Ruhe des drückenden Körpers als wesentliche Bedingung an, obgleich man diese Bezeichnung zuweilen auch da anwendet, wo dieser Bedingung nicht in aller Strenge genügt wird. Runde (Gehler's Wörterbuch, N. A. II, 606) führt in dieser Hinsicht an, daß ein Gewichtsfuß gegen die Waagschale drückt, wenn letztere sinkt, und daß das Wasser einen Druck gegen die Kasten eines oberflächlichen Kades ausübt. Allerdings sehen wir hier, daß durch die drückenden Körper Bewegung hervorgerufen werde, und daß in Folge von dieser die drückenden Körper selbst sich bewegen; jedoch ist dieses wol nur eine Erweiterung des Begriffes, welcher von dem Umstande hergenommen ist, daß ein mit eigentlichem Druck verbundener Zustand der Ruhe der Bewegung vorausgeht oder nachfolgt. Bei der Waage z. B. werden die Oszillationen des Balkens kleiner und verschwinden endlich; ist dieses erreicht, so übt das Gewicht auf die Schale einen Druck im engern Sinne aus, und da bei den Oszillationen dieselbe Kraft wirksam ist, so hat man diesen Ausdruck auf letztere übertragen. Bei der Bewegung der oberflächlichen Räder geht man von dem Druck aus,

weichen das Wasser auf die Kasten des ruhenden Kades ausübt, und trägt diese Beziehung auf die später erfolgende Bewegung über; zu bemerken ist jedoch, daß im letztern Falle viele Schriftsteller den Ausdruck Stoß gebrauchen, zumal da das Wasser aus dem Gerinne herabfällt, also bei dem wirksamen Körper bereits Bewegung vorhanden ist. Meheß über diesen Unterschied s. in den Art. Kraft und Dynamik.

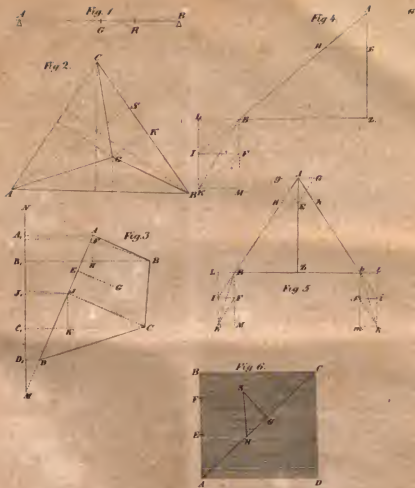
Wir haben hier bloß als einfaches Beispiel den Druck genommen, welchen ein schwerer Körper auf eine Unterlage ausübt; dasselbe läßt sich insofern auch von andern Kräften sagen, wosfern wir bei letztern einen ähnlichen Zustand denken, als derjenige eines auf der Unterlage ruhenden Körpers ist; ja es ist gar nicht einmal erforderlich, daß das Gewicht sich über der Unterlage befindet, die Erscheinungen bleiben dieselben, wenn es auf irgend eine Weise unter derselben angebracht ist, wie man denn sehr häufig von einem auf einem Faden hängenden Gewichte sagt, daß es auf den Faden drücke, an welchem der Faden befestigt ist. Auf dieselbe Art spricht man von dem Drucke thierischer Muskeln, von dem Druck elastischer Federn u. s. w.

Wenn ein Körper auf einen andern drückt, so erfolgt die Wirkung zunächst auf diejenigen Theile des letztern, welche mit dem drückenden Körper in unmittelbarem Contact sind. Dieser Druck pflanzt sich von den gedrückten Theilen auf die zunächst liegenden, und so allmählig durch die ganze Masse des Körpers fort. Dabey aber zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen festen und flüssigen Körpern. Bei festen Körpern nämlich, deren Theilen im Zusammenhange stehen, und welche daher in dieser Lage bleiben müssen, wosfern wir stets dieselben Körper erhalten wollen, wird jedes folgende Theilchen weniger aus seiner Lage gegen die übrigen gerückt, als das zunächst vorhergehende, mithin drückt es auch weniger auf das folgende, und so verschwindet die Wirkung des Druckes auf die innere Constitution des Körpers in geringer Entfernung von den unmittelbar getroffenen Stellen; insofern als der ganze Körper betrachtet wird, verbreitet sich der Druck nach der Richtung, nach welcher die Kraft ursprünglich wirkt. Bei flüssigen Körpern dagegen verbreitet sich der Druck in Folge der freien Beweglichkeit der Theilchen nicht bloß nach der ursprünglichen Richtung der Kraft, sondern er theilt sich mit unveränderter Intensität nach allen übrigen Richtungen, und daher drücken solche Massen nicht bloß auf den Boden, sondern auch auf die Seitenwände des Gefäßes. Es gibt endlich noch Substanzen, welche hinsichtlich ihrer einzelnen Theile zwar fest sind, deren Theile aber in keinem innigen Zusammenhange stehen, wie dieses z. B. bei Sandbaufen u. d. Fall ist. Körper dieser Art, welche halbflüssige heißen, nehmen ebenfalls zum Theil die Gestalt der Gefäße an, in denen sie sich befinden, und üben einen Druck auf die Seitenwände aus.

Unter den Festen, welche sich auf die Wirkungen des Druckes beziehen, betrachten wir hier vorzugsweise zwei, nämlich den Druck, welchen feste Körper, die einer Ebene nur in einzelnen Punkten ruhen, auf diese



# *Zum Artikel Druck.*





Punkte ausüben, und den Seitendruck halbflüssiger Körper. Was die Erscheinungen betrifft, welche und die flüssigen Körper darbieten, so werden diese zugleich mit den übrigen Eigenschaften dieser Körper betrachtet werden.

Bei Betrachtung des Druckes, welchen schwere Körper auf ihre Unterlage ausüben, wollen wir annehmen, daß diese Unterlage nur in einzelnen Punkten einen Druck erleide, wie dieses z. B. mit einem Tische der Fall ist, welcher den Boden zunächst nur an denjenigen Stellen drückt, auf denen sich die Füße befinden. Es kommt nun darauf an, die Größe des Druckes zu bestimmen, welchen die einzelnen Punkte erleiden. Begreiflich ist es dabei, daß die Summe aller Drucke auf die einzelnen Punkte gleich dem Drucke des ganzen Körpers ist. Wir geben bei Bestimmung dieser Drucke von dem Satze aus, daß die Summe der Momente der einzelnen Drucke in Beziehung auf einen Punkt gleich dem Momente der in ihrem Schwerpunkt angebrachten Kraft in Beziehung auf eben diesen Punkt ist.

Ich beginne diese Betrachtungen mit dem einfachsten Falle, wo nämlich ein Körper nur auf zwei Punkten ruht und auf letztere einen Druck ausübt. Es sei AB z. B. ein prismatischer Balken, welcher in den Punkten A und B (Fig. 1) unterstützt ist, und dessen Schwerpunkt G in der Mitte zwischen A und B liegt. Es möge der Balken zunächst nur durch sein eigenes Gewicht G drücken. Die Drucke auf die Punkte A und B wollen wir mit  $P_1$  und  $P_2$  bezeichnen, so ist offenbar  $P_1 + P_2 = G$ . Der Widerstand, welchen jeder der beiden Punkte dem nach Unten wirkenden Druck entgegensetzt, ist gleich diesem Drucke. Da uns nun die Größe und der Angriffspunkt G der Resultirenden gegeben sind, so lassen sich letztere leicht bestimmen. Es ist nämlich  $P_1 \cdot AG = P_2 \cdot BG$ , und da  $AG = BG$  ist, so wird  $P_1 = P_2 = \frac{1}{2}G$ , d. h. jeder der beiden Punkte erleidet einen Druck, welcher gleich dem halben Gewichte des Balkens ist. Brächten wir in R noch ein äußeres Gewicht R an und sind  $p_1$  und  $p_2$  die Drucke, welche es auf die beiden Punkte A und B ausübt, so wird ebenfalls  $p_1 + p_2 = R$  und  $p_1 \cdot AR = p_2 \cdot BR$ .

Sehen wir  $AB = a$ ,  $AR = b$ , so verwanbelt sich die letztere von diesen beiden Gleichungen in  $P_1 \cdot b = (R - P_1) \cdot (a - b) = R \cdot a - P_1 \cdot a - R \cdot b + P_1 \cdot b$ ,  
d. h.  $P_1 = \frac{R(a-b)}{a}$ ,  $P_2 = R - \frac{b}{a} \cdot R$ .

Mit dem Gewichte des Balkens ist also

$$\text{Druck auf A} = \frac{1}{2}G + \frac{R(a-b)}{a},$$

$$\text{Druck auf B} = \frac{1}{2}G + R \cdot \frac{b}{a}.$$

Ähnlich ist die Auflösung der Aufgabe für den Fall, wo der Körper die Ebene in dreien Punkten berührt. Es sei ABC (Fig. 2) eine Ebene, welche in den drei Punkten A, B, C die Unterlage berührt und auf letztere einen Druck ausübt. Auf der Ebene, welche wir uns der Einfachheit halber ohne Schwere vorstellen wollen,

liege ein Körper, dessen Schwerpunkt sich in G befinde, und dessen Gewicht wir mit P bezeichnen wollen. Sind nun  $P_1$ ,  $P_2$  und  $P_3$  die Drucke, welche die einzelnen Punkte A, B, C erleiden, so ist zunächst

$$P = P_1 + P_2 + P_3.$$

Um  $P_1$  zu finden, bestimmen wir die Momente der Resultirenden von  $P_2$ , sowie die von  $P_1$ ,  $P_2$  und  $P_3$  in Beziehung auf die Seite BC. Wir fällen deshalb auf BC die beiden Perpendikel AS und GK, so ist  $P \cdot GK$  das Moment von P in Beziehung auf diese Seite; ebenso ist  $P_1 \cdot AS$  das Moment von  $P_1$ , die Momente von  $P_2$  und  $P_3$  sind Null, da die Angriffspunkte beider Kräfte auf der Linie BC selbst liegen. Wir haben daher

$$P \cdot GK = P_1 \cdot AS \text{ oder } P_1 = P \cdot \frac{GK}{AS}.$$

Nun verhält sich  $\triangle BGC : \triangle ABC = GK : AS$ , die letzte Gleichung verwanbelt sich daher in

$$P_1 = P \cdot \frac{\triangle BGC}{\triangle ABC}.$$

Wenden wir dieselben Betrachtungen auf die beiden andern Seiten an, so erhalten wir ebenso

$$P_2 = P \cdot \frac{\triangle AGC}{\triangle ABC},$$

$$P_3 = P \cdot \frac{\triangle AGB}{\triangle ABC}.$$

Sobald also der Schwerpunkt des Körpers bekannt ist, läßt sich der Druck auf jeden Punkt mit Leichtigkeit angeben. Fällt der Punkt G mit dem Schwerpunkte des Dreiecks zusammen, so werden die Dreiecke AGC, BGC und AGB einander gleich, wie dieses die bekannten Bedingungen für die Lage des Schwerpunktes sind, und es wird daher  $P_1 = P_2 = P_3 = \frac{1}{3}P$ , und jeder dieser Punkte trägt daher dieselbe Last. Läge der Punkt G auf der Linie BC, so wird  $P_1 = \frac{0}{\triangle ABC}$ , d. h. der Punkt A erleidet gar keinen Druck.

Dieser Satz ist von Prony (Mécanique analytique I, 257. §. 557) zu einer Vorrichtung vorgeschlagen, um das Gewicht großer Lasten annähernd zu bestimmen, indem er sich dabei auf die Ztatlage stützt, daß

$$P_1 + P_2 + P_3 = P$$

ist. Wenn nämlich P so groß ist, daß es schwierig würde, diese Größe allein zu messen, wie z. B. bei beladenen Kraftwagen, so gibt der obige Satz ein Mittel, diese Größe in die drei Theile  $P_1$ ,  $P_2$  und  $P_3$  zu zerlegen und jeden von diesen zu suchen. Die Vorrichtung von Prony besteht aus einer horizontalen hölzernen Platte, welche eine solche Größe hat, daß man darauf ein gleichseitiges Dreieck ziehen kann, dessen Seiten wenigstens drei Fuß (ein Meter) lang sind. Durch die Spitzen dieses Dreiecks gehen hinreichend starke Stifte, welche an ihren unteren Enden so spitz zulaufen, als es nur die Solidität gestattet; die obern Enden dieser Stifte sind verticale Ringe, deren Mittelpunkte genau in der Verlängerung der Aren dieser Stifte liegen. Will man sich dieser Wage bedienen, so legt man sie auf eine horizontale Ebene, indem man dabei dafür sorgt, daß die Spitzen auf eine hin-

reichend feste Unterlage kommen, und legt den Körper auf die Platte. Vermittels einer Federwaage hebt man jede Spitze des Dreiecks ein wenig in die Höhe und mißt so den auf diese Spitze ausgeübten Druck. Die Summe dieser Drücke ist dann dem Gewichte des Körpers gleich.

Ob diese Waage im Großen ausgeführt und angewendet sei, weiß ich nicht; ich glaube aber, daß sie sich zur Lösung einer Aufgabe anwenden lasse, auf welche Prony nicht aufmerktem gemacht hat, die aber, ungeachtet ihrer häufigen Anwendung, stets mit Schwierigkeiten verbunden ist; diese Aufgabe ist die Bestimmung des Schwerpunktes eines Körpers. Bekanntlich setzt das gewöhnliche Verfahren, nach welchem der geometrische Mittelpunkt aufgesucht wird, nicht bloß vollkommene Homogenität der Masse, sondern auch eine genaue Kenntnis der Gestalt des Körpers voraus. Erstere ist kaum erreichbar, und Kenntnis der letztern ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Daher wird bei allen feinem Untersuchungen der Schwerpunkt durch Versuche bestimmt. Die gewöhnlichen Methoden sind aber für Körper von größeren Dimensionen, z. B. Bausteine, nicht anwendbar (s. v. A. Schwerpunkt). Man kann dazu diese Vorrichtung von Prony anwenden. Man legt den Körper auf die Platte und mißt bei unveränderter Lage desselben die drei Größen  $P_1$ ,  $P_2$  und  $P_3$ , wodurch man zugleich  $P$  erhält. Da nun  $P$ ,  $P_1$  und  $AS$  bekannt sind, so wird  $GK = AS \cdot \frac{P_1}{P}$ ;

dadurch erhält man die Verticale, in welcher der Körper liegt. Inbem letzterer umgedreht wird, erhält man eine zweite Verticale, im Durchschnitt beider liegt der Schwerpunkt.

Ist der Druck auf eine größere Anzahl von Punkten verteilt, so führt das eben angewendete Verfahren zu mehreren unbestimmten Gleichungen. Es sind nämlich gegeben das Gewicht des Körpers, die Lage seines Schwerpunktes und die der gedrückten Punkte. Sehen wir also das Gewicht des Körpers gleich  $P$ , die Drücke auf die einzelnen Punkte gleich  $P_1, P_2, P_3, \dots$ ; sind ferner  $x$  und  $y$  die Coordinaten des Schwerpunktes,  $x_1, x_2, x_3, \dots$  und  $y_1, y_2, y_3, \dots$  die der gedrückten Punkte, so gibt uns das bisher verfolgte Verfahren die drei Bedingungengleichungen:

$$\begin{aligned} P_1 + P_2 + P_3 + \dots &= P, \\ P_1 x_1 + P_2 x_2 + P_3 x_3 + \dots &= Px, \\ P_1 y_1 + P_2 y_2 + P_3 y_3 + \dots &= Py. \end{aligned}$$

Es ist also das Problem nur für den Fall bestimmt, wo wir nur drei gedrückte Punkte haben, in allen übrigen Fällen übersteigt die Zahl der unbekannten Größen die der Gleichungen, und die Aufgabe ist also unbestimmt. Euler (Sindenburg's Archiv für reine und angewandte Mathematik I, 74) löste die Aufgabe zuerst allgemein, indem er dabei von einem erwiesenen Satze der Elasticität ausging. Wird nämlich auf einen Punkt des Bodens ein Druck ausgeübt, so wird letzterer comprimirt, und der drückende Punkt sinkt ein wenig unter das ursprüngliche Niveau. Die Größe der Compression, also das Herabsinken des drückenden Punktes, verhält sich wie der

Druck, welcher auf diesen Punkt ausgeübt wird, und so befinden sich nach Herstellung des Gleichgewichts die gedrückten Punkte in einer Ebene, deren allgemeiner Ausdruck  $P = a + bx + cy$  ist, wo  $a, b, c$  constante Coefficienten sind,  $P$  die Tiefe bezeichnet, bis zu welcher der Punkt einsinkt und die Coordinaten  $x$  und  $y$  von der ersten Ebene an gerechnet werden. Wir reduciren also die Bestimmung der Drücke  $P_1, P_2, \dots$  auf die Bestimmung von verticalen Linien, welche über den gedrückten Punkten errichtet sind.

Ich will diese Betrachtungen auf einen speciellen Fall anwenden. Eine Ebene sei in den vier Punkten  $A, B, C, D$  (Fig. 3) unterstützt, und es liege auf ihr die Last  $P$  und  $G$ , und es seien  $P_1, P_2, P_3$  und  $P_4$  die Drücke auf die vier Punkte. Man setze  $AD$  als Coordinatenebene an und gebe die senkrechten Coordinaten  $BF = b_1$ ,  $GE = e_1$ ,  $CF = c_1$ ; ebenso seien die Ordinaten  $AD = a$ ,  $DF = b$ ,  $DE = c$  und  $CI = c_2$ , so geben die früher betrachteten Bedingungen die drei Gleichungen:

$$\begin{aligned} P &= P_1 + P_2 + P_3 + P_4, \\ aP &= aP_1 + bP_2 + cP_3 + c_2P_4, \\ a_2P &= a_2P_1 + b_2P_2 + c_2P_3 + c_2P_4. \end{aligned}$$

Es kommt nun darauf an, noch eine vierte Gleichung zu bilden. Wir nehmen deshalb an, daß die Unterlagen, auf denen die Punkte  $A, B, C, D$  ruhen, in demselben Verhältnisse nach unten sinken, in welchem sie gedrückt werden. Die Punkte  $A, B, C, D$  sinken daher um die sehr kleinen Tiefen  $y_1, y_2, y_3, y_4$ , ein, und diese Ebenen müssen sich bei ihrer Erweiterung in einer Linie  $MN$  durchschneiden. Man sähe von den drückenden Punkten auf diese Linie die Perpendikel  $AA_1 = a_1$ ,  $BB_1 = b_1$ ,  $CC_1 = c_1$ , und  $DD_1 = d_1$ ; setze ferner  $AMN = \varphi$  und  $DM = x$ , so verhält sich

$$y_1 : y_2 : y_3 : y_4 = a_1 : b_1 : c_1 : d_1,$$

oder da sich die Tiefen des Einsinkens wie die Drücke verhalten, so können wir statt dieser Proportion nehmen

$$P_1 : P_2 : P_3 : P_4 = a_1 : b_1 : c_1 : d_1;$$

darnach verhält sich auch

$$\begin{aligned} P - P_1 : P - P_2 : P - P_3 : P - P_4 &= a_1 - d_1 : b_1 - d_1 : c_1 - d_1 : a_1 - d_1 \quad (A) \\ P_1 : P_2 : P_3 : P_4 &= a_2 - d_2 : b_2 - d_2 : c_2 - d_2 : a_2 - d_2 \end{aligned}$$

Ziehen wir nun  $FH$  senkrecht auf  $BB_1$  und  $IK$  senkrecht auf  $CC_1$ , so wird

$$\begin{aligned} a_2 &= MA \cdot \sin \varphi = (a + x) \sin \varphi, \\ b_2 &= FF_1 + BH = MF \cdot \sin \varphi + BF \cos \varphi \\ &= (b + x) \sin \varphi + b_1 \cos \varphi, \\ c_2 &= I_1 I + CK = MI \cdot \sin \varphi + c_1 \cos \varphi \\ &= (c + x) \sin \varphi + c_1 \cos \varphi, \\ d_2 &= MD \sin \varphi = x \sin \varphi. \end{aligned}$$

Nicht erhalten wird

$$\begin{aligned} a_2 - d_2 &= (a + x) \sin \varphi - x \sin \varphi = a \sin \varphi, \\ b_2 - d_2 &= (b + x) \sin \varphi + b_1 \cos \varphi - x \sin \varphi = b \sin \varphi + b_1 \cos \varphi \\ &= (b + b_1 \cot \varphi) \sin \varphi, \\ c_2 - d_2 &= (c + x) \sin \varphi + c_1 \cos \varphi - x \sin \varphi = c \sin \varphi + c_1 \cos \varphi \\ &= (c + c_1 \cot \varphi) \sin \varphi. \end{aligned}$$

Sehen wir diese Werte in die obigen Proportionen (A), so verandern sich diese in

$$P - P_1 : P_2 - P_3 : P_4 = a \sin \varphi : (b + b_1 \cot \varphi) \sin \varphi : (c + c_1 \cot \varphi) \sin \varphi$$

$$P_1 - P_2 : P_3 - P_4 = a \sin \varphi : (c + e \cdot \cot \cdot \varphi) \sin \varphi \\ = a : c + e \cdot \cot \cdot \varphi.$$

Und darnach wird

$$(P_1 - P_2) (b + h_1 \cdot \cot \cdot \varphi) = (P_3 - P_4) \cdot a, \\ (P_1 - P_2) (c + e \cdot \cot \cdot \varphi) = (P_3 - P_4) \cdot a, \text{ d. h.}$$

$$(P_1 - P_2) \cdot \frac{b}{b_1} + (P_1 - P_2) \cdot \cot \cdot \varphi = \frac{a}{b_1} (P_3 - P_4)$$

$$(P_3 - P_4) \cdot \frac{c}{c_1} + (P_3 - P_4) \cdot \cot \cdot \varphi = \frac{a}{c_1} (P_1 - P_2).$$

Eliminiren wir hier das Glied, welches  $\cot \cdot \varphi$  enthält, so wird

$$\frac{a}{b_1} (P_3 - P_4) - (P_3 - P_4) \cdot \frac{b}{b_1} = \frac{a}{c_1} (P_3 - P_4) - (P_1 - P_2) \cdot \frac{c}{c_1},$$

$$\text{oder}$$

$$a_0 (P_3 - P_4) - b_0 (P_3 - P_4) = a_1 (P_3 - P_4) - c_1 (P_1 - P_2).$$

So haben wir also eine vierte Gleichung zwischen den unbekannten Größen erhalten, und da es jetzt ebenso viele Gleichungen gibt als unbekannte Größen, so ist die Aufgabe in eine bestimmte verwandelt. Gesetzt die vier Punkte schließen ein Rechteck ein, so wäre  $AD = BC = a$ ,  $AB = DC = b$ ,  $DE = e$  und  $EG = o$ , also sind die vier Bedingungsgleichungen

$$P = P_1 + P_2 + P_3 + P_4,$$

$$eP = aP_1 + aP_2,$$

$$oP = hP_1 + hP_2,$$

$$P_1 - P_2 = P_3 - P_4,$$

und darnach finden wir

$$P_1 = \left(1 + \frac{o}{2a} - \frac{o}{2h}\right) P,$$

$$P_2 = \left(\frac{o}{2a} + \frac{o}{2h} - 1\right) P,$$

$$P_3 = \left(1 - \frac{o}{2a} + \frac{o}{2h}\right) P,$$

$$P_4 = \left(1 - \frac{o}{2a} - \frac{o}{2h}\right) P.$$

Läge der Punkt in der Mitte des Länges, so würde  $o = 4a$ ,  $o = 4h$  und

$$P_1 = P_2 = P_3 = P_4 = \frac{1}{4}P.$$

Auf eine ähnliche Art lassen sich die Drücke auf eine größere Anzahl von Punkten bestimmen. Ich will jedoch nicht dabei verweilen, sondern verweise auf die ausführlichen Untersuchungen, welche Eytelwein (Statik fester Körper II, 63) und Grunert (Statik fester Körper, S. 564) angestellt haben.

Verwandt mit dem eben betrachteten Problem ist folgendes, welches wegen seiner vielfachen Anwendung bei der Construction von Brücken, Dächern, Gewölben u. s. w. von Wichtigkeit ist. Ein homogener, prismatischer Balken  $AZ$  (Fig. 4) ist schief gegen eine verticale Wand  $AB$  gelegt, den horizontalen und verticalen Druck in den Punkten  $A$  und  $B$  anzugeben. In diesem Falle vertheilt sich das Gewicht zwischen die beiden Punkte  $A$  und  $B$ , und wenn der Balken vollkommen prismatisch und homogen ist, so wirken an beiden Punkten die gleichen verticalen Kräfte  $AE$  und  $BF$ , von denen jede gleich

dem halben Gewichte des Balkens ist. Die Kraft  $AE$  ist parallel mit der Mauer; wir zerlegen sie in zwei andere  $AG$  senkrecht auf der Mauer und  $AH$  mit der Richtung des Balkens zusammenfallend. Die Mauer muß der ersten von diesen Kräften entgegenwirken; die zweite dagegen pflanzt sich in der Richtung des Balkens nach Unten fort; wir erhalten also hier den schiefen Druck  $BI = AH$ . Setzen wir letztern mit dem verticalen Drucke  $BF$  zusammen, so wird  $BK$  die Resultirende, welche sowohl die Größe als die Richtung des Druckes angibt, welchen der Balken auf den Punkt  $B$  ausübt. Wir zerlegen diesen gegen den Horizont geneigten Druck vermittels des Parallelogrammes  $BMKL$  in den horizontalen Druck  $BL$  und den verticalen  $BM$ . Hier ist der horizontale Druck  $BL = HE = AG$ , weil  $\triangle LBL \sim \triangle AHE$ , es ist demnach der horizontale Druck am obern und untern Ende des Balkens gleich groß. Der verticale Druck ist  $BM = BF + FM = 2BF = G$ , es ist demnach der verticale Druck am untern Ende des Balkens gleich dem Gewichte von diesem. Wir sehen daraus also, daß durch die schiefe Stellung des Balkens außer dem Gewichte  $G$  in dem Punkte  $B$  noch ein horizontaler Druck  $BL$  entsteht, welcher ebenfalls gestützt werden muß.

Lehnt man statt der festen Fläche  $AZ$  gegen den obern Theil des Balkens  $AB$  einen zweiten  $Ab$  an, so daß  $\angle AbZ = ABZ$  und beide gleich schwer und lang sind, und zerlegt die Kraft  $Ae = AE$  auf dieselbe Art in eine horizontale  $Ao$  und eine schiefe  $Ah$ , so wird  $Ag = AG$  und  $Ah = AH$ , und auf dieselbe Art wird  $bm = G$ . Da nun die Kräfte  $Ag$  und  $AG$  einander gleich und entgegengesetzt sind, sich also aufheben, so muß, wenn die Punkte  $B$  und  $b$  gehörig unterstützt sind, das Gleichgewicht ebenso wie vorher bestehen. Da die Form  $BAb$  die der gemeinen Dächer ist, so sehen wir, daß der Druck, womit diese Dächer auf ihre Widerlagen drücken, immer aus zweien zusammengesetzt ist, von denen der eine vertical wirkt und dem Gewichte des halben Daches gleich ist, der andere dagegen nach horizontaler Richtung wirkt und die Wände des Gebäudes von einander zu entfernen sucht.

Da wir annehmen müssen, daß die Wände eines Gebäudes hinreichend fest sind, um nicht von dem verticalen Drucke des Daches zerstört zu werden, so ist es vorzugsweise nur der horizontale Druck, welcher am meisten auf die Zerstörung der Gebäude wirkt, indem er dahin strebt, die Wände umzuwerfen. Eine genauere Untersuchung des Gegenstandes gehört in die entsprechenden Artikel dieses Werkes, namentlich in den Artikel Gewölbe; hier genüge es, einige allgemeine Betrachtungen darüber anzustellen.

Setzen wir (Fig. 4)  $AZ = b$ ,  $BZ = b$ , so erhalten wir wegen der Ähnlichkeit der Dreiecke  $ABZ$  und  $AHE$  die Proportion

$$HE : AE = BZ : AZ = b : b, \text{ d. h.}$$

$$AG : AG = b : h;$$

es verhält sich also der horizontale Druck zum halben

Gewichte des Balkens wie die Basis zur Höhe. Bezeichnen wir den Neigungswinkel  $ABZ$  mit  $\varphi$ , so verhält sich  $AG : \frac{1}{2}G = 1 : \tan \varphi$ , also ist  $AG = \frac{G}{2 \tan \varphi}$ ; wir finden also den horizontalen Druck, wenn wir das Gewicht des Balkens durch die doppelte Tangente des Neigungswinkels dividiren. Es ist derselbe also von der Größe des Neigungswinkels abhängig. Nehmen wir mithin zwei Balken gegen einander, so wird der horizontale Druck desto bedeutender, je kleiner der Neigungswinkel ist, und wird für  $\varphi = 0$  unendlich groß.

Wie wir vorher sahen, bezeichnet  $BK$  die Größe und Richtung des Druckes, welchen der Balken an seinem untern Ende ausübt. Nun ist

$$BK^2 = KM^2 + BM^2.$$

Bezeichnen wir also den horizontalen Druck  $KM = LB = HE$  mit  $H$ ,  $BM$  mit  $G$  und den schiefen Druck  $BK$  mit  $T$ , so wird  $F = \sqrt{(G^2 + H^2)}$ . Bezeichnen wir den Neigungswinkel  $BKM$  ferner schiefen Winkel mit  $\psi$ , so wird

$$\tan \psi = \frac{BM}{KM} = \frac{G}{H}, \text{ und wenn wir hier für } H$$

den vorher gefundenen Ausdruck  $\frac{G}{2 \tan \varphi}$  setzen, so wird  $\tan \psi = 2 \tan \varphi$ , d. h. die Richtung der mittlern Kraft macht mit dem Horizonte einen solchen Winkel, daß seine Tangente gleich der doppelten Tangente des Neigungswinkels des Balkens ist.

Ähnliche Betrachtungen lassen sich auf die Hängewerke und Springwerke bei Brücken anwenden; doch übergehen wir dieselben hier, da sie uns zu weit von diesen allgemeinen Untersuchungen entfernen würden. Mehreres hierüber findet man in den größern Werken über Statik, namentlich dem von Eotelswein, sowie in dem Handbuche der Mechanik von Gerstner.

Ich wende mich zu dem Drucke der halbflüssigen Körper. Eine Masse Sand besteht aus kleinen, festen Theilchen, welche über einander fortgleiten, und also in Betreff der Theile mit den festen Körpern übereinstimmen, in Betreff des Verhaltens der ganzen Masse an die flüssigen erinnern. Wird eine solche Masse aufgeschüttet, so üben die obern Theilchen einen Druck auf die untern aus, und dieser Druck pflanzt sich auch seitwärts fort. Der Sandhaufen würde also ebenso wie Wasser eine vollkommen horizontale Oberfläche annehmen, wöreln die Reibung nicht der Bewegung der Theilchen ein Hinderniß entgegensetzte. Freilich über einander geschüttete Sandhaufen nehmen deshalb eine kegelförmige Gestalt an. Die Böschung der Seiten dieses Kegels hängt von der Beschaffenheit des Sandes ab, und schwankt für verschiedene Arten desselben zwischen  $30^\circ$  und  $50^\circ$ . Wäre diese Masse nun ein ganz fester Körper, so würde er, neben einer Wand liegend, auf letztere gar keinen Seitendruck ausüben; wäre sie vollkommen flüssig, so ürtte jedes Element der Wand einen Druck, welcher von der Größe dieses Elementes und seiner Tiefe unter dem Wasserspiegel abhänge. Im vorliegenden Falle vermindert die Reibung der Theilchen aneinander diesen Druck, indem die

Theilchen, welche innerhalb des erwähnten Kegels liegen, keinen Seitendruck ausüben, und so ist also die Böschung des Kegels, und mithin die Reibung dasjenige Element, welches bei dieser Untersuchung vorzugsweise berücksichtigt werden muß.

Es sei  $AB$  (Fig. 6) eine vertical stehende Wand, welche in drei nicht in einer Linie liegenden Punkten unterstützt sein möge; neben dieser liege ein Sandhaufen  $ADCB$ . Wäre die Wand nicht vorhanden, so würde das Stück  $ACB$  herabgleiten, und es erlittet demnach die Wand einen Druck von einem Sandprisma, dessen Basis  $ABC$  ist. Bei der Bestimmung dieses Druckes kommt es auf die Gestalt der Fläche  $AC$  an, in welcher sich beide Massen von einander trennen, sowie auf den Neigungswinkel  $CAD$ . Coulomb stellte hierüber zuerst umfassendere Untersuchungen an (Mém. présentés. T. VII für 1773. p. 370); er glaubte, daß  $AC$  keine gerade Linie, sondern vielmehr eine Curve sei, nahm jedoch bei allen Bestimmungen die einfachste Vorstellung, daß  $AC$  gerade sei, und späterer Schriftsteller, welche Coulomb's Arbeit hierüber mit wenigen Abänderungen wiedergaben, folgen dieser Ansicht ohne Beweis. Indessen hat es Hagen, welchem wir die gründlichste Untersuchung dieses Gegenstandes verdanken, sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese Ansicht völlig unzutreffend sei (Poggendorff's Annalen XXVIII, 1. Thl.). Indem ich einige der wichtigsten Gesetze über diesen Druck mittheile, will ich vorzugsweise diese zuletzt genannte Arbeit zum Grunde legen.

Wir wollen annehmen, die Wand stehe also vollkommen vertical, der Sand sei bis zum obern Punkte  $H$  aufgeschüttet und seine Oberfläche horizontal; die Breite der Wand sei  $= b$ , ihre Höhe  $= a$ . Es löse sich nun das Prisma  $ABC$  in der Ebene  $AC$  unter dem Winkel  $\varphi$  von der übrigen Sandmasse los, so können wir letzteres als einen zusammenhängenden Körper ansehen. Es ist also sein Volumen  $\frac{1}{2}ab \cdot \tan \varphi$ , und daher sein Gewicht  $= \frac{1}{2}a^2b \tan \varphi$ , wenn  $\gamma$  das Gewicht der Raumeinheit des Sandes bezeichnet. Zerlegt man dieses Gewicht in zwei Drucke  $SG$  und  $GH$  parallel und senkrecht auf  $AC$ , so wird

$$GH = \frac{1}{2}a^2b \gamma \tan \varphi \cdot \cos \varphi,$$

$$SG = \frac{1}{2}a^2b \gamma \tan \varphi \cdot \sin \varphi.$$

Ist  $\frac{1}{n}$  der Reibungscoefficient zwischen den Sandtheilchen, so ist das Bestreben, auf der Ebene hinabzugleiten,  $= \frac{1}{2}a^2b \gamma \tan \varphi \left( \cos \varphi - \frac{1}{n} \sin \varphi \right)$ , und hieraus ergibt sich der horizontale, senkrecht gegen die Wand gerichtete Druck

$$k = \frac{1}{2}a^2b \gamma \tan \varphi \cdot \sin \varphi \left( \cos \varphi - \frac{1}{n} \sin \varphi \right).$$

Sucht man hieraus den Winkel  $\varphi$ , welcher dem größten Druck entspricht, so finden wir die Gleichung

$$0 = \tan^2 \varphi + 3 \tan \varphi - 2n.$$

Setzen wir  $a = \tan \varphi$ , so findet man aus dieser Gleichung

$\tan g \varphi = \frac{3}{\sqrt{\sec \varphi_1 + \tan g \varphi_1}} - \frac{3}{\sqrt{\sec \varphi_1 - \tan g \varphi_1}}$   
 der horizontale Druck wird,  
 $k = \frac{1}{2} a^2 b^2 \frac{\sin \varphi}{\sin \varphi_1} \tan g \varphi \cdot \sin (\varphi_1 - \varphi) = \frac{1}{2} a^2 b^2 \cdot A$ ,  
 wenn wie

$$A = \frac{\sin \varphi}{\sin \varphi_1} \cdot \tan g \varphi \sin (\varphi_1 - \varphi)$$

setzen. Dieser Winkel  $\varphi_1$  läßt sich sehr leicht messen, indem man den Sand auf einen Haufen schüttet und sich bemüht, die eine Seite möglichst steil darzustellen, dann ist der Winkel dieser Linie mit der verticalen gleich  $\varphi_1$ .

Die Darstellung von Coulomb, welcher alle Schriftsteller folgen, führt zu dem Ausdrücke

$$k = \frac{1}{2} a^2 b^2 \tan g \varphi \tan g (\varphi_1 - \varphi),$$

und im Falle des Maximums wird

$$k = \frac{1}{2} a^2 b^2 \tan g^2 \varphi_1.$$

Der wesentliche Unterschied zwischen der Formel von Hagen und der von Coulomb beruht darauf, daß nach der ersten die Wand als auf einem festen Boden aufstehend betrachtet wurde, wobei sie also den verticalen Druck des Sandprisma's schon vermöge der Art ihrer Auffüllung ausübt und die zu ihrer Unterstützung angebrachten horizontalen Kräfte nur dem horizontalen Theile jenes schrägen Druckes zu widerstehen brauchen. Dagegen setzt die von Coulomb gewählte Zergliederung der Kräfte voraus, daß die Wand ganz frei sei, daß sie also weder an einer horizontalen Ase befestigt sei, noch auf einem festen Boden aufstehe, sondern vielmehr bei der schräg abwärts gerichteten Bewegung des Sandprisma's mit diesem in derselben Richtung fortgeschoben werden könne; eine Einrichtung, welche indessen nie in der Natur vorkommt. Daher führte diese Theorie zu Folgerungen, welche durchaus nicht mit der Erfahrung übereinstimmen. Nichtsdestoweniger ist diese unnatürliche Vorstellung nach den Bemerkungen von Hagen von sammtlichen französischen und deutschen Schriftstellern über diesen Gegenstand beibehalten worden.

Wir wollen noch den Mittelpunkt des horizontalen Druckes bestimmen. Der Druck gegen die ganze Wand ist

$$= \frac{1}{2} a^2 b^2 \frac{\sin \varphi}{\sin \varphi_1} \tan g \varphi \sin (\varphi_1 - \varphi) = a^2 F.$$

Ohnso würde der Druck gegen eine niedrigere Wand  $BF = x$

$$= x^2 F,$$

und wenn  $x$  um  $dx$  wächst, so wird die entsprechende Vermehrung des Druckes, die auf die Höhe  $dx$  trifft,

$$= 2x \cdot dx \cdot F,$$

das Moment dieses Druckes ist, wenn die Entfernungen vom Punkte B gerechnet werden,

$$= 2x^2 \cdot dx \cdot F,$$

folglich die Summe aller Momente für die ganze Höhe der Wand

$$= \frac{2}{3} a^2 F.$$

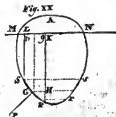
Nun ist  $a^2 F$  der ganze Druck, und dieser wirkt auf den Punkt E, dessen Abstand von B gleich  $\frac{1}{3} a$  ist.

z. Anst. d. 1. u. 2. G. 18. S. 277.

Hagen stellte eine Reihe von Messungen über die Größe dieses Seitendrucks bei verschiedenen Sandarten an, und es ergab sich daraus, daß die durch die Theorie gegebenen Drucke sehr nahe mit denjenigen übereinstimmen, welche durch unmittelbare Beobachtungen gefunden wurden.

Auf eine ähnliche Art läßt sich der Seitendruck halbfüssiger Körper bestimmen, wenn dieselben zwischen zwei Wänden eingeschüttet sind und der Zwischenraum beider mit den Körpern angefüllt ist. Die Reibung indessen, welche in solchen Fällen an den Wänden stattfindet, ist Ursache eines andern merkwürdigen Phänomens. Schütten wir nämlich in eine Röhre mit horizontalem Boden Sand, so übt letzterer einen Druck auf den Boden aus; mit der Zunahme der Höhe der Sandsäule wächst auch dieser Druck, aber keinesweges im Verhältnisse der Höhe, wie dies bei flüssigen Körpern der Fall ist; vielmehr wird durch die Seitenreibung ein Theil des eingeschütteten Sandes festgehalten, und der Druck gegen den Boden wird durch den Unterschied zwischen dem Gewichte und der Reibung bestimmt. Theoretische Betrachtungen zeigen nun, daß anfänglich bei Vermehrung der Druckhöhe der Druck auf den Boden zunimmt, endlich aber tritt ein Maximum des Druckes ein, und wenn dann die Sandmasse auch vermehrt wird, so bleibt der Druck constant. Versuche von Hagen bestätigen die Richtigkeit dieses Satzes; doch verweise ich wegen der näheren Umstände bei diesen Versuchen auf die mehrfach genannte Abhandlung selbst. (L. F. Kämtz.)

DRUCK (oder Austrieb), der Flüssigkeiten, wird durch die Reizung ihrer Partikeln erzeugt, sich immer unter einander ins Gleichgewicht zu stellen. Ein in die Flüssigkeit getauchter Körper wird nämlich von ihr auf allen Punkten seiner äußern Fläche senkrecht gedrückt, wie dies in Absicht des Bodens und der Wände eines Gefäßes von der in demselben enthaltenen Flüssigkeit geschieht. Die Summe aller dieser drückenden Kräfte strebt den Körper empor zu heben, wenn sie nicht durch das Gewicht desselben, vielleicht in Verbindung mit einer andern Kraft, gehindert wird. Jene Summe der Kräfte aber ist dem Gewicht eines Volumens der Flüssigkeit gleich, das von dem eingetauchten Körper aus seiner Stelle verdrängt wird; die senkrechte Richtung des gemeinsamen Druckes aber durch den Schwerpunkt des Körpers, oder des eingetauchten Theiles desselben. Man kann sich den eingesenkten Theil des Körpers MAN (s. Fig. xx) als in unen-



keine Schnitte  $Rz$ ,  $Sz$  zertheilt denken, und die äußere Fläche derselben aus unendlich viel Trapezen bestehend, deren einzelne Schwerpunkte durch  $G$  bezeichnet werden. Wird nun durch einen dieser Schwerpunkte die senkrechte  $Gg$ , und die aus der Fläche des Trapeziums lothrecht stehende Linie  $GP$  gezogen, durch welche beide die Ebene  $MSRN$  liegt; so ist  $SR$  die Höhe des Trapeziums und  $LK$  die Höhe der senkrechten Projection desselben auf der Oberfläche  $MN$  der Flüssigkeit. Nennt man nun seine mittlere Breite  $b$ : so ist seine Fläche  $b \cdot SR$ , und die Fläche des Projectionstraapezes, das dieselbe Breite hat,  $b \cdot LK$ ; die Fläche eines Rechtecks aber, dessen Grundlinie  $= b$ , und dessen Höhe  $= Ry$  (die Entfernung der beiden horizontalen Flächen  $Sa$  und  $Kr$ ) wird  $b \cdot Ry$ . Jedes einzelne Trapezium, als ein Theil der Wände eines mit Wasser angefüllten Gefäßes betrachtet, wird daher nach der Richtung  $PG$  mit einer Kraft  $b \cdot SR \cdot Gg$  gedrückt, die sich in zwei andere zerlegen läßt, eine verticale  $v$  und eine horizontale  $II$ . Es ist ferner die Kraft  $v$  der Größe  $b \cdot LK$ , die Kraft  $II$  der Größe  $b \cdot Ry$  proportional, und alle Kräfte  $II$  sind in demselben Schnitt im Gleichgewichte; es bleibt daher nur die Kraft  $v$ , deren absoluter Werth  $b \cdot LK \cdot Gg$ ; weil der Werth von  $P = b \cdot SR \cdot Gg$  ist. Da nun nach Galubin's Lehre ein jeder fester Körper als aus der Fortbewegung des Projectionstraapezes von  $LK$  bis zur äußeren Fläche  $SR$  entstanden; so wird jedes Trapez senkrecht von einer Kraft gedrückt, die der zugehörigen Masse gleich ist und durch ihren Schwerpunkt geht. Die von dem Körper  $A$  verdrängte Wassermasse ist nun die Summe aller einzelnen kleinen Massen, und daher der Inbegriff der Kräfte, welche den Körper aufwärts drücken, gleich dem Gewichte des von ihm verdrängten Wasservolumens. Dieses Gewicht aber ist das Produkt aus dem körperlichen Inhalt und der eigenthümlichen Schwere des Wassers, oder der Materie, aus welcher der im Wasser versenkte Körper besteht. Sind nun 1) die beiden spezifischen Schwere einander gleich, oder  $P = p$  und  $M = m$ , daher  $MP = mp$ , so verliert der Körper in die Flüssigkeit und bleibt innerhalb derselben in Ruhe.  $M$  ist hier das Volumen des Körpers,  $p$  der von ihm in dem Wasser eingenommene Raum,  $P$  seine spezifische Schwere, und  $p$  die spezifische Schwere des Wassers. 2) Ist  $P > p$ , daher auch  $P \cdot M > p \cdot m$ ; so wird der Körper zu Grunde gehen, und mit einer Kraft  $(P - p) \cdot M$  auf den Grund drücken. Wenn hingegen 3)  $P < p$ , so wird auch  $m < M$ , und der Körper schwimmt auf dem Wasser, sobald blos der Theil  $m$  davon eingetaucht ist. Soll er sich dabei in einem Zustande der Ruhe des Gleichgewichts befinden, so wird erfordert, daß sein Schwerpunkt und der Schwerpunkt des eingetauchten Theiles in einer und derselben senkrechten Linie liegen. Wäre dies nicht, so schwankt der Körper hin und her, bis er eine solche Lage annimmt, wo sein Gewicht und der senkrechte Gegendruck des Wassers (der Auftrieb) einander gegenseitig aufgehoben haben. Dieser Auftrieb wird durch eine starke Strömung des Wassers insofern verstärkt, als durch die letztere immer neue Wassertheilchen sich unter den schwimmenden Kör-

per schieben und die von ihm verdrängten ersetzen. Noch fehlen genaue Erfahrungen hierüber, doch ist den Schiffen bekannt, daß die aus einer schnelleren Strömung kommenden und auf diese geladenen Fahrzeuge in einem größern Flusse tiefer einsinken, worauf bei ihrer anfänglichen Befrachtung gleich Rücksicht genommen werden muß. Andere Untersuchungen über die Seitenbewegungen (Schwankungen) schwimmender Körper finden sich im Art. Fahrzeuge. (v. Hoyer.)

DRUCK (Chirurgie), Compression, Compresio s. Pressio, ist als Krankheitsursache und als Heilmittel zu betrachten. — I. Druck als Krankheitsursache. Die Wirkungen des Druckes sind verschieden nach Stärke, Dauer und den Organen, welche denselben erleiden. Wird der Druck auf gesunde Theile nicht sehr stark angebracht, so sind die nächsten Folgen Minderung des Blutumlaufes, Störungen der Verrichtungen der Organe und mehr oder weniger unangenehme Empfindungen. Es kann aber auch der Druck bis zur gänzlichen Unterbrechung des Blutumlaufes, Verlust der Wärme, heftige Schmerzen oder Gefühlslosigkeit und Unbeweglichkeit (Paralysis), wenn er Gliedmaßen trifft, gesteigert werden. Wenn man z. B. die Haut nur mäßig und kurze Zeit drückt, so wird das Einströmen des Blutes gehemmt, die gedrückte Stelle wird weiß; war der Druck stärker und hat er länger gedauert, so sind vorübergehende Blutcongestionen und Rötung der gedrückten Hautstelle die Folge; nach noch heftigerem Druck entstehen Anschwellungen, Blutunterlaufungen (Eugilationen), fortbauende Schmerzen nach aufgehobenem Druck, auch wol Entzündung, Brand und Absterben eines Theiles, wie dieses beim Aufliegen, zuweilen auch nach zu fest angelegtem Verbands bei Beinbrüchen der Fall ist. Ein gleichmäßiger Druck über ein ganzes Glied oder den größten Theil desselben wird besser vertragen, als ein Druck auf eine einzelne, selbst kleine Stelle desselben; daher ist es bei Beinbrüchen, Verrenkungen, größeren Wunden und dergl. Regel, das Glied weit über die verletzte Stelle hinaus einzuwickeln. Uebllicher Druck auf Venen oder Saugaderstämme kann Anschwellungen der Gliedmaßen, durch Stöckung der Lymphe in dem Zellgewebe, auch in den unterhalb des Druckes gelegenen Venenstämmen, Blutadernoten (Varices) bewirken, wie dieses bei Schwangeren durch den Druck der aufgebundenen Gebärmutter auf die Schenkel- und Beckenvenen nicht selten geschieht. Kräftig der Druck die Nerven oder Arterienstämme, so können Abkumpfung des Gefühls und mangelhafte Ernährung, Abmagerung, die Folgen sein. Druck auf einzelne Nerven, z. B. durch Geschwülste der harten Hirnhaut oder Knochengeschwülste, kann Empfinden der Sinneswahrnehmungen und gänzlichen Verlust desselben bewirken, so hat man schon öfter Blindheit, Taubheit und Verlust des Geruches entstehen sehen. Durch Druck von Geschwülsten in der Brust- und Unterleibshöhle können mancherlei schmerzhaftes Gefühl, Nervenzufälle und Erdrungen in den Verrichtungen der Organe hervorgerufen werden.

II. Druck als Heilmittel. Die Anwendung



des Druckes zur Heilung von Krankheiten, oder doch zur Unterstützung anderer Heilmittel, ist vielfach, wie sich aus folgender Aufzählung der Hauptanzeigen zur Anwendung desselben ergeben wird.

1) Mittels mäßigen Druckes werden durch Schnitt-, Hieb- oder Schußwunden getrennte Gewebe aneinander gehalten, um das Zusammenheilen zu befördern; man zieht daher bei kleinen Schnitt- oder Hiebunden die Wunden mit Heftpflaster zusammen; bei größeren Wunden tiefer Art, bei tief eindringenden Brust- und Bauchwunden, wenn nicht innere Organe zugleich verletzt sind, werden vorher blutige Hefte angelegt, und über die Heftpflaster hinweg die Wunde mit Binden umwickelt. Ebenso verfährt man auch bei Wunden, die durch chirurgische Operationen verursacht worden sind.

2) Aus ihrer Lage verrückt gewesene und wieder in dieselbe zurückgebrachte Gebilde werden durch zweckmäßigen Druck in ihrer Lage erhalten. Dabei ist noch die Einrichtung vorzuziehen oder gebührender Umfassung jederzeit notwendig. Auch bei unvollkommener Ausdehnung der Knochen einer Gelenkverbindung (Subluxationen), Dehnung oder theilweisen Zerreißung der Bänder, besonders in dem Hand- und Fußwurzelgelenk, ist der anhaltende Druck durch Binden oder Pflasterstreifen meistens das beste Heilmittel. Der als Volksmittel schon bekannte Gebrauch von Pflastern in diesen Fällen ist demnach nicht ganz zu verwerfen; nur dadurch kann er sehr schädlich werden, wenn man sogleich nach der Verletzung während der Entzündungsperiode stark reizende Serpentin- oder Harzpflaster um das Gelenk legt, wie von Nichtärzten leider so häufig geschieht; in jener Periode sind nur Umschläge von kaltem Wasser allein oder mit Essig, auch wol Salmiak anzuwenden.

3) Es werden Gefäßwände aneinander gedrückt, um die Verwundung derselben zu bewirken. Bei Verwundungen von Venenstämmen reicht der Druck allein schon hin, um diesen Zweck zu erreichen, wie jeder Alergia beweist. Aber auch kleine Arterienwunden hat man bisweilen durch Einwickelung des ganzen Gliedes, und da, wo die Arterie auf einem Knochen auslag, durch Andrücken gegen denselben geheilt; wo dieses nicht gelingt, ist das Zusammendrücken mittels der Unterbindung erforderlich.

4) Des Druckes mittels Einwickelung der Glieder bedient man sich, um das Einströmen des Blutes in einzelne Gefäßstämme zu mindern, z. B. bei Blutadernknoten (Varices), Pulsadergeschwülsten (Aneurismen).

5) Bei Blutungen aus verletzten Arterien, um sie zu stillen, oder bei Operationen, um jene zu verhüten, wird der Hauptstamm der Arterien eines Gliedes mittels des Fingers, einer Compresse oder Lampons, gegen den Knochen, auf welchem er am freiesten liegt, ange-drückt, z. B. die Schlüsselbeinshlagader über dem Schlüsselbeine gegen die erste Rippe, die Schenkel Schlagader gegen die horizontalen Äste des Schambeines.

6) Durch mäßigen Druck wird die Abtheilung der Saugadern und Venen vermehrt, die Einsaugung ausgetretener Flüssigkeiten der Lymphe oder des Blutes be-

fördert, zugleich auch dem Zellgewebe und gallstoffigen Gebilden der Geschwülste oder verlorne Tonus widergegeben. Man bedient sich daher der Einwickelung der Glieder, der Schenkstrümpfe, Binten oder Pflaster, bei ödematischen Geschwülsten, Empyogeschwülsten und Blutaustritten.

7) Auch der Tonus der Muskeln wird durch gelinden Druck wieder hergestellt; besonders bedient man sich zu diesem Zwecke der Bauchbinden nach Entleerung des Baßers aus der Unterleibshöhle, nach Geburten, bei schneller Abmagerung, um den ausgedehnt gewesenen Bauchmuskeln die gehörige Spannkraft wieder zu verschaffen.

8) Aus der normalen Lage oder den ihnen zukommenden Höhlen gewichene Organe werden durch Druck an den für sie bestimmten Ort zurückgebracht und in demselben erhalten, wie Hernien durch die Bruchbänder. Vorfälle und Umstellungen der Gebärmutter, durch Mutterschnitz, Paraphimosis, Kitropium, Eutropium und dergl. durch Pflaster, Binden oder blutige Hefte.

9) Man bedient sich des anhaltenden, längere Zeit fortgesetzten Druckes mittels der Pflasterstreifen oder Binden zur Heilung schlaffer, variköser oder sonst trübsüchtiger Geschwüre, der Keilgeschwüre überhaut; besonders solcher, die nach Drüsenvereiterungen entstehen.

10) Die Empfindlichkeit der Nerven wird durch einen passenden, nach der Individualität des Kranken zu bestimmenden Grades von Druck gemindert, so selbst Schmerzen beruhigt, z. B. Kopfschmerzen durch Aufamendrücken des Kopfes von der gegenüberliegenden Fläche, Zahnschmerzen durch Druck auf die Zahnkronen, heftiges Niesen durch Aufamendrücken der Nasenwurzel. Moiré hat diese Erläuterungen benutzt und ein eigenes Nervencompressorium in Vorschlag gebracht (es ist in Peil's Lehrbegriff der Wundarzneikunst. 4. Bd. 3. Ausg. S. 527. t. VII. f. 1 u. 2 beschrieben und abgebildet), welches bei schmerzhaften Operationen, namentlich den Amputationen, gebraucht werden soll; allein es hat seinem Zwecke nicht entsprochen, und wird daher kaum mehr von einem Wundarzte angewendet.

11) Auch in der Absicht, um durch den Druck auf Nervenstämme zu wirken, hat man den Vorschlag gemacht, bei Personen, die an epileptischen Zufällen leiden, jenseit der Stelle, wo die ersten krampfhaften Gefühle (aura epileptica) ausgehen, Binden anzulegen; auch bei Wechselstößen soll man, sobald der Frost beginnt, durch Binden einen Druck auf die Gliedmaßen anbringen, um die Anfälle zu unterdrücken; allein der Erfolg hat den Erwartungen nicht entsprochen.

12) Endlich hat man den Druck zur Cur von Geschwülsten, krankhaften Gebilden und Wucherungen empfohlen, theils um die Ernährung zu hemmen, theils um die Resorption, Verschrumpfen, Einkürzen und Zurückbilden derselben zu bewirken. In dieser Absicht bringt man bei Wucherung von Fleischwüchsen, in Wunden und Geschwülsten (Caro luxurians), bei Eitern, Krebsgeschwüren, Drüsen- und Folgeschwülsten den Druck an; man unterbindet Wargen, Gonythomen und Pelpen,

und neuerlich hat Fride durch mehre Beobachtungen bewiesen, daß auch Höhenentzündungen durch die Compression zertheilt werden können. (Man f. Diessenbach, Fride und Dypenheim, Zeitschrift für die gesammte Medicin. 1. Bd. 1. H. [Hamburg 1836.] S. 29.)

Um den Druck auf einzelne bestränzte Stellen, z. B. Arterienstämme zur Stillung von Blutungen, anzubringen, bedient man sich der Finger, Tampons, Tourniquets oder Compressorien. Damit der Druck kräftiger ausgeübt werden könne, hat man die Griffeltourniquets empfohlen (die Ebrich'sche Kräfte); die Pelotte ist nämlich an einem Stöckchen, an dem einen Ende mit einem hölzernen Handgriffe versehenen Stiele befestigt. Brunningsbauer's Griffeltourniquet unterscheidet sich nur durch die gepolsterte Pelotte. Um auf ganze Glieder oder doch einen großen Theil derselben einen gleichmäßigen Druck einwirken zu lassen, reicht oft schon die einfache Einbinde, Pflaster oder Pflasterkreisen hin, oder es werden besondere Bandagen für einzelne Glieder gefertigt, wie Schnürkrümpe, Leibbinden und nach Form und Beschaffenheit der Theile verschiednen zusammengelegte Compressorien. Schon Knipfhol hat in seiner Dissertation de compressione (Erfordiae 1754) lehrreiche Bemerkungen über den Nutzen des Druckes in therapeutischer Beziehung mitgetheilt. Unter den neueren Abhandlungen über diesen Gegenstand sind vorzüglich folgende zum Nachlesen zu empfehlen: Lombard, Opusculum de chirurg. sur l'utilité et l'abus de la compression (Sirasb. 1786). Übers. Lombard, Abhandlungen über den Nutzen und Mißbrauch des Druckes (Leipzig 1787). Thore, Sur l'utilité de la compression dans les maladies chirurgie. (Paris.) An. II. Ouvrage, Avantage et inconvénients de la compression (Paris 1807). Jodinaux, Essai sur la compression considérée comme moyen thérapeutique (Paris 1810). Burchstaedt, De artium ligaturis (Nauisburg 1773). Über den glücklichen Erfolg der Anwendung des Druckverbandes bei Hohlgeschwüren theilt Dr. Pott mehre Erfahrungen mit in von Gräfe's und Walther's Journal für Chirurg. XIV, 17. S. 303. (Seiler.)

DRÜCK (Ferdinand), geb. den 9. Oct. 1754 zu Marbach im Württembergischen und der Sohn eines vorzigen Apothekers, verdankte seine wissenschaftliche Bildung dem württembergischen Klosterschulen und dem theologischen Stifte zu Tübingen. Im J. 1779 ward er Lehrer der griechischen und römischen Literatur an der Karlschule zu Stuttgart, und nach deren Aufhebung (1794) Professor der alten und mittlern Geschichte, der Religionsgeschichte und der griechischen und römischen Sprache an dem obern Gymnasium zu Stuttgart, mit Beibehaltung des Bibliothekarsats an der dergl. Bibliothek, welches er im J. 1788 erhalten hatte. Sein Tod erfolgte den 17. April 1807. Unter den glücklichen Naturanlagen und Talenten, mit denen die Natur ihn ausgerüstet, traten sein tief eindringender und bestimmt unterscheidender Scharfsinn, sein treues Gedächtnis und die zarte Empfindlichkeit für alles Große und Schöne am deutlichsten hervor. Früh war ihm das Studium der Griechen und Römer die Haupt-

aufgabe seines Lebens geworden, und wie tief er in den Geist der Alten eingedrungen war, bewiesen mehre seiner literarischen Arbeiten. Dahin gehören die Abhandlungen: De virtutibus vitiiisque Homeri et Virgilii ex seculi ipsorum indole aestimandis. (Stuttg. 1780. 4.) De orthographiis veterum Romanorum circa scribendam suam linguam moliminibus. (Ibid. 1784. 4.) Commentario in locos aliquot ex Taciti vita Agricola et dialogo de oratoribus (Ibid. 1799. 4.) u. a. m. Eine schätzbare Sammlung mehrer classischen Ergebnisse seines Geistes veranlaßte nach seinem Tode sein Freund K. Ph. Götz unter dem Titel: K. F. Drück's kleinere Schriften (Tübingen 1810—1812.) 3 Bde. Aus seinem literarischen Nachlasse, von Wedderlin herausgegeben, erschien noch Drück's Anthologia graeca (Stuttg. 1808). Mit den seltenen Kenntnissen, die er in vielen Schriften und in seinem vielfach beschriebenen Unterricht entwickelte, vereinigte er in seinem Charakter als Mensch manche Vorzüge, die ihm allgemeine Verehrung erwarteten. (Heinrich Döring.)

DRUCKEN und BLICKEN, Kunstausdruck in den zeichnenden Künsten, der sich auf Vertheilung von Licht und Schatten bezieht. Einen Drucker nennt man eine in ein besonderes Licht gesetzte Partie, und Drucken also, eine Partie in ein solches Licht bringen. Blicken heißt: die Lichter an gewissen Stellen heller machen, als an den andern. Weid's kann nicht anders geschehen, als durch Anwendung von stärkerer Farbengebung an gewissen Stellen, wodurch sich diese vor den andern, jedoch in Gemäßheit der Haltung des Ganzen (s. d. Art. Haltung), auszeichnen. Schon bei bloßen Stiftzeichnungen kann dieses erreicht werden. Man bedient sich des Ritzstils und der schwarzen Kreide, um Drucker zu geben, und der weissen, mit Summiwasser angemachten und mit dem Pinsel aufgetragenen Kreide, um zu blicken. (H.)

Drucker-schwarz, Schwärze oder Farbe, f. Schwarzfarb.

DRUCKKUGEL (Globe de Compression), nannte Beilbor, dem der unterirdische Krieg seine ersten und wichtigsten Fortschritte verdankt, die überladenen Rinnen, die einen Trichter von weit größerm Durchmesser herauswerfen, als die doppelte Linie des geringsten Widerstands beträgt, und die in noch größerer Weite alle in ihrem Bereiche liegende Gänge und Höhlungen unter der

1) Proben einer Uebersetzung von Tacitus' Zährtheden und außerdem Uebersetzungen aus jenen Historie und aus der griechischen Anthologie befinden sich in Hauff's Pöbeltheil (1808. 8. 1—8). 2) Die Abhandlung: De eloquentia Homeri (Stuttg. 1779. 4.), sowie die Programme: Is obitum Koestlini (Ibid. 1783. 4.) und: Wie die Alten die Geschichte behandelt haben (Gend. 1786. 4.), werden ihm von Meusel (im griech. Anzeiger. 2. Bd. S. 109) irrig beigelegt. 3) J. P. Roth (f. der Verfasser jener Schriften). 4) Bgl. sein Leben von K. Ph. Götz bei seinen kleinen Schriften. Stuttg. 1810. (C. J. F. Roth) P. F. Drück, Prof. Stuttg. nuper defuncti, laudatio. Sectio I. 1807. Wergensblatt für gebildete Erden. 1807. Nr. 122—123. 9 abt's Abent. 1807. 23. St. S. 186 fg. Meusel's griech. Anzeiger. 2. Bd. S. 109. 2. Bd. S. 258. 11. B. S. 178. 18. B. S. 295. 17. S. 454.

Erde eindrückten. Er bewies durch seine Versuche zu Bisy und La Hère, daß die allgemein angenommene Meinung der Minierer un gegründet sei, weil stärkere Ladungen auch unter allen Umständen größere Trichter und größere Druckkugeln (Wirkungssphären) geben, deren Halbmesser mit den Ladungen in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Der preussische Ingenieur Major Le Febvre wiederholte diese Versuche, und erhielt ein ebenso günstiges Resultat; jedoch man ohne Bedenken als allgemein gültigen Grundsatz aufstellen konnte: „Die Wirkungen stärkerer Ladungen stehen alle Zeit im directen Verhältnisse der angewandten Ladungen.“ Da nun jene durch die Breite des herausgeworfenen Trichters gemessen werden, so dient diese Breite nothwendig auch zur Bestimmung der Ladungen, die sich wie die Quadrate der Trichter-Halbmesser, vermehrt durch die kürzesten Widerstandslinien, verhalten. Die verschiedenen Schriftsteller über den Minierkrieg haben jedoch keineswegs diese Regel allgemein befolgt; sie fühlten wohl, daß die praktische Regel der Minierer: „Von dem Quadrate der kürzesten Widerstandslinie die letzte Ziffer abzuschneiden und die dann übrigbleibende Zahl nochmals mit der kürzesten Widerstandslinie zu vermehren, keineswegs den Zweck erfüllt. Belidor fand durch weitläufige Rechnungen als Resultat, daß die Ladungen sich wie die Kuben der durch sie erzeugten Wirkungssphären verhalten, er bekam jedoch etwas zu schwache Ladungen; Andere befolgten ein anderes Verfahren, und erhielten dadurch mehr oder weniger abweichende Bestimmungen, wie nachstehende Tafel zu erkennen gibt, wo die kürzeste Widerstandslinie allgemein zu 12' angenommen ist.

Namen der Schriftsteller.	Verlangte Halbmesser der Trichter in leichtem Sandboden.			
	18'	24'	30'	36'
	Pfund.	Pfund.	Pfund.	Pfund.
Belidor, d'Arle-				
tan, v. d. Lahr	365	696	1203	1958—3600
Gillot . . . .	388	691	1080	1555
Mouré . . . .	396	704	1100	1584
Maréscot . . .	502	1115	2094	3545
Le Brun . . .	522	1160	2176	3660
Dobenheim . .	456	1080	2219	4320

Es läßt sich jedoch mit Grund annehmen, daß die verschiedene Beschaffenheit und Güte des zu den Ladungen angewandten Pulvers Einfluß auf die Stärke der Ladungen hatte, die verringert, nicht die geforderte Wirkung hervorgebracht haben würden. Bei den Angriffsminen ist es aber offenbar vortheilhafter, eine größere als eine kleinere Wirkungssphäre (Druckkugel) zu erzeugen, um die feindlichen Galerien aus einer desto größeren Entfernung zu querschnen und zu zerstören. Aus diesem Grunde hat man auch die bei dem Sprengen in den Bergwerken zuerst bemerkte physische Erscheinung benutzt, daß der Zutritt der atmosphärischen Luft das Verpuffen des Schießpulvers verlangsamt; deshalb rief Le Febvre, bei

starken Ladungen die Kammer um den Pulverkosten nicht auszufüllen, sondern einen leeren Raum zu lassen, weil dadurch ein weiterer Trichter entstehe. General Maréscot hat im J. 1800 in Mainz durch Versuche ermittelt, daß ein leerer Raum, dem 3fachen Pulvervolumen gleich, den größten Trichter herausgab (29' weit), derselbe war jedoch nicht rein ausgeworfen und die Beschüttung nur gering. Weit stärker war die letztere bei einem leeren Räume von 216 Würfel Fuß (zu dem sich die Ladung wie 1:110 verhielt), der Trichter aber nur 27½' weit, nicht ganz das Dreifache der kürzesten Widerstandslinie von 10', bei einer Ladung von 100 Pfunden. Die Verminigung von ½ oder ⅓ trockener Sägespäähne von kiefernem Holze, die sich bei dem Steinsprengen in Bergwerken als vortheilhaft erwiesen hat, gewährte nach 7 Versuchen in Preußen und Rußland nur geringen oder keinen Vortheil. Wichtiger erscheint die Erfahrung, daß durch Verhärkung der Ladungen in einem bestimmten Verhältnisse die Besetzung der Mine zum Theil oder ganz unterlassen und dennoch dieselbe Größe der Druckkugel hervorgebracht, durch Anbringen der Ladung auf der Sohle eines vom Horizonte abgetheilten Schachtes aber die Zerstörung einer feindlichen Galerie in einer und derselben Nacht bewirkt werden kann. Nach vielfachen Erfahrungen in Frankreich, Teutschland und Rußland ist das Verhältniß der verhärteten Ladungen zur Länge der verringerten Besetzung um eine gleiche Wirkung zu erlangen:

die Ladungen . . . . . 1, 1½, 1½, 2½,  
die Länge der Besetzung . . 1, ½, ⅓, 0,  
d. h. 2½ der einfachen Ladung, ohne Besatz und Verriegelung, bringt alle Zeit die Wirkung einer gehörig verdamnten Mine mit der ihrer kürzesten Widerstandslinie und der Größe der Wirkungssphäre, welche man erzeugen will, angemessenen Ladung hervor.

Bei der hohen Bedeutung, welche die genaue Bestimmung der Größe der Druckkugel für den Minierkrieg hat, weil sie die Entfernung anzeigt, in welcher die Contregalerien des Feindes durch die überladenen Minen eingebrückt und unbrauchbar gemacht werden, ist es unerlässlich, sich mit der Untersuchung dieses Gegenstandes zu beschäftigen. Belidor hatte bei den Versuchen zu Bisy im J. 1753 gefunden, daß eine 42 Fuß von der mit 3000 Pfund geladenen Kammer entfernte Galerie 48 Fuß lang eingebrückt ward, obgleich bei 12 Fuß kürzester Widerstandslinie und 66 Fuß Durchmesser des Trichters der Explosionsradius nur 35 Fuß ist. Er schloß demnach, daß der Radius der Wirkungssphäre das Vierfache der Linie des geringsten Widerstands sein könne. Weil zugleich eine 14 Fuß unter der spielenden Mine liegende Galerie nur bis auf 38 Fuß eingebrückt war, schloß Belidor auf eine elliptische Form der Wirkungssphäre, die auch Gumbry und Le Brun annehmen und die Ursache der abnehmenden Kraft in der größten Festigkeit des Erdbodens nach Unten zu, annehmen, sodas der Halbmesser der Druckkugel unterwärts nur wenig über die Hälfte des Halbmessers in horizontaler Richtung sei. Dobenheim (Oberstlieutenant und, durch den Kunstseid seiner Vorgesetzten sehr gekränkter, Professor bei der Ingenieurschule

zu Weh) findet den Grund der elliptischen Gestalt der Druckkugel in dem gleichförmigen Widerstande des Erdbodens um den Trichter, der aber durch das Emporwärtreten der Erdarbe in vertikaler Richtung sehr verringert wird, weshalb die fortstößende Kraft des Pulvers unterwärts nicht soweit sorgen kann, sondern eine gedrückte Kugel bildet. Er setzt dabei den Umkehrungspunkt dieser Ellipse in die Mitte der Minenkammer, und nimmt an, daß ihre beiden Axen sich wie der Explosionsradius (die aus dem Centrum der Kammer nach dem Rande des Trichters gezogene Linie) zur kürzesten Widerstandslinie verhalte, wodurch die Gleichung der Ellipse

$$y = \frac{a}{b} \sqrt{b^2 - x^2}$$

wird, die Ordinaten von dem Mittelpunkt an gerechnet. Setzt man die Entfernung der feindlichen Galerie (der Explosionsradius) = 30, die kürzeste Widerstandslinie = 10, wenn aber  $x = 10$ , so wird  $y = r$ , dem Halbmesser des Trichters. Weil nun

$$r = \frac{a}{b} \sqrt{b^2 - 100}$$

und  $30 : 10 = a : b$ , so wird

$$b^2 = \frac{100 \cdot a^2}{a^2 - r^2} = \frac{100 \cdot a^2}{900}$$

und demnach die halbe große Ase  $a = 10 \sqrt{1 + 2n^2}$  und die halbe kleine Ase

$$b = \frac{10 \cdot a}{30} = 10 \sqrt{\frac{1 + 2n^2}{(1 + n^2)}}$$

Ist  $n = 1$ , so wird  $a = 173,2$ ; ist hingegen  $n = 3$ , so bekommt man  $a = 435,8$  als die Weiten, in denen unter dem angenommenen Werthe von  $a$  die feindlichen Minengänge eingebracht werden. Da ferner der Halbmesser des Trichters einer überabenen Mine gleich der Wurzel aus dem Quadrate des Explosionsradius minus dem Quadrate der kürzesten Widerstandslinie, oder hier

$$r = \sqrt{900 - 100} = 28,28,$$

so wird aus dieser bekannten Größe die Ladung leicht gefunden (nach Dohensheim's Formel  $= 100 \left( \frac{n^2 + 1}{4} \right)$ ).

Soll nun eine neben oder unter der Angriffslinie hinlaufende Galerie zerstört werden, gibt das Verhältniß  $1 : 0,823$  die beiden Axen der elliptischen Wirkungskugel, des Explosionsradius und des Halbmessers des Trichters, woraus sich die kürzeste Widerstandslinie und die Ladung ergibt. Die doppelte ist nach Dohensheim's

eben angeführter Formel  $\pm 1000 \left( \frac{n^2 + 1}{4} \right)$ , und wenn

$$n = 1,4 \text{ Fuß}, 200 \left( \frac{1,96 + 1}{4} \right)^2 = 438; \text{ wenn näm-}$$

sich die kürzeste Widerstandslinie, oder die Tiefe des Schachtes 10 Fuß; die horizontale Entfernung des 20 Fuß tief vorbei laufenden Schachtes 9 Fuß. Es ist dadurch die directe Entfernung der Galerie

$$= \sqrt{81 + 100} = 14$$

nahe; ferner ist das Verhältniß der beiden Ellipsenaren  $a : b = 17,2 : 14$  oder  $1 : 0,823$ , welches 14 Fuß für den Halbmesser des Trichters gibt; man bekommt dadurch  $1600 : (14)^2 \cdot 10 = 100 : \frac{196000}{1000} = 196$  Pfund.

Diese verdoppelt und um  $\frac{1}{4}$  vermehrt, geben  $392 + 49 = 441$  für die wirkliche Ladung, um die verlangte Druckkugel hervorzubringen. (v. Hoyer.)

DRUCKWERKE (pompes résolvantes), sind Maschinen, bei welchen das Wasser in einer Röhre (dem Stiefel), vermittelst eines Stempels (des Kolbens) in einer andern mit jener verbundenen Röhre in die Höhe gedrückt wird. Schon Vitruv kannte diese Maschine, und schreibt ihre Erfindung dem Ktesibios, ungefähr 150 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, zu; Keupold (Theatr. machinar. hydraul. Tom. I. c. 12. Tom. II. c. 10) und Velidor (Architect. hydraul. III. c. 3) nachher Bossut, Prony und der so vielfach verdiente Langsdorff haben verschiedene Einrichtungen derselben beschrieben, und man hat sie häufig angewandt, die Gemäuer aus den Bergwerken zu schaffen, oder Springbrunnen zu bilden, oder höher gelegene Orte aus niedrigen mit Wasser zu versehen. Eine der größten und berühmtesten Anlagen dieser Art befindet sich in Marly, unweit Paris, durch welche die Gärten zu Versailles und Trianon ihre Springwasser aus der Seine bekommen. Sie ward unter Ludwig XIV. und Colbert von dem Baumeister Maresquieu ausgeführt und soll über acht Millionen Livres gekostet haben, denn 1800 Menschen arbeiteten sieben Jahre daran. Das Druckwerk wird von 14 unterschiedlichen Wasserträhern getrieben, von denen 64 Druckwerke durch Saugröhren das Wasser aus dem Flusse heben und in die 150 Fuß höher liegenden zwei Behälter drücken. Aus diesen kommt das Wasser in zwei andere Behälter, 175 Fuß über den ersten und 224 Toisen von ihnen entfernt, oder 324 Fuß von dem Flusse. Der letzte Behälter befindet sich auf einem Thurme, 502 Fuß über dem Wasserspiegel der Seine, und 614 Toisen von demselben entfernt. Die gemauerte Wasserleitung ruht auf 36 Bogen und ist 650 Toisen lang.

In jedem Druckwerke ist die Hauptröhre oder der Stiefel aus Eisen, Kupfer oder Messing gegossen, und an seinem untern Theile mit dem Steigrohr verbunden, in welches das Wasser durch den im Stiefel auf- und abgehenden Kolben gepreßt wird. Das untere Ende dieser beiden Röhren ist durch Klappen oder Ventile verschlossen, die sich einwärts öffnen, damit das Wasser in sie hereintreten, aber nicht wieder zurückfließen kann. Der Wasserspiegel des Behälters, welcher vermittelst einer Röhrenleitung mit dem untern Theile des Stiefels verbunden ist, muß höher liegen, als die untere Fläche des Kolbens bei seinem höchsten Stande, damit das Wasser immer nachfließt, wenn der Kolben aufwärts gezogen wird und der ganze Raum unterhalb desselben, sowie den untern Theil der Steigröhre bis an die Klappe derselben anflutet. Durch das Niedergehen des Kolbens schließt sich die Klappe der Zuflußröhre, damit das Wasser keinen andern Ausgang findet als in die Steigröhre, in der es

Anfange bis über die Klappe, durch das wiederholte Steigen und Sinken des Kolbens oder bis zu der Höhe des Abflusses steigt. Von da an wird bei jedem folgenden Sinken oder Schub die ganze Wassermenge ausgegossen, welche der Stiefel bis an den höchsten Stand des Kolbens aufzunehmen vermag. Der letztere ist nun ein Haupttheil des ganzen Druckwerkes, er muß daher 1) fest und dauerhaft genug sein, um dem Gegenbruche des Wassers zu widerstehen, ohne schädlich und unbrauchbar zu werden; 2) fest und luftdicht an die innern Wände des Stiefels zu liegen, ohne doch 3) durch zu große Länge eine zu starke Reibung hervorzubringen, deshalb möglichst kurz sein. Man sucht diese Eigenschaften des Kolbens durch folgende Beschaffenheit desselben zu erreichen. Er besteht entweder aus einem eisernen Bolzen, an dem sich Scheiben von starkem Sohlenleder zwischen zwei eisernen Scheiben aufgeschoben befinden, daß sie einen 3—4 Zoll langen Cylinder bilden, der auf der Drehbank dergestalt abgedreht wird, daß er sich ohne hindernde Reibung in dem Stiefel hin- und her schieben läßt. Ober man nimmt anstatt des lebernen Cylinders einen hölzernen, 8—10 Zoll hohen, von Hainbuchen, Ahorn oder Eichen, auf seiner äußern Fläche ein wenig dachl aufgedreht, und mit einem ebenso breiten Riemen beagelt, der an einem eisernen Bolzen geschoben, die Dienste des Kolbens sehr gut leistet. Die Klappe mit, welche bloß aus einemeller von starkem Sohlenleder A, zwischen zwei Scheiben von Eisenblech geschraubt besteht, deren obere 1½ Zoll größer, die untere aber 1 Zoll kleiner im Durchmesser ist, als die innere Weite der zugehörigen Röhren, müssen durch ihr Gewicht leicht zufallen und gut schließen. Ein angebrachter leberner Schweiß dient als Gewinthe, um die Klappe bei ihrer Bewegung fest zu erhalten. Hat nun das Druckwerk nur einen Stiefel, der entweder senkrecht stehend, oder horizontal liegend ist, so heißt es ein einfaches; werden aber zwei oder mehr Druckwerke unter sich und mit der Steigrohre verbunden, bekommen sie den Namen eines doppelten Druckwerkes. Hier werden die Kolbenstangen an einen Wagnagel gehangen, welcher durch die an dem Krummzapfen des Wasserrades hängende Bißschlange bewegt, sich in der Mitte um einen festen Zapfen dreht, so daß der eine niederfällt, während der andere Arm aufwärts geht. Man kann auf gleiche Weise vier gemeinschaftlich durch das Wasser getriebene Kolben mit einander verbinden; doch hat die Überwindung der bedeutenden Reibung hier ihre eigene Schwierigkeit. Nur wenn der Mangel an Aufschlagwasser es vielleicht unmöglich macht, zwei jeßzollige Stiefel zu haben, würde man anstatt derselben vier siebentzollige wählen können, um dann bei Wassermangel zwei Kolbenstangen abzuhängen und zwei geben zu lassen; so dürfte doch das Werk nicht ganz still stehen. Langsdorff (Lehrbuch der Hydraulik. S. 418) schlägt jedoch andere Mittel vor, durch eine veränderte Einrichtung des Krummzapfens dieselbe Absicht bei einem Druckwerke von zwei Stiefeln zu erreichen, wo vermittle eines liegenden Stiefels, durch Hinzufügung eines Windstiefels, die ganze Einrichtung noch vereinfacht werden könnte. Bei allen

Druckwerken ist es notwendig, daß der Kolben, ehe die Maschine in Gang gesetzt wird, völlig bis an das Ende des Stiefels in demselben hinunter geschoben ist, oder es wird der Stiefel aus dem Behälter mit Wasser gefüllt, und dann erst der Kolben eingebracht, damit zwischen der untern Fläche desselben und dem Wasserspiegel keine Luft bleibt; sie würde nachher nicht hinwegzubringen sein, und der Kolben würde nunmehr nicht die gehörige Menge Wasser hindurchdrücken, weil er die unter ihm befindliche Luft oerber zusammenbrücken müßte, ehe er auf das Wasser wirken könnte. Wenn nun durch den Gang des Druckwerkes das Wasser im Steigrohr immer höher hinaufgetrieben wird, muß notwendig auch die Luft immer mehr zusammengedrückt und ihr Druck auf die untere Klappe stärker werden, so daß diese sich gar nicht mehr öffnet und kein neues Wasser aus dem Behälter zufließen kann. Die ganze Wirkung würde sich daher aus das Zusammenbrücken der unter dem Kolben befindlichen Luft durch den Schub desselben, beschränken, weil sie sich während des Hubes jedes Mal wieder ausdehnt. Liegende Stiefel erwähnen hier den Vorzug, daß sie sich ganz mit Wasser anfüllen, ehe dasselbe eine Seitenöffnung erreicht; jene eben erwähnte nachtheilige Erscheinung kann daher bei ihnen niemals stattfinden.

Um den Kolben des Druckwerkes in Bewegung zu setzen, dienen: a) die Kräfte der Menschen, wie z. B. bei den Feuersprängen; bei größten, für eine längere Dauer der Bewegung bestimmten, würde jedoch dieses Mittel zu viel Kosten verursachen, man muß andere Kräfte an ihre Stelle setzen, wozu sich am natürlichsten das Wasser selbst darbietet und auch am häufigsten benutzt wird; dieses geschieht b) durch Wasserräder (s. d. Art.), die entweder unterschlächtig oder oberflächlich, oder Segner'sche (durch die Rückwirkung des Wassers getrieben) sind; oder c) durch die sogenannte Wasserschneckenmaschine (Bergmann'sche Journal 1793), von der besonders in den ungründigen Bergwerken vielfacher Gebrauch gemacht wird. Endlich dienen d) auch die, aus England zu uns gekommenen Dampfmaschinen für diesen Zweck, auf deren Verbesserung man dort unausgesetzt bedacht ist. Wenn diese auch viel leisten, stehen ihnen doch die großen Kosten der Anlage und der Unterhaltung entgegen, weshalb man auch in Cornwallis häufig die Wasserschneckenmaschine zum Betriebe der Druckwerke anwendet. Nach den Untersuchungen der Professoren Jameson und Leslie ist die Wirkung des Wasserfußes von 1000 Würfel Fuß, das in einer Minute zehn Fuß hoch heraufstößt, dem Effect einer Dampfmaschine von 20 Pferden Kraft gleich. Es kostet aber diese letztere jährlich 1000 Pf. (12,000 Fl.), folglich ist ihr jede Wasserleitung vorzuziehen, die bei geringern Kosten dieselbe Wassermenge liefert. Nimmt man diese letztere zur eine Zeitekunde M; den Weg des Kolbens, den er im Stiefel hin und her zurücklegt, b; die Weite des Stiefels, oder die Grundfläche des Kolbens W; seinen

$$\text{Durchmesser } d; \text{ die Zahl der Kolben } m; a = \frac{1}{10 + d + a} + \frac{0,05}{d}; u = 1 + mad; \text{ die Zeit des Hin- und Her-}$$

gehend, oder des Kolbenspieles  $t$ ; den Inhalt einer Wasser-  
säule in Würfelfuß, wodurch die den Kolben nieder-  
drückende Kraft dargestellt wird,  $P$ ; die Länge der ganzen  
Röhrenleitung bis zum tiefsten Kolbenstand  $L$ ; ihre Weite  
oder ihren Querschnitt  $v$ ; ihren Durchmesser; die Höhe der  
Einschließung über den tiefsten Kolbenstand  $H$ ; die Höhe  
des Wasserspiegels über dieser Öffnung  $\pi$ ; die senkrechte  
Erhebung des Kolbens  $\beta$ ; die senkrechte Höhe vom mittlern  
Kolbenstande bis zur Ausgussöffnung der Steigröhre  $h$ ; die  
Länge der Steigröhre bis zum tiefsten Stande des Kol-  
bens  $\lambda$ ; ihre Weite oder ihren Querschnitt  $\omega$ ; ihren Durch-  
messer  $d$ ; die Beschleunigung der natürlichen Schwere  
 $\kappa = 15,09$  pariser Fuß;  $b'$  die Länge der centrischen  
Theile der im Gefäße in Bewegung gerichteten Masse, bis  
zum mittlern Stande; endlich  $\mu$  die Höhe einer Wasser-  
säule, welche vom Ende der Röhrenleitung entgegenrückt,  
so hat man  $M = \frac{2bW}{t}$ , und

$$\frac{P}{W} = \mu + \omega h + \frac{0,133 \cdot M}{t} \left( \lambda + \frac{\omega}{\omega'} b' + L + \frac{v}{W} b' \right) \\ - \pi - H + \frac{1}{2} \beta + \mu'.$$

Das Druckwerk ist am vollkommensten, wenn es  
zum Ausguss einer bestimmten Wassermenge in einer be-  
stimmten Zeit die wenigste Kraft nöthig hat. Es sind  
aber von den drei Größen  $b$ ,  $W$ ,  $t$  alle drei zwei un-  
bestimmt, und

$$t = \frac{2bW}{M}; \quad b = \frac{t \cdot M}{2W}, \quad \text{und} \quad W = \frac{t \cdot M}{2b}.$$

Um ein vollkommenes Druckwerk herzustellen, muß  
man 1)  $W$  möglichst klein nehmen; dagegen 2) den  
Durchgang aus dem Stiefel in die Steigröhre soweit als  
möglich machen; 3) die Steigröhre so auf den kürzesten  
Wege bis zu der Höhe leiten, wo sie ausgießen soll;  
4) endlich den Werth von  $\mu$  so klein als möglich machen.

(v. Hoyer.)

**DRUCKWERKZEUG, Compressorium** (Schir-  
mie), ist eine Handgarn, Maschine oder ein Instrument,  
durch welches man auf ein ganzes Glied oder auf einen  
Theil desselben unmittelbar oder mittelbar einen Druck  
anbringt, um die in dem Artikel Druck angeführten  
Zwecke zu erreichen. Ein Druckwerkzeug besteht aus ei-  
ner, nach der Gestalt des Theiles, auf welchem der  
Druck angebracht werden soll, verschieden geformten Platte,  
Kissen, Rollen und dergl., um den Druck auf eine be-  
stimmte Stelle zu richten, und Binden, Federn oder  
Armen zur Befestigung jener Vorrichtung. Es sind diese  
Vorrichtungen von verschiedener Art; zur leichtern Übersicht  
ordnet man sie am besten nach den Zwecken, welche man  
durch dieselben zu erreichen sucht.

1. Druckwerkzeuge zur Stillung von Blutungen,  
Minderung oder Hemmung des Blutlaufes in einer grö-  
ßern oder kleinern Abtheilung des Gefäßsystems. Die  
dieser gütigen Instrumente werden theils Compres-  
sorien, theils Tourniquets genannt. Die Benen-  
nung Tourniquet haben durch den Sprachgebrauch die

meisten derjenigen Instrumente erhalten, welche nur be-  
stimmt sind, auf Gefäßstämme zu drücken und kurze Zeit  
liegen zu bleiben, z. B. bei Amputationen, bei Arterien-  
wunden, bis die Pulsader unterbunden ist, da hingegen  
Compressorien den Druck längere Zeit fortsetzen sollen,  
und auch auf andere Gebilde, z. B. den Artrienasack,  
den Ausführgang der Ohrspeicheldrüse u. s. w., zu  
drücken bestimmt sind. Doch wird dieser Unterschied nicht  
genau beobachtet; denn man kann sich auch der Tourni-  
quets bedienen, um eine längere Zeit anbauernenden Druck  
auf einen Arterienstamm auszuüben und ein Compres-  
sorium nur kürzere Zeit liegen lassen; der Sprachgebrauch  
entscheidet hier allein.

#### A. Compressorien.

1) Compressorien bei verletzten Arterien der harten  
Hirnhaut; sie haben den Zweck, die verletzte Arterie ge-  
gen den in der Nähe befindlichen Knochen des Schädels,  
meist das Scheiteldeln, anzudrücken. Es sind aber diese  
Instrumente entbehrlich, da die Blutung schon durch  
kleine Charpieballen gestemmt werden kann. Foulquier,  
v. Gräfe und Bergs haben eigene Compressorien zur Still-  
ung der Blutungen aus jenen Arterien empfohlen.

2) Kompe's Compressorium bei verletzter Frostdar-  
tie; ist unsicher und bei Kindern ganz unanwendbar.

3) Jourdain's Instrumente zur Stillung der Blu-  
tungen aus dem Gaumen; sind theils zu complicirt, theils  
unsicher; das Glüh Eisen ist meistens nicht zu entbehren.

4) Böttner's und Well's Compressorien bei durch-  
schnittener Schläfenarterie; da diese Arterie leicht unter-  
bunden werden kann, so sind diese Instrumente entbehr-  
lich; und will man nicht unterbinden, so reicht der Druck  
mit einer Pelotte und Gipsbinde hin.

5) Blackett's Compressorium, um die durchschnittene  
Carotis zusammenzudrücken; die Unterbindung wird immer  
sicherer sein.

6) Köstler's Compressorium bei verletzter Drosselvene;  
unbrauchbar, weil es sich leicht verschiebt.

7) Compressorien für die verletzten Zwischenrippen-  
arterien. Die zusammengefügten Instrumente von Quercq,  
Lauori, Bellar, Deschamp, Herbe und von Gräfe sind  
nicht nöthig, da man die Blutungen aus dieser Arterie,  
wie schon Laflus, Larrey, Bang u. A. gelehrt haben, auf  
ganz einfache Art stillen kann, nämlich entweder durch  
ein mit Charpie oder dergl. gefülltes Leinwandstückchen,  
einen Spatel oder Köstler's, den man auf die blutende  
Arterie andrückt und an den Thorax mittels einer Binde  
befestigt.

8) Compressorien bei verletzter Bauchdeckenarterie;  
die Unterbindung der beiden Mündungen der durchschnit-  
tenen Arterie ist auch hier das sicherste Blutstillungsmittel.  
Wo diese nicht bewirkt werden kann, wird ein mit  
Faden besetzter Tampon von Lade- oder Eichenschwamm,  
oder auch die Compression mittels ~~zweier~~ Korngängen,  
oder auch der von Chopard anspindenden Ringklinge hin-  
reichen. Zweckmäßig, aber zusammengefügten sind die auf  
ähnliche Art wirkenden Compressorien von Schindler und  
Hesslbach; es ist dieses jenem sehr ähnlich, aber wegen  
der angebrachten Verbesserungen mehr zu empfehlen.

9) Das von Mohrenheim und Rudtorffer verbesserte Delb'sche Compressorium der Schüßelbeinarterie ist übersichtlich, da man diese Arterie hinlänglich und sicher mittelst einer Pelotte gegen die erste Rippe anbrücken und longiriren kann.

10) Zur Zusammenrückung der Arteriarie, welche den Verletzungen leicht ausgesetzt ist, und zur Heilung von dieser Schlagader vorkommenden Aneurismen durch Druck, hat man mehrere Instrumente und Bandagen im Vorschlag gebracht; allein, mit Ausnahme seiner Verletzungen dieser Arterie beim Aderlassen, wo die Einwickelung des ganzen Armes, verbunden mit zweckmäßigem, drückendem Drucke, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, Hilfe leisten kann, ist der Unterbindung der Arterie der Vorzug zu geben; ich habe einige Male gesehen, daß man bei Verletzungen der Arm- und Schenkel Schlagader das Verfahren mehr Tage lang vergebens angewendet hat, und nachdem der Kranke Kräfte durch wiederholte Blutungen und Zeit verloren hatte, sich doch noch zur Unterbindung entschließen mußte. Alle hierbei gebührenden Compressorien kommen darin überein, daß sie den Druck auf zwei entgegengesetzte Flächen ausüben, nur rücksichtlich der Zusammenfassung und des Materials unterscheiden sie sich, und zum Theil nur wenig. Bei den meisten wird eine Metalplatte, durch deren Mitte eine an dem untern Ende mit einer Pelotte verbundene Schraube geht, mittelst Stahlfedern, Bügeln oder Riemen und Kissen an den Arm befestigt, sobald jene Pelotte den örtlichen Druck ausüben kann. Diese Compressorien nähern sich schon, rücksichtlich ihrer Construction, den Tourniquets. Es gehören hierher die Compressorien von Steidels, Bourdets, Plank, La Faye, Wass, Arnaud, Desault und v. Gräfe, oder es sind einfache Pelotten, die mit Riemen u. s. w. befestigt werden, wie Petit's und Whiston's Compressionsapparat, oder man sucht den Druck durch die Elasticität von Bügeln und Ringen auszuüben. Die Compressorien von Heister, Arell, Volant, Foubert, Stod, Senff, Courcier und Wegeshausen sind auf diese Art konstruirt.

11) Die Compressorien, um die Schenkel Schlagader in der Leistengegend gegen das Schambein anzuwickeln, sind, der Hauptsache nach, den oben erwähnten Werkzeugen für die Armschlagader ähnlich, nur rücksichtlich der Befestigungsart, die hier um die Hüfte und das Becken geschieht, weichen sie ab. Es sind Pelotten, die mittelst Schrauben, welche durch Platten, Bügel oder Federn gehen, die Arterie gegen den horizontalen Ast des Schambeins, zunächst gegen das Tuberculum Iliopsoeum, anbrücken. Steidels, Wegeshausen und Langenbeck haben eigene Vorrichtungen zu diesem Zwecke empfohlen. Aber auch Moos's Compressorium, welches eigentlich zur Zusammenrückung großer Arterienstämme bestimmt ist, um den Schmerz, namentlich bei Amputationen, zu mindern, und das diesem sehr ähnliche La Faye'sche Druckwerkzeug kann zur Tamponirung der Schenkel Schlagader benutzt werden.

12) Die Compressorien für die Kniekehlen Schlagader werden gewis nur äußerst selten gebraucht; übrigens vgl. X. Capitel, b. Bd. u. K. Erste Section. XXVII.

dient das Richemond'sche den Vorzug vor dem Delb'schen.

13) Rudtorffer's Compressorium zur Stillung der Blutungen bei der Amputation des männlichen Gliedes ist schwer zu besetzen und überhaupt unnützlich.

B. Tourniquets. Arterienpressen, Aderpressen. Drehstock (Toreal, Toreolum, Tornaculum, Torula fascia, Praelum). Diese Druckwerkzeuge sind meistens zunächst dazu bestimmt, den Blutlauf in einzelnen Theilen des Körpers zu mindern oder zu hemmen, um Blutungen zu stillen, oder, wo die Durchschneidung größerer Arterien nicht zu vermeiden ist, starken Blutverlust zu verhüten; bei krankhaften Ausdehnungen der Arterienwände den Blutandrang zu mindern, und dadurch die Zusammenziehung der Haut derselben zu befördern, oder bei Afterproductionen durch Mäßigung des Blutzuflusses die Ernährung zu beschränken und auf diese Weise die Zurückbildung zu bewirken. — Bei großen Operationen, den Amputationen und dergl. sind aber die Tourniquets schon meistens außer Gebrauch gekommen, oder werden nur aus Noth und zur Beihülfe angelegt, indem man es jetzt fast allgemein vorzieht, die Arterienstämme an den geeigneten Stellen, z. B. die Schenkelarterie auf den horizontalen Ast des Schambeins, die Schüßelbein Schlagader gegen die erste Rippe durch geschickte Gehäusen mit den Fingern oder mittelst einer Pelotte zusammenzudrücken zu lassen. Die wesentlichen Bestandtheile eines Tourniquets sind eine Pelotte oder Platte und ein Gurt, Band oder Riemen, wodurch jene auf den Arterienstamm und an das Glied befestigt werden kann. Die Pelotte wird oberhalb der Wunde der Arterie, oder der Stelle, wo sie gefäßtlich oder zufällig durchschnitten werden kann, auf den Hauptstamm der Arterie gelegt und durch den Gurt rubend noch so stark angedrückt, daß man in den entferntern Ästen der Arterie, z. B. an dem Arme, an der Spiculaarterie, an dem Schenkel, in der Fußwurzel oder Mittelfußarterie, das Pulsiren nicht mehr fühlt. Es gehet aber die Erfindung dieser Blutstillungsmethode dem 17. Jahrh. an; denn wenigstens schon Hans v. Gersdors im Anfange des 16. Jahrh. den Rath gegeben hat, das Glied vor der Amputation mit einem Bande stark zu schnüren, nach der Operation aber über den Stumpf eine Schweinsblase zu ziehen und fest zu binden, so hat diese Methode doch zu jener Zeit wenig Nachahmer gefunden, weil durch die Zusammenziehung des Gliedes mittelst eines Bandes oder einer Schnur beständige Schmerzen, Quetschungen der Haut, Entzündung, Brand oder secundäre Abscesse entstanden sind. Erst nachdem Harvey gegen Ende des 17. Jahrh. richtigere Ansichten über den Blutlauf verbreitet hatte, wurde auch v. Gersdors's Lehre über die Blutstillung wieder aufgefaßt und zeitgemäß verbessert. Morell, ein französischer Wundarzt, war der erste, welcher eine Vorrichtung in Ausübung brachte, die der Hauptsache nach nur mehrfach modificirt, den jetzt zum Theil noch gebräuchlichen, sogenannten Knietourniquets zum Grunde liegt. Da die Erfahrung aber lehrte, daß dieses Tourniquet durch seinen fast gleichmäßigen Druck auf den

ganzen Umfang des Gliedes, besonders auch auf die Nervenstämmen, den Kranken unerträgliche Schmerzen verursachte, sowie auch die unterbrochene Einwirkung der Nervenheiligkeit vielleicht noch andere nachtheilige Folgen haben könnte, so hat Petit, der diese Nachtheile besonders geltend machte, eine früher schon von Garengot bekannt gemachte, aber wenig beachtete Tourniquetart, das Schraubentourniquet, eingeführt, bei welchem eine Pelotte mittels einer Schraube auf den Hauptschlagaderstamm des Gliedes, ohne die übrigen Gebeile zu stark zu comprimiren, angebrückt und der Druck leicht verstärkt und gemäßiget werden kann. Der entscheidende Vorzüge ungeachtet, welche das Schraubentourniquet vor dem Knebeltourniquet hat, wurde dieses Instrument doch nicht ganz verworfen, sondern, weil es einfach, überall leicht zu repariren und zu fertigen, bequem zu verwahren und zu transportiren ist, bis in die neuesten Zeiten, besonders zum Gebrauche für Armeen während der Kriege und Heilzüge, beibehalten und ebenso wie das Schraubentourniquet zu verbessern gesucht, wodurch eine beträchtliche Anzahl von zum Theil nur wenig modificirten Tourniquets jener beiden Hauptarten, aber außer den oben schon erwähnten Compressuren auch Instrumente bekannt gemacht worden sind, bei denen wol die Grundidee der einen oder der andern Tourniquetart gar nicht zu verkennen ist, die Form aber doch soweit von der ursprünglichen abweicht, dass man bei der Beibehaltung der beiden Hauptclassen von Knebel- und Schraubentourniquets einige Unterabtheilungen zur leichtern Uebersicht einschreiben muß, und diese Anordnung wollen wir hier versuchen.

1) Knebeltourniquet und nähere oder entferntere Modificationen desselben.

a) Das ursprüngliche Rottsch'sche Knebeltourniquet besteht aus einem Band und cylindrischen Holzstabe, durch dessen Drehen das Band so lange zusammengeknüpft wird, bis die Arterie hinlänglich comprimirt ist. Das Tourniquet von Dionis ist diesem gleich, nur wird die Drehung des Bandes durch zwei Knebel bewirkt. Willase verfaß dieses Tourniquet zuerst mit einer Pelotte, welche auf das Gefäß gelegt wurde, um dieses fester als die benachbarten Theile zu drücken. Richer brachte statt der Pelotte eine Platte von hartem Leder, Brambilla von Messing in Vorschlag. Köhlein, Wiborn, Gentel, Savigny und Rudstorf machten einige Aenderungen theils in den zum Druck bestimmten Platten, theils in der Befestigungswiese des Gurts.

b) Die Schnallentourniquets. Es gehört hierher das Assimilische Tourniquet; der Gurt geht durch Schnallen, mittels welcher er fester und lockerer angezogen und die Pelotte mehr oder minder stark auf das Gefäß angebrückt werden kann. Russ's Helotourniquet besteht aus einer schnallenförmigen Platte, an welche eine Pelotte festgeklebt ist, die mittels des durch die Platte gezogenen Gurts auf den Gefäßstamm gedrückt wird. Dem Schnallentourniquet von Krombholz, sowie dem Rollentourniquet von v. Gräfe und dem Compressorium von Bourdieu, zur Cur der Aneurysmen in der Armbeuge, liegt jene Hauptform zu Grunde.

c) Krombholz's Krolltourniquet. Der Gurt läuft über zwei Walzen, durch welche er angepaunt, und wenn die Pelotte hinlänglich angebrückt ist, mittels eines geriesten Keiles, den man zwischen die Walzen steckt, befestigt wird.

d) Zusammengelegte Tourniquets, denen die Form der Knebeltourniquets zum Grunde liegt.

aa) Tourniquet mit stehender Welle. Diese Tourniquets bestehen aus einer stehenden Winde von verschiedener Form, welche die Stelle des Knebels vertritt, um den Gurt aufzurollen, wodurch die Schlinge verengert und die Pelotte angebrückt wird. Diese Tourniquets haben zwar den Vortheil, daß die Anspannung des Gurtes schnell bewirkt werden kann, und daß sie nicht leicht zurückweichen und in der Compression nachlassen können; allein sie haben dagegen die Nachtheile, daß sie einen beträchtlichen Kraftaufwand zur hinlänglichen Compression der Arterie erfordern, daß man das ganze Glied durch Anziehung des Gurtes zusammenbrücken muß, weil sie nicht viele Umdrehungen zulassen, und die Compression daher nur unvollständig bewirkt werden können, und endlich, daß es viel umständlicher ist, die Nachlassung des Druckes zu bewirken, als bei den Schraubentourniquets. Es gehören hierher die Tourniquets von Savigny, Zettler und die Modification dieses Tourniquets von Bell.

bb) Tourniquets mit liegender Walze, oder die englischen Tourniquets. Der Gurt geht durch eine Bodenplatte und bewegt sich über eine horizontal liegende Walze, die zwischen zwei senkrecht stehenden Seitenplatten befestigt ist und durch ein Sperrrad gehemmt werden kann, wenn durch die Drehung der Walze die Schlinge um das Glied verengert und die Pelotte auf den Arterienstamm hinlänglich angebrückt ist. Als Beispiele dieses mehrfach modificirten brauchbaren Tourniquets sind u. nennien: das englische Wellentourniquet, sowie Westphal's, Frete's, Rymers', Krauer's und Sahlsteiner's Modificationen desselben.

2) Die Schraubentourniquets. Man mag bei Instrumentenapparaten nicht auf Ersparung des Raumes und der Erleichterung des Transportes zu sehen hat, wie bei den für Feldzüge bestimmten Instrumententaschen und Kasten, da gibt man jetzt dieser Tourniquetart allgemein den Vorrang. Das erste Schraubentourniquet wurde von Garengot beschrieben und abgebildet (in *Garengot's Nouveau traité des instruments de chirurgie*. Tom. II. p. 176. f. a). Es bestand aus zwei Platten, einer senkrecht stehenden Schraube und dem Gurte; doch scheint dasselbe wenig benutzt worden zu sein. Später rügte Petit die Nachtheile der Knebeltourniquets ernstlicher und machte ein Schraubentourniquet bekannt (in dem *Traité des maladies chirurgicales*. Tom. III. p. 48. f. 1, 2), welches allgemein Beifall fand. Inner's einfache Tourniquet war Petit wahrscheinlich nicht unbekannt; er hat dasselbe aber allerdings dadurch wesentlich verbessert, daß er die untere Platte polstern ließ und auf dieser noch eine besondere, die Arterie zusammendrückende, Pelotte anbrachte. Auch an diesem Tourniquet wurden von Morand, Plattner, Heister, Brambilla, Perret, Dagemeier, Witemann, Köp-



ter, Richter, Ohle, Krombholz, Kuß u. a. verschiedene Veränderungen in Pelotten, Platten und Schrauben an gebracht, wodurch endlich folgendes, jetzt fast allgemein gebräuchliche, in Rudolffers, Armamentarium chirurgicum. t. XXIV. f. 1, abgebildete Schraubentourniquet hervorgegangen ist. Es besteht aus zwei horizontalen Platten und aus einer senkrecht stehenden Schraube. Die untere dieser Platten wird durch zwei Balken, das Mittelfuß und die Walzen gebildet. Die Balken sind gleichförmig gebildet, 24 Zoll lang, 4 Linien breit und 2 Linien dick, ihre obern Ränder scharf gewölbt, ihre untern auf ähnliche Weise ausgehöhlt, glatt und zu beiden Seiten abgerundet. Das Mittelfuß, welches beide Balken vereinigt, ist einen Zoll lang, 9 Linien breit und 4 Linien dick. Seine Seitenränder sind abgerundet und in ihrem Umfange mit zehn kleinen Löcherchen durchbohrt, die zur Befestigung eines doppelt zusammengelegten, feinen Compresseurs dienen, mit welchem die untere Fläche des Mittelfußs, damit dieselbe weniger drückend wirke, belegt wird. In der Mitte das dieses Mittelfußs ein 3 Linien weites Loch, welches kegelförmig gestaltet ist und das untere Ende der Schraube in sich aufnimmt. An der untern Fläche das dieses Loch einen größern, 5 Linien weiten Umkreis, worin die Schraubenmutter zu liegen kommt, welche die senkrechte Schraube mit der Platte in Verbindung hält. Zu jeder Seite des Mittelfußs befinden sich in dem Zwischenräume der beiden Balken zwei Walzen, zwischen welchen der Gurt durchläuft. Diese bestehen aus runden, stählernen, cylindrischen, 15 Linien langen und eine Linie dicken Stäbchen. An einem Ende sind sie mit einem runden Schraubentknöpfchen, am andern mit kurzen Schraubengewinden versehen, und passen in die Löcher, welche sich an dem Balken befinden. Diese vier Stäbchen sind von messingnen, cylindrischen, walzenförmigen Röhren umgeben, welche sich beim Anziehen des Bandes frei um dieselbe walzen, und dadurch die Bewegung des Bandes erleichtern. Die obere, etwas kürzere Platte, welche mittelst der in ihrer Mitte durchlaufenden Schraube von der untern entfernt oder ihr genähert werden kann, bildet ein 1½ Zoll langes Viereck. Sie ist wie die untere Platte, jedoch aus einem Stücke, gebildet, und zwischen den an beiden Seiten hervorstehenden Ecken befindet sich an jeder Seite eine dem obigen ähnlich gebildete Walze. Auf der obern Fläche der Platte erhebt sich in der Mitte ein hohler, 5 Linien hoher, von Außen kegelförmig gestalteter Aufsatz, der von Innen mit einem dem Gewinde der senkrechten Schraube gemäß eingeschnittenen Schraubengange versehen ist, zur Aufnahme der Schraube. Die Schraube ist ein cylindrischer, 3 Zoll langer und eine Linie dicker, seiner ganzen Länge nach mit einem Schraubengewinde versehener stählerner Stab. Am untern Ende befindet sich ein 3 Zoll langer Zapfen, der mit seiner am Ende befindlichen Schraube in das mittlere Loch der untern Platte hineinpaßt, und mit derselben so verbunden ist, daß die Schraube, ohne ausweichen zu können, gedreht werden kann. Das obere Ende der Schraube ist mit einer stählernen, platten, 2½ Zoll langen, horizontal gerichteten Handhabe versehen. Das um

die Walze gestülpte Gurtband ist 1½ Elle lang, einen Zoll breit und hat an einem Ende eine starke Schnalle.

Ubrigens sind noch folgende Eigenschaften eines guten Tourniquets im Allgemeinen zu bemerken. Der Band desselben muß möglichst rinfach, aber doch dauerhaft sein; es muß ohne viele Umständlichkeit an- und abgelegt und der Druck in allmählicher Steigerung ohne viel Kraftaufwand bis zur nöthigen Stärke gebracht werden können. Weder durch die Unruhe des Kranken, noch durch einen Zufall, darf es allmählig oder plötzlich im Drucke nachlassen. Das Tourniquet darf weder zu groß, noch zu schwer sein; die Größe und Form der Pelotte soll der Stelle, auf welche der Druck anzubringen ist, gang angemessen, der Gurt fest und dauerhaft, doch nicht zu dick und zu seiner Aufwickelung hinlänglicher Raum vorhanden sein.

II. Chabert's Compressorium beim Adressen aus der äußern Dresselrone, um dieselbe zum Anschwellen zu bringen, ist ganz entbehrlich, da der Druck mit den Fingern oder einer Pelotte hinreichend und sicher wirkt.

III. Compressorien für den Adressenfuß, bei Blennorrhöen, Hydrops und Hämorrhoiden; das von Adam Schmidt angegebene macht alle andere überflüssig, deren mehre von Verdum, Fabricius ab Aquapendente, Heurmann, Pallas, Petit, Taylor, Platner, Wilken, Sharpe, Goussin, Le Haye und Hentel beschrieben worden sind, die insgesamt darin übereinkommen, daß sie theils durch Federkraft, theils durch eine Schraube die kleine Pelotte oder Platte auf den Adressenfuß andrücken.

IV. Compressorien zur Cur der Eichelsteine. Die ältern Compressorien von Louis und Broffard sind jetzt nicht mehr in Gebrauche, da man das zweckmäßigste Druckwerkzeug von Pipet kennt.

V. Compressorien des Samenstranges bei Gonorrhöen. Ältere Vorrichtungen sind von Bavalon und Heurmann, neuere von Stiedé, Rudolffers, Canchin und von v. Gräfe; sie werden aber selten angewendet.

VI. Compressorien für die männliche Harnröhre, um den unwillkürlichen Urinabgang zu verhindern; auch hat man diese Instrumente mit einigen Modificationen, wodurch der Druck auf die Rückenschlagader des männlichen Gliedes angebracht werden kann, empfohlen, um Erectionen und unwillkürliche nächtliche Samenentlassungen, Pollutionen zu verhindern. Hierzu sind diese Compressorien aber ganz unnütz, und auch zu jenem Zwecke meistens unbrauchbar, ja schädlich, weil der Druck nicht vertragen wird und durch denselben Entzündungen, ja Entzündungen erzeugt werden können. Nur war wol der erste, welcher ein Instrument dieser Art beschrieben hat, und die meisten spätern von Gräfer, André, Monro, Sharp, Branbilla, Bell und Rudolffers sind demselben ähnlich.

VII. Compressorien für die weibliche Harnröhre bei unwillkürlichem Harnabgange, die aber so heftige Schmerzen durch den Druck auf die Harnröhre von der vordern Wand der Mutterscheide aus erregen, daß sie meistens nicht vertragen werden und ihren Zweck auch nicht erfüllen, weil sie sich bei der geringsten Bewegung

des Körpers leicht verrücken. Auch hat das erste für diesen Zweck bestimmte Compressorium beschrieben und abgebildet; es besteht aus einem bruchbandähnlichen Bügel, der über dem Schambeine befestigt wird und mit einer Schraube in Verbindung steht, durch welche eine kleine Peilotte auf die Harnröhre angebrückt wird. Die bei demselben krankhaften Zustande der Harnwerkzeuge zu gebrauchenden Compressoren von Heuermann, Desfaulx und Bernslein sind nur Modificationen des Ruck'schen Instruments. In ältern Zeiten suchte man durch runde Mutterkränze und neuerlich durch Vidal's cylindrisches Vessarium den nöthigen Druck anzubringen, der aber meistens ebenso wenig als ein jener Compressoren genügt, sobald man zu den Harnrecipienten seine Zuflucht nehmen muß.

VIII. Compressoren zur Zusammenheilung des verdünnten After; es gehören hierher die von Dupuytren empfohlenen Instrumente (s. v. Art. Bruch).

IX. Compressoren zur Zurückhaltung von Brüchen und Vorfällen sind in den Art. Bruchband und Vorfall aufgeführt.

Eine ziemlich vollständige Beschreibung aller Compressoren und Tourniquets hat Krombholz in dem zweiten Bande seiner trefflichen Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Axiologie zur Begründung eines Systems derselben geliefert und auch durch viele Abbildungen erläutert.

**DRUDARAKSCHADEN**, in der indischen Mythologie ein Riese, der die Sonne im Monate Wasj (unserm Hornung), wenn sie den Namen Bratinen führt, nebst dem Alwator Keafeten, der Schlange Kambalabwen, der Tänzerin Xilotamei und dem Sänger Darmaratzen begleitet.

(Richter.)

**Druda Rakaschaden**, s. Dritaraschitrn.

**DRUDEN** oder **TRUTTEN**, ist in Oberteuthsland eine volkreichliche Benennung der Herrenmeister und Herren, oder auch der bösen Geister, durch deren Kraft sie wirken, wie der Nachdruden oder Nachtrutten, von welchen der nächtliche Druck des Alps das Drudenbrücken genannt wird. In Niederachsen ist dafür der Ausdruck Drus üblich, mit welchem auch der Teufel bezeichnet zu werden pflegt; weshalb Ableitung damit das Wort Verdrus in Verbindung bringt, obwol grade umgekehrt derselbe im Niedersteuhen Dröit, im Oberteuthschen Druse heißt. In dieser Hinsicht könnte man die Wurzel von Druden oder Drus eher im ostgothischen drinnan, überfallen, als in thrinjan, weithun, finden; aber die wahrscheinlichste Ableitung bleibt immer von der althochdeutschen Benennung des Herrn Teuhtin, angelsächsisch Dryhten, altnordisch Drottinn, wozon sich noch die Benennung des Drossen erhalten hat. Wenigstens erklärt man Drudenstück, womit die Fleischer ein gewisses Stück Fleisch am untern Bug eines Oschen benennen, und womit Partz, in seiner Schrift über die Druiden der Ketten und die Priester der alten Teutschen (Erlangen 1826) S. 174 das Pfaffenstück, auch Pfaffenstück oder Pfaffenbischen genannt, vergleicht, am besten durch Herrenstück, da man durch den Vor-

satz des Herrn oder Pfaffen, wie schon die Herrn- oder Pfaffenbirn beweiset, das Beste und Schmachhafteste zu bezeichnen pflegt. Ob damit auch der Name der gallicischen Druiden in Verbindung stehe, wollen wir dahin gestellt sein lassen, und nur bemerken, daß das Wort Druden in mehrern Zusammensetzungen auf allerlei abergläubische Gebräuche deutet, wie in den Drudenbäumen, unter welchen nach dem Aberglauben Oberteuthslands, wie bei den Truttensteinen, die Druden oder Herren ihre Zusammenkünfte halten sollen. So nennt das oberteuthsche Volk die ineinander verwachsenen Zweige eines Baumes oder Strauchs, mit welchen man vornehmlich allerlei Aberglauben trieb, den Drudenbusch, sonst auch Alptruhe oder Alpschoß, niedersächsisch Warentacke, genannt. Ebenso heißt im gemeinen Leben einiger Gegenden der Bärlappen, Lycopodium clavatum L., unter Andern auch seines Wirtzrauchs zu allerlei Aberglauben wegen Drudenkraut oder Drudenfuss, wie dessen Samenstaub Drudenmehl.

Drudenfuss ist aber auch die Benennung des Pythagoräischen Pentagons, wozon wir schon unter Alfensfuß oder Alfentruz gesprochen haben, und welche Namen Einige auch auf das Heragen der Planetensteller übertragen, welches aus zwei veränderten Dreiecken besteht, deren eins die Spitze aufwärts, das andere unterwärts steht. Wir könnten uns hier mit einer bloßen Hinweisung auf jenen Artikel begnügen; weil aber seit dem der Prof. Lange in Böttiger's Archäologie und Kunst (1. Bd. 1. St. S. 56—68) eine besondere Abhandlung über den Drudenfuss, mit zwei Blättern Abbildungen begleitet, geliefert hat, so gibt uns diese Anlaß zu einigen Zusätzen und Berichtigungen. Wir lernen hier zuerst den Gebrauch kennen, welchen Göthe in seinem „Faust“ vom Drudenfuss oder Pentagramma machte, und den Namen Fünfwinkelzeilen, welchen ihm Göthe in einem Festgedichte gab; insofern der Lange auf die erste Auflage von Creuzer's Symbolik und Mythologie verweist, wollen wir lieber bemerken, was dieser Gelehrte in seiner zweiten, völlig umgearbeiteten, Ausgabe sagt. Hier lernen wir aus einer Anmerkung zum ersten Theile, S. 106, daß sich dieses Pentagon nicht nur auf Münzen von Pitone in Mythen und auf gallicischen Münzen findet, sondern auch auf Münzen von Vella in Lucania, Aleria, und auf Münzen der Ptolemäer, vergl. Rasche, Lexic. Num. s. v. Pentagonon; wie sehr gemeinschaftlich beachtet und werth gehalten der vergleichende Charaktere bei den Pythagoräern seien, davon gebe Aristotenus bei Diog. Laert. VIII, 16 einen merkwürdigen Beweis. Im zweiten Theile wird S. 914 gesagt, daß mit dem verschlungenen Dreieck, welches fünf andere Dreiecke bilde, nicht bloß leibliche Gesundheit, sondern auch Seelenheil gemeint war, und dabei die Dreizahl als vollkommene Zahl nach orientalischen Ideen zum Grunde lag, und dasselbe wird von den heil. Erkennungszeichen der Pythagoräer im vierten Theile, S. 341 wiederholt; vergl. Stiegitz, über Mythenarten aus altgriechischen Münzen in den archäol. Unterhaltungen II. S. 172, 182. Das Dreieck der Minerva aber, wozon



Nasaræus, liber Adami appellatus von Norberg in der Jen. Z. J. 1817. S. 395 im jüdischen Religions-system eine bedeutungsvolle Rolle spielen, das jüdische Jahr nach Thevenot (Voyage au Levant. T. II. Cap. XI. p. 591) 360 Tage mit sechs Zusatztagen zählt. Hier rief aber auch der Urion aus dem ersten Lichte fünf andere ewige Lichter hervor, die mit den fünf Urelementen des Platonischen Systems verglichen werden können, und deren vereintes Aufkommen das Pentagonon darzustellen scheint, da sich dieses nicht selten auf den Abraxasgemmen findet. Nicola, welcher das Pentagonon für das Zeichen des Baphomet hielt, wogegen sich von Hammer in seinem *Mysterium Baphometi revelatum* anders erklärte, hatte wol Recht, wenn er vor einer sehr gewöhnlichen Verwechslung des Pythagoräischen Pentagonons mit dem cabalistischen oder alchymistischen Hexasagon warnte; und mit gleichem Rechte verwirft Linge die Meinung, daß jene Hieroglyphe durch die fünf Buchstaben *yslva* zu erklären sei, sowie er ebenso richtig bemerkt, daß in der von Lufian (pro lapsu inter salu-tandum S. 9) erwähnten Anekdote von Antiochus Soter nur von dem Lösungsworte *yslva* die Rede sei, nicht aber von einem auf die Fahren gemalten Pentalfa die Rede sei, wenigstens Apolonia in Folge des Miverständnisses des letzteren, wie das Pentalfa fogar mit der Beischrift *ερωτα* *yslva* an den Himmel versendet, oder die fünfzahl als Zeichen der Unbesiegbarkeit (*avvika* statt *avvika*) nahmen, daher die Form des Kreuzes bei dem Druten der Ehrenlegion entlehnt haben möge. Wenn aber Linge dens noch von dieser Erklärungsweise bei der sogenannten litera Pythagoras oder dem Herkules-Pyfflon, wie es Jean Paul nannte, Gebrauch gemacht, und meint, daß es, gleich dem Zeichen der Genefung, auf den Anfangsbuchstaben des Wortes *yslva* deute; so bedachte er nicht, daß dieses Wort bei Pythagoras noch mit dem Hauchbuchstaben *H* geschrieben wurde, mithin das *Y*, welches Pythagoras erst aus dem Zahlzeichen seines Abakus *V* schuf, nicht der Anfangsbuchstabe desselben sein konnte.

(G. F. Grotefend.)

DRUENTIA, ö *Apoventia*, jetzt Dirance, hat nach Strabon (IV. p. 179, 185, 203) ihre Quelle auf den Alpen in dem Gebiete der Rebulen. Nach seiner Angabe ist dort in einem Thale ein großer See und zwei Quellen nicht fern von einander, von denen die eine westlich nach Gallien hinabfließt, die Druentia, die andere östlich nach Italien, der Durias. Die erstere fließt dann in einem großen gegen Süden gewendeten Bogen, hatte zur Rechten das Gebiet der Tricories, Bocerier und Cavaren, zur Linken das der Salver, und vereinigt sich mit dem Rhodanus unterhalb Xenio (Xenion). An der obern Dirance führte auch eine der bestreuten Alpenstraßen hin, welche in den Jnnertorien unter der Aufschrift: a Mediolano per Alpes Cottias Viennam aufzuführt wird. Sie führte von Segusio (Susa) über Brigantio (Briançon) und Eborodunum (Embrun) auf Caturigos (Sborges) zur Seite der Druentia hin, verließ dann den Fluß und führte weiter über Vapineum (Gap), Lucus Augusti (Luc), Des (Din),

Augusta Triamstinorum (Lousie bei Gröf) nach Valen-tia (Valence). Diese Straße ist es, welche Cäsar bei der Eröffnung seiner gallischen Feldzüge betrat; sie ist es auch, auf welcher Roms den Jannibal über die Alpen gehen und in Italien einfallen ließ, wogegen Polybios die Karthager über die Alps Graja oder den kleinen St. Bernhard gehen läßt. (L. Zander.)

DRUIDEN, Name der Priesterchaft bei den keltischen Völkern in Gallien, Britannien, Northspanien und andern Ländern, über welche der große Völkerstamm in sehr früher Urzeit sich verbreitet hatte. Über ihre Einrichtung und Beschaffenheit in den Zeiten vor Chr. Geb. haben wir nur sehr dürftige, spärliche und unzulängliche Nachrichten, und auch diese erst aus einer Periode, wo das Verderben schon eingeschlichen war.

Bei weitem das Wichtigste über diesen Priesterorden findet man bei Caes., De B. G. VI. c. 13—23 und VII, 33, 4, 50, 53. Außerdem bei Diod. Sic. II. c. 47; V. c. 27—35; Strabo, IV. a. 1. §. 5, 13. c. 4. §. 4, 5, 6; III, 4; VII, 1. §. 4; Pal. Max., Mamor. II. c. 6; Pomp. Mel. II. c. 5; III. c. 2, 6; Luc., Phars. I. v. 444 sq. III. v. 399 sq. VII. v. 192; Plin., H. N. III. sect. 5; VII, 2; XVI, 92, 93, 95; XVIII, 4, 57; XXIV, 6, 7, 18, 62, 63; XXV, 31, 94; XVII, 76; XXIX, 12; XXX, 4; XXXII, 12; XXXVIII, 71, 104; Tac. Ann. I, 57, 59, 61; II, 32; XIV, 29, 30, 52. Hist. IV, 22, 54, 61; V, 24; Germ. 6, 7, 9, 10, 11, 40, 43; Plut. Chaer. in verschiedenen Stellen, auch Suet. Caes. 54; Octav. 97; Tib. 56; Calig. 20; Claud. 25; Vitell. 14; ferner Diog. Laert., Xenodorus, Clemens Alex., Dio Cassius, Ammianus, die Lexikographen Hesychius, Suidas und noch einzelne Notizen bei mehreren andern Schriftstellern. Unter den neueren Untersuchungen ist ein Hauptwerk Joh. Geo. Frickii Comment. de Druidis etc. ex recens. Alb. Frick (Ulm. 1744. 4.). Damit kann man vergleichen: Baudouin, Mém. a consulter pour les anciens Druides (Paris. 1778) und einige Abhandlungen von Rietet und Duclos, in den Mém. de l'Acad. des inscript. T. 18 et 19; auch die Diss. on the religion of the Druids von Lewis in der Archaeol. Brit. VII. No. 33. Viel Neues findet sich auch in mehreren englischen Werken, insbesondere Edw. Davies, Celtic researches on the origin, traditions and language of the ancient Britons (Lond. 1804). Eiusdem Mythology and rites of the British Druids (Lond. 1809). Huddleston's new edition of Tolands history of the Druids (Montrose 1814). Eorlase, History of the Druids and Smith's History of the Druids. Dahin gehören auch noch viele englische Schriften über das Wadenwesen, theils überhaupt, theils in Beziehung auf die noch vorhandenen Denkmäler und Ab-theilungen, oder auf die alten Gesetze, Rechte und die frühesten Geschichte von Wallis. Reicher und eigenthümlicher ist die wallisische ist sehr wahrscheinlich die irische Sage, aber noch wenig bearbeitet. Ein wichtiges Werk in dieser Hinsicht ist die Hauptausgabe des galischen Dffian, die als literarische Einleitung in die keltischen

Alterthümer überhaupt gelten kann. Sie führt den Titel: *The poems of Ossian in the original Gaelic, with a literal translation into Latin by the late Robert Macpherson etc. Published under the sanction of the Highland society of London. Tom. III. (Lond., Edinb. et Dublin 1807.)* Damit vergleiche man: *Novi ranti di Ossian, publicati in Inglese da Giovanni Smith e recati in Italiano da Michele Leoni (Venezia 1818). Tom. III.* Zu bemerken sind auch *Eduw. Ledwich, Antiquities of Ireland (Dublin 1790),* und *J. Walker, Historical memoirs of the Irish Bards (Dublin 1786).* Diese Werke sind von Rone in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa bei Darstellung der keltischen Religion benutzt worden. Auch K. Barth hat eine eigene „Abhandlung über die Druiden der Kelten u.“ (Erlangen 1826) geschrieben, die insbesondere zum Zweck hat, das zu sammeln, was Griechen und Römer in Beziehung auf das Druidenwesen der keltischen Stämme berichtet haben. Nach Rone und Barth, in gänzlicher Ermangelung der obengenannten Schriften, ist dieser Artikel bearbeitet worden.

Als Götar Gallien unterwarf, theilte sich Alles, was einiges Ansehen hatte, in die beiden Stände: Druiden und Adel; das Volk war Knecht, durch Schulden und drückende Abgaben leibzwingen geworden, jene die eigentlich freien Staatsbürger. Das Hauptgeschlecht des Adels war die Führung der Waffen, die Druiden waren im Besitz aller auf die Religion sich beziehenden Kenntnisse, die Vermwelter und Verkünder des göttlichen Willens, und zugleich auch die Inhaber alles profanen Wissens, Ärzte, Rechtskundler, Astronomen und Astrologen, Naturforscher, Philosophen u. s. w. In dieser Hinsicht hatten sie Vieles mit der Prominentkaste Indiens, sowie der Adel mit den Kschatrijas ebenfalls Pandes gemein, waren auch, wie hier, an Rang und Ansehen doch über den Kriegerstand erhaben und ihre Anweisungen erregten ähnliche Kämpfe mit demselben, wie in Indien, welche ähnliche Resultate herbeiführten. Die mächtige Kaste führte den allgemeinen Namen Druiden, bei Griechen und Römern kommen auch die Benennungen: Saroniden, Drysiden, Semani, Semnothei, Euhages, Wantes, Vates, Barden vor.

Der Hauptname, Druiden, wird verschiedentlich abgeleitet. Wegen der besondern Heiligkeit des Eichenbaums führen er den Römern von dem griechischen *δρῦς*, der Baum, insbesondere die Eiche, herzukommen, daher eben Drysiden bei Ammian (XV. c. 9). Eigentlich aber war er bei Kelten und Briten einheimisch. Nach Williem Dron\*), einem der gelehrtesten Kenner des waltischen Alterthums, kommt er von der keltischen Wurzel *dryw*, im Waldischen *Derwydd*, in der Redrjabl *Dryob*, *Derwyddon*. Die Wurzel des Wortes ist *hby* und zeigt einen Zustand des Uebermaßes, der Ueberschwänglichkeit an. Wievielzeit bezeichnen man sie also durch den Namen als Gottbegüterte, vom höhern Lichte Erleuchtete, denn dies waren sie als Vertraute der

Götter, als Verkünder ihres Willens und Vermittler zwischen dem Himmlischen und Irdischen. In Wallis ist *Derwydd* immer noch die Benennung eines Weisen, und Dry nannten die Angelsachsen ihre Magier. Aber auch die Ableitung von *δρῦς*, die Eiche, kann Grund haben, denn in den keltischen Sprachen heißt *Derw*, die Eiche, *Arwy*, Baum, Wald, und in Verbindung mit *Udd*, Herr, gestaltet sich daraus *Derwydd*. Du Clos in seiner Abhandlung sur l'Étymologie du nom des Druides (in den *Mém. de l'Ac. des Inscriptions* XVIII. p. 185) glaubt, *Derwydd* sei zusammengesetzt aus *De* oder *Di*, Gott, und *hwydd* oder *haidb*, dem Participle des irischen Zeitwortes *haidbim* oder *haidb*, him, reden, sprechen, also Druiden, die mit Gott Sprechenden, im Namen Gottes Redenden. Davies in den *Celtic research*. p. 139, denkt an *Gwydd* oder *Gwyg*, Priester, Lehrer, und *Dar*, ein Dorer; dann bezeichnete sie der Name insbesondere als höchste Abtheilung der gälischen Priesterschaft. Nicht ganz zu verwerfen ist auch die Ableitung von *Dru*, Freund, Vertrauter (daher noch im Mittelalter *Dru des*, Getreue, ihrem Herrn Gehörige, und *Drubte*, die Braut, Verlobte). Bei Roter und Duffield findet man *Drustlin*, *Truhlen* (angelsächsisch *Dryhten*) in der Bedeutung von Herr, und zwar wird vornehmlich Gott mit diesem Ausdruck angetreten. In der Edda heißen die von Odin besessenen zwölf Volkstichter und Priester *Drottinnar*, Odin selbst *Drouga Drotter*, der Götter Herr. Auch mit diesen Weibern kann Druiden recht wohl zusammenhängen und dann wären es die Gottvertrauten, die Priester Gottes, die Herren des religiösen Glaubens, und man müßte statt *Druiden* eigentlich *Druden* lesen.

Wenn Diodor (V, 31) sie *Saruides*, *Saronides* nennt, so ist dies wol rein Griechisch, von *σαρων*, eine alte Eiche, aber es muß dieser Name aus einer sehr frühen Zeit stammen, da er zu Plinius' Zeiten schon veraltet war. Nach Davies aber hießen im Altirischen die drei Hauptastronomen *Seronyddion*, woraus *Saroniden* ebenfalls entspringen sein könnte. Das *Drysiden* bei Ammian (XV, 9) scheint, wenn die Lesart richtig ist, wieder auf die Eiche zu geben. Bedenkt man, daß das gemeine, ungebildete Volk seine Benennungen gern von den nächsten und auffallendsten sinnlichen Merkmalen berrimmt, daß also, wenn es seine Priester den religiösen Dienst unter dem Schatten der heiligen Eiche verrichten sah, es aus sehr natürlicher Art dieselben die Eichenmänner, die Eichenherren nennen konnte, daß die Idee von heiligen Bäumen, besonders Eichen, uralte und ebenbar unter den alten Völkern ebenso wol wie unter den Kelten, Germanen und slavischen Völkern verbreitet war, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Bedeutung von Druiden doch wol mit der Eiche zusammenhängen mag und daß jene andern mit dem Stamme des Wortes verbundenen Begriffe, wie Weise, Herren, Vertraute, nur abgeleitete oder vielmehr damit verbundene Nebenbegriffe sind.

Diogenes Laertius und Suidas geben ihnen den Namen *εὐρυδραῖοι*, d. h. nach dem Griechischen, die er-

\*) *Felak, Dictionary v. Dryw.*

haben, verehrungswerthen, göttlichen Männer. Zugleich vergleicht die Diogenes mit den indischen Gymnosophisten, den Samoniden oder Schamanen. Das könnte wol ein Fingerzeig sein, daß sie überhaupt ein Zweig jener Samaniden des Orients wären, mit denen sie in Lebensart, Wissenschaft und religiösen Ideen so manche Ähnlichkeit haben. Auf einem in der pariser Domkirche im J. 1711 gefundenen Denkmal heissen sie Senani, und im Walliſſchen bedeutet Senno einen Erforscher der Zukunft. Alles dies könnte mit dem indischen Saman in Verbindung stehen. Man kann es wol jetzt als ausgemacht ansehen, daß von Asien her die Verbreitung der Erde sich nach Westen verbreitete, daß die religiösen Ideen des Orients ihre Wurzeln in dem fernsten Westen einschlugen, daß das indische Wort in die keltische wie in die griechische Sprache übergang und daß daher in *senyddoi* jenes Saman und Senani verflochten liege, und nicht bloß für eine Eingebildungsverwechslung zu halten sei. Dahin kann man noch rechnen den als heilig und ehrwürdig angesehenen germanischen Stamm der Semnonen, die keltischen Sennonen, und die Dämones bei den Römern. Im Phönizischen heisst auch San, Sanna, die Wissenschaft, im Persischen San, Geseh. Aensant, im Germanischen San, heilig, im Keltischen sanctus. Man könnte auch bei *senyddoi* an Samen, sammeln, im Altschwedischen Samnab, die Versammlung, und Thiod, Volk, denken, also Semnothei durch Semnotheodi, heilige Leute, erklären.

Eine andere Benennung ist Eubages oder Eubages bei Ammian (I. c.). Das Wort mag wol keltisch sein und wieder auf Erde hindeuten, denn in gallischen Provincialdialekten heisst Euvus die Steinzeit und davon noch das französische *jeune*. Oder man könnte auch an Euvn, das Geseh, denken, also Euvageti, die Gesehwürter, von Hag, hagen, hegen; vielleicht auch an das griechische *εὐαγος*, rein, heilig, an das allemannische Ewa, Ew, das Alter, also Ewages, die Alten; endlich an das altsächsische Offwyddion, ein Zeichenheuter, und an Ovydd oder Ovyto, den Namen des zweiten Grades des in Wallis im 8. Jahrh. wieder erscheinenden Barden. (Druiden-) Ordens. Der Begriff möchte doch wol wieder Erde und alle übrigen Bedeutungen von Geseh, rein, heilig, Zeichenheuter abgeleitete Nebenbegriffe sein. Hübelsien erklärt Eubages durch Eu-Faigh, guter Dichter. Der Name Mantès ist gewiß nichts weiter als das griechische *μαρτίς*, der Wahrsager.

Die gallische Priesterschaft, die Druiden im weitern Sinne, theilten sich in drei Abtheilungen: die eigentlichen Priester und Beförderer des öffentlichen Cultus, Druiden im engerm Sinne; die heiligen Sänger, Barden, und die Verkünder der Zukunft, Propheten, Bates (Strab. IV, 4, §. 4.). Der Name Barde stammt von einem in sehr vielen Sprachen noch anzutreffenden Urworte, Bar, Laut, Schall, Geschrei, sowohl von Menschen als von Thieren (z. B. *barritus*, das Geschrei des Elephanten), daher haben im Altschwedischen *berian*, altschwedisch *beria*, angelsächsisch *berian* (unser anfahren viel-

leicht eben davon); abgeleitet davon Bar, Bart, Lied, Gesang, somit Barde, Sänger. Der Name Bates scheint gradezu das lateinische Wort, möchte aber doch wol vom keltischen Fad, Wahrsager, im Erischen Faid, Faidhibb, Fhada, abstammen, oder vielmehr das lateinische vates ein anderes Wort als das keltische Fad sein. Ob diese Abtheilungen grade eine Stufenfolge und zwar in der Ordnung, wie sie Strabon anführt: Bardes, Bates und Druiden, bildeten, so daß Bard der niedrigste Grad wäre, ist nicht wahrscheinlich, denn Dichtkunst stand in zu hohem Ansehen. Daß es indessen Grade unter ihnen gab, ist gewiß. An der Spitze der ganzen Geistlichkeit stand ein Oberdruid, Hoberpriester, Coibhi oder Coibhi Druidh, der in seiner Würde alle Gewalten vereinigte und ursprünglich ebenso erhaben über das ganze Volk da gestanden haben mag, wie der Daiiri in Japan. Er regierte unumwunden und lebenslanglich, wurde aber gewählt und zwar, wie es scheint, gewöhnlich durch Acclamation, weil Cäsar sagt, dem verstorbenen Oberpriester sei jedes Mal der höchstgeschätzte gefolgt, welches eben durch den allgemeinen Ruf der Versammlung sich ergeben mußte. Waren aber die Stimmen getheilt, so entschied die Mehrzahl oder das Loos, oder auch wol ein Zweikampf zwischen den beiden Bewerbern, der, so wie das Loos, als göttliche Entscheidung angesehen worden sein mag. Er besorgte sowohl die geistliche als weltliche Regierung, war bei allen Vorfällen die höchste Instanz, so daß seinem Aussprüche durchaus keine Appellation statthat. Das Vertrauen des Volks auf denselben war so groß, daß man sprüchwörtlich sagte: Der Erde ist kein Stein so nahe, als dem Hülfsbedürftigen der Beistand des Coibhi. Zur Besorgung des weltlichen Regiments wählte er den Vergodret, die höchste weltliche Behörde, der also von ihm abhängig war.

Die Druiden überhaupt waren verheirathet, lebten unter ihren Mitbürgern, aber einzogen, und behaupteten den Ruf der strengsten Gerechtigkeit (Strab. IV, 4, §. 4.). Doch scheint es auch eine Art künftlicher Verbindungen (Sodalitatis adstricti consortiis, Ammian., XV, 9) gegeben und diese sich vorzüglich mit philosophischen Betrachtungen beschäftigt zu haben. Sie hatten eine besondere Ordenskleidung, die jeder Angenommene sogleich mit seiner weltlichen vertauschen mußte. Wahrscheinlich, wie man aus der verschiedenen Form auf Denkmälern schließen kann, war sie bei jedem Grade mit besondern Abzeichen versehen; indessen können auch die Abänderungen vom Einflusse der Provinzialtracht herrühren. Gewöhnlich erblidt man auf Abbildungen ein bis zur Mitte der Schenkel oder bis an Knie reichendes, vorn zugesticktes Unterkleid mit eng anliegenden Ärmeln und darüber einen Mantel. Welches reicht bei Eingien bis zu den Kernen und wird dadurch der Tracht der Weiber ähnlich. Man unterschied darin sechserlei Farben, welches ein Zeichen ihrer Würde war, denn auch die höchsten Standespersonen unter den Kelten durften nicht mehr als vier Farben an ihren Kleidern haben. Der König allein, vielleicht aber auch erst seit der Zeit, als das Ansehen des Druidenstandes schon gesunken war, trug sieben Far-

ben, um seinen höchsten Rang anzuzeigen. Das Haupt baar trugen sie kurz, den Bart aber lang. Die höhern Grade trugen golddurchwirkte Kleider, goldene Halsketten, Ringerringe und Armbänder. Ihre Insignien waren: in der Hand ein weißer Stab, *Slatan druoi' eacchid* oder Zauberslab genannt, eine Art Scepter, also vielleicht nur Abzeichen des Oberdruiden selbst; ferner die Druidenknöpfe, deren Verschiedenheit vielleicht mit dem Grade zusammenhing, und das in Gold gefasste Schlangenei, vermuthlich die Auszeichnung des höchsten Grades. In einzelnen Bildern trägt der Druiden das Bild des gebornen Mondes, wie er sechs Tage nach dem Neumonde erscheint, in der Hand, oder ein Hülhorn mit einem darüber schwebenden Monde. Bisweilen sieht man auch bartlose Druiden, also wahrscheinlich noch junge Männer, die zugleich ein Stirnband und eine Art von Schleier über dem Kopfe haben. In allen Abbildungen aber erblickt man auf den Schulden das Pentagramm (das fünfspeckige A), nämlich zwei sich durchkreuzende Dreiecke, die in den äußersten Ecken das Wort *tyrona*, in den inneren aber das Wort *Salus* haben, wie folgende Figur zeigt:



Daß indessen dies eine spätere Erfindung ist, lehrt schon die Schrift. Es soll als A, der erste Buchstabe des Alphabets und der erste Laut des Menschen, auf die Gottheit als den Anfang aller Dinge hindeuten, das Ganze aber vielleicht die Sonne und die fünf Spitzen die fünf Planeten bezeichnen. Was die Persönlichkeit der Druiden betrifft, so erscheinen sie in den Abbildungen durchgängig als staltliche Männer von sieben Fuß Höhe, krausem Sitze und ernstem, zur Erde gehesstem Blicke. Von sehr Felsenstein's nordgauchigen Alterthümer. 1. Thl. 4. Cap.; *Montfaucon*, Tom. II. Pl. Lib. V. p. 436; *Pivot*, *Hist. des Gaulois* III. p. 74; *Orbis novus*. p. 16.

In den Druidenorden konnte jeder freie und eble Jüngling aufgenommen werden, und wegen der großen Vorrechte des Standes entschlossen sich nicht nur viele freimüthigen dazu, sondern wurden auch von Ältern oder Vormündern dazu bestimmt. Der Unterricht wurde durch aus nur mündlich erteilt, weil man den Gebrauch der Schrift, den sie wol kannten, zu diesem Zwecke für unzulässig und schädlich hielt. Das Heilige mußte sich dem Geiste tief und unentzogen einprägen, gleichsam in sein inneres Selbst oermanteln; dies vermöge nur das lebendige Wort, nicht der tote Buchstabe; durch diesen würde nur das Gedächtniß verberbt, die Kenntnis des Lehren

nur oberflächlich; ja sehr leicht könnte die Schrift zum Verräther an den heiligen Geheimnissen werden. In Fäulen, die nicht mit der Religion zusammenhängen, bedienten sie sich aber in der That der Schrift und zwar der griechischen, wie Galar ausdrücklich bemerkt, wenn nicht etwa der Ausdruck „graece“ in den Text eingeschoben ist. Auf jeden Fall möchten Graecae literae wol nur eine der griechischen ähnliche Buchstabenchrift bezeichnen; denn wäre diese Kenntnis in Gallien sehr gewöhnlich gewesen, so würde wol Galar selbst solche Briefe, die von Unberufenen nicht gelesen werden sollten, nicht griechisch geschrieben haben. Wahrscheinlich hatten sie auch noch besondere Schriftzeichen für die eigentlichen Geheimlehren, wie man aus dem, was wir von der Kunsten- und Pflanzenchrift bei den nordwestlichen Völkern Europa's wissen, vielleicht schließen kann. Alle Lehren wurden den Schülern in Versen vorgetragen, die sie dem Gedächtnisse einprägen mußten. Die Hauptlehren, vielleicht das, was die innere Constitution des Ordens oder philosophische Erklärung und Deutung der religiösen Symbole betraf, machten im strengsten Sinn ein Mysterium aus, das dem Volke verborgen bleiben sollte. Die Unterrichtsplätze waren abgelegene Wälder und Höhlen, und der Unterricht selbst dauerte 20 Jahre.

Der Inhalt der Druidenlehre war im Allgemeinen der Inbegriff aller göttlichen und menschlichen Kenntnisse ihrer Zeit, Theologie, Physik, Mathematik, Philosophie, Astronomie, Arzneikunst, Rechtswissenschaft, Politik, welche sie besonders bei ihren Auspicien und bei Gesandtschaften anzuwenden hatten, ökonomische Regeln für den Landwirth aus dem Stande der Gesehne und den Zeichen der Witterung und Zauberkunst.

Ihre Musik beschränkte sich größtentheils auf Gesang, doch begleiteten sie ihn mit einigen Instrumenten. Dazu gehörte der Crott, eine Art Geige und ein der Leier ähnliches (*Diod.* V, 51; *Pollux* Onomasticon. IV, 9), welches vielleicht dasselbe ist. In der Mathematik mußten sie auf jeden Fall Kenntnisse gehabt haben. Ein Gesandter derselben war z. B. über strettige Grenzen einen richterlichen Ausspruch zu thun (*Cicero* VI, 13), wozu doch gewiß in vielen Fällen geometrische Ausmessungen erforderlich wurden. Auch von der Gestalt der Erde und von Antipoden scheinen sie Begriffe gehabt zu haben, wie sich aus *Marob.* Sat. I, 21 schließen läßt. Insbesondere aber war Astronomie eine ihrer Hauptwissenschaften, denn Galar sagt ausdrücklich, daß sie über die Gesehne und ihre Bewegungen, über die Größe und Gestalt der Erde Untersuchungen anstellet, welches Beides mathematische Kenntnisse erfordert. Ihre Monate und Jahre gingen sie mit der sechs- oder acht- nach dem Neumond an und ein Cossus von 30 Jahren machte bei ihnen einen wichtigen Zeitabschnitt, ein Saeculum. Sie zählten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten (*Cicero* VI, 18). Gestadus, ein Zeitgenosse Alexander's, erwähnt der in Britannien herrschenden Kaste der Boreaden (vielleicht Bardden), als Priester des Phoebos, d. h. des Belen als Sonnengottes. Diese vereinigten, in Uebereinstimmung mit dem Jahre des Meton, den Mondcyklus auf 19 Jahre,

brobachtet den Mond in der Erdnähe und sprachen von Erhöhungen auf demselben (*Diod.* II, 47). Hatten sie also vielleicht schon Vergrößerungsgläser und ständen etwa die sogenannten aus Krystall und Glas geschliffenen Druidenstöple, die man bis auf 12 Zoll im Durchmesser findet, damit im Zusammenhang? — Was ihre Kenntniß in der Naturlehre betrifft, so sagt *Caesar* VI, 14: *Da rorum natura disputant et Ammian.* XV, 9: *Socium et aublimia naturae pandere conabantur.* Sie suchten also die Erklärung der Natur und die großen Erscheinungen, sowie den Urrund der Dinge zu erklären. Nach *Strabon* (IV, 4) nahmen sie an, die Welt sei aus nichts entstanden, sie sei unvergänglich, aber Feuer und Wasser werde dereinst alles überwältigen; eine Lehre, in der sie mit Platon und den Stoikern, aber auch mit den Buddhisten übereinstimmen. Das sogenannte Schlangenei (s. unten) war gewiss auch bei ihnen, wie bei den Ägyptern und Andern, ein Symbol der Welt und ein Sinnbild des Lebens. Von ihren Lehren über Entstehung und Untergang der Welt scheint sich Einiges in den Sagen der späteren Völker erhalten zu haben, worüber wir auf die Art. Hu und Cariden verweisen. Besonders scheint es ein Hauptzweck gewesen zu sein, die geheimen Kräfte der Naturkörper zu erforschen; darauf beruhte dann insbesondere die magische Kenntniß, die man den Druiden zuschrieb. In der Arzneikunst spielten Glaube und Sympathie eine bedeutende Rolle, doch wurden auch materielle Stoffe angewendet. Zu Arzneipflanzen gehörte die Eiche (*Plin.* XXV, 7), als zusammenziehendes Mittel zur Stärkung gegen das Gaarausgehen, der Abkesseln, die Centauren (vermutlich *Centiorea benedicta*) als Gegengift (*Plin.* XXV, 31), das Vimeum oder Velenium (*Hyoscyamus niger*, schwarzes Bilsentkraut) gegen Krankheiten des Rindviehes (*Plin.* XXVII, 76), der spitzblättrige Ampfer, noch jetzt in Norddeutschland Bardenwurz genannt, die Alptrau, in Norddeutschland Thrut oder Drub, *Fumaria officinalis*, der leutenförmige Bärlapp oder der Thrutensuß, *Lycopodium clavatum*, die Belladonna und Mantragra oder Kraun (*Plin.* XXV, 94, 110; XXVI, 12; VIII, 41; XXIX, 19; *Celsus* V, 25. No. 2), die Bryonia (*Plin.* XXIII, 36, 37), welche auch, nämlich Bryonia alba, die weiße Zaunruhe, Gichtkräuter, für den Kraun gehalten wird, dem man noch in weit spätem Zeiten magische Kräfte zuschrieb; der Blätterseiwamm (*Plin.* XXV, 57), der Knoblauch, das Blutkraut (*Plin.* XXXVII, 71, 104), das Alptrau, Firscher, Eupatorium u. a. Auch die Coralle gehörte zu den Schutz- und Heilmitteln (*Plin.* XXXII, 12) und das Fleisch von gepressten Menschen wurde für vorzüglich heilsam gehalten (*Plin.* XXX, 4). Von der Pflanze Seilago behauptete man, sie helfe gegen alles Schädliche, ihr Rauch oder besonders gegen Augenübel. Sollte sie aber diese Kräfte haben, so mußte sie auf rechtigste Weise eingesamlet werden. Der Sammler mußte weiß gekleidet sein, mit rein gewaschenen, bloßen Füßen erscheinen, vorher ein Opfer von Brod und Wein dargebracht haben und dann ohne eisernes Werkzeug die Pflanze gleichsam verflohlener Weise, indem die rechte Hand durch

die Mantelöffnung links gesteckt wurde, aus der Erde reifen und sie in ein neues Tuch legen und in einem neuen Gefäße aufbewahren. Diese Seilago ist entweder das haarige Kampherkraut, *Camphorosma monspeliaca*, oder auch *Juniperus oxycedrus*, also eine Wachholderart (*Plin.* XXIV, 62). Die Pflanze *Samolus* (wahrscheinlich *aeomone pulsatilla*, gemeine Schlüsselkeile, die bei Bologna noch *Samiole* heißt, oder *anmolus valerandi*, Pungen) diente gegen Krankheiten des Rindviehes und der Schweine, und mußte nächtlich mit der linken Hand gepflückt und nirgends anders als in die Trichterinnen gelegt und da für das Vieh zerrieben werden (*Plin.* XXIV, 63). Heilkräuter waren auch die Verbene. Sie wurtten, nachdem man vorher Wachschneiden und Honig gesopfert, beim Aufgehen des Huntegriffens, wenn weder Sonne noch Mond schien, gesammelt, die Pflanzen mit einem Kreise umzogen, mit einem Eisen in der linken Hand ausgegraben und hoch in die Höhe gehoben, dann Blätter, Stengel, Wurzeln besonders im Schatten getrocknet. Wer sich damit rieb, dem wurden alle Wunden erfüllt, alle Krankheiten geheilt, Gunt und Freundschaft erworben. Wenn man das Speisesimmer, den Tisch u. mit Wasser, worin sie gelegen oder gesodet war, besprengte, so ging das Wahl selbstlich vorüber. Auch den Römern war die Verbene als Zauberpflanze bekannt und diente zum gottesdienstlichen Gebrauche. Eiche s. B. *Juv.* I, 24. Es scheint, daß man darunter überhaupt geheiligte, von einem gewissen Ort entnommene Pflanzen verstand, s. B. wenn *Plinius* (XV, 36) sagt: *Myrtus, hedera, aliaeve sinules verbonae.* Ebenso besagt auch der Ausdruck *hierobotane*, heilige Pflanze (*Plin.* XXV, 59). Für die eigentliche Verbena wird das Eisenkraut, Zauberkraut, gehalten, *Verbena officinalis*. Eine ganz vorzügliche Wirtsankeil aber schrieben sie der Weisel zu. Unbekannt mit der Natur der Schwarzerzplanzen mußte es ihnen als ein Wunder erscheinen, daß dieselbe nicht auf dem Boden, wie alle andere Pflanzen, sondern auf Bäumen wuchs und hier ohne Samen erzeugt zu sein schien. Vorzüglich gesucht war die auf Eichen wachsende Weisel. Die Eiche war durchweg mit allem, was sie trug, in dem gallischen Glauben geheiligt. Sie war der eigentliche Gottesbaum. Eichenlaub ward bei jedem Gottesdienste gebraucht; in Eichenwäldern wohnten die Druiden; unter Eichen hielten sie ihre Gerichtsstätten. Was aus ihr hervorkam, war ein Zeichen göttlicher Gnade, und da überdies die Weisel selten auf Eichen gefunden wird, so war eine solche um so mehr ein göttliches Geschenk. Sie wurde alsdann mit großen Freudenlichkeiten abgenommen und zwar am sechsten Tage nach dem Neumonde, mit dem auch der Monat, das Jahr und der 30jährige Cyclus begann. Man nannte diesen Mondschein den allheilenden. Unter dem Baume wurde zuerst ein Opfer und ein Wahl bereitet und nach dem Schmause ein zum ersten Mal unter das Joch gekommenes Rindpaar herbeigeführt. Dann ließ der Druiden im weißen Gewande auf den Baum, schnitt die Weisel mit einer goldenen Eichel ab und ließ sie in einem weißen Mantelstuche auffangen. Nun wurden die Eiere geschlachtet



und die Götter anrufen, daß sie denen, welchen sie diese Gabe ertheilt, dieselbe zum Heile gezeihen lassen möchten. Die Mistel wurde theils allein, theils mit andern Stoffen vermischt gebraucht, sowohl äußerlich als innerlich. Man wachte sie gegen Geschwulst, Verhärtung, Kröpfe, Geschwüre, und Klauenläuse an; sie reinigte das Kinnloch und machte es fett, sie war ein Mittel gegen alle Gifte, und war sie im Neumonde gesammelt und zwar ohne Gebrauch eines Messers und ohne daß sie die Erde berührte, so half sie gegen die fessende Sucht. Sie machte sogar alle Thiere und auch die Weiber fruchtbar, wenn sie dieselbe immer bei sich trugen. Die Druiden nannten sie daher in ihrer Sprache die Alles Heilende, aber das heilige Wort ist unbekannt. *S. Plin. XVI, 92, 93, 93, 52; XXIV, 6.* Vielleicht war es das heutige Gog, das wahrscheinlichste Stammwort von *gouir*. Auf einem Denkmale, im J. 1726 gefunden, sieht man eine Figur, die eine Pflanze in der Hand hält, und dabei die Inschrift: *aproposq; arvari videtur*. Ist die Pflanze die Mistel, so könnte das *arvari* dem *omnia* anantern des Plinius entsprechen. Das Abschneiden der Mistel scheint besonders am Neujahrstage geschehen zu sein und dadurch wurde dieser ein religiöses Volksfest. Noch in der Mitte des 18. Jahrh. war in einigen Gegenden Frankreichs die Sitte, daß die jungen Leute an diesem Tage durch die Dörfer liefen und mit dem Anruf: *aguiannant* (au guy l'an neuf) Geschenke einsammelten, und in der Volkssprache bei Ephtres hießen solche Geschenke *aguiannables*. Ein hauptmagisches Mittel war endlich das sogenannte Schlangenei. Im hohen Sommer, erzählt man, wälze sich eine ungeheure Menge Schlangen zusammen (es geschieht dies zur Begattungszeit, welche in der Dauphiné auf dem Gebirge la Roche an der savoiischen Grenze zwischen der Mitte des Juni und August stattfindet) und bilde durch gegenseitiges Umschlingen und Geisern eine Menge von Schleim und Schaum zur Form eines Eies, das unter pfeifendem Geisze in die Höhe geworfen werde. Wer nun ein solches Ei gewinnen wolle, müsse bei hellem Mondschnein zur Stelle sein und es in einem Tuchmantei auffangen, ehe es die Erde berührt. Er müsse aber auch sogleich ein Ross bereit haben, um damit schnell zu entfliehen, denn die Schlangen verfolgen ihn, bis es ihm gelungen wäre, über ein fließendes Wasser zu kommen. Die Echtheit eines solchen Eies war daran zu erkennen, daß es den Strom aufwärts schwamm, und auch, mit Gold eingesaßt, nicht unter sank. Man trug es im Busen bei sich und versicherte sich dadurch der Günst der Könige und des Sieges in Rechtsstreiten. Plinius sah ein solches von der Größe eines mäßigen runten Apfels, mit einer knorpeligen Kruste überzogen und mit Warzen, den Saugamerktungen der Polypen ähnlich, bedeckt (*Plin. XXIX, 3*). Auf einem Grabmale hat man zwei Schlangen abgebildet gefunden, die eine mit dem Ei in dem Schlunde, die andere, bemüht, dasselbe mit ihrem Geisze vollends auszubilden. Der Caduceus des Merkur besteht bekanntlich aus einem Stab, um den sich zwei Schlangen winden und den sogenannten Herkulesknoten schlie-

gen. Vielleicht steht auch diese Bildung mit jener Druidenmythe im Zusammenhang. Auch ist das Ei fast in allen alten Religionen ein Bild der Welt. In Ägypten geht das Ei aus dem Munde des Knecht hervor und in einer sogenannten Orphischen Kosmogonie gebiert der schlangengestaltete Herakles ein Ei, aus dessen oberm Theile der Himmel, aus dem untern die Erde ward. Solche Iden mögen denn auch wol dem Schlangenei der Druiden zum Grunde gelegen haben. Wie unglaublich lange aber sich Uberglauben der Art bei dem Volke erhalten kann, beweist eine Volkslage, die ich oft in meiner Jugend hörte. Es gebe einen König der Schlangen, der eine kostbare Krone von Gold trüge. Wer dieselbe raubte, den verfolgten die Schlangen, und nur die Geschwindigkeit seines Pferdes könne ihn vom Tode retten und ihm die kostbare Krone sichern. Trens Ei der Druiden scheint also in der Sage in eine Krone umgewandelt zu sein.

Die Geschichtskennntnis der Druiden scheint sich vorzugsweise auf die Historie des eigenen Volks beschränkt zu haben. Ein Theil desselben war nach ihrer Lehre eingeboren, wahrscheinlich eben die Druiden selbst, als der vornehmste Theil, ein anderer war durch Meerüberschwemmungen und Feinde aus fernem Asien und den Bergen jenseit des Rheins vertrieben worden. Auch sprach man davon, daß einige Griechen nach Troja's Eroberung hierher gekommen wären. Man hatte Sagen und Denkmäler von einem Perikles, dessen Sohne Salates und seiner Nachkommenschaft. (*Ammian. XV. c. 9; Plin. II, 99; Strab. VII, 2; Diod. V, 24; Sil. Ital. III, 436.*) Nach der Geheimlehre aber waren alle Gallier vom Dis oder Dios entsprossen. (*Caes. VI, 18.*) Der Vortrag der Geschichte geschah in Versen; der Dichter war auch Geschichtschreiber und Erzähler. Die Lieder der Barden nämlich bezogen sich theils auf die Religion (*Strabon* z. B. nennt sie *εὐργαίαι καὶ νομῆαι*, und das Erstere läßt sich sogleich auf religiöse Gesänge beziehen), und diese mochten wol die ältesten sein, aber ein Eigentum des Ordens bleiben und nicht leicht zur Kenntniss eines Ungeweihten kommen, theils auf die Thaten der Helden ihres Volks, die Tapferkeit preisend und Freiheit mit Schandthungen verfolgend. *Luran. I. v. 447 sq. Strab. IV, 4; Ammian. XV, 9; Diod. Sic. V, 31.* Sie hatten daher auf das Volk einen großen Einfluß und in den wichtigsten Staatsfachen das Ansehen der Druiden. Aber früh schon machten einige von ihnen um Lohn die Rolle eines Hof- und Volkpoeten. So begleitete ein solcher den Gesandten des Königs der Allobroger an den römischen Feldherrn G. Domitius. *Appian., De reb. Gall. II, 6; elr. Liv. LXI; Flor. III, 2; Val. Max. IX, 6.* Barden begleiteten ihre Fürsten in den Krieg und besangen vor dem Volke ihre Thaten. Ihre Lieder hießen Barbi, sie selbst in griechischer Übersetzung Parasten, ursprünglich eine ehrende Benennung und nur erst später durch das Betragen dreier, welche so hießen, verächtlich. *Athen. VI, 49, 26.* Aber der Verfall scheint schon früh begonnen zu haben, doch vielleicht in Gallien mehr als bei den Kelten in den britischen Inseln, denn

zu Ossian's Zeiten, über 300 nach Chr., stehen sie hier noch in sehr großem Ansehen, wie sich aus dessen Eiedern ergibt. Von diesen drifischen Barden werden wir unten noch Mehreres sagen. Hier nur noch die Bemerkung, daß eine große Ähnlichkeit zwischen den keltischen Barden und den thrakischen Sängern in Rücksicht ihrer Lehren, sowie ihrer kirchlichen und profanen Bestimmung, stattgefunden zu haben scheint, welches einen in früher Urzeit da gewesenen Zusammenhang der thrakischen Sängers mit dem Druiden- und Bardenvorden der Kelten andeuten möchte. Thraker und Kelten verehrten ziemlich die nämlichen Göttheiten, erstere nach Herodot am höchsten den Hermes, dann den Ares, den Dionysos und die Artemis, letztere nach römischer Ansicht vor allen den Merkur, dann den Mars, den Apollon und die Minerva. Bei beiden aber finden sich der Dienst der Demeter und der Kabbren, der Glaube an Dämonen, als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, an Vogelstellung und Stierneutung. Menschenopfer waren bei Thrakern und Kelten. Beide hielten die Seele für unsterblich und den Tod für einen Übergang in ein besseres Leben entweder unmittelbar, oder nach einer durch Seelenwanderung bewirkten Reinigung. Mit dem Toden verbrannte man seine Waffen und Schätze, die Gattinnen stürzten sich um die Ehre, ihm auf den Scheiterhaufen zu folgen. *Mel. II, 2; S. lin. X. No. 3.* Die Thraker und Kelten hatten weibliche Priesterinnen, mächtig durch ihre Jaubergesänge und Weissagungsgabe. Beide ließen die Welt durch Feuer untergehen, und die Harpe der Barden wird für eine thrakische Erfindung ausgegeben. Selbst die Wistel war bei den verwandten Völkern eine magische Pflanze. Auf einen historischen Zusammenhang zwischen Thrakern und Kelten deuten aber auch alte Sagen. Malater vom Geschlechte der Kelten sollen einst über die Rhipiden gegangen sein und zwischen den Alpen und Pyrenäen sich angesiedelt haben. Auch Herkules hatte Wälder über die Alpen geführt und die Kelten hielten ihn zum Theil für ihren Stammvater. Vor den Hellenen fliehend, zogen thrakische Stämme weit nach Westen und besetzten die Gegenden an den Ezeren und weiterhin bis zu den Pyrenäen. Es ist nach diesem Allen sehr wahrscheinlich, daß das Druidenthum mit den thrakischen Religionen in einem ursprünglichen Zusammenhange stand und seine eigenthümliche Ausbildung durch die Trennung von den Urstämmen und Einwirkung äußerer Verhältnisse bei den Kelten gewann.

Dies bringt und nun zu dem Haupttheile der druidischen Weisheit, zur Theologie und Philosophie, welche beide überhaupt bei den Alten als etwas Ungetrenntliches betrachtet wurden. Die Vates unter denselben sollen sich hauptsächlich mit Naturkunde und der Wissenschaft des Experimentes, die eigentlichen Druiden noch außerdem mit Forschungen über die Seele, die Welt und die Göttheit beschäftigt haben. Diese letztern Betrachtungen mögen insbesondere das Wesen der innern Priesterreligion ausgemacht haben und nach ihrem vollständigen Inhalte nur den Eingeweihten kund geworden sein. Von ihrer Weisheitslehre werden drei Abtheilungen angegeben: Religion, Moral und Rechtslehre, und ihr Hauptgrundsatz

war: Gott anbeten, nichts Böses thun und mannhaft sein. *Diog. Laert. Prooem. V.* Ihre religiöse Philosophie beschäftigte sich zuerst mit der Seele. Diese, lehrten sie, sei unsterblich; nach dem Tode gebe es ein anderes Leben. Die wahre Lehre der Druiden über die Fortdauer mag wol geheim geliebten sein. Römer und Griechen konnten nur aus dem schöpfen, was unter das Volk kam, daher sich denn freilich manche Dunkelheiten und Widersprüche in den Angaben finden. Drei Punkte scheinen das Wesentliche in der Seelenlehre ausgemacht zu haben: 1) die Seele ist unsterblich, 2) sie wandert nach dem Tode in andere Körper, 3) nach einem bestimmten Zeitraume von Jahren wird sie wieder leben und wieder geboren werden. *Caes. VI, 14; Diog. V, 28; S. l. Ital. XIII, 555 sq; Ausonii Ephemeris 55—57.* Der dritte Satz mag von dem zweiten wol nur darin verschieden sein, daß er behauptet, nach einer bestimmten Periode kehre die Seele wiederum in einen menschlichen, oder wol gar in den ehemaligen, von ihr verlassenen Körper zurück und werde denselben aufs Neue, nachdem sie inzwischen ihren Aufenthalt in andern Körpern gehabt habe. Doch findet man von einer Wanderung in Thiere keine Spur. Willst ich diese bestimmte Periode auch ebenso zu nehmen, wie in dem Buddhismus der Mongolen der Drischilong oder Geburtswechsel, nach dessen Vollendung die geringste Seele wieder in den göttlichen Schoos zurückkehrt. Nach *Lucan. I, 454* erg. fand die Seele ihren aufsteigenden Körper in einer andern Welt wieder und der Tod war nur Vermittler eines ewigen Lebens. Dem zufolge hätten sie die persische Lehre von der Auferstehung des Körpers gekannt. Aus diesen Sätzen leiteten sie manche wichtige Folgerungen für das praktische Leben ab. Da die Seele nicht sterben kann, so haben wir auch den Tod nicht zu scheuen. Daher müsse der Mensch im Kampfe mit den Feinden nicht feig sich zurückziehen, sondern mutig und tapfer streiten. Auf ähnliche Art sucht auch Krishna seinen Freund Arischna zum tapfern Kampf zu begeistern. Mit den Toden verbrannte oder begrub man alles, was ihm im Leben besonders lieb gewesen war, Thiere, Sklaven, Klienten. Auch Angehörige folgten ihm freiwillig auf den Scheiterhaufen, um in der andern Welt wieder mit ihm zu leben. *Caes. VI, 18; Pomp. Mel. III, 2.* Man warf Briefe darauf, die er verstorbenen Brüdern überbringen möchte, und wenn geborgtes Geld vom Schuldner bei seinem Leben nicht wieder bezahlt werden konnte, so ließ man sich ohne Schwierigkeit eine Anweisung an das jenseitige Leben gefallen, überzeugt, daß der Schuldner dort seine Pflicht treu erfüllen werde. *Pomp. Mel. III, 2; Diog. Sic. V, 28; P. l. Max. II, 6.* Dies Alles setzt eine außerordentliche Festigkeit des Glaubens an Fortdauer, und zwar selbst an eine körperliche, voraus, scheint aber in mancher Hinsicht dem Glauben an Seelenwanderung zu widersprechen, motivirt diesen wenigstens dahin, daß die Seele zuletzt doch den verlassenen Körper wieder bewohnen werde.

Da wir von der Weltlehre der Druiden schon gesprochen haben, so bleibt uns nur noch die Betrachtung

ihre Lehre von Gott übrig. Sie glaubten an einen ewigen, allmächtigen, durch seine Vorlesung die Schicksale der Menschen lenkenden Gott, dessen Verehrung neben der Ausübung des Guten eine Hauptpflicht sei. Wie sie sich diesen Gott seinem Wesen nach eigentlich dachten, das war ihr Geheimniß; Römer und Griechen konnten nur das darüber berichten, was sie von Ungeweihten und aus Andern vernommen hatten, und dies schauten sie durch das Glas ihrer eigenen Mythologie an, überlieferten nicht einmal die keltischen Götternamen, sondern schrieben das für die Irigen, wenn sie Begriffe oder Aehnlichkeiten wahrzunehmen glaubten. Höriten sie ja die weiten Sätze aus der Geheimlehre, so waren diese für sie in eine dunkle, räthselhafte Sprache gekleidet, denn Diogenes bemerkt Prooem. V. *Ἰσχυὶς αὐριγυτῶδης ἀνοσφύρουρος γίγνεται*. Das Eine weiß man, daß sie ihre Lehren immer in Triaden, d. h. in drei mit einander verbundenen Sätzen, zu ordnen pflegten. So handelten sie in der Psychologie von der Unsterblichkeit, der Wanderung und der Wiedergeburt der Seele; in der Weltlehre von der Bewegung der Gestirne, von der Größe der Erde und der Welt und von der Natur der Dinge. In der ersterischen Religion ist von mehreren Göttern die Rede, vielleicht aber, daß sie die Eingeweihten unterrichteten, daß alle Götterwesen nur Kräfte und Ausstrahlungen eines einzigen ewigen Grundwesens seien. Nach Cäsar waren alle Gallier vom Vater Dis entsprossen und dies könnte man wol so deuten, daß sie im Dis den Urgott selbst erblickten. Aber gewiß irrte er, wenn er bei diesem Dis sogleich an den römischen Gott der Unterwelt denkt und sogar bemerkt, die Kelten hätten deswegen die Zeit nach Nächten gerechnet. Dennoch nennt er nicht den Dis unter den keltischen Göttern. Überhaupt, scheint es, theilten sie die göttlichen Wesen in zwei Classen: in eigentliche Götter, welche theils allgemeine Landgötter, theils besondere Schutzgötter einzelner Districten waren, und in Geister, womit sie ähnliche Begriffe, wie die Äten überhaupt mit den Dämonen verbunden haben mögen. Cäsar führt fünf vorzügliche Gottheiten an, den Merkur, den Mars, den Jupiter, den Apollon und die Minerva. Für den höchsten Gott wird Merkur erklärt. Nach Cäsar hatte er die meisten Bildsäulen im Lande und wurde für den Gefürter aller Künste, für den Führer aus Wegen und Straßen und für den Hauptvorsteher alles Geldverkehrs, aller Gewerbe und alles Handels gehalten. Hat der keltische Name mit dem römischen Aehnlichkeit, so könnte man ihn mit Nittir (in der Vorhalle der Geschichte) vom keltischen Wert, dem deutschen Markt, Grenze, Grenzstraße, ableiten. Er war also der Gott, der über die jedes Eigentum begrenzende Maste machte und aus diesem Grundbegriffe floßen dann leicht die übrigen, welche ihn zum Gott der Cultur und der gesetzlich eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft machten. Er führte aber auch den Namen *Toutatis*; wobei man wol an den Teut oder Thot der Ägypter denken, und diesen wieder mit dem allgemeinen Götternamen Deus, *Deo*, Divus, Dewa, für einetel oder wenigstens verwandt halten kann. Dann möchte

er auch wol eben der Dis oder Dites sein, von dem alle Gallier entsprongen. Im Keltischen hat man verschiedene Wörter, von denen die Benennung gekommen sein könnte, Dha, Dhew, gut, Gott, Hyth, ewig, waldisch Diu, fernwäldisch Dew, waldisch Di, armerisch Tat, Vater, Teut, Wolf, Dis, die Erde. In den Mythen wurde Teutatis auch Eamios genannt, und unter diesem Namen soll nach Lukian Herkules verstanden werden. Denkt man dabei an *ὕμνος*, die Hymne, ocea, die Ege, im Keltischen *ogedi*, so würde der Name ihn auch als Hymnenzieher, Grenzgott, Begegott bezeichnen. Er war also ebenfalls Merkur, und diese Einflimmung bleibt auch, wenn man den Namen von oga, ogum, Ogma, im Keltischen Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Ogum, im Irischen Geheimnisschrift, Räthen, ableitet. Er ist also der Geber der Sprache, der Schrift und der Wissenschaften. Wie den Hellenen, war aber auch wol den Kelten Merkur der Seelenführer aus dem Leben und in das Leben. Nittir (in der Vorhalle) glaubt daher in ihm den alten Wodda wieder zu erkennen, indem nach seiner Hypothese der Buchhadienst als Verehrung eines Gottes aus Indien, über das kaspiische Meer, nach dem osowischen und von da nach Noralien und des folgenden westlichen Ländern vermittelst Ausübung von Priestercolonien in einer sehr frühen Urzeit sich verbreitet habe. Er war also überhaupt theils der allgemeine Weltgeist, der Alles belebt, Wissenschaft und Kunst erweckt, den Menschen auf seinem Lebenswege schützend begleitet und die Seele an den Ort ihrer Bestimmung bringt, theils der Gott, der unter bestimmten Gesetzen die Völker zu bürgerlichen Vereinen verbindet, Staaten stiftet, das Eigenthum und die Grenze schützt und jedem Gewerbe vorsteht. Im Bildnisse erscheint dieser Gott als Greis mit wenigen grauen Haaren und braungebrannter Haut, bekleidet mit einem Löwenfelle, in der Rechten die Keule, in der Linken den gespannten Bogen. Er zog eine Menge ihm freudig folgender Menschen nach sich, die mit einer leichten Kette von Gold und Bernstein durch ihre Ohren an seine Junge gefesselt waren. In einem solchen Bilde ist freilich auf den ersten Blick der Herkules nicht zu erkennen. Die Symbole der Macht und Eidsreue umgeben ihn und freudig folgen seinem Zuge die Menschen. Aber das letzte Symbol scheint doch besonders auf die Macht der Rede zu deuten und so ein wesentliches Attribut des Merkur oder Hermes auszudrücken, und die alte Greisenform das ewige Dasein der Gottheit anzudeuten, wobei denn Löwenhaut, Keule und Bogen, Symbole ihrer Allmacht und ihrer Gewalt über Leben und Tod sein könnten.

Die zweite Hauptgottheit ist Mars, und darunter versteht man allgemein den gallischen Hesus, Esus, den Kriegsgott. Aber es scheint auch Esus nur eine besondere Benennung der Gottheit, der As, wie ihn die nordische Mythologie nennt, der Asa der Tyrhener, und Asa, das Schicksal. Eigentlich ist also Esus mit dem vorigen Gott im Wesen einetel, oder doch nur eine besondere Modification desselben, denn der Gott der Grenze und des Eigentums muß oft auch mit dem Schwerte

aufzutreten, um Beides zu schützen. Nach Cäsar gelobte man ihm vor der Schlacht die Kriegsbeute, opferte ihm nach derselben die gefangenen Thiere und errichtete von den erbeuteten Waffen und Geräthen an heiligen Orten einen Haufen. Wer etwas einem solchen entwendete oder von der gemachten Beute einen Theil für sich behielt, der mußte eines grausamen Todes sterben. Auf einem in der Kirche Notre-Dame zu Paris gefundenen Denkmale sieht man den Esus, wie die Inschrift bezeugt, als einen Jüngling mit nackten Schultern und die Hände in die Hüfte bedend abgebildet. Auch sonst noch erscheint sein Bild auf Denkmälern, aber die Symbolik dieser Abbildungen ist sämmtlich dunkel. Er hieß auch Gofosus (Inschrift bei Bourges gefunden), was mit Esus verwandt sein könnte, desgleichen Comulus, was den Gott des Kampfes bezeichnen soll, in der Sprache der Etrusker aber den Gott Merkur bezeichnete, welches auch auf die Identität beider Begriffe hindeuten könnte. Nach Macrobius (Sat. I, 19) hatte Mars bei den spanischen Völke der Aelitaner den Namen Net (wie auch in Ägypten ein der Sonne geweihter Stier hieß) und sein mit Strahlen umgebenes Bild wurde sehr häufig verehrt. Hier scheint also Mars gradezu als Sonnengott genommen zu sein. Den Namen Net erklärt Cluver (Germ. ant. I. p. 201) für telisch.

Die dritte Gottheit, Jupiter, hieß bei den Kelten Taran oder Tarannukun, bei den Briten Taramis. Eigenthümliche waren seine Bilder, die Erde selbst ihm heilig. Er scheint dem Thor der Teutonen verwandt und wie dieser den Herrscher des Donners zu bezeichnen, denn Taran bedeutet im Keltischen den Donner. Es war vermuthlich dieselbe Gottheit, von deren Verehrung man auf den Gipfeln der Alpen Spuren findet und welche hier den Namen Pen geführt zu haben scheint, denn Livius (XXI, 38) sagt von den penninischen Alpen, daß sie von einem Gotte den Namen führten, der auf den höchsten Gipfeln verehrt wurde. Pen heißt nämlich im Keltischen das Höchste eines Dinges. Man schickete ihm zu Ehren ungeheure Steinhaufen pyramidenförmig auf, wovon man auf dem Passenstol bei Innsbruck noch Spuren zu sehen glaubt. Auch heißt der Jausen bei Ettringen in alten Urkunden noch mons Jovis, und Mont Jon der Bernhards. Auch dieser Gott möchte im Wesen mit dem Esus und dem Merkur Eins sein. Alle drei scheinen die Gottheit als Dreieinigkeit zu bezeichnen, wovon auch das im J. 1711 in der Kathebrakirche zu Paris gefundene Bild mit der Inschrift Tarvos Trigaranos deuten mag. Es stellt einen Stier (Tarvos) in einem Gebölge vor, auf welchem drei (Tri) Kraniche (garanos) sitzen. Zu bemerken ist noch, daß Lucanus den Taronis mit der syrischen Diana vergleicht (I, 446), und daß daher, sowie auch schon die Endung is anzeigt, diese Gottheit wirklich sein könnte. Dann wäre sie die Tabiti der Skythen, die Hestia der Griechen, die Mutter Erde selbst. Auch heißt die Erde in der kimmerischen Sprache Daur, Daeur, Tir, Dor, woraus wol Taranis von den Römern gebildet sein könnte. Dann wäre sie die weibliche Potenz der Gottheit, wie Teutates und Esus die männliche.

Doch ist dies noch eine erst näher zu bestätigende Vermuthung.

Cäsar's vierte Gottheit, Apollon, ist der telische Belen, Belin, Abello, und tritt besonders unter dem Charakter eines Krankheiten Heilenden auf. Auf Denkmälern kommt sein Name besonders im süblichen, auch wol im östlichen Gallien vor. Er hatte einen reichen und berühmten Tempel, den man in Toulouse fand; auch zu Autun hatte er einen Tempel über einer warmen Heilquelle, die ihm gewidmet war. Es werden mehrere Orakel desselben erwähnt, die sich größtentheils auf Heilung bezogen haben mögen. Heilig war ihm das Bilsenkraut, das von ihm den Namen Melinantha oder Apollinaris führte, und mit dessen Saft die Gallier ihre Wundspiege bestrichen, um desto leichter damit die Hirsche zu tödten. In den schottischen Hochgebirgen fand man noch in späterer Zeit Spuren seiner Verehrung. Am 1. Mai, der von ihm la Bealmeins hieß, jündete man ihm zu Ehren zwei Feuer einander gegenüber an, sodaß man in Irland sprichwörtlich sagte: zwischen zwei Felsfeuern sitzen, anstatt in großer Gefahr sein. Auch in der Mitte des Sommers jündete man ihm zu Ehren ein Feuer an (das Johannisfeuer) und trug Feuerbrände um die Kornfelder herum, damit die Ernte recht segensreich würde. Endlich brannte ihm noch ein drittes Feuer am Ende des Octobers. Diese noch in sehr späten Zeiten beobachteten Gebräuche möchten den Belen wol auch als Sonnengott charakterisiren, der heil- und fruchtbringende Wärme in der Natur verbreitete. Es war auch wol derselbe Gott, der in den Mythen des Nachbostlandes auf einer an der Mündung der Eire liegenden Insel gefeiert wurde. Strab. IV, 4. Der Name Belen aber kann den Heiligen bedeuten, vom keltischen beal, heilig, aber auch den Sonnengott vom irländischen Beal, Bealan, die Sonne. Im Abrahams hieß auch Bakhos Belia. Der Name Belenos ward auch astronomisch gebraucht, da die Buchstaben desselben die Zahl 365, die Zeit des Erdumlaufes, enthalten, nämlich:

B H A E N O Z  
2 8 30 5 50 70 200

Eine gewiß weibliche Gottheit der Kelten war die, welche Cäsar Minerva nennt. Es scheint, daß sie im Begriffe mit der ägyptischen Isis oder der griechischen Demeter Eins war, also eine Göttin, die sich ebenso auf den Mond bezog, wie die vorigen Götter auf die Sonne, und die fruchtbringende Kraft der Natur anzeigte. In Britannien verehrte man eine Minerva bei warmen Heilquellen, und in ihrem Tempel brannte ewiges Feuer. Solin. 22. Nach Strabon (IV, 4) beging man daselbst den Dienst der Demeter und Kora auf einer dem Festlande nahen Insel nach samothratischen Gebräuchen. Diese Demeter und jene heilige Jungfrau, die zu Gernutum angebetet wurde und von der man sagte, daß sie dem Erdboden gebären werde, waren wol dieselben Göttinnen, die Cäsar Minerva nannte, sowie auch die, welche von Andern die Siegesgöttin, die höchste der Frauen, oder Andarte, Andra (Andras, im Wallfischen Gebiete, Frau) genannt wird. Dion. LXII, 6, 7. Auch

Gemma hieß sie, verwandt dem Gamalus, und Dvana, verwandt vielleicht mit Dgmios. Im Ganzen weiß man also wenig von dieser Göttin, doch muß in ihrem Wesen etwas gewesen sein, was die Römer bewog, sie mit der Minerva zu vergleichen. Vielleicht wurde sie in Waffen abgebildet.

Außerdem gab es eine Menge Localgottheiten, von denen wir weiter nichts wissen, als höchstens die Namen nach römischer Aussprache oder Umdeutung. Man kennt sie hauptsächlich nur aus Votivsteinen. So soll es gegeben haben einen Gott Nemausus, Vogesus, Penninus, von Wäldern und Gebirgen benannt, Moritasgus bei den Aeuern und Etingonen, Bacurdus in Gölz, Hercules Saxanus bei den Mediomatrisern und in Cleve, Verjogodumnus bei den Ambianern (Amiens), Rhoet zu Rotomagus (Rouen), Caelan zu Verona, Nemo zu Namur, Borvon zu Bourbon u. s. w.; ferner Göttinnen: Udiana, Isabanna, Squana (an Sequana, die Seine, einnehmend), Arduinna von den Ardennen, Epona in Solothurn u. s. w. Von der wirklichen Religion der Kelten, noch weniger aber von den religiösen Ansichten der Druiden, die dem Volke geheim gehalten wurden, läßt sich aus jenen Trümmern von Nachrichten wenig schließen.

Die Glosse der Genien oder Geister war sehr groß, aber auch davon ist unsere Kenntniß sehr gering. Im Volksglauben spielten die Duas eine wichtige Rolle und zwar als Incubi. Man gab ihnen eine frauenähnliche Gestalt und glaubte, sie beschließen die Frauen in Gestalt ihrer Liebhaber. Als Erdgeister bewachten sie auch Schätze und hatten so Ähnlichkeit mit den Zwergen der Teutonen. Wenn von einer Verehrung des Epluan oder Epluian bei den Galliern die Rede ist, so scheint sich dies auf die Duas zu beziehen. Von ihrem Namen kommt noch das bretonische Taus, Geist, Gespenst, und das englische Dues oder Dewee, der Teufel. — Bei den Bretonen verehrte man die Zwerggeister unter dem Namen Crions oder Gories und schrieb ihnen außerordentliche Zauberkräfte zu. Ihnen legte man die Errichtung der druidischen Denkmale bei. Auch von Feen, Elfen, Sylphen ist die Rede und von ihren nächtlichen Tänzen. Vielleicht sind solche Sagen aus dem nächtlichen Götterdienste der Druiden entsprungen.

Es ist ungewiß, ob die Druiden eigentliche Tempel, d. h. besondere dem Götterdienste geweihte Gebäude, gehabt haben. Man hat manche Trümmer für Überreste von solchen halten wollen, und glaubt, sie wären in Form eines Deltogens gebaut gewesen, eine Bauform, welche überhaupt die Kelten liebten. Caesar erwähnt indessen keiner eigentlichen Tempel, sondern nur heiliger Stätten, loca consecrata (Caes. VI, 17). Auch Strabon weiß in Aulouise nichts von Tempeln, sondern nur von eingeschlossenen heiligen Plätzen (de oppido). Solche heilige Stätten waren in der freien Natur, insbesondere in Eichenhainen. Ein heiliger Hain fand unweit von Rastin und durfte durch keine Art verletzt werden. Dichtverwachsene Äste wehrten dem Sonnenlichte den Eingang. Lucan (III, 399 sq.) gibt eine Beschreibung eines

solchen Hains, die wol größtentheils aus der Natur geschöpft sein mag. Da strömte das Wasser schwärzlich aus dem im kalten Schatten befindlichen Quellen. Da standen blutige Altäre, von Menschenopfern blutbespritzt; umgestaltete Baumstämme waren Sinnbilder der Gottheit. Keine Luft regte das Laub, kein Wind strafte die Bäume. Die Vögel scheuten sich, auf den Baumzweigen zu ruhen und das Wild, in den Höhlen sich aufzuhalten. Aber hiemalen drönte es dumpf aus der erschütterten Erde herauf, der Wald leuchtete, ohne zu brennen, und Drachen wandten sich um die Stämme der Eichen. Wer sich ihm nahte, den ergriß heiliger Schauer vor der Nähe des unbekannten Gottes. Nur selten und am hohen Mittage betrat ihn das Volk, um den Mitternacht zitterte selbst der Priester hinzugehen. — In den ersten Zeiten, vielleicht auch später bei Verfolgungen, versammelten man sich in Höhlen oder auf Bergen; dann errichtete man künstliche Steingebege, die man noch häufig in England und Frankreich findet, das größte bei Auberson, wo 4000 Daisiten von 4—25 Fuß Höhe in eifrig gleichlaufenden Reihen stehen. In Nordengland auf der Straße nach Kirkoswald sieht man auf einer Ebene einen Kreisplatz, 350 Schritte im Umfange, von 67 großen, zum Theil 12—15 Fuß breiten und 10 Fuß hohen Steinen eingefaßt. Auf der Südküste steht eine 18 Fuß hohe Steinsäule, mit den vier Ecken nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Nahe dabei bilden vier Steine gleichsam ein Gestein für eine Tischplatte und gegen Westen, Osten und Norden bezeichnen große Steine die Eingänge. (S. d. Art. Stonehenge.) Solche heilige Plätze scheint man auch gern auf Inseln aufgesucht zu haben, wie z. B. die Insel Sena (Isle des Saints) im britannischen Meer, der Küste der Dänemark gegenüber, die Insel Jersey und Guernsey, die namntliche Insel am Ausflusse der Loire, die Insel Mona (Anglesey) u. a. m. Viele der Inseln an der Küste wurden für Sitze der Dämonen und Herren gehalten. Lucan. V, 17. Es gab auch heilige Seen, in welchen die Kirchenschätze verborgen oder bei denen gottesdienstliche Versammlungen gehalten wurden, auch heilige Quellen. Die Keliberer in Spanien versammelten sich im Vollmonde mit ihren Familien vor den Thoren ihrer Städte und beteten hier zu einem namenlosen Gotte. Strab. III, 4. Die Altäre waren große Steinplatten, auf 3—5 senkrechte Pfeiler gelegt. Sie hießen Eech, d. h. Stein. Man denke an den Stein von Loda bei Offen. Einige waren auf eine oder zwei Unterlagen wogerecht gestellt, sodass sie leicht bewegt werden konnten. Man nannte sie Bagstrine, später Zaubersteine, weil die Wältigung und Errichtung solcher Massen übernatürlich schien. Ein solcher Zafelstein bei Voitiers ist 25 Fuß lang und 17 Fuß breit. Ob die Gallier auch Götterbilder hatten, ist ungewiß. Was man von solchen gefunden hat, ist erst aus den Zeiten der Römer. Unter Nero versetzte Zenodorus für die Aeuern einen Merkur von foliosaler Größe, der vier Millionen Sesterzen kostete. Plin. XXIV, 18. Die Idee von Götterbildern war indessen gewiß schon bei den Galliern vor der Zeit der Römer. Aber es waren wol weniger Dar-

stellungen der Götter, als Sinnbilder, heilige Bäume, Tränke von abgeforderten oder vom Witz getroffenen Räumen, rohe Steine u. dergl. Altheilich scheint das aber nach Lufian beschriebene Bild des Teufels.

Zur Religion gehörte auch der Glaube an Auserwählten. Die göttliche Vorsehung waltete nicht nur über die Schicksale der Menschen, sondern gebe ihnen auch Vorsehung ihres Willens. Dergleichen fand man im Flug der Vögel, den Eingeweihten der Thiere, in Thronungen, Träumen, in den Stellungen der Sterne, in belandern Ereignissen u. dergl. *A. Lian*, var. hist. II, 31; *Diod.* V, 31; *Justin.* XXIV, 6. Aber nicht jeder, sondern nur der Dritte mußte solche Zeichen recht zu deuten, weil er der Vertraute der Götter war. *Cic.* *De Div.* I, 90; *Amian.* *Marr.* XXI; *Tac.*, *Hist.* IV, 54. Diese Kunst der Zeichendeutung war ein Haupttheil der magischen Wissenschaft der Druiden. Ob das Schicksal von selbst keine Zeichen, so verstanden sie auch die Kunst, es zu deuten. Dazu bediente man sich gewisser Thiere, z. B. des Hosen, dessen Lauf den Ausgang einer Schlacht anzeigte. Der man ließ einem zum Opfer geweihten Menschen das Schwert in den Rücken und prophezeite aus seinen Zudungen. *Dion.* LXXII, 6; *Strab.* IV, 4; *Diod.* V, 30; *Tac.* *Ann.* XIV, 30. Man ging in der Nacht an die Gräber und rief die Geister der Helden. *Tertull.*, *De anima*, c. 37; *Plin.* V, 5; VII, 2; XXX, 5; XXXVII, 30; *Aul. Gell.*, *Noct. Att.* XVI, 11. Auch von Zahlen, vom Steinlegen, von magischen Erträgen machte man zu dem Behufe Gebrauch. *Orig.* *Philosophumena*, c. 25. In allen den Fällen, wo man von der Gottheit etwas wünschte, mußte man sich die selbe durch Opfer geneigt machen. Man opferte oder gelobte Güter, Menschen, ja sich selbst. Vor dem Beginn einer Schlacht gelobte man die ganze Kriegsbeute. Aber nur vermittelt durch einen Druiden durfte man opfern, wenn es der Gottheit angenehm sein sollte. *Caes.* VI, 16; *Strab.* IV, 4. Besonders waren Menschenopfer gewöhnlich als das Uebelste, was man der Gottheit darbringen konnte. Wer an schweren Krankheiten darniederlag oder in Schlachten und andern Gefahren sein Leben aussetzen mußte, der gelobte den Göttern einen Menschen zum Opfer. Das waren denn Privat- oder Hausopfer, und zu Gegenständen derselben wählte man Sklaven oder Klienten. Aber auch im Namen von ganzen Gemeinden oder Volkstämmen wurden solche Opfer dargebracht, und dazu nahm man gewöhnlich Verbrecher die den Tod verdient hatten, sodas also solche Opfer mit unsern feierlichen Hinrichtungen verglichen werden können. Nach *Diodorus* (V, 32) wurden die Verbrecher fünf Tage lang aufbewahrt, vermutlichlich von fünf zu fünf Jahren, was eine Art Lustbarkeitsfeier anzeigen möchte. War kein Uebeltäter da, so wurde ein armer Mensch erkauft, ein Jahr lang auf öffentliche Kosten mit geweihten Speisen genährt, dann an dem bestimmten Festtage in der ganzen Stadt feierlich umhergeführt und außerhalb derselben getödtet. Man schlug solche an das Kreuz, oder durchbohrte sie mit Pfeilen oder geweihten Pfeilen, oder tödtete sie durch Steinwürfe. Eine

besondere Feierlichkeit war das Verbrennen. Man schloß mehrere Menschen mit Kindern und andern Thieren in ein großes, mit Stroh und Heu überzogenes Weidengeflecht und jündete es an. *Strab.* IV, 4. Nach *Cäsar* waren diese Geflechte simulacra, also vielleicht als riesenhafte Menschengestalten geformt. Opferstätten waren gewöhnlich in heiligen Hainen. Bei allen feierlichen Handlungen wurde fest auf Strohbeude und Formen gehalten. Der Priester mußte mit Eichenlaub bekränzt, weiß gekleidet sein, und bei den Wendungen während des Gottesdienstes sich immer von Morgen gegen Abend drehen, dem Laufe der Sonne folgend. *Plin.* VI, 95; XXIV, 62; XXVIII, 5; *Athen.* IV, 36.

Das der politische Einfluss der Druiden zur Zeit der Blüthe ihres Ordens sehr groß sein mußte, ergibt sich von selbst. Sie bildeten unter einem unbeschränkten Oberhaupt eine vollkommene Hierarchie, deren einzelne Glieder eng verbunden waren. Sie waren im alleinigen Besitze aller Arten von wissenschaftlichen Kenntnissen; nur sie konnten in allen Familien- und Staatsangelegenheiten Auskunft erteilen. Sie kannten allein die Vorgehens der Zukunft und den Willen der Götter, und entschieden, ob die dargebrachten Opfer den himmlischen angenehm waren oder nicht. Kurz ohne ihr Wissen und ihren Willen konnte durchaus nichts Wichtiges im Staate geschehen. Um aber den Glauben an sich auf immer zu erhalten, hatten sie sich der Erziehung der Kinder bemächtigt, nicht nur derer, die in ihren Orden treten wollten, sondern überhaupt aller; ja nöthigenfalls wurden die Aeltern gezwungen, sie ihnen in Unterricht zu geben. Bei den Kriegen, vielleicht auch bei den andern Vorfällen, wählten sie die höchste obrigkeitliche Person, die das Recht über Leben und Tod hatte, den Vergewaltigt (von *Vor*, Mann, und *Frei*th, im Irdischen, dem Irdischen Fried, freien Rechtskreis einschneidet; im Irdischen nach *For* go *Frei*th, ein Mann, der richtig; zu *Kutun* hieß nach in späterer Zeit die höchste obrigkeitliche Person der *Vierg*\*) Sie verwalteten den öffentlichen Schatz, stellten die Rechnungen, leiteten durch Opfer und Divinationen alle Beschlüsse, erschienen in feierlichen Processionen den Segen des Himmels, wobei Bilder der Dämonen, in weiße Lächer gehüllt, getragen wurden; ja selbst Bunter vorrichteten sie, um das Volk zu lenken, indem sie bewirkten, daß die Bilder der Götter sich von selbst bewendeten, als wollten sie dadurch dem Volke eine Andeutung geben. Von dem Letztern führt *Caesar* (Ann. XIV, 32) ein Beispiel an, das zu *Camulobunum* sich ereignete. In allen dürgerlichen und peinlichen Rechtsfachen waren sie die Richter, der Vergewaltigt scheint fast nur der Volzhier ihrer Aussprüche gewesen zu sein. Außerdem war jährlich ein großer Gerichtstag zu *Dreux*\*), im Lande der Cornuter, das man für die Mitte Galliens hielt, festgesetzt. Der Gerichtstapel war gerichtet; die streitenden Parteien versammelten sich dafelbst und vernahmen mit Ehrfurcht ihren Ausspruch, von dem keine Appellation

\*) Der *Merc* ville des *Dreux*, gleichsam die Stadt der Druiden,

stalt fand. Doch wurden wol hier nur die wichtigeren Prozesse entschieden, oder es war eine Art höherer Instanz. *Caes. VI, 13; Strab. IV, 3.* Auf eine uralte Art, Gericht zu halten, mag sich die Sage gründen, welche Strabon (IV, 4) anführt. In einem Erethos am Ocean erschienen periodisch zwei Raben, bei denen der rechte Flügel mit Weis gemischt war. Die streitenden Parteien setzten ihnen Opferkränze vor, und diejenige gewann ihren Proceß, deren Speise von den Vögeln verzehrt ward. Wahrscheinlich wurde in den Gerichten öftentlich und mündlich verhandelt, daher war auch die Verehrsamkeit ein Hauptstudium der Druiden. Ebenso waren sie Schiedsrichter in allen öffentlichen Angelegenheiten, erkannten verdienenden Bürgern Belohnungen zu und bestraften andere. Bei den vielen oft blutigen Streitsigkeiten der gallischen Völker unter einander war ihr Ansehen so groß, daß die schon gestrittenen Parteien sich von ihnen befähigten, ja daß selbst schon zum Kampfe einander gegenüber stehende Heere sich von ihnen zum friedlichen Vergleich bestimmen ließen, wie Strabon und Diodoros berichten. Wer aber ihrem Anspruche nicht Folge leistete, mochte er sein, wer er wollte, den trafen auch die härtesten Strafen. Die größte war der Kirchsbann. Der Gebannte wurde für einen Ruchlosen und Verdammten gehalten, jeder wich ihm aus, vermied mit ihm zu sprechen oder ihm sonst einen Liebedienst zu erweisen, kurz er war aller öffentlichen Ehre und alles Rechts verlustig. Schon hieraus folgt, daß im gallischen Glauben auch die Lehre von Vergeltung nach dem Tode gewesen sei, obgleich davon nichts ausdrücklich bemerkt wird, denn mit bloß irdischen Strafen hätten sie so nicht schrecken können.

Ursprünglich zogen die Druiden mit in den Krieg, zu Cäsar's Zeiten aber hatten sie sich gesehlt davon freigemacht und die Waffen dem Adel überlassen. Indessen mögen sie wol nur nicht an einheimischen Kriegen Theil genommen haben, wol aber manchmal an den Kämpfen gegen Fremde. Als die Römer Rhona angriffen, standen die Druiden mit in der Schlachtreihe, riefen dem Feinde Verwünschungen entgegen, brannten heilige Feuer und suchten durch die Macht der Religion die Ihrigen zu ermuntern. *Tac. Ann. XIV, 29, 30.* Aus dem großen Ansehen der Druiden folgt, daß sie auch im Besitze großer Reichthümer waren, die sie theils mit Recht, theils aber auch mit Benutzung des Aberglaubens des Volks sich erwerben konnten. Cäsar erbeutete bei der Plünderung der heiligen Eder unermessliche Schätze. *Suet., Caes. 54.*

Es gab auch weibliche Druiden, doch ist ihr Verhalten zum Orden unbekannt. Auf der oben erwähnten Insel Erena hatten sie unter dem Namen *Gallicenae* (wahrscheinlich von *gen*, *qaen*, *Weib*, und das Wort *Galli* in der Bedeutung, wie es von den Priestern der Kybele genommen wird, also entfallsame Weiber) oder nach einer andern Lesart *Barrigenae*, d. h. heilige Frauen (von *bar*, heilig) ein berühmtes Orakel. Es befanden sich daselbst neun Mädchen, die das Gelübde einer ewi-

gen Jungfrauschaft abgelegt hatten und sich der besondern Kraft rühmten, Meer und Winde durch ihre Lieber aufzuregen, sich in jede Thiergestalt verwandeln, die schwersten Krankheiten heilen, die Zukunft voraussagen und die Schiffer, welche nach ihrem Orakel walfabreten, gegen Unglücksfälle auf dem Meere schützen zu können. Es scheint also, daß, wie bei den Teutischen, die zum Orden gehörigen Frauen in besonders hohem Ansehen standen, und daß ihnen eine nähere Verbindung mit den Göttern, die Gabe der Weissagung und mancherlei Zauberkräfte beigelegt wurden. *Plutarch (de virtut. mal.)* erzählt: Ehe die Kelten in Italien einbrangen, waren sie in einen Bürgerkrieg gerathen, aber die Frauen traten zwischen die Kämpfenden und wußten den Streit so geschickt zu schlichten, daß es seitdem Sitte wurde, die Weiber zu den Beratungen über Krieg und Frieden mit zuzuziehen. *Polyan (Strateg. Lib. VI.)* berichtet: Als die Kelten mit Hannibal über den Durchmarsch durch Gallien einen Vertrag abschlossen, so wurde festgesetzt, daß, wenn die Karthager Beschwören über die Kelten hätten, sie sich deswegen an die Frauen derselben wenden sollten. In beiden Fällen sind wol nicht alle Frauen ohne Unterschied gemeint, sondern wahrscheinlich allein die Druidinnen. Man sieht aber, welche wichtige Rolle auch diese spielten. Heilige Frauen waren auch die Samniten, wofür Andere Samaniten lesen wollten, also die Ehrwürdigen, Heiligen. Sie lebten auf einer Insel am Ausflusse der Loire, welche vielleicht *Romus* hieß, so daß also Samniten nichts weiter bedeuteten soll, als samnitische Frauen. Sie waren verheirathet, aber die Männer lebten nicht mit ihnen zusammen und durften sie auch nicht besuchen, dagegen schifften sie zu ihnen hinüber und kehrten dann wieder zur Insel zurück. *Strabon (IV, 4)* macht sie zu Priestersinnen des Dionysos, d. h. eines Gottes, der den Römern einige Ähnlichkeit mit dem Bacchos zu haben schien. In späterer Zeit werden einzelne Druidinnen erwähnt. Eine solche warnte den Kaiser Severus vor seinen eigenen Soldaten. *Ael. Lamprid., Alex. Sev. c. 60.* Eine andere prophezeigte dem Diocletian das Reich, wenn er einen Xper getödtet haben würde. *Flav. Vopisc. Numerianus c. 13, 14.* Druidin war wahrscheinlich auch das blinde alte Weib, das den Julian zu Bienne als den Wirtherspfeller der Tempel der Götter begrüßte. *Ann. Marc. XV, 3.* Ebenso die begeisterten Frauen, welche bei Camulodunum 62 Jahre n. Chr. den Untergang der römischen Legionen verkündeten und dadurch das Volk zum Aufstande reizten. In Rom fand man einen Boten, in welchem eine gewisse Arete als Druidin und Oberpriesterin genannt wird.

Zusätzlich scheint die Bemerkung Cäsar's, daß der Druidenorden in Britannien entstanden und von da nach Gallien verpflanzt worden sei, und daß zu seiner Zeit diejenigen, welche das innere Wesen derselben ganz vollkommen kennen lernen wollten, ihre Studien in Britannien gemacht hätten. Nach der gewöhnlichen Meinung wanderten die keltischen Völkersämme aus ihrer asiatischen Heimath längs der Donau nach den Westländern, be-

legten so die Gegenden am Hämusgeblirge, dann Oberitalien und Gallien, und gingen von da erst nach den britischen Inseln über. Da sollte man freilich nicht vermuthen, daß der Hauptstamm des Druiden im Tochterlande, namentlich aus der Insel Mona, gewesen sei. Aber da schon vor Cäsar der Orden in Versfall gekommen war, sich auch vielleicht durch die Verbindung mit andern Völkern mancherlei Fremdartiges eingeschlichen hatte, so läßt sich wohl denken, daß, nachdem er in einer längst vergessenen Vorzeit allerdings aus Gallien nach Britannien gewandert, er doch daselbst, wegen der mehr isolirten Lage sich reiner erhalten und in sich selbst vollkommener ausgebildet werden konnte, daß also die gallischen Druiden den britischen Zweig als den vollkommeneren, auch für den Hauptstamm erkannt, dort ihre Studien vollendet und sich von ihm abgeleitet hätten. Aber noch wahrscheinlicher und weniger Resignation bei den gallischen Druiden voraussetzend, dünkt mir die Annahme, daß schon bei den ersten Zügen der Kelten ein Hauptstamm derselben, der vielleicht den vornehmsten Theil der Priesterklasse enthielt, sich weiter nördlich gehalten und so durch Mitwirkung des Zufalls nach Britannien gekommen sei. Dann war in der That der Hauptstamm des Druiden in jenem Eilande und die Anerkennung von Seiten der Gallier natürlich. War doch der Hauptstamm des germanischen Cultus auch in Scandinavien. Hierbei kann ich der Nothz nicht unermüdet lassen, die sich in verschiedenen Journalen findet, namentlich im Planeten (Jahrg. 1833. Nr. 82. S. 328), daß man in Benares eine Handschrift in Sanskritsprache entdeckt habe, die für älter als Cäsar's Einfall in Gallien gehalten werde und eine Beschreibung von Britannien enthalte, in der das alte Druidenemblem Stonehenge als ein großer Hindutempel geschildert wird. Hat es mit dem Funke und Inhalte seine Richtigkeit, so würde sich daraus sehr wahrscheinlich, ja laß gewiß, ein uralter Zusammenhang der Druiden mit den Braminen Indiens erweisen lassen, auch ergäbe sich dann die Ursache, warum grade Britannien als der Hauptstamm des Druiden angegeben wird, wenn daselbst in der That ein Zweig der Braminen sich niedergelassen hätte. Gewiß ist wol, daß in der Lehre der Druiden Manches vorkommt, was mit den Sagen der Bramas und Buddhareligion übereinstimmt, namentlich der Satz von der Seelenwanderung, und daß auch in den innern und äußern Verhältnissen manches Gemeinschaftliche angetroffen werde. Es läßt sich allerdings annehmen, daß Lehren und Einrichtungen der Art im Westen und Osten unabhängig von einander entstehen konnten, ließe sich aber ein historischer Zusammenhang nachweisen, so würde dies zugleich den so lebhaft bestrittenen Zusammenhang der Religionen der Abendländer mit denen des Orients unwidersprechlich darstellen. Es wäre also in der That für die Verteidiger des Zusammenhangs zu wünschen, daß jene Nothz wahr sein und der Inhalt der Schrift, wie zugleich versprochen wird, bald bekannt gemacht werden möge. Hat eine Bekanntschafft Indiens mit Britannien stattgefunden, so muß dies freilich in einer sehr frühen Zeit der Fall ge-

wesen sein, spätestens zu der Zeit, als die Phönizier dahin schifften.

Auch mit den griechischen Weltweisen findet sich in der Lehre der Druiden viele Uebereinstimmung, wiewegen Mehrere glauben, die Kelten hätten ihre Cultur von den Griechen empfangen, namentlich durch die Phokler, welche ums J. 540 v. Chr. die Stadt Massilia gründeten. Aber da die Massiler bis zu Cäsar's Zeiten in fortwährendem Streite mit den angrenzenden keltischen Stämmen lebten, so läßt sich wol nicht gut der Fall denken, daß diese von ihren Feinden etwas angenommen haben sollten. Nach Pomponius Mela waren die Sitten der benachbarten Kelten ganz verschieden von denen der Massiler, und da sie auch die griechische Sprache nicht verstanden, so konnten sie auch griechische Werke und Lehren nicht benutzen. Da Pythagoras in Italien lebte, so leitete man die druidische Weisheit besonders von ihm her, oder auch von seinem angeblichen Schüler, dem Thrafer Zamolxis. Aber vom Pythagoras selbst ist es wol mehr als wahrscheinlich, daß er seine Lehren selbst größtentheils, wenigstens ihre Urelemente, dem Auslande, namentlich dem Osten, verdankte, daß also die Uebereinstimmung auch daher rühren kann, daß die Druiden aus derselben Quelle, wie er, geschöpft hatten; Zamolxis aber lebte, wann er anders ein Mensch und nicht vielmehr ein thrakischer Gottesname war, wahrscheinlich viel früher als Pythagoras. Die Sagen von den Hyperboreern, ihrer Gottlosigkeit, ihrer Weisheit und glücklichen Unschuld, sind gewiß viel älter als die griechische Philosophie, aber dieselb Hyperboreer waren eben Völker jenseit des Hämus, also wahrscheinlich grade Kelten. Viel Uebereinstimmung findet sich auch zwischen der persischen Priesterklasse und dem Druidenorden, beider Ansehen und Einfluß gleich groß und gleichartig, beide den magischen Künsten ergeben, beide die Inhaber aller Wissenschaften. Von den Hebräern werden die Magier Derulaim genannt, und Douran dieß bei den Chaldäern ein Vorkinder; im Arab. heißt Drotche gerade, gerecht, Deraechi, im Persischen ein Baum, Dara, der Oberherr; lauter Anklänge mit dem Namen Druiden, die sich auch in Indien vorfinden, wo z. B. die Sänger der Liebe und Tapferkeit Barts, Bhauts, Batsa heißen; aber freilich läßt sich aus solchen Ähnlichkeiten noch kein Schluß machen. Historisch richtiger möchte der schon oben besprochene Zusammenhang des thrakischen Religionsglaubens mit dem keltischen sein.

Als Cäsar nach Gallien kam, war das Ansehen der Druiden schon sehr gesunken. Ein Beweis ist der damalige Zustand Galliens. Der Adel hatte sich nach und nach zum völligen Herrn des Volks gemacht, indem viele Bürger durch drückende Abgaben von Seiten der Mächtigen in Schulden gerathen und genöthigt worden waren, sich ihren Drängern zu Leibeigenen zu übergeben. So wie es im Kleinen gieng, so auch im Großen. Kleinere Stämme mußten sich unter den Schutz der Mächtigen begeben und that, daß sonst alle Völkerchaften an Rechten einander gleich waren, ward jetzt bald dieses, bald jenes Volk das herrschende. Die Druiden hatten es un-



freitig verdammt, durch ihr Ansehen diesem Verlehen der Gerechtigkeit zuvorkommen, vielleicht selbst durch falsche Waſſeregen es beſördert, und muſten nun baſd dafür büßen. Es entſtanden Bürgerkriege und Tyrannenien. Der Krieger ſühlte die Macht ſeines Armes, das Schwert wollte ſich nicht mehr dem Worte unterwerfen. Einzelne Oberdruiden ſtanden wol auch ſelbſt gegen das gemeinſame Oberhaupt ſeindlich auf, und bedienten ſich der Hilfe des Kriegerſtandes gegen dieſſelbe. Früher hatten die Druiden ſelbſt die Führung der Waſſen verſtanden, aber aus Liebe zur Ruhe hatten ſie ſich von der Kampfpflicht frei gemacht, weil ſie unverträglich mit einem dem Nachdenken und der Beſchauung gewidmeten Leben ſei, und da kein Paratutura unter ihnen auſſtehen wollte, um durch die Gewalt ſeines Armes den Übermuth der Kriegerkaſſe zu demüthigen, ſo blieb ihnen nur noch die leider zu ſchwach gewordene geiſtliche Waſſe zur Behauptung ihres Anſehens übrig. Als Caſar an die Grenze des Landes kam, hatten die Equaner den teutſchen Ariowiſt zu Hilfe geſendet und durch dieſen fremden Beſtand die Obergeſamt in dem ſüdlichen Theile des Landes erlangt. Die Druiden aber ſuchten für die unterdrückten Aduer Hilfe bei den Römern, da ſie ſelbſt nicht mehr ſchützen konnten und ihr Bannſpruch ſehr unwirksam geworden ſein mochte. Um den Adel zu demüthigen, ſcheinen ſie ſogar Caſars Eroberungen beſördert zu haben, als der Druiden Divitiacus durch Hilfe der Römer bei den Aduern wieder zu dem von ſeinem Bruder Dumnorix ihm entriſſen geweneſen Anſehen gekommen war. Aber als denn nun die Römer Gallien unterjocht hatten, endete auch alle politiſche Gewalt der Druiden; doch blieben ſie in ihren ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Funktionen. Sie erſcheinen als Ärzte, Naturkunbige, Theologen, Sittenlehrer, ſowol im öffentlichen als Privatdienſte und gewannen durch Heilkunde, Magie und Aſtrologie ſogar in Rom Anſehen. Aber ſchon Auguſtus unterſagte den römischen Bürgern allen Gottesdienſt der Druiden, in Gallien aber verbot er bloß die Menſchopfer und die graſamen Divinationen, und da dieſes alles ſeinen Zweck nicht erreichte, hob Claudius die Priesterthüm der Druiden gänzlich auf und verbot ihre Religionsübungen auch im Lande der Kelten. Dieſes Verbot mag nicht in ſeinem ganzen Umſange ausgeführt worden ſein; denn ſchon unter Nero wurden wieder Bildniſſe heiliger Gottheiten gemacht. Die Druiden erhielten ſich alſo unter mehrern folgenden Kaiſern, ja zum Idell mit ſiegender Anſehen, da einige Kaiſer ſelbſt ſie um die Zukunft befragten; alſein der Name ſcheint nach und nach abgekommen zu ſein. Sie wurden öffentliche Lehrer der Wiſſenſchaften unter dem Titel der Profeſſoren, und in den Städten, die früher ihre heiligen Orte geſehen waren, bildeten ſie Collegien oder eine Art Akademien, ſtatt der ſonſtigen klöſterlichen Berraine. Sie lehrten inbeſondere Rhetorik, Grammatik, Geſchichte, Poſie, Arzneikunſt und Theologie; aber um das Andenten der alten Abkammung zu erhalten, nahmen ſie von den Gottheiten, deren Dienſt ihre Vordäter beſorgt hatten, Beinamen an, die freilich nicht altgalliſch,

ſondern römisch waren. So nannten ſich die, welche von den Priestern des Belen abſtammten, Apollinarea, Delphidii, Phoebidii. Auch die Religion erbielt ſich noch im Geheimen, und ſelbſt im 3. Jahrh. n. Chr. iſt noch von Menſchenopfern die Rede, bis endlich der ganze alte Glaube dem Chriſtentume weichen mußte und einzelne Spuren dieſſelben ſich nur beim grämeinen Volke ſelbſt bis in die neuſteſten Zeiten erhalten konnten.

In Britannien erbielt ſich der Druiden- und Bardorden etwas länger in ſeiner Reinheit als in Gallien, und beſonders der letztere bis in ziemlich ſpäte Zeiten. Die alte keltiſche Sprache lebte ſort im Irliſchen und dem davon abkammenden Schottiſchen, weniger im Walſiſchen, das viel Fremdes aufnahm. Eine Menge Gerbräuche, Sagen und Aberglauben haben ſich, wenn auch nicht rein, aus der alten Zeit im Volke erhalten. In Wales vorzüglich iſt das Weiſe von den alten Bardensliedern aufbewahrt worden, die viele altreligiöſe Vorſtellungen in ſich faſſen. Eine reiche Sammlung findet man in: *The Myrryn archaeology of Wales, collected out of ancient manuscripts* (Lond. 1801—1807). 3 Vol. Der Text iſt durchaus walſiſch. Die Sammlung beginnt mit dem 6. Jahrh., in welchem die Bardes Aneurin (umſ J. 540), Talieſin (umſ J. 550) und mehrte andere lebten. Die Herausgeber ſind Owen Jones, Edward Williams und William Owen. In allen Liedern der Bardes und ſelbſt in den proſaiſchen Sagen iſt das Geſetz, alles nach Triaden abzutheilen, genau beibehalten. Der Stoff ſelbſt iſt aus ſehr verſchiedenen Zeiten genommen und oft durch viele Jahrhunderte getrennt. Die Grundlage von vielen Liedern und Sagen mag aus den älteſten Zeiten des Druidenordens ſtammen. Außerdem gibt es noch im Walſiſchen die Mabinogion, Erzählungen aus dem Gebiete der bardiſchen Mythologie, im Munde des Volks erhalten. Die irliſchen Ueberlieferungen mögen ebenſo reich oder noch reicher ſein, ſind aber weniger bekannt. Dann enthält noch England im Innern und Weſten eine Menge druidiſcher Denkmäler, beſonders in Wales. In deſſen Nähe liegt denn auch die berühmte Inſel Mona, der heilige Mittelpunkt des ganzen Glaubens und der Wohnſitz des mächtigen Gottes Hu (ſprich Hy). Zu den Denkmälern gehören 1) die Tempel (Caer, Cör, Cylch, d. h. Kreiſe), oder Meini- und Meineuhiccion, aufgerichtete Steine, genannt. Man ſche darüber oben und den Art. Stonehenge. 2) Die Cromlechus (walſiſch) oder Cromleacha (irliſch); 3) die Rokkingstones; 4) die Carn; 5) die Druidenhäuser (irliſch Tighthe nan Druidheach), kleine, runde, gewölbte oder unbedeckte Steinhäuser mit einer Feuerſtelle in der Mitte; 6) die Glaswälle (virified walls), beſtehend aus rohem, aus Bergſtein liegenden Mauern, die mit einem ver-glaſſen Mörtel überzogen ſind; 7) Burgen, Duns, hohe runde, kegelförmige Bauern ohne Dach, mit einer Thüre und Treppe im Innern nach Oben, größtentheils am Waſſer ſtehend, im Walſiſchen Llys und im Irliſchen Lios genannt. Über das Wichtigſte ſehe man die einzelnen Artikel. Viele dieſer Denkmäler zeugen von debru-

tenden mechanischen und astronomischen Kenntnissen der Druiden. Unter der Römer Herrschaft war Britannien der Hauptsitz der druidischen Geheimlehre, und so lange die Herrschaft des Ordens bestand, hörten die Versuche der Briten zur Erlangung ihrer Freiheit nicht auf, weil vom Mittelpunkt der Priesterkraft aus immer neue Aufregungen erfolgten; daher sah sich denn Paulinus Eusebius im J. 62 n. Chr. genöthigt, das heilige Mona zu erobern. Es fiel nach einer verzweifelungsvollen Gegenwehr, und die Heilighümer der Druiden wurden nebst ihrer Herrschaft von Grund aus zerstört. Was noch blieb, vernichtete vollends die Einführung des Christenthums. Da indessen Wallis noch lange seine Unabhängigkeit von Englands Königen, nämlich bis zum Ende des 13. Jahrh., behauptete, so wurde bis dahin immer noch ein Theil des alten Priesterthums daselbst aufbewahrt; ohne diesen politischen Umstand würde unsere Kenntniß noch weit dürftiger sein. An die Stelle des zerstörten Druidenordens trat nun ein Bardeuorden, der sich an jenen angeschlossen. Die frühere Druidenkraft hatte sich allmählig in christliche Geisteskräfte verwandelt, und der Name Druiden selbst bedeutete nur noch Zauberer (Dru in Angelsächsischen, Druoi und Druidesacht im Irischen); darum veränderte man die Benennung und machte den Namen des früher untergeordneten Zweiges zu dem des Ganzen. Der Grönder aber war der in den Sagen durch seine Wunder- und Zauberkräfte berühmte gewordene Merlin. Er war Druiden und Barde des Königs Emrys Bladig, am Ende des 5. Jahrh. Merlin hieß eigentlich Merddin und war in der Sage Sohn eines Geistes und der Tochter des Königs von Dywedd, d. h. Südwales, wo der alte keltische Glaube am reinsten sich erhalten hatte, Merddin selbst also noch im Besitze eines ziemlich echten Druidenthums. Die Gründung wurde durch zwei seiner Nachfolger, Merddin Wyllt (der Wilde), auch der kaledonische Merlin genannt, und vorzüglich durch den Bardeu Taliesin besiegelt. Die Bardeu waren auch jetzt noch nicht bloß Dichter, sondern auch Priester, Philosophen und Lehrer. Der Orden nannte sich vom Wapen herden der Caridwen (s. d. Art.), der Meister vom Stuhle hieß Bardd Cadair, oder Cadeiriawg (Barde des Präsidentenstuhls). Die Mitglieder waren entweder bloß Druiden, oder bloß Bardeu, oder beides zugleich. Es gab vier Grade: 1) Dis gilybi das, wenn ein solcher drei Jahre lang Dichtkunst und Musik studirt hatte; 2) Diagibi \*) disgiblad, der sechsährige; 3) Diagibi pannoerddiad, der neunährige; und 4) Pannoerdd ober Athro, der zwölfsährige Grad, oder Doctorgrad. Theilte man die Bardeu nach den Ständen, so gab es 1) Prududd, Bardeu der fürstlichen oder höhern Stände; 2) Teluwr, Sänger der Mittelstände; 3) Clerwr, fahrende Sänger, Spott- und Wankelsänger. In Rücksicht der Wissenschaften theilte man sie in Privoirdd, Bardeu der Gründung und Erfindung, wovon es drei Arten gab: 1) eigentliche Privoirdd, die nach dem Rechte der Volks-

stimme und der eingeführten Elite ihr amtliches Ansehen in den Volksversammlungen geltend machten; 2) Orydd oder Oraten, die Vates, welche nicht einem äußern Einflusse, sondern dem innern Geiste und der durch Übung erlangten Fertigkeit folgten, und deren Pflicht es war, sich den alten Meistern anzuanschließen und von ihren Lehren nicht abzuweichen; 3) Derwyz (Druiden), deren Amt es war, sich der Unterfuchung der Gründe, Natur und Nothwendigkeit der Dinge zu widmen und Andere darin zu unterrichten. Ihr Kleid war weiß. II. In Poweirdd, Korympfänger und Korymbolner der Kunst, ohne Erfindung und Aufstellung neuer Lehren. III. In Arwyddveirdd, Herolde und Fahnenträger im Kriege und in der Schlacht insbesondere.

Diese drei Arten von Bardeu gehörten zu den höhern Ständen, waren Prydddion, unerlehllich, wurden, wie namentlich die Anwyddveirdd, Hofdiener, und unterschieden sich durch Kleiderfarben von einander.

Nach der innern Rangordnung wurden die Bardeu getheilt: 1) in Kerygner, Awonyddion. Im 12. Jahrh. wurden diese als Wapträger und Traumdeuter befragt, gerietzen in Verzagungen, antworteten in dunkeln, aber wohlgebildeten Versen, und mußten aus ihrem ekstatischen Zustande durch Zaubersprüche, Honig oder Milch, die ihnen eingegossen ward, geweckt werden, worauf sie seine Erinnerung des Vergangenen mehr hatten. Hier wirkten offenbar somnambulistische Zustände, wie auch bei den Zauberschilfern der Finnen, Lappen und anderer Scandinavier, wie dem überhaupt im ganzen Alterthume und im Mittelalter der Somnambulismus in allen den Fällen, wo es auf Beständen der Zukunft oder Darstellung eines durch Einwirkung höherer Wesen erregten begeisterten Zustandes, auf zauberähnliche Wirkungen u. dergl. ankam, eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben mag. 2) In Bardeu-vorsteher für einzelne Landschaften, Bardd Taleischiawg, die unstreitig aus den höhern Bardegraden genommen wurden. 3) Bardd ynys Prydain, die höchste Bardeustufe, in spätern Zeiten Bardd Caw, Bardd Brains, Cadeir Vardd und Bard Cadeiriawg genannt. Ein himmelblaues Kleid, als Sinnbild des Friedens und der Treue, unterschied einen solchen von den übrigen. Er war unvertieglich und heilig der Freund und Feind, trug nie Waffen, auch durfte in seiner Gegenwart kein Schwert entblößt werden.

Außerlich waren diese Bardeu freilich Christen, nachdem einmal das Christenthum eingeführt war, aber im Innern des Ordens scheinen sie den alten Lehren und Einrichtungen treu geblieben zu sein und in ihren Liedern nicht durchgehend die druidische Lehre deutlich hervor. Bis zum Sturze des walisischen Staates waren Fürst und Volk sehr überzeugt, daß die Druidenlehre sich ohne Unterbrechung bei ihnen erhalten habe. Die Fürsten waren selbst in die Geheimnisse eingeweiht und schützten den Orden. Der Hausbarde des Königs war einer der angesehensten Hofbedienten. Bei der Anstellung gab ihm der König die Harfe, die Königin einen goldenen Ring. Er zog mit in den Krieg und sang das Schlachtfeld.

\*) Das Wort Diagibi ist offenbar das lateinische discipulus.

Zu Hause war er ordentlicher Tischgenosse des Königs, und saß, wie auch in den übrigen Versammlungen, dem Haushofmeister oder Vizegrafen zur Rechten, obgleich dieser fast immer von königlichem Blute war. Der Harddandolrhwg oder Pencerdd war nur, wenn er aufgefodert wurde, bei Hofe. Wünschte dieser Gesang, so spielte derselbe zuerst zwei Lieder, eins zur Ehre Gottes und dann eins zur Ehre des Königs. Nun erst begann der Hausbarde. Der Pencerdd konnte ein freier Mann oder ein Vasall sein, aber im letztern Falle konnte ihm sein Herr das Stuhlrecht weder geben, noch nehmen; darüber hatte allein der Orden zu bestimmen. Ward ein Lehnsman Pencerdd, so mußte ihm sein Herr ein freies Grundstück geben, desgleichen eine Telnyn oder Harse, eine Gerweh oder Geige und eine Pibeu oder Querspielfe. Ohne seine Erlaubnis durfte kein Barde den König um etwas bitten; er selbst konnte zu jeder Zeit mit einem Gesuche sich an diesen wenden. Überhaupt waren die Rechte des Bardenorðs in den Gesetzen genau bestimmt. Der König von Northwales, Gruffdd ab Egnan, ließ ums J. 1130 alle die Sänger betreffende Gesetze und Gewohnheiten sammeln und ein vollständiges Bardenglement abfassen. Als endlich Wales der englischen Krone völlig unterworfen wurde, ging zwar der Bardenorð unter, weil er dem Interesse der Herrscher entgegen war, aber doch soll 20 Jahre später von einigen Ordensgliedern ein neues bardisches Collegium in Glamorgan gestiftet worden sein und sogar bis auf unsere Zeiten sich erhalten haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solche Vereine sich bildeten, aber das alte druidische Bardenthum scheint doch in ihnen nicht aufbewahrt worden zu sein.

Nicht minder als in Wales, ja vielleicht noch reiner, wurde auch in Irland und Schottland das Druiden- und Bardenthum erhalten, und die Trefflichkeit der Sänge beweisen noch jetzt die Lieder des Ossian. Nach der Volksage gab es drei Gründer der Wissenschaften in Irland: 1) den mythenhaften König Gaius (Eochaid ollamh Fodla, der Lehrer von Irland, der das Teamorrian Foa, den Reichstag von Teamor, einsetzte, und den Hof der Gesehten (Muir-Ollamhain) stiftete; 2) den Tuatal Tenechtmar, der alle drei Jahre eine Prüfung der alten Bücher und Schriften durch einen Ausschuss von drei Eblen, drei Druiden und drei Alterskennern angeordnet haben soll; 3) den Erneuerer von diesem Allen, Cormac Ullanda (Langbart). Nach der, dem Eochaid zugeschriebenen Bardenerordnung, wurden die Bardens zwölf Jahre lang von den Druiden unterrichtet, worauf die Schüler ein Ollamh oder Doctor wurde, und bei vorzüglicher Tüchtigkeit in den Druidenorden kam. Der Wissenschaft nach enthielten die Bardens drei Klassen: 1) Die Fálidho, welche sowohl den religiösen als den Schlachtgesang zu besorgen hatten, im Kriege als Herolde dienten und im Rathe der Fürsten von großem Einflusse waren. Sie besangen die Thaten der Helden unter Begleitung der Harse, gingen daher mit in den Krieg und waren Augenzeugen der Ereignisse. Nach einem alten Gedichte schritten sie voran an der Spitze

der Armees, geschmückt mit weißfaltenden Gewändern, die Harfen in der Hand und umgeben von den Festlich oder Instrumentenspielern. Während des Kampfes standen sie beiseite, um Stoff zu ihren Gesängen zu sammeln. Die Heiligkeit ihrer Person gewährte ihnen vollkommene Sicherheit. Ihr Ausruf zum Frieden war so geachtet, daß die Streitenden mitten im hitzigen Gefechte sogleich die Waffen sinken ließen. Den Abend vor einer Schlacht ermunterten sie auch das Heer in einem Liede zur Tapferkeit, welchen Gesang man Brosnaha-eath (Begrüßung zum Kriege) nannte. 2) Die Breitheamhain oder Bardens des Gesetzes und der Gerechtigkeit, welche in zweifelhaften Rechtsfällen entschieden. 3) Die Seanachaidhe, Genealogen, Geschichts- und Alterthumskenner, deren jeder Bezirk und jeder Fürst einen hatte. Alle diese Klassen hatten wieder ihre Vorsteher und Obersten. Die großen Vorzüge der Bardens und die mit ihrem Stande verbundenen materiellen Vortheile vermehrten ihre Anzahl so sehr, daß man einmal unter einem irischen Könige allein tausend Hauptbardens zählte, und am Ende des 6. Jahrh. soll ein Drittel des Volks zu ihnen gehört und auf ihre Rechte Anspruch gemacht haben. Es konnte nicht fehlen, daß daraus bald bedeutende Reibungen und Ungerechtigkeiten gegen den übrigen Theil der Nation entliehen mußten. Daher berichtet denn auch eine Sage, daß sie einst vom Wolfe nach Schottland verjagt worden wären; doch habe der König von Kunsler, Conchobar Mac Nessa, den Orden wieder zurückgerufen, die Anzahl seiner Glieder auf 200 bestimmt und ihm neue Gesetze gegeben, die mit der Freiheit des Volks in besserem Einklange standen. Diese neue Ordnung betraf unter andern die sieben Bardengrabe. Der erste hieß Fochluann, und ward dadurch erworben, daß der Lebrling auf einem Fes- oder Landtage 30 (nach Andern 20) Erzählungen bersagen mußte, wofür er zur Belohnung zwei junge Kühe oder eine alte, ein Ros und einen Windhund bekam. Der zweite Grad, Mac-Fairmuth, ward durch den Vortrag von 40 Sagen erlangt und mit drei Milchkühen belohnt. So stiegen denn die Grade fort und die damit verknüpften Belohnungen und Vorrechte. Der höchste Grad war der eines Dúamh oder Doctors mit bedeutenden Belohnungen und Vorzügen. Man sehe Walker, On the Irish Bards, p. 30 sq. Diese Einrichtungen wurden von Zeit zu Zeit erneuert und verändert, wie Beispiele zeigen, die aus dem 2. und 3. Jahrh. angeführt werden. Um diese Zeit lebte der als Held und glücklicher Krieger berühmte Fingal (Fionnghal, Fin Mac Coul), dessen Sohn der bekannte Ossian war. Die Stelle, wo der Held im Kampfe fiel (angeblich bei Rathbrea, am Ufer des Baines bei Duleet), heißt noch zu seinem Andenken Cill Fin, Fingal's Grabhügel. Er selbst stammte aus einer Bardenfamilie, und das Volk glaubte im 16. Jahrh. noch, daß die Seelen der Toten in Gemeinschaft lebten mit den Riesen Fin-Mac-Duyle, Dúler-Mac-Dúsin und Dúsin-Mac-Dúwin, und daß diese bewillten noch erscheinen. Von seinen Söhnen ist nun eben Dúsin der Barde Ossian, doch war nicht dieser, sondern

sein Bruder Fergus, oder Fergus MacFéile, der Hofschizzer seines Vaters.

Das Christenthum veränderte endlich das Bardwesen bedeutend, und die Sage schreibt dies besonders dem heiligen Patricius zu. Er soll die irische Geschichte, Literatur und Genealogie einer strengen Revision unterworfen und das Beibehalten in das große Buch der Aistíbhúir (Seannachas More) eingetragen haben. Aber unter König Hugh, ums J. 680, wurden die Bard durch ihre Annahmen wieder sehr lässig und nur dadurch, daß der Schottenlehrer Columba eine neue Anstaltsordnung für sie entwarf, wurden sie erhalten. Durch die Einfälle der Normänner wurde das Bardwesen wenig gestört und nach ihrer Befreiung der Irden und die Schulen der Kildbe im Anfange des 11. Jahrh. wieder eingerichtet. Man theilte ihn in Ollamhain oder Seannachaidhe und in Ollamhain von den, und jener Theil umfaßte die Geschichte und Alterthumskenntnis, dieser die Irden im engeren Sinne. Jeder Häuptling und Edelmann hielt sich fortwährend seinen Hausbarden. Der Einfluß auf das Volk war noch immer sehr groß und dadurch wurden sie den englischen Königen, die Irland sich unterworfen hatten, oft sehr nachtheilig. Durch das gänzliche Aufheben der Feudalherrschaft in Irland unter Elisabeth, Cromwell und Wilhelm III. ging das Bardwesen völlig zu Grunde; sie hatten nur Niemanden mehr, der sie schützte und so wurden sie zuletzt wandernde Musikanten. Ums J. 1790 ging mit dem Tode des letzten alle Spur verloren. — Die große Wichtigkeit des Druidenthums in Irland zeigen übrigens zahllose Spuren. An sehr vielen Irden waren Stbe und Schulen der Druiden, woraus später Klöster und Bischofsstbe wurden. Kirchen, die von Eichen ihren Namen haben, stehen gewis auf heiligen Plätzen der Druiden. Auch eine Menge Geräthe und Aberglauben im Volk, das noch von daher ihren Ursprung. Den christlichen Bekehrern, z. B. Patricius, wurde der stärkste Widerstand von den Druiden entgegengesetzt. Sie kämpften gegen einander durch Zaubereien und Wunder, wobei denn natürlich in der Sage die Bekehrer immer den Sieg davon tragen. Daraus sieht man wenigstens, daß diese die Wahrheit ihrer Religion auf ähnliche Art zu vertheidigen suchen mußten, wie es die Druiden mit der ihren machten; es war ein gegenfeitiges Überbieten in Wetter, Kräutern und Liebeszauberei. Von Fehre war dabei gar nicht die Rede. Auch ergibt sich aus jenem Widerstande, daß Irland grade ein Hauptstb der Druidenschaft gewesen sein müßte. Der Schottenlehrer Columba nahm vieles vom Druidenwesen ins Christenthum auf, vorzüglich durch seine Stiftung des Culzeerordens auf der Insel Jona bei Mull; indem nach der Sage der Hochschotten die Culdeer ein mittelbare Nachfolger der Druiden gewesen. — Über einige eckstliche Götterwesen, den mächtigen Ha und seine Mytherien, und die Göttin Ceidwion sehe man die besondern Artikel, wobei sich auch Gelegenheit findet, Einige aus der esoterischen Religion der Druiden kennen zu lernen.

(Richter.)

DRUMMOND. Der Sage nach stammt dieses Geschlecht von einem edeln Ungarn ab, von Mauritiu, der die ungrische Prinzessin Katba, eine Tochter des heiligen Königs Stephan, ihren Sohn, den Ätheling Edgar, und ihre Tochter Margaretha und Grifflina, vor der siegenen Normannen Wuth nach Ungarn geilen sollte, durch Stürme oder gednbtigt wurde, in den Fort einzuflauen und die Gastfreundschaft des Königs von Schottland, Malcolm's III. Alan Moir, anjusuren. Malcolm empfing seine hohen Gäste mit aller ihnen und ihrem Uglücke gebührenden Auszeichnung; die Prinzessin Margaretha wurde seine Gemahlin, und den treuen Mauritiu ließ er, wegen der glücklichen Seefahrt, den Ramen Drymen (hohe Welle) annehmen, machte ihn auch zum Seneschall oder Steward von Lenor, daß dieser nicht weier dachte, daß gossliche Norbbrünnien zu verlassen, sich unter den Töchter des Landes eine Gattin suchte und der Stifter des großen Hauses Drummond wurde. Soweit die Sage, die indessen der Biographia universelle einen wichtigen Zusatz verbanft. Nach derselben wäre Mauritiu ein ungrischer Prinz, ein Enkel des Königs Andreas I. gewesen, und wir hätten demnach in der Drummonds männlichen Nachkommen die Arpaten zu verehren. Welch ein Fund für den Geschichtsforscher, der die Entdeckung gemacht hat, daß kein Haus in andern Reichen die weibliche Erbsfolge hartnäckiger bestritt, als Hietreich, das grade und einzig dieser Erbsfolge Alles verdankt! Denn der Drummonds Abkunft von Arpad's Stamm ist wenigstens ebenso vollständig bewiesen, als daß noch Habburger in England, die Perds Fiedling von Denbigh und Desmond, leben, sowie in den Herzogen von Groy männliche Nachkommen der Arpaten, in dem Gernin von Gudenig Enkel der Pyempeiden; vor den beiden ersten haben sie sogar den Vorzug, daß Mauritiu doch ein Unger gewesen, da der Stammvater der Groy wol schwerlich jemals die Grenzen der Picardie überschritten hat, der Stammvater der Fiedling ein ehrlicher Engländer gewesen ist.

Der erste Drummond, der in Urkunden vorkommt, Malcolm, war ein Zeigenis König Wilhelms I. von Schottland. Annabella, die reizende Tochter von Eir Sohn Drummond von Stobhall, wurde König Robert's III. Gemahlin; ihr Bruder Malcolm that eine verhältnismäßig nicht minder vortheilhafte Heirat mit Isabella, der Erzogrin von Mar. Malcolm's Glück war indessen nur von kurzer Dauer, er wurde in seiner Burg von hochländischen Wegetagerern überfallen und weggeführt, und mußte in der härtesten Gefangenschaft sein Leben beschließen. Man argwohnte, Alexander Steward, der natürliche Sohn eines Grofen von Buchan, und zugleich ein gesürchteter Räuberhauptmann, trage an dieser Gewaltthat die vornehmste Schuld, und dieser Argwohn ward bestätigt, als Alexander plötzlich mit einer Schar bewaffneter Catherineer vor dem Schlosse Kilbrumnie, dem Wohnstbe der Witwe von Drummond, erschien. Das Schloß ward erstürmt, und Isabella durch Überredung oder Gewalt brennen, dem Räuberhauptmann, dem

muthmaßlichen Mörder ihres Eheberrn, ihre Hand zu reichen. Sie fand sich indessen bald in ihr Schicksal, und lernte sogar denjenigen lieben, der ihr ein Gegenstand des Abigues hätte sein müssen. Johann Drummond von Gargill und Stobhall wurde noch vor dem J. 1471 zum Lord Drummond von Stobhall creirt, hielt als Lord-Großrichter durch weise Strenge die Großen im Saume, die unter dem Vorwande, den Tod König Jakob's III. zu rächen, neue Unruhen veranlassen wollten, und machte sich auch durch geschickte Unterhandlungen mit England um den jungen König verdient. Johann hatte aber um so mehr den Beruf, den Thron Jakob's IV. aufrecht zu erhalten, da eine der Töchter seiner Ehe mit Elisabeth Lindsay, Margaretha, bestimmt war, diesen Thron zu theilen und bereits insgeheim dem König angetraut war; sie starb aber, bevor der König den wegen der Nähe der Verwandtschaft erforderlichen DisSENS von Rom haben, folglich seine Vermählung offenkundig machen konnte, und zwar, wie man erzählt, an Gift, das ihr ein Feind des Hauses Drummond beigebracht hatte. Nach des Königs Tode, bei Flodden im J. 1513, wurde Drummond vor das Parlament geladen, um über die Vermählung seiner Tochter befragt zu werden, vielleicht auch um Nachschuß zu geben von dem Morde des Abtes von Inchaffray, des Walter Murray, der im J. 1511 von den Drummonds, wegen einer Lebensfreigeit, mit sammt der Kirche von Auchtertyre, in der er Zuflucht suchte, verbrannt worden war; der Lord gab aber dem Herolde, der ihm den Befehl aufstellte, eine Drefeige, und wurde dafür aller seiner Güter entseht. Er bewirkte indessen noch die Zurücknahme dieses Ausspruchs und starb im J. 1519, daß er demnach Sohn und Enkel überlebte. Als Lord Drummond folgte ihm daher sein Urenkel, David, der mit Elisabeth, der Tochter des Lords Wilhelm Ruthven, verheirathet war; von diesem David ältem Sohne, Patricius, stammen die Grafen von Perth und Welfort ab; der jüngere, Jakob, wurde den 31. Jan. 1609 zum Lord Maderty creirt, und starb im J. 1623, mit Hinterlassung zweier Söhne, von denen der ältere, Johann, als zweiter Lord Maderty succedirte, während der jüngere, Jakob, auf Macquay, der Stammvater der heutigen Viscounts Strathallan geworden ist. Johann's ältester Sohn, David, dritter Lord Maderty, der nämlich, der Innermeth in Strathkearn erkaufte, widmete dem Gebrauche der umliegenden Gegend eine Bibliothek, die er in dem Dorfe Innerpeffery angelegt hatte und die noch fortwährend Zuwachs erhält. Er starb ohne männliche Nachkommenschaft im J. 1684; sein jüngster Bruder Wilhelm, vierter Lord Maderty, wurde den 6. Sept. 1686 für sich und alle seine männlichen Nachkommen zum Viscount Strathallan und Lord Drummond von Cromlix ernannt, Titel, die nach seines Enkels Tode, am 26. Mai 1711 an einen Vetter, Wilhelm, den Enkel des obengenannten Jakob Drummond auf Macquay fielen. Wilhelm, vierter Viscount von Strathallan, war Theilnehmer an den Rebellionen von den J. 1715 und 1745, und fiel in der Schlacht bei Culloden, 14. April

1746. Sein Name wurde in das Strafuriheil vom J. 1746 eingerückt, ohne daß dasselbe eigentlich auf ihn anwendbar gewesen, indem sein Tod vor dem zur Niedersetzung der Wassen bestimmten Termin erfolgte. Von seinen sieben Söhnen waren zwei, Robert und Heinrich, als Banquiers nicht unberühmt, der älteste, Jakob, wurde als des Viscounts von Strathallan ältester Sohn in dem Strafuriheil mit einbegriffen, obgleich er damals selbst schon der Viscount war. Seine dreien Söhne, Jakob auf Macquay und Andreas Johann, General von der Armee und Gouverneur von Dumbarton Castle, staben unvermählt, die Ansprüche des Hauses fielen daher an Jakob Drummond, einen Enkel des vierten Viscount von Strathallan (dessen Vater war des Viscounts dritter Sohn, Wilhelm), und diesem gelang es, einen Parlamentschluß zu erwirken, wodurch er in die Titel eines Viscount von Strathallan, Baron Drummond und Maderty wieder eingesetzt wurde (17. Jun. 1824). Er ist mit einer Tochter des vierten Herzogs von Athole verheirathet und hat mehrere Kinder.

In der ältern Linie des Hauses Drummond wurde Jakob, Lord Drummond, von König Jakob VI. im J. 1605 zum Grafen von Perth creirt. Den kinderlosen Grafen beerbte sein Bruder Johann, aus dessen zahlreichen Familie ein Sohn, ebenfalls Johann genannt, als Theilnehmer an Montrose's Siegen und Gefahren ehrenvolle Erwähnung verdient. Der dritte Graf von Perth, Jakob, Ritter des Hosenbands, und St. Andreaskreuz, wurde Staatsrath im J. 1670, Lord-Oberichter im J. 1680 und Lord-Kanzler, im J. 1684. Gerührt, wie man versichert, durch die in König Karl's II. Cabinet vorgefundenen Papiere, deren Besichtigung ihm übergeben worden, trat er öffentlich zu der katholischen Religion über; ein Ereigniß, das seinen Sieg über den Nachfolger Lauderdale's in unbeschränkter Herrschaft des Königsreichs Schottland, über den Herzog von Queensberry, gar sehr erleichtern mußte. Der Graf von Perth und sein Bruder Johann, der ebenfalls Katholik, und seit dem J. 1688 Graf von Welfort, wurden an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Perth, nachdem er sich vergeblich bemüht, die Presbyterianer für die Interessen König Jakob's zu gewinnen, scheint alle Hoffnung eines günstigen Ausgangs verloren zu haben. Kaum war die Nachricht nach Schottland gekommen, daß die königliche Armee sich aufgelöst, König Jakob die Flucht ergriffen habe, so ließ er sich bereuen, die Mühe zu entlassen. Er vernichtete diemit seine letzte Stütze, und alldah gab er seine Kollegen ihm zu verstehen, daß er, als Papist durch das Gesetz für unfähig zu jedem Staatsamte erklärt, nicht ferner mit Sicherheit Sitz und Stimme in dem Rathe der Regierung würde behaupten können. Während nun der protestantische Theil seiner ehemaligen, willfährigen Amtsbrüder ihn wie einen Verpfehten zu fassen schien, rührte der Pöbel in den Straßen die Trommel, proclamirte den Kanzler als einen Verräther, und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Sein Muth konnte der Drohung nicht Stand halten, und er stülte

fort aus der Hauptstadt, um über die See zu entfliehen. Jedoch verfolgt von bewaffneten Barken, wurde er bald ergriffen und länger denn vier Jahre als Gefangener eingesperrt. Aus dem Kerker entlassen, begab er sich zuerst nach Kona, wo seine Frömmigkeit große Bewunderung erregte, dann in den Hof Jakob's II., der ihn bereits im J. 1690 zum Herzoge von Perth ernannt hatte. Jakob wurde des Königs erster Kammerherr, dann des Prinzen von Wallis, oder des Chevalier Gouverneur, endlich der verwitweten Königin Driskimmar, und starb zu S. Germain en Laye, den 10. Mai 1716, im 62. Jahre seines tugendhaften Lebens. Er war drei Mal verheiratet gewesen. Seine Söhne, Johann und Jakob, gehören zu den thätigsten Beförderern der Revolution vom J. 1715. Jakob insbesondere, der sich bei dem Beginnen derselben in Edinburgh befand, hatte mit Hilfe eines Mr. Arthur, der vormals Häubrich bei der schottischen Leibwache gewesen war, und jetzt im Castelle von Edinburgh im Quartier lag, einen Plan entworfen, jene unüberwindliche Feste so zu überrumpeln, daß es eher eine Kriegskunst des schwarzen Lord Jakob Douglas als einem Streiche aus neuerer Kriegskunst gleichkommen möchte. Das Unternehmen scheiterte in dem Moment der Ausführung an einer jener Zufälligkeiten, die gänzlich außer dem Bereiche menschlicher Vorstelt liegen. Johann's Sohn war jener Titularerzog von Perth, Jakob Drummond, der in einer Versammlung der bedeutendsten Jakobiten, die den Beschluß gefaßt hatte, des Prinzen Karl Eduard tollkühnsten Unternehmen auf alle Weise zu unterstützen, plötzlich von diesem Beschluß abwich und in eine Befestigung hoher Unterthanenreue erklärte, daß er, wäre es auch ohne einen einzigen Begleiter, bei dem Prinzen auszuhalten wolle, sobald dieser den schottischen Boden betreten würde. Kaum war der Prinz wirklich in Schottland angelangt, so erhielt der Capitain Campbell von Inveraw, der mit einer independenten hochländischen Compagnie zu Muthil lag, den Befehl, den Herzog von Perth in dessen gewöhnlichem Wohnsitze zu Drummond Castle in Verhaft zu nehmen. Durch Vermittlung eines Freundes suchte Campbell es zu machen, daß er nach Drummond Castle zum Mittagessen eingeladen wurde; zugleich ließ er seine Mannschaft so nahe kommen, als es möglich war, ohne Verdacht zu erwecken. Nach der Tafel vollzog Inveraw unter mancherlei Entschuldigungen seine Dred, indem er dem Herzoge erklärte, daß er ihn verhafte. Gleichgültig erwiderte dieser, er müsse sich in die Nothwendigkeit ergeben. Allein indem man das Zimmer verlassen wollte, ließ er aus Höflichkeit den Capitain vorausgehen, statt ihm jedoch zu folgen, schlug er hinter dem Betrogenen die Thüre zu, und ließ durch eine Knechtin aus dem Hause in den Wald. Hier wurde ihm augenblicklich nachgesetzt, und wahrscheinlich würde man den Herzog wieder ergriffen haben, wenn er nicht einen Gaul angetroffen, sich auf denselben geworfen, und ohne Sattel und Zaum mit denselben das Weite gesucht hätte. So entkam er in die nördlichen Hochlande, wo er sich wegen des gegen ihn aufgestellten Verhaftbefehles verborgen hielt,

bis die hochländische Armee, am 3. Sept. 1743, in Perth einrückte. Hier führte er dem Prinzen 300 Mann zu, wogegen er, an einem Tage mit Lord Georg Murray, seine Befallung als Generalleutnant empfing. Im höchsten Grade artig, gefällig und liebreich mußte Perth besonders Personen gefallen, die, wie der Prinz, im Auslande erzogen waren; auch ließ er nicht Gefahr, dem jugendlichen Gebieter durch tobe Zurückweisung oder derben Widerspruch zu misfallen. Alle seine Sitten und Ansichten hielten sich in Frankreich gebildet, wo er die ersten 20 Jahr seines Lebens zugebracht hatte. Er sprach sogar das Englische einigermaßen wie ein Fremder aus, welches er jedoch unter dem Gebrauche des dreilen schottischen Dialectes verbarg. Er war ein Mann von unbewußteltem Muth, besaß aber kein besonderes kriegerisches Talent. In scheidendem Gegensatz zu Murray, der stolz auf seine überwiegenden Talente, ungebüldig gegen Widerspruch und hochfärrig und ausschend in jeder Auserung, mußte er bald in Disposition zu diesem seinem Nebenbuhler in der Gunst des Fürsten treten, und obwohl die Artigkeit, Gemüthlichkeit und Freundlichkeit des Herzogs diese innere Spaltung das Herbe nahm, hatte sie doch auf den Gang der Angelegenheiten den nachtheiligsten Einfluß. Bei dem Einfälle in England besetzte der Herzog die in westlicher Richtung marschirende Division, und Carlisle, die Stadt, wie die Citadelle, mußten sich nach einigem Widerstand an ihn ergeben. Er behandelte die Bürger großmüthig und herablassend, und die Ausbrüche ihrer Dankbarkeit, sowie die Beweise von Gunst, die der Chevalier dem Eroberer eines so bedeutenden Plazes schüttete zu sein glaubte, erhöheten den Reiz, mit welchem Lord Murray auf den Herzog blickte. Er betrachtete den Vorzug, der diesem durch das Commando bei der Belagerung von Carlisle gegeben worden, als eine Beeinträchtigung seiner eignen Ansprüche; auch sah er, oder stülte sich, als sehr er des Herzogs Religion aus einen Fleden an, der zu einem so bedeutenden Commando durchaus nicht pafte. Von diesen Gefinnungen geleitet, ließ er während der Belagerung ein Schreiben an den Chevalier ergehen, worin er beklammert, das Vertrauen seiner königl. Hoheit nicht zu besitzen und Andern im Dienste nachgesetzt zu werden, um seine Entlassung als Generalleutnant bat. Sie wurde ertheilt, erzeugte aber in der Armee ein allgemeines Gefühl von Unbegabigkeit und Besoegniss, denn das Vertrauen auf Murray's militärische Tüchtigkeit war groß. Die Hauptpersonen in dem Heere vereinigten sich zu einer Bittschrift, worin der Prinz gebeten wurde, alle Katholiken aus seinem Staatsrathe zu entfernen und den Lord Murray zur Wiederannahme seines Commando zu vermögen. Der Prinz möchte es nicht leicht gefunden haben, sich aus dieser Schwierigkeit herauszubefrei, wenn Perth auf dem erlangten Vortheile hätte bestehen wollen. Allein, als man diesem treuen Diener zu bedenken gab, daß Karl in diesem Augenblicke keine Resolution zu seinen Gunsten geben könne, ohne zu des Königs großem Nachtheile der Dienste Murray's entbehren zu müssen, war er sofort bereit, jegliche andere

Dienstspähre als die seinige zu erkennen und sich Allem zu unterwerfen, wodurch das Interesse Karl's und der Helldung selbst gefördert werden könnten. Jakob entkam dem Blutbade bei Culloden, gleichwie der hartnäckigsten Verfolgung, ging zu Schiffe, starb aber an seinen Wunden auf dem Meere, im Juni 1746. Kinder hatte er nicht; seine Gemahlin starb bis in den April 1747 den Tömer bewohnen, lebte sodann in England und starb den 28. Jun. 1769. Sein Bruder, Johann Lord Drummond, besetzte als Marschal-de-camp, die spätere, aus Frankreich dem Prinzen zugesendete Dillse, aus Leuten von des Lords eigenem Regimente (Royal-Écossais), aus Pistols von sechs irischen Regimenten und aus zwei Schwadronen von Fitzjames Cavalerie-légère bestehend. An der Spitze dieser Truppen vollführte Johann ein Manduere, dem größtentheils der Sieg bei Falkirk zuschreiben ist; er errang auch mehrere Vortheile in partiellen Gefechten mit dem General Bland, der den Vortritt des Herzogs von Cumberland führte. Nach seines Bruders Tode nahm Johann den Titel eines Herzogs von Perth an, den er jedoch nur kurze Zeit besaß. Er starb zu Brüssel, als Lieutenant-général, im October 1747. Inwieweit er mit Edward Drummond, Herzog von Perth und Mestre-de-camp in französischen Diensten (gest. zu Paris, den 7. Febr. 1760), verwandt gewesen, können wir nicht sagen, das aber ist uns wohl bekannt, daß des Herzogs sämtliche confiscirte Güter, jährlich 4000 Pfund eintragend, durch Acte vom 25. Regierungsjahre Georg's II. ungetrennlich mit der Krone verbunden wurden. Der Administrator derselben that seinen Wohnsitz zu Muthil, südwestlich von Perth, denn Drummond-Castle, obgleich noch nicht sehr alt, ist ein kleines und schlechtes Haus, dessen einzige Zierde die schöne Aussicht über Strathhearn ist. In der neuesten Zeit ist Drummond-Castle ein Eigenthum des Lords Gwydir geworden. Auch der Titel von Perth wurde, doch nur als englischer Lordstitel, im J. 1797 zu Gunsten von Jakob Drummond erneuert. Dieser erste und letzte Baron von Perth hinterließ aber nur eine Tochter, die sich im J. 1807 mit Peter Robert Burrell Lord Gwydir verheiratete.

Wir haben bereits von dem Grafen von Melfort, einem Bruder des Königs Herzogs von Perth, gesprochen. Er folgte seinem Könige in die Verbannung, und empfing dafür im J. 1690 den Titel eines Lord Graham in England, sowie später jenen eines Herzogs von Melfort. Sein Sohn Jakob, der bei des Vaters Leihjahren als Lord Rindin vorgekommen, starb zu Paris den 26. Dec. 1766. Ein Sohn dieses jüngern Herzogs von Melfort wird wol der als Schriftsteller bekannte Graf Ludwig Hector von Drummond-Melfort gewesen sein. Geboren im J. 1726, war Ludwig Hector nach und nach Obrist bei verschiedenen Regimenten, Generalinspector der leichten Truppen, Generalleutnant und Commandeur des Ludwigordens. Als des Grafen Woth von Sachsen Adjutant hatte er eine gute Kriegsschule gehabt, und das Merkte fleißig in den Kriegen von den J. 1740—1763 geübt; die Friedensjahre benutzte er, um die Ver-

wendung seiner Dheime, der Brüder Keith, um die militairischen Anordnungen des großen Friedrich in ihrem Zusammenhange zu studiren. Das erste Resultat seiner gründlichen Forschungen war: *Essai sur la cavalerie légère*, 1748. Dreißig Jahre später erschien sein *Traité sur la cavalerie*, in 8ol. avec atlas (Paris 1776); ein Werk, das von der Bildung einer Cauterie ausgehend, sich bis zu den wichtigsten Manduere erhebt, und dessen Zweck möglichst vollständige Belehrung des Feldherrn sowohl als des gemeinen Reiters. Es fand daher auch selbst bei gekrönten Häuptern die günstigste Aufnahme, und steht noch heute, namentlich in Frankreich, in verdientem Ansehen. Mehrere der von Drummond angegebenen Manduere wurden in die Ordnungen von den J. 1788, 1791 und 1793 aufgenommen und finden noch heute ihre Anwendung. Vorzüglich verdient um die französischen Heere machte sich Drummond durch seine Anstalten von der reitenden Artillerie; die Worte, die er, der erste, von dieser suchtbaren Waffe gesprochen, gingen für die Franzosen nicht verloren. Inseßens mußte er den Augen, den er gestiftet, theuer bezahlen. Format und Preis drückten den Absatz seines Werkes gleich sehr; der Druck hatte ihm große Summen gekostet und er gerieth in Schulden, die den Abend seines Lebens gar sehr verkümmerten. Er starb auf seinem Gute Zoop-le-pré in Berry, im Nov. 1788.

Wilhelm Drummond, der Dichter und Geschichtsschreiber, im J. 1585 geboren, studierte in Edinburgh, und brachte sodann auf verschiedenen Hochschule des Auslandes, namentlich zu Bourges, vier Jahre mit juristischen Studien hin. Selbständig geworden durch des Vaters Abgang entfasste er den Probstudien, um sich in romantischer Einsamkeit, auf der Burg zu Sawthornden, an der Nord Ost, zwei englische Meilen unter Rossin, mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Er erbaute auch in der Burg, die einst des tapfern Alexander Ramsay Bollwerk gegen die Engländer gewesen, den noch heute bewohnten Hügel. Der Tod seiner Braut trieb ihn von dannen, und er verlebte nochmals acht Jahre in dem Auslande. In dem J. 1634 vermählte er sich mit einer Logan, mit der er mehrere Kinder erzeugte. Er starb zu Ende des J. 1649; wie man glaubt, hatte der Kummer um des königlichen Märtyrers Ende seine Tage abgekürzt. Der schottische Petrarca, so heißt Drummond wegen einiger Ähnlichkeit im Talent und in der Lage mit jener des italienischen Dichters, der schottische Petrarca war nämlich ein wahrhaftiger Royalist. Seine Dichtungen, und es sind deren eine ziemlich Anzahl, handeln von Liebe oder Andacht, und sind nicht arm an schönen Bildern, an Zärtlichkeit, Anmuth und Zierlichkeit, wie dieses namentlich von den Liebessonetten zu rühmen ist. Dagegen sind sie überfüllt mit dem salbschen Prunze, in dem sich die Italiener noch gefallen, der aber damals allermwärts als ein classischer Schmutz galt; auch ist der Dichter zu arm an Ideen, um einer größern Schöpfung Leben und Interesse zu geben. Sein Hauptverdienst, und es war in jener Zeit ein höchst seltenes, beruht auf

dem Wohlflange und der Pierlichkeit seiner Verse. Drayton und Ben Jonson waren seine Freunde; Jonson besonders empfand für den Dichter wahre Begeisterung. Er kam zu Fuße von London nach Hamthornton, bios um denselben zu sehen\*), und es fällt schmerzlich auf, daß Drummond von seinem Brecher ein so unvorthellhaftes Bild entwerfen konnte. Wilhelm D. hat auch eine Geschichte der fünf schottischen Könige des Namens Jakob geschrieben, die zwar erst nach seinem Tode bekannt gemacht wurde, und in mehreren Flugschriften für das Haus Stuart gestritten. Eine Gesammtausgabe seiner Werke, der eine Lebensbeschreibung beigefügt, erschien zu Edinburgh (1711. Fol.). — Ein Drummond, Bischof zu Vaison, in der Grafschaft Venaissin, gab Veranlassung zu jenem berühmten, nachmals jedoch als erschlichen zurückgenommenen Schreiben König Jakob's VI. an den Papst Clemens VIII., welches neben dem Ausdruck der Hochachtung für seine Heiligkeit die Abticht an den Tag legte, die Katholiken mit Nachsicht zu behandeln und schließlich um den Cardinalshut für den Bischof von Vaison bat.

(v. Stramberg.)

**DRUMMONDIA.** Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Saxifragaceen, hat Canbolle (Prodr. IV. p. 49) so genannt nach dem englischen Gelehrten Thomas Drummond, welcher als Naturforscher die zweite Franklin'sche Nordpolarexpedition begleitete und in den Jahren 1826 und 1827 die Rocky-Mountains und das Land am Columbiaflusse durchkreiste. Char. Die umgekehrt kegelförmige Röhre des Kelches ist fast ganz mit dem Fruchtknoten verwachsen; der Saum fünfspaltig, mit dreieckigen, in der Knospe klappenförmigen, zuletzt zurückgeschlagenen Lappen; fünf halbgescherzte Corollenblättchen wechseln mit den Kelchlappen; fünf Staubfäden stehen an der Basis der Corollenblättchen und diesen gegenüber; zwei sehr kurze Griffel mit zwei zweilappigen, absteigenden Narben; die Kapsel einsächerig, viel-samig, an der Spitze zweiflappig, öffnet sich lange vor der Reife der Samen; die Samen sind längs zwei gegenüberstehenden Mutterfäden befestigt. Die einzige Art, *Dr. mitelloides* Cand. (l. e. p. 50, *Mitella trisida* Graham in Edinb. phil. Joura. Jul. — Sept. 1829. p. 185, *M. pentandra* Hooker bot. mag. t. 2933; vielleicht gehört auch *M. nuda* L. aus Sibirien hierher), ist ein perennirendes Kraut, von dem Ansehen einer *Mitella*, *Tiarella* oder *Huechera*, mit gestielten, herz-förmig-freierunden, gelappten, doppelt gefiederten Wurzelblättern, aufrechten, langen Blüthenstängeln, ährenförmigen Blüthentrauben und gelben Blumen. Drummond hat sie aus dem Felsengebirge (Rocky-Mountains) in Nordamerika gefunden und den Samen mit nach Eng-land gebracht.

(A. Sprengel.)

*Druna*, f. *Drome*.

**DRUPACEAE**, nannte Canbolle (Flor. franc. IV.

p. 479) eine Pflanzenfamilie, welche Bartsch mit dem Namen *Drupiferae* belegt und Jussieu (Gen. pl. p. 340) als siebente Gruppe (*Amygdaleae*) zu der Ordnung der Rosaceen gestellt hatte. In der That unterscheiden sich die Drupaceen von den Rosaceen nur durch einen ein-sachen, freien Fruchtknoten mit ebenfalls einsachen Griffel und einfacher Narbe und durch eine Steinfucht (*Drupa*). Canbolle selbst betrachtet die Drupaceen, welche er nun *Amygdaleen* nennt, jetzt (Prodr. II. p. 529) als zweite Gruppe der Rosaceen; dagegen haben sie Bartling (Ord. nat. pl. p. 404) und Linker (Introduct. to the nat. syst. p. 84) als eigene Familie angenommen. S. v. Art. Rosaceae.

(A. Sprengel.)

**DRUPARIA** (*Druparia*). Eine von Rafinesque (Medic. reposit. V. p. 358) bekannt gemachte, aber un-genau charakterisirte und vielleicht mit *Lycoala* zu ver-einigende Gewächsgattung aus der 24. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Bauchspitze der natürlichen Fa-milie der Pilze. Char. Der Schlauchbehalter ist ellip-tisch oder kugelig, norpelig, mit einer schleimigen oder gallertartigen Masse gefüllt, in welcher die Sporen lie-gen. Die drei Arten, welche Rafinesque unterscheidet, sind Steinfuchten ähnlich (daher der Gattungsname), und finden sich auf saulem Holze in Nordamerika. 1) *Dr. violacea Rafin.*, bei Philadelphia, zu der Größe und Farbe einer Pfauze; 2) *Dr. rosea Rafin.*, halb-oval und blasförmig, bei Wilmington in Delaware; 3) *Dr. glo-bosa Rafin.*, wie eine rothe Kirche, bei Gaston in Pensylvanien.

(A. Sprengel.)

**DRUPATRIS.** Eine von Loureiro (Flor. coch. ed. Willd. p. 384) aufgestellte, noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zwölften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Myrtaceen. Char. Der Kelch glockenförmig, über dem Fruchtknoten stehend, mit fünfspaltigem Saume und spizen Keulen; vier rundliche Corollenblättchen; über 20 viele, im Kelche eingefügte Staubfäden, mit zweilappigen, rundlichen, auf-rechten Antheren; der Fruchtknoten fast kugelig, mit dickem, einsachtem Griffel und dicker, einfacher Narbe; die ovale, saftlose Steinfucht enthält eine vierfächerige Ruß (daher der Gattungsname: quasi *drupa ternaria*). Die einzige Art, *Dr. cochinchinensis* Lour. (l. o. p. 385), welche Loureiro in den Bergwäldern von Cochinchina gefunden hat, ist ein großer Baum mit wenigen aufsteigenden Zweigen, eiförmig-ablangen, zugespitzten, glatten, abwechselnden Blättern, ablangen, am Ende der Zweige stehenden Blüthenähren und kleinen, weißen Blumen. Die Frucht dieses Baumes, welchen die Cochinchinesen Käy-Drung nennen, ist nicht essbar.

(A. Sprengel.)

**DRURY** (Robert), wurde im 3. 1687 zu London geboren. In seinem 14. Jahre hat er seine Ältern, ihm eine Reise nach Indien zu gestatten; diese gaben ihm 100 Pfund Sterling, und damit schiffte er sich als Pas-sagier auf einem Schiffe nach Bengalen ein. Im 3. 1702 kehrte das Schiff zurück; es war aber wegen eines Leckes genöthigt, bei Isle de France anzuhafen. Kaum

\*) Man sehe über diese berühmte Zusammenkunft des Rob. Sibbald Bericht.



war es abgefahren, so wurde es aus derselben Ursache genöthigt, nach der südlichen Küste von Madagaskar zu steuern. Das Schiff strandete auf einer Sandbank und die Mannschaft rettete sich ans Land. Vor den König des Landes geführt erfuhren die Engländer, daß sie ihn gegen seine Feinde unterstützen sollten; sie bewachten sich seiner Person und der seines Sohnes, um sie als Geiseln während ihres Marsches nach dem Fort Dauphin zurückzubehalten. Als sie nach Verlauf von drei Tagen diese Geiseln unvorsichtigerweise entlassen hatten, wurden sie größtentheils von den Madegassen ermordet. D. und drei andere junge Leute wurden ins Innere des Landes geführt und dort theils zur Bearbeitung der Felder, theils zur Wartung der Herden gebraucht. Mehrmals gebrauchte man ihn auf Kriegszügen; auf einem derselben fiel ihm ein junges Mädchen in die Hände, welches er heirathete. Ungeachtet seiner Neigung zu dieser ent-

floh er, nachdem er 15 Jahre Sklave gewesen war. So hielt er sich einige Zeit an der Küste auf. Als er im J. 1716 mit Landseuten zusammentraf, kannte er kaum noch ihre Sprache. Im Januar 1716 reiste er über Jamaica und von hier nach England, wo er im J. 1717 ankam; sein Vater hatte ihm ein kleines Vermögen hinterlassen. Mit diesem ging er im J. 1719 nach Madagaskar auf einem Schiffe, das Neger kaufte; im folgenden Jahre kam er von dort zurück. Er beschrieb sehr weitläufig seine Abenteuer, aus denen einer seiner Freunde einen Auszug machte, der unter folgendem Titel erschien: *R. Drury, Madagascar or journal during 15 years captivity on that island* (Lond. 1729, 1808). Dieses Journal enthält sehr ausführliche Nachrichten über die Sitten der Madegassen, aber sehr wenig über die Naturgeschichte und Geographie des Landes. (*Eyries in d. Biogr. univ.*) (L. F. Kämtz.)

Ende des siebenundzwanzigsten Theiles der ersten Section.

SBM 649589











